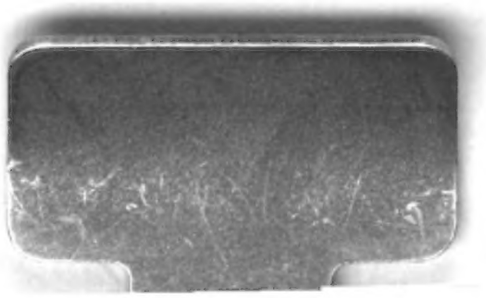
Per. 262 f
1869,2



Digitized by Google

DER SALON

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Ernst Dohm und **Julius Rodenberg.**

Band IV.

Landauer'sche Bibliothek Schöppingen

Verlag von A. H. Payne

Leipzig.

Digitized by Google

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Inhalt des vierten Bandes.

Seite

Das Feenkind. Novelle von *Paul Heyse* 1. 129. 257

Die Räuber. Ein Bild aus dem Jahre 1782. Von *E. Diethoff.* 18

Der Herzog von Braunschweig, sein Schloss, seine Diamanten, sein Rival und sein Prozess mit seiner Tochter, der Gräfin Civry. Von *Ad. Ebeling* 38

Ein Salon in Cairo. Von *W. Gentz* 49

Wallfahrer und Wandersmann. Gedicht von *H. G* 55

Die letzten Tage König Karl's. Roman von *Julius Rodenberg* 56. 188. 313. 459. 570. 679

7. Capitel. Frank Herbert erklärt sich.
8. „ In welchem der Capitain Jürgen Joyce zuerst einer Dame und dann dem Leser seine Honneurs macht.
9. „ Manuella erklärt sich.
10. „ Das Treffen.
11. „ Der Capitain erfüllt den Befehl seines Obristen.
12. „ Wer die Wunden des Ritters heilte.
13. „ Nachrichten aus der Heimath.
14. „ Die Jugendgespielen.
15. „ Der Wahrspruch der Bibel.
16. „ Die Proclamation.

Rapperswyl. Erlebnisse eines kleinen Erdflecks. Von *Gottfried Kinkel* 71

Frühlingsgruss. Gedicht von *Ad. Wilbrandt* 85

Der Maler des Hässlichen. Ein Nachtstück von *Alfred Meissner* 86

Der Auszug der Zwerge. Gedicht von *Hermann Kletke* . . . 95

Digitized by Google

Seite

Ein Nonnenkloster vor Gericht. Nach den stenographischen Berichten für den „Salon“ bearbeitet von einem Preussischen Staats-Anwalt 96
Kam'rad, ich bitte. Gedicht von *H. G.* 110
Das Waidwerken oder der Pürschgang. Ein Bild aus dem Jägerleben. Von Oberförster *Adolf Müller* 145
Der Herr des Hauses. Erzählung von *Werner Maria* 151. 339. 422
Lamartine. Von *Julian Schmidt* 170
Ein Diner bei dem Fürsten von Rumänien. Von *A. H. Ehrlich* 183
Passionsblume. Gedicht von *Hermann Lingg* 204
Die Brüder Achenbach, zwei Meister der deutschen Landschaftsmalerei. Von *Julius Meyer* 205
Interessante Lectüre. Gedicht von *H. G.* 210
Aus Alt- und Neuwien. Von *E. Bauernfeld* 211
Erinnerungen an ein erloschenes deutsches Fürstenhaus. Von *L. Ernesti (M. von Humbracht)* 222
Die Zigeuner in Norwegen, ihre Sprache, Herkunft, Sitten und Sagen. Von *Anton von Etzel* 231
Die russische Fürstin ....oef, oder wie man in der hohen Pariser Welt deutsche Literatur treibt. Von *Ad. Ebeling* .275. 441. 604
Sturm im Walde. Gedicht von *H. G.* 283
Die Metropole der westlichen Welt. Von *Udo Brachvogel* . 284
Verdi. Von Dr. *Eduard Hanslick* 288
Schicksal. Gedicht von *J. G. Fischer* 309
Ekkehard. Von *Hermann Grieben* 310
Hermann Lingg. Von *F. Kreyssig* 334
Frühling am Rhein. Von *F. Hey'l* 355
Pause. Sonett von *Albert Roffhack* 361
Von der andern Seite des Wassers. New-Yorker Plaudereien. 362. 488. 625. 758
Der alte Steuermann. Gedicht von *H. G.* 371
Die hannöverschen Emigranten in Frankreich 382
Der Salzgräber von Hallstadt. Eine Geschichte von *August Silberstein* 385
Die Mühle. Gedicht von *Hermann Grieben* 407
Die Secten Amerika's. Von *Fr Kreyssig* 408
Sommer-Mittag. Gedicht von *Godfried Wandner* 440
Flügelbote. Gedicht von *Ad. Wilbrandt* 451
Eine Geschichte aus der Kinderzeit. Von *M. von O.* 452
Die Deputirten von Paris. Von *Arthur Levysohn* 472
Die Season in London. Von *B. A.* 480
Der Sträfling. Erzählung von *Adelheid von Auer* 513

Digitized by Google

Seite

FSTEIGENDES GEWITTER. Gedicht von *Hermann Grieben* . . . 543
INNERUNGEN AN ALEXANDER VON HUMBOLDT. Von *Max Ring* . 544
E BIBLIOTHEK ALEXANDER VON HUMBOLDT'S. Von *J. Löwenberg* 553
SPANIEN. Von *Eugen Laur* 562. 673
I. Madrid und Nachbarschaft.
II. Aranjuez und Toledo
RBOTENER SPASS. Gedicht 569
UARD VON BAUERNFELD. Von *Karl von Thaler* 586
AUENKÜSSE. Sonett von *Albert Roffhack* 594
E HEXEN UND HEXENPROCESSE. Eine criminal-historische Skizze.
Von *Dr. A. Vollert*, Herausgeber des "neuen Pitaval" 595. 661
I. Die Hexen.
II. Die Hexenprocesse
DAS PERPETUUM MOBILE. Die Lösung eines unlösbaren Räthsels
Von *G. L.* 610. 709
DER VETTER. Eine Pfälzer Geschichte von *E Diethoff* 641
IN DER NACHT. Gedicht von *Ad. Wilbrandt* 660
HARZBILDER. Gedicht von *Rudolf Gottschall* 671
I. Baumannshöhle.
II. Bodekessel.
DIE BEIDEN CONCURRENTEN. Gedicht von *H. G.* 678
DIE RAST DES FÜHRERS. Gedicht von *H. G.* 693
EIN BLICK IN DIE INTERNATIONALE KUNST-AUSSTELLUNG ZU MÜNCHEN.
Von *Alfred Woltmann* 694
DICHTERWOHNUNGEN AM RHEIN. Von *Ferdinand Hey'l* 702
DIE HÜHNERHUNDE. Von *W. Br. Warburg* 710
DR. BETHEL HENRY STROUSBERG 723
EIN HÄUSLICHES TRAUERSPIEL. Für den „Salon" bearbeitet von
einem Preussischen Staats-Anwalt 735
HARMLOSE BRIEFE EINES DEUTSCHEN KLEINSTÄDTERS, an die Heraus-
geber des Salon 111. 239. 365. 492. 613. 743
BÜCHERTISCH DES SALON 116. 243. 372. 498. 619. 747
PARISER MONATS-CHRONIK 121. 247. 376. 503. 629. 762
IM RAUCHZIMMER 127. 254. 383. 511. 638. 766

Kunstblätter.

DER AUSZUG DER ZWERGE.
„ALMASZ" EINE ÄGYPTISCHE SÄNGERIN.
DER WALLFAHRER.
„KAM'RAD, ICH BITTE!"
INTERESSANTE LECTÜRE.

Digitized by Google

Der Anschuss.
Oswald Achenbach.
Andreas Achenbach.
Schloss und Schlossgarten in Homburg.
Sturm im Walde.
Hadwig von Schwaben und Mönch Ekkehard
Hermann Lingg.
Der alte Steuermann.
Der Salzgräber von Hallstadt.
Eine Geschichte aus der Kinderzeit.
Die Pariser Deputirten.
Die Mühle.
Aufsteigendes Gewitter.
Schloss und Grabstätte der Familie Humboldt in Tegel.
Verbotener Spass.
Eduard von Bauernfeld.
Die beiden Concurrenten.
Die Rast des Führers.
Rheinstein.
Dr. Henry Bethel Strousberg.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Dr. Tulp in Anger

Der Salon.

Das Feenkind.

Novelle in Versen von **Paul Heyse.**

Erster Gesang.

Es war einmal — so fangen Märchen an,
Und wer mag heute noch ein Märchen hören?
Die Welt ward alt und klug. Ein Kinderwahn,
Der lieblichste, kann Niemand mehr bethören.
In Flor steht die Novelle, der Roman,
Wer schreibt, soll zu des Fortschritts Fahne schwören,
Und will man nicht auf Leser ganz verzichten,
Darf man beileibe nichts in Versen dichten.

Wo ist die Zeit, da Oberon entzückte,
Und Hüon's Horn mit heitrem Wunderklang
Grauköpfe selbst der Wirklichkeit entrückte?
Die Zeit, da ihren Schiller sehnsuchtsbang
Die zarte Jungfrau an den Busen drückte,
Der Jüngling seinen Goethe noch verschlang,
Im Wollaut schwelgend ew'ger Melodie'n?
Statt ihn zu lesen, lies't man über ihn.

Denn seit das Leben kreis't auf Eisenschienen
In wilder Werkelhast, wer leiht ein Ohr,
Umbraus't, umzischt vom Lärm der Dampfmaschinen,
Dem Liebling, den die Muse sich erkor?
Im Rauchcoupé mit überwachten Mienen
Zieht man den neu'sten Auerbach hervor,
Und eben will das Herz sympathisch bluten,
Da tönt der Ruf: „Krähwinkel! Fünf Minuten!"

Allmächt'ge Götter, und in dies Gedränge
Ein Feeenkind, das nur in Versen spricht?
Mich dünkt, der Flinkste schüttelt drei Gesänge,
So schwergereimt, doch aus dem Aermel nicht.
Und dafür nicht einmal der Dank der Menge,
Von Freunden selbst ein zweifelhaft Gesicht,
Und der Kritik Wolweisheit: „Man besäße
Den Sinn nicht für das wahrhaft Zeitgemäße —"?

Sei's drum! Wer lebt, wird beſſre Zeiten ſehn
Ich, mögen kluge Leute mich verhöhnen,
Kann nicht dem alten Zauber widerſtehn,
Der Strophe des Arioſt mich nicht entwöhnen.
Den Staub und Qualm, die mir das Haupt umwehn,
Spül' ich hinweg im Wellenbad des Schönen,
Und frei am Heerweg, trotz verhängter Strafen,
Entgürt' ich mich und plätſchre in Octaven.

Wen dies unſchicklich dünkt, der bleibe fern
Und rette fein aufs Trockne ſeine Seele.
Euch Andern aber, werthe Frau'n und Herrn,
Sag' ich: kein Märchen iſt's, das ich erzähle.
Hiſtoriſch ſtreng beglaubigt iſt der Kern,
Poetiſch nur die Form, die ich erwähle,
Und trotz des idealen Flugs der Stanzen
Höchſt realiſtiſch die Tendenz des Ganzen.

Vor mir hat Jacques Cazotte den Stoff geſtaltet,
Ein klarer Geiſt, doch eine trübe Quelle.
Von Vielem, was er ſchrieb, iſt viel veraltet,
Auch dieſes „Feeenkind", genannt „la belle
Par accident." Allein unſterblich waltet
Sein Dichtergeiſt in jener Spuknovelle
„Le diable amoureux". (In Parentheſe
Warn' ich, daß ſie nur ja kein Backfiſch leſe.)

Doch während er auch unſre Mahr phantaſtiſch
Zum Märchen macht und böslich ſie entſtellt
Durch Poſſen und Cynismen, allzu draſtiſch
Für unſre züchtige moderne Welt,
Hab' ich ſie, weder fabelnd noch ſarkaſtiſch,
Rein aus den echten Quellen dargeſtellt,
Was ich beſcheidentlich hier geltend mache
Für Kenner des Cazotte. Und nun zur Sache! —

Es war einmal ein Prinz von Aſtrachan,
Kalilbad-Chan, ſo lautete ſein Name,
Schön, wie die Sterne keinen zweiten ſahn,
Den ſeine Mutter, eine kluge Dame,
Da ihr Gemahl die Augen zugethan,
Sorgſam erzog, wie eine tugendſame
Wittib den einz'gen Sohn, der ihr Erhalter
Und Stab und Stütze ſei im Greiſenalter.

Kaum ließ sie je den Knaben von der Seite,
Befahl, daß er in Staatsrath und Moschee,
Zu Fuß, zu Roß, zu Wagen sie begleite,
Daß sie das Wachsthum seiner Tugend säh'.
Und wenn er auch bei Tage schweift' ins Weite,
Schlief er doch Nachts in seiner Mutter Näh'.
Sein kleines Bett dicht bei dem ihren stand,
Geschieden nur durch eine span'sche Wand.

Sie aber pflegte so getreu des Sohnes,
Daß sie vor Sorgen oft kein Auge schloß.
Dazu die Pflichten des verwais'ten Thrones,
Undank, der Weltlohn, den auch sie genoß —
Kein Wunder, daß sie oft den Saft des Mohnes
Umsonst in ihren Abendbecher goß,
Bis sie, nachdem sie lang sich wachend quälte,
Ein Mittel, das zum Ziele traf, erwählte.

Drei alte Frau'n berief sie, im Ersinnen
Von Märchen weitberühmt, die mußten spät,
Wenn sie zur Ruhe ging, ihr Werk beginnen,
Bestallt zu diesem Amte durch Decret
Als die geheimen Hof-Einschläferinnen
(Die Endormeusen Ihrer Majestät
Nennt sie Cazotte). Wie sie die Reihe traf,
Erzählten sie die Königin in Schlaf.

Denn dieser seltnen Frau, von tiefen Plänen
Zum Wohl des Staates mächtig aufgeregt,
Erschienen kindisch jene bunten Scenen,
Drin Phantasus nach Laune sich bewegt.
Beim schönsten Zauber fing sie an zu gähnen
Und schnarchte, wo man sonst zu schaudern pflegt;
Sie setzte nicht sich künstlich in Extase,
Wie Andre thun, und gähnte durch die Nase.

Doch Endormeusen, beiderlei Geschlechtes,
Sie finden stets ein dankbar Publicum,
Gleich sehr entzückt durch Treffliches und Schlechtes,
Und Nerven giebt's, die ein Narcoticum
Erregt, statt einzulullen. Denn wie brächt' es
So mancher Schächer sonst zu Ehr' und Ruhm?
Genug, daß, was die Mutter schläfrig machte,
Den jungen Sohn um Schlaf und Ruhe brachte.

Ganz still, daß Niemand im Gemach es merke,
Verhaltnen Athems lag er hinterm Schirm
Und lauschte dem Bericht der Zauberwerke
Von Diven, Dschinnen, grausem Lindgewürm,
Von schöner Prinzen Muth und Heldenstärke,
Und wie durch Feuersgluth und Meergestürm
Die holde Fee dem Jüngling, den sie liebt,
Zur Seite bleibt, bis sie den Kranz ihm giebt.

O schöne Zeit, wo Wirklichkeit und Wahn
Dem unerfahrnen Blick zusammenrinnen,
Dem Wunderbarsten wir vertraulich nahn
Und das Gemeine den entzückten Sinnen
Zum Wunder wird; wo schmeichelnd uns umfahn
Traumfäden, die wir selbst im Wachen spinnen!
Noch irrt uns nicht, was weise Männer raunen:
Es sei der Weisheit Ziel, nichts anzustaunen.

So schwebten Kalilbad die Traumgebilde
Der Phantasie auch Tags verlockend vor,
Daß mitten oft im sonnigsten Gefilde
In dunkle Schwermuth sich sein Geist verlor.
Dann strich er wol das Mähnenhaar, das wilde,
Sorgsam zurück von seines Rößleins Ohr,
Und spürte dort nach jener Schraube, die
Dem Pferd der Abbassiden Flügel lieh.

Er liebt' es, taglang durch den Forst zu traben,
Pfadlos und ziellos, in bedächt'ger Eile.
Ein einz'ger Diener folgte dann dem Knaben,
Hussein, der Mohr, der Bogen ihm und Pfeile
Nachtrug, allein, statt Kurzweil dran zu haben,
Im Stillen fast verging vor Langerweile;
Denn anderm Wild schien Jener nachzujagen,
Und äußerst sonderbar war sein Betragen.

Vor jeder Höhle stieg er ab und kroch
Durchs Dorngestrüpp hinein, um nachzuspüren
Dem „Sesam, thu' dich auf!", dem Schlüsselloch
Zur Höhle Kaxa, den geheimen Thüren
Zum Schatz des Aladdin; und endlich doch
Hofft' er den Busen einer Fee zu rühren.
Bei jedem seltnen Vogel, jeder Schlange
Harrt' er, ob sie zu reden nicht verlange.

Dies noch in Jahren, wo die hoffnungsvolle
Moderne Jugend längst schon aufgeklärt ist,
Weiß, daß sie nach Realem streben solle,
Da Gold der Dichtung keinen Heller werth ist,
Und daß ein Pferd, das siegreich seine Rolle
Beim Rennen spielt, das wahre Zauberpferd ist.
Wissen ist Macht. Zeit Geld, nichts idealer
Als du, o Silberblick der harten Thaler!

Doch freilich hat ein Prinz, der sonst für nichts
Zu sorgen hat, der nicht Carrière machen
Und Brod im Schweiße seines Angesichts
Verdienen muß, — ein solcher hat gut lachen.
Er lebt im Schimmer ungetrübten Lichts,
Erfüllt ist jeder Wunsch noch vorm Erwachen,
Und soll im Ekel nicht sein Herz erschlaffen,
Muß er sich unerreichte Wünsche schaffen.

Der Mohr, ein Realist vom reinsten Wasser,
Hielt seinen Herrn für etwas schwach im Kopfe;
Ihm stünde Manches prinzlicher, als daß er
Im wilden Wald an taube Felsen klopfe!
Er selber war durchaus kein Freudenhasser,
Nahm rüstig jedes gute Glück beim Schopfe,
Und ob ihm auch das Kraushaar schon ergraute,
Kein Wagniß war, deß er sich nicht getraute.

Da nun die Fürstin das verträumte Wesen
Des Sohns mit Kummer sah, rief sie den Mohren,
Der schon beim sel'gen Herrn in Gunst gewesen:
„Der Prinz hat seine Munterkeit verloren",
(Man sieht, sie war im Shakespeare wol belesen)
„Drum hab' ich Dich zum Hüter ihm erkoren;
Was räthst Du mir?" — Und Hussein grinst'te schlau:
„Laßt mich nur machen, königliche Frau!"

Und andern Tags bei ihrem ersten Ritte
Schlug er den Weg nach einem Weiler ein,
Der paradiesisch einsam in der Mitte
Von Rebenhügeln lag. Hier zog den Wein
Ein armer Winzer, dessen niedre Hütte
Noch Süßres barg: drei schöne Töchterlein.
Hier, denkt der wackre Mentor, wird's gelingen,
Den tollen Prinzen zur Vernunft zu bringen.

Doch Seine Hoheit, als die schönen Kinder
Vom besten Jahrgang freundlich ihm kredenzten,
Blieb kalt bei ihrem Lächeln wie ein Blinder,
So munter auch sechs junge Augen glänzten.
Er stieg nicht ab und kostete noch minder
Den Becher, den mit Rosen sie bekränzten,
Und als die Mädchen einen Tanz begannen,
Spornt' er sein Pferd und sprengte flugs von dannen.

Hm! sprach der Mohr bei sich, es fällt kein Baum
Auf Einen Hieb; der erste Schritt soll immer
Der schwerste sein. Ich zwar erlebt' es kaum;
Ich war bekanntlich von kleinauf ein Schlimmer.
Doch solch' ein junger Herr, dem erst der Flaum
Am Kinne sprießt, wenn dem die Frauenzimmer
Nicht halb entgegengehn, kann's lange währen,
Bis es gelingt, ihn etwas aufzuklären.

Von drei der Schwestern waren zwei zuviel,
Und alle noch zu jung und unerfahren.
Geduld! ein andrer Trumpf gewinnt das Spiel! —
Und Abends, da sie lang geritten waren,
Wählt Hussein eine Schenke sich zum Ziel,
Wo eine Wirthin, schon in mittlern Jahren,
Noch schön und nicht sehr grausam in der Regel,
Zu rupfen pflegte lose Wandervögel.

Die zog der biedre Mentor ins Vertrauen,
Und wie man denkt, ließ sie nicht lang sich bitten.
So schön war Kalilbad, daß er auch Frauen
Gefährlich war, die niemals ausgeglitten.
Sich eine Gasthofsschönheit anzutrauen
Verwehrten freilich wol die Landessitten;
Doch Schlösser, Gärten, Schmuck, maitresse en titre
Und „Carlos' Herz" dazu, ist auch nicht bitter.

Sie wies den Fremden Nachts zwei Kammern an,
Und bald entschlief der Mohr, gleich dem Gerechten,
Der Tages redlich seine Pflicht gethan.
Da weckt' um Mitternacht den stark Bezechten
Ein hast'ger Ruf. Er sah Kalilbad-Chan
An seinem Bett. Bei allen Himmelsmächten,
Lallt' er, was giebt's? — Und Jener sagte: Hussein,
Steh auf; wir reiten. — Prinz, bei Nacht? — Es muß sein. —

Ich bitt' Euch, Hoheit, redet Ihr im Fieber?
Die Nacht ist rauh, der Wind geht ungestüm,
Und Euer Mantel — Teufel auch, wo blieb er?
Ihr habt ein sehr fragwürdiges Costüm! —
Doch stumm blieb Kalilbad. Zum Aufbruch trieb er,
Und wahrlich, hätt' ein Drachenungethüm
Ihn heimgesucht, das Bett mit ihm zu theilen,
Er konnte nicht in größrer Angst enteilen.

Seit jenem Anfall gab der Mohr ihn auf,
Fest überzeugt, der Prinz hab' einen Sparren.
All seine Schrullen nahm er in den Kauf,
So wie man pflegt bei unheilbaren Narren.
Und sah er ihn erspähn den Sternenlauf,
Springwurzeln suchen und in Höhlen starren,
Zuckt' er die Achseln, und des Auges Blinzen
Sprach mitleidsvoll: 's ist Schad' um unsern Prinzen!

Da plötzlich drang in diese Traum-Idylle
Der Ruf des wachen Lebens und der Noth.
Die Fürstin, längst schon siechend in der Stille,
Doch sich bezwingend, da die Pflicht gebot,
Erfuhr, daß nicht allmächtig war ihr Wille:
Die Herrscherin erlag dem Herrscher Tod,
Und eine Schaar der höchsten Würdenträger
Begrüßt als König Kalilbad, den Jäger.

In Astrachan, obwol das Land barbarisch
Und kaum beleckt von christlicher Cultur,
(Verwaltung und Justiz übt man summarisch,
Und höchste Richtschnur ist die seidne Schnur) —
In Einem Punkt verfährt man exemplarisch,
Wie je in einem Reich des Westens nur:
Der Landesherr hat nichts zu thun im Ganzen,
Als den erlauchten Stammbaum fortzupflanzen.

Ja, was er drüber thut — wol hat's erfahren
Die Fürstin selbst! — wird übel angesehn.
Drum, als ein junger Prinz von siebzehn Jahren
Zu Throne kam, schien Alles wol zu stehn.
Man hofft', er würde sich die Mühe sparen
Selbst zu regieren, Alles lassen gehn
Wie's Gott gefiel, und nur als Fürst der Minne
Ein Landesvater sein im schönsten Sinne.

Statt dessen nun, zu Jedermanns Erstaunen
(Nur Hussein war auf Wunder längst gefaßt)
Ergriff er fest, doch ohne Sultanslaunen,
Des Reiches Zügel, ohne Hast und Rast,
Und all die blonden Schönen und die braunen,
Die gern dem jungen Herrn des Herrschens Last
Erleichtert hätten, mußten sich bequemen
Ihn nur von fern in Augenschein zu nehmen.

Der hohe Rath, der ernstlich die Gefahr
Des Vaterlands erwog und klar erkannte,
Wie schädlich es dem theuren Fürsten war,
Daß er sich ganz zu den Geschäften wandte
(Mit Staunen sah man, daß bei Nacht sogar
In seinem Cabinet die Ampel brannte),
Beschloß einmüthiglich, ihm zu empfehlen,
Als Wunsch des Volks, er möchte sich vermählen.

Als der Wesir ihm den Beschluß verkündete,
Betheuernd, keine heißern Wünsche heg' er,
Als daß er fest die Dynastie begründete,
Erschrak für seinen Herrn der treue Neger.
Er hustete, lief hin und her und zündete
Den Tschibuk an vor dem Großwürdenträger
Und gab gewaltig qualmend zu verstehn:
Herr, dieser Plan wird wol in Rauch aufgehn!

Doch wie erstaunt' er, als der Prinz mit Würde
Zur Antwort gab: er kenne seine Pflicht.
Zur Last der Krone noch die schwere Bürde
Des Ehejochs zu tragen, scheu' er nicht.
Nur ob er auch die Rechte finden würde,
Sei ungewiß, und dennoch von Gewicht,
Denn lieber woll' er ehelos verbleiben,
Als, fänd' er nicht die Rechte, sich beweiben.

Die Rechte? lächelte der Großwesir.
Die wäre leicht erfindbar, sollt' ich meinen.
Durchblättre Hoheit nur die Liste hier.
Von allen Prinzessinnen, groß' und kleinen,
Die Jüngste, Schönste, Reichste wählen wir,
Und sollte sie dann nicht die Rechte scheinen,
So könnt Ihr ja geruhn, nach Eurem gnäd'gen
Belieben, Euch im Harem zu entschäd'gen.

Nein, sprach der junge Fürst, lernt mich verstehn.
Als Knabe schon hab' ich mir's zugeschworen,
Zu meiner Gattin keine zu ersehn,
Die, sei sie noch so schön, ein Weib geboren.
Die Rechte stammt mir aus dem Reich der Feen,
Von Genien, die sie mir zur Braut erkoren,
Mir zugeführt auf einer Morgenwolke;
Und dies verkündet meinem treuen Volke! —

Hoheit geruht zu scherzen, sprach betroffen
Der Großwesir. Ein Feeenkind? Der Scherz
Ist geistreich, in der That. Allein wir hoffen,
Auch wol ein Menschenkind rührt Euer Herz! —
Ich scherze nicht, sprach Kalilbad, und offen
Erklär' ich hier: ich ließe zwar mit Schmerz
Mein Land und Volk zur Beute fremden Erben,
Doch nur ein Feeenkind werb' ich umwerben.

Sprach's und verließ den Saal. Als hätt' ein Blitz
Aus heitrer Luft ihm Bart versengt und Brauen,
So saß der Großwesir. Sein flinker Witz
War wie gelähmt. Er sah mit stillem Grauen
Den Mohren an, aus dessen Augenschlitz
Ein Zwinkern kam. Dann sprach er: Im Vertrauen,
Hussein, gesteh mir, was Du davon denkst. —
Und Hussein: Er ist toll, ich wußt' es längst. —

Desselben Abends, da im kühlen Garten
Der junge Fürst lustwandelt, bat ein Greis
Um die Erlaubniß, hier ihm aufzuwarten,
Der älteste der Muftis, silberweiß
Vom Lebenswinter. Menschen aller Arten
Hatt' er gelenkt zu Allah's Ruhm und Preis
Und schien es als ein Kinderspiel zu schätzen,
Auch Kalilbad den Kopf zurechtzusetzen.

Doch nicht vom Zaun wollt' er das Thema brechen.
Er ließ sich nieder zu Scherbet und Pfeife,
Und erst nach manchen Staats- und Stadtgesprächen
Und Anekdoten aus dem Stegereife
Klagt' er sich an gewisser Altersschwächen,
Daß er die junge Welt nicht mehr begreife,
Nicht fasse, wie auch in das kindlich fromme
Rechtgläub'ge Herz die Saat des Irrwahns komme.

So gehe das Gerücht, Kalilbad-Chan
Hab' eine Fee zur Gattin sich erlesen.
Doch geb' es wirklich Feen? wo im Koran
Steh' nur ein Wort von solchen Fabelwesen?
Wer zeuge, daß sie mehr als Dichterwahn?
Wer wisse, ob sie eines Kinds genesen?
Und wolle nun aus blindem Märchenglauben
Hoheit des schönsten Glückes sich berauben?

Wie? sprach der Fürst, Du zeihst mich blinden Wahns,
Weil sich mein Glaube nicht bezeugen lasse?
So sag doch, welche Sure des Korans
Bezeugt das Dasein dieser Scherbet-Tasse,
Der Pfeife hier, ja meins, Kalilbad-Chans?
Und wenn allein, was ich mit Händen fasse,
Besteht und wirklich ist, sind Zeit und Raum,
Geist, Glaube, Wissenschaft, nicht auch nur Traum?

Sagst Du nicht selbst, man müss' an Heil'ges glauben?
Und wenn nun mir die Feeen heilig sind?
Wer will mir das Gefühl im Busen rauben,
Mir blühe Glück nur durch ein Feeenkind?
Wo ird'sche Sinne, diese blinden, tauben
Betrüger, schweigen, setzen wir geschwind
Den Markstein der beseelten Welt, als wäre
Nicht über uns noch eine höh're Sphäre.

Wird nicht die Welt der Geister klar genug
Bezeugt durch aller Völker frommes Schauen?
Dem Edelsten in uns, dem reinen Zug
Zu höhern Wesen, sollten wir mißtrauen?
Wohl, den Propheten unsres Gottes trug
Das Flügelpferd durch Paradiesesauen;
Dies glaubt auch Ihr, und jene Wolkenflüge
Von Danhasch und Maimune nennt Ihr Lüge?

Ein Weib wie meine Mutter — doch Du weißt,
Die Zweite, die ihr gleich, ward nicht geschaffen;
Drum mög' ein Feeensprößling mir den Geist
Beflügeln, meines Volkes Wohl zu schaffen.
Im Arm der ird'schen Weiber soll zumeist,
So hört' ich sagen, Heldenkraft erschlaffen.
Der Bund, den ich erhoffe, soll mich stählen;
Zum Heil des Staats will ich die Gattin wählen. —

Wohlan, sprach nun der Alte, dem das Thema
Bedenklich ward (ihm bot die Casuistik
Für einen solchen Fall kein passend Schema,
Und machtlos war die glänzendste Sophistik
Vor dieser Glaubenskraft): als ein Problema
Sei dies dahingestellt. Die Feeenmystik
Wird sicher einst zu Eures Volks Erbauung
Bei Euch verdrängt durch tiefre Weltanschauung.

Nur Eins gelobt: dafern in dreien Jahren
Euch keine Braut erscheint aus Feeenland,
Dann Eurem treuen Volke zu willfahren
Und einzugehn ein irdisch Eheband.
Ihr mögt, wenn später Fee'n sich offenbaren,
Sie nach Belieben frei'n zur linken Hand. —
Gut denn, sprach Kalilbad, so will ich's halten;
Geschworen ist's! — Und er entließ den Alten.

Sobald dies ruchbar ward, kam bei den Schranzen
Von Astrachan die Feeenwelt in Mode.
Man wollte nur nach Feeen-Walzer tanzen,
Der Hofpoet sang eine Feeenode;
Die Frage, ob den Fee'n sich fortzupflanzen
Gestattet sei, und ob auch sie dem Tode
Verfallen, wenn sie sich mit Menschen gatten,
Gab Anlaß zu den heftigsten Debatten

Der Philosoph, der stets mit Achselzucken
Von Fee'n gesprochen, ließ ein dickes Buch
„System der Feeen-Metaphysik" drucken,
„Gewidmet Seiner Hoheit. Ein Versuch."
Doch mußt' er eine bittre Pille schlucken;
Denn Kalilbad, der keinen Widerspruch
Ertrug, befahl, daß er zum Weib erlese,
Als seiner werth, die jüngste Endormeuse.

Als nun durchs Land die seltne Kunde stob,
War großer Lärm bei Jungen und bei Alten.
Nur alte Jungfern spendeten ihm Lob:
„Schön sei's, der Sinnlichkeit sich zu enthalten!"
Die Männer lachten, doch ein Sturm erhob
Sich in den Harems. Alle Weiber schalten,
Daß tief von ihm beleidigt ihr Geschlecht sei,
Da ihm die Jüngst' und Schönste noch zu schlecht sei.

Warmblüt'ge Fehler finden insgesammt
Ein mildes Urtheil bei den guten Frauen,
Don Juan wird im Theater streng verdammt,
Im Leben sieht man ihn mit süßem Grauen.
Fischblüt'ge Tugend, die, von Nichts entflammt,
Nie über des Erlaubten Schnur gehauen,
Wird zwar gelobt, als Beispiel für die Kinder,
Doch int'ressanter findet man die Sünder.

Und nun ein Prinz, dem alle Herzen wärmer
Entgegenschlagen, der die Auswahl hätte,
Und er verschmäht, der sonderbare Schwärmer,
Sie allzumal, Blondine wie Brünette?
Als wär' ein schönes Weib an Reizen ärmer
Als eine Fee, solch eine Luftkokette!
Und darum, jede Probe selbst verschwörend,
Jung schon ein Weiberfeind? Es ist empörend! —

So eiferten die Astrachanerinnen,
Die freilich himmelweit sich unterscheiden
Von unsern Frau'n, nur auf Versorgung sinnen
Und fürstliche Maitressen selbst beneiden.
Ob sie vor unsern auch den Preis gewinnen
In Staatsintriguen, mögt ihr selbst entscheiden,
Wenn ihr geduldig hört, was ich berichte,
Der Chronik treu von Astrachans Geschichte.

Ein Garten, der von kühlen Brunnen rauschte,
Lag hinterm Schloß. Des Fürsten Schlafgemach
Ging dort hinaus, und manchen Abend lauschte
Sein Ohr der Nachtigall, in Träumen wach;
Und wenn er Grüße mit den Sternen tauschte
Und Geister rief mit sehnsuchtsvollem Ach.
Sah man ihn noch zur Stunde der Gespenster
Einsam und blaß am ros'umrankten Fenster.

Nun war's in einer Sommernacht. Der Mond
Stand voll am Firmament. Bei seinem Schimmer
Las Kalilbad noch spät, wie er gewohnt,
Das Buch Scheherezaden's, dran er nimmer
Sich müde las. Nur seiner Augen schont'
Er endlich doch, durchwandelte das Zimmer
Und trat, noch in die Wunderwelt vertieft,
Zum Fenster, das von Mondessilber triefft.

Da sah er drunten, wo mit buntem Sand
Bestreut drei Gartenpfade sich durchschnitten,
Ein wundersames Paar. Die Eine stand
Ganz ohne Regung in des Kreises Mitten,
Den, einen Stab gebietend in der Hand,
Die Andre um sie zog mit langen Schritten,
Und Beiden feierlich vom Haupte wallten
Bis zu den Knöcheln weiße Schleierfalten.

Nun bog die Mittlere zur Erd' ein Knie,
Die Andre stand die Stirn zum Mond gewendet
Zugleich ein summend Lied begannen sie,
Das bang und klagend in ein Winseln endet.
Und kaum verklang die heisre Melodie,
So schwebte, wie vom Mond herabgesendet,
Ein Täubchen her, und aus dem Laubengange
Kroch schuppenglitzernd eine grüne Schlange.

Sie ringelt' an der Mittleren empor
Und legte sich, ein lebendes Geschmeide,
Um ihren Hals und züngelt' ihr ins Ohr,
Indeß das Täubchen seine Flügel beide
Der Andern schmiegt' ums Haupt. Da glitt der Flor
Von ihren Schultern, und im rothen Kleide
Stand Die inmitten da, die Andr' im blauen,
Und nun begann ein Tanz der beiden Frauen.

Und wie sie mit Gesang im Kreis sich schwangen,
Bewegte sich die Taub' und Schlange mit.
Die grünen Ringe des Gewürms umschlangen
Den Hals der Taube, was sie gurrend litt.
Da zog den Fürsten mächtiges Verlangen,
Dies nah' zu sehn; doch eh' er noch den Schritt
Hinabgelenkt zur Stelle, wo sie stunden,
War Alles wie ein Traumgesicht verschwunden.

Ein hartgesottner Skeptiker, ich wette,
Hätt' hier gestutzt. Nun erst Kalilbad-Chan!
Mit glüh'nder Seele kreis't' er um die Stätte,
Wo seine Augen diese Wunder sahn,
Und warf sich überwacht erst auf sein Bette,
Als schon den Morgen angekräht der Hahn.
Er glaubte, heft'ger Ungeduld zur Beute,
Daß Großes dieser Geisterspuk bedeute.

Und wie ein Mensch, den aus geliebten Augen
Der erste Strahl der Gegenliebe traf —
Zu keinem Werk des Tages mag er taugen,
Er wandelt seinen Weg in wachem Schlaf,
Nur Eines hofft er: neuen Trost zu saugen
Aus seiner Herrin Blick, ein sel'ger Sklav —
So harrte mit unbänd'gen Herzensschlägen
Kalilbad-Chan der nächsten Nacht entgegen.

Doch diesmal nicht am Fenstersims von fern
Will er der Feeen Wiederkehr erwarten.
Kaum glänzt im Blau herauf der Abendstern,
So schleicht er heiß vor Unruh in den Garten.
So dicht umwob der Wahn den jungen Herrn,
Daß, als nun endlich grobe Schuhe knarrten
Und Kleider rauschten, er vergaß, daß Feeen,
Die Luftgebornen, schweben, statt zu gehen.

Und siehe da, die zwei vermummten Frauen
Erschienen wieder auf dem alten Fleck.
Dasselbe Spiel begann, das Aufwärtsschauen
Und Niederknie'n zu räthselhaftem Zweck.
Die Schlange kroch heran und voll Vertrauen
Naht' ihr die Taube, — da aus dem Versteck
Trat Kalilbad und rief: Wer Ihr auch seid,
Ich ruf' Euch an, zu Eurem Dienst bereit.

Erhabne Wesen, kündet Eure Namen
Und Ziel und Absicht, die Euch hergeführt,
Und mehr, als jemals Menschen unternahmen,
Vollbring' ich, wenn Ihr mich zum Helfer kürt! —
Die Eine drauf der unbekannten Damen,
Gleichsam von diesem edlen Wort gerührt,
Sah die Gefährtin an und macht' ihr Zeichen,
Als flehte sie: Laß Deinen Sinn erweichen.

Fürst, sprach sie endlich, mit so heisrem Ton,
Wie schwerlich je ein Feeenmund gesprochen
(Auch hätt' ein minder Gläub'ger lange schon
Gewittert, daß sie nicht nach Ambra rochen),
Fürst, Deiner treuen Huldigung zum Lohn
Vergeben wir, daß Du den Kreis gebrochen,
Und willst Du pünktlichen Gehorsam schwören
Und tiefes Schweigen, sollst Du Großes hören.

Gewiß hast Du die Namen schon gelesen
Der Feeen Mophetus' und Cancrelade.
Sieh, diese beiden höchst erlauchten Wesen
Beehren Dich mit ihrer Huld und Gnade.
Du möchtest eine Fee zur Frau erlesen,
So hörten wir. Und da ein Bräutchen grade
Vacant ist, nehmen wir's auf unsre Kappe;
Zwei Fliegen schlägt man so mit Einer Klappe.

Denn wisse, eine Fee von reiner Race,
Die wagt, sich einem Menschen zu verbinden,
Und wär's ein Fürst, verfällt dem schwersten Hasse
Und wird um keinen Preis Verzeihung finden.
So hat vor sechzehn Jahren Fee Carcasse
Gebüßt für zärtliche verstohlne Sünden,
Da sie dem Prinzen Foh nicht widerstand,
Und lebt nun einsam, fern dem Feeenland.

Auf einer Insel tief im Oceane
Hat sie in Gottesfurcht ihr Kind erzogen,
Nur dann und wann besucht von Fee Morgane,
Die allem Morganatischen gewogen.
Die schwor uns zu, im ganzen Dschinnistane
Sei Keine, die an Augenbrauenbogen,
An Wuchs, Gesicht und Fülle seidner Haare
Sich messe mit dem Feeenkind Gülnare.

Und doch, die Aermste! Ihrer Mutter Fehl
Soll nach gestrengem Schluß das Kind entgelten.
Kein Luftgeist nimmt, so lautet der Befehl,
Das Kind zur Frau; und auch die Hochgestellten
Auf Erden sehn zu Mißheirathen scheel.
Wer hört sein Weib gern einen Bastard schelten?
Und ob sie werth, den reichsten Thron zu schmücken,
Wer denkt so groß, ein Auge zuzudrücken? —

Ich, ihr Erhabnen! rief der Fürst, der länger
Nicht an sich hielt; Euch schuld' ich ewig Dank!
Nun sieht die Welt, daß ich kein Grillenfänger,
Und kein Phantast, von leeren Träumen krank.
Nicht werth zwar solcher Huld ist ihr Empfänger,
Doch Ehrfurcht, Lieb' und Treue sonder Wank
Bring' ich ihr zu, dem holden Feeenkinde,
Und nun, ihr Güt'gen, sagt, wo ich sie finde! —

Gemach, spricht Jene; ungestümer Freier!
Wir sandten gestern schon die Schlang' und Taube
Zur Feenkön'gin ab, ob sie die Feier,
Die Ihr begehrt, die Hochzeit Euch erlaube.
Noch zögert sie, und da Ihr keck den Schleier
Gelüftet habt, so zürnt sie, wie ich glaube.
Doch seid Ihr längst schon sehr bei ihr in Gnaden,
Und sie verzeiht Euch; denkt an Cancreladen!

Zieht Euch zurück, daß wir sie neu befragen,
Und sagt sie Ja, so wird schon morgen Nacht
Das Feeenkind auf luft'gem Schwanenwagen
Bis an die Schwelle des Palasts gebracht.
Ihr aber müßt der Neugier Euch entschlagen
Und nicht hinaussehn, bis ihr Finger sacht
An Eure Pforte klopft. Und wenn sie spricht:
„Nun ist es Zeit zu gehn!" — so wehrt ihr nicht.

Die Mutter wünscht nicht, daß sie bei Euch bleibe
Als Gattin, eh ein Mond noch hingerollt.
Drum kränket ihre Tugend nicht, beileibe!
Beschenken mögt Ihr sie, so viel Ihr wollt,
Mit Perlen, Gold, Juwelen, wie dem Weibe
Geziemt, das Ihr zur Fürstin machen sollt.
Doch reinen Mund, mein Prinz! denn, wie Ihr wißt,
Sein Glück verscherzt, wer nicht verschwiegen ist. —

So sprach die Fee, und der entzückte Prinz
Verneigt sich stumm und geht zurück zum Schlosse.
Wohl hätt' ein aufgeklärter Kunz und Hinz
Unrath gemerkt bei dieser plumpen Posse.
Doch unser Schwärmer, leichtbethörten Sinns,
Sah schon sich auf des Glückes höchster Sprosse;
In seinem Zimmer ging er auf und nieder
Und declamirte laut Hafisens Lieder.

Da klopft's. — „Wer ist da?" — Herr, das Abendessen! —
„Mich hungert nicht." — Herr, seht nur die Kapaunen
Und die Pastete. Sie wird kalt, indessen
Ihr hier geruht, Beschwörungen zu raunen.
Und Kalilbad: „O könntest Du ermessen,
Hussein, wie mir geschehn; Du würdest staunen.
Doch Schweigen ziemt. Verlaß mich auf der Stelle.
Musik! Musik! Schick' mir die Hofkapelle!"

Mit Seufzen ging der Mohr, den Kopf sich krauend,
Und bald erscholl aus dem Granatgebüsch
Gedämpftes Saitenspiel, ein Herz erbauend,
Das Ahnung schwellt' und Hoffnung träumerisch.
Indessen saß, auf beiden Backen kauend,
Hussein an seines Herrn gedecktem Tisch;
Er aß für Zwei, damit man im Palaste
Nicht merke, daß der Fürst aus Schwermuth faste.

Und als er gütlich sich gethan in vollster
Behaglichkeit und jetzt den Tschibuk sog,
Zurückgelehnt auf seidnem Ruhepolster,
Hielt er beschaulich diesen Monolog:
Der dünkt fürwahr mich aller Tollen Tollster,
Den Ehrgeiz je um seinen Schlaf betrog.
Denn Jeden frag' ich: wer ist hier der Prinz,
Ich oder Kalilbad? Mir scheint, ich bin's.

Ich ess' und trinke prinzlich, geh' in Gold
Und Seid' und Sammet, spreche die Minister,
Wenn Hoheit Schnupfen hat, und Jeder zollt
Mir Hochachtung und denkt: allmächtig ist er!
Die schönsten Frau'n des Landes sind mir hold
Und zieh'n sogleich die zärtlichsten Register.
Gold, Einfluß, junge Weiber, alter Wein —
Sagt, konnte Salomo beglückter sein?

Nichts als der Name fehlt. Und der ihn trägt —
Was ist sein Vorrecht? Pah! Ihm werden täglich
Zwölf Dutzend Staatsdecrete vorgelegt,
Die unterschreibt er, lies't sie erst, wo möglich,
Wobei er grübelnd sich die Stirne schlägt.
Das nennt man souverain? Ich nenn' es kläglich.
Der nur allein lebt wahrhaft königlich,
Der nie arbeitet, nur genießt, wie ich.

So haben's weise Fürsten stets getrieben,
Nur unser junger Herr, Gott sei's geklagt —!
Nein, lieber doch im Stall den Hafer sieben,
Als ein Monarch sein, der so schwer sich plagt.
Was hat er auch, statt frisch sich zu verlieben,
Stets idealen Weibern nachgejagt! —
Hier schwieg der Mohr und ganz der Meinung schien er,
Der Herr der Schöpfung sei — ein Kammerdiener.

(Der zweite Gesang im nächsten Heft.)

Die Räuber.

Ein Bild aus dem Jahr 1782.

Von **E. Diethoff.**

I.

„Ei, der Herr Lanius! Sieht man ihn auch einmal bei uns?“ sagte die Wirthin zum goldenen Lamm in Mannheim, „solch einen seltenen Gast muß man besonders respectiren; was wär' sein Belieben?“

Der Angeredete ein langer, trocken aussehender Mann in schnupftabakfarbenem Roquelor und blaugewässerten Strümpfen drehte verlegen den großen Filzhut in den Händen.

„Eigentlich, meine sehr werthgeschätzte Madame, bin ich nicht in der Absicht, hier Gast zu sein, eingetreten; aber ein Glas alten Weines würde mir der Medicus wohl auch nicht widerrathen, obschon er mir diesen und jedweden Liquor ansonsten defendiret — —“

„Ei was, wer wird um Alles den Arzt fragen?“ rief die Wirthin munter, „und weiß Er nicht, Bacchus — das ist der rechte Medicus. — Doch ich will Ihn nicht persuadiren; was ist sonst sein Geschäft, Herr Lanius? denn ohne besondere Dringlichkeit geht Er nicht hinter seinen Büchern vor — —“

Der Mann im braunen Roquelor zog mit großer Umständlichkeit eine Uhr in doppeltem Tombakgehäuse. „Es ist jetzt drei Uhr“, sagte er; „sollte nicht um diese Zeit die Frankfurter Postkutsche ankommen?“

„Je nun, eine Stunde früher oder später, er weiß, so genau kann man so etwas nicht berechnen — erwartet er Jemanden mit der Kutsche?“

„Ja, die Demoiselle Schwan, Ihr zu dienen.“

„Was, die Demoiselle auf Reisen? und mit wem? mir ist doch, als hätt' ich ehgestern noch den Herrn Hofkammerrath gesehen —“

„Ganz recht, die Demoiselle allein ist es, die ich erwarte — —“

„Allein von Frankfurt!“ rief die Wirthin, die Hände zusammenschlagend; „aber das ist ja unerhört!“

„Gott behüte, nein!“ rief der Mann. „Ein Geschäftsfreund, welcher nach Heidelberg reist, wird die Demoiselle bis hierher begleiten; was denkt sie, Madame Walterin, ein solcher Weg!“

Es kam jenes Mal, anno 1782, allerdings nicht auf eine Stunde mehr oder weniger bei'm Reisen an, und zu den unberechenbarsten Dingen gehörte eine Postkutsche. Die Zeit ihrer Abfahrt wurde zwar so ziemlich eingehalten, aber die Ankunft hing von allen möglichen Zufälligkeiten ab. Der Herr Lanius fand auch hinreichend Zeit und Muße, um die neugierige Wirthin über Zweck und Dauer der Reise der Demoiselle Schwan gehörig aufzuklären, wie ebenso über die Gründe, welche den

Herrn Hofkammerrath veranlaßt hatten, die Tochter nicht selbst in Frankfurt abzuholen.

Endlich kam die Postkutsche, ein schwerfälliger Kasten, dunkelroth lackirt, mit vier Pferden bespannt.

Dem Innern entstiegen die Passagiere, alle gut bewaffnet, mit Säbel oder Degen umgürtet und Pistolen in den Brusttaschen; denn es war nichts Seltenes, daß bei dem damaligen Zustand der Landstraßen man ihrer bedurfte. Der Hausknecht des „Goldenen Lammes" hatte einen Stuhl an den Wagen gesetzt; auf diesen trat jetzt eine schlanke, weibliche Gestalt in lavendelfarbig seidenem Kleide, ein kurzes Mäntelchen von schwarzer Seide darüber gehängt, dessen spitzenbesetzte Kaputze über die hohe Frisur gezogen war und dem schönen, edlen Gesicht mit den großen Augen zur wirksamsten Umrahmung diente; sie reichte einem kleinen, ältlichen Herrn, der im Wagen sitzen geblieben war, die Hand, deren feine Finger dieser zierlich küßte.

„Wolle die Demoiselle mich dem Herrn Hofkammerrath ergebenst recommandiren und demselben meine Bekümmerniß ausdrücken, daß ich vorhabender pressanter Geschäfte wegen ihm nicht aufwarten kann, aber ich werde nicht ermangeln beim Retour — —"

„Wir rechnen darauf, Herr Köhler", sprach die Schöne, und, mit einem lieblichen Lächeln ihren Abschiedsgruß begleitend, sprang sie, anmuthig ihre Kleider zusammennehmend, vom Stuhle herab, ohne sich der dienstwillig ausgestreckten Hand des Herrn Lanius zu bedienen.

„Die Demoiselle ist noch so frisch und alert trotz der langen Fahrt, die sie gemacht" sprach die Wirthin bewundernd, „gar nicht fatiguirt."

„Guten Tag, Frau Walterin — o nein, müde bin ich nicht, es ist mir ein gar zu großes Vergnügen, ein Stück Gotteswelt zu sehen, und durch den Mai, durch Wiese und Wald zu fahren, aber lieber noch wäre ich gegangen."

„Gegangen von Frankfurt nach Mannheim!" rief die Wirthin, „das ist Handwerksburschenart."

„Ich habe die Burschen auch beneidet, Frau Walterin! Wie ich so da drinnen in dem dumpfen Kasten saß und nur verstohlen mir mein Stück Frühlingswelt erlugte, (denn ein Jedes schrie ach! und weh! um des Zuges willen, wenn ich die Ledervorhänge zurückschlug) da sah ich die Burschen mit dem Ränzel auf den Straßen ziehen, frisch und fröhlich mit dem Lerchenwirbel um die Wette singend — —"

„Ja, es ist leichtfertig Blut", sprach die Wirthin, „singen, wenn sie keinen Heller im Sack haben." —

Die junge Dame lächelte zerstreut und sich dann zu dem Langen im braunen Roquelor wendend, sagte sie freundlich: „Nehm' Er es nur nicht ungut Herr Lanius, daß ich Ihn jetzt erst begrüße, aber sage Er mir um des Himmels Willen, was soll das Gethue und die Heimlichkeit? Mein Vater schreibt mir, er sei wohl und gesund, aber er könne mich nicht abholen, das Warum? bleibt ihm aus Eile in der Feder stecken

und nun ist er auch nicht da, wie ich erwartete, um mich abzuholen; es ist doch nichts Unliebes geschehen? —"

„Nein, nein", beschwichtigte der Alte, „literarische Interessen —"

„Ja, gewiß, das dacht' ich; aber trotzdem hoffte ich, sie wären nicht so dringlich, um mir nicht auch eine Stunde zu gönnen. — Ist mein Vater zu Hause?"

„Schwerlich; der Herr Hofkammerrath bringen jetzt fast alle Nachmittage bei Sr. Excellenz dem Herrn Baron von Dalberg zu."

„Dacht' ich's doch — Theater!" sprach die Schöne, und sich zu der Wirthin wendend: „Guten Abend, Frau Walterin, lasse Sie mein Gepäck in Gottesnamen in der Flur stehen, der Markthelfer mag es dann abholen; jetzt berichte mir der Herr Lanius, was ist geschehen? Ich sehe es seinem Gesichte an, es ist nicht Alles, wie es sein sollte, oder wie er es gerne hätte."

Der Alte nahm bedächtig den Dreispitz unter den Arm, denn der Respect vor der Tochter des Principals erlaubte ihm nicht, sich zu bedecken, überdies war es Mai und der Weg vom Markte bis zum Schwan'schen Hause am Paradeplatz nur ein kurzer.

„Sie ist immer scharfsichtig, Mademoiselle Meta", sagte der Alte, „aber diesesmal trifft Sie doch nicht das Rechte. Wie dürfte ich in meiner subalternen Condition mir herausnehmen, die höhere Einsicht und den subtileren Calcül meines Herrn Principals zu glossiren oder gar zu opponiren? — —"

„Kennen wir uns nicht genug, Papa Lanius, um zu wissen, was es heißen will, wenn Er seine Sätze so schön stellt und drechselt?" sprach Margarethe Schwan schelmisch, ihm unter ihrer schwarzen Kaputze zulächelnd; „jetzt weiß ich recht gut, daß Er nicht nur glossirte, sondern auch opponirte, und da er meinen Scharfblick gelobt, so will ich diesem Lob entsprechen. Also was hat oder will mein Vater wieder unternehmen, was Er mit dem Interesse der Firma nicht vereinbaren kann, Papa Lanius?"

Der Alte seufzte. „Sie ist noch jung, Mademoiselle Meta, ihr ist Geld und Erwerb gleichgiltig —"

„Meint Er das?" sagte die Schöne lachend, „das ist doch nicht ganz so, Papa Lanius; ich habe mir in Frankfurt einen ganzen Koffer voll Spitzen, Kleider und sonstigen Allotriis eingekauft, da kann es mir gar nicht gleichgiltig sein, was die Firma Christian Friedrich Schwan für Geschäfte macht."

„Für der Demoiselle Ankäufe wird die Firma wol noch aufkommen, aber wenn es so fortgeht — —"

Die Schöne legte lachend dem Alten ihren großen zusammengeklappten Fächer auf den Mund. „Das muß ja gar etwas Schlimmes sein, wenn der ehrenwerthe Factor der Firma selbst den Credit derselben in Zweifel stellen will, und noch dazu auf offener Straße! Komm' Er geschwind herein in's Haus, Papa Lanius, und sage Er mir, was in meiner Ab-

wesenheit Ungeheuerliches geschehen ist. Es ist, wie mir scheint, hohe Zeit, daß ich zurückkomme."

„Das ist es!" sprach der Alte, tief aufseufzend, „und wenn ich nicht riskiren müßte, der Demoiselle überlästig zu werden, so wollte ich Ihr gern mein Herz ausschütten; aber Sie ist fatiguirt von der Reise."

„Nicht im Mindesten", und die lebhafte Schöne nickte munter Mägden und Markthelfern, die zur Begrüßung der Tochter des Hauses herbeigekommen waren, einen Willkomm zu.

„Ach, zu Hause!" rief sie, in das freundliche Zimmer tretend, welches durch zwei große Fenster und die geöffnete Balconthür, die auf den weiten Paradeplatz sich öffnete, reichlich Licht empfing; „zu Hause, wie ist das so köstlich! Man sollte eigentlich deswegen schon reisen, um zu wissen und zu empfinden, wie schön es daheim ist."

Mit lebhafter Geberde warf sie den schwarzen Seidenmantel auf eine Komode und vor den ovalen Spiegel tretend, ordnete sie unbefangen das Haar, dessen gepuderte Locken theilweise unter dem granatrothen Bande sich vorgedrängt hatten, welches sie zusammenhielt; steckte sie das loser gewordene weiße Kammertuch fester in den tiefen Ausschnitt des Mieders, welches steif und fest die schlanke Büste umspannte. Es war ein wunderschönes Gesicht, das der Spiegel zurückwarf. Geist und Laune sprachen aus den großen dunkelbraunen Augen, spielten um den rosigen, schön geformten Mund, während Ernst und Gedankentiefe auf dieser weißen, edlen Stirn thronten; der Alte dagegen im braunen Rock mit dem faltigen, grämlichen Gesicht im Schatten stehend: es war kein größerer Contrast denkbar — Jugend und Alter.

Das Mädchen hatte ihre derangirte Toilette wieder in Ordnung gebracht, sie wandte sich zu dem Alten: „Sieht Er, Papa Lanius, da hat Jettchen die Chokolade gebracht, nun lasse Er hören, ich schenke Ihm ein." Und mit graziöser Lebhaftigkeit ergriff sie die geblümte Kanne und goß dem sich ceremoniös verbeugenden und nur auf der äußersten Kante seines Stuhles sitzenden Alten die Tasse voll, welche dieser nicht ohne die von der damaligen Zeit gebotene vielfache Weigerung und Nöthigung annahm.

„Die Demoiselle Meta weiß, wie sehr mir das Interesse der Firma am Herzen liegt", hob er an und kam endlich nach langen Umschweifen zur Sache, nämlich darauf, daß sein Principal Christian Friedrich Schwan, der berühmte Mannheimer Buchhändler, beabsichtige, ein Manuscript in Verlag zu nehmen, ein Theaterstück.

„Aber das ist nicht so schrecklich", sagte das junge Mädchen, „ich weiß wol, Er hält nichts auf derartige Sachen und ich will auch glauben, daß sich Gebetbücher und Grammatiken besser verkaufen, aber bedenke Er die Ehre. — —"

„Aber dieses giebt keine Ehre", unterbrach ganz gegen seine sonstige ceremoniöse Gewohnheit der Alte das Mädchen, „da ist nicht von Ehre die Rede, Mademoiselle, es ist ein entsetzliches, ein criminelles Opus, es wird unsere Firma ruiniren — o Gott, wenn ich an die guten al-

Zeiten denke bei Dero Herrn Großvater! Wir haben Sachen verlegt, die Geld eintrugen, moralische Sachen; aber das, Mademoiselle, das, — das ist etwas Unmoralisches."

Eine leichte Röthe flog über die Stirn des schönen Mädchens und in ernsterm Tone sagte sie: „Besinne Er sich, Herr Lanius, sein Eifer führt ihn zu weit; mein Vater kann unmöglich etwas Unmoralisches protegiren."

„Excusiren Sie mich, Mademoiselle", sprach der Alte, den Schweiß sich von der Stirn wischend, „sieht Sie, ich meine es auch nicht so; aber der Herr Principal ist ein Genie, und ein Genie, weiß Sie, das hat seine aparten Ansichten. Aber es sind nicht alle Leute Genies. Und dieses Buch wird Aergerniß geben, es wird die Jugend verderben, es wird den Staat umstürzen, die Religion untergraben — — —"

„Mache Er es gnädig!" rief das Mädchen lachend; „wenn man Ihn hört, so holt dieses Buch unseren Herrgott vom himmlischen Thron herab. Wie nennt sich denn dieses entsetzliche Werk und wer ist der verruchte Verfasser, der Ihn so in Alteration bringt?"

„Gar nicht nennt er sich, er hat noch keinen Namen", rief der Alte eifrig; „ja, wenn es ein berühmter Name wäre oder ein Franzose, dann ließe ich es mir gefallen, denen ist gar viel permittirt, was anderen Leuten unanständig ist, aber so ein Niemand! so ein schwäbischer Regimentsfeldscheer schreibt Dinge — ich sage Ihr, Mademoiselle Meta, die Haare stehen mir zu Berge. Und das will der Herr Hofkammerrath nicht nur drucken lassen und in Edition nehmen, nein — er giebt sich auch die unsäglichste Mühe, daß es hier aufgeführt wird."

„Und hat er reussirt?" fragte Margarethe aufmerksam, denn sie wußte wol, daß es keinesfalls etwas Unbedeutendes sein könne, was ihr genialer Vater so eifrig in Schutz nahm.

„Ich glaube ja; aber Sie weiß, Mademoiselle, ich kümmere mich nicht um das Theater, mögen sie spielen, was sie wollen, wenn nur unsere Firma sauber bleibt. Der Herr Iffland soll wie versessen sein auf das neue Stück —"

„Auch Iffland!" rief Margarethe eifrig und schob die halb geleerte Tasse zurück; „hat der Herr Lanius das Werk bei Handen?"

„Es liegt unten auf meinem Pult, der Herr Principal hat es mir zum Lesen gegeben, ich will es Ihr holen, Mademoiselle; aber dann verspricht Sie mir auch dagegen, daß Sie Alles thun will, den Herrn Papa davon abzuhalten, Etwas derart zu ediren, es würde uns die höchste Ungnade des Kurfürsten zuziehen —"

„Bringe Er es mir nur", rief das Mädchen ungeduldig. „Darauf also bezog sich die Stelle in meines Vaters Brief, worin er von der großen Ueberraschung sprach, welche er mir vorbehalten und um deretwillen ich meinen Aufenthalt in Frankfurt abkürzen solle — —", sprach das Mädchen sinnend vor sich hin, als der Alte gegangen war. Rasch trat sie jetzt dem Wiedereintretenden entgegen und nahm ihm das Heft herab. — — „Die Demoiselle wolle mich excusiren, wenn ich mich jetzt

wieder wegbegebe", sprach Dieser, „ich habe noch diverse Briefe zu fertigen, welche ich dem Herrn Principal zur Unterschrift vorlegen muß."

Flüchtig nickte ihm Margarethe Schwan einen Entlassungsgruß, dann schob sie einen Sessel an die geöffnete Balconthür und sich darauf niederlassend, schlug sie die Blätter auseinander. Sie las auf der obersten Seite: „Die Räuber, von Friedrich Schiller."

Die sinkende Sonne goß purpurne Lichtfluthen über die Stadt; jedes Fenster des gegenüberliegenden Kaufhauses warf spiegelnd die glühenden Lichter zurück, die allegorische Pyramide auf dem Paradeplatz, dieser wirr ineinandergeschlungene Knäuel von Menschen- und Thierleibern, über welchem der Zeitgott mit der Sense schwebt und ein Genius den Morgenstern emporhebt, schien Leben einzuathmen, von dieser rothen Sonnengluth erwärmt — wie ein elektrischer Funke sprühte der letzte Sonnenstrahl von dem ehernen Morgenstern des Genius zu der Leserin auf dem Balcon herüber*). Und allmählich erblaßte die Gluth zu sanftem Rosa, leise zog die Dämmerung ihre grauen Schleier, aber noch immer saß die Leserin auf dem Balcon, ja sie war bis an den Rand des Eisengeländers gerückt, um den letzten Tagesschimmer noch auf den Blättern festzuhalten. Sie las mit fliegendem Athem, mit glühenden Schläfen; zuweilen, wie um der Erregung des Innern Herr zu werden, wie um sich zu halten im Taumel der aufgeregten, stürmenden Empfindungen, griff sie nach dem Eisengitter des Balcons .... sie hörte es nicht, daß die Thür im Zimmer sich geöffnet, sie sah es nicht, daß die hohe Gestalt eines Mannes unter die Balconthür getreten — erst die Stimme desselben machte sie aufblicken.

„Was, Mädchen, so vertieft? Hat meine Meta keinen Willkommgruß für mich?" fragte Christian Friedrich Schwan.

„Mein Vater!" rief das Mädchen mit glühender Stirn, auf ihn zueilend, „verzeih! verzeih! Aber die Geister, die Du in's Haus riefest, sie hielten mich gefesselt — Gott, welch' ein Werk ist das! Und Du konntest es über Dich bringen, mir so kühl, so geheimnißvoll davon zu schreiben! Mir ist, als stünde ich auf einer hohen, einsamen Felsspitze und sähe über mir ahnend in die Unendlichkeit und abwärts in endlose Tiefen; als hört' ich den Urklang der Sphären, das ewige Rauschen des Meeres, schwebende Stimmen in den Lüften und das gelle Hohnlachen der Ungeheuer in der Tiefe."

Lächelnd legte Schwan die Hand auf die glühende Stirn der Tochter und sprach zu dem hinter ihm stehenden Mann sich umwendend: „Sagte ich es Ihnen nicht, Iffland, welchen Eindruck dieses wundersame Werk

*) Dieses interessante Monument von Crepello auf dem Mannheimer Paradeplatz stand früher in Düsseldorf; es hat in seinen einzelnen Theilen hohen Kunstwerth, seine Bedeutung war aber stets eine räthselhafte. Niemand konnte den Inhalt dieser Allegorie erklären, bis vor zwei Jahren Herr C. H. Hoff in Mannheim darin ein Denkmal, den Schrecken und der Besiegung des Orleans'schen Erbfolgekrieges gewidmet, erkannte und diese seine Ansicht scharfsinnig und lichtvoll in einer Monographie darlegte. Diese allegorischen Darstellungen enthalten zumeist politische Anspielungen auf die damalige ziemlich verwickelte Lage Europa's.

auf meine Schwärmerin machen würde? Es ist der Eindruck, den die ganze Jugend Deutschlands davon empfangen wird."

„Und das Alter wird sich dazu verhalten wie Ihr braver Lanius sich dagegen verhält; glauben Sie mir, bester Freund, „die Räuber" werden ihn aus Ihrem Gewölbe vertreiben", sagte Iffland, näher tretend und mit der Gewandtheit des Weltmannes Margarethe Schwan begrüßend. „Ich werde mich Ihnen nun wohl als Franz Moor vorzustellen haben, wenn ich Gnade vor Ihren Augen finden will", sprach er scherzend

„So studiren Sie an dieser Rolle?" fragte sie rasch.

„Nicht mehr", entgegnete er lächelnd; „diese Gestalt ist förmlich in mich übergegangen, ist Fleisch und Bein von mir geworden. Aber fürchten Sie nichts, mein schöner Schwan, ich will dieses Ungeheuer nur auf dem Theater sein, Ihnen gegenüber würde der blutgierigste Tyrann stets zum blöden Schäfer werden."

Margarethe Schwan war in der Stimmung, in welche sie die Lectüre der Räuber versetzt, nicht sehr geneigt, auf den leichten Ton Iffland's einzugehen, und dieser, tactvoll, wie er war, wandte leicht das Gespräch auf das Schwan und seiner Tochter jetzt wichtigste Thema, auf dieses Werk, mit welchem wie mit einem schmetternden Trompetenstoß ein junger Genius sein Nahen verkündigte.

Man brachte Lichter und Wein, durch die offen gebliebene Balconthür wehte die warme Nachtluft, strömte der Duft der blühenden Lindenbäume herein, die den weiten Platz umkränzten; Margarethe goß die Gläser voll. „Dem jungen Genius Deutschlands!" sprach sie feierlich und klang ihr Glas mit dem des Vaters und des Freundes zusammen.

Es waren drei wunderbare, bedeutende Menschen, die hier um den kleinen Tisch saßen. Der Hausherr, dessen hohe Gestalt einst Ursache war, daß er, vor den preußischen Werbern fliehend, nach Rußland kam, hatte dort eine bedeutende Stelle an der Akademie eingenommen, war von Peter III. geliebt und geschätzt worden und hatte Rußland verlassen, als Katharina mit den blutigen Händen der Gattenmörderin nach der Krone Moskowiens griff. Dann Auditeur in einem preußischen Regiment, Schriftsteller in Holland, Zeitungsredacteur in Frankfurt am Main, machte die Liebe ihn zum Buchhändler in Mannheim; denn nur unter der Bedingung, das Geschäft fortzuführen, hatte ihm sein Verleger Eßlinger die Hand der einzigen Tochter bewilligt.

Schwan war ein ganzer Mann und Alles, was er that, that er voll und recht; das unbedeutende Geschäft ward durch ihn zu einem der ersten und geachtetsten Deutschlands, und noch mehr, in seinem Hause fand sich Alles zusammen, was um des Luxus und der Mode willen der Kurfürst von genialen Kräften nach Mannheim berief. Hier galt das Genie um seinetwillen und hier durften Ansichten ausgesprochen werden, welche die Convenienz sonst gebunden hielt. Das große Vermögen, welches Schwan theils erheirathet, oder zum größten Theil selbst errungen, machte ihn selbstständig und frei; die große Lebensauffassung ihres

Vaters hatte die Tochter herangebildet, sie war ihm mit der Zeit Freundin geworden und an ihr feines Empfinden, an ihren sichern Tact hatte Schwan häufig schon appellirt, wenn er Ursache zu haben glaubte, der eigenen genialen Anschauung zu mißtrauen. Manchmal war sie schon, wenn auch aus verschiedenen Ursachen, mit dem alten Lanius verbündet gewesen, und dieser, welchem das Gedeihen der Firma, in welcher er schon seine Lehre bestanden, wie das eigene am Herzen lag, glaubte, indem er dieses stürmende, ihn entsetzende Werk des schwäbischen Regimentsfeldscheers in ihre Hände legte, abermals eine Gegnerin für die Pläne ihres Vaters in ihr zu finden. Während er unten in dem düstern, kleinen Contor altmodische, ehrbare Geschäftsbriefe schrieb, ahnte er wenig, wie sehr ihn seine Berechnungen diesmal getäuscht hatten. Aber nicht nur diese beiden Idealisten, wie Schwan und seine Tochter, waren entzündet, auch das kühlere Empfinden Iffland's schlug in hellen Flammen, und sein Interesse an diesem Werk des Unbekannten war wol das wichtigste. In Sachen des Theaters war der ehemalige Student der Theologie maßgebend wie kaum ein Anderer, und diese hohe Anerkennung fremden Genies ehrte ihn doppelt, als Schriftsteller und Theaterdichter. Neben dem hochgewachsenen Schwan erschien er fast klein, obschon er von mittlerer Größe war, etwas voll in den Formen, aber von sicherem, anmuthigen Bewegen; schön geschnittene Gesichtszüge, eine feine Stirn und ein geistvolles Augenpaar ließen den bedeutenden Menschen erkennen.

„Also auf übermorgen schon ist die erste Vorstellung anberaumt?" fragte Margarethe staunend.

„Man muß das Eisen schmieden, so lange es heiß ist", entgegnete Iffland, „und ich kann Ihrem Herrn Papa das Zeugniß nicht versagen, Demoiselle Meta, er führte tüchtig den Schmiedehammer seiner Beredtsamkeit, um Dalberg heiß zu machen. Es war ein gut Stück Arbeit, ich kann es versichern, denn Dalberg, bei all' seinem Wohlwollen und Verständniß, liegt eben doch gar tief in den Fesseln der Convenienz und diese zu sprengen ist ein wahrhaft Herkuleswerk. Nun haben wir ihm endlich heute Nachmittag die Erlaubniß abgerungen und übermorgen geht das Stück in Scene. Ich hatte mir diesen Tag schon lange vorgesetzt, Alles dazu bereitet, den Autor vorläufig avertirt; es wäre mir ein böser Strich durch die Rechnung gewesen, hätte Dalberg abermals die Erlaubniß zur Aufführung hinausgeschoben, und Beck, der den Karl Moor spielen soll — ich glaube, er hinge sich an seinen eigenen schönen Locken auf, wenn er nicht in dieser Rolle jedes Weiberherz zum Siedepunkt brächte. —"

„Sie haben Schiller vorläufig benachrichtigt?" fragte Schwan. „Auch ich habe ihm geschrieben, aber ich fürchte, ohne besondern Erfolg. Diese kleinen Tyrannen pflegen immer die schlimmsten zu sein, und die Karlsschule ist des Herzogs eigenste Marotte, sein Steckenpferd, das ihm in der Hand zum Schulstecken geworden ist, mit welchem er jeden originalen Gedanken todtprügeln möchte. Er sieht in dem Regimentsfeld-

ſcheer nur den Karlsſchüler, ſeinen allerſpeciellſten Untergebenen, deſſen Träume ſelbſt nicht reglementswidrig ſein dürfen. Schiller wird ſich nur durch eine kühne That befreien können."

In dieſem Augenblick trat das Stubenmädchen ein und überreichte Iffland ein zuſammengefaltetes Billet mit dem Bemerken, der Hausknecht aus dem Gaſthof „König von Preußen" habe es gebracht. Iffland las — „lupus in fabula!" rief er lebhaft, „oder vielmehr in dieſem Falle wie unſere fränkiſchen Nachbarn ſagen: Wenn man von der Sonne ſpricht, ſo ſieht man ihre Strahlen. Schiller iſt hier, ſoeben angekommen mit der Heilbronner Landkutſche und im „König von Preußen" abgeſtiegen."

„Iſt das möglich!" rief Schwan, „laſſen Sie uns ſogleich hingehen, lieber Freund", und zu ſeiner Tochter ſich wendend, „wir werden Dir wol einen Gaſt mitbringen, Meta, laſſe die Köchin die obere Gaſtſtube in Stand ſetzen."

Die Männer gingen, Meta flog hinaus, die häuslichen Anordnungen zu treffen, welche ſeit dem Tode der Mutter ihr oblagen. Auf der Treppe begegnete ihr ein junger Menſch von etwa neunzehn bis zwanzig Jahren im modiſchen Anzug der Zeit, aber mit einigen Zuthaten und einer leichten Art, dieſe zu tragen, welche den Studenten verrieth. „Wohin ſo eilig, Meta?" rief er der Vorübereilenden zu.

„Wir werden einen Gaſt haben", antwortete ſie mit halber Wendung des Kopfes, „Schiller aus Stuttgart, Du wirſt davon gehört haben, Bernhard."

„Mehr als genug", antwortete der junge Renommiſt, „mir iſt dieſes literariſche Geſchwebe und Gehimmel in den Tod zuwider; ich mache mich auf und davon für heute Abend."

„Haſt Du Schiller's Werk geleſen?"

„Manuſcripte leſen? — Das iſt nicht meine ſtarke Seite; hätte ich das gewollt, ich wäre nach des Onkels Willen Buchhändler geworden. Nein — weit von mir all' dieſe Krähenfüße und Haken!"

„Ich fürchte Du begreifſt in dieſe Verbannung noch jedwede gedruckte Letter", lächelte Margarethe; „aber wohin ſo ſpät?"

„Weiber fragen mehr in einem Athem als ein Weiſer in Jahren beantworten kann!" rief der Student pathetiſch, „aber Scherz bei Seite Gretchen! wenn Du mir Freipaß geben willſt, das heißt drinnen in der Stube nicht wieder ein Lamento anheben, „Papa, da iſt der wilde Kerl der Bernhard, ſchon wieder einmal in die Nacht hinausgelaufen" und ſo weiter, und ſo weiter — wenn Du Dich heute Abend nur um Deinen Herrn Schiller bekümmern willſt: dann will ich Dir die Conceſſion machen in ſein Stück zu gehen, und nicht nur das, ich will auch noch ein paar Dutzend Commilitonen von Heidelberg mitbringen und wir wollen klatſchen daß uns die Hände aufſchwellen und den Philiſtern Hören und Sehen vergehen ſoll!"

Margarethe lachte, es war ihr für heute Abend wirklich nicht unden wilden Vetter aus dem Hauſe zu wiſſen. Die häuslichen An-

Mr. Hall's Sermon, and the Reply to it, are now before the Public. The Author of the Reply has taken the liberty to animadvert upon the Sermon, and to point out what he conceives to be its defects. Mr. Hall has not thought proper to make any reply to the Reply. He has left the Sermon to speak for itself, and to the judgment of the Public. Whether he has done right in this respect, is not for me to determine. I am not the Author of the Sermon, nor am I the Author of the Reply. I have no connection with either of them. I have read the Sermon, and I have read the Reply, and I have formed my own opinion of both. I have not thought it necessary to make any reply to the Reply, because I think the Sermon is sufficient to answer for itself. I have not thought it necessary to make any reply to the Reply, because I think the Sermon is sufficient to answer for itself. I have not thought it necessary to make any reply to the Reply, because I think the Sermon is sufficient to answer for itself.

Es war in das Publicum verlautet, daß dieses Werk ein ganz besonderes sei; man theilte sich einige Stellen mit und es ging das Gerede, die Aufführung sei nur scheinbar gestattet um die öffentliche Meinung und vor Allem das Drängen Schwan's und Iffland's zu befriedigen. Noch in der letzten Stunde aber würde die Darstellung untersagt werden.

Die Bühne war auch am pfälzischen Hofe wie sonst überall nur eine Hofbühne gewesen, man hatte französische Tragödien und italienische Opern dargestellt; Schwan's Verdienst war es zuerst, in Mannheim eine deutsche nationale Bühne in's Leben gerufen zu haben. Er zuerst war es, welcher den geistvollen und wohlwollenden Dalberg und durch diesen den Kurfürsten dafür zu interessiren wußte; er fand in Mannheim einen seinen Intentionen günstigen Boden, denn die phantasievollen, lebendigen Pfälzer dankten seinen Bemühungen mit reger Antheilnahme. Noch heute heißt wie damals das Mannheimer Theater Hof- und Nationaltheater; die erstere Bezeichnung ist wesenlos, die letztere aber verdient es in vollem Sinne. Und dazu kam damals das Bewußtsein, das erste deutsche Theater zu besitzen; es war Ehrensache der Bürgerschaft dieses Institut zu fördern und zu unterhalten. Denn Hof und Adel verhielt sich ziemlich passiv dagegen; Franzosen und Italiener waren noch nicht vollständig aus seinen Kreisen verdrängt.

So kam es, daß schon vor Mittag die Eingänge zum Theater völlig belagert waren; daß einzelne Klügere mit Hülfe geschickt angebrachten Trinkgeldes durch niedere Theaterbedienstete eingelassen, tappend ihren Weg über die dunkle Bühne in den noch dunkleren Zuschauerraum gesucht hatten und dort sich stundenlanges Warten in der dumpfigen Dämmerung nicht verdrießen ließen, um ja sich nichts entgehen zu lassen von diesem Werk, welches Schwan und Iffland eine riesige That genannt und von welchem die dabei mitwirkenden Schauspieler zwar geheimnißvoll aber mit Ausdrücken der höchsten Bewunderung sprachen.

Und es ward Abend. Schwan hatte seine Loge reservirt, er trat mit seiner Tochter und dem Gaste, der heut der Held war, ein. Schiller in bürgerlichem Kleide, aber seinen Militairmantel umgehängt, ließ sich im Hintergrund der dämmrigen Loge auf einen Sitz nieder, Meta trat an die Brüstung vor. Sie sah wunderschön aus heute Abend. Ein weißes Kleid mit blauen Schleifen ließ ihren schlanken Wuchs vortheilhaft erscheinen; diese jetzt in Paris neuaufgekommene Mode, welche den Reifrock beseitigte, stand trefflich zu ihrer schönen Natürlichkeit, ein kleiner Strohhut mit blauen Bändern wiegte sich auf den leichtgepuderten Locken und statt jeden Schmuckes trug sie eine Rose im Mieder, die ihr Schiller geschenkt.

Klopfenden Herzens sah sie hinab in das wogende Parterre, auf diese vielköpfige Menge; würden diese Schaulustigen empfinden, was sie, was ihre Freunde empfanden?

Schiller beugte sich zu ihr. „Dieser Abend entscheidet über mein Schicksal", flüsterte er; entweder bin ich eine Null, ein in den Strom

geworfener Kiesel, der einige Tropfen aufspritzt und dann im Wogen versinkt oder — —"

Er vollendete nicht; Margarethe ergänzte seine Rede und auf das Medaillon über dem Vorhang deutend sagte sie: „oder Sie werden sein was Sophokles war, als ihm der Zuruf der Olympier entgegenrauschte. Ihr Name wird genannt werden wie der Name Dieses, den zwanzigmal der Lorbeer des Siegers krönte."

Schiller hob langsam die Augen zu dem Broncebild des Sophokles, gleichsam als wolle er die Entfernung messen, die ihn von diesem noch trennte; er antwortete nicht, denn eben flog der Vorhang in die Höhe. — Es war still geworden in den Logen, im Parterre und auf der Galerie; nach jedem Actschlusse aber brach die Stille in lauten, lärmenden Beifall aus. In einem dieser Zwischenacte war es, daß Margarethe über die Büstung der Loge sich lehnend im Parterre das glühende, erhitzte Gesicht ihres Vetters auftauchen sah; sie sah seine heftigen Gesticulationen, mit welchen er seine Kameraden zu haranguiren schien, sie sah ihn mit einer Anzahl Studenten das Haus verlassen, aber die Vorstellung beschäftigte sie zu sehr, als daß sie Acht auf das Wiederkommen des wilden Vetters gehabt hätte.

Brausender Beifallssturm, der nicht enden zu wollen schien, durchtobte das Haus, als jetzt der Vorhang fiel; wieder und immer wieder mußte dieser in die Höhe gezogen werden, man rief Iffland, Beck, Beil, die Toscani, alle die gefeierten Bühnengrößen der damaligen Zeit wiederholt hervor, hunderte von Stimmen verlangten nach dem Dichter; aber Schiller, fest in seinen Mantel sich hüllend, zog sich tiefer in die Dämmerung der Loge zurück. War es die angeborene Bescheidenheit? war es die anerzogene Rücksichtnahme auf seinen gestrengen Herzog, ohne dessen Wissen und Willen er hierher gekommen, was ihn dem Jubel einer Bevölkerung sich entziehen ließ?

Es hatte sich wol das Gerücht verbreitet, Schiller sei im Theater in Schwan's Loge und Alle Augen hatten sich darauf gerichtet; als man aber nur Schwan's bekannte Gestalt und das schlanke weißgekleidete Mädchen an der Büstung lehnen sah, so war man wieder zweifelnd geworden und allmälig leerte sich das Haus.

Schwan war zu erregt, als daß ihm viele Worte zu Gebot gestanden hätten. „Kommen Sie, Schiller", sprach er, „die Gänge werden sich jetzt so ziemlich geleert haben, wir gehen über den Platz." So sprechend öffnete er die Thür der Loge; er beachtete es nicht, daß sein Neffe Bernhard, welcher nur auf diesen Moment gewartet zu haben schien, den Corridor entlang stürmte. Iffland hatte rasch über sein Theatercostüm einen Mantel geworfen und einen runden Hut aufgesetzt; mit einem stummen Händedruck begrüßte er den Dichter, Schwan mit seiner Tochter am Arme ging voraus, Schiller und Iffland folgten

„Was ist das?" fragte Schwan und trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Er ist da!" hörte er im gleichen Augenblick die ihm wohlbekannte

Stimme seines Neffen rufen; „Er ist da! Schiller ist da!“ tönte es hundertstimmig über den von wol einigen Tausenden dichtbesetzten Platz hin und zugleich traf rothes, glühendes Licht seine Augen. Iffland, Schiller's Arm unter den seinigen geschoben, trat vor. Das grelle Licht von ein paar hundert Fackeln beleuchtete die Gruppe, der rothe Dampf qualmte aufwärts, die gegenüberliegenden Palais, die dunkle Masse der Jesuitenkirche mit ihren Kuppeln und Thürmen feurig erhellend und dazu der ganze Platz dichtgedrängt von einer aufgeregten, jauchzenden, stürmenden Bevölkerung, alle diese Tausende in dem einen Zuruf, in dem einen Gedanken zusammenklingend, „Es lebe Friedrich Schiller!“ Die Frauen ließen durch die rothdämmerige Nacht ihre Taschentücher wehen, die Studenten schwenkten die Fackeln, daß die Feuertropfen herabregneten, aber unbekümmert darum schob und drängte diese ganze Masse gegen den mittleren Eingang, wo Der stand, der von heute an des deutschen Volkes Liebling sein sollte, die schmächtige Gestalt, aufgerichtet mit den leuchtenden Augen des Siegers.

„Diesen Augenblick erlebt zu haben, das ist ein ganzes Leben werth!“ sprach Iffland, und Margarethe Schwan, den Jubelton der Brust von Thränen der Wonne gebrochen, rief: „Der Tag ist Dein, Friedrich Schiller, und wir Glückselige haben in einem Augenblick erlebt, was die Zukunft und die fernsten Geschlechter Dir weihen!“

Schiller hatte mit den Freunden den Platz verlassen, vor ihm hatte durch die dichtgedrängte Masse sich eine Bahn geöffnet und wo er vorbeischritt da entblößten sich die Häupter der Männer, der Greise vor dem Jüngling, dessen Haupt fortan eine Leuchte war. Aber mit dem Weggang des Gefeierten hatte sich die Begeisterung noch nicht gelegt, sie gipfelte und entzündete sich jetzt an sich selbst fast zur Raserei, die Alten und Bedächtigen waren fort, die Jungen, fast trunken vor Begeisterung waren geblieben, einzelne Stellen und Schlagworte aus den Räubern flogen von Mund zu Mund, das Kraftgenialische dieser Sprache stimmte zu sehr zu den Bedürfnissen der Zeit, als daß es nicht gezündet hätte. Allen voran in Begeisterung aber stand Bernhard Schwan, ihn hatten die Räuber förmlich erobert. „Seht seht!“ rief er einer Schaar junger Studenten zu, welche ihn umgaben, indem er seine Fackel hoch in die Höhe hielt, „seht ihr die rothe Gluth, die an Kirchen und Paläften emporleckt? So recht! Mag die Gluth des Genius Alles in Flammen setzen, daß wir, über die Asche schreitend, zurückgelangen zur freien Natur. Ein freies Leben . . .“

„Ein freies Leben führen wir, ein Leben voller Wonne,
Der Wald ist unser Nachtquartier, der Mond ist uns're Sonne!“

fiel tobend der Chor der Studenten ein — — Vivat die Freiheit! — Fort aus der Städte qualmenden Enge! sang Einer. — Sinnlose Reden, große Phrasen halbabgerissen, unvollendet jauchzendes Vivatrufen, verqualmende Fackeln, blanke Hieber, Alles schwirrte und tobte ineinander. An den großen Häusern, welche den Platz umgeben, wurden die Fenster

geöffnet, zornige Zurufe zur Ruhe, zur Ordnung tönten herunter, mit Hohngelächer antwortete die junge Schaar, „hinaus in den Wald! in die Nacht!“ rief Einer, alle Kraft seiner Lungen zusammennehmend und schleuderte seine niedergebrannte Fackel gegen das ruhige Bild einer der Sphynxe, die die Thür des Theaters bewachten. Da fühlte er seinen Arm festgehalten, zornig wandte der junge Student sich um, „was will man?“ fragte er scharf.

„Komme der Monsieur Bernhard jetzt mit mir, die Emotion in der kalten Nachtluft könnt' ihm schaden und dann bedenke Er — die Polizei —“

„Bist Du's, Herrmann, mein Rabe?“ rief Bernhard Schwan emphatisch; „o nein, Er ist es, Lanius! geh' Er heim und zieh Er sich die Bettdecke über die Ohren, daß Er den Schrei nicht hört der kreisenden Welt, die eine neue Zeit gebären will — —“

„Gott steh uns bei, er ist übergeschnappt, mit Permiß zu sagen!“ rief der alte Lanius und hob die Hände in die Höhe; „sagt ich's nicht, dieses entsetzliche gottlose Werk — es verführt und verderbt die Jugend, die Moral ist in Gefahr!“

„In den Abgrund mit ihr!“ rief der junge Student und schleuderte die Hand des besagten Alten von sich, der heute Abend eine wahre That des Heroismus vollbracht, indem er sich, um den Neffen des Prinzipals zu retten, unter die aufgeregte Schaar gewagt.

„Monsieur Bernhard“, bat der Alte flehentlich, „geh' Er mit mir—“

„Nein, nein! und abermal nein! Wer zieht mit mir?“ rief er den Studenten zu.

„Ich, ich und ich!“ brüllte der Chor, sie warfen die ausgebrannten und noch glimmenden Fackeln weg, zogen die Hieber, und rasselnd, das Räuberlied singend, schritten sie durch die stille Stadt dem Heidelberger Thor zu.

„Bernhard, Bernhard, wohin?“ rief der alte Mann. — „Unter die Räuber!“ rief der Uebermüthige zurück.

III.

Jung und begeistert, in linder Mainacht gegen die Bergstraße wallend, wenn die Luft flüssigem Silber gleicht, wenn der Duft der Rosen und der Rebenblüthe aus den Gärten aufsteigt und die Nachtigall schluchzende Sehnsuchtsglockentöne durch die Nacht singt; wenn das Mondlicht auf die Trümmer des Heidelberger Schlosses sich ergießt und der Neckar unter den Bogen der alten Brücke der schönen, schlafenden Welt das Schlummerlied singt — was kann dem gleichen? — Und ist das darnach angethan; junge, glühende Herzen zu kühlen, begeisterungstrunkene Jünglingsköpfe zu ernüchtern? Solch' eine Nacht war es, da Oberon's Blume die Sinne verwirrte, eine Nacht, nicht zum kühlen, nüchternen Denken geschaffen.

Durch die schlafenden Dörfer stürmte die Schaar der Studenten

das Räuberlied singend, sich immer mehr erhitzend. Und nun — Mitternacht war vorüber, die Nachtigall verstummt und durch die laue Nacht zog der kühle, stählerne Hauch des nahenden Morgens. Grau in der frühen Dämmerung lag Heidelberg da, nicht mehr vom Schimmer des Mondlichts träumerisch umwoben und noch nicht von der Rosengluth des Morgens angestrahlt, grau, dämmerig und verschlafen.

„Sollen wir wieder hinein in das Nest? in die engen Räume, da die weite Welt der Freiheit uns ruft? Wieder sehen die Professoren sich abquälen auf der Bahn des Wissens, wie des Färbers Gaul im Ring herumtrabt, und selber verdumpfen und versumpfen in der Armseligkeit, da doch das Nahen eines großen Geistes uns umwittert? Hinein in die Berge! in die Freiheit!" rief Bernhard Schwan und deutete mit dem blanken Rappier gegen die nachtdunklen Berge. „Karl Moor!" rief einer der Studenten mit seiner knabenhaft hellen Stimme, „Karl Moor voran, wir folgen Dir, Tod und Vernichtung diesen Gesetzen einer sterbenden Welt!"

„Wir wollen ihr den letzten Gnadenstoß geben!" schrie ein Bürschchen, dem der erste, weiche Flaum erst schüchtern noch auf der Lippe sich zeigte.

„In die Berge!" schrien die Anderen nach.

„So schwört mir!" rief Bernhard und streckte sein Rappier aus; sie traten Alle mit gezogenen Klingen zum Kreis zusammen und sprachen so dumpf als es mit größter Anstrengung ihrer klingenden Stimmmittel möglich war, „wir schwören".

Bleich und übernächtig kamen gegen Morgen einige Studenten wieder nach Heidelberg, Andere wieder nach Mannheim zurück, der Morgen schien diese ernüchtert zu haben und sie hatten wohl einiges Bedenkliche in der Ausübung des Räuberhandwerks gefunden. Sie brachten indessen die Meldung mit, daß Bernhard Schwan mit noch fünf Genossen nicht zwar in die Schluchten des Böhmerwaldes, wol aber in den Odenwald sich gewendet habe. Diese Nachricht erregte, wie begreiflich, die größte Sensation. Die Klügeren lachten darüber und meinten, ein paar Nächte im Freien zugebracht würde die heißen Köpfe schon abkühlen, unter diesen war Schwan; die Bedächtigen aber, und unter diesen war vornehmlich der alte Lanius, schrien Ach! und Weh! über diese von ihnen prophezeiten Folgen eines Werkes, das allem Bestehenden den Fehdehandschuh hinwarf. — So schlimm hatten sich es jedoch auch die trübsten Schwarzseher unter ihnen nicht gedacht, daß die Söhne ehrbarer Familien vom Theatersaal hinweg direct unter die Räuber laufen würden.

Der alte Lanius sah in ahnendem Geiste nicht nur den Zusammensturz der Firma: er sah Alles in chaotischem Wirbel, Religion, Moral, Stand, Gesittung, Alles in Frage gestellt, hoffnungslos versinken. Und dazu diese Gleichgiltigkeit; Margarethe Schwan hatte nur halb hingehört und mit einem zerstreuten Lächeln ihm geantwortet, als er ihr das

Entsetzliche berichtet; ja sie war purpurübergossen aufgesprungen und hatte ihn mitten in seinen Lamentationen mit einem hastigen: „Auf ein andermal!“ — unterbrochen, als das Dienstmädchen ihr den Schöpfer und Urheber dieser Gräuel, den Regimentsfeldscheer Schiller zu melden kam. — Und Schwan? — der Herr Principal, der Herr Hofkammerath selbst ... er hätte lachen können über das Entsetzliche; in der That, die Welt stand am Rande des Untergangs.

Schiller hatte sich ohne Urlaub entfernt. Es war nicht möglich, wolle er die Rache des Herzogs nicht entflammen und vielleicht auf das Haupt seines Vaters lenken, diesen eigenwillig genommenen Urlaub zu verlängern, und dennoch, es schien ihm fast nicht möglich, diese Stadt zu verlassen, die mit einem begeisterten Zuruf ihn auf die Höhe seiner Zeit gehoben. Er sagte sich, es sei die Luft der Freiheit, die er athme, der Umgang mit Verstehenden; aber tief im Herzen fühlte er, daß es mehr Margarethe Schwan sei, was ihn so mächtig an Mannheim fessle. Den Abend nach der Aufführung der Räuber, als eine große Gesellschaft sich in Schwan's Hause versammelt, als jedes Gespräch nur seinen Ruhm wiedertönte, sein Triumph in Aller Mund war: hatte er diesen fast vergessen um eines Blickes aus Margarethens Augen willen. Alles schien wesenlos und schattenhaft um ihn zu sein, nur diese einzige, helle Gestalt sah er, nur die Worte hörte er, die sie zu ihm sprach — und morgen sollte er, mußte er scheiden.

Was wollten all' diese Larven, die sich um die Göttin drängten? — warum das Gewölk um seine Sonne? und warum machte sie sich die Bahn nicht frei, um ihm anzugehören, ihm ganz allein?

Er sah wie immer wieder Andere sich um die geistvolle Tochter des Hauses drängten, Andere, die gewandter waren in der Kunst der Rede; erregt, ermüdet zog er sich in ein Cabinet zurück.

Er warf sich auf einen Divan und lehnte den Kopf in die Kissen, um mit geschlossenen Augen all' die Scenen vor seinen inneren Augen wieder vorüberziehen lassen, welche er heute so sturm- und drangvoll erlebt: sein Werk, das lebendig vor ihm vorübergeschritten, das Jauchzen, die Begeisterung der Menge — aber durch Alles und über Allem sah er immer wieder die Gestalt der Einen, des weißgekleideten Mädchens, deren Finger auf Sophokles gewiesen.

„So allein?“ hörte er jetzt eine klangvolle Stimme fragen; er fuhr aus seinen wachen Träumen empor. Iffland stand vor ihm.

„Bleiben Sie sitzen, Schiller“, sprach er, sich neben ihn niederlassend; „ich begreife es, daß Sie ermüdet sein müssen und übermüdet von diesen Bürden von Lorbeeren, welche man Ihnen ganz rücksichtslos an den Kopf wirft, ohne sich naiver Weise zu fragen, ob es diesen Kopf nicht am Ende schmerzen werde? Sie haben Recht, daß Sie sich aus dem Salon zurückgezogen, denn der Triumph, welchen Sie hier genießen, ist doch nur der schwache Nachhall, der matte Abklatsch dessen, was man Ihnen heute jubelnd dargebracht.“

„Ich bin ermüdet, Sie sehen es,“ antwortete der Dichter „und

wäre es nicht um Schwan's willen gewesen, die mich darum bat zu bleiben, ich hätte die Einsamkeit aufgesucht auch Margarethe — —" Er nannte diesen Namen zögernd und schwieg, dann das Gesicht abwendend.

Ein dunkler Schatten flog über Ifflands ausdrucksvolle Züge; seine Lippen preßten sich einen Augenblick zusammen. Dann aufstehend sagte er: „Kommen Sie mit mir zurück, Könige haben ihre Pflichten und Sie sind heute entschieden der König. — Und noch Eins, ich erwarte Sie Morgen früh entschieden bei mir; ich habe die Darsteller der Räuber zum Frühstück gebeten — wann reisen Sie ab?" —

„Um Mittag mit der Heilbronner Kutsche — Ich werde Sie in der Frühe abzuholen kommen." Schiller durfte nicht ablehnen; er war Iffland zu sehr verpflichtet und doch! — wie gern hätte er am Morgen Margarethen gesehen. Vielleicht hätte sich die Stunde gefunden, wo er allein mit ihr, ihr hätte sagen können, daß er sie liebe, daß in ihr ihm seine Muse verkörpert erscheine — was wollte er ihr nicht Alles sagen, was hatte er ihr nicht Alles schon in diesen Stunden gesagt, aber nur in Gedanken. Denn wie reich auch Kopf und Herz daran waren: die Lippen waren spröde, sie ließen die Worte nicht über ihren Bann. — Aber zwischen der Zeit des Frühstücks und der Abfahrt — beim Scheiden, ja, da wollte er es ihr sagen; was hat sich nicht Alles schon gesagt und entschieden in dem Augenblick, da zwei Menschen von einander gehen wollen? Wie Viele haben sich nicht schon geeinigt und untrennbar verbunden in der Stunde, in welcher sie sich Lebewohl sagen wollten. — Also auf Morgen!

Iffland kam des andern Morgens zur bestimmten Stunde. Ungern ging Schiller mit ihm; aber er erkannte es als seine Pflicht, den Schauspielern ein Wort des Dankes zu sagen und wo hätte er bei der ihm nur so knapp gemessenen Zeit, dieses besser und schicklicher thun können als in Iffland's Hause? So ging er denn, ohne Margarethe an diesem Morgen gesehen zu haben.

Iffland hatte alle seine Collegen versammelt; die lebhafte, angeregte Unterhaltung riß auch den träumerischen Schiller hin. Oefter tauchte jedoch der Wunsch in ihm auf zu gehen; Iffland, unerschöpflich in Vorwänden, der zuvorkommendste Wirth, der glänzendste Gesellschafter, wußte ihn jedoch immer zu halten. — Endlich sah Schiller, daß ihm nur eine kurze Zeit noch bleiben würde und er brach auf. Iffland nahm seinen Hut.

„Wie, Sie wollten die Gesellschaft verlassen?" fragte Schiller.

„Ich werde Sie begleiten", antwortete Iffland und ohne auf das Einreden des Dichters zu hören schob er dessen Arm unter den seinen und verließ mit ihm seine Wohnung, den Diener beauftragend, den noch zurückbleibenden Herren frischen Wein zu bringen.

Vor dem Schwan'schen Hause hielt ein Reisewagen, Schwan selbst in Reisekleidern war im Begriff einzusteigen, er sah die Kommenden und winkte ihnen lebhaft zu. — „Wohin so eilig?" rief Iffland.

„Die Räuber sind aus meiner Officin in den Odenwald gelaufen und bringen Bauern und Landleute in Allarm", antwortete Schwan launig, setzte aber dann ernster hinzu: „Sie haben die Köpfe der Jungen in

Brand gebracht, lieber Schiller, das muß in den Augen Vieler Ihr Werk in böse Beleuchtung setzen. Ein reitender Bote ist mir soeben von dem Amtmann von Weinheim gesendet worden, das Räuberspiel der Jungen hat schnell Fiasco gemacht. So viel ich aus dem verworrenen Bericht verstanden habe, hat sich die erste Heldenthat unserer Studentenräuber als das Einfangen einer oder zweier Gänse erwiesen; außerdem haben sie ein Feuer im Walde angezündet, etcetera, Alles zur größten Entrüstung der Bauernweiber und Waldhüter. Von Worten scheint es zu Thaten gekommen zu sein, unsere jungen Räuber zogen blank, aber allem Anscheine nach behielten die Bauernfäuste das Feld. — Der erschreckte Dorfschulze von Lützelsachsen ließ Sturm läuten und Summa Summarum unsere Jungen sitzen jetzt nicht wenig verbeult im Weinheimer Thurm und harren de- und wehmüthig guter Fürsprache. Um der Knaben willen möchte es wohl keine solche Eile haben; ihnen würde wohl so ein bis zwei Tage ländlich Gefängniß nützlich und ersprießlich sein; aber um Ihret-, und Ihres Werkes Willen, Schiller, möchte ich die Sache bald beigelegt sehen; es wird ohnedem bald genug das Geschrei über Sie kommen, Philister über Dir, Simson!" —

„Damit ich beweisen kann, wie ich hänfene Stricke und Ketten zerreiße gleich Spinnweb", lächelte Schiller.

„Aber Delila", rief Iffland, „hüten Sie sich vor der Delila! Ich sage Ihnen, ein Spinngewebe in diesen schönen Händen spottet der Kraft Simsons."

Margarethe hatte nicht ohne schmerzhafte Empfindung vergebens Schiller an diesem Morgen erwartet. Statt seiner war der alte Lanius gekommen, um sie mit seinen Lamentationen über die unselige That ihres Vetters zu unterhalten. Er eröffnete ihr eine düstere Perspective, die mit Galgen und Rad noch nicht einmal ihren Abschluß gefunden hatte; denn dann kamen noch alle Qualen der glührothen Hölle und der Zorn eines Weltenschöpfers dahinter, welchen das Einfangen einer Gans und eine Prügelei zwischen Studenten und Bauernburschen tief beleidigen mußte.

Und mitten in dieses düstere Gemälde hinein hatte das Stubenmädchen den Namen des Ungeheuerlichen genannt, welchem der strenge Jehovah nach der Ansicht des alten Lanius unversöhnlich grollen mußte und Margareth, die verblendete Margareth, war mit leuchtenden Blicken, purpurübergossen in das Nebenzimmer geeilt. Er hatte, ehe die Thür hinter der schlanken Gestalt zufiel, es noch gesehen wie sie beide Hände ihm entgegenstreckend gerufen hatte, „endlich, endlich, Schiller! Sie stellen mich schwer auf die Probe, ich habe seit gestern Abend, da wir aus dem Theater gingen und Sie mir dann verschwanden unter der Fülle von Menschen, die Sie umwogte, von Moment zu Moment gehofft und geharrt um Ihnen sagen zu können, wie sehr — —" da fiel die Thüre schnappend zu, was hatte sie ihm sagen wollen? Auf was hatte sie so mit Sehnen geharrt? — Der alte Lanius schüttelte wehmüthig den grauen Kopf, es war eine Welt um ihn erwachsen, die er nicht mehr verstand, das Alte ging zur Rüste — — war es gut so? — Er hörte

drinnen im Nebenzimmer verworrene Stimmen; er hörte eine Thür gehen, männliche Tritte sich entfernen und einen schneidenden Wehschrei nachhallen ... Was war das? — Er sah Iffland mit dem jungen Dichter das Haus verlassen, sah, wie dieser sich umwandte und zurückstrebte, wie Iffland ihn hielt und mit sich fortzog .... Und Margarethe trat wieder in das Zimmer, bleich, mit zuckenden Lippen; sie winkte ihm zu gehen und er ging ... Was war das? Warum war sie vorhin mit glänzenden Augen und Wangen in das Zimmer geeilt, um jetzt so bleich, so trüb wieder zurückzukommen?

„Herr Iffland möchte die Demoiselle sprechen", sagte das eintretende Dienstmädchen.

„Iffland?" Margarethe hob den schönen, bleichen Kopf aus den Kissen des Sophas empor, auf welche sie gesunken, als der alte Mann das Zimmer verlassen hatte — — „Iffland?" — es lag eine schneidende Schärfe im Ton dieser Frage, und wie sie diesen Namen nannte; ein zorniger Blitz flammte aus den fast so strahlenden Augen, „ich bin zu müde", sprach sie ablehnend.

Aber Iffland war dem Dienstmädchen schon gefolgt. „Gönnen Sie mir ein paar Augenblicke Gehör, Margarethe", sprach er vortretend; „Sie klagen mich an, ich sehe es in Ihrem Blick, ich hörte es im Ton Ihrer Stimme, mit der Sie meinen Namen nannten ... Sie sollen mir auch Richterin sein, so hören Sie meine Vertheidigung. —"

Margarethe Schwan war aufgestanden, sie hielt sich krampfhaft an der Marmorplatte des Tisches fest, sie hätte umsinken mögen ohne diesen Halt.

„Was sollte es nützen, wenn ich mich zu verbergen strebte?" sagte sie mühsam; „ja, dieses Gefühl, das ich nicht läugnen will noch werde, es ist so stark, daß es mir den Muth giebt wider allen Brauch und Herkommen zu fragen, Iffland, warum haben Sie mir das gethan?"

Sie wandte sich um; „und ich werde Ihnen antworten", sprach Iffland mit einer Stimme, die dumpf und klanglos geworden war, im Bemühen die innere, heftige Leidenschaft und Erregung zu beherrschen. „Ja, Margarethe Schwan, ich sah es, was Sie für Schiller empfanden, was Sie ihm geworden waren und ich wußte, was ich that, als ich mich stets zwischen ihn und Sie stellte, als ich auch jetzt, da beim Abschied Eure Hände sich fassen wollten, als ich in Schiller's Auge das Wort der Liebe las, dem Aussprechen zuvor kam mit einem frivolen Scherzwort. Es that mir so weh wie ich Ihnen gethan, Margarethe, und dennoch, dennoch mußte es sein. Ihnen nehme ich einen Geliebten, um Deutschland einen Helden zu erhalten. Es war ein schmerzender Schnitt und die Wunde blutet, aber der Schmerz wird vergehen, die Wunden vernarben und der Gewinn, den die Welt, den Sie mit ihr aus dieser Stunde erhalten, er wird bleiben."

Margarethe stöhnte und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Iffland fuhr mit erhobner Stimme fort, „Es muß so sein, lassen Sie diesen jungen Genius durch Noth und Mühsal sich hindurch kämpfen zur Unsterblichkeit; lassen Sie ihn durch das Feuer einer feindlichen Welt

gehen, damit das Gold schlackenlos der Zukunft entgegen ströme. An Ihrer Seite, in Ihren Armen, im Besitz Alles dessen, was Ihre Liebe ihm bieten kann, würde die Gefahr an ihn herantreten, im schönen Behagen die Kraft zu verträumen oder geistreich spielend sie zu zersplittern. Lassen Sie die stählernen Schläge des Schicksals ihm edlere Funken entlocken, als dieser trübe Blitz es ist, der uns entzückt, weil wir in ihm den formlosen Boten sehen, der uns die Fülle der Lichtfluth ahnen läßt, die, noch gebunden, des Tages und der Stunde harrt, um uns zur Sonne zu werden. Geben Sie ihn frei, Margarethe, er gehört uns — —"

„Und ich habe kein Recht an ihn", sprach das Mädchen mit einer Stimme, in der ihr tiefes Empfinden bebte; „Sie sind ein mitleidloser Arzt, Iffland."

„Ich bin es nicht minder mir selbst", antwortete er, indem er näher tretend ihre Hand faßte. „Sie wissen, Margarethe Schwan, und wußten Sie es nicht, so erfahren Sie es denn heute, ich, ich habe Sie geliebt vom ersten Augenblick an, da ich Sie sah, geliebt bis jetzt mit all' der heißen Gluth eines geprüften Männerherzens und ich — — nicht Sie, nicht Jemand sonst soll sagen dürfen daß ich um meinetwillen Sie von Schiller losgerissen — ich, Margarethe Schwan, ich verzichte auf den heißesten Wunsch meines Herzens, ich habe die Wunde nicht minder mir selbst geschlagen; für die Ihre, glauben Sie mir, ist der Balsam schon bereitet, der meine wird nachkommen."

Er beugte das Haupt, drückte noch einmal die Hand der von ihm so heiß Begehrten und verließ das Zimmer. — Wie erstarrt stand Margarethe noch immer mitten im Zimmer; sie wollte rufen, ihn zurückrufen — aber die blassen, bebenden Lippen versagten ihr den Dienst . . .

Margarethe Schwan ward, manches Jahr später, die Gemahlin eines hochgestellten Mannes an fremdem Orte; und da begegnete zufällig einmal Charlotte von Lengefeld, nachdem sie längst Schiller's Gattin geworden, der einst so gefeierten Schönen. Margarethen's Erscheinung war ein unverwelklicher Zauber geblieben, welcher auch Charlotten eigenthümlich berührte. Theilnahmsvoll betrachtete sie lange die schöne Frau „Sie hat den ersten Triumph Schiller's gesehen", sagte sie, — „sie war zugegen bei der ersten Aufführung der Räuber und jauchzte unter den Ersten dem jungen Genius zu. Ein Strahl von seinem Lichte wird für Immer auf ihrem Haupte ruhen und wenn man von Schiller und Mannheim spricht, wird man auch Margarethe Schwan nicht unerwähnt lassen!"

Der Herzog von Braunschweig,

sein Schloß, seine Diamanten, sein Rival und sein Prozeß mit seiner Tochter, der Gräfin Civry.

Von **Ad. Ebeling.**
(Verfasser der „Lebenden Bilder aus dem modernen Paris".)

Zu den seltsamsten Figuren des modernen Paris gehört unstreitig der Herzog Karl v. Braunschweig, der wie der Ewige Jude nun schon weit mehr als dreißig Jahre lang, allerdings mit verschiedenen Unterbrechungen, über die Boulevards und durch die Straßen der Weltstadt kutschirt und flanirt, dort in ein Magazin oder in ein Kaffeehaus tritt, hier vor einem Laden oder sonst irgendwo stehen bleibt und sofort eine Menge Neugieriger um sich versammelt, die sich hastig hinzudrängen, um den komischen Mann in nächster Nähe zu betrachten. Das Merkwürdigste dabei ist der Umstand, daß sich der Herzog in dieser langen Zeit so gut wie gar nicht verändert hat, denn seit dem Jahre 1833, wo er sich in Paris ankaufte und auf dem Boulevard Beaujon, der jetzigen Avenue Friedland, sein phantastisches rosenrothes Palais baute, ist er, bis auf den heutigen Tag, in seiner äußeren Erscheinung fast ganz derselbe geblieben. So hört man wenigstens von glaubwürdigen Augenzeugen stets versichern, und ich selbst kann dies aus eigener Anschauung seit 1851 bestätigen. Es ist mir noch wie heute, wenn ich an den Tag denke, wo mir der Herzog zum ersten Male begegnete. Im Jahre 1851, also noch unter der Republik, von der man aber Anstandshalber schon nicht mehr sprach, gewahrte ich einst an der Ecke der Rue de Richelieu und des Boulevard des Italiens einen Zusammenlauf. Es handelte sich einfach um eine umgestürzte Droschke, wodurch aber die dort so starke Frequenz der Fuhrwerke und Fußgänger dergestalt unterbrochen wurde, daß sich in wenig Minuten eine unabsehbare Wagenburg und ein Paar tausend Gaffer angesammelt hatten. Mitten im Gedränge hielt ein offenes Cabriolet von altmodischer Form, aber von außerordentlicher Eleganz, chocoladenfarbig und Alles Metall daran, bis zu den Radnaben, von blitzendem Silber, das Pferd, eine prächtige Isabelle, ebenfalls mit Silbergeschirr überladen, hinten auf dem kaum fußbreiten Tritt ein kleines sauberes Bürschen in reicher Livrée, aber wie eine Puppe angezogen. Im Wagen saß allein und selbstkutschirend ein Herr, der alle Augen auf sich zog; und mit Recht, denn er sah höchst seltsam aus. Auffallend hochroth geschminkt, aber nach Art der Schauspieler mehr unter den Augen, die wie feurige Kohlen blitzten, als auf den Wangen, trug er dichtes rabenschwarzes Lockenhaar und einen gleichfalls pechschwarzen Vollbart. Was auf

und an diesem Gesicht Natur war und was Kunst, konnte man unmöglich beim ersten Blick erkennen, so daß man nicht wußte, ob man einen alten Dreißiger oder einen jungen Fünfziger, und in Bezug auf die excentrische Kleidung, einen Komödianten oder einen Mann von Stande vor sich hatte. Nach wenigen Minuten war mit Hülfe der Stadtsergeanten, die Gottlob an keiner Pariser Straßenecke fehlen, die Circulation wieder hergestellt und auch das seltsame Cabriolet mit seinem absonderlichen Inhalte setzte sich wieder in Bewegung; der kleine Groom tanzte und schwankte auf seinem gefährlichen Tritte, daß man meinte, er müsse alle Augenblicke herabpurzeln, und das prächtige Pferd, entschieden das Schönste an der ganzen Sache, galoppirte davon. „Le Duc de Brunswic", antwortete mir ein Herr auf meine etwas schüchterne Frage und lachte, und nun erst wurde ich gewahr, daß so ziemlich die meisten unter den Zuschauern lachten und noch außerdem allerlei pikante Bemerkungen machten, die dem Pariser stets zu Gebote stehen.

„Der Herzog von Braunschweig", sagte ich zu mir selbst, nachdem ich mich von meinem ersten Erstaunen erholt hatte. — „Das der Herzog von Braunschweig? — Ich hatte mir (damals in politischen Dingen noch ziemlich unschuldig) einen entthronten souverainen Fürsten ganz anders vorgestellt, vollends den in Rede stehenden, denn erstens wurde er unter so außergewöhnlichen Umständen entthront und dann waren in jener Zeit, obwol es noch nicht zwanzig Jahre her sind, die entthronten Fürsten, wenigstens die deutschen, eine weit größere Seltenheit als heutzutage. Hätte man mir daher unter den dunklen, schweigsamen Alleen des Tuilerienparks, oder sonst in einem der großen, von hohen Mauern umgebenen Gärten des Faubourg Saint-Germain einen Mann gezeigt, der düster und in sich gekehrt, ja menschenscheu auf irgend einer alten steinernen Bank gesessen, und mir den als den Herzog von Braunschweig bezeichnet, so wäre mir das viel glaubwürdiger und natürlicher vorgekommen, als jene Figur in dem ebengeschilderten Aufzuge. War mir doch noch aus meiner Schulzeit die Phrase erinnerlich, die uns der Lehrer bei Gelegenheit der modernen vaterländischen Geschichte in Bezug auf Braunschweig dictirt hatte: „Karl, der ältere Sohn des Herzogs Friedrich Wilhelm, verlor nach einer kurzen, aber schmachvollen Regierung in einem Volksaufstande den Thron und wurde darauf vom Deutschen Bunde als absolut regierungsunfähig erklärt u. s. w.", welcher letztere Passus uns namentlich imponirte, da wir Schüler gewohnt waren, den Bundestag mit großer Ehrfurcht zu betrachten, etwa wie Goethe, der ihn bekanntlich stets den „Durchlauchtigsten" nennt. Damals ahnte mir freilich nicht, daß mir Heine fünfzehn Jahre später aus seinen, soviel ich weiß, noch immer nicht gedruckten Ergänzungen zum „Wintermärchen", die ebenso respectwidrigen wie unrhythmischen Verse vorlesen würde:

„Die hohe Versammlung ist permanent,
Nur jährlich um die Hundstag',
Weil die Hitze so gefährlich ist,
Da wird vertagt der Bund'stag."

Doch lassen wir den „Bund'stag", der mit manchen anderen alten Institutionen in die Rumpelkammer geworfen ist; nur so viel ist gewiß, daß die Regierung des armen Herzogs Karl eine herzlich schlechte gewesen sein muß, weil sie nicht einmal Gnade vor den Augen der Herren in Frankfurt gefunden, die doch sonst mit sich reden und oft genug fünf gerade sein ließen . . . man denke nur an Hessen-Kassel.

Aber da komme ich unwillkürlich in die Politik hinein und wollte ja nur von dem vertriebenen Herzog von Braunschweig erzählen, der längst nichts mehr mit der Politik zu schaffen hat.

Das obige war also das erste Mal, wo ich ihm begegnete und vor einigen Tagen, wo ich ihn, Gott weiß zum wie vielsten Male, wieder sah, also nach achtzehn Jahren, schien er mir fast unverändert. Dieselben rosenrothen Wangen (von Pinaud, der die feinste Schminke verkauft), derselbe schwarze Tituskopf (von Lespès, der die feinsten seidenen Perrücken macht), dieselben feurigen Augen (ein Tröpfchen Belladonna soll in dieser Hinsicht Wunderdinge thun) und dieselben abgelebten Züge eines alten Dreißigers oder eines jungen Fünfzigers, obwol der Herzog bereits seine 66 Jahre hinter sich hat. Er stand in Bourguignon's Laden der Rue Vivienne, der noch immer der Erste in Paris ist für falsche Edelsteine. Draußen hielt sein chocoladefarbiges Cabriolet mit einer ebenso schönen Isabelle und einem ebenso kleinen Knirps, und die neugierigen Gaffer fehlten ebenfalls nicht. Mich erinnerte dies sofort an die Brillanten des Fürsten, den man im Volk vielfach den „Diamantenherzog" nennt; ging seine Passion für die bunten Steine doch damals bei seiner Flucht aus Braunschweig so weit, daß er sämmtliche Kleinodien, die in seinem Besitz waren, auch diejenigen der Krone, mitnahm und trotz aller Reclamationen niemals herausgegeben hat. Als im Jahre 1864 sein Kammerdiener Shaw, mit dem er noch dazu in einem ganz eigenthümlich vertraulichen Verhältniß gestanden haben soll, ihm eine gute Handvoll Edelsteine entwendet hatte, um damit nach England zu entfliehen (man arretirte aber den armen Teufel bei Boulogne, verurtheilte ihn zur Galeere und deportirte ihn nach Cayenne, wo er später bei einem Fluchtversuch ertrank) wurde das große Publicum wieder einmal an die herzogl. braunschweigschen Brillanten erinnert, aber mit Commentaren, die man kaum in einem anständigen Blatte wiedergeben kann und die ich hier um so lieber umgehe, weil sie im Grunde nur Altbekanntes von Neuem aufrührten — wie man ja auch gewisse Flacons nicht öffnet, wenn man im Voraus weiß, daß sie keinen Rosenduft enthalten.

Auffallend ist übrigens die Vorliebe des Herzogs für die falschen Steine, die sogenannten Imitationen, er, der die echten scheffelweise besitzen soll und der früher, d. h. vor seiner Entthronung, wenn er am englischen Hofe (unter Georg IV.) und am französischen (unter Karl X. und auch noch unter Louis-Philippe) erschien, für mehr als zwei Millionen in seinen Knöpfen und Schnallen zur Schau trug. An den jetzigen kaiserlichen Hof, ist er, so viel ich weiß, nie gekommen, denn die Kaiserin

ist in gewissen Beziehungen eine gar strenge Dame, die in ihren Cirkeln sehr auf Sitte und Anstand hält. Der Kaiser hätte wol schon eher ein Auge zugedrückt, wie er denn auch als Prinz-Präsident den Herzog oft im Elysée empfangen hat; schon aus Erkenntlichkeit für früher geleistete Dienste, als Beide in London lebten, wo der Prinz Louis-Napoleon oft kaum die nöthigen Goldstücke, geschweige denn Diamanten besaß. Aber das hat sich gewaltig geändert: aus dem exilirten Prätendenten ist ein großmächtiger, hochgebietender Monarch geworden, unter dessen Schutz der Herzog als bescheidener Privatmann sein rosenrothes Hôtel bewohnt, das er nur von Zeit zu Zeit mit einem kurzen Aufenthalte in Brüssel oder sonstwo vertauscht, wenn ihm nämlich irgend ein neuer Prozeß eine momentane Luftveränderung als gerathen erscheinen läßt. Ueber das herzogliche Hôtel ist ebenfalls viel erzählt und gefabelt worden und mancher vornehme Engländer passirte eigens den Canal, um sich das Wunderding anzusehen, mußte aber fast immer mit langer Nase wieder abziehen. Die hohen, mit vergoldeten Metallplatten beschlagenen Thore, die in Pfeilbündel, Spitzen und Zacken auslaufenden Gitter, die eisernen Fensterladen und die stets in den Höfen herrschende Stille geben dem Gebäude allerdings das Ansehen einer Festung oder eines Gefängnisses, aber nur auf den ersten Blick, denn wenn man näher hinzutritt, so entdeckt man eine Menge Statuen auf den Mauern und das Glasdach eines Wintergartens voll prächtiger Tropengewächse; die rosenrothe Farbe giebt freilich dem Ganzen einen barocken Anstrich. Nur einmal ist es mir vergönnt gewesen, dies wunderliche Heiligthum zu betreten, und auch nur als Contrebande und durch einen besonderen Zufall. Ich wohnte nämlich damals mit einem Freunde in derselben Avenue, und eines Tages war uns ein großer Bernhardshund zugelaufen, auf dessen silbernem Halsband der Name des Herzogs stand. So gern wir das wunderschöne Thier, das groß und stark war wie ein kleiner Löwe und fromm wie ein Lamm, noch einige Zeit behalten hätten (der Patron hatte indeß einen furchtbaren Appetit), so brachten wir es doch schon am nächsten Tage zurück. Während mein Freund dem Pförtner, der ihm absolut einen Thaler aufdringen wollte, einige gelinde Grobheiten sagte, benutzte ich keck die Gelegenheit und ging die paar Stufen des breiten Perrons hinauf und durch den Vorsaal in den weitgeöffneten Wintergarten. Zwei Diener fuhren in die Höhe, stellten sich kerzengerade auf und rührten sich nicht, wie wenn ich der Herzog in Person gewesen, dieser schlief aber noch in der frühen Morgenstunde und zwar nach hinten hinaus im zweiten Stock, und wenigstens hinter zehn, zwölf fest verschlossenen und verriegelten Thüren. Ich warf einen Blick auf die hohen Fächerpalmen und auf den reichen exotischen Blumenflor im Hintergrunde, aber mehrere buntgefiederte Papageien, die in großen goldenen Ringen unter der Decke schwebten, machten einen entsetzlichen Lärm . . . in demselben Moment erschien auch der Portier, der mich höflich, wenngleich ziemlich kategorisch fragte, ob mir sonst noch etwas gefällig sei. Ich retirirte und stand in der nächsten Minute mit

meinem Freunde schon wieder auf der Straße und der gewaltige Thorflügel schloß sich geräuschlos hinter uns. Wir hatten aber doch unsere Karten zurückgelassen und am Nachmittag erschien in unserem Hôtel ein ältlicher Herr, der sich als Intendant des Herzogs anmelden ließ und uns den verbindlichen Dank „Sr. Hoheit" überbrachte.

Von allen Seiten bestürmte man uns mit Fragen und bat uns, zu erzählen, was wir Wunderbares und Interessantes gesehen, ob wir dem Hausherrn selbst begegnet wären u. s. w., und wir mußten die Antwort schuldig bleiben. Ich dachte freilich später noch manchmal an den schönen, friedlichen Wintergarten (sogar eine kostbare Harfe hatte ich unter den Palmen entdeckt) und malte mir in meiner Phantasie den Aufenthalt in dem kleinen Eden aus, ein Gemälde, das sich von der Realität wahrscheinlich sehr weit entfernte, denn der glückliche Besitzer, wenn er überall so zu nennen ist, soll nichts weniger als milder und versöhnlicher Natur sein, sondern nicht selten zur Hetzpeitsche greifen, um seine Leute zu corrigiren. Diese kündigen ihm darauf den Dienst, gehen davon und verbreiten dann die abenteuerlichsten Gerüchte, die in der Nachbarschaft bereitwilligen Glauben finden. Nach ihnen soll der Herzog oft mitten in der Nacht aufstehen und, bis an die Zähne bewaffnet, das ganze Haus durchsuchen, ob sich nicht etwa ein Mörder oder Dieb hineingeschlichen habe, dann zieht er die große Glocke und läutet die Dienerschaft zusammen, die männliche wie die weibliche, und wehe dem, der nicht in der nächsten Minute erscheint, gleichviel in welchem Costüm; Se. Hoheit läßt sie die Revue passiren und nachdem er sich überzeugt hat, daß noch Alles in Ordnung ist, schickt er die Leute wieder zu Bett. Was an dieser „nächtlichen Heerschau" Wahres ist, weiß ich nicht, aber bei dem excentrischen Naturell des Herzogs ist es so unglaublich keineswegs. Und all' dieser Lärm, diese Noth und Sorge wegen seiner Diamanten, die ihm dergestalt an das Herz gewachsen sind, als wenn sie einen Theil seines Selbst ausmachten. Kein Sterblicher kann sich daher rühmen, je sein Schlafzimmer, d. h. das mysteriöse, durch eine spanische Wand geschiedene hintere Cabinet desselben, betreten zu haben, wo seine Schätze aufbewahrt sind. Um so freieren Spielraum hat daher auch die Fama, jenes Cabinet als einen Ali-Baba-Thurm aus Tausend und Einer Nacht zu schildern. Ein vollständiges Arsenal von Selbstschüssen, hervorspringenden Dolchen und Messern, eisernen Ketten, Stangen und Klammern ist dort aufgehäuft, und wenn eine uneingeweihte, oder sonst unberufene Hand nur zufällig und unversehens an einen der kleinen blanken Knöpfe des Schlosses drückt, so fährt die ganze Batterie heraus und zerschmettert den Unglücklichen. Wenn der Herzog nur selbst nicht einmal durch irgend ein Malheur ... Doch das ist seine Sache, und vielleicht ist auch die Geschichte gar nicht so schlimm, weil eben kein Augenzeuge da ist, der es verbürgen kann. Nach einer anderen Version soll nämlich der Herzog seine Diamantensammlung einfach in verschiedenen Kistchen und Kästchen aufbewahren und sie auch früher sehr bereitwillig den Besuchenden gezeigt haben, bis

ein fatales Ereigniß dieser Liberalität ein Ende machte. Er ließ (relata refero) einmal vor einer ziemlich zahlreichen Gesellschaft, in welcher sich auch mehrere hübsche Damen aus der demi-monde befanden, seine Schätze von Hand zu Hand gehen, die mit lautem Ach und Weh bewundert wurden; als jedoch der Wirth, nachdem die Gäste sich zurückgezogen, seine Steine musterte, fehlten ihm zwei große Solitairs — wie gesagt: relata refero, aber es wäre dies ein hinreichender Grund für die spätere Sequestration der Juwelen. Noch will ich ein weiteres Gerücht nicht unerwähnt lassen, schon um von dem stets so hart angegriffenen Manne etwas Gutes melden zu können, und zwar, daß er längst ein Testament gemacht habe, nach welchem sein ganzes, auf mehr als fünfzig Millionen geschätztes Vermögen und also auch seine Diamanten, an die braunschweigische Krone zurückfallen wird. Besser spät als niemals, aber hübsch wäre es, wenn es wahr sein sollte.

Seit einigen Jahren ist übrigens dem Herzog ein schlimmer Rival entstanden, nämlich ein neuer Diamantenmann, der unter diesem Namen („l'homme aux diamants") bereits in Paris sehr bekannt ist. Da ich ihn zufällig, wenn auch nur von Ansehen kenne, so will ich dem Leser eine flüchtige Skizze dieser ebenfalls sehr originellen Persönlichkeit nicht vorenthalten.

Ich dinirte vor einigen Jahren mit Max viel bei Garny in der Opern-Passage, nebenbei bemerkt, einer der besten Restaurants à prix fixe zu zwei Franken fünfzig Centiment, ohne die Supplemente. Eines Tages war ein Gast eingetreten, der, als er erschien, alle Kellner in Bewegung setzte und den Wirth nicht minder, der ihn mit ganz besonderer Ehrerbietung behandelte. Der Mann, schon ein guter Fünfziger, aß und trank für zwei, drei Personen, was aber Niemand Wunder nahm, denn er füllte auch ein Volumen von zwei, drei gewöhnlichen Menschen aus. Wirklich ein Riese, wie ein Tambourmajor von der Kaisergarde in Civil. In seiner äußeren Erscheinung hatte er weder etwas Vornehmens noch Elegantes, er war einfach anständig gekleidet, wie ein bemittelter Bürgersmann. Aber wenn man ihm auf die Hände sah, so bekam man fast einen Schrecken: an jedem Finger blitzten wenigstens zwei Ringe und zwar Ringe von einer Dimension und Pracht, wie man sie in solchen Exemplaren höchstens an der Hand eines Bischofs sieht und, wie gesagt, mindestens ein volles Dutzend. Alles Brillanten vom reinsten Wasser, manche so groß, daß sie gewiß zehn bis zwölftausend Franken gekostet haben mußten. Wenn der Wundermann mit Messer und Gabel handtierte, so flog es wie ein Regenbogen durch die Luft und wir sahen ihn an und staunten. Er selbst schien die Sache ganz natürlich zu finden, denn er trank ungenirt ein Glas Wein nach dem anderen und speiste wohlgemuth die halbe Speisekarte hinunter. Einmal öffnete er sehr unbefangen seine Weste, um die Serviette bequemer hineinzustecken, und meiner Treu! auf der Brust kam ein brillantenes Kreuz zum Vorschein, handgroß und strahlend wie eine Sonne. „Um Gotteswillen!" stieß mich Max an, „der Mann (er gebrauchte in der

Aufregung das andere einsilbige Wort mit K) trägt ja eine halbe Million auf dem Leibe! Wer in Aller Welt mag das sein?" — „Am Ende ein zweiter Herzog von Braunschweig", antwortete ich lachend, „oder der große Baron in der Rue Lafitte". — „Albernheiten", sagte Max, „aber wer weiß, die Steine sind vielleicht falsch." — „Dann ist es ein Verrückter, der aus Charenton fortgelaufen ist", entgegnete ich, und so erschöpften wir uns in allerlei Muthmaßungen. Wir waren übrigens nicht die Einzigen, die dadurch intriguirt wurden, denn von allen Tischen schaute man nach dem Nabob hinüber und eine kleine Dame, die einsam und traurig dicht neben uns eine Cotelette verspeiste, weil vermuthlich der Freund, mit dem sie sich ein Rendez-vous gegeben, nicht gekommen war, hätte gewiß gern den Freund durch den Brillantenmann ersetzt. Dieser stand endlich auf, bezahlte mit seinen blitzenden Händen und schob sich dann nicht ohne Mühe zu der schmalen Thür hinaus. Diesen Moment hatten wir abgewartet und wendeten uns nun sofort an den Wirth mit der hastigen Frage nach dem Unbekannten. „Kennen Sie denn Monsieur Cuisinier nicht?" sagte dieser verwundert, „l'homme aux diamants, den Rivalen des Herzogs von Braunschweig?" Und nun erzählte er uns, daß der bewußte Herr schon seit Jahren Diamanten sammle, eine Passion, die er von seinem Vater geerbt, der fast sein ganzes bedeutendes Vermögen in gleicher Weise angelegt habe Der Sohn habe aber noch außerdem die Manier, sich nicht von seinen Steinen trennen zu können und trage deshalb die kostbarsten beständig mit sich herum. — „Aber wenn er Abends spät nach Hause kommt und menschenleere Straßen passirt", bemerkte ich, „da könnten ihm seine Ringe einen schlimmen Streich spielen." „O, dann zieht er sehr wahrscheinlich Handschuhe an", erwiderte Max, „und er hat auch wol einen guten Revolver in der Tasche."

Der Herzog braucht indeß diesen Nebenbuhler nicht weiter zu fürchten; nur um einen beinahe haselnußgroßen gelben Brillanten soll er ihn sehr beneiden und ihm bereits eine hohe Summe dafür geboten haben, allein Monsieur Cuisinier will ihn nicht fortgeben, sondern ist im Gegentheil sehr stolz darauf, Sr. Hoheit wenigstens in einer Beziehung den Rang abzulaufen.

In früheren Jahren war der Herzog ein eifriger Besucher der Italienischen Oper, wo er im ersten Range eine Prosceniumsloge ganz für sich allein gemiethet hatte, die auf das Prächtigste mit Spiegeln, Candelabern und seidenen Divannen ausgestattet war. Dort erschien er alsdann in Begleitung irgend einer mehr oder minder zweideutigen Dame, die sich von Zeit zu Zeit sehr ostensibel über die Logenbrüstung hinauslegte und Brillanten zur Schau trug, die augenscheinlich braunschweigschen Ursprungs waren. Die Arme schmückte sich auch nur mit fremden Federn, denn der Herzog pflegte bei solchen Gelegenheiten seine Juwelen nur zu leihen und nach der Vorstellung wieder in die Tasche zu stecken; mit dem Verschenken war er überaus karg. Trotzdem war er, und ist es gewissermaßen noch, in der demi-monde ein gerngesehener

Gast, dem es von jeher auf eine Handvoll Goldstücke nicht ankam, um irgend eine pikante Caprice zu befriedigen. In der schönen Jahreszeit sah man ihn oft im Jardin Mabille, im Château des Fleurs und wie die sonstigen Pariser Sommerbälle heißen, und jedesmal, wenn er erschien, machte er sein Stückchen Sensation und wurde von Neugierigen umdrängt, vorzüglich von den vielen Fremden, die dort stets zusammenkommen. Manch deutscher Landsmann, vielleicht gar einer seiner ehemaligen sogenannten Unterthanen, mag ihn sich dort angeschaut und ganz absonderliche Gedanken bekommen haben über diesen entthronten Souverain. Ich glaube jedoch, daß sich der Herzog in der letzten Zeit mehr und mehr aus jenen Localen zurückgezogen hat; er ist alt geworden, so sehr er auch sein Alter durch Toilettenkünste zu verbergen sucht, und auch ihm mögen wol dann und wann ernste Gedanken kommen an die Nichtigkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen, selbst der kostbarsten Brillanten. Vielleicht gar, daß es in stiller mitternächtiger Stunde wie ein Geistergrüßen aus Jenseits an ihm vorüberzieht, um ihn an den Vater und Großvater zu mahnen, die Beide den glorreichen Heldentod auf dem Schlachtfelde starben: Karl Wilhelm Ferdinand bei Auerstädt und Friedrich Wilhelm bei Quatrebras, von denen namentlich der letzte noch heute im Munde des Volkes lebt. Wenn man sich da den Sohn vorstellt, wie ich ihn eben geschildert, und sich etwa noch die weißen Bottinen und die papageigrünen Handschuhe dazu denkt, in denen man ihn oft im Sommer umherspazieren sieht — steigt Einem nicht da die Röthe der Scham vom gepreßten Herzen in's Antlitz über einen *solchen* deutschen Fürsten? Und doch dürfen wir ihm nicht hart und rücksichtslos den Stab brechen, sondern ihn nur tief beklagen, denn eine verfehlte Jugenderziehung legte in ihm den Keim zu allen seinen späteren Thorheiten und Verirrungen und unterdrückte die besseren Eigenschaften seines Charakters. „Plaignons et passons." —

Einmal hatte es sogar den Anschein, als sollte ich zu dem Herzog in directe Beziehung treten und dies eigenthümliche Begebniß will ich noch zum Schluß kurz mittheilen..

Im Sommer 1863 wurde ich einst im innren Hofe des Universitätsgebäudes (der Sorbonne) von einem Herrn angeredet, der mir eine Empfehlung von einem sehr respectabeln Priester der deutschen Mission übergab. Der Herr sagte mir, er wünsche mich mit einer Familie bekannt zu machen, die eines discreten und umsichtigen Mannes bedürfe, um ihr in einer sehr delicaten Angelegenheit beizustehen. Wir gaben uns ein Rendez-vous auf den nächsten Tag unter dem Triumphbogen der Elyseischen Felder, in dessen Nähe jene Familie wohnen sollte. Ich fand denn auch zur bestimmten Stunde den Herrn an dem bezeichneten Ort, der mit mir den Weg nach der Avenue de Neuilly einschlug. Nach kaum fünf Minuten traten wir in ein Haus von sehr unbedeutendem Ansehen und in eine Art Vorzimmer, das nicht besser aussah. Dort kam uns ein Herr entgegen, der sich mir als Graf Civry vorstellte, Schwiegersohn des Herzog von Braunschweig. Mein Begleiter

hatte sich sofort wieder beurlaubt. Mich durchflog eine vage Erinnerung an diesen Namen und an verschiedene damit verbundene Prozesse. Der Graf war ein Mann von etwa 35 Jahren, von elegantem Wesen und distinguirten Manieren, aber trotzdem nicht ohne eine gewisse Verlegenheit, was sich indeß leicht aus der ärmlichen Umgebung erklärte, die sich sogar bis auf seinen Anzug erstreckte. Er führte mich alsdann in ein anstoßendes größeres Gemach, um mich den Damen vorzustellen, wie er sagte. Es waren ihrer zwei, eine bejahrte und eine im mittleren Alter. Die bejahrte stand am Fenster und wie ich deutlich sah, mit einer sehr prosaischen Arbeit beschäftigt: sie stopfte Strümpfe; die andere stand vor einem großen Tische und legte Wäsche zurecht, Servietten und dergleichen, das Ganze bot mithin den Anblick bürgerlicher Haushaltung, aber der allerbescheidensten Art, denn die wenigen Möbel des Zimmers, die Gardinen und sonstigen Geräthe trugen das Gepräge äußerster Dürftigkeit. „Wir sind augenblicklich in einen Prozeß mit meinem Schwiegervater verwickelt", sagte mir der Graf nach den ersten Präliminarien, „und wir bedürfen eines sicheren Mannes, der für uns nach Braunschweig reisen kann, um dort Papiere von hoher Wichtigkeit in Empfang zu nehmen." Die weitern Details über die Papiere selbst und sonstige persönliche Notizen übergehe ich hier, schon um nicht indiscret zu erscheinen, genug, der Graf meinte, in mir seinen Mann gefunden zu zu haben. Die beiden Damen sprachen nur wenige Worte und ich selbst blieb gleichfalls einsilbig, denn ich hatte sehr bald begriffen, daß ich für diese Mission nicht geeignet war. In einem Briefe, den ich am folgenden Tage dem Grafen schrieb, schützte ich meine Geschäfte vor, die mir eine längere Abwesenheit von Paris unmöglich machten, oder mich wenigstens in die Nothwendigkeit versetzten, für meine Mühewaltungen eine bedeutende Gratification zu beanspruchen; und so waren diese eigenthümlichen Beziehungen aufgehoben, zumal ich auch die obige Mittelsperson nie wieder sah.

Als nun später der Prozeß des Grafen Civry mit seinem herzoglichen Schwiegervater vor dem kaiserlichen Gerichtshofe in Paris zur Verhandlung kam, war es natürlich für mich von nicht geringem Interesse, die betreffenden Personen kennen gelernt zu haben, obwol mir die Debatten erst den näheren Aufschluß über dieselben gaben. Der Anwalt des Grafen Civry war der berühmte Maître Marie, der für diese Art Prozesse in Frankreich sehr gesucht ist, und sein Plaidoyer bildete auch einen vollständigen Roman. Er schilderte das erste Erscheinen des Herzogs am Hofe Georg's IV. von England, seines Oheims und Vormunds, im Jahre 1825, und wie er in einem vornehmen Cirkel die Bekanntschaft der jungen Miß Colville gemacht. Die Lady war damals kaum zwanzig Jahre alt und von so seltener Schönheit, daß man sie sprichwörtlich die schönste Frau Englands nannte. Auch ihre geistigen Eigenschaften sollen ihrer äußeren Erscheinung entsprechend gewesen sein. Grund genug für den Herzog, den Maître Marie „einen jugendlichen Feuerkopf voll galanter Abenteuer" nennt, der schönen Lady sein Herz

zu Füßen zu legen, die auch nicht lange ungerührt blieb. Der Herzog soll damals, wie seine Zeitgenossen versichern, unwiderstehlich gewesen sein, was uns jetzt, nach mehr als dreißig Jahren und vorzüglich bei Vergegenwärtigung des obigen Portraits, vielleicht etwas sonderbar vorkommt; aber ist es nicht derselbe Fall mit jener alten Dame, die ich in ärmlicher Kleidung am Fenster sitzen und Strümpfe stopfen sah, und die ebenfalls die einst so hochgefeierte Miß Colville war? Die Jahre sind unerbittlich und die Zeit ist ein gewaltiger Tyrann. Der Herzog, den die Leidenschaft blind gemacht hatte, und der überhaupt nicht gewohnt war, seinen Wünschen und Neigungen Zwang anzuthun, entführte die Geliebte und brachte sie zuerst nach Paris, wo sich auch sein Bruder Wilhelm einfand und wo man die junge Dame mit dem ganzen Luxus einer fürstlichen Maitresse umgab. Vier Monate dauerte dies üppige, glänzende Leben, und mancher alte Herr erinnert sich noch des schönen, glücklichen Paares, wie sie in ihrer prächtigen Equipage durch die Elyseischen Felder fuhren und alle Augen auf sich zogen. Dann gingen sie nach Braunschweig, wo die Dame in der Nähe der Residenz, im Schlosse zu Wendessen, installirt und auch später von einer Tochter entbunden wurde. Die Taufe des Kindes wurde mit großem Pomp vollzogen und zwar von dem Hofprediger Westphal in Person, der noch besonders zu diesem Zweck aus der herzoglichen Schatzkammer das goldene Familientaufbecken mitbringen mußte. Beide Herzoge standen Gevatter und das Kind erhielt den Namen einer Gräfin von Colmar. Man sprach sogar von einer morganatischen Ehe, der sich aber die Aunaten des braunschweigschen Hauses strenge widersetzten. Bald darauf trat die politische Katastrophe ein, die den Herzog der Regierung und des Thrones beraubte und ihn zwang in's Ausland zu gehen. Für die Erziehung des Kindes war indeß bereits in angemessener Weise gesorgt worden, und auch die Mutter, für welche die Liebe des Herzogs begreiflich bald erkaltet war, erhielt eine sehr anständige Rente, man sagt, von 40,000 Franken. Der Anwalt der Gräfin überspringt nun eine lange Reihe von Jahren und schildert die jetzige große Dürftigkeit („l'indigence profonde") seiner beiden Clientinnen, ohne dafür irgend weiter einen Grund anzugeben. Die Tochter hatte sich schon im Jahre 1845 mit dem Grafen Civry, und zwar gegen den Willen des Herzogs, vermählt, nachdem sie vorher zum Katholicismus übergetreten war. Ein berühmter Dominicaner (man behauptet, der Pater Lacordaire) hatte sie zu diesem Schritte veranlaßt, der bei dem Vater eine große Erbitterung hervorrief. Man fragt sich, weshalb? da bekanntlich der Herzog in religiösen Dingen niemals ein Puritaner gewesen, zumal der Act des Uebertrittes selbst, sobald er nur aus innerer Ueberzeugung hervorgegangen, doch gewiß weder verdammungs-, noch tadelnswerth war. Trotzdem aber datirt von jener Zeit die gänzliche Entfremdung des Herzogs in Bezug auf Mutter und Tochter, und der Schwiegersohn war leider nicht der Mann, in diesem traurigen Conflict vermittelnd und versöhnend zu wirken. Daher endlich die gerichtliche Klage von Seiten der Damen

um standesgemäße Unterstützung, welcher Klage der Anwalt noch ein weiteres Gewicht gab durch den Umstand, daß die Ehe des Grafen Civry mit acht Kindern gesegnet sei, und ferner, daß sich das Vermögen des „Großherzogs" (Maître Marie gebraucht stets die Worte „grand-duc" und „grand-ducal") mehr als achtzig Millionen betrage, welcher kolossale Reichthum ihm gestatte, über eine Million jährlich auf die bloße Augenweide an seiner Diamantensammlung zu verschwenden. deren todtes Capital auf dreißig Millionen geschätzt werde.

Der Anwalt des Herzogs, Maître Allou, ein nicht minder bedeutender Advocat wie Marie, sprach freilich ganz anders. Nach ihm ist die Schuld ihrer unglücklichen Lage einzig und allein der Gegenpartei beizumessen. Der Herzog habe ihnen von jeher außerordentliche Geldopfer gebracht und mehr als einmal die Schulden der gräflichen Familie auf das liberalste bezahlt. Dies habe sie aber gerade veranlaßt, stets neue zu machen, so daß gar kein Ende abzusehen sei. Außerdem habe die Tochter schon vor ihrer Vermählung ein abenteuerliches und excentrisches Leben geführt (—als echte Tochter ihres Vaters — hätte allerdings der Anwalt hinzufügen können) und bereits in der Erziehungsanstalt sei sie einmal in Matrosenkleidung auf und davon gegangen und habe sich in einer kleinen Dachkammer des Faubourg Saint-Martin eingemiethet, wo man sie nur mit großer Mühe habe ausfindig machen können, um sie in die Pension zurückzubringen. Der Graf Civry habe später die ihm stets streitig gemachte herzogliche Schwägerschaft in einer Weise ausgebeutet, die auch nach dieser Seite hin alle Geduld des Vaters erschöpft habe. Von der Mutter redet Maître Allou nicht, ein Beweis, daß er ein gewandter Advocat ist, denn dort liegt, moralisch wie social, die eigentliche Achillesferse der ganzen unseligen Streitfrage.

Das Tribunal konnte sich allerdings auf diese Bedenken nicht einlassen, sondern urtheilte einfach über die Competenz-Berechtigung der Kläger und war genöthigt, das frühere Erkenntniß (denn die Sache lag bereits in der Appellation vor) aufrecht zu erhalten, d. h. die appellirende Partei mit ihrer Klage abzuweisen. Später soll darauf der Herzog der gräflichen Familie eine bescheidene Unterstützung zugewendet und auch versprochen haben, für die Erziehung der Kinder sorgen zu wollen.

So hatte denn der Herzog diesen Prozeß gegen seine eigene Tochter, der gewiß zu den peinlichsten seines prozeßreichen Lebens gehört, gewonnen; ob indeß der richterliche Spruch auch die Stimme seines Gewissens zum Schweigen gebracht hat, ist eine andere Frage, deren Beantwortung wir uns nicht anmaßen dürfen. Aber unwillkürlich fallen mir, beim Hinblick auf diese fürstliche Existenz, die Worte unseres großen, herrlichen Schiller ein, der im Grunde ein schlimmer Demokrat war, freilich einer von jenen Demokraten, wie uns schon das Alterthum manches glänzende Muster zur Nacheiferung überliefert hat:

„Der König sei der bessere Mann,
Sonst sei der Bessere König!"

Ein Salon in Cairo.

(December 1868.)

Von **W. Gentz.**

Rhamadan, der Fastenmonat, dem strenggläubigen Muselmann eine schwere Zeit, naht seinem Ende. Die ersehnte Nacht, nach des heißen Tages Entbehrung von Speise und Trank ist hereingebrochen. In den geräuschvollen Straßen drängt die Menge den Kaffeehäusern zu, wohin die Darabuka, die irdene Lieblingstrommel orientalischer Sängerinnen sie lockt, und wo Dichter ihr wundersame Märchen erzählen. Auch ich sollte diesen Abend einer Festlichkeit, die Araber nennen es fantasia, beiwohnen und einen egyptischen Salon kennen lernen.

In Begleitung des norddeutschen Consuls, Herrn Dr. Nerenz, dem ich die Einladung verdankte, trat ich gegen neun Uhr in das Haus des Gastgebers, eines reichen arabischen Juden.

Viele hundert Gäste waren schon versammelt, unter ihnen Großwürdenträger des egyptischen Staats.

Wie die christlichen Kopten, die Nachkommen des alten Pharaonenvolkes, haben die dortigen Juden der Araber Tracht und Haltung angenommen. Mit dem Unterschied, daß ihre Frauen nicht immer verschleiert erscheinen, sondern regelmäßig nur auf den Straßen und Promenaden ihr Antlitz verhüllen.

Der große Saal, in dem uns der Herr des Hauses, ein schöner Mann in türkischem Costüm, empfing, war nur geschmückt mit prächtigen Kron- und Armleuchtern, auf denen unzählige Kerzen strahlten.

Um die Wände liefen hohe Divans, den übrigen Raum füllten Stühle, auf denen die Gäste (nur Herren) sich in zwangloseſter Form placirt hatten und bei lebhafter Unterhaltung behaglich Schibucks oder Cigaretten rauchten.

Die Ventilation war so gut, daß der Rauch nicht belästigte.

Der Frack ist von den Orientalen noch nirgends angenommen, dagegen waren alle Diejenigen im einfachen Ueberrock erschienen, welche die türkische oder arabische Tracht schon mit der europäischen vertauscht hatten; Alle jedoch, ohne Ausnahme, trugen als Kopfbedeckung den bequemen Tarbusch.

Es war nicht leicht, durch die dichten Reihen der Stühle zu den für uns bestimmten Ehrenplätzen auf dem Divan zwischen dem türkischen Bey und Pascha zu gelangen. Da der Pascha mich in französischer Sprache anredete, war es bequem, die Unterhaltung zu führen.

Als ich von den französirenden Tendenzen des Vicekönigs sprach, der seiner Residenz augenblicklich durch seinen ausgezeichneten Baumeister Herrn Franz ein schönes Theater errichten läßt, um seine ge-

treuen Unterthanen auf diese Weise mit dem geläuterten Pariser Kunstsinn, Fräulein Schneider's Cancan und Offenbach's Musik bekannt zu machen (man weiß, zu welch fabelhaften Summen die genannte „Künstlerin" von Sr. Hoheit selbst engagirt worden ist, während das arme, verhungernde Volk zu Tode gepeitscht wird, um die Steuern aufzubringen): da glaubte ich ein leichtes Zucken in den ernsten Gesichtszügen zu erblicken, welches verrieth, was besser ungesagt blieb.

Ich benutzte die Gelegenheit, etwas Näheres über die Gebote des Rhamadan zu erfahren. Auf meine Frage, was dem Muselmann geschehen würde, welcher die Fasten bräche? erhielt ich die orthodoxe Antwort: „Dann muß er vor Allem einen Sklaven kaufen und ihm die Freiheit schenken."

„Aber", entgegnete ich, „der Vicekönig hat ja die Sklaverei für alle Zeiten aufgehoben. Wie soll er da das Gebot erfüllen?"

„Das ist freilich," erwiederte der gewandte Herr mit verschmitzter Miene, „ein schwieriger Fall; aber gegen ein Gesetz des Koran darf der Gläubige unter keinen Umständen verstoßen."

Die Aufhebung der Sklaverei ist leider ein theoretischer Satz geblieben. Es geht ihr, praemissis praemittendis, wie so manchem Grundrecht und Grundsatz unsrer modernen Constitutionen, denen nichts fehlt, als — das Ausführungsgesetz!

Während des Gesprächs reichte mir ein Diener eine brennende Cigarrette. Da ich sah, daß auch der Pascha die Mühe des Anrauchens dem Diener überließ, erinnerte ich mich der Anecdote, welche mir der vor vier Jahren in Egypten an der Cholera verstorbene Prinz Noer von Schleswig-Holstein erzählt hatte. In seiner Jugend vom König von Neapel empfangen, überreichte dieser seinem Gaste eine brennende Cigarre, die er aus dem allerhöchst-eigenen Munde zu nehmen geruhte. Die Königin, des Prinzen Verlegenheit bemerkend, flüsterte ihm lächelnd zu, daß Majestät ihm soeben eine besondere Ehre erwiesen. Ich erfuhr später, daß ein Bruder des Wirthes mir die angezündete Cigarette dargereicht hatte. Es ward mir zugleich als ein altjüdischer Gebrauch bezeichnet, daß die ärmeren Verwandten des Gastgebers bei den häuslichen Festlichkeiten die Rolle der Diener übernehmen. Ich hätte mir auch sonst das feine gewandte Benehmen, mit welchem man hier bedient ward, schwer erklären können.

Indem ich den Salon genauer überschaute, gewahrte ich eine offene Mittelthür, die durch einen Gazevorhang verschlossen war. Hier waren die Stühle enger zusammengerückt und hierhin die Augen der Gäste erwartungsvoll gerichtet. Zur Seite des Vorhangs saß ein brauner Araber mit schönen ausdrucksvollen Zügen, in gelbseidenem Kaftan und mit einem Turban von blendender Weiße; eine Figur, die man auf den assyrischen Königsdenkmalen gesehen zu haben glaubt. Was mag die verschleierte Thür bedeuten? Hinter ihr, ward mir gesagt, sitzt Egyptens hochgefeierte Sängerin: Almaß. Der Name bedeutet der funkelnde, leuchtende Edelstein; sie hat ihn sich selbst gegeben. Der schöne braune

Araber wird ihren Gesang leiten; der in den Burnuß gehüllte, im Vorzimmer kauernde Mann ist der secretario der Künstlerin. Begleitet und unterstützt ist dieselbe von zwei Chorsängerinnen und mehreren anderen Damen, die auf dem Tamburin und der Darabuka ihren Gesang accompagniren sollen. Ungeduldig harrend, daß, wenn der Schleier gefallen, die berühmte Sängerin sich meinen neugierigen Blicken zeigen werde, erfuhr ich zu meinem Bedauern, daß die gestrenge orientalische Sitte dergleichen nicht gestatte.

Welch origineller Gedanke für den Abendländer, die Künstlerinnen nicht sehen zu dürfen, deren Gesang man bewundern soll! Muhamed, der Prophet, hat selbst die Musik verdammt wegen der Aufregung der Leidenschaften. Sein Gebot aber wird bei den Egyptern nicht befolgt; Musik ist nicht einmal von ihren religiösen Ceremonien ausgeschlossen. Die merkwürdigste Eigenthümlichkeit in dem arabischen System der Musik ist die Abtheilung der Töne in Drittheile. Diese kleinen und feinen Gradationen des Tones geben ihr eine eigenthümliche Weichheit. Ihre Volksmelodien sind melancholisch und so einfach, daß sie nur aus wenigen Noten bestehen, die oft wiederholt werden. Auf mich übte diese fremdartige Musik einen mächtigen Zauber aus; ihre Wirkung auf die Egypter steigert sich aber durch alle Stadien der Erregung bis zum rasenden Enthusiasmus.

Die künstlerisch gebildeten Sängerinnen von Profession heißen Awâlim, im Singular 'A'l'meh oder 'A'limeh, buchstäblich übersetzt „eine gelehrte Frau". Sie werden von den Reichen für die größeren Feste engagirt und erhalten dafür ein bedeutendes Honorar, welches sich oft durch freiwillige Beisteuern der enthusiasmirten Zuhörer zu einer ganz exorbitanten Höhe steigert. Der Vicekönig soll der Almaß für einen Musikabend hundert Pfund Sterling zahlen. Die Türken sind verschwenderischer als wir in allen Punkten, die das schöne Geschlecht betreffen.

Hinter dem Schleier, der uns dies „Bild von Sais" verbarg, erwarteten die Awalim zum Beginn der musikalischen fantasia nur des Gastgebers Aufforderung, die bald mit sonorer Stimme erfolgte, und wörtlich also lautete: „jah habibi, Geliebte, Gefeierte, laß Deine Stimme erklingen, daß unsere Herzen erquicket werden!" Da erschallten sogleich die dumpfklingenden Töne der Darabuka, und helle Frauenstimmen begannen einen Chorgesang von einfachster Melodie. Als er geendet, ruft bittend ein Enthusiast der Almaß zu, die bis dahin geschwiegen (wiederum wörtlich): „Du Geliebte, Du Süße, Du Zauberreiche; es zittern Deinen Tönen die Herzen entgegen, o laß uns hören den Wohllautstrom Deiner Lieder!" Die Gefeierte beginnt nun mit einer Improvisation; klagend, in lieblichen Tönen erhebt sie ihre Stimme und singt: „Ich bin ermüdet von dem Fasten des Rhamadan; reicht mir den Zuckertrank, meine Seele zu erfrischen, und den Wein, sie zu berauschen. Dann werden mir im Strome der Begeisterung Lieder zufließen, die wetteifern sollen mit der Nachtigall klagenden Liebestönen." Nach dieser Introduction wurden Erfrischungen aller Art hinter den Vorhang gereicht,

während ein Laut des Entzückens durch die Gesellschaft ging. Nicht wie bei uns ward geklatscht und „brava!“ gerufen. So melodisch wie ein Jeder seiner erregten Stimmung Ausdruck verleihen konnte, erklangen die Rufe: „ah, ah! — kamahn, kamahn — mehr, mehr —!“

Nachdem die Almaß gegessen und getrunken hatte, — „wie die Nachtigallen an den Rosen nippen“ — („sie sind klug und wissen, daß es gut ist!“ — Mirza-Schaffy) — fuhr sie fort zu singen. Sie sang nur immer wenige Strophen hintereinander; aber die beturbanten Köpfe der Zuhörer wiegten sich in empfindsamem Mitgefühl, und ihre großen Augen glühten. Verhallte der berühmten Almaß Stimme, ertönten um mich her unzählige „allah, bismillah!“ und je lebhafter der Antheil, um so leidenschaftlicher der Gesang. „Gott schenke Dir Beifall“, rief der Eine; ein Anderer: „O schlage weiter, du entzückende Nachtigall“; „o Du süße Taube!“ ruft ein Dritter, „Dein Girren berausche uns länger.“

Und wirklich glaubte man das Girren verliebter Tauben, die lockenden Töne der Nachtigall, das kosende Gezwitscher der Waldessänger zu vernehmen. Wie die Nachtigall in der Stille der Nacht ihr melancholisches Klagen verhallen läßt, daß es dann um so mächtiger hervorströme, so hielt auch die leidenschaftliche Almaß von Zeit zu Zeit in ihrem Gesang inne, scheinbar regellos; aber in der That mit dem Bewußtsein der Wirkung, die es hervorbrachte: sie hatte es von „Bülbül“ gelernt, oder von dem Diamanten, der nicht immer seine blendenden Funken sprüht. Als sie das Lied sang: „Ich kosete, girrte und lockte wie eine Taube, Dein Ohr aber war taub“, entstand eine so große Aufregung der Gemüther, daß beim rührenden Schluß des Liedes die Hörer in schluchzende Wehmuth versetzt wurden. Bei zweideutigen Stellen des Gedichtes wiegten sich nicht nur die Köpfe mit ihren großen Turbanen, auch die Stühle der Zuhörer schienen in ein bedenkliches Wanken und Schwanken zu gerathen.

Ihren Höhepunkt erreichte die Begeisterung, als die Sängerin die Geschichte ihres Lebens vortrug. Jung und schön, sah sie einen Perser, einen Arzt, erglühte in heißer Liebe, und glaubte durch das geweihte Band mit ihm der Liebe Glück theilhaftig zu werden. — „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier“ reißt aber, nicht bloß in Schiller's Gedichten, sondern, wie es scheint, auch in Egypten zuweilen der schöne Wahn entzwei. — Sie trennte sich von dem einst so heiß Geliebten, und ward Almeh. Jetzt erfüllt die Erinnerung an die erste Liebeszeit ihre Seele mit Wehmuth. Die ungestillte Sehnsucht und Liebe ist die Quelle ihrer begeisterten Gesänge.

Der Pascha und mit ihm die andern Muselmänner verließen vor Mitternacht die Gesellschaft, weil ihnen während des Rhamadans zu dieser Zeit das häusliche Mahl bereitet wird. Den Uebrigen wurden tausend feine Süßigkeiten angeboten, welche freilich einem Mann, der den ganzen Tag gefastet, und daher nach substantiellerer Nahrung verlangte, nicht besonders genügen konnten. Da gab es Limonaden, süße Getränke, Scherbete aller Art, aus Maulbeeren, aus Sauerampfer, aus

Weinbeeren und Lakrizenwurzel, endlich aus Veilchenblüten, die am höchsten geschätzt werden. Man präsentirte sie in geschliffenen, mit vergoldeten Blumen geschmückten hohen Weingläsern. Der Diener trug über dem rechten Arm eine lange, an den Seiten mit Gold und Seide gestickte Serviette, die mehr einem Prunkstück glich, als einem Tuch, um die Lippen damit abzuwischen. Mit den Scherbets wechselte schwarzer Kaffee, in kleinen Tassen auf silberner Unterschale, gleich unsern Eierbechern. Torten und Confecte gingen herum, und aus großen Schüsseln wurden Zuckermandeln, Bonbons, Pistazien, eine mandelartige feinschmeckende Frucht, und gebrannte Melonenkerne den Gästen mit Löffeln in die Hände gefüllt. Arabisches Bier und Champagner ward in Biergläsern geschenkt, Branntwein aus Datteln bereitet in Kaffeetassen. Dazu gab es einen Salat aus Rettigscheiben und schwarzen und grünen Oliven zusammengesetzt, den man mit den Fingern aus den Schalen nahm. Endlich kamen noch, um das Menü der egyptischen Leckerbissen zu vervollständigen, Tüten mit Haselnußkernen und Sultanrosinen.

Durch die Entfernung der Türken trat eine freiere Bewegung ein. Ich konnte mich der verschleierten Mittelthür nähern, um einen Blick in das dunkle Gemach der Awalim zu werfen; doch sah ich nur deren Umrisse und drei glühende Cigaretten, aus denen mir der Duft des narkotischen Haschisch entgegenwehte. Die Orientalen haben für das Rauchen den Ausdruck: „den Rauch trinken". Der Haschisch ist für sie von allen berauschenden Getränken der Lieblingstrank. Für nicht Eingeweihte wirkt er fast betäubend, für die Awalim dient er zur Steigerung ihrer Begeisterung. Bei einem späteren Einblick in das geheime Gemach sah ich etwas deutlicher den schönen Kopf, die ausdrucksvollen Augen und die belebten Züge der schwärmerischen Almaß. Am folgenden Tag ward mir vom Gastgeber mitgetheilt, daß die Sängerinnen zur Unterhaltung ihrer künstlerischen Erregung nicht weniger verbraucht hätten, als fünfzehn Flaschen Champagner, den Scherbet und die unzähligen Tassen Kaffee gar nicht mitgerechnet, so daß also wol auch das wahr sein muß, was Mirza-Schaffy singt:

„Nur im Rausch sind Deine Lieder
So voll Glut und Schwung gemacht!"

Freilich waren sie aber auch acht Stunden ohne Unterbrechung „wirksam" gewesen.

Als ich so unerlaubt hinter den Vorhang geschaut, gewahrte ich zu meinem Erstaunen *hinter* dem Gemach der Sängerinnen hell erleuchtete Säle, in denen ein orientalischer Damenflor sich befand. Es waren also *nicht*, wie ich bisher geglaubt, nur Herren bei der fantasia anwesend. Welch' sonderbare Entdeckung. Sollten meine Augen in einen Harem geblickt haben? Aber ich befand mich ja nicht in einem muhamedanischen Hause. Wie sollte ich mir diese Abgeschiedenheit der Damen erklären? Konnte das Rauchen in den Herrengemächern die Schuld daran tragen? Wol nicht, denn ich bemerkte, daß auch sie Wohlgeschmack an der Cigarette fanden. So mußte ich mir das Räthsel lösen lassen. Für die

orthodoxen Muselmänner erheischt die Sitte, daß ihr Auge während der Fastenzeit nicht durch den Anblick fremder Frauen entweiht würde. Ich bedauerte daher nicht mehr die Abwesenheit der hohen Gesellschaft; denn mein Wunsch, jene Schönheiten, deren Diamantengeflimmer mich fast geblendet hatte, in größerer Nähe bewundern zu dürfen, schien nun erfüllbar. Ich bat demgemäß den Herrn des Hauses, mich zu seiner Gemahlin zu führen, um ihr meine Huldigung zu Füßen zu legen. Durch einen langen Corridor, in dem die Diener und Sklaven gedrängt am Boden hockten, durch ein an Geräthschaften leeres Zimmer, spärlich durch die anstoßenden Räume erleuchtet, kamen wir in den Saal der Damen. Welch' ein Contrast zu dem eben durchschrittenen mysteriösen Zimmer, das einer alt egyptischen Grabkammer ähnlich sah, in welcher wie die Mumien rings herum an den Wänden die schwarzen Sklavinnen standen, regungslos, fast auf den Fußspitzen der Musik lauschend. Es schien ein absichtlich ausgedachter Kunsteffect, vom finstern Gemach der gebräunten und geschwärzten Töchter Afrikas zu den strahlenden Räumen der blendend weißen orientalischen Schönheiten. Hier traf ich die reichsten levantinischen Damen Cairo's in den kostbarsten Trachten des Morgen- und Abendlandes. Die Weltstadt der Mode hatte manch' elegante Toilette direct gesendet mit allen Capricen und Extravaganzen, welche die Pariser Phantasie zu erfinden vermag. Der Zufall stellte mich beim Eintritt der schönsten Dame gegenüber. Ihr rabenschwarzes Haar, gekrönt durch ein Diadem von Diamanten, fiel in seiner ganzen Ueppigkeit über den vollen Nacken und die blendend weißen Schultern bis über die Taille herab. Was aber waren diese funkelnden Diamanten gegen das Feuer ihrer Augen? Ein Gewand von hellblauer Seide umschloß ihre Glieder und ließ die Formen und Bewegungen des wunderbaren Körpers in ihrer ganzen Grazie erkennen. Aber wie traf ich diese unvergleichliche Schönheit? Sie reichte mit großer Natürlichkeit einem Säugling die Brust; eine Brust, deren vollendete Formen mit denen der Venus von Milo wetteifern konnten. In unbefangenster Weise machte sie zugleich Conversation mit einem Herrn, der mit mir zusammen in's Zimmer getreten war. Ich glaubte eine Unschicklichkeit zu begehen, wenn ich das reizende Bild länger betrachten würde und wandte mich deswegen bescheiden ab. Allein welche Scene gewahrt mein Auge im Nebengemach? An Berliner Schauläden hängt vielfach ein niedliches Bildchen mit der Unterschrift: „naturalia non sunt turpia". Auf der Erde sitzende Sklavinnen — kleine Kindchen — Töpfchen — tout comme chez nous — Alles in jener Naivetät, welche an den Kunstläden von guten Hausmüttern mit so rührendem Interesse angeschaut wird. Die Ruhe und Sicherheit, in denen sich alle Damen in diesem Durcheinander von Gegensätzen bewegten, gab mir meine Fassung zurück und ganz ungenirt ließ auch ich mich nun fesseln von dem Anblick einer jungen üppigen Schönheit im Tiziani'schen Geschmack, die gleichfalls ihren mütterlichen Pflichten harmlos oblag. Die Dame des Hauses, von der Fülle Rubens'scher Frauen, that ganz dasselbe, als ich ihr vorgestellt

Digitized by Google

P. Potter.

Abraham Bega, sculp. Amstelodami, Petrus Schenk excudit.

wurde. Der Versuch, in's Gemach der Awalim vorzudringen, mißlang jedoch; die eng geschlossenen Reihen der Damen schützten jene vor meinen neugierigen Blicken.

Ich kehrte zurück in den Herrensalon. Die Scene hatte sich verändert. Neue Bilder boten sich dar. Die älteren Damen in morgenländischer Tracht, die inzwischen eingetreten waren, hatten die eine Seite der Divans nach orientalischer Weise, mit untergeschlagenen Beinen, eingenommen. Die Damen mittleren Alters, levantinisch gekleidet, d. h. halb orientalisch, halb europäisch, saßen gegenüber, wobei ihre Füße in der Luft schwebten; denn die Sitze waren zu hoch. Die jugendlichen Schönheiten in ihren pariser Toiletten hatten sich auf den modernen Stühlen in reizenden Gruppen placirt. Inzwischen dauerte der achtstündige Gesang der „Nachtigall von Cairo" immer fort. Die Damen verzogen dabei keine Miene, sondern saßen ruhig da und blickten nur wie verwundert auf die erregte Herrenwelt. Und plötzlich schallt in die schmelzenden Töne der Almaß mitten hinein kreischendes Kindergeschrei: eine dunkle Fellachinn mit schwarz verhülltem Antlitz hebt auf den Armen einen stämmigen Säugling hoch empor. Das Kind wird über die Köpfe der Herren und Damen hinweg von Hand zu Hand gegeben, es passirt auch durch meine Hände, bis es die Mutter erreicht, eine junge hübsche Frau, welche sein Geschrei mit der rührendsten Offenherzigkeit — stillt!

Es war drei Uhr; nach europäischen Begriffen ungefähr Zeit, sich zurückzuziehen. Ich weiß nicht, was die Anderen thaten und wie lange sie noch geblieben sein mögen. Allein ich, für meine Person, suchte nun mit dem Consul den Ausgang durch die Reihen der noch immer jubelnden und schmausenden Gäste zu gewinnen. Sic me servavit Apollo!

Doch sollte die Gunst Apollo's und der schönen Almaß, mir noch weiter helfen, indem Letztere mir gestattete, sie für den „Salon" zu zeichnen. Man findet ihr Portrait auf dem Blatte, welches den Text begleitet.

Wallfahrer und Wandersmann.

(Zu der Landschaft von Ludewig.)

Gebirg' und Thal im Sonnenglanz;
Mit Muschelhut und Rosenkranz
Ein Pilger kommt gegangen.
So wallt er still bergauf, bergab;
Gedankenschwer zum heil'gen Grab
Steht einzig sein Verlangen.

Ich aber walle leichtgemuth,
Das grüne Eichenreis am Hut
Und vor der Brust die Rose.
Gebirg' und Thal im Sonnenlicht;
Wallfahrer, nein, ich tausche nicht
Mit Dir und Deinem Loose.

H. G.

Die letzten Tage König Karl's.

Von Julius Rodenberg.

VII. Frank Herbert erklärt sich.

Nachdem die Thür hinter der Gräfin geschlossen worden, sagte Cromwell: „Wir sind im Besitz ihrer Geheimnisse. Was wir gehört haben, ist nicht tröstlich. Allein wir kennen die Größe der Gefahr."

Frank Herbert warf einen verächtlichen Blick nach der Richtung der Thür, durch welche die Gräfin gegangen war. „Pfui!" rief er — „wenn der Verrath mir in der Seele so verhaßt, daß ich selbst der Vortheile, die er mir bietet, mich nur widerwillig bedienen mag, was soll ich erst von der Verrätherin sagen! . . . ."

„Du hast ein reines Herz, Frank!" sagte Cromwell, indem er ihm cordial auf die Schulter schlug, „und ich liebe Dich deswegen nicht weniger. Man hat mir von Deinen Scrupeln erzählt, damals, in Cambridge, als der Brief aus London in Deine Hände fiel, durch dessen Enthüllung Du mir das Leben gerettet. Du wußtest, was auf dem Spiele stand. Der Brief war in Deinem Besitz. Und doch wolltest Du das Siegel nicht selber brechen, sondern zwangst, mit dem Degen in der Faust und Deinen Dragonern hinter Dir, die treulosen Empfänger, ihn zu öffnen und Dich mit dem Inhalt bekannt zu machen. Du hieltest die Gewalt für nobler, als die List. Ich aber sage Dir, daß die Gewalt und die List die beiden Waffen sind, mit denen der Soldat abwechselnd spielen muß. Du hast mich neulich getadelt, als ich das Schreiben des Unglücklichen öffnete, welches, in einen Sattel eingenäht, der bösen Frau in Frankreich sagte, daß man es darauf abgesehen, uns zu täuschen und mir den hänfenen Strick zu geben; und Du wirst mich heute wieder tadeln. Aber eine Waffe ist so schlimm, als die andere. Es ist ihre Bestimmung, eine Waffe zu sein. Was ist der Unterschied, ob Du mit Stahl oder Gift tödtest, wenn Du tödtest? . . . O Frank! hätten wir unter unseren Hügeln bleiben können! Ich würde zufrieden gewesen sein, an einer Waldseite zu leben und eine Herde Schafe zu haben! Denn glücklich ist der Mensch nur in der Natur; der Umgang mit den Menschen demoralisirt ihn, und wär's auch nur, weil er sieht, daß sie demoralisirt sind; weil er angegriffen wird und sich wehren muß. Der Umgang mit den Menschen ist ein Bild des Krieges; der offene Krieg nicht viel schlimmer."

„Mein General", erwiederte Frank, „laßt mich davon schweigen!

Die Berührung öffnet eine Wunde, welche besser geschlossen bleibt. Doch daß Ihr jenes Elenden erwähnt, der Euch und uns Alle so vielmal hintergangen, das bringt mich auf den rechten Weg. Ihr sprecht von der Gefahr, die rings um uns lagert, und dennoch zaudert Ihr, derselben ein Ende zu machen. Ihr seht sie frisch immer wieder aus der Erde steigen, wenn wir sie eben erstickt zu haben meinen — gleich den hundert Köpfen des Lernäischen Ungethüms. Aber jeder Tropfen Blutes, der ihm zum Opfer fällt, verklagt uns bei der ewigen Gerechtigkeit — und dennoch, dennoch zögert Ihr . . . Es ist ein Geheimniß, Sir, welches ich nicht verstehe!"

„Mein Sohn", versetzte Cromwell ernst, „die Geheimnisse gehören Gott! Du aber hast, wie ein braver und offener Mann, Deine Meinung gesagt."

„Meine Meinung — nein! Die Meinung der ganzen Armee. Mehr noch, aller Derer in dieser großen Nation, welche den Frieden und die Freiheit wünschen."

„Ich weiß es", sagte Cromwell, „daß man mich zu einem Entschluß drängen möchte, der noch nicht reif ist. Aber bedenkt Ihr auch die Verantwortlichkeit?"

„Die Verantwortlichkeit wiegt — ich sollte denken — nach der einen Seite nicht schwerer, als nach der andern. Wir dachten an das Volk, und Eure Absicht schien, den König zu retten!"

„Ja!" rief Cromwell, „es war meine Absicht! Die Freunde des Königs sowol als seine Feinde werden sich einst überzeugen, daß ich es ehrlich mit ihm gemeint! Ich hatte Mitleid mit dieser gefallenen Größe, Frank Herbert! Er ist ein Mensch, wie wir! Er liebt, wie wir, er leidet, wie wir; und wie viel hat er schon gelitten! Es that meinem Herzen wohl und wehe zugleich, ihn zu Sion-House in den Umarmungen seiner Kinder zu sehen. Ich mußte mich abwenden, um meine Thränen zu verbergen! . . ."

„Und an demselben Abend schrieb der Treulose den Brief an die Königin . . ." warf Frank unmuthvoll ein.

„Nicht Zorn", entgegnete Cromwell, „tiefe Betrübniß bemächtigte sich meiner, als ich die Entdeckung machte. Denn nun sah ich wol, daß er verloren sei. Er hatte den Namen Gottes mißbraucht, als er ihn anrief, um die Lauterkeit seiner Gesinnungen gegen Englands Volk und Armee zu beschwören . . ."

„Meine Stunde ist endlich gekommen, schrieb er. Ich bin jetzt der Mann, den man sucht — oho!" rief Frank, der mehr und mehr aus seiner sonst so reservirten Haltung herausging — „diese Worte waren empörend . . ."

„Sie waren es. Und weil sie's waren, suchte ich in mir jeden Groll zu beruhigen. Soll man von uns, die wir uns Kämpfer nennen für unseres Volkes Religion und Freiheit, soll man von uns sagen, daß wir einen Act der gemeinen Rache begangen hätten? Nein, Frank! Du hast es vorhin gesehen, daß ich über Namen und Worte und dergleichen

Dinge nicht scrupulös bin. Aber ich denke höher von unserm Beruf und dieses ist Gottes Sache! Ich habe das Wort Gottes, und ich hoffe, daß ich es immer haben werde zur Richtschnur meines Gewissens, zu meiner Unterweisung und Leitung!"

„Und mittlerweile", sagte Frank Herbert, die Augen zu Boden schlagend, „werden Eure Leute irre an Euch."

„Auch Du, Frank?" sprach Cromwell, indem er einen durchbohrenden Blick auf ihn warf, „auch Du?"

„General", erwiederte Herbert, und sah ihm mit edler Offenheit voll und frei in's Gesicht; „Ihr erinnert Euch des Tages, als ich in Huntingdon zu Euch kam, um mich bei Eurem Trupp anwerben zu lassen. Es war zu Beginn dieses Krieges; der König hatte eben seine Fahne aufgerichtet im Schlosse von Nottingham und Ihr waret ein einfacher Reitercapitain."

„Und Du warst ein junger Student in Cambridge, der einzige Sohn eines unserer edelsten und reichsten Häuser. Du warfest Alles von Dir, die Wissenschaft, die Du liebtest, die verlockenden Bande des Genusses und Besitzes, die glänzenden Aussichten, welche der Hof und Adel Dir boten — denn damals war die Sache des Volkes noch tief gedrückt und hoffnungslos. Du aber kamest, um Dich der Freiheit zu verloben. Du gefielst mir vom ersten Augenblick an und ich habe Dich seitdem geliebt, wie meinen eigenen Sohn!"

„Und ich erst, General!" rief Frank Herbert, indem sein Gesicht von jener schönen Begeisterung glühte, deren sein Herz so sehr fähig war, wenn er auch lange sich schon gewöhnt hatte, ihren verrätherischen Schein zu unterdrücken. „Ich sah in Euch mehr, als Worte zu sagen vermögen Die Helden des Alterthums wurden von Eurer Gegenwart verdunkelt. Ich sah England an Eurer Hand stolz sich erheben und ausrufen: dies ist ein Mann! In der ganz unritterlichen Zeit, in welcher so viel geredet und debattirt, über kleine Privilegien und Rechte so viel hin- und hergestritten ward, tauchtet Ihr empor, geräuschlos und unbemerkt — aber es ging Etwas vor Euch her, was die Größe verkündete, der Athem der Energie, das Geheimniß der That — wie zur Frühlingszeit ein Geruch in der Luft liegt, der das Werden verkündet. Gewaltig damals ergriff es den Jüngling, zog es ihn hin zu Euch. Noch unter den Bäumen seines Collegs, als im Abendglühen das Kapellenfenster von Sidney-Sussex strahlte, träumte er einen holden Traum: den Ruhm und die Freiheit des Vaterlandes, den Helden und den Dichter — Cromwell und Milton! So kam ich zu Euch, dem Capitain einer kleinen Reiterschaar, in dem ich dies Alles verwirklicht sah . . ."

„Und hat der General nicht gehalten, was der Capitain versprochen?" sprach Cromwell sehr milde, „sag' es mir, Frank; sag' es mir ganz offen!"

„Ihr verlangt es zu hören und ich will es sagen. Wer, wie ich, Alles geopfert, um wahr bleiben zu können — wer den einzigen Freund hingegeben und sich mit blutendem Herzen von Der losgerissen, die . . ."

Frank Herbert stockte. Cromwell sah ihn mit seinen blauen Augen treuherzig und sympathisch an. „So denkst Du noch immer, mein guter Sohn, an Hewitt und an Olivia? . . .“

„Ich würde nicht werth gewesen sein, diese Beiden jemals mein genannt zu haben, wenn ich sie so bald hätte vergessen können! Nein, niemals; mein ganzes Leben wird der Trauer um sie gewidmet sein. Ich würde die Größe meines Gefühls für sie entweiht haben, wenn ich, um sie zu besitzen, meiner Ueberzeugung untreu geworden wäre. Sie sind mein, indem ich sie verloren. Aber, mein General, ermeßt nach dem Preis, den ein solches Opfer mich gekostet haben muß, auch die Strenge, mit der ich meine Gegenforderungen mache; und wundert Euch nicht, wenn ich, der dasselbe bringen konnte, den Muth besitze, selbst Euch die Wahrheit zu sagen, da Ihr es so wollt. Nun, mein General, an jenem für mich so verhängnißvollen Tag im Schlosse von Childerley stieg ein marternder Zweifel, ein furchtbarer Verdacht in mir auf . . .“

„Gegen wen?“ fragte Cromwell rasch.

„Gegen Euch, mein General“, versetzte Frank ganz ruhig. „Ich sah Euch mit dem König reden. Ihr machtet dem verhaßten Mann eine Verbeugung — ich sah Euch, in der Mitte seiner Großen und Edlen, von allen Seiten mit Aufmerksamkeit, ja, mit Auszeichnung behandelt . und auf Einmal wühlte in meinem Innern, wie ein Dämon, dieses fürchterliche Wort: — Cromwell ist ehrgeizig! . . .“

Flammendes Roth bedeckte des Generals Antlitz und einen niederschmetternden Blick schoß er auf den verwegenen Sprecher. Doch er faßte sich sogleich wieder. „Und was thatest Du?“ fragte er.

„Ich wies die Hand des Mädchens zurück, das ich liebte, weil der König es war, der sie mir anbot; und dann, schluchzend über das Glück, das ich von mir gestoßen, ging ich in den dunklen Park hinab und zog diese Klinge heraus, die ich heut noch trage. Eisernes Werkzeug! rief ich, indem ich es zu den Sternen erhob; Rächer jeder frevelhaften Begierde! Letzter Vertheidiger der Tugend — ich wollte Dich niederlegen unter Rosen, an der Schwelle häuslichen Glückes. Doch der Genius der Freiheit drückt Dich mir ein zweites Mal in die Hand — und ich werde Dich treu führen, bis sie triumphirt — und wenn Du mitten im Kampfe mir in meiner Hand zerbrächest, so soll Dein letzter Splitter noch gezückt sein gegen die Brust des Tyrannen!“

Cromwell ging unruhig und bewegt mehrere Male durch das Zimmer auf und ab. Dann blieb er vor Frank Herbert stehen.

„Du studirst zu viel im Tacitus, mein Sohn. Du solltest mehr den Cäsar lesen . . .“

„Es ist wahr“, entgegnete Frank bitter; „denn im Tacitus lese ich nur, wie Cäsar gefallen, nicht aber, wie er gestiegen.“

Cromwell verlor keinen Augenblick weder seine Fassung, noch seine Milde. „Nicht deswegen“, sagte er, „sondern, weil wir Dich für den Krieg gebrauchen!“

„Und wann wird dieser unselige Krieg zu Ende sein, mein General?“

sagte Frank, nun gleichfalls wieder einlenkend. „Das ist es ja eben! Nicht auf allen Schlachtfeldern Englands könnt Ihr ihn entscheiden, bevor Ihr den König vor Gericht gestellt und das Volk zum Souverain seiner eigenen Geschicke gemacht habt. Ihr habt die Gewalt! . . ."

„Was ich von Gewalt jemals in meine Hand genommen", erwiederte Cromwell, „das that ich, weil ich es für nothwendig hielt, um diesem Volke sein Recht, seine Freiheit und den Frieden wiederzugeben — weil ich geglaubt habe, daß es der von Gott mir auferlegte Beruf sei. Was mich selber anbetrifft, so habe ich kein Verlangen nach Macht oder nach Größe oder was immer es sei — zu fordern Dieses oder Das, zu erreichen Dieses oder Das. Ich weiß, die Urtheile der Welt werden rasch über mich ergehen — aber ich danke Gott, daß ich weiß, wohin ich die Last zu legen habe, die auf mich gebürdet werden wird — ich meine die Last von Tadel und Verläumdung und Verdacht."

Der große Mann sprach diese Worte mit einem solchen Ausdruck von Gewißheit und Trauer, daß es Frank Herbert auf's Tiefste bewegte.

„General", rief er, indem er die Hand des in sich Versunkenen ergriff — „Verzeihung! Verzeihung für Alles, was ich gesagt!"

„Du hast gesprochen", erwiederte Cromwell, ruhig und gedankenvoll, „wie ein braver Mann, der die Wahrheit liebt. Aber die Wahrheit! — was ist sie? Dem Einen erscheint sie so, dem Andern so. Wer von uns kann sagen, daß er sie kenne? Sei ruhig, Frank; ich habe einen Blick in Deine Seele gethan, der mir zu denken giebt, aber mein Vertrauen zu Dir nicht erschüttert. Hier bin ich, um es Dir durch die That zu beweisen."

Er ergriff seine Hand und sah ihm dann ernst, aber liebevoll in's Gesicht.

„Du weißt", sprach er, „daß gestern ein Kriegsrath abgehalten worden ist. Vernimm denn auch, was man beschlossen hat. Man entfernt mich und meine Truppen aus London, ja, aus England, um dem auswärtigen Feind zu begegnen, wenn ich so sagen darf, und hat Fairfax beauftragt, den Aufstand im Innern zu dämpfen und über die Ruhe der Hauptstadt zu wachen. Aber Fairfax, wiewol ein gottesfürchtiger und ein tapferer Mann —" und Cromwell's Stimme senkte sich, indem er leise, aber nachdrücklich die Worte sprach — „ist kein zuverlässiger Mann! . . ."

Cromwell hielt inne, während Frank Herbert zu ihm aufblickte. „Wer könnte daran zweifeln?" sagte dieser. „Fairfax ist ein Mann, der nur noch zögernd und unwillig vorwärts geht; er wird eines Tages plötzlich Halt machen, und wer bürgt uns dafür, daß er dann nicht auch Front machen wird gegen uns? — Er ist kein Republikaner!"

„Nein!" rief Cromwell; „mein Waffenbruder, der Sieger in so viel Schlachten — Fairfax ist kein Verräther! Ist denn die Republik die einzige Staatsform, welche ihren Bürgern erlaubt, tugendhaft zu sein?"

„Sie ist wenigstens die einzige", versetzte Frank Herbert bestimmt,

gitized by Google

„welche ihnen verbietet, lasterhaft zu sein. In ihr ist kein Raum für den Egoismus des Einzelnen, für den Eigennutz und den Ehrgeiz, diese furchtbaren Feinde des allgemeinen Besten!"

„Ich fürchte weder seinen Eigennutz, noch seinen Ehrgeiz", sagte Cromwell gelassen; „ich fürchte nur sein Herz — es hängt zu sehr am Alten. Er ist viel zu sehr ein Ehrenmann, um die Partei, die er gewählt, zu verrathen; allein er wird sich vielleicht besinnen, ihr zu nützen. Und die rasche That allein kann uns noch retten. Du siehst, Frank, ich habe kein Geheimniß vor Dir und will Dir auch Das noch sagen — es ist mir gelungen, im Kriegsrath durchzusetzen, daß zwei von meinen eigenen Regimentern sich dem Operationscorps von Fairfax anschließen. Das eine davon commandirt mein Schwiegersohn Ireton. Willst Du die Führung des andern übernehmen?"

Betroffen von diesem außerordentlichen Beweis der Gunst und des Vertrauens, stand Frank Herbert eine Weile stumm da. Dann aber rief er: „Ich will, mein General! Und Ihr sollt sehen, daß Ihr keinen Unwürdigen erwählt habt!"

Noch hatte Cromwell nicht Zeit gefunden, um ihm seine weiteren Instructionen zu geben, als der Ordonnanzofficier wieder erschien.

„Ein Berittener aus den Gebirgen von Wales trifft soeben ein mit diesen Depeschen", und er überreichte dabei dem General ein umfangreiches Schreiben.

Hastig löste Cromwell das Siegel und las. Seine Augen funkelten lebhafter, je weiter er kam. „Der erste Schlag ist geschehen", sagte er, nachdem er zu Ende. „Die Truppen in Wales sind abgefallen, haben mit den Royalisten gemeine Sache gemacht, sich, mit ihrem Obristen an der Spitze, in die Bergfeste Pembroke geworfen und auf dem Thurm die königliche Fahne aufgezogen. Vor Pembroke werden wir die Campagne eröffnen und von dort den Schotten entgegenziehen. Lasset sofort", rief er dem Officier zu, „die Marschordres ausfertigen und sendet mir einen von meinen Privatsecretairen herein. — Frank", sagte er dann, sich wieder an den Obristen wendend, „ich werde London eher verlassen müssen, als ich geglaubt habe. Doch ich gehe ruhig, denn Du bleibst zurück."

Der Geheimschreiber trat ein. Er hatte den ehrlichen dicken Kopf mit einem weißen Tuch verbunden und trug ein Bündel Papiere in den Händen.

„Nun", — rief Cromwell, höchst verwundert bei diesem Anblick; „was ist denn mit Euch geschehen, Herr Nicholas?"

„Ach, General", erwiederte dieser, in welchem die Leser unsern alten Freund aus Dukestreet wieder erkennen werden, „es ist schlimm genug hergegangen bei uns in der City, und am allerschlimmsten in unserer Straße. Sie haben im Hause meines Nachbars, des Juden Abraham, die Fenster und die Treppen zerschlagen, von anderen Gewaltthätigkeiten gar nicht zu reden. Ich machte mich auf, mitten in der Nacht, um zu thun, was zu thun war für die Rettung meines armen Freundes und seiner Familie — den aufwieglerischen Haufen zur Ruhe zu sprechen . . . Aber

Ihr seht, General, wie sie mir gedient haben! Großer Gott, daß ich noch mit dem Leben davon gekommen, ist ein Wunder! . . ."

„Und dennoch auf Eurem Posten, Herr Magister?" entgegnete Cromwell, die Pflichttreue seines Secretairs aufrichtig belobend.

„Wie sollte ich nicht, so lange noch Leib und Seele zusammenhalten, Sir?" entgegnete Mr. Edward Nicholas; „und um so mehr, als ich der Ueberbringer der Friedensbedingungen bin, unter denen die Aufrührer sich unterwerfen wollen. Sie haben arg genug gelitten in den letzten zwölf Stunden — der Obrist Herbert, der hier steht — bei Gott! er hat scharf einhauen lassen und die schwere Cavallerie, nachdem er sich zurückgezogen, hat den Rest gethan. Sie wissen jetzt nicht mehr aus, noch ein, und bitten um Frieden. Der Magistrat der City hat sich in diesem Augenblick auf Sr. Excellenz, des Generals Fairfax, Befehl in York-House versammelt, welches unsere Truppen gestern Nacht bei der ersten Nachricht von dem Aufstand und der Betheiligung Buckingham's besetzt haben. Dorthin hat Se. Excellenz die Deputation beschieden, um sie zu empfangen, und er sendet Euch, General, die Abschrift der überreichten Bedingungen, indem er um Eure Meinung bittet!"

Cromwell durchflog den Inhalt des ihm überreichten Papiers und, indem er es dann Frank Herbert einhändigte, sagte er: „Obrist, begebt Euch nach York-House, sagt Seiner Excellenz, daß ich, für meine Person, Nichts dagegen einzuwenden wüßte, auf Grund dieser Punkte die Verhandlungen zu eröffnen, und nehmt an denselben in meinem Namen Theil."

Frank Herbert verabschiedete sich. „Setzt Euch", rief Cromwell alsdann dem ehrbaren Mr. Nicholas zu; „nehmt Feder, Papier und Tinte und schreibt, was ich Euch sagen werde. Ihr kennt die Chiffreschrift für Robert Hammond?"

„Zu Befehl, General."

Während Mr. Nicholas an einem in der Ecke des Zimmers befindlichen Tische Platz nahm, ging Cromwell mehrere Male unruhig im Zimmer auf und ab, dann blieb er stehen und dictirte:

„Mein lieber Robin!

Nachrichten kamen zur Hand einer höchst ansehnlichen Person, daß der König den Versuch machte, aus seinem Fenster zu entkommen; und daß er eine seidene Schnur bei sich hatte, um sich niederzulassen, aber daß seine Brust so stark war, daß das Gitter ihn nicht durchlassen wollte. Dies ist geschehen in einer von den dunklen Nächten vor ungefähr drei Wochen. Die Wache war in jener Nacht mit einer Quantität Wein versehen worden. Dieselbe Quelle versichert, daß Aqua Fortis von London dorthin gegangen ist, um jenes Hinderniß, welches den Versuch vereitelte, zu entfernen; und daß derselbe Plan in den nächsten dunklen Nächten ausgeführt werden soll . . ."

Cromwell schwieg. „Habt Ihr geschrieben?" fragte er nach einer Weile.

„Zu Befehl, General", erwiederte Mr. Nicholas, und legte ihm den in Ziffern verfaßten Brief vor.

Nachdem Cromwell ihn aufmerksam durchlesen, ergriff er eine Feder und setzte die Worte hinzu: „Ich kenne Deine Bürde. Dies ist eine Vermehrung derselben: der Herr führe und unterstütze Dich. Der Herr segne Dich.

Bete für

Deinen Dich liebenden Freund und Diener

Oliver Cromwell."

Mr. Nicholas mußte nun so rasch als möglich den Brief falten, schließen und siegeln und Cromwell dictirte dann wieder die Aufschrift:

Für den Obristen Robert Hammond, Gouverneur der Insel Whigt:

Dieses.

Dienstsache des Königreichs.

Eilig! Höchst eilig!

Nachdem Alles geschehen, sagte Cromwell: „Die Staffette für Carrisbrooke Castle steht unten im Hofe fertig. Lasset sie sofort reiten!" — Und dann, als Mr Nicholas sich entfernt hatte: „Mag nun das Meer versuchen, sich wieder uns zu empören, das Land ist fest!" — Dabei schritt er zu dem Stuhl, auf welchem sein Helm lag, nahm ihn, bedeckte das Haupt damit und schritt hinaus in die Säle, wo die hohen Officiere voll Ungeduld ihren General erwarteten.

VIII. In welchem der Capitain Jürgen Joyce zuerst einer Dame und dann dem Leser seine Honneurs macht.

Mittlerweile war das Haus der Gräfin an der Themse durch Militair besetzt worden. Als der berittene, glänzende Haufen sich die Landstraße hinab bewegte, noch bevor man das Parkthor erreicht hatte, war den vordersten Reitern unter den laublosen Bäumen, welche den Eingang bildeten, ein Mann aufgefallen, der sie von weither schon bemerkt zu haben und nunmehr zu erwarten schien. Ganz unverzagt, langsam, aber mit dem Schritt der Sicherheit und der Miene eines Mannes, der eines guten Empfanges gewiß ist, ging er ihnen entgegen, bis an den Rand des Parkes, welcher durch eine hohe Mauer und nach der Landstraße durch einen Thorweg abgegrenzt war. Aber hier angelangt, fuhr er zurück, anstatt weiter zu gehen, als er des Capitains ansichtig ward, welcher das kleine Detachement führte. Da wol starken Gebüsches genug in der Nähe war, der Frühling aber noch gezögert hatte, das schützende Laub ihm zu gewähren, so war an ein Entkommen jetzt nicht mehr zu denken; und der Mann, welcher vorwärts nicht mochte und rückwärts nicht konnte, that, was manch' ein Anderer, vielleicht ein größerer Held, in seiner Lage schon gethan: er blieb stehen. Diese Neigung, die Flucht zu ergreifen, welche sich in seinem hülflosen Gesicht höchst ausdrucksvoll malte, wird dem Leser

ihn, in Verbindung mit anderen Umständen, verrathen haben, auch wenn der Capitain ihn nicht sofort erkannt und beim Namen genannt hätte.

„Mann Gottes! Zedekiah Pickerling!“ rief dieser schon aus einiger Entfernung und in seiner besten Laune; „lebst Du noch? Ich meinte doch, daß ich Dir damals auf der Haide von Triploe den Rest gegeben, nachdem ich Dich zuvor in dem Bierhaus zu Cambridge so wacker verarbeitet. Ich ließ Dich für todt an jenem Tag da liegen und hätte nicht so viel als den dritten Theil eines Pfennigs für Dich gegeben . . .“

Zedekiah merkte wol aus dem Ton, mit dem der Reitercapitain zu ihm sprach, daß aus der leicht versöhnlichen Seele desselben der Groll längst geschwunden sein müsse. Er war ein schlauer Patron, dieser Zedekiah, der nicht blos die Schwächen anderer Leute, sondern auch seine eigenen ganz genau kannte; er witterte jede Gefahr so zu sagen in der Luft, fürchtete sich aber keinen Augenblick länger, als Grund, sich zu fürchten, vorhanden war, hüllte sich daher in das Gewand äußerster Demuth und ging seinem streithaften Widersacher von Ehedem unerschrocken und in der Furcht des Herrn allein entgegen.

„Die Hand Gottes hat schwer auf mir gelegen“, sagte Zedekiah, indem er das Haupt auf die Brust fallen ließ; „wie geschrieben steht: ich gehe krumm und sehr gebückt, den ganzen Tag gehe ich traurig.“

„Sieh, sieh!“ rief der Capitain, „Du hast Deinen Vers noch nicht verlernt; aber wenn es wahr ist, was Du sagst, so ist es nicht mehr, als Du verdienst, mein braver Mann.“

„Ich weiß es, ich weiß es“, entgegnete dieser, in seinem biblischen Genäsel fortfahrend; „ich habe einen Sack angezogen, aber sie treiben das Gespötte daraus. Ich weine und faste bitterlich, und man spottet meiner dazu.“

„Nun“, versetzte der Capitain mit hellem Lachen, denn diese Art der Unterhaltung war im höchsten Grade nach seinem Geschmack; „was das Fasten anbelangt, so scheint es trefflich bei Dir anzuschlagen. Denn Du hast Dich herausgemacht, seit wir den letzten Humpen mit einander geleert im Kranich von Cambridge. Und — meiner Treu! — der Sack, von dem Du sprichst, steht Dir ausgezeichnet. Es ist die hübscheste Livrei, die ich noch jemals an einem so frommen Mann, wie Du bist, gesehen habe. Nein — geh' mir, Freund! Du gefällst mir heute viel besser, als damals, wo ich meine Hand gegen Dich erhob! Damals warst Du ein kurzgeschorener, hagerer, tiefwangiger, hohläugiger, schleichender, halbverhungerter Schuft mit einem weißen Halstuch und langen, schwärzen Priesterrock; heute trägst Du einen Rock mit rothen Aufschlägen, hast ein rundes Bäuchlein, wie ich es zu sehen liebe, wolgenährte Wangen und vergnügte Augen, die von manchem guten Tropfen sagen. — Bruder! So gefällst Du mir! Denn ich wiederhole Dir: der Hunger macht Bestien! Ich hab' es aus eigener Erfahrung. Ein tugendhafter Mensch muß zu essen und zu trinken haben . . .“

„Es ist wahr“, sagte Zedekiah Pickerling, der für jede Behauptung einen Beleg wußte; „denn so steht geschrieben: Gehe hin und iß Dein

Brod mit Freuden, trink Deinen Wein mit gutem Muth; es ist ein Werk, das Gott gefällt."

„Und den Menschen gleichfalls", fügte der Capitain hinzu, dem das Herz überging, wenn er darauf zu reden kam. „Aber Du solltest mir sagen, wer diese Nächstenpflicht an Dir geübt — wer Dich so köstlich gespeist und so herrlich gekleidet hat?"

Zedekiah wies die Allee hinauf, an deren Ende sich, aus dem Grau des Nebeltages, ein weitläufiges und prächtiges Schloß im sogenannten Jacobeischen Styl erhob, damals also noch nicht viel mehr als dreißig oder vierzig Jahre alt sein konnte. Uebrigens begann eben, wie das in London häufig zu sein pflegt, wo dem dichten Nebelmorgen zuweilen ein desto heiterer Nachmittag folgt, der Himmel sich zu lichten und ein matter Strahl der Sonne, die man jedoch selbst noch nicht sah, färbte die steinernen Söller, die mächtigen Fenstersimse, das Ziegeldach und einen viereckigen, offenbar älteren Thurm, der etwas abseits von dem Hauptgebäude zwischen den nackten Bäumen des Parkes gesehen wurde.

„Die Gräfin von Dysart?" rief der Capitain, der Bewegung Zedekiah's folgend; „dieselbe, deren Haus wir zu besetzen Befehl haben?"

„Dieselbe", erwiederte Zedekiah Pickerling; „ich bin ihr Haushofmeister!"

„Mein Gott!" sagte der Capitain, dessen Pferd nun dicht an der Pforte hielt, während seine Schwadron rings um dieselbe Stellung nahm — „mein Gott, was aus einem Menschen werden kann! Als ich Dich das erstemal sah, warst Du der Müller von Childerley —"

„Und Ihr, mein Herr Capitain, waret ein Gefangener, der den Strick um den Hals trug —"

„Still davon", rief der Capitain, „daß Dich meine Leute nicht hören. Es sind Neulinge im Dienst, Recruten, die von der Vergangenheit Nichts wissen. Ein Mann, der Manches durchgemacht, darf von seinen Erlebnissen nur selber sprechen; ein Anderer sagt immer zu wenig oder zu viel."

„Ich würde gar Nichts davon gesagt haben, wär' es nicht um diesen Vers, wo der Prediger sagt: Zu der Zeit, wenn die Hütler im Hause zittern, die Starken sich krümmen und müßig stehen die Müller. Was blieb mir übrig, nachdem der Ritter von Childerley mich aus meiner Mühle fortgejagt?" Und unter der Maske von Demuth begann es in der Brust des rachsüchtigen Mannes zu kochen bei dieser Erinnerung. „Aber wir haben ihn jetzt", murmelte er, „wir haben ihn, Sir!"

Der Capitain hatte zum Glück für Zedekiah diese letzten Worte nicht gehört. Dennoch fuhr er ihn hart an: „Was sagst Du vom Ritter von Childerley? Ich hoffe, nichts Ungebührliches. Denn Du weißt, daß ich das nicht dulden werde, wiewol ich den rothen Rock von Cromwell's Dragonern trage und den Degen seines Capitains führe."

„Nichts Ungebührliches —", erwiederte Zedekiah, der sich nun besann, daß er auf dem besten Wege sei, diesen Mann zu reizen, der rasch vergaß, aber noch viel rascher aufbrauste, und dann in seiner Wuth und

Heftigkeit zu dem Aeußersten fähig war. „Ihr habt mich gefragt, Herr Capitain, und ich wollte nur antworten. Arm, ohne Haus und Brod, trat ich in den Dienst eines der großen Lords von der Synode — und als wir uns das zweitemal begegneten, in der Stadt zu Cambridge, in der Straße vor dem Kranich daselbst, da waret Ihr ein gar stattlicher Cornet —"

„Und Du", fiel ihm der Capitain in's Wort, „ein Schuft, der Du warst, trugst hochverrätherische Briefe bei Dir mit einem teuflischen Anschlag gegen die Person und Freiheit meines Generals . . ."

„Ihr habt mich dafür geschlagen, mein Herr", erwiederte Zedekiah, das Auge zu Boden senkend mit der Unschuld eines Kindes, das man an die Ruthe erinnert, während er innerlich knirschte über seine Ohnmacht und zitterte vor einem neuen Angriff des leidenschaftlichen Mannes. Denn schon waren dem Capitain die Zornesadern auf der Stirn geschwollen. „Was redet Ihr noch davon? Ihr habt mich ja geschlagen."

„Und ein Wunder ist es", rief der Capitain, der immer heftiger ward, „daß Du noch lebst! Beim Himmel — ich hätte es nicht geglaubt, und Du hättest es auch nicht verdient. Weißt Du noch, Du Heuchler, als an jenem Morgen Du Dein lästerliches Maul aufthatest gegen ein Mädchen . . ."

Jetzt zuckte, wie ein Blitz, ein glorreicher Gedanke durch das Hirn Zedekiah's. Nach der Tonart zu schließen, mit welcher der Capitain ihn andonnerte, war nicht mehr viel Gutes von der Fortsetzung dieses Gesprächs zu erwarten. Er hatte sich schon, auf das Schlimmste gefaßt, nach einem Ausweg und Zufluchtsort umgesehen, aber vergeblich; als er sich nun plötzlich dem Pferde des Reiters näherte, mit einem Gesicht von Siegeszuversicht zu dem Letztern emporsah und, den Finger der linken Hand an die Lippen legend, mit der Rechten nach dem alten Thurm wies, der jetzt eben, von dem gelben Glanz beleuchtet, aus der Masse sinkenden Nebels, der halbverhüllten nackten Bäume und schwarzen Gemäuers umher mit unheimlicher Klarheit hervortrat. „Das jüdische Mädchen meint Ihr?" flüsterte er, indem er sich dicht an den Reiter drängte.

„Manuella", rief der Capitain.

„Dort!" sagte Zedekiah, der mit Freuden bemerkte, daß er sich in seinem Mittel nicht getäuscht habe. „Aber, um Gotteswillen, still, still! Daß man uns nicht hört!" Und er wandte sich mit dem Kopf nach allen Seiten, während er mit der Hand noch fest auf den Thurm deutete.

„Was willst Du damit sagen?" rief der Capitain, der von einer großen Unruhe ergriffen, mit beiden Füßen zugleich bereits vom Pferde gesprungen war.

„Daß in jenem Thurm das Mädchen, von welchem Ihr redet, gefangen sitzt; und daß ich Euch den Weg zu ihr zeigen werde, wenn Ihr mir versprecht, künftig etwas mehr Vertrauen zu mir haben zu wollen!"

„Alles will ich Dir versprechen, Alles —" rief der Capitain, „nur führe mich zu ihr!" Und dann, zu seinen Reitern gewandt, rief er:

„Besetzt das Thor! Lasset Niemanden hinaus und Niemanden herein, bis ich wieder zurück bin!"

Zedekiah ging voran. Ungeduldig und immer zur Eile spornend, folgte der Capitain. Das Erdreich war feucht. Unter den Bäumen, zu beiden Seiten des Weges, lag noch das modernde Laub vom letzten Jahre, dessen erdiger Geruch aufstieg, während schon an den schwanken Zweigen, die sich darüber ausstreckten, die ersten grünen Spitzen keimten. Nasser Nebel, von Oben beglänzt, wogte noch in den hohen Wipfeln, und kreischend flog hier und dort eine Krähe empor, indem die Beiden schweigend ihren Weg fortsetzten. Endlich hatten sie den Thurm erreicht. Zedekiah führte den Capitain die steinerne Treppe hinauf zu dem alten Saal, in welchem noch von gestern Nacht die Flaschen und die Tische standen. Er öffnete dann eine Thür zu einem engen, dunklen Gang und wies nach einer andern Thür in der Wand. Es war die Kammer, in welcher Manuella sich befand — zuerst dem Gott ihrer Väter inbrünstig dankend für ihre Rettung aus Schmach und Schande — dann zitternd vor jeder neuen Gefahr, mit welcher ihre Hülflosigkeit und die Unsicherheit ihrer Lage sie bedrohte — hoffend und harrend, durch die langen, bangen, einsamen Stunden — die Minuten zählend, deren jede ihr zur Ewigkeit wurde, zuletzt verzweifelnd und in tiefe, stumpfe Apathie versinkend, aus der Nichts mehr sie erwecken zu können schien.

Auch der Capitain fühlte sich äußerst bewegt, als er vor dieser Thür stand. Den rauhen Soldaten ergriff ein eigenthümliches Zagen und leise pochte er an. Als er keine Antwort erhielt, schob er den Riegel von Außen zurück und die Thür fiel auf. Manuella lehnte mit dem Kopf an dem einzigen, schmalen Fensterchen, durch das verrostete Gitter desselben hinausblickend gegen den Nachmittagshimmel, der sich weit und weiter öffnete, je mehr der Nebel sank und nach Westen hin ganz in Gold getaucht, mit blassem Wiederschein die Wand der Zelle malte.

„Manuella!" rief er, unter der Thüre stehen bleibend.

Der Klang der befreundeten Stimme traf an ihr Ohr. Langsam wandte sie das Haupt um, während ihr Arm an der Fensterbrüstung haften blieb. Langsam gewöhnte sich ihr Auge, nachdem es so lange in die Helligkeit geschaut, an das Dunkel, in welchem die Figur des ehrlichen Soldaten sich zeigte. Doch als sie sein Gesicht nun erkannte raffte sie sich rasch empor — „Jürgen!" rief sie, und flog ihm entgegen. In ihren weißen Ostergewändern, in welchen der Nachmittagsschimmer leuchtete, war sie wie ein Engel des Lichtes — so leicht, so ätherisch — von der irdischen Schwere beinahe schon abgelöst, schwebend fast, mit bleichem Gesicht, erreichte sie den Capitain, welcher Thränen vergoß bei ihrem Anblick.

„Jürgen", rief sie — „Du bist es! Du! — um mich zu befreien!" — und sie warf sich an die Brust, welche mächtig erschüttert war, und umschlang seinen Nacken mit beiden Armen. Stumm stand der tapfere Mann da — er wagte nicht, sich zu rühren — er fürchtete, diesen Moment zu zerstören, der ihm wie ein Traum war, und — er fühlte

wol, wie einer jener Träume, die einmal kommen und nicht wieder — das zarte Gewicht dieser nackten Arme, den Hauch dieses Mundes, die körperhafte Berührung dieses Mädchens, das er liebte, aber mit einer Liebe voll Keuschheit und Entsagung. Nur mit dem Rücken seiner Hand wischte er sich die feuchten Augen und sagte dann, noch schluchzend: „So, habt Ihr mich wieder erkannt, mein liebes Mädchen?"

„Ja", sagte Manuella, indem sie zurücktrat und ihm nun erst die Hand gab, welche Jürgen fest an sein Herz drückte.

„Es freut mich", sprach er dabei, noch mit seiner innern Bewegung kämpfend; „denn wenn ich auch meine Uniform seitdem ein bischen verbessert habe, so ist doch das Herz, welches darunter schlägt, dasselbe geblieben, nicht besser, nicht schlechter."

Mehr sagte der wackere Kumpan nicht zu seinem Lobe. Wir aber hoffen, daß der geneigte Leser, nicht weniger dankbar als Manuella, sich der früheren Fahrten und Thaten dieses Mannes, seiner mannigfachen Verirrungen und haarbreiten Fluchtversuche, seiner Kaltblütigkeit dem Galgen, und seines Heldenmuthes dem Feind gegenüber erinnern und in ihm unsern alten Freund Jürgen Joyce recognosciren wird — eines Schneiders Sohn aus der City, Schauspieler in Holland, Lanzknecht unter Tilly, Cornet unter Cromwell, der sich inzwischen aber, wie wir auf einer vorhergehenden Seite dieses Romans berichtet, „einen historischen Namen gemacht hat", und demgemäß zum Capitain und Reiterführer avancirt ist. Denn, wie er es damals gesagt, als er in der Nacht an das Thor von Holmby-Castle geklopft, um Seine Majestät den König herauszuholen: „Wir gehören zu derselben Armee, dienen demselben General und Jeder von uns kann es noch leicht zum Capitain bringen!"

Doch der Capitain Jürgen Joyce war ein bescheidener Mann — eine Tugend, die man bei berühmten Kriegsmännern viel eher findet, als bei anderen berühmten Männern; und es ist daher wahrscheinlich, daß er in diesem Augenblick nicht entfernt so sehr an seine Verdienste dachte, als von Seiten Manuella's, der Leser und des Verfassers geschieht, der sich ganz unverhohlen als seinen aufrichtigen Bewunderer bekennt.

Jürgen dachte nur an Manuella. Niemals war sie ihm noch so sehr als das unberührbare Wesen höherer Art erschienen, als heute, wo der Zufall sie ihm, dem an die Gewalt des Krieges gewöhnten Mann, in die Hände gegeben hatte. Ihr Unglück und ihre Verlassenheit, ihr Vertrauen und ihre Freude bei dem Wiedersehen ergriffen ihn gleicherweise. Er — kein sehr frommer Mann außerdem, wenigstens nicht mit den Lippen — fand in seinem Herzen zwei oder drei Worte des Dankes für die unsichtbare Macht, die ihn hierhergeführt zur Rettung der Unschuld; und er glaubte Gott keinen bessern Dienst leisten zu können, als indem er dieses Werk vollführte. Ja, er hätte der Heiligkeit desselben zu schaden gemeint, wenn er dabei, auch noch so vorübergehend, an seine eigenen Empfindungen, an sich selbst mit Einem Wort gedacht hätte. Ihr seht, daß Das, was man platonische Liebe nennt (es kommt dabei

nicht auf den Ausdruck an, Ihr wißt die Sache, die ich meine), nicht ganz ein Traum der Dichter und Philosophen ist. Ich habe vor, Euch in dem Bilde dieses starren und äußerlich so rohen Kriegskameraden zu zeigen, daß es Uneigennützigkeit nicht nur noch in der Welt, sondern sogar auch in der Liebe giebt! —

Ohne sich daher viel zu besinnen oder viel zu sagen — nachdem er sich einfach überzeugt, daß Manuella gewaltsam hierher gebracht und gewaltsam hier festgehalten werde, stieß Jürgen die Thür mit dem Fuß auf, benachrichtigte die Befreite, daß unten eine ganze Schwadron Reiter zu ihrer Verfügung stände, und lud sie ein, ihm zu folgen. Bei dem ersten Schritt, den das Mädchen that, sank sie zusammen; denn sie war von Allem, was sie geduldet, erschöpft — hatte die Nacht nicht geschlafen und den ganzen Tag lang Nichts gegessen. Die Spannung der Angst und Erwartung hatte sie bis jetzt aufrecht erhalten; doch nun verließen die Kräfte sie. Jürgen nahm sie auf seine Arme und leicht vor sich hin trug er die theure Last, die Treppe hinab, aus dem Thurm, durch den Park, die Terrasse hinab bis an's Thor. Ihr Haupt war an seine Brust gesunken, die Augen waren geschlossen, das weiße Gewand der Schlummernden umflatterte seinen schimmernden Küraß und floß an seinem rothen mit Gold gestickten Rock hernieder. Seine Reiter staunten, als sie den Capitain so durch die Büsche herabkommen sahen; noch mehr aber staunte der Capitain, als er von seiner Schwadron umgeben eine herrschaftliche Kutsche sah, mit vier Pferden bespannt, und ein zorniges Frauenantlitz hinter der Portière.

Es war die Gräfin Dysart, welche, von ihrem Besuch bei Cromwell heimkehrend, getäuscht, wo sie zu täuschen meinte, niedergeschlagen über den verfehlten Angriff auf die Gunst des Gewaltigen und erniedrigt in dem Gefühl, eine erniedrigende Rolle gespielt zu haben, auch Das noch erleben mußte, daß sie Soldaten fand vor ihrem Parkthor, welche bis zum Erscheinen des Capitains ihr die Einfahrt auf ihrem eigenen Besitzthum verweigerten.

Der Capitain, nachdem er mit dem Zusammenhang bekannt gemacht worden war, näherte sich mit so viel Höflichkeit, als überhaupt in seiner Natur lag, dem Wagen und lud die Gräfin ein, denselben zu verlassen.

„Es ist die bequemste Gelegenheit", sagte er, „diese Dame den Ihrigen zurückzugeben, nachdem Eure Herrlichkeit ihr die Gastfreundschaft einer Nacht bewilligt hat."

Und da es gegen Soldaten, zumal wenn sie höflich sind, keine Widerrede giebt, so war die Gräfin ausgestiegen, um ihren Wagen, mit allen Wappen der Murray's und Tollemach's am Schlage, dem Sohn eines Schneiders und der Tochter eines Juden zu überlassen.

Erst unter ihren Bäumen, mit dem Schloß und Thurm ihrer Ahnen vor Augen, gewann sie die kaltblütige Gelassenheit wieder, welche, verbunden mit ihrer Schönheit, ihre Waffe war. Man macht manch' einen unglücklichen Gang mit dem Feind und kann darum doch die Ehre

der Waffe retten. Noch war nicht Alles, ja nicht einmal sehr viel verloren. Was kümmerte sie der König und die Sache der Royalisten? Sie wollte das ungewisse Schicksal derselben nicht theilen. Sie wollte leben, lieben, genießen. Das Leben Lauderdale's war ihr gesichert; sie war in London — ihr Schloß, ihr Eigenthum und ihre Freiheit für die Zukunft hatte sie heut' erkauft. Theuer — nun freilich! Doch Niemand von der sinkenden Partei brauchte zu wissen, durfte jemals erfahren, welchen Preis sie gezahlt. Denn die sinkende Partei konnte eines Tages wieder die steigende sein; und eine kluge Frau rechnet mit allen Factoren. Sie war daher glücklich, einen Verräther im Hause zu haben, mit welchem sie heute die Schuld theilte, um ihn morgen allein dafür verantwortlich machen zu können. Gegen den Verdacht der königlich Gesinnten deckte dieser Mensch sie, der ihr von einem der Chefs derselben, von Lauderdale, empfohlen, heut' ihr Vertrauter war und morgen ihr Opfer werden konnte. Weit davon entfernt, ihn zu fürchten, da sie ihn durchschaut hatte, oder ihn aus ihrem Dienst zu entlassen, nachdem er entlarvt worden war, dachte sie im Gegentheil nur daran, ihn noch fester an sich zu fesseln und noch mehr von ihrem guten Glauben und ihrer Arglosigkeit zu überzeugen. Armer Zedekiah! — zwar bist auch Du kein dummer Kopf, wenn es darauf ankommt, Deinen Nächsten zu betrügen! Aber wie stumpf ist die Schlauheit der Männer gegen dieses Raffinement der Frauen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die Welt zu täuschen. So läßt die Vorsehung mitunter einen Mann, der über das Maß hinaus gesündigt und den sie sich zu ihrer ganz besondern Rache aufgehoben hat, in das Garn einer solchen Frau fallen, die ihn — sei es durch ihre Liebe, sei es durch ihren Haß (denn Beides kommt in derartigen Fällen wahrhaftig auf Eins heraus!) — langsam zu Tode martert.

Mit ihrem holdseligsten Lächeln daher begrüßte die Gräfin ihren Diener, der auf der Schwelle des Palastes stand, um die Heimkehrende zu empfangen — sie belobte ihn ganz besonders wegen seines guten Verhaltens in den letzten ereignißreichen Tagen und sagte, sie sei niemals zufriedener mit ihm gewesen, als heut'. Einen Augenblick standen sich die beiden Treulosen gegenüber, und einen Augenblick auch schwankte gleichsam die ungesehene Wage. Dann verschwand die Gräfin unter der großen Halle des Hauses, welche, von einer offenen Galerie umgeben, zu ihren Gemächern führte, und Zedekiah Pickerling blieb zurück. Doch wer das höhnische Lächeln auf den Zügen der Ersteren, als sie allein war, und das freudige Staunen auf dem Gesicht des Andern bemerkt hätte, als er sich im Fortgehen glückselig die Hände rieb: der würde schon jetzt nicht mehr gezweifelt haben, nach welcher Seite hin sich das Zünglein langsam und zögernd neigte.

(Fortsetzung folgt.)

Rapperswyl.

Erlebnisse eines kleinen Erdflecks.

Von **Gottfried Kinkel.**

„Es liegt ein herrliches Schloß bei dem Obersee, das heißt Rapperswyl und ist gebaut von dem Grafen von Rapperswyl; denn dieselben Grafen waren gar gewaltig und mächtig, und zu derselben Veste gehörten alle Marken (das linke Ufer des obern Zürichsees) und viel Land und Leute. Diese Herren hatten auch großes Gut im Thurgau und Aargau, und es waren viel Edle in ihrem Dienst. Derselbe Graf, der dies Schloß besaß, hatte einen Vogt, auf den er gern hörte, denn er war weise und redlich, darum vertraute sein Herr auf ihn, und was er that und ließ, das galt. Nun ritt der Herr gar oft aus und hatte dabei eine gar schöne Frau. Es bedünkte aber den Vogt, wenn der Herr nicht daheim war, seine Herrin wäre zu muthwillig und triebe zu viel Scherz mit etlichen seiner Diener, daß es dem Vogt ganz unleidlich wurde. Nun hätte er es gern abgestellt, also daß er es dem Herrn nicht hätte zu Ohren bringen müssen, aber die Frau wollte sich daran nicht kehren, und es bedünkte den Vogt, sie triebe dessen nur mehr, also daß er sich selber zusprach, er wollte es doch seinem Herrn sagen. Nun fügte es sich einmal, daß der Graf heimgeritten kam und war lange ausgewesen; also ward er von seinem Gesinde wol empfangen. Sein Vogt mochte nicht warten, bis sein Herr sich auskleidete, er wollte ihm von seiner Frau Märe sagen, wie sie sich hielte, wenn er nicht zu Haus wäre, und führte ihn auf einen Erker, wo sie auf den See sahen. Und da Niemand zugegen war, hub er mit seinem Herrn an zu reden und sprach, er müßte ihm ernstliche und wichtige Sachen sagen. Der Herr erschrak und sprach: „Lieber Vogt, sage mir, was Du willst, sage mir nur nichts Böses von meinem Weibe: denn wo immer ich bin und an mein schönes Weib gedenke, das ist meine einzige Freude, und Alles, was mir zustößt, das kümmert mich desto minder, und ich freue mich, so oft ich nach Hause soll, daß ich Freude und Lust mit meinem Weibe habe und mich ergötze, habe ich auch Leid und Widermuth gehabt.“ Dieser Art redete er mit seinem Vogt, und sprach der Vogt: „Warum sollte ich Euch Arges von Eurer Herrin sagen, die doch aller Ehren würdig ist? Ich will Euch etwas sagen, das Euch und Eurem Lande wichtiger ist. Ihr habt Ehre und Gut, Land und Leute genug; nun sehet Ihr wol dort einen Bühel im See liegen: da hab' ich gedacht und oftmals überlegt, daß da eine Veste trefflich liegen könnte; denn Alles, was umher liegt, ist Euer, und wäre für das Land und auch für die Straße wohl gelegen, und Ihr

könntet da einen Markt machen, der Euch und dem Land viel nützte." Und rühmte es also dem Herrn gar sehr. Das gefiel dem Herrn wol, und fuhr darnach mit ihm über den See und besahen den Bühel und den Burgstadel, und gefiel ihnen wol, und befahl der Herr dem Vogt, da eine gute Veste zu bauen, denn es war ein harter Fels. Also ward daselbst eine Veste und ein Städtlein erbaut, und ward nach dem Geschlecht des Herrn genannt Rathbertesweil. Und die Stiftung ward gut und einträglich, und er fügte Land und Leute hinzu, daß es eine Grafschaft wurde, denn dieser Sitz wurde dem Herrn gar lieb, und er hatte sein Gefallen daran. Also besaßen die Herren von Rapperswyl die Herrschaft viele Jahre mit großen Ehren, denn sie waren mächtig, edel und gewaltig, daß man nicht wußte von edleren mächtigeren Herren in den Landen zu sagen. Also starben sie alle ohne Leibeserben, und es fiel an die Grafen von Hohenberg. Darnach starben diese auch alle aus und die Herrschaften fielen größtentheils an die Grafen von Habsburg, denn die von Habsburg und von Hohenberg beerbten die von Rapperswyl mit einander."

So wird in den ältesten Jahrbüchern von Zürich, welche die berühmte Züricher antiquarische Gesellschaft im zweiten Bande ihrer „Mittheilungen" abgedruckt hat, die Gründung von Schloß und Stadt Neu-Rapperswyl berichtet. Die ursprüngliche Stammburg Alt-Rapperswyl, welche auf dem andern Ufer an einer stillen Bucht des Obersees lag, ist seitdem von der Erde beinahe verschwunden, seit die Züricher sie im September 1350 eroberten, mit Holz füllten und niederbrannten „bis auf den Herd" Jetzt spricht man daher nicht mehr von Neu-Rapperswyl, sondern nur noch einfach von Rapperswyl.

Eine um 1400 geschriebene Chronik von Rapperswyl, welche vom fürstlichen und besonders vom habsburgischen Gesichtspunkt aus schreibt (im sechsten Bande der obigen „Mittheilungen" von Ettmüller herausgegeben), erzählt die Stiftung des Schlosses ähnlich, auch mit Erwähnung der leichtsinnigen Frau, hat aber noch eine fernere poetische Sage hinzugefügt. Der Grat, auf welchem jetzt Stadt und Burg stehen, war dazumal mit Tannenwald bewachsen und diente zur Jagd. Der Graf ließ den Wald abhauen und als man dabei war, „fuhr er morgens ganz früh mit der Frau und allem Gesind hinüber und ließ die Hunde los. Die kamen auf eine Hinde, die lief den Hunden vor bis auf den Grat, wo jetzt die Burg steht, und da war eine Höhle, da hatte sie ihre Jungen in einem hohlen Felsen. Vor der Höhle standen die Hunde und bellten so lange, bis der Herr zu ihnen kam mit der Frau, und die Knechte hetzten die Hunde immerzu an: da wehrte die Hinde sich so, daß die Hunde nicht herankonnten. Und da die Frau das sah und hörte, da bat sie den Herrn, er möchte die Hunde wegthun lassen, und das geschah. Da saß der Herr und auch die Frau nieder und wollten der Ruhe pflegen, und die Hinde kam heran und legte sich der Frau in den Schooß, und da das der Herr sah, ließ er die Jungen alle, deren zwei waren, mitnehmen und führte sie mit heim. Da lief ihnen die Alte nach bis an das Wasser,

und sie nahmen sie auch mit. Und am andern Morgen früh schickte er Zimmerleute in das Holz und ließ es niederhauen und roden, und baute da eine Veste.“ Alsdann zogen sich Leute von den beiden benachbarten Dörfern Kempraten und Bußkilch unter die Veste an den See und bauten eine Ringmauer vom Schloß bis an das Wasser: so entstand das Städtchen Rapperswyl, und Graf Rudolf (so hieß der Erbauer) stiftete auch eine Kirche auf dem Grat neben dem Schlosse.

Noch heut wird man den Gedanken sehr glücklich finden, den die Angst dem erschreckten Vogt des weisen Ehemanns eingab. Die Lage von Stadt und Schloß ist von ausgezeichneter Schönheit, und war in jenen Tagen unvollkommener Belagerungskunst auch sicher eine sehr feste. Die Sage setzt die Gründung von Rapperswyl in's Jahre 1090; diese alten Grafen entstammen einem Nebenzweig der Welfen.

Die größeren Seen der Schweiz haben ihren Hauptreiz in den Einziehungen, welche durch Vorsprünge des Landes gebildet werden. Landspitzen, bald hohe Vorgebirge, bald flache Landzungen, ziehen sich gewöhnlich an gleicher Stelle von beiden Ufern in die lichte Fluth und machen eine Einschnürung; dahinter breitet dann das Wasser wieder bassinartig sich aus. Wer je unter dem Rigi zwischen den beiden Nasen durchgedampft ist, wo der stundenweite blaue Spiegel zu einer Oeffnung von zehn Minuten Weite sich einzieht, der kennt den Reiz dieser kleinen Meerengen. Auch der Züricher See hat solch eine Einschnürung, und einer der beiden Landvorsprünge, welche sie bilden, ist der Grat, auf welchem Rapperswyl liegt. Vom anderen Ufer streckt sich die Halbinsel Hurden mit ihrem Fischerdorf in den See, und die beiden Spitzen des Landes verbindet die hölzerne Brücke. In ähnlicher Weise ist Constanz, über eine ähnliche Einschnürung des Bodensees hinweg, durch seine Brücken mit Deutschland verbunden.

Die beiden Strecken des Sees, welche die Brücke trennt, haben einen sehr verschiedenen landschaftlichen Charakter. Der Obersee streckt sich in die Vorberge der Alpenmassen hinein, der Untersee ist dem flachen Lande der nördlichen Schweiz zugewendet. Dort Berge, welche bis spät im Sommer Schnee behalten, Waldwiesen, einzelne Oertchen am Wasser, hinter denen unmittelbar die grünen Matten emporsteigen; am Untersee aber die lieblichste Culturlandschaft, voll Obst und Wein.

Dieser untere Zürichersee ist zum beständigen Wohnen gewiß der lieblichste See der Schweiz. Nicht so großartig, wie der von steilen Felswänden umstarrte Vierwaldstättersee, denn die nächsten umgebenden Berge sind nicht hoch und nur an einzelnen Stellen und bei recht hellem Wetter sieht man über diese Vorberge die prachtvolle Alpenkette sich emporheben. Aber was Natur und Menschenhand Liebliches hervorbringen können, das hat man hier vereint.

Fährt man von Zürich, am untern Ende dieses Sees, auf dem Dampfboot nach dem zu Fuß sechs Stunden entfernten Rapperswyl hinauf, so hat man beständig Hügelland zur Linken wie zur Rechten. Links fallen bewaldete Berge, an den Flanken mit Dörfchen und Wein-

bergen geziert, zum Ufer ab, rechts aber ist eine doppelte Reihe von Berg und Hügel. Die nächste bildet nur eine sanfte Schwellung, hinter ihr, nachdem man durch's Sihlthal hinabgestiegen, steigt die zackige Albisreihe empor, die bei Zürich zu dem berühmten Uetliberg sich aufschwingt. Zwischen den Hügeln und dem See liegen fette Wiesen, bis an den Waldsaum ziehen sich die Obstbäume hinauf; der Wein ist an diesem Ufer, das mehr Schatten hat, weniger gut und weniger verbreitet. Wie schön ist hier der Frühling, wo alle Fruchtbäume blühen! Es ist, als legten sich weiße Schleier über die Matten, um ihr blendendes Frühlingsgrün zu dämpfen; und dieser Blüthenschimmer setzt sich am Waldsaume silbern von dem dunklen Nadelholz des Sihlwaldes ab, der die Höhen bedeckt. Vom Wald bis dicht an's Ufer gehen diese Obstgärten, im Herbst schütteln die letzten Bäume von überhangenden Aesten Tausende von gelben und rothen Aepfeln in die spielende Fluth. Dann des Morgens an einer der vielen kleinen Buchten des Sees sitzend, wenn die Alpen sich aus dem zarten Nebel klären, der noch auf dem Seespiegel träumt, dann erkennt man, wie Goethe seine Gedichte stets aus der Fülle dessen nahm, was er selber eben im Moment sah und fühlte: denn hier auf dem Zürichsee, seiner Lili entsagend, schrieb er das wunderbare Gedicht:

Auf dem See.

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertact hinauf,
Und Berge, wolkig, himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug', mein Aug', was sinkst Du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum, so Gold du bist;
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Dieser liebliche See ist stets der See der Poeten gewesen; er glänzt von Erinnerungen deutscher Literatur. Dort, wo im Wald des Uetlibergs eine eingestürzte Bergschlucht nackt ihre weißen Flanken von Nagelfluh zeigt (sie heißt mit altromanischem Namen die Faletsch), steht abwärts auf waldigem Vorsprung, jetzt ganz in Rasen vergraben, noch der Burgstadel des Schlosses Manegg. Es war die alte Sängerburg der Familie Manesse von Zürich, und um 1300 rühmte man vom Rüdeger Manesse, der damals das Haupt des Hauses war, daß er mit seinem Sohne Johann, dem Custos des Chorherrnstifts am Großmünster,

die zahlreichste Sammlung von deutschen Minneliedern zusammengebracht hatte, die man in der Welt fand. „Wo", sagt Johannes Hadlaub, der Züricher, „wo fände man wol so manches Lied? Nicht im ganzen Königreich so viele, als in Zürich in Büchern stehen. Darum prüft man daselbst oft Meistersang. Der Manesse strebte danach mit Eifer, daher besitzt er jetzt die Liederbücher. Seinem Hofe sollten die Sänger sich neigen, sein Lob sollten sie hier und anderswo feiern, denn bei ihm hat der Gesang Stamm und Wurzel, und wüßte er, wo sich noch guter Sang fände, er würde eifrig ihn aufsuchen." Eben bei diesem Patriciergeschlecht der Manesse, an ihrem „Hofe" lebte Hadlaub, ein Züricher Bürger, wie es scheint nicht von Adel, der auch mit seinen Liebeserklärungen bei den vornehmen und stolzen Patricierinnen seiner Vaterstadt kein Glück machte: ein Poet, der schon halb in dem gröbern Geschmack seines Jahrhunderts steckte und das Bauernleben der Schweiz in Gedichten malte, welche merkwürdiger Weise zwar die Rohheit des Landvolks schildern, aber gar nichts von jenem großen Sinn der Rütli-Verschwörer und der Kämpfer von Morgarten enthalten, die doch Hadlaub's Zeitgenossen gewesen sind. Daneben aber ließ Hadlaub noch die alten zarten Töne des Minnegesangs erschallen, wie sie hundert Jahre vor ihm aus Rittermund zuerst erklungen waren.

„Ach ich sah sie ein Kind liebkosen, da brannte mein Herz vor Liebe. Sie umfing es und drückte es nahe an sich, und Lieblichkeit nahm mir die Gedanken hin. Sie faßte sein Köpfchen in ihre weißen Hände und drückte es an Mund und lichte Wangen. O wie süß sie es küßte!

„Auch das Kind that, wie ich gethan hätte; ich sah, wie es sie umfaßte. Es that, als verstände es, wie wonnig sie ist, so froh war es. Nicht ohne Neid konnte ich es sehen, ich dachte: Wehe, daß ich das Kindchen wäre und daß sie ihm dann so hold möchte sein!

„Ich gab Acht, wie das Kleine eben von ihr kam, und da nahm auch ich es kosend zu mir; es dünkte mich so süß, weil sie es an sich gedrückt hatte, darum war ich sein so froh. Ich umarmte es, weil sie es so hold umarmt hatte, und küßte es auf das Plätzchen, wo sie es geküßt: o, wie das mir zum Herzen ging!

„Sagt nicht, mir sei nicht so ernstlich weh nach ihr, wie ich's euch klage; sagt nicht, ich sei ja gesund; sonst wäre ich wol siech und bleich, wenn die Kette der Minne so sehr mich schmerzte. Daß ihr es nicht an mir sehet, welche Noth ich auch leide, das macht nur die Hoffnung, die hält mich noch oben; verließe die mich, so wäre ich todt."

Dieses Gedicht Hadlaub's wagte ich aus seinem schon etwas künstlichen Versmaß zu lösen und frei in Prosa zu übertragen. Ist es nicht auch so allerliebst? Selbst nach Goethe läßt es sich noch lesen. Aber aus den Hoffnungen des armen Poeten ist doch nichts geworden, obwol Fürsten, Herren und selbst Aebte für ihn sich verwendeten. Auf einen Brief, den er dem stolzen Fräulein, als Pilger verkleidet, an den Mantel heftete, als sie frühmorgens, noch im Dunkeln, in die Mette ging (die Scene ist in der berühmten manessischen Liederhandschrift zu Paris recht

ergötzlich in Miniatur abgebildet: die Dame trägt ihr Hündchen auf dem Arm mit in die Kirche!) hat er wahrscheinlich niemals eine Antwort bekommen. Geschah ihm freilich recht, denn er war leider ein verheiratheter Mann und hatte eine Frau in viel bürgerlichen Sorgen zu Haus, als er so dem adlichen Dämchen die Cour machte!

Wir haben von Zürich aus die Hälfte des Sees durchfahren, da springt rechts vom Ufer eine kleine Höhe in den See vor. Es war einst eine Felseninsel, jetzt ist sie durch einen Streifen flachen Landes mit dem Ufer verbunden. Das Boot landet, wir steigen die Anhöhe zwischen Obstbäumen hinan und stehen wieder auf classischem Boden: denn dies ist die Au, hier hat Klopstock im fröhlichen Kreise von Züricher Freunden und Frauen geschwärmt. Denn der Dichter des Messias konnte fröhlich schwärmen; die Züricher Gesellschaft verwunderte sich, als er beim Aussteigen aus dem Kahn einem schönen Mädchen einen Kuß abzugewinnen wußte. Er wohnte damals in Bodmer's gastfreiem Hause, das heut noch unfern des neuen Züricher Polytechnicums vom Hügel über die Stadt blickt und an den herrlichen, von Bodmer's eigener Hand gepflegten Bäumen kenntlich ist: in demselben Hause, wo auch Wieland und Goethe später freundliche Aufnahme fanden. In fröhlicher Gesellschaft ist Klopstock einmal im Jahr 1750 den See hinaufgerudert:

Jetzt entwölkte sich fern silberner Alpen Höh',
Und der Jünglinge Herz schlug schon empfindender,
Schon verrieth es beredter
Sich der schönen Begleiterin.

Jetzo nahm uns die Au in die beschattenden
Kühlen Arme des Waldes, welcher die Insel krönt;
Da, da kamest Du, Freude,
Volles Maßes auf uns herab! *)

Freilich, der Waldschatten ist von der Halbinsel verschwunden, nur ein kleines Stück Laubwald ist noch übrig, und diesen hat der jetzige Besitzer vor den zahlreichen Besuchern durch einen hohen Zaun abgesperrt; nur Obstbäume stehen jetzt um das stattliche neu erbaute Gasthaus; aber die Au ist heut noch ein lustiger Ort, und die Dampfboote führen Massen von Sonntagsgästen und Touristen hin. Einmal, als ich da war, feierten zu gleicher Zeit drei Bräute ihr Hochzeitsfest. Hier ist's herrlich zu sitzen am heißen Sommernachmittag bei dem guten Ausbruchwein, der am Lande bei der Insel wächst. Die Au liegt gerade in der Mitte des halbmondförmigen Sees, und von dem hohen flachen Dach des Gasthofs blickt man gleich weit zurück in die milde deutsche Schönheit des untern Sees und vorwärts in den großartigen, vom Glärnisch überstiegenen Alpenkessel, welcher den Obersee einschließt. Dort drüben liegt Stäfa, wo Goethe bei einem zweiten schweizer Aufenthalt seinen aus Italien heimkehrenden Kunstfreund Heinrich Meyer erwartete, und ebenso nah, an unserm Seeufer, die kleine Ufenau, wo ein anderer

*) Ausführliches über Klopstock in dem Schriftchen von Mörikofer: „Klopstock in Zürich im Jahr 1750—51." Zürich u. Frauenfeld, 1851.

Poet und mächtigerer Lebenskämpfer, Ulrich Hutten, im Schutz eines milden Priesters von Einsiedeln seinen ruhigen Tod gefunden hat. Sein Grab auf der Ufenau ist vergessen, kein Stein bezeichnet die Stätte, aber die beiden kleinen Kirchen stehen noch, wie sie im Frühling 1523 standen, als er dort seine Augen schloß. Verbannten hat dies Seethal oft Asyl gegeben; in Zürich sang Herwegh seine Lieder eines Lebendigen, bei Rapperswyl, auf dem grünen Meyenberg, schrieb Freiligrath seine Bartholomäusnacht. Merkwürdig, daß der See besonders durch Fremde, durch Deutsche, seine poetische Verklärung fand; doch auch die Schweiz hat in diesem Thal manchen Dichter gesehen. Hier dichtete und radirte Salomon Geßner seine Landschaftsidyllen, so treu mit seiner Radirnadel, aber im Wort der Poesie so sehr ausschmückend und idealisirend, daß man erschrickt, wenn man seine Fischer und Hirten mit den wirklichen „Seebuben" und den entsetzlich schmutzigen Sennen in einer Käsehütte der Alpen vergleicht. Ganz treu dagegen malte das Züricher Leben in Land und Stadt der in Deutschland viel zu wenig bekannte Heinrich Usteri, auch Maler und Illustrator, dessen „Freut euch des Lebens" zwar um die ganze Welt gegangen ist, aber seine in Züricher Mundart geschriebenen Lebensbilder aus Stadt und Land, die mit den Allemannisch-Baseler Gedichten von Hebel vollkommen den Vergleich aushalten, sind fast nur in des Dichters Heimatsstadt Zürich bekannt, wo voriges Jahr noch eine Dilettantengesellschaft seinen „Vikari" dramatisirt im Dialect sechsmal spielte und bei den Schweizern damit unerhörten Beifall gewann. Und so sei zuletzt noch Gottfried Keller's gedacht, der heut bei weitem der bedeutendste Dichter der deutschen Schweiz ist. Er lebt als Staatsschreiber in Zürich. Von deutscher Bildung tief durchdrungen, wie Geßner und Usteri ursprünglich zum Maler sich bestimmend, hat er seine Heimat mit der Liebe des Angehörigen ergriffen und doch auch wieder mit dem klaren Blicke angeschaut, den ihm ein langer Aufenthalt in München und Berlin gab. Sein Lebensroman „Der grüne Heinrich" giebt ein höchst eigenthümliches Bild der eben verflossenen Culturepoche, wo geniale Menschen so leicht an allseitiger Zersplitterung ihrer Fähigkeiten und an Mangel einfacher bürgerlicher Ordnung untergingen. In den „Leuten von Seldwyla" zeichnet er das alte verstockte Schweizerleben kleiner, vom Straßenverkehr abliegender Ortschaften, aber in den Gedichten und einzelnen späteren Novellen bricht die fröhliche Neuzeit dieses glücklichen Landes hindurch, das seine große Verfassungsrevolution hinter sich hat, für welche Keller eingestanden ist mit mannhaftem Wort, und das heut in Arbeit, Wohlstand und Volksschule wunderbar aufblüht. Es geht durch Keller's Dichtungen ein anmuthender Erdgeschmack, wie man ihn bei jedem charaktervollen Wein verspürt, und darum ist er so wohlthuend in einer Epoche, die uns mit der verschliffenen Eintönigkeit unserer Gesellschaftsromane ermattet. Ja, seht es euch an, was dies Ländchen geworden ist im Segen seiner Freiheit und in der fesselfosen Entfaltung seiner Arbeitskraft durch den vollständigen, in Jahrhunderten des Ringens erkämpften Sieg der Demokratie! Seht, wie segensvoll

die freie Vertheilung des Bodens, durch keine aristokratischen Gesetze gehemmt, dem Volke geworden ist! Ueberall, am Hügelrand, wie im Thal, die reinlichen weißen Häuser, aus Reben, Bäumen und Blumen hervorlugend; nur Ein Fünftel der Bevölkerung ohne Grundbesitz; darum alles Feld gartenmäßig bebaut und auf den höchsten Ertrag gebracht; Bevölkerung genug, um noch den starken Fabrikbetrieb des Cantons möglich zu machen, und der Bauer neben der Landarbeit mit einem andern Erwerbszweig beschäftigt, der auch die langen Wintertage ausfüllt. Hierher auf die Au, wo das ganze bebaute Gelände des Sees, oben von wohlgepflegtem Wald begrenzt, meilenweit um uns sich dehnt — hierher soll man den englischen Gesetzgeber führen, der das Heil allein in großem Grundbesitz sieht, und um diesen zu erhalten und zu vermehren, das Volk fortwährend vom Besitz des Landes abschließt, das es taglöhnernd im Dienst des Adels und der Gentry bebaut!

Wir haben eine gute Pause auf der Au gemacht, es ist ein Plätzchen, von dem man nicht gern scheidet. Aber das nächste Dampfboot kommt heran, und in kurzer Fahrt, an blühenden Fabrikstädtchen vorüber, trägt es uns aus dem Canton Zürich hinaus in die katholischen Lande Schwyz und den Seeantheil von Sanct Gallen. Dort liegt das Ziel wieder vor uns, von dem wir ausschwärmten, das graue Schloß von Rapperswyl mit der zweithürmigen Kirche, und vor ihm das heitere Städtchen zum Uferrand herabsteigend.

Es ist eine reizende Lage. Der Felsgrat, auf welchem die Burg steht, tritt schmal, aber in einer Länge von etwa zehn Minuten Weges in den See hinaus, zwischen sich und dem Ufer einen kleinen Hafen lassend. Schloß und Kirche liegen nur etwa hundert Fuß über den Seespiegel emporgehoben, dort wo der Grat aus dem Festlande hervorspringt, und vom Schloß bis zur Spitze des Grates zieht sich ein freier Platz, auch von einem Mauerzingel eingeschlossen, einst zu Ritterspielen und Hoffesten verwendet, jetzt von den schönsten Schattenbäumen, die ihn bedecken, der Lindenhof genannt. Ganz unten, an der Seespitze des Grates, außerhalb der alten Befestigungen, hat im letzten Jahrhundert ein Kapuzinerkloster sich angesiedelt, von dessen Thür eine kleine Steintreppe zum Lindenhof führt; an der Thür sieht man ein Gewölbe, in welchem Schüsselchen stehen, dort wird nach alter Sitte den Pilgern noch die Klostersuppe gereicht. Das Klösterchen, das alte wohlerhaltene, zum Theil noch bewohnte Schloß, die grauen Kirchthürme — wir fühlen uns, aus dem städtischen und bäuerlichen Wesen des Cantons Zürich kommend, wie in einer älteren Weltperiode und Weltordnung.

Ersteigen wir die Burg! Sie ist auf den unzugänglichsten Theil des Grates gepflanzt; um aber da, wo der Grat sich an's Festland anlegt, ebenfalls geschirmt zu sein, war sie einst durch einen tiefen Graben abgeschnitten, der quer durch die Felswand lief. Die Kirche, obwol ursprünglich Schloßkapelle, steht außerhalb dieses Grabens, war also in die Hauptvertheidigung nicht eingeschlossen. Der Deutsche fühlt schon im Mittelalter der Kirche gegenüber anders als der Normanne. Wo im

Burgenbau normannischer Einfluß waltet, so in England bis weit nach Wales und Northumberland hinein, da ist die Schloßkapelle ein Theil der Festung; der Ritter, wenn er belagert wird, will seinen helfenden Gott mit dessen Priester in den Mauern behalten. In Hastings und Pevensey waren die ursprünglichen, mitten im Schloßhofe errichteten Burgkapellen sogar gleichzeitig die Pfarrkirchen des umliegenden Burgfleckens: im Tower, im Normannenthurm zu Newcastle, in den Palastburgen des englischen Königthums und Adels in Wales sind die Kapellen die schönsten, am reichsten verzierten Theile des ganzen Werkes. Der Deutsche will das Gotteshaus nicht in den irdischen Streit der Waffen hineinreißen: selbst der deutsche Bischof will das nicht, wenn er als Reichsfürst ein Schloß wie den Godesberg baut. Er braucht im Kampf seinen Gott nicht in so sinnlich greifbarer Nähe, er überläßt dem christlichen Gefühl des Feindes den Schutz des Heiligthums und legt daher die Schloßkapelle und den Kirchhof etwas unterwärts der Befestigungen oder auf einen benachbarten Hügel.

Im Schloß zu Rapperswyl ist die ganze alte Einrichtung und Verwendung der Räume noch wol erkennbar, obwol der meiste Theil unbewohnt und alles Schmuckes baar steht*). Man tritt zuerst in einen später erbauten dreieckigen Hof ein; an zwei Seiten desselben sieht man in der Höhe noch den hölzernen Wehrgang herumlaufen, der bei Belagerungen zur Verbindung und zur Aufstellung der Schützen diente. Das Hauptgebäude, der in Ritterburgen sogenannte Pallas, hat drei Stockwerke, unten sind Keller und Vorrathsräume, im Mittelstock der Rittersaal und der Schlafsaal, im obersten Stock die Wohnzimmer der Familie, besonders der Frauen. Eines dieser Gemächer, welche große Fenster und freundliche Aussicht haben, ist noch mit Backsteinen gepflastert und hat Holzgetäfel und Decke mit hübschem Schnitzwerk verziert, über der Thür steht in einem Holzrahmen das geschnitzte und bemalte Familienwappen, zwei Rosen auf einem von Greifen gehaltenen Schilde. In der Höhe dieses Hauptgebäudes schreitet man in den Hauptthurm hinein, den sogenannten Bergfried, dessen Mauern dreiundachtzig Fuß vom Felsen emporsteigen. Das oberste Stockwerk ist noch heut behaglich eingerichtet, denn hier wohnt, wie von jeher, der Thürmer und Wächter, dessen Horn aber heut nicht mehr den anrückenden Feind oder den besuchenden Gast, sondern nur ein etwa ausbrechendes Feuer verkündigt.

Aus den kleinen Fenstern dieser höchsten Gemächer breiten herrliche Blicke sich aus. Der Obersee hat viel mehr von südlicher Beleuchtung und Farbenstimmung als die nördlichen Partien nach Zürich hin. Die Alpen hat man schon näher, der Glärnisch glüht an Sommerabenden oft in verklärtem Rosenroth, und auf den nächsten Alpengipfeln, die den Namen der sieben Kurfürsten tragen, liegt Schnee bis auf die Höhe des Sommers. Der Obersee ist merkwürdig still, weil er so tief im um-

*) Ferdinand Keller, der berühmte Präsident der antiquarischen Gesellschaft zu Zürich, hat im zweiten Band der „Mittheilungen" eine sehr vollständige und lehrreiche Beschreibung des ganzen Schlosses gegeben.

schlossenen Thal liegt: die großen Massen treten nahe an ihn heran und spiegeln in der Fluth ihre Matten, zwischen denen am Berg und im Spiegel die nackten Felspartieen sich hinbreiten. Unten über die Brücke, welche den See an der Einschnürung überspannt, gehen Gruppen betender Pilger, die von Mariä Einsiedeln zurückkehren.

Denn dies ist es, was einst den Ort so bedeutend machte und ihm heut noch einen lebendigen Verkehr erhält. Ueber diese schmalste Seestrecke ist seit nunmehr tausend Jahren ein ununterbrochener Pilgerzug aus Deutschland nach Einsiedeln hin- und hergewogt. Jetzt fahren die meisten bequem mit Dampf von Zürich den See hinauf, landen auf einer früheren Station, zu Richterswyl, und steigen dann auf bequemer Fahrstraße zu der Hochebene heran, wo Kloster Einsiedeln liegt. Früher aber ging die Pilgerstraße am rechten Seeufer hinauf, bis man an die engste Stelle des Wassers kam, hier fuhr man, wo jetzt Rapperswyl steht, in Kähnen über, und stieg dann zwei Stunden lang auf sehr steilem Weg den bewaldeten Etzelberg hinan bis zu der Stelle, wo Meinrad von Hohenzollern zur Zeit der Enkel Karl's des Großen seine erste Einsiedlerzelle sich gegründet hatte, die er hernach nach Einsiedeln verlegte. Von da wurde dann in etwa zwei Stunden das Kloster selbst erreicht. Auf dieser Straße, von Rapperswyl hinauf, zieht auch heut noch immer ein großer Theil der Pilger, und wenn man bedenkt, daß nächst Rom, Loreto, Santiago von Compostella und Mariazell in Steyermark, Einsiedeln heut der besuchteste Wallfahrtsort der Christenheit ist, zu welchem jährlich an 200,000 Pilger strömen, so begreift sich, daß um dieses Pilgerzuges willen die Brücke zuerst ist aufgerichtet worden.

Graf Hans von Habsburg auf Rapperswyl, ein Vetter der habsburger Herzöge von der österreichischen Linie, hatte sich mit dem benachbarten Adel verbündet, um die Stadt Zürich durch einen nächtlichen Mordanfall zu erobern. Die Sache kam durch einen armen Buben aus, der Graf wurde gefangen; die Züricher brachen ihm sein Schloß Rapperswyl und legten das Städtchen wüste. Da ritt Hans, aus der Gefangenschaft entlassen, zu seinem Vetter, Albrecht den Lahmen von Oesterreich, und übergab ihm den Platz. Dieser baute das Schloß neu und nahm das Land in Eid und Pflicht für Oesterreich. Die oben angeführte Chronik fährt nun fort: „Nun vernahm der Fürst, daß die Landschaft (vom andern Ufer des Sees) gern ihren Handel mit der Stadt herüber geführt hätte, auch daß hier die Straße wäre zu Unserer lieben Frau gen Einsiedeln und die Pilger an der Fähr oft Aufenthalt fänden: da ließ er besehen, ob man eine Brücke über das Wasser machen könnte, und da er es also befand, ließ er von Stund an die Brücke schlagen über das Wasser und schenkte sie der Veste." (Dies geschah um 1350, die Brücke ist aber 1819 neu gebaut worden; sie ist fünfzehn Minuten lang und wird bis heut, als Eigenthum der Stadt, von dieser in Reparatur gehalten.) Zwischen Zürich aber und Rapperswyl blieb Haß und Eifersucht. Nachdem nun bei Sempach geschlagen war, nachdem in der berühmten Schlacht bei Näfels die Landschaft Glarus ihre Unabhängig-

keit von Oesterreich behauptet, beschlossen im Jahre 1388 die Eidgenossen, Zürich vorauf, Rapperswyl unter jeder Bedingung wieder zu erobern und dem Hause Habsburg zu entreißen, dem es damals mit wahrer Begeisterung zugethan war. Der Platz war wichtig; so lange Oesterreich das feste Schloß hatte, konnte Zürich den Glarnern nicht wol zu Hülfe kommen, und das hatte man vor der Näfelser Schlacht mit Verdruß erfahren. Rapperswyl wurde seinerseits mit hundert Waffenknechten aus der Lombardei verstärkt, welche Barnabas Visconti von Mailand seinem inzwischen bei Sempach gefallenen Schwiegersohn, Leopold von Oesterreich, zugeschickt hatte; auch vom Rhein und aus den österreichischen Landschaften um den Zürichsee kamen tapfere Männer, um den Bürgern zu helfen. Vor lauter Freude über diese Verstärkungen „hielt man", sagt die Chronik, „einen Tanz hinter der Burg, da sollen viel Frauen und Mädchen mitgetanzt haben, denen ihre Väter und Männer erschlagen waren. Das that man aber darum, daß sie sehen sollten, man wäre nicht verzagt, damit sie desto minder Mannheit hätten. Und also lagen die Eidgenossen vor der Stadt bis zum Maitag mit großem Volk, und plagten sie gar sehr mit Bliden und Geschütz (d. h. Wurfmaschinen und Pulverbüchsen). Wie sie aber an die Stadt rückten, da verloren sie zwei Mann; da nahmen die Mailänder den Einen und schnitten ihm das Herz aus, sotten es und aßen's und sagten, nun solle Jedermann gutes Muthes sein, es würde ihnen nun mit Gottes Hülfe nichts mehr fehl gehen. Und am ersten Mai (1388) früh, da rückten sie allerorten mit ihrem Zeuch an die Mauer und stürmten gegen die Stadt, und hatten sich also geordnet und getheilt: die von Zürich auf das Wasser, die hatten ein großes Schiff gemacht und dasselbige mit Holz, Schwefel und Stroh gefüllt und führten es heran unter das Schutzthor, um den Erker abzubrennen, denn der war nur von Holz. Und da hat man sich gewehrt, viel siedendes Wasser und Kalk zusammen angemacht, den warf man auf sie hinab. Und man sagt, daß die Frauen gar eifrig waren im Wassersieden und Zutragen. Also bewahrte man dies Thor vor ihnen und ließ das Fallgatter hinabfallen, daß sie nicht hinaus konnten und viele verdarben. Auch hatten sie eine andere Schaar an's Thor gen Endingen (unten am Gestade, wo jetzt die Dampfboote landen) geordnet und hielten eine große Thür über sich, darunter hieben sie auf das Thor und wollten es aufhauen: da hat man ihnen gewehrt mit fudergroßen Steinen, die ließ man auf sie fallen und erschlug Alles, was unter der Thür war . . . und also wurden ihrer da Viele erschlagen, erschossen und gesteinigt, daß sie hindann weichen mußten. Und die von Bern lagen an der Mauer ringsumher hinter der Kirche, die litten den allerschwersten Verlust, denn sie waren sehr stark an Zahl und drangen gar mächtig an die Mauern; da waren aber die Priester und auch die aus der Mark (am andern Seeufer), gar starke Leute, die thaten ihnen arg zu Leid mit Schießen und mit Werfen, also daß sie sie allweg mit Gewalt von der Mauer trieben. Und wenn Einer eine Leiter ansetzte, so warteten sie, bis Einer beinah oben war, so schlugen sie ihn dann auf den Grind,

daß er drei oder vier mit sich hinunternahm, die ihm nachkletterten. Und also waren die anderen Eidgenossen an das Halsthor herangekommen (das Thor, welches die Burg mit der Stadt verbindet und über dem Graben liegt) mit einem Gerüst, so ihnen die von Zürich gemacht hatten, das heißt man eine Katz, das trieben sie auf Rudern bis an die Ringmauer, und man konnte ihnen nicht wehren, denn sie waren mit Holz verdeckt, und sie brachen durch die Mauer in die Keller. Da wehrte man sich aber so sehr, daß man sie in den Kellern aufhielt, denn man brach oben den Estrich durch und schüttete auch auf sie kochendes Wasser und Kalk und Bienenstöcke. Und that man ihnen so noth, daß sie mit Gewalt wieder aus den Kellern weichen mußten; und man warf einen großen Fuderstein auf die Katz, daß sie ganz zerbrach und gar viel Leute darunter verdarben. Und da sie sahen, daß sie nichts ausrichten konnten, da schrieen sie allerorten: Warum wollt Ihr Euch noch so wehren, sie sind unten am Gestad schon hereingebrochen. Aber die in der Stadt hatten einen zu Roß, der nichts that, als durch die Stadt rennen und sie allenthalben trösten und ermuthigen, daß sie an Niemand sich kehren sollten, denn die da draußen schrieen nur darum so, daß sie die Leute verzagt machten. Und da sie das nun trieben von Sonnenaufgang bis zur Vesperzeit, da wurden sie uneins unter einander, und es bedünkte jeden Ort, der andere strengte sich nicht ordentlich an. Da wurden die von Bern sehr aufgebracht gegen die von Zürich, daß sie so wenig leisteten, sie gerade hätten sie dahin gebracht und wären nun die ersten, die abließen. Und darum wollten die Berner nicht länger mehr bleiben, hoben auf und zogen von dannen mit großem Schaden, und nahmen ihre Leute, soviel sie deren habhaft werden konnten, mit. Und die anderen alle ihnen nach, daß sie vierzehn Schiffe mit Todten und Verwundeten aufluden. Die Zahl Aller, so todt lagen, so sagte man zu Rapperswyl, war 500 Mann; darum wurden die Berner denen von Zürich nimmermehr hold ihres Uebermuthes wegen. Also half Gott denen von Rapperswyl, daß sie bei Ehren bestanden und nicht mehr als zwei Mann verloren, unter denen einer war, der so eifrig für sie kämpfte, daß er zu den Belagerern in den Keller fiel; der andere wurde erschossen auf dem Halsthor, denn es wurde ihm so heiß, daß er den Helm auf that, da ward er erschossen; dieser war ein Hauptmann der Welschen. Da sie nun den Sturm so männlich ausgehalten hatten, da gingen sie in die Kirche und lobten Gott, daß er ihnen geholfen hatte und sie vor ihren Feinden behütet."

Mit wie gemischten Gefühlen lesen wir Spätgeborene solch' einen Kampf zwischen zwei Nachbarstädten! Ein Menschenherz gesotten und um Zaubers willen aufgefressen, die Priester tapfer mit draufklopfend, die Frauen sehr eifrig bemüht, siedendes Wasser und Kalk auf die Menschen hinabzuschütten, Bienenstöcke (was übrigens auch sonst bei Belagerungen vorgekommen ist) als Vertheidigungswaffen gebraucht, die sehr furchtbar müssen gewesen sein, denn die wüthend gemachten Bienen drangen durch die Luftlöcher der Visire und zwangen die Krieger, die Helme

Digitized by Google

aufzustoßen — und daneben das kindliche Schutzdach einer Thüre und diese harmlose „Katz", die man mit Einem Steinblock zerschmettern kann — man lacht wol, aber man schaudert zugleich. Einen warmen Maitag hindurch, wo Alles umher in Blüthenschnee lag, die Rosen duften, die Vögel auf's Beste sangen, einen langen ersten Mai von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, haben diese wilden tapfern Menschen sich massacrirt über die Frage, ob auf diesem kleinen Erdfleck die monarchische Gewalt von Habsburg oder das Aristokratenregiment einer schweizer Stadt hinfort walten sollte. Und doch hat der Kampf entscheidend nachgewirkt, wie jede energische Menschenthat nachwirkt. Rapperswyl ist nicht an Zürich gekommen, es ist katholisch geblieben und gehört heute zum Canton Sanct Gallen. Aber die Hauptsache, um welche damals die Menschen sich schlugen, die ist lange von der Zeit verwischt, und beide Städte leben friedlich in Einer Republik zusammen, ja schon hundert Jahre nachher standen sie in den Zürichkriegen sich hülfreich zur Seite. Der Fall ist auf ewig unmöglich, daß Zürich und Rapperswyl noch einmal ihre Mannschaft einziehen, um Stadt mit Stadt sich zu bekämpfen, und für uns, die wir die Welt in große Staatenmassen gruppirt sehen, ist es ja überhaupt ein Undenkbares, wie zwei kleine Städte oder kleine Fürsten damals Krieg mit einander führten. Aber die Zeit kommt, wo auch Sadowa einem glücklicheren Geschlecht so unbegreiflich sein wird, wie diese Belagerung von Rapperswyl für uns ist, wo Kinder den Kopf dazu schütteln werden, daß man um einer Rechts- oder Machtfrage willen sich auf Schlachtfeldern zusammenschoß und zusammenhieb. Ja, so komisch wie jene wunderbare „Katz" dürfte unser gezogenes Geschütz schon dann erscheinen, wenn einmal die ideale Explosionsmaschine erdacht ist, die auf eine Meile Entfernung ein ganzes Armeecorps vernichtet, oder wenn die Chemie einmal so kräftige Stinktöpfe erfindet, daß Einer hinreicht, um in einer halben Minute ein ganzes Regiment im freien Felde zu ersticken, in das man ihn aus einer Kanone hineinwirft! Gewiß, die Zeit kommt, wo man über jeden Krieg ebenso lachen wird, wie unsere Leser hoffentlich über den alten ehrlichen Chronisten gelacht haben!

Wenn nun meine Leserinnen und Leser mir bis hierher geduldig gefolgt sind, so pflanze ich an dieser Stelle einen Warnungspfahl auf für Alle, die sich des Nachts vor ihren Träumen fürchten. Mögen sie den nächsten Abschnitt überschlagen, denn ich will von etwas recht Abscheulichem berichten: von einem schweizer Beinhaus!

Auf dem Kirchhof zu Rapperswyl steht nämlich, seitwärts zwischen Kirche und Schloß, eine kleine Kapelle, und die dient jetzt der Stadt als Beinhaus. Aber nicht etwa sind, wie im Beinhaus zu Murten man vom Schlachtfeld die Knochen der erschlagenen Burgunder sammelte, so hier die Gebeine jener Eidgenossen aufgehäuft, welche 1388 den Sturm auf Rapperswyl gemacht haben, nein, es sind die Ueberreste von Männlein und Fräulein, welche gemüthlich als unsere Zeitgenossen mit uns gelebt haben. In der Schweiz ist man ökonomisch, ein Kirchhof nimmt Land weg. In Rapperswyl kümmert man sich um

die sentimentalen Redensarten von ewiger Ruhe der Todten und von der letzten Ruhestätte wenig, denn man gräbt die Todten nach sieben Jahren wieder auf, legt einen neuen Sarg an die Stätte, und bringt Schädel und Gebein der früheren Platzinhaber in's Beinhaus. Das Grab ist eine Miethwohnung, man zieht eben ein und aus mit kurzer Kündigungsfrist. Der Anblick ist gräulich. Steigt man die Stufen in dies Modergrab hinab, so stehen, auf gut mexikanisch, schon über der Thür Todtenschädel als Zierrath aufgereiht. Im Innern hat man einen wol acht Fuß hohen, das ganze kleine Gebäude ausfüllenden Knochenberg vor sich, ein enger Gang dazwischen aber führt an einen Altar, über welchem wieder Schädel stehen, die ein Zettelchen auf die Stirn geklebt haben, und vor einzelnen dieser Schädel brennt ein Kerzchen. Denn wenn Väter oder Mütter nach sieben Jahren ausgegraben werden, so kommen die Verwandten, die Kinder, holen den Schädel, bezeichnen ihn mit dem Namen, stellen ihn im Beinhaus auf und beten vor ihm zum Seelenheil des Verstorbenen. Da gar keine Aufsicht stattfindet und man auf dem einsamen Kirchhof ganz ungehindert ein- und ausgeht, haben junge Mediciner und Craniologen hier große Auswahl; obwol allerdings ein Verbot besteht, Schädel wegzunehmen, kommt es dennoch vor, und ein Bürger von Rapperswyl erzählte mir, daß er selbst den ihm wohlbekannten Schädel eines Verwandten (obenein eines Würdenträgers der Stadt) in einer anderen Stadt auf dem Zimmer eines Studenten wiederfand. Ländlich sittlich, wird man sagen. Auch an anderen Orten der Schweiz und Tyrols soll derselbe Brauch herrschen. Wem's gefällt, der mag's so halten! Haben doch auch die Aegypter schon vor etwas mehr als 4000 Jahren die Todten über der Erde behalten, ja im Vorsaal des Hauses aufgestellt, freilich einbalsamirt und in einen schönen Mumienkasten eingeschlossen!

So, Madame, das Beinhaus ist vorüber. Jetzt wollen Sie gefälligst weiter lesen.

Das still in seiner Naturschönheit hinträumende Städtchen hat noch einmal einen hellbeleuchteten Tag erlebt am 16. August vorigen Jahres, dem Sonntag, an welchem dort das Monument des hundertjährigen Kampfes der Polen für ihre nationale Einheit und Freiheit enthüllt wurde. Wol seit Jahrhunderten ist Rapperswyl nicht so voll Volks gewesen, und vier Wochen lang haben die Blätter von ganz Europa sich mit dem kleinen Schweizerstädtchen beschäftigt. Aus dem Ort und rings vom Lande strömten Bürger und Bauern herzu, den See hinauf trugen beflaggte Dampfer die Gäste von Zürich, die Abgeordneten aus Galizien und Preußisch-Polen und die Theilnehmer aus anderen Ländern. Das Fest haben die Zeitungen damals ausführlich beschrieben, auf seinen politischen Sinn einzugehen ist in einem der Unterhaltung gewidmeten Blatt nicht gestattet. Die Säule, gearbeitet nach Entwurf von Julius Stadler, Professor an der Bauschule des Züricher Polytechnicums, zeigt auf einem hohen Granitwürfel einen Schaft von dunklem Marmor. Das korinthische Kapitäl ist von Erz, von Erz auch der

Adler, der oben, nach Osten gewandt, zum Flug seine Schwingen breitet. Am Sockel steht in weißem Marmor das Wappen Polens und eine Zahl von Inschriften in lateinischer, polnischer, französischer und deutscher Sprache, die bedeutendsten Thatsachen aus Polens Geschichte seit hundert Jahren auf Reichstag und Walstatt aufzählend. Es ist eine reizende Stelle, welche die Gemeinde Rapperswyl bereitwillig ihren Religionsgenossen für das Monument verehrte. Die Säule steht auf dem letzten Rand des Burggrates, wo dieser in den See abstürzt; hinter ihr wölben sich die prachtvollen Bäume des Lindenhofs, darüber steigt der hohe Bergfried des Schlosses und die doppelthürmige Kirche empor: unten an beiden Abhängen der tiefgrüne See; Weinberg und Wiese verkleiden die Hänge, schlanke Pappeln, vom Wasserrand bis zur Höhe des Grates emporstrebend, flüstern im feuchten Wind, der dort von den Schneefirnen der Alpen aus dem Kessel des Obersees herüberzieht. Eine Landschaft voll unendlichen Friedens, aber die Erinnerung an ihre schweren Kämpfe darf der Menschheit auch in ihren Erdenparadiesen nicht erspart bleiben.

Frühlingsgruß.

Es steigt der Saft im Baum,
Die Birke will schon thränen;
Der Drossel Morgentraum
Erklingt in tiefen Tönen;
Auf silberblauem Grund
Die sammtnen Wolken ziehn,
Roth blüht Deines Liebsten Mund, —
Und Du, versäumst Du ihn?

Die warmen Lüfte gehn,
Die Brust Dir zu umfließen,
Die ersten Düfte wehn,
Die ersten Blätter sprießen;
Ich lebe, ach, so gern,
Und lebe nur für Dich, —
Und Du, geliebter Stern,
Warum verhüllst Du Dich?

Ad. Wilbrandt.

Der Maler des Häßlichen.

Ein Nachtstück von **Alfred Meißner.**

Der alte Doctor Werner lebte schon seit zehn Jahren von seinem einzigen Sohne getrennt. Der Alte war Badearzt in einem mitteldeutschen Curort und bezog aus einer bedeutenden Praxis stattliche Einkünfte, der Sohn lebte in Antwerpen und hatte, wie es hieß, oft mit Mangel zu kämpfen. Es war ein eigenthümliches Verhältniß; man wußte nicht, ob nur der Sohn, ob nur der Vater, ob beide Theile an der Trennung und Entfremdung Beider schuld trügen.

Der Sohn war Maler geworden gegen den Willen seines Vaters, leider aber auch, was noch schlimmer war und was nur Wenige wußten, gegen den Willen der Natur. Ich erschrak ordentlich, als ich vor Jahren auf einer Reise durch Belgien und Holland sein Atelier besuchte. Nicht nur, was er für Dinge malte, sondern auch wie er sie malte, war schrecklich. Er hatte nämlich eine Passion für das Abstoßende und Gräßliche und ging dem Schönen vorsichtig aus dem Wege. Fast die Schönheit, das oberste Erforderniß eines Kunstwerks, hatte er nie begreifen wollen. Er war wirklich ein Original, aber es wäre ihm besser, er wäre es weniger gewesen!

Es mag seltsam ausgesehen haben im Kopfe Höllenbreughels, es ist eine gar wunderliche Caprice Höllenstücke zu malen mit ihrer Bevölkerung von Kobolden, Teufeln und armen Seelen. Indeß hat die Sache doch ihre Berechtigung: es sind gemalte Fieberträume; der Maler zeigt uns, was Niemand wieder sieht, er aber, mit einem von Alkohol überflutheten Hirn gewiß sah: Krötenmenschen und Affenmenschen und brennende Seen und Thürme. Und Alles das leuchtet in der wunderbarsten Schwefel- und Phosphorfarbe und offenbart eine unendliche Erfindungskraft. Der junge Werner dagegen hatte sich zwar auch vorgenommen, das Gräuliche zu schildern, aber das Gräuliche der wirklichen Welt. Welch' ein Genre! Er componirte seine Bilder am liebsten aus Figuren von Menschen, die auf der letzten Stufe der Degradation standen. Gassenkehrer und Bettelweiber waren die besonderen Lieblinge seiner Wahl, doch mußten sie noch körperliche Gebrechen an sich haben. Irgend ein Schuster auf seinem Dreistuhl mit einem Stiefel in der Hand, in irgend einem schmutzigen Loch sitzend, war ihm ein der Darstellung würdiger Gegenstand, aber er mußte auch bucklich sein. Meist war die abstoßendste Wirklichkeit mit bis in's Mikroskopische gehender Treue ausgeführt, dann freute es ihn wieder, einen häßlichen Spuk plump und grell hinzustellen. Ein volles Jahr hatte er an einem Bilde gemalt, das drei Skelette vorstellte, die Karte spielend um einen Grabstein herum saßen.

Draußen vor den Festungswerken, gegen den Brüsseler Bahnhof zu, steht, mit den Fenstern nach den Anlagen gekehrt, eine nette Reihe kleiner Häuser. In einem derselben wohnte der Maler. Der flüchtigste Blick auf seinen Haushalt zeigte, daß es ihm schlecht gehe. Er hatte sich in Flandern verheirathet und mit seiner Frau eine ebenso seltsame Wahl getroffen, wie mit den Stoffen seiner Bilder. Sie war entschieden unschön, entschieden unbedeutend, es läßt sich höchstens zu ihrem Lobe sagen, daß sie sanft und häuslich und das einzige Wesen sei, das Anselm Werner's Talent würdigte. Ihr gefiel Alles, was er malte und sie folgte dem Entstehen seiner Bilder mit tiefstem Antheil. „Ach, er ist so genial", pflegte sie zu sagen, „aber er wandelt bisher noch unbetretene Bahnen — das ist sein Verhängniß!"

Wie selbstverständlich war dies Urtheil das, welches Werner über sich selbst fällte, der Wiederhall seiner Seufzer.

Da seine größeren Compositionen nur äußerst schwer abgingen, hatte sich der Maler dem Portrait zugewandt, aber damit hatte es auch eine eigenthümliche Bewandtniß. Der Mensch, den Werner's Pinsel wiedergab, machte einen seltsamen Proceß durch. Er war, wenn er auf der Leinwand zum Vorschein kam, leiblich und geistig verwildert. Er hatte sich sogar offenbar nicht waschen können und hatte lange des Kammes entbehrt. Sein Bart war gewachsen, seine Runzeln hatten sich vertieft, eine tropische Glut mußte ihn beschienen haben, denn seine Haut war mehr oder minder pergamentartig geworden. Das Antlitz hatte unfehlbar einen wilden, scheuen, brutalen Zug erhalten. Nie ging es daher ohne einen Schreck ab, wenn das Opfer, das gemalt wurde, sich zum ersten Mal auf der Leinwand sah. Betroffen fragte Jeder: also so seh' ich aus? Und still bei sich dachte er: Schrecklich, schrecklich! Wie häßlich ich doch bin!

Begreiflich, daß fortan nur Solche dem Maler saßen, die ganz besonders dazu gepreßt wurden.

Eine lange Reihe von Mißerfolgen hatte Werner's Gemüth ganz verdüstert. Es machte den unbeschreiblichsten Eindruck, seine Seele fortwährend zwischen zwei Polen schwanken zu sehen, dem Pol der Anmaßung und Selbstüberschätzung und dem Pol der nackten, baren Verzweiflung. Neigte er zu dem ersten, dann klagte er wol über die Ungerechtigkeit der thörichten Welt, welche das Große nur äußerst schwer anerkennt und erst auf das ergrauende Haar den Lorbeer setzt; neigte er zum zweiten, so verschwor er, je mehr den Pinsel in die Hand zu nehmen. Aber — was sollte er denn sein, wenn nicht ein Maler?

Als ich Werner das erste Mal in Antwerpen besuchte, war er unlängst von einer Reise durch Tyrol zurückgekehrt. Ich fragte ihn, ob er künstlerischen Stoff mitgebracht? „Ja freilich", rief er. „Ich habe in diesem, von allen Seiten abgeschriebenen und abconterfeiten Lande, wo alles unmalerisch ist und die baumstarken Lümmel mit rothem Brustlatz und apfelgrünen Hosenträgern herumgehen, doch etwas aufgetrieben, das bisher den Malerpinseln entgangen und gar wirksam ist." Und er

führte mich zu einem der unvollendeten Bilder. Es stellte einen Cretin vor, der in einem halbdunklen Stall auf einem Heubündel saß, ein Stück Riemenzeug in der Hand, zum Zeichen, daß er seine Beschäftigung bei den Pferden habe. Es war ein scheußliches Wesen mit einem Riesenkopf, den Blick eines Raubthiers und einem ungeheuren Kropfe.

Anselm weidete sich noch jetzt an dessen Anblick und rief einmal um's andere: „Da sieh nur! Ist das ein Unhold! Diese wulstigen Lippen! Dieser Schädel. Ja, solch' ein Exemplar ist selten! sehr selten!“ Ich aber ging, nachdem ich dies Bild gesehen, voll trüber Gedanken von dannen. „Soll man lachen oder sich ärgern?“ sagte ich zu mir. „Es hat diesen Menschen wirklich in der herrlichen Gebirgswelt nichts so sehr interessirt, wie ein Cretin! Er schritt durch eine ganze Welt schöner Dinge. Liebliche Mädchenköpfe leuchteten wie Rosen aus den Bauernhoffenstern, Dorfschenken waren voll Tanz und stattlicher Paare, Seen strahlten in magischem Glanze, tausend reizende Gestalten riefen: male mich! male mich! er hatte ein unendliches Gebiet sich zu ergehen. Diesen aber freut nichts Schönes, Frisches, Tüchtiges, Gesundes, er schwelgt im Düstern, nur das Häßliche lockt seine krankhafte Phantasie und davor bleibt er stehen, woran Andere scheu vorübereilen. Was will er? Verfolgt er einen socialen oder politischen Zweck? Will er uns auf das Unglück aufmerksam machen, das auf der Erde zu Hause? Wir kennen es so gut wie er. Warum Das malen, was nicht sein sollte?“

Es war traurig, einen Menschen unter tausend Entbehrungen auf einer falschen Bahn weiter gehen zu sehn, der es daheim gut haben konnte. Ich fragte den Jugendfreund, ob er nicht heimkehren wolle in das väterliche Haus, das ihm allezeit offen stehe?

„I bewahre!“ war seine Antwort. „Soll ich mich etwa in der kleinen Vaterstadt ansässig machen? Dort ist Niemand ein Prophet, ja Niemand so gescheidt wie der Herr Bürgermeister. Besser hier trockenes Brod essen, als bei den väterlichen Fleischtöpfen sitzen und dabei das Urtheil von Philistern und bockledernen Basen anhören. Wenn ich mir so die Herzensmeinung meines Vaters über mich und meine Kunst ansehe — er wiederholt in allen Briefen dasselbe — da habe ich gerade genug. „Dein Malen führt doch zu nichts!“ ist der ewige Refrain. Nach seinem Kopf giebt's nichts Verrückteres, als daß ich Maler werden wollte. Und wahrlich, leichter wird es mir werden, bei Amerikanern und Russen was zu gelten, als bei meinen Landsleuten.“

„Und doch“, machte ich die Einwendung, „ist Dein Vater ein gebildeter Mann. Ich glaube sogar, daß er für Malerei Sinn hat —“

„Das ist ja eben das Unglück! Er ist gebildet, er hat kein freies Urtheil mehr. Er steckt voll Vorurtheile. Anfangs schickte ich ihm dann und wann ein Bild ein. Aber er machte mir so viel soi-disant kunstverständige Einwendungen, daß mir davon ordentlich übel wurde. Seitdem zeige ich ihm nichts mehr. Ihn kümmert's nicht, meine Weiterentwickelung anzusehen, ich habe verschworen, ihm je wieder was zu zeigen. Sein Kopf ist hart, der meinige nicht minder. So stehen wir zu einan-

der und bin ich wieder einmal in Verlegenheit, wende ich mich lieber um Hülfe an den ersten besten Wucherer, als an den Alten daheim."

Einige Tage später vernahm ich zu meiner Verwunderung, daß der Cretin verkauft worden sei. Ein alter Herr aus Schweden, ein kreuzfideler Mann, hatte das Bild gesehen, hatte sich zuerst krumm lachen mögen, über den Einfall, solch' eine Trottel zu malen und hatte ihn doch schließlich mitgenommen, trotz des hohen Preises, den Werner forderte. Mir schien, als ob der Käufer gar sehr zur rechten Zeit gekommen sei. Ein Zuwachs an Familie hatte neue Sorgen und Lasten in's Haus gebracht. Schulden waren längst schon da.

Wirklich, der Starrsinn des Malers war ganz eigenthümlich. Er mußte einsehen, daß seine Manier keinen Anklang finden könne und änderte nichts an ihr, kämpfte weiter mit einem Sorgenheer, rief lieber einen Fremden zu Hülfe, als daß er sich an seinen Vater gewendet hätte. Diesem konnte er es offenbar nie verzeihen, daß er sich so lange oppositionell gegen den krankhaft verbissenen Drang erhalten, den Anselm sein Talent und seinen Künstlerberuf nannte.

Einmal war es den jungen Ehegatten wieder recht schlecht gegangen. Alles Entbehrliche von ihrer Habe hatte in's Leihhaus wandern müssen. Da wurde ein Besuch gemeldet, eine lebhafte, junge Dame, eine Französin in reicher, modischer Toilette trat in die mehr als bescheidene Wohnung.

Unwirsch erhob sich der Künstler von dem verschossenen Kanapé, auf welchem er düster brütend gelegen, und fragte die Eintretende nach ihrem Begehr.

„Ich befinde mich auf der Reise nach den Seebädern von Ostende", sagte sie. „Ich habe viel von Ihren allerliebsten Bildern gehört —"

„Madame, meine Bilder sind gar nicht allerliebst" — fiel ihr der Maler in's Wort.

„Nun, immerhin, seien sie Dies oder Jenes", replicirte die lebhafte Frau, „ich möchte etwas davon ansehen."

Anselm war einigermaßen verlegen. „Ich habe eigentlich", sagte er, „nur Portraits auf der Staffelei. — Ein Bild freilich, die Arbeit eines Jahres — ist vollendet, aber das dürfte nichts für Ihren Geschmack sein."

„Aber warum nicht? Was stellt es denn dar?"

„Eine — Scene aus dem Leben des Volkes."

„O, daß ist ja recht! Vielleicht eine lustige vlämische Kermeß." —

„Gnädige Frau", erwiederte der Künstler, „die Kermeß braucht Niemand mehr zu malen. Die haben Rubens, Teniers und hundert Andere zur Genüge vorgeführt. Ich wandle nicht auf ausgetretenen Bahnen. Doch nehmen Sie Platz."

„Gern, wenn Sie mir den Gegenstand Ihres Bildes näher erklären wollen."

Die Dame setzt sich und Anselm, sich in das wilde Gelock fahrend, begann: „Dieser Gegenstand ist ein höchst eigenthümlicher. Ich nenne

das Bild: den Strick des Gehenkten. Wir blicken in den Flur eines düstern, alterthümlichen Hauses; einer echten, ungefälschten Proletariatswohnung. Der Morgen dämmert, die Beschließerin hat eben die Thüren aufgesperrt. Was aber entdeckt sie, als sie eben im Begriff, gegen den Hof hin zu gehen? Ein armer junger Mensch, ein brodloser Ouvrier, ein Insasse des fünften Stockwerks, hat sich auf der Treppe erhenkt Der erschreckten Frau ist der Besen aus der Hand gefallen und nun sind schon auf ihr Geschrei allerlei alte Weiber, Hausgenossinnen, zusammengeeilt. Die Einen fahren beim Anblick der Leiche zurück, Andere wollen sich über den Strick hermachen, der, wie Sie wol wissen werden, der Volksmeinung nach glückbringend ist."

„Herr des Himmels!" rief die kleine lebhafte Dame ganz erschrocken. „Welche Idee so etwas zu malen! Welche Idee! So einen Gehenkten im Zimmer zu haben, ist ja ein schrecklicher Gedanke!"

„Madame", erwiederte der Maler, „die Kunst ist keineswegs da, um den Leuten angenehme Empfindungen zu bereiten. Ihre Aufgabe ist eine weit größere . . ."

„Nun, wie Sie meinen", sagte die Dame, die, wie es schien, jeder Debatte über Principien gern auswich. „Zeigen Sie mir das Bild. Ich schaudere zwar schon in der Vorstellung davor zurück — aber — ich will es doch sehen . . "

Mit diesen Worten ging sie herzhaft auf das Atelier zu.

Der Maler und seine Frau folgten.

In der Ecke lehnte eine Leinwand, mindestens anderthalb Metres breit und von entsprechender Höhe. Anselm stäubte sie mit dem Taschentuch ab und stellte sie an's Licht. Die untergehende Sonne beschien die abscheuliche Scene, welche wirklich mit größter Naturtreue gemalt war. Der junge Ouvrier, der den Strick an der die Wölbung des Treppenaufgangs stützenden Eisenstange befestigt, war offenbar schon seit mehreren Stunden eine starre Leiche. Sein Gesicht war todtenfahl, die Arme hingen schlaff herab, die Fußspitzen berührten die Stufen. Vor Allem war der Maler beflissen gewesen, in drei alten Weibern, welche des glückbringenden Strickes habhaft werden wollten, drei beinahe thierische Typen hinzustellen. Wie die mangelhafte Nachttoilette ihre scheußlichen Reize bloslegte, glichen sie Macbeth's Hexen. Die Mängel der Zeichnung verhüllte nach Kräften die im schmalen Corridor herrschende Dämmerung.

„Mon dieu, quelle horreur!" war der erste, ganz unwillkürliche Ausruf der jungen Dame, doch kaum war ihr das Wort entschlüpft, als sie stark erröthete und die gethane Aeußerung wieder gut zu machen versuchte.

„Madame", erwiederte der Maler, „Sie konnten mir gar kein größeres Compliment machen! Ich wollte die Tragik in dem Leben der niederen Classen malen: ich sehe, daß es mir gelungen ist. Der Eindruck, den das Bild macht, ist ein ganzer. Sie haben einen Apostel der Wahrheit vor sich."

„Und was kostet dies Bild, Monsieur?“ war, überraschend genug, die erste Frage, mit welcher die Dame ein abermaliges Schweigen unterbrach, während welches sie das Gemälde fortwährend mit dem Lorgnon betrachtet hatte.

„Dreitausend Francs.“

„Gut. Ich nehme das Bild. Senden Sie es mir in's Hôtel. Der Ueberbringer wird die Summe sogleich ausgezahlt erhalten.“ Sie überreichte dem Maler eine Karte, auf welcher ein bretagnischer Adelsname zu lesen war, grüßte freundlich den Maler und seine Gattin und entfernte sich.

Am Abend dieses Tages unterhielten sich die beiden Eheleute damit, einige Handvoll Napoleons in diverse kleine Häuflein aufzustellen. Man berechnete, wie viel übrig bleiben werde, nachdem man diesen und jenen Gegenstand aus der Leihhausgefangenschaft erlöst, diese und jene Schuldposten getilgt und freuten sich, daß wirklich noch eine hübsche Summe für kommende Tage da sein werde.

„Es ist doch seltsam gegangen!“ sagte die Frau. „Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß solch' eine Dame solch' ein Bild kaufen würde! Ich war dagegen, daß Du ihr es zeigest, nur wagte ich es nicht, Dir was zu sagen.“

„Kind“, erwiederte der Gatte, „es ist eine Französin! Es sind doch prächtige Weiber, diese Französinnen! Sie kommen heran mit allen möglichen Vorurtheilen — aber eine starke Thatsache tritt an sie heran — und paff, da werfen sie ihre Vorurtheile hin und treffen das Rechte! Sie weichen dem starken Eindruck. Solche Sprünge sind ihnen natürlich, denn sie sind nicht darauf verbissen, Charakter zu zeigen. Ein Franzose wagt zu sagen: ich war im Irrthum; aber an einem deutschen Kopfe ist nichts zu bessern.“

„Ganz abgesehen vom Gelde, das uns sehr noth thut“, meinte die Gattin schließlich, „freue ich mich fast, daß der Gehenkte außer dem Hause ist. Ich hatte mich bereits an ihn gewöhnt, aber der Kleine fürchtet sich vor ihm und wollte gar nicht in die Stube, in welcher er hing.“ . . .

Von da ab begann für unsern Maler in ökonomischer Hinsicht eine bessere Zeit. Seine Bilder mußten nicht mehr da- und dorthin wandern, um immer wieder nach Hause zurückzukehren, wurden auch nicht mehr den Prüfungen der Ausstellungscomissionen unterzogen, welche sie zu wiederholten Malen zurückgewiesen hatten; der alte Herr aus Schweden, der eine so seltsame Theilnahme für den Cretin an den Tag gelegt, und Madame von Kerwalen, die bretagnische Dame, wurden Anselm Werner's specielle Beschützer. Alljährlich bestellten sie ein Bild, wobei sie dem Maler freies Spiel in der Wahl seiner Composition ließen und zahlten baar und prompt und ohne zu mäkeln.

Und nun regte sich das Selbstgefühl des Künstlers mehr und mehr. Er ließ seinem Genius immer freier die Zügel schießen und bildete sich bald ein, ein neues Genre begründet zu haben. Es war das Genre

eines wilden, mit demokratischen Tendenzen spielenden Pessimismus. Die Grundstimmung des Gemüths, aus welcher alle Bilder hervorgingen, hätte man eine verzweifelte Todtengräberlaune nennen können, wenn Todtengräber eben nicht ganz gewöhnliche Leute wären, die ihr trauriges Geschäft mit größter Seelenruhe treiben.

Indeß war des Malers Vater, der alte Doctor Werner recht welk und gebrechlich geworden. Seine ärztliche Praxis hatte er längst aufgegeben. Von seinem Sohne schien er nur selten Nachricht zu erhalten. Doch bemerkten seine Freunde, daß er die Opposition gegen denselben ganz aufgegeben. Im Gegentheil, er erzählte jetzt mit Antheil und echt väterlicher Genugthuung, wie Anselm jetzt recht fleißig sei und mehr Bestellungen erhalte, als er ausführen könne.

Eines Tages, da der Alte im Wirthshause im Kreise seiner Bekannten saß, thaute er auf, zog einen Brief seines Sohnes aus der Tasche und ließ ihn im Kreise herumgehen. Der Brief meldete viel von Vaterfreuden und Vaterschmerzen, der Schluß desselben lautete also:

„Du trägst mir Geld an, lieber Vater. Ich danke Dir, ich hab's nicht mehr nöthig. Ich besitze, was ich brauche. Gottlob, ich habe mich durchgearbeitet und die schlimme Zeit liegt weit hinter mir. Es ist ein Sieg meiner Consequenz. Ja, Gott sei Dank, ich brauche Niemand's Unterstützung. Meine Bilder gehen ab, kaum daß sie trocken sind. Herr Swenson in Stockholm und die Vicomtesse de Kerwalen bewähren sich mir als besondere Gönner. Nicht nur, daß sie alljährlich größere Compositionen bei mir bestellen, sie wirken auch im Kreise ihrer Freunde. Herrn Swenson habe ich im Verdacht, daß er mit meinen Bildern Handel treibt, denn er kann der Bilder nicht genug haben. Neulich gab er ein Fest auf seinem Landsitz, ließ die eingeladenen Herren seine Galerie sehen und die Folge davon waren Aufträge, die mich auf mindestens zwei Jahre hinaus beschäftigen werden. Ja, lieber Vater, so steht's! Ganz anders, als Du vor Jahren geträumt, ganz anders, als du mir's vorausgesagt! Ich habe endlich Schützer gefunden, mein Talent hat sich die Bahn gebrochen, durch Felsen gebrochen. Ich habe schreckliche Zeiten durchgelebt, Zeiten, in welchen ich mit meinen Werken hausiren gehen mußte und doch nichts absetzte. Es war zum Verzweifeln. Jetzt ist Alles anders. Und so sage ich noch einmal: Dank! Hab's nicht mehr nöthig."

Seit dem Tage, an welchem die Freunde diesen nicht ganz von Stacheln freien Brief gelesen, hob sich ihr Begriff vom Werthe des jungen Werner als Künstler. Denn die Welt legt halb unbewußt allenthalben den Maßstab des Geldes an. So lange man wußte, daß es dem Sohne schlecht gehe, war er aller Wahrscheinlichkeit nach ein talentloser Stümper; jetzt, da seine Bilder solchen Absatz hatten, mußte doch etwas an ihm sein. Man bedauerte daß man nie etwas zu sehen bekomme von den Bildern, die in weiter Ferne so gesucht seien. Und es war doch nicht recht, daß sich der Alte dem Talent seines Sohnes und seinem Beruf so lange widersetzt. Jetzt freilich war er bekehrt! Doch, was so spät kommt, verdient wenig Dank.

So sprachen die Leute. Und wahrlich, es machte einen trüben Eindruck, einen alten Mann so einsam herumgehen zu sehen, während er in der Ferne Sohn, Schwiegertochter und zahlreiche Enkel hatte.

Da hieß es eines Tages, der alte Doctor sei schwer erkankt, man sei um sein Leben besorgt. Und kurz darauf erschien eine eigenthümlich fremdartige Gestalt eines nicht mehr gar jungen Mannes und machte schon durch ihre sonderbare Tracht und den langen schwarzen Bart Aufsehen in dem bereits herbstlich öden Curort. Es war der Sohn, der Maler, welcher von der Haushälterin an das Krankenbett des Alten citirt worden war.

Wie das Wiedersehen zwischen Vater und Sohn ausgefallen, erfuhr man nicht. Seinen ehemaligen Freunden gegenüber benahm sich der Künstler kurz und gemessen. „Das ist ein verdammt hochnasiger Bursche geworden!“ sagten die Einen, die Gemüthlicheren entschuldigten sein Benehmen mit der Verdüsterung durch die Krankheit des Vaters.

Nun folgten öde, traurige Tage. Der Sohn saß im dämmerigen Krankenzimmer, ein Buch in der Hand, vor sich einen Bogen, auf den er dann und wann einen Umriß hinwarf. Die Wanduhr pickte ihr langweiliges Tiktak. Dann und wann kamen die Vögel vom Garten, die der Alte zu füttern gewohnt gewesen, bis an's Fensterbrett heraufgeflogen, nachzusehen, was denn in dem Hause geschehen sei, daß man ihr Frühstück von Brodkrumen vergessen. Oder es kam das Hündchen des Hausherrn herauf, legte die Pfoten an die Glasthür, schaute herein und wurde abgewiesen. Vögel und Hündchen hatten jahrelang in Ermangelung von Besserem die Familie des Alten ausgemacht! Dann wieder meldete sich ein menschlicher Besucher, mit der Frage, wie es stehe? Es konnte keine günstige Auskunft ertheilt werden, den Alten hatte der Schlag getroffen.

Die Schlüssel aller Zimmer lagen auf dem Tische. Einmal gegen Abend, während der Kranke schlummerte, lockte es den Sohn einen Rundgang durch die verschiedenen Räume zu machen. Es hat einen so seltsamen Reiz, nach langen Jahren die Zimmer wiederzusehen, wo alte Erinnerungen aus allen Winkeln hervorbrechen. So stand Anselm plötzlich vor der großen Stube, die er als Knabe bewohnt.

Sie war verschlossen, ein Vorhängeschloß, dessen Schlüssel nicht aufzufinden war, hing an der Thür. Einen Moment dachte Anselm umzukehren, doch, so groß war sein Verlangen die Stätte seines kindischen Treibens wiederzusehen, daß er einen Schlosser kommen und das Vorhängeschloß wegnehmen ließ. Jetzt sperrte Anselm auf und trat, das Licht in der Hand haltend, ein.

Er traute seinen Augen kaum, als er alle Wände bis hoch hinauf mit Bildern bedeckt sah. Ihre Rahmen funkelten. Er trat näher und beinahe wäre ihm das Licht aus der Hand gefallen. Er hatte alle Bilder vor sich, die er während der letzten zehn Jahre gemalt — kaum eines fehlte.

Ja, hier hingen sie alle, die Geburten seines Pinsels, ein uner-

hörtes Rendez-vous alles Gräulichen, gleichsam einen vollständigen Atlas zu Rosenkranz' Aestethik des Häßlichen darstellend. Hier gab's Gassenkehrer, genug, die breiteste Straße in einem Tage reinzufegen, und Bettelweiber, so zahlreich wie nur Sonntags vor einer Kirchenthür. Die drei Skelette saßen Karte spielend um den Grabstein, der „Trottel" auf dem Heubund gekauert, putzte sein Riemenzeug, da hing der Gehenkte und fletschte die Zähne gegen seinen Erzeuger.

Hier war so viel Häßlichkeit beisammen in compacter Masse, daß es Einem ordentlich den Athem nahm und hinaustrieb.

Auch Anselm mochte so etwas erfahren, denn er wankte der Thür zu. Sein Stolz war so schwer verletzt, er hätte in die Erde sinken mögen. Kleinlaut und mit erdrückter Seele schloß er die Stube wieder zu und ging an das Bett seines Vaters zurück. Ihm war, als sei ihm der Pinsel für immer entfallen.

Also alle seine sogenannten Protectoren, die Schützer und Würdiger seines Talents, waren Werkzeuge seines Vaters gewesen! Sie hatten ihn mit ihren Briefen mystificirt und seine Arbeiten mit dem Gelde des Vaters honorirt. Wie gedemüthigt er jetzt vor ihnen dastand! Der Vater, der so lange mißkannte Greis, den er immer des Mangels an Kunstsinn und unväterlicher Gesinnung beschuldigt, war von jeher der einzige Käufer seiner Bilder gewesen — der einzige Käufer, den sie fanden.

Anselm sah jetzt Alles ein. Was hatte der Alte thun können, gegenüber seinem eisernen Trotze? Im Stillen hatte er geholfen. Er hatte die Bilder bestellt, sie bezahlt, hatte sie kommen lassen, die Kisten geöffnet, hatte das neue Bild ganz heimlich zu den übrigen gehängt und dann die Stube wieder verschlossen. Er hatte geholfen und ohne Anspruch auf Dank. Selbst den hoffärtigsten Briefen des Sohnes gegenüber hatte er sich nicht verrathen, auch nur mit einem Wort der Ironie, ohne irgend ein zweideutiges Wort der Anspielung.

Tags darauf war der Alte gestorben.

Anselm's Seele kam erst langsam wieder in's Gleichgewicht.

Glücklicherweise war das Erbtheil ein so bedeutendes, daß er nicht mehr Künstler zu sein brauchte, um Das zu erfinden, was Niemand ansehen mochte. So kam sein Geist zur Ruhe und auch der Welt war geholfen, denn sie wurde nicht mehr durch seine Ansprüche belästigt.

Noch immer ist die Stube im Hinterhause, in welcher einst der Knabe gewohnt, verschlossen und in dieser hängt an den Wänden eine ganze begrabene Künstlerlaufbahn.

Der Auszug der Zwerge.

„Schon hallt mir Hämmerſchlag am Ohr" —
Der Zwergenkönig ſprach's —
„Sie ſchlagen ein ſich Thür und Thor,
Schon bebte leis wie nie zuvor
Die Wölbung des Gemachs.

Eindringt mit Liſt, eindrängt mit Macht
Habgierig ein Geſchlecht,
Und was geſchafft wir und vollbracht,
Das Zwergengold der fleiß'gen Nacht,
Den Menſchen käm' es recht.

Denn was dort hauſt im Sonnenlicht,
Will Gold und immer Gold ....
Packt ein und auf! wir warten nicht,
Bis durch die Wand der Hammer bricht,
Geſtein auf's Haupt uns rollt.

Ihr Schmiede ſchlugt in Feuersbrunſt
Mir hart den blanken Stahl,
Ihr Weber webtet, reich an Kunſt,
Die Schleier fein wie Wolkendunſt
Allhier ein letztes Mal."

Der König ſprach's, da liefen ſie
So haſtig auf und ab;
Da hoben, ſchoben, riefen ſie
Und bald im Schweiße triefen ſie
Und ſetzten ſich in Trab.

Die Fackeln her! — ſchon leuchten ſie
Die Gänge hell hinaus.
Da zogen, bogen, keuchten ſie,
Die Laſten, o wie däuchten ſie
Mühvoll für Mann und Maus!

Der ſchleppt' und ſchlich ſich hinterher
Mit Säcken reich bepackt,
Der trug die Leiter hoch und ſchwer,
Und manch' ein Wichtlein ſeufzte ſehr,
Das zu viel eingeſackt.

„Leb' wohl, Du Berg, nun gründen wir
Ein ander Heim uns bald;
Des Goldes Luſt, der Künſte Zier ....
Friſch auf, tragt Alles fort von hier
Zu ſtillerm Aufenthalt!"

Hermann Kletke.

Ein Nonnen-Kloster vor Gericht.

Nach den stenographischen Berichten, für den „Salon" bearbeitet von einem Preußischen Staats-Anwalt.

Tantaene animis coelestibus irae?
Virg.

Unsere Zeit ist eine geschworene Feindin alles Mystischen, Geheimnißvollen. Wo sich noch irgend ein Stückchen Mittelalter versteckt hat, und möge es mit einem noch so ehrwürdigen Nimbus umhüllt sein, mögen noch so viel ebenso romantische als unklare Vorstellungen sich an dessen Namen knüpfen, da tritt gewiß bald irgend ein berufener oder unberufener Forscher hinzu, läßt einen vollen Strom allermodernsten Gaslichts in alle Ecken und Winkel fallen, unbeirrt durch allerlei unheimliches Gethier, welches ihm, durch die unbequeme Helle aufgescheucht, um den Kopf schwirrt, und zeigt dem halb schadenfrohen, halb schmerzlich enttäuschten Publicum, was die bisher aus ehrerbietiger Ferne angestaunte Herrlichkeit eigentlich zu bedeuten hatte. Am Mitleidlosesten pflegt bei solchen Experimenten die Justiz zu Werke zu gehen, vielleicht eingedenk, aus wie manchem behaglichen, stillen Schlupfwinkel sie selbst vor nicht gar langer Zeit hat weichen müssen, um überall offenen Antlitzes an das Licht des Tages zu treten.

Eine solche Aufgabe hat den Lord-Oberrichter von England und eine zu diesem Zwecke einberufene Special-Jury in dem altehrwürdigen Gerichtshofe zu Westminster in London, der Queens-Beech, drei volle Wochen hindurch, vom 3. bis zum 27. Februar 1869, beschäftigt und die Aufmerksamkeit von ganz England umsomehr in Anspruch genommen, als es sich um eine dort ziemlich neue und dem nüchternen, praktischen Verstande der Engländer durchaus fremdartige Erscheinung, um ein Nonnenkloster, handelte. Ein Nonnenkloster — das Wort klingt an jedes weibliche Ohr wie ferner Glockenton, welcher Alle, die vor dem Kampfe des Lebens bange zurückscheuen, Alle, die aus demselben siegreich oder besiegt, verwundet oder ermattet heimkehren, zu einer Stätte ewigen Friedens ladet. Wir sehen die frommen Schwestern, durch noch heiligere Bande, als die des Blutes vereint, unter Andachtsübungen und guten Werken ein seliges Stillleben führen; kein anderer Wettstreit herrscht zwischen ihnen, als der der Demuth, der Aufopferung; die Eine trägt mit zarter Schonung die kleinen Fehler und Schwächen der Anderen und sucht sie mit geduldiger Liebe zu bessern; Alle bilden Eine große Familie, der selbst die Leitung der liebevollsten Mutter, der selbstgewählten Oberin, nicht fehlt. Neid, Mißgunst, Haß — wie könnten sie die geweihte Schwelle überschreiten, und wie sollten sie eine Stätte

finden, wo das feierliche Gelübde der Armuth selbst den Begriff des Eigenthums, wo gleiche Tracht und gleiches Streben jede Geltendmachung persönlicher Vorzüge ausschließt? Und doch hat ein Kloster vor Gericht gestanden und die englische Justiz ist mit bekannter Rücksichtslosigkeit in dessen tiefste Geheimnisse eingedrungen, die „Times" aber macht folgende, mit unserer Schilderung nicht ganz übereinstimmende und sehr ungalante Bemerkung: „Was ist ein Nonnenkloster? Abgesehen von Namen und Bauart, von gothischen Fenstern, Glocken, Gesang und mittelalterlichem Thürklopfer, nichts mehr und nichts weniger, als so und so viel Weiber, und Weiber bleiben Weiber in der ganzen Welt und können nicht mit einander leben, ohne sich zu zanken."

Wie kommt die berühmteste Zeitung der Welt, die Repräsentantin und die Schöpferin der öffentlichen Meinung von ganz Großbritannien, dazu, durch eine so prosaische, ja sogar eine so grobe Behauptung allen Verehrern des frommen, beschaulichen Klosterlebens, ja dem ganzen schönen Geschlecht den Fehdehandschuh hinzuwerfen? Um das zu zeigen, wollen wir den so viel besprochenen Proceß — The great nunnery case, heißt er dort zu Land — unseren Lesern in kurzen Umrissen vorführen. Nur bitten wir, jeder Hoffnung auf irgend welche romantische Ereignisse zu entsagen. Ohne Liebe keine Romantik — und von Liebe ist in jenen drei Wochen vor der Queens-Bench herzlich wenig die Rede gewesen.

Miß Susanne Mary Saurin, die Tochter eines Landwirths in der Gegend von Drogheda (Irland), stammte aus einer Familie, die dem Clerus ein reiches Contingent gestellt hatte. Ihr Oheim war Pfarrer zu Drogheda, einer ihrer Brüder Jesuit, zwei Schwestern trugen bereits den Schleier der Karmeliterinnen; kein Wunder, daß auch sie sich von frühester Jugend an zum Klosterleben berufen glaubte und daß es ihr gelang, den Widerspruch ihrer Eltern zu überwinden. Sie trat 1851 in das Kloster unserer lieben Frau zur Barmherzigkeit (Our Lady of Mercy) zu Dublin als Novize, leistete im October 1853 die Gelübde und wurde unter dem Namen Mary Scholastika Joseph als Ordensschwester aufgenommen. Fast zu gleicher Zeit traten Mrs. Star und Mrs. Kennedy in den Orden. Erstere wurde bald darauf an die Spitze eines neuen Klosters zu Clifford gestellt und auf ihren Wunsch folgte ihr Miß Saurin 1856 nach, obschon ihre Eltern mit dieser weiteren Trennung nicht einverstanden waren. 1858 wurde ein Kloster zu Hull gegründet und diesem das zu Clifford untergeordnet; Mrs. Star war die Oberin beider, Mrs. Kennedy ihre Stellvertreterin, Local-Oberin für Clifford war Mrs. Owen. Miß Saurin lebte abwechselnd bald in Hull, bald in Clifford — bis sie im Januar 1866 durch den dem Kloster vorgesetzten Bischof Cornthwaite von Beverley gegen ihren Willen ihrer Gelübde entbunden und demnächst genöthigt wurde, das Kloster zu verlassen. Darauf klagte sie gegen Mrs. Star und Mrs. Kennedy: sie sei gemißhandelt und ihrer Habe in ungebührlicher Weise entkleidet worden, es seien ihr Gegenstände, die ihr Eigenthum

Königliche Staatsbibliothek München

gewesen, mit Unrecht entzogen, sie sei in verschiedenen von den Verklagten dem Bischof übersendeten Berichten verleumdet worden; die Verklagten hätten sich gegen sie verschworen, sie durch schlechte und unwürdige Behandlung zum Verlassen des Klosters zu zwingen und durch falsche Anschuldigungen den Bischof zu bewegen, sie aus dem Orden zu stoßen. Sie beansprucht 5000 Pfund St. Schadenersatz, während die Verklagten für eine der Klägerin abgenommene Uhr dem Gerichte 5 Pf. eingezahlt haben, übrigens aber nur nach Recht und Pflicht gehandelt zu haben behaupten. Dies war der Gegenstand des, wie der Lord-Oberrichter sagt, längsten Processes, der je vor Queens Bench verhandelt worden. Die ganze Leidensgeschichte, denn sowohl Klägerin als Verklagte versichern, Unglaubliches gelitten zu haben, zerfällt in drei Hauptabschnitte: Leben und Leiden der Parteien vor dem bischöflichen Spruch, die Herbeiführung dieses Spruches und dessen Folgen.

Bis 1860 lebte Miß Saurin, nach ihrer Angabe, äußerst glücklich und zufrieden und stand mit ihren Oberinnen im besten Einvernehmen, bis Mrs. Star eines Tages verlangte, sie solle ihr mittheilen, was sie gebeichtet habe. Sie hielt diese Forderung für ungehörig und weigerte sich; von Stunde an wurde das Benehmen der Mrs. Star ein ganz anderes, Klägerin wurde fortwährend getadelt und unfreundlich behandelt, und auf ihre Bitte, ihr mitzutheilen, was sie verschuldet habe, entgegnete Mrs. Star nur, sie habe ihr zu viel Freiheit gelassen, sei aber entschlossen, sie zu demüthigen. Sie faßte nun den Wunsch, in das Dubliner Kloster zurückzukehren und schrieb deshalb an ihren Oheim, den Pfarrer Matthews. Dieser Brief wurde von einer anderen Nonne in ihrer Zelle gefunden und der Oberin überbracht, die darin einen Bruch ihres Gelübdes sah. Darauf schrieb sie einen zweiten Brief, allerdings ohne Erlaubniß, und leugnete dies zuerst, gestand es dann offen ein und wurde nun immer strenger behandelt. Als ihre Mutter und ihr Bruder sie besuchten, erhielt sie kaum Erlaubniß, mit ihnen zu sprechen; Briefe ihrer Anverwandten wurden von Mrs. Star theils ganz zurückbehalten, theils ihr erst lange nach dem Eingange und verstümmelt übergeben. Beispielsweise erfuhr sie den Tod eines Bruders erst drei Wochen später, und als einmal ihre Mutter an Mrs. Star schrieb und sie auf einige Tage zu beurlauben bat, weil ihr Vater lebensgefährlich erkrankt war, erzählte ihr Mrs. Star zwar, daß sie den Urlaub verweigert habe, verschwieg aber die Krankheit des Vaters. Miß Saurin — wir folgen noch immer ihrer Darstellung — wurde mit den schwersten, sonst nur den Laienschwestern obliegenden Arbeiten beschäftigt und zwar selbst an Sonn- und Festtagen. Sie erhielt schlechtere Kleider, als die anderen Schwestern und schlechtere Speise, insbesondere fettiges, lauwarmes Hammelfleisch, welches sie nicht essen konnte; sie wurde scharf getadelt, wenn sie mit den anderen Nonnen sprach, weil sie diesen ein schlechtes Beispiel gebe, und im August 1864 mußte sie sich vor Mrs. Star und Mrs. Kennedy fast völlig entkleiden, ihre Taschen wurden durchsucht und ihr verschiedene Papiere, eine Scheere und Kattunreste abgenommen,

die sie von der Arbeit her in den Taschen hatte, deren Besitz ihr aber als Bruch des Armuthsgelübdes ausgelegt wurde. Das Auskleiden wiederholte sich im nächsten Jahre und als sie hierüber gegen ihren Bruder, den Jesuiten, klagte und dieser dem Bischofe davon schrieb, erklärte Mrs. Star: wenn sie sie bei den Haaren vom obersten Hausboden bis in den Keller geschleppt hätte, hätte sie doch gegen Niemand darüber klagen dürfen. So oft sie sich einmal verspätete, mußte sie zur Strafe den Fußboden küssen, was freilich auch andere Nonnen, nie aber Mrs. Star und Mrs. Kennedy in solchen Fällen thaten. Als sie einmal nach Mrs. Star's Ansicht beim Abwischen der Stühle nachlässig gewesen, mußte sie das nasse, schmutzige Wischtuch eine Zeit lang auf dem Kopf tragen und als sie die von der schweren Arbeit aufgesprungenen Hände mit Talg einrieb, wurde ihr dies verboten.

Das Verzeichniß ihrer Leiden ist noch lange nicht zu Ende, doch wollen wir unseren Lesern nicht mehr Geduld zumuthen, als die Geschworenen besaßen, welche während der Verhandlung, freilich ohne Erfolg, erklärten, von dergleichen nun genug gehört zu haben.

Eine ebenso zweckmäßige, als unter Umständen für die Betheiligten unbehagliche Einrichtung des englischen Proceßverfahrens ist das Kreuzverhör. Nicht der Richter vernimmt die Zeugen, sondern zuerst sucht Derjenige, der sie vorgeschlagen hat, und bei der Vernehmung der Parteien der eigene Anwalt der Partei durch geeignete Fragstellung die günstigste Seite zu Tage zu fördern; darauf übernimmt der gegnerische Anwalt das Verhör und zwingt Partei und Zeugen auch der Kehrseite der Sache ihr Recht widerfahren zu lassen. Folgen wir Mrs. Star durch Verhör und Kreuzverhör. Daß sie Briefe von Anverwandten der Miß Saurin theils ganz zurückhielt, theils erst nach längerer Zeit und nachdem sie nach altbewährtem russischen Brauch einzelne Stellen überstrichen, an die Adresse beförderte, erkennt sie an; doch war sie hierzu nach den einmal bestehenden Klosterregeln völlig berechtigt und nur die Gründe, weshalb sie von ihrem Recht einen so ausgedehnten Gebrauch machte, wollen uns nicht recht einleuchten. Bald sollen die Briefe Nachtheiliges über die Oberin enthalten haben, bald fürchtete sie, Miß Saurin könne durch die Nachrichten über das Befinden ihrer Angehörigen zu sehr zerstreut werden und einmal konnte sie den Brief einer Schwester der Klägerin dieser nicht ausantworten, weil er eine grobe Unwahrheit enthielt; die Schwester schrieb nämlich, seit ihrem letzten Briefe sei ein Monat verflossen und Mrs. Star fand, daß noch kein voller Monat dahingegangen sei. Dagegen mußte Miß Saurin ihrer strengen Oberin zahlreiche schriftliche Sündenbekenntnisse einreichen, die diese gewissenhaft aufbewahrt und im Processe vorgelegt hat. Sie enthalten das Möglichste von Selbstbekenntnissen, genügten aber Mrs. Star immer noch nicht und Miß Saurin mußte immer mehr gestehen, bis sie endlich einmal erklärte, der bloße Anblick von Papier und Tinte mache sie schaudern, worauf ihr die Schreibmaterialien entzogen wurden. Daß sich Miß Saurin einmal fast vollständig entkleiden mußte und daß

der Inhalt ihrer Taschen in Beschlag genommen wurde, erkennt Mrs. Star an; es hatte sich damals zuerst schüchtern das Gerücht verbreitet, war aber bald zum allgemeinen Glaubensartikel geworden, daß Miß Saurin den Schulkindern ihr Mittagessen zu stehlen pflege und jene Durchsuchung sollte zu ihrer Ueberführung dienen. Es fand sich keine Krume irgend welcher eßbaren Gegenstände; die abgenommenen Sachen waren theils Heiligenbilder, theils Zettel mit frommen Notizen, wie: „Der Oberin gehorchen! — Nächstenliebe! — Nie über Fehler der Oberin Bemerkungen machen! —“ und Aehnliches. Mrs. Star aber fürchtete, Miß Saurin könne doch möglicher Weise auf die Bildchen und Zettel auch etwas Anderes schreiben, was dem Orden nachtheilig sein möchte. Hatte sich doch schon früher einmal in einem Notizbüchlein der Miß Saurin eine Bemerkung darüber gefunden, daß ihre Localoberin, Mrs. Owen, mit einem Herrn eine Stunde lang auf einem vor der Anstalt belegenen Thurm verweilt hatte! Miß Saurin hatte dies, wie sie sagt, nicht erbaulich gefunden und wollte es gelegentlich Mrs. Star mittheilen — hoffentlich ohne dabei zu verschweigen, daß nicht nur besagter Herr, Mr. Collins, etwa fünfundsechszig Jahre alt, sondern daß auch seine Gattin die Dritte im Bunde war.

Bei der Durchsuchung der Taschen der Klägerin fand sich auch ein Andachtsbuch, welches eine verstorbene Nonne ihr mit der eigenhändigen Inschrift: Geschenk an Schwester Scholastika, zum Andenken hinterlassen hatte. Mrs. Star nahm es ihr ab, um sie in der Armuth zu üben; die häufigen Erwähnungen dieser „Uebungen in der Armuth“ veranlassen gelegentlich einen der Advocaten zu der Bemerkung, für ihn und seine Collegen sei dieser Proceß, der ihnen jede andere Beschäftigung unmöglich mache, eine vortreffliche Uebung in der Armuth.

Mrs. Star erzählt ferner, wie Miß Saurin, wenn sie einmal zu spät gekommen sei, um ihre Fehler zu verdecken, die Uhr *vorgestellt* habe, muß aber freilich, bei nährer Ueberlegung, einräumen, daß zu diesem Zwecke das *Zurückstellen* der Uhr dienlicher gewesen sein würde. Auch soll die Klägerin sehr unordentlich gewesen sein und oft Taschentücher und Handschuhe verloren haben. „Haben Sie noch nie einen Handschuh verloren?“ fragte der Lord Oberrichter Mrs. Star. „Ich glaube wol“, entgegnete diese. „Ich auch sehr oft“, bemerkt Seine Lordschaft zur Freude der Zuhörer. Das Auflegen des Staubtuches war nichts Ungewöhnliches; hatte Mrs. Star doch einmal einer Schwester ein Paar schlecht geputzte Schuhe zur Strafe um den Hals gehängt. Alle die kleineren Quälereien, die ihr zur Last gelegt sind, bestreitet sie und sie sind in der That auch anderweit nicht erwiesen; beispielsweise scheint Hammelfleisch das Hauptnahrungsmittel sämmtlicher Schwestern, nicht aber für Miß Saurin besonders bestimmt gewesen zu sein. Schließlich erinnert Mrs. Star sich nicht, Miß Saurin jemals nach ihrer Beichte gefragt zu haben, ohne dies jedoch bestimmt in Abrede stellen zu können.

So standen die Sachen bis zum April 1865; Miß Saurin, nach ihrer eigenen Darstellung das unglücklichste Opferlamm, welches je

unter grausamer Verfolgung geschmachtet, nach der der Mrs. Star ein räudiges Schaf, welches der ganzen Heerde Gefahr brachte, und der Bischof augenscheinlich nicht besonders geneigt, sich in die Angelegenheit zu mischen, bis Mrs. Star ihm so zu sagen die Pistole auf die Brust setzte. Am 27. April 1865 schrieb sie ihm, nach ernstem Gebet um göttliche Erleuchtung sei sie zu dem Entschlusse gelangt, ihr Amt als Oberin niederzulegen und bat um seine Genehmigung. „Es ist klar, entweder Schwester Scholastika muß weichen, oder ich. Sie will nicht, also muß ich. Ich will sie nicht anklagen — aber ich habe nicht Kraft genug, die Angst zu ertragen, die sie mir der anderen Schwestern halber einflößt. Seit sie hier ist, ist der ganze Geist des Klosters ein anderer geworden, wir sind nicht mehr die glückliche Gemeinde, die wir früher waren" u. s. w. Nunmehr entgegnete der Bischof: wenn Eine von Beiden das Feld räumen müsse, so sei dies natürlich Schwester Scholastika, und erhielt am 1. Mai einen zweiten Brief von Mrs. Star, worin sie ihre Bitte wiederholte, gleichzeitig aber Miß Saurin nicht nur aller möglichen Verstöße gegen die Regeln, sondern geradezu des Diebstahls beschuldigte. Der Bischof antwortete am 4. August: „Ich hoffe, die Diebstähle sind erwiesen. Ich konnte nicht eher etwas thun, da ich erst heut' die lange erbetene Vollmacht vom Heiligen Stuhl erhalten habe", und nun begann eine Correspondenz zwischen ihm, Mrs. Star und Miß Saurin's Bruder, dem Jesuiten, um diesen zu bewegen, seine Schwester, die der Bischof ihrer Gelübde entbinden wolle, aus dem Kloster zu entfernen. Pater Saurin lehnte jede Mitwirkung hierzu ruhig, aber entschieden ab und so entschloß sich der Bischof im September zunächst durch eine Commission über Schuld oder Unschuld der Schwester Scholastika richten zu lassen. Diese Commission sollte aus fünf Mitgliedern, die er ernannte, bestehen; die einzelnen Schwestern sollten vorher zu Papier bringen, was ihnen über die Vergehen der Angeschuldigten bekannt sei; diese Erklärungen sollten verlesen werden, die Angeschuldigte sollte kurz vernommen werden, ob sie sich schuldig bekenne oder nicht, die Commission sollte auch berechtigt sein, Zeugen zu vernehmen, jedoch nicht im Beisein der Angeklagten; letztere sollte berechtigt sein, sich des Beistandes ihres Oheims, Pfarrer Matthews, zu bedienen, endlich sollte sie für schuldig erachtet werden, wenn vier Mitglieder die Anklagepunkte für erwiesen hielten. Die Sachen gingen nun ihren Gang, jede Nonne bemühte sich „ihr Promemoria reinlich zu schreiben", Mrs. Star und Mrs. Kennedy hielten verschiedene Besprechungen mit Pater Porter, der Beichtvater des Klosters und zum Beisitzer der Commission ernannt war. Anfang December nahm Mrs. Star der Schwester Scholastika ihren Ring ab, das Sinnbild ihrer Verlobung mit ihrem Herrn und Heiland — eine Maßregel, die sie selbst weder durch irgend eine Vorschrift des kanonischen Rechts, noch durch die Klosterregel, noch durch irgend welchen Präcedenzfall zu rechtfertigen vermag — und am 10. Januar 1866 trat die Commission zusammen.

Mehr als alles Andere scheint dieses eigenthümliche Gerichtsver-

fahren die Engländer interessirt und zugleich gegen den Bischof und Mrs. Star erbittert zu haben. Wer die Sorgfalt kennt, mit welcher das englische Recht die Interessen des Angeklagten wahrnimmt, wer weiß, wie genau die Beweismittel abgewogen werden, die zu dessen Nachtheil vorgebracht werden dürfen, wie sehr jeder Brite für fair trial, ehrliches, unparteiisches Verfahren schwärmt: wird ermessen können, wie man über die Gerechtigkeit dieses Verfahrens urtheilte, in welchem das Urtel vorweg beschlossen war, der Angeklagten die Belastungszeugen nicht gegenübergestellt wurden, die Richter von einem Vorgesetzten ernannt waren, ein rechtskundiger Beistand der Angeschuldigten ebensowenig zur Seite stand, als man ihr überhaupt eine genügende Vertheidigung gestattete und schließlich nicht einmal Einstimmigkeit der Richter zu ihrer Ueberführung erfordert wurde! Wie aber dies Verfahren gehandhabt wurde, davon giebt einer der Beisitzer, Dr. Hanlon, Bibliothekar des katholischen Priesterseminars zu Maynooth, eine Schilderung; er versichert, wenn er vorher gewußt hätte, wie die Commission zu Werke gehen würde, so hätte er sich nicht zu deren Mitglied hergegeben, das Ganze sei lediglich eine unnütze Ceremonie gewesen; Pater Matthews bezeichnet es schärfer, und zwar in einem Briefe an den Bischof, als eine grausame, anstößige Posse.

Daß die Commission ihr Urtel auf Grund der von den Nonnen angefertigten Sündenregister fällte, fanden diese anscheinend sehr natürlich; daß diese Schriftstücke behufs des gegenwärtigen Processes vom Bischof eingefordert, der Gegenpartei mitgetheilt, im Laufe der Verhandlung verlesen und zum Gegenstande eines sehr eingehenden Kreuzverhörs gemacht wurde, kam Mrs. Star und selbst ihrem Advocaten augenscheinlich unerwartet, der Lord Oberrichter war jedoch von der Wichtigkeit derselben zu sehr überzeugt, als daß auch nur eins der Oeffentlichkeit hätte vorenthalten werden dürfen. Mrs. Star hatte den Nonnen dringend anempfohlen, nur Das niederzuschreiben, was sie bestimmt wüßten und sich einer gemäßigten Sprache zu bedienen; es ist interessant zu sehen, was die frommen Schwestern, die sich nach der Barmherzigkeit benannten, unter Mäßigung und unter bestimmtem Wissen verstanden.

Der Bericht der Mrs. Star wirft der Schwester Scholastika die schon erwähnten Fehler, Unpünktlichkeit, Geschwätzigkeit, Essen zu unrechter Zeit u. a. vor; es findet sich aber darin auch die Beschuldigung, daß sie ihre Kleider, wenn sie dieselben für zu alt halte, anscheinend muthwillig zerreiße, obschon ihr dies nie habe bewiesen werden können. Sie hatte, nach Mrs. Star's Versicherung, mindestens eben so gute Kleidungsstücke, als irgend eine der Schwestern. Als dies vor der Commission zur Sprache kam, zeigte Miß Saurin ihre Strümpfe vor, und Dr. Hanlon erklärt, so etwas noch nie gesehen zu haben, man habe nicht mehr recht unterscheiden können, was es eigentlich sein solle, keinesfalls aber seien sie noch für irgend ein menschliches Wesen brauchbar gewesen. Dann schreibt Mrs. Star, sie habe bemerkt, daß Schwe-

ster Scholastika sich gegen einen Priester in Hull äußerst zudringlich benommen, sich ihm beharrlich und ohne Noth in den Weg gestellt und seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen versucht habe. Dieser Priester achtete sie noch dazu sehr hoch und sprach gegen Auswärtige von ihr, wie von der Heiligen des Klosters, was Mrs. Star, nach ihrer eigenen Angabe, so unbehaglich war, daß sie sie schleunigst nach Clifford versetzte. Im Kreuzverhör versichert sie, dabei auch nicht entfernt an ein unsittliches Verhalten, sondern nur an einen Verstoß gegen die herkömmliche ernste Würde des Benehmens gedacht zu haben. Pater Cullomore, Caplan des Klosters, soll gelegentlich 1862 gegen einen anderen Geistlichen geäußert haben, der Bischof wolle das Kloster zu Clifford revidiren und dies thue auch noth, denn es sei eine närrische Gesellschaft da. Auch hieran sollten irgend welche, aber unbekannte boshafte Aeußerungen der Miß Saurin Schuld sein, und noch schlimmer war, daß eine reiche Wohlthäterin des Klosters, Mrs. Grinstone, eine alte, etwas absonderliche Dame, sie besonders in ihr Herz geschlossen hatte, mit ihr sich öfter unterhielt, als die Regel eigentlich zuließ, und der Mrs. Star einmal erklärte, wenn der Schwester Scholastika jüngere Schwestern vorgezogen würden, werde sie nichts mehr für das Kloster thun. Sie schränkte ihre Wohlthaten auch wirklich in Zukunft sehr ein; leider muß Mrs. Star im Kreuzverhör zugeben, daß diese Beschränkungen erst längere Zeit nach der der Mrs. Saurin angeblich widerfahrenen Unbill eintraten und daß sie selbst nicht glaubt, Mrs. Grinstone sei lediglich aus diesem Grunde kühler gegen das Kloster geworden.

Mrs. Kennedy eröffnet ihre Erklärung mit den „gemäßigten" Worten: „Ich kenne Schwester Scholastika seit vierzehn Jahren und wenn ich nach den Thatsachen urtheilen soll, die in den letzten Jahren zu Tage gekommen sind, so betrachte ich ihre klösterliche Laufbahn als eine voll gröbster Falschheit, Betrügerei und Tücke." Uebrigens erfahren wir von ihr nichts Neues von Belang, nur stellt sie die Vermuthung auf, Miß Saurin sei Nonne geworden, um ihrer Putzsucht, ihrer Eßlust und ihrem Hange zum Verkehr mit Auswärtigen fröhnen zu können, wozu deren Anwalt nicht mit Unrecht bemerkt, daß dies Mittel zum Zweck etwas seltsam gewählt zu sein scheine.

Mrs. Owen klagt in ihrem Promemoria über das unnütze Geschwätz der Schwester Scholastika während des Schulunterrichts; das Verhör ergiebt, daß sie nie gehört hat, was Jene sagte und nur geschlossen hat, es müsse wol Unnützes sein, weil die Kinder so vergnügt waren. Sie klagt über Unpünktlichkeit, aber Miß Saurin hat sich stets mit anderweiten Geschäften entschuldigt und Mrs. Owen prüfte nicht, ob diese Entschuldigungen begründet waren, sondern wählte den bequemeren Ausweg, ihr ein für allemal nicht zu glauben. Sie beschuldigt Miß Saurin des Ungehorsams und führt im Verhör zwei Fälle an: einmal schickte sie eine zerbrochene Fensterscheibe ohne Erlaubniß zum Glaser, um sie in kleine Stücken zum Einrahmen von Heiligenbildern zerschneiden zu lassen; ein anderes Mal weigerte sie sich, den Unterricht einer

bestimmten Schulclasse zu übernehmen, weil sie sich dem nicht gewachsen fühlte. Mrs. Owen erzählt schließlich noch, Miß Saurin sei auch ungehorsamer Weise in frühester Morgenstunde in den Garten gegangen und habe zu ihrer Entschuldigung angeführt, sie habe den Vögeln in die Nester sehen wollen. Die Frage eines Anwalts, ob diese Vögel etwa „Auswärtige" gewesen, bleibt unbeantwortet.

Schwester Stelligan, welche in ihrem Bericht u. a. angiebt, wenn irgend etwas vermißt worden sei, so sei man ganz sicher gewesen, es in Schwester Scholastika's Zelle zu finden (welche, wie anderweit festgestellt worden, stets offen war und kein verschließbares Behältniß enthielt), sagt bei ihrem Verhör aus, daß die Schulkinder ihr Mittagbrot mit zur Schule brachten und daß häufig, auch von den Eltern, darüber geklagt wurde, daß dies abhanden kam; als sie einmal plötzlich in das Schulzimmer kam, fand sie Mrs. Saurin mit einem in Papier gewickelten Päckchen in der Hand. Sie erklärte, daß dies Ueberreste vom Mittagessen der Kinder enthalte, die Kinder reclamirten jedoch auf Befragen diese angeblichen Ueberreste und verzehrten sie. Später sah sie einmal, wie Miß Saurin drei Kindern etwas von ihrem Mittagbrod fortnahm. Ebenso sah sie einmal, wie Miß Saurin ein Kind schlug und einmal, wie sie eins in den Arm kniff. Seit Entfernung der Miß Saurin, versichert die Zeugin, herrscht Friede und Glückseligkeit im Kloster. Aehnliches bekundet Mrs. Fearon; auch sie sah Mrs. Saurin öfters etwas vom Mittagbrod der Kinder essen, sah einmal, wie sie ein Kind an den Haaren schüttelte und einmal, wie sie ein anderes mit den Worten: „Nun schrei, Du dicke Schöne!" auf einen hohen Stuhl setzte. Wenn sie schriftlich erklärt hat, sie habe Miß Saurin in den Schulstunden nie über Unterrichtsgegenstände, sondern nur über andere Dinge sprechen hören, so ergiebt das Kreuzverhör, daß sie gar nicht gehört hat, was gesprochen wurde, sondern nur aus der Länge der Unterhaltungen geschlossen hat, daß sich dieselben wol nicht auf den Unterricht beschränkten. Schwester Kerr fühlte, nach ihrem Bericht, daß Miß Saurin gefährlichen Charakters war und einen Hang zu grundlosen Verleumdungen hatte und daß man deshalb den Verkehr mit ihr, der geeignet war, die Grundlagen alles religiösen Lebens zu untergraben, meiden müßte. Sie sah dieselbe einmal in der Speisekammer Erdbeeren mit Sahne essen; auf die Bemerkung eines Anwalts, daß dies doch an sich nichts Böses sei, entgegnete sie: „Nein! aber einen Apfel zu essen ist auch an sich nicht böse, und doch wissen wir, wie viel Unheil einmal daraus entstanden ist." Zeugin ist die Nonne, der Mrs. Star einmal ein Paar schlechtgeputzte Schuhe um den Hals gehängt hat; sie versichert, sie habe oft ähnliche Strafen zudictirt erhalten, da sie sehr unsauber gewesen sei und sie hätten ihr sehr gut gethan.

Am Besten wird aber der Geist, in welchem diese Berichte abgefaßt wurden, durch den einer Laienschwester, Mrs. Collingwood, gekennzeichnet, welchen Mrs. Kerr zu Papier bringen mußte, da Jene des Schreibens unkundig war. Es heißt in demselben: „Ich bemerkte, daß Schwester Scholastika mit einem Priester äußerst vertraulich verkehrte. Ich sah sie

einmal neben ihm niederknieen, ihm etwas, das er gerade brauchte, aus der Hand nehmen und ihn dringend bitten, sie zu begleiten. Zu derselben Zeit waren ihre Unterhaltungen mit mir äußerst weltlicher Art und bezogen sich gewöhnlich auf solche Gegenstände, wie Courmachen. Ich glaube, es gab keinen jungen Mann meiner Bekanntschaft, nach welchem sie mich nicht ganz genau gefragt hätte. — Jetzt erröthe ich, wenn ich an Manches denke, was ich damals gesagt habe; damals dachte ich nichts Arges dabei, da ich mit einer Nonne sprach und überzeugt war, sie würde mich nicht dazu veranlassen, wenn es etwas Schlimmes wäre. Auch meine Mutter sagte, wenn ich ihr davon erzählte: „Sie hat ein unschuldiges Herz und sieht bei dergleichen nichts Böses.“ Das unerbittliche Kreuzverhör bringt zu Tage, daß bei dem geheimnißvollen Vorfall mit dem Priester noch eine Nonne und mehrere Schulkinder zugegen waren, daß der Priester kniete, um einen Schreibtisch am Fußboden zu befestigen, daß sie ihn aufforderte, mitzugehen, weil man mit dem Frühstück auf ihn wartete, und ihm, da er dies anscheinend nicht gehört hatte, niederknieend den Hammer mit den Worten aus der Hand nahm: „Sie sollen jetzt nicht mehr arbeiten, sondern mitgehen!“ Daß ihre Darstellung des Vorfalls den Bischof auf ganz andere Gedanken zu bringen geeignet war, will der Zeugin nicht einleuchten, und eben so wenig vermag sie — die damals noch nicht im klösterlichen Verbande stand — über jene gefährlichen Gespräche nähere Auskunft zu geben. Sie erinnert sich nur, daß Miß Saurin sie fragte, ob sie irgend welche Verehrer habe und wie alt und welchen Standes diese seien, und wenn sie jetzt bei dem Gedanken an diese Unterhaltungen erröthet, so ist es, weil sie „so gar nicht nonnenhaft“ waren.

Solcher Art waren die Berichte der Nonnen, welche dem Bischof im September 1865 übersendet wurden und ihn veranlaßten, auf Entfernung der Mrs. Saurin aus dem Kloster zu dringen. Nach seiner Aussage scheint es, als würde er, wenn sie gutwillig gewichen wäre, nicht zu ihrer Dispensation von den Gelübden geschritten sein; praktisch war der Erfolg derselbe, denn er erkennt an, daß sie doch in kein anderes Kloster aufgenommen sein würde. Er hatte sich indeß vorsorglich, da ihm nur das Recht zusteht, vom Gelübde der Armuth und des Gehorsams zu dispensiren, vom päpstlichen Stuhl die Vollmacht zur Dispensation auch vom Gelübde der Keuschheit verschafft; als nun die Verwandten der Miß Saurin sich weigerten, sie aus dem Kloster zu nehmen, wurde die Commission zusammenberufen, und ihrem Urtel wurden wieder jene Erklärungen zu Grunde gelegt, welche vier der Mitglieder völlig zufriedenstellten und nur den Dr. Hanlon keineswegs überzeugten. Vertheidigungszeugen wurden nicht gehört; die Commission war zu den vorgeschriebenen vier Fünfteln von der Richtigkeit aller Anschuldigungen durchdrungen, und auf Grund ihres Berichts beschloß der Bischof, Schwester Scholastika ihrer Gelübde zu entbinden. Damit gehen wir zum dritten, glücklicherweise kurzen Hauptstück der klösterlichen Leidensgeschichte über.

Mrs. Star eröffnete Miß Saurin, was über sie beschlossen sei, da sie, wol nicht mit Unrecht, annahm, daß es ihr ohnehin schon bekannt sei. Darauf schrieb diese am 18. Januar an den Bischof und bat ihn, sie im Kloster zu belassen und ihr eine Audienz zu gewähren. Der Bischof entgegnete am 22. Januar: „Liebe Schwester Scholastika. Ihr Schreiben beschleunigt eine Mittheilung, die ich sonst aufgeschoben haben würde, bis ich von ihrem Oheim Nachricht erhalten. Ich ersuche Sie hiermit, das Kloster zu verlassen, und erbiete mich, Sie von Ihren Gelübden zu entbinden. Sie zu sehen muß ich ablehnen, da dies nutzlos sein würde." Am 9. Februar erhielt sie aus der Hand der Mrs. Star folgende Entlassungsurkunde:

„Hierdurch wird Ihnen eröffnet, daß ich Sie aus guten und ausreichenden Gründen und kraft der mir vom Heiligen Stuhl verliehenen Vollmacht von Ihren Gelübden als Barmherzige Schwester entbinde; dafür wird Ihnen auferlegt, zehn Messen zu hören, welche Bedingung durch die ersten zehn Messen, die Sie nach Empfang dieser Nachricht hören werden, erfüllt wird. Ich erlaube Ihnen, die Schwesterschaft zu verlassen und zu den Ihrigen zurückzukehren."

Das Schreiben, mit welchem der Bischof diese Urkunde der Mrs. Star übersendet hatte, lautete: „Liebe Ehrwürdige Mutter. Ich habe Schwester Scholastika von ihren Gelübden dispensirt. Sie ist nun frei. Das Weitere überlasse ich Ihrer Klugheit. Sorgen Sie, stets Zeugen zu haben. Vermeiden Sie sorgfältig, Gewalt zu brauchen!"

Das war nun aber schwierig, denn Miß Saurin war entschlossen, nur der Gewalt weichen, und erklärte, lieber sterben, als das Kloster verlassen zu wollen. Mrs. Star und Mrs. Kennedy drohten ihr mit allen göttlichen und bischöflichen Strafen — sie blieb. Ihre geistlichen Gewänder wurden ihr abgenommen, sie legte nach langem Sträuben die von Mrs. Star ihr gelieferten weltlichen Kleider an, aber sie blieb. Nunmehr wurde sie in eine möglichst kleine und unbehagliche Zelle einquartiert, die sie nach ihrer Angabe buchstäblich zu keinem, auch noch so nothwendigen Zwecke verlassen durfte, doch ist ihre Schilderung hier augenscheinlich etwas übertrieben, und wir folgen lieber der Darstellung der Mrs. Kennedy, wonach sie nur auf Schritt und Tritt von einer Nonne begleitet wurde, damit sie keinen Zettel aus dem Fenster werfen und so Unruhe stiften könne — warum sie dies hätte thun sollen, ist nicht ersichtlich. In die Gesellschaft der anderen Schwestern durfte sie freilich nicht kommen, und wenn Novizen in der Nähe waren, auch die Zelle nicht verlassen, ja, als Mrs. Kennedy sie einmal vor einer der auf dem Corridor angebrachten sogenannten Leidensstationen knieend fand, wurde sie mit harten Worten in die Zelle verwiesen. Wenn ihr das nothwendigste Essen gebracht wurde, pflegte man ihr bemerklich zu machen, daß sie dies den Armen entziehe. Des Nachts wurde die Thür ihrer Zelle mit einem Strick an den Pfosten des Bettes einer auf dem Gange schlafenden Nonne befestigt; sie sagt so, daß die Thür nicht geöffnet werden konnte, die Schwestern behaupten jedoch, es habe dadurch

nur beim Oeffnen der Thür jene Nonne erweckt werden sollen, um sie auch auf etwaigen nächtlichen Wanderungen zu begleiten. Die Zelle wurde nicht geheizt.

Dies Leben ertrug sie bis Ende März, da erschien ihr Bruder und veranlaßte, weil ihr Zustand ihm Besorgniß einflößte, den Arzt Dr. Cooper, sie zu besuchen. Sie mußten einige Zeit warten, dann wurde Miß Saurin von zwei Nonnen in das Sprechzimmer geführt, die so nahe bei ihr Platz nahmen, daß sie jedes Wort der Unterredung hören mußten, und von Pater Saurin's Bitte, sie allein zu lassen, keine Notiz nahmen. Dr. Cooper, dieser unverdächtigste aller Zeugen, fand sie schlecht und für die Jahreszeit durchaus ungenügend bekleidet; sie war sehr abgemagert, klagte über große Schwäche, Ekel und Appetitlosigkeit und erklärte, als der Arzt in sie drang, die ihr gereichte Speise sei zu schlecht. Ihr ganzer Körper war kalt, der Blutumlauf schwach, die Hände blau, kurz, der Arzt fand sie in einem Zustand, der nach seiner Ansicht nicht Folge einer bestimmten Krankheit war, sondern von schlechter Kost, ungenügender Kleidung und Mangel an Bewegung herzurühren schien. Er rieth ihr dringend, das Kloster zu verlassen. Sie schrieb darauf an Mrs. Star: wenn man einmal entschlossen sei, sie aus dem Kloster zu vertreiben, so möge man dies jetzt thun, da sie dann mit ihrem Bruder abreisen könne. Natürlich erhielt sie keine Antwort und Pater Saurin nahm sie nunmehr mit sich.

So endete Miß Susanna Saurin's Klosterleben, und dies war der Anlaß des Processes, dessen dreiwöchentliche Schlußverhandlungen alle die erzählten und eine Menge anderer ähnlicher Thatsachen aus dem Dunkel des Klosters an's Licht der Oeffentlichkeit gefördert haben. Mit den Rechtsfragen, die sich daran knüpften, z. B. ob der Bischof zu dem eingeschlagenen Verfahren berechtigt, ob Miß Saurin zur Klage befugt war, ohne von den ihr zuständigen Rechtsmitteln der Appellation an den Erzbischof und von da an den Papst Gebrauch gemacht zu haben, ob nicht die Klosterregeln, denen sich Miß Saurin unterworfen hatte, das Verfahren der Beklagten vollkommen rechtfertigen, was freilich bis zu einem gewissen Grade unzweifelhaft der Fall war, und Aehnlichem, wollen wir die Leser nicht ermüden; das Endergebniß war, daß die Geschworenen, nachdem die beiderseitigen Anwälte in langen, glänzenden Reden die Rechte ihrer Clienten gewahrt und der Lord-Oberrichter in erschöpfender und völlig unparteiischer Darstellung das ganze, durch die Masse, wie durch die Kleinlichkeit der meisten zur Sprache gekommenen Punkte so ermüdende Beweismaterial vorgeführt hatte, ihren Wahrspruch zu Gunsten der Klägerin abgaben in Betreff der beiden Klagepunkte: daß sie verleumdet worden sei und daß eine Verschwörung bestanden habe, sie durch schlechte Behandlung und falsche Anschuldigung zum Verlassen des Klosters zu zwingen. Die anderen Punkte entschieden sie zu Gunsten der Verklagten, und setzten den von Letzteren zu leistenden Schadenersatz auf 600 Pfd. St. fest. Das Urtel wurde von der im Gerichtssaal versammelten zahlreichen Zuhörerschaft mit einem Sturm

von Beifall begrüßt, der ſich, ſo ſchnell er auch unterdrückt wurde, mit Blitzesſchnelle durch die in den Gängen und vor den Thoren von Weſtminſterhall des Spruches harrende Volksmenge fortpflanzte.

Das Urtel wurde in allen Zeitungen vielfach beſprochen; die „Times“ allein hat dieſem Proceß nicht weniger als drei Leitartikel gewidmet. Die betheiligten Perſonen waren es nicht, die eine ſo lebhafte Theilnahme einflößten, als der Proceß überall erregt hat. Worin jedoch die unleugbare Wichtigkeit des Falles liegt, weshalb er eine weit über die Kloſtermauern von Hull und Cliffort, ja über England hinausgehende Bedeutung erlangt hat, das hat am Beſten der Solicitor General Coleridge, der Advocat der Klägerin, in den Eingangsworten ſeiner Schlußrede ausgeſprochen; es würde ſchwer ſein, ihnen etwas hinzuzufügen, noch ſchwerer, ſie zu widerlegen. Es ſei geſtattet, damit dieſe Darſtellung zu ſchließen.

„Mit einer Bemerkung meines gelehrten Freundes bin ich völlig einverſtanden, daß wir nämlich einander Glück zu wünſchen haben, endlich am Schluſſe dieſes endlos ſcheinenden Proceſſes angelangt zu ſein. Wochenlang ſind wir mit kleinlichen, niedrigen, erbärmlichen Einzelheiten beſchäftigt geweſen: ob eine Nonne ihre Gewänder abſichtlich zerriſſen hat, oder ob ſie zu abgetragen waren, ob ſie außerhalb beſtimmter Stunden zu eſſen pflegte und dergleichen; ſo jämmerliche Kleinigkeiten haben dreiundzwanzig Tage lang die Zeit dieſes großen Gerichtshofs in Anſpruch genommen. Und doch, die Zeit iſt nicht verloren, denn für Miß Saurin bedeutet der Ausfall des Proceſſes Leben oder Tod. — Ein anderer Grund, weshalb wir unſere Zeit nicht verloren haben, iſt, daß hier öffentlich zur Schau geſtellt worden iſt, was engliſches Kloſterleben zu bedeuten hat, und ich kann nicht umhin, zu glauben, daß dieſer Proceß in zwei Beziehungen heilſam ſein mag. Erſtens hat er bewieſen, daß es mindeſtens möglich iſt, das Innere eines Kloſters bloßzulegen, ohne auch nur die leiſeſte Spur vor demjenigen zu entdecken, was man gewöhnlich Skandal nennt. Sodann ſtreift er jeden Schleier von Heiligkeit ab und zerſtört jeden trügeriſchen Heiligenſchein, mit welchem die fromme erhitzte Phantaſie guter Menſchen das Kloſterleben umhüllt und umgeben hat. Meine Herren, bis zu einem beſtimmten Punkte kann kein Chriſt gegen dies Leben etwas einwenden. Die Hungrigen ſpeiſen, die Nackten bekleiden, die Unwiſſenden lehren und die Kranken und Sterbenden pflegen, Tag und Nacht den Allmächtigen anrufen, einfach leben und „dieſer Welt brauchen, daß ſie derſelbigen nicht mißbrauchen“ (1. Cor. c. 7, v. 31), das ſind glücklicherweiſe Dinge, die Katholiken und Proteſtanten gleichmäßig für recht und gut halten, die ſie durch die Lehre ihrer Religionen verpflichtet ſind auszuüben, oder doch, wenn ſie dies nicht ſelbſt können, an Denen, die ſie üben, zu ſchätzen und zu ehren. Aber um dies zu thun, braucht man nicht in ein Kloſter zu treten, und Die, welche in ein Kloſter gehen wollen, mögen aus dieſem Proceß erſehen, daß ſie dort nur Verſuchungen niedrigerer, gemeinerer Natur entgegengehen. Vor dem Lichte des Tages, vor dem Urtel geſunden Menſchen-

verſtandes verliert dies Leben allen romantiſchen Charakter. Kleine Sünden, geſchaffen durch unnütze Regeln, kindiſche Strafen für kindiſche Fehler, Stiefel um den Hals und Wiſchlappen auf dem Kopf getragen, Nadeln und Lappen ſo ſorgſam gehütet, als ein Geiziger ſein Silber und Gold bewacht, alle Einfachheit des Charakters durch fortwährende Selbſtbewachung und Selbſtbekenntniſſe vernichtet, alle Unabhängigkeit des Geiſtes durch fortwährende Demüthigung — weit entfernt von wahrer Demuth — geſtört: dazu ſcheint uns das Kloſterleben im neunzehnten Jahrhundert, wenigſtens wie es im Kloſter der Barmherzigen Schweſtern zu Hull ſich geſtaltet hat, herabgeſunken zu ſein. Welche Parodie iſt dies auf den weiſen, einfachen, männlichen Sinn der Lehre des heiligen Petrus und Paulus! Wol mag in älterer, rauherer Zeit, als die Welt härter und die Menſchheit roher, wenn auch einfacher war als jetzt, das großartige Kloſterweſen des Mittelalters ſeine Vorzüge, wie ſeine Fehler gehabt, mag ſich Gutes und Uebles deſſelben die Wage gehalten haben. Und doch kann ich nicht umhin zu glauben, daß ſelbſt damals Diejenigen, welche ſich dieſem Leben widmeten, nur dem einen Theil des Lebens unſeres Herrn und Heilandes zu ausſchließlich nachahmten; ſie dachten nur an die vierzig Tage in der Wüſte, die einſamen Stunden im Garten und auf dem Oelberg, und vergaßen die Hochzeit zu Kana und das Mahl zu Bethanien!“

Kam'rad, ich bitte!

(Zu dem Bilde von Meyer von Bremen.)

Das Büblein ſitzt am Fibelbuch
Mit ſeiner Butterſchnitte;
Da kommt das Hündlein zum Beſuch
Und knurrt: Kam'rad, ich bitte.

Das Büblein aber faſt erſchreckt,
Will keine Gunſt erweiſen,
Es hält den Biſſen halbverſteckt
Und will ihn ſelbſt verſpeiſen.

Die Mutter ſteht am Heerd und lacht:
„Was kommt er auch zu Gaſte?
Wer nicht, ſo wie's mein Büble macht,
Studiren will, der faſte!“

H. G.

Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters.

An den Herausgeber des „Salon".

Aus Deutschland im April 1859.

Ein sonderbares Verlangen! Und an mich gerichtet! Weshalb an mich? Sie wissen ja, ich lebe in einem kleinen Neste inmitten einer friedlichen Bevölkerung von Juden, Krämern und Postschreibern, ganz abgelegen von der großen Heerstraße. Meine Nachbarn sind ein Arzt und ein Apotheker, mein Frontfenster geht auf zwei Kirchhöfe. Ich agitire für Ermäßigung der Bierpreise und geaichte Seidel, stehe an der Spitze eines Arbeiter-Bildungsvereins, durch den ich die Lösung der socialen Frage herbeizuführen fest entschlossen bin, verphilistere mit meinen philiströsen Bekannten, fühle nur selten mein Herz gehoben durch das stolze Bewußtsein meiner norddeutschen Bundeseigenthümlichkeit — und von mir verlangen Sie eine Chronik über die Vorfälle in Europa und den benachbarten Welttheilen? Aber haben Sie denn auch bedacht, daß ich mit dem redseligen Kong-Fu-Dsü junior in Collision gerathen werde? Oder glauben Sie etwa mit mir, daß die beständige Wiederkehr seiner „Chinesischen Briefe" dem „Salon" mit der Zeit allerdings eine gewisse Monotonie zu geben drohte?

Nun, ich will mein Heil versuchen. Aber zunächst verständigen wir uns über die Bedingungen. Erste Bedingung: ich bleibe anonym. Freilich weiß ich sehr wol, daß es eine Feigheit ist, anonyme Briefe zu schreiben, die man nicht unterzeichnet — wie sich der immer logische und stilvolle Kritiker eines der hervorragendsten Organe der Berliner Presse ausdrücken würde — aber ich lasse den Verdacht der Feigheit gern über mich ergehen, wenn ich mir um diesen Preis die völlige Freiheit meiner publicistischen Bewegungen wahren kann. Gleicht doch ein jeder Zeitungsschreiber und Schriftsteller — was durchaus nicht identisch sein soll! — mehr oder minder dem Sonderling, der, so lange er sich unbeachtet weiß, ruhig und gelassen, sogar mit einer gewissen Grazie fürbaß schreitet, in demselben Augenblick aber, da er gewahrt, daß man ihn beobachtet, zu hinken anfängt. Das Unterzeichnen aller möglichen gleichgiltigen Artikel sollte überhaupt verboten werden; freilich würde dann die Nachwelt nicht erfahren, daß die Kritiken im „....blatt" oder in der „....Zeitung" von dem großen Herrn Müller oder dem größern Herrn Schulze herrühren, aber ich wette, die Enkel würden sich darüber nicht beschweren.

Zweite Bedingung: ich beanspruche, als geborener Preuße, das verfassungsmäßig gewährleistete — bitte, lachen Sie nicht, ich spreche so ernsthaft, wie nur irgend möglich — das verfassungsmäßig gewährleistete Recht der freien Meinungsäußerung und ich verbitte mir von vornherein alle Interpretationen. Dagegen übernehme ich die Verpflichtung, von diesem Rechte niemals Gebrauch zu machen. Es handelt sich bei mir nur um die Feststellung des Princips. Die Erklärung für diese Eigenthümlichkeit ergiebt sich durch die Datirung meines Briefes „Aus Deutschland" von selbst.

Dritte Bedingung: Sie verpflichten sich mir gegenüber, von den feuilletonistischen Kniffen, die ich von Zeit zu Zeit anwenden werde, dem Leser nichts zu verrathen, namentlich keine maliziösen, redactionellen Fragezeichen in meinen harmlosen Text einzuschalten. Wenn ich also mit meinem Wissen renommire und etwa schreibe: „Als Rehabeam, der bekanntlich 975—957 v. Chr. regierte, von Sisak von Aegypten geschlagen wurde", so machen Sie hinter „bekanntlich" kein Fragezeichen und verweisen nicht etwa auf das Conversationslexikon, sonst wäre ich blamirt, wie ein wiener Preisrichter. Oder wenn ich eine ganze Reihe von berühmten Namen citire und von Victor Hugo, Plonplon, Gladstone, Tennyson nie anders als von „meinen Freunden" spreche, so machen Sie kein Sternchen dabei und hüten sich weislich in einer Fußnote zu fragen, wo um Himmelswillen ich all' die interessanten Freundschaften geschlossen habe? Sie bezeigen mir vielmehr stets und unter allen Umständen collegialische Duldsamkeit — damit wird man, ich versichere Sie, ein berühmter Mann. Ueberlegen Sie sich einmal, wie viel weit und breit bekannte Namen in unserem gesegneten, gediegenen und gründlichen Deutschland dieser collegialischen Duldsamkeit ihren vollen, reinen Klang verdanken! Wenn irgendwo, so wäscht in unserer Literatur eine unsaubere Hand die andere. Da schreibt ein mit der unseligen Reimfähigkeit begabter Biedermann in schlechten Versen nieder, was ein anständiger Mensch in Prosa zu sagen sich schämen würde, gleichzeitig lobhudelt er aber in allen möglichen Blättern und Blättchen die neuesten Erscheinungen in der Belleristik, louange oblige, seine „Gedichte" erscheinen und werden nun überall als eine „wahrhafte Bereicherung unserer Literatur" gepriesen; schließlich erbarmt sich seiner wol gar Professor Minckwitz und conservirt ihn in seinem „Illustrirten Neuhochdeutschen Parnaß" für spätere Geschlechter. Ein Jeder, der die Verse liest, wundert sich allerdings über den Widerspruch zwischen der vorgeblichen und wahrhaften Qualität derselben; aber die Verwunderung gelangt fast nie zum öffentlichen Ausdruck. Wozu auch? Der Verfasser ist ja ein „guter Kerl", gefällig, unschädlich. Weshalb sollte man ihn kränken? Und ist Jemand „thöricht genug, sein volles Herz nicht zu wahren" und den Schund Schund zu nennen, so fragt das Publicum ganz erstaunt: „Was mag denn F., den Kritiker, gegen Y, den Dichter, so aufgebracht haben?" Eine literarische Polemik ohne persönliche Rancune kann man sich gar nicht mehr vorstellen. Das verhindert uns aber nicht, uns unserer Gründlichkeit zu freuen.

Meine vierte Bedingung ist: Sie fragen mich nie nach meinem politischen Standpunkt; ich bin ein politischer Lohengrin: die Frage nach meiner Parteifarbe würde mich aus Ihrer Nähe verbannen. Unter uns gesagt, stehe ich auf dem Boden der höhern Unklarheit, „über den Parteien", wie Wolfgang Müller von Königswinter sagt. Ich bin mit mir lange zu Rathe gegangen, welcher Partei ich mich anschließen sollte. Der national-liberalen? Sie hat allerdings viel für sich, aber ich kann das Schaukeln nicht vertragen; oder der social-demokratischen? Die Gesetzgebung aus Bosheit und der Krieg gegen das Capital bieten wiederum mancherlei Verlockendes dar, indessen ich weiß in der That nicht, wo das socialdemokratische Heil eigentlich zu finden ist, ob bei den Lassaleanern, welche die Gräfin Hatzfeld unter ihre Schürze genommen hat, ob bei den Marxianern Liebknecht und Bebel oder bei den Proudhonianern Ludwig Pfau und Moses Heß? Wenn mich die Thatsache des Norddeutschen Bundes nicht etwas genirt hätte, so wäre ich jedenfalls

„Kamrad, ich bitte!“

Nach einem Bilde von Meyer von Bremen. *Gestochen von Th. John.*

Digitized by Google

Digitized by Google

radicaler Föderativ-Demokrat geworden: aber perpetuirlicher Verdruß kann mir wenig imponiren und deswegen habe ich auch dieser Partei nicht beitreten mögen. So habe ich mich denn entschlossen, für mich meine kleine Privatfraction zu begründen. Ich opponire stets — das ist mein Programm. Es ist nicht schlechter als die anderen und hat den Vorzug der Kürze. Ich opponire stets, entweder der Regierung — oder der Opposition. Selbst Michaelis würde dies Programm unterschreiben können.

Dies also, lieber Freund, sind meine Bedingungen; ich fordere: Anonymität, Freiheit in der Wahl und Behandlung des Stoffs, schonungsvolles Verfahren von Ihrer und politische Unklarheit auf meiner Seite. Diese Forderungen könnten bei manchem Unbefangenen leicht den Verdacht erwecken, daß meine Briefe von Gustav Rasch geschrieben seien; Sie wissen aber, wie unbegründet diese Vermuthung ist und der Kundige braucht nicht darüber belehrt zu werden, daß Gustav Rasch niemals die Unbescheidenheit besitzt, das Publicum über die Unterschrift seiner brillant geschriebenen Artikel im Unklaren zu lassen.

Er war in Spanien, der feuilletonistische Volksbefreier, er ist vielleicht noch da, ja, wenn ich Ihnen meine geheimsten Gedanken verrathen darf: ich glaube sogar, er wird dort bleiben. Die Candidatur des Herzogs von Montpensier hat nach übereinstimmenden Berichten allen Boden verloren, Don Fernando von Portugal hat das Kronanerbieten auf die allerunmanierlichste Weise ausgeschlagen, die Partei des Don Calors ist thatsächlich machtlos und das Gerücht über die günstigen Chancen der Candidatur des kleinen Prinzen von Asturien hat auch nicht einen Schimmer von Wahrscheinlichkeit für sich und doch versicherte Prim: wir haben unsern König längst gefunden, beruhigt Euch, wir haben ihn! Die Mitglieder der Cortes sahen sich ob dieser Enthüllung groß an. „Allgemeine Sensation" verzeichnete der stenographische Bericht. Als ich in meinem Provinzialstädchen diese Mittheilung las, wußte ich aber sofort, daß diese Anspielung Prim's nur auf meinen Freund — machen Sie kein Fragezeichen! — Gustav Rasch gemünzt sein konnte und alle Kannegießer, denen ich meine Ansicht mitzutheilen Gelegenheit fand, gaben mir vollkommen recht. Daß in der That ein hoher politischer Zweck meinen radicalen Freund nach Spanien getrieben haben müsse, war mir von vornherein klar. Nur niedere Seelen konnten wähnen, daß Rasch dieses schöne Land einfach feuilletonistisch abstrafen wolle. Welcher Zweck? fragte ich mich nun. Isabella hat ihren Wohnsitz bereits hinter den Bergen, wo auch noch Leute wohnen, aufgeschlagen, die Revolution ist vollendet — merkwürdigerweise ohne daß Spanien zuvor von Rasch bereist worden wäre. Will er die Monarchie verhindern? Das wäre möglich, wenn Prim nicht erklärt hätte, daß die Monarchie eine schon längst beschlossene Thatsache sei. Die Monarchie ist beschlossen, also hat sie Rasch nicht vereiteln wollen; denn hätte er sie vereiteln wollen, so wäre sie nicht beschlossen worden. Von diesem Vernunftschluß bis zu der Ueberzeugung, daß Rasch der von Prim designirte mysteriöser Throncandidat sei, war nur ein Schritt.

Ja, er ist es. Und welche bessere Wahl hätte Spanien treffen können? O, wäre es mir gegönnt, dem zukünftigen Monarchen Mocquarddienste leisten zu dürfen, dürfte ich nur sein erstes „Manifest an die Nation" redigiren, ich würde nicht davor erzittern, sein imminentes Buch über Spanien zu lesen!

„Hidalgos!" würde ich schreiben. „Ihr habt mich zu Eurem Herrscher

erkoren. Ich danke Euch. Ich kenne Euch. Ich habe Garridos' Geschichte des modernen Spaniens gelesen und in meinem Koffer treulich mit mir geführt. Ihr kennet mich. Denn mich kennt alle Welt. Ich bin Doctor beider Rechte, Freund Garibaldi's, Victor Hugo's, Karl Blind's und sehr vieler anderer bedeutenden Persönlichkeiten. Ich habe für die Freiheit gelitten. Ich habe lange Zeit in Magdeburg spazieren gehen müssen. Ich war im Kerker. Das habe ich schon oft erzählt, aber man kann so etwas nie oft genug sagen. Ich habe Scheel-Plessen zerschmettert und die „Preußenseuche" erfunden. Ich habe den verlassenen Bruderstamm und Italien bis zur Adria befreit. Ich habe ganz Europa durchwandelt und die meisten deutschen Zeitungen mit meinen Schilderungen aus aller Herren Ländern unsicher gemacht. Ich bin Kosmopolit aus Neigung und Beruf. An meinem Fremdsein nehmt keinen Anstoß! Fragt nur die Deutschen, ob ihnen mein Stil nicht vollständig spanisch vorkommt. Es lebe die Freiheit — in der Benutzung der Quellen. Es lebe die Gleichheit — aller meiner Feuilletons für verschiedene Zeitungen. Es lebe die Brüderlichkeit — meines Stils mit dem aller rechtsamen Gewürzkrämer! Hidalgos! Ich danke Euch. Ihr sollt es gut bei mir haben!"

So ungefähr und wol schwungvoller noch, würde ich schreiben, wenn Don Gustavo mich mit seinem Vertrauen beehrte. Aber das wird schwerlich der Fall sein. Vielleicht gar zürnt er dem „anonymen Feigling". Doch wol nicht — ich habe ihn ja genannt.

In unserem Städtchen unterhält man sich augenblicklich lebhaft über eine Broschüre des Grafen v. Brühl: „Das Postschreiberthum in der Geschichte", welche dem berühmten Componisten Richard Wagner gewidmet ist. Graf Brühl weist in derselben mit dem Scharfsinn, welcher ihn charakterisirt, in unwiderlegbarer Weise nach, daß die harten Urtheile, welche die deutsche Geschichtschreibung über den sächsischen Minister gefällt hat, einzig und allein dem Einflusse gehässiger Postschreiber ihr Dasein verdanken. Graf v. Brühl, der allmächtige Günstling Friedrich August's III., hatte nämlich früher einmal Krakehl mit einem Postschreiber. Dieser schwur Rache, wurde Geschichtsschreiber, war furchtbar und rächete sich, und nach und nach setzte sich das Postschreiberthum in den Alleinsitz des historischen Wortes. Die naive Frage eines harmlosen Schulknaben an den poetischen Schulrath Wantrup v. Cyriacy, woher Das wol kommen möge, daß über den Minister v. Brühl so absprechend und gehässig geurtheilt werde, hat nun unserem verehrten Herrenhausmitgliede den willkommenen Anlaß dazu gegeben, das Postschreiberthum in seiner ganzen Erbärmlichkeit zu entlarven und diese question brühlante wieder auf die Tagesordnung zu setzen. Die Broschüre ist äußerst pikant und prägnant geschrieben. Die Postschreiberpresse läßt freilich kein gutes Haar an ihr, aber sie hat Unrecht. Möglich, daß der Verfasser in seinen Ausführungen zu weit geht, aber auch großartige Verirrungen mißfallen mir nicht, wenn sie von einem großartigen Charakter herrühren — von einem Manne, der mit einem seltenen Talent wahrhaft antike Tugenden verbindet. Wollte sich allerdings ein beliebiger Schnapphahn herausnehmen, eine ganze Nation — man gestatte mir dieses Wort — mit extravaganten Insulten zu überschütten, ein Mensch, der empfangene Wohlthaten mit schwärzestem Undank lohnt, der sich in eine ehrenwerthe Familie einschleicht und dieselbe moralisch zu Grunde zu richten bestrebt ist, („to hate his neighbour and to love his neighbour's wife", wie Macaulay sagt), seine Blöße mit dem

schäbigen Bettelmantel wie mit dem Purpur der Cäsaren zu decken sucht, so würde man sich allerdings unterfangen, nach der Berechtigung zu seiner provocatorischen Anmaßung zu fragen — dem heiteren Genius aber ist so Manches gestattet und das Irren im Großen gehört zu seinen geheiligten Privilegien.

Ihr Großstädter seid wirklich zu beneiden. Theater, Concerte, männliche Ausstellungen weiblicher Reize, wissenschaftliche Vorträge und wer weiß was noch verkürzen Eure Abende — wir lesen die Referate darüber und darben. Nur selten verirrt sich ein literarischer Gaukler, der „auf Vorträge" reist, wie Ernst Schulz „auf Gesichter", in unser Nest; bis zu uns glauben die „Pioniere der Cultur", wie sie sich nennen, nicht dringen zu brauchen. Dieser Umstand und mein Wissensdrang haben mich — nach der Melodie: „Wenn der Berg nicht zu Mahomet kommt, so wird Mahomet zum Berge kommen" — vor einiger Zeit dazu veranlaßt, mich nach einer benachbarten großen Stadt, in welcher Professor Eckardt Vorlesungen hielt, zu begeben. Ich hörte den gefeierten Mann und war entzückt. Welcher Farbenreichthum, welcher Enthusiasmus, welche Kenntnisse, welche frische Begeisterung im Vortrage! Einige Wochen später traf ich zufälligerweise in einer anderen Stadt mit demselben Manne wieder zusammen und hörte denselben Vortrag noch einmal. Neben mir saß ein mürrischer alter Herr, der mir das ganze Vergnügen verderben wollte. „Welches Phrasengeklingel", rief er aus, „welches Strohfeuer, welche Compilationen, welche schauspielerische Unwahrheit in der Diction! Es ist immer derselbe süßliche Radicalismus, derselbe verzuckerte Pathos, dasselbe Lächeln an derselben Stelle! „Wandernde Volksakademie" hat man den Schwindel genannt — wir leben ja in der Zeit der Euphemismen — Brutstätten der phrasenhaften Gedankenlosigkeit, systematische Oberflächlichkeits-Erzeugungsanstalten möchte ich sie taufen. Ich hasse vorbereitete Improvisationen, hasse künstlich gemachte Natürlichkeiten, hasse das Comödiantenpack in der Wissenschaft. Und ob der Mann Karl Vogt heißt oder Ludwig Eckardt, ob er an der bewußten Stelle regelmäßig allerorten seinen stereotypen improvisirten Witz macht, oder an den im Manuscript verzeichneten Stellen das Haupt kühn erhebt und sein fahles Gesicht mit einem syrupartigen Lächeln bestreicht — mir ist das Eine so widerwärtig wie das Andere!"

So lärmte der alte Herr. Als ich später erfuhr, daß der scharfe Kritiker ein „Professor der höheren Magie" war, wurde mir Alles klar: es war Brodneid, der aus ihm sprach. Ich ließ mich also durch diese gehässigen Redensarten nicht irre machen, engagirte Herrn Eckardt im Namen des Comité's für zwei Vorlesungen und hatte die Genugthuung, schon am Abend vorher in unserer Gesellschaft berichten zu können: „Morgen Abend 8 Uhr 27 Minuten wird Professor Eckardt zum erstenmal lächeln."

Büchertisch des Salon.

Hammer und Amboß. Roman in fünf Bänden von Friedrich Spielhagen. Schwerin i. M. 1869. A. Hildebrand's Verlag.

Ein neuer Roman von Spielhagen ist ein literarisches Ereigniß, dem die Kritik gerecht werden muß, auch wenn sie, wie bei modernen Romanen von Bedeutung fast immer, eigentlich post festum kommt. Ueber „Hammer und Amboß" hatten Tausende von Journal-Lesern sich längst ihr Urtheil gebildet, als der letzte Druckbogen des Buches die Presse verließ. Sie hatten den braven Georg Hartwig, den Sohn des Steueraufsehers aus Uselin, unter Freude, Kummer und Bangen auf seinem wunderlich verschlungenen Lebensgang begleitet, von seiner, dem unwürdigen, selbstsüchtigen „Jugendfreund" zu Liebe ausgeführten Flucht aus der Schule, durch die Aufregungen des düster-romantischen Landjunker-, Jäger- und Schmugglerlebens auf Zehrendorf, durch die Lehr- und Prüfungs-Jahre des Gefängnisses und der Maschinenwerkstatt bis zu den glorreichen Sonnentagen des reichen Fabrikbesitzers und zweimal überglücklichen Ehemanns. Sie hatten über die uselinischen Kleinstädter abwechselnd lustig und verächtlich gelacht, dem biedern Maschinenbauer Klaus, diesem Musterbild treuer Jugendfreundschaft, die harte Hand gedrückt; sie hatten an der drolligen Figur des alten Wachtmeisters und seinen stereotypen Redensarten, an dem originellen, kahlköpfigen Doctor Snellius ihre Freude gehabt, für die edle Paula geschwärmt, für die romantische, kokette Constanze sich interessirt und mit der bei Romanlesern nicht selten noch vorkommenden Großmuth sogar das verzogene, übermüthige Kind des Commerzienrathes Streber, dieses Pot-Pourri wunderlichster Gegensätze, eben so anziehend als natürlich gefunden. Der frische Athem des nordischen Meeres hatte ihnen aus Spielhagen's farbigen Naturschilderungen entgegengeweht, die Poesie der nordischen Natur war ihnen aufgegangen in den prächtigen Wald- und Haidebildern von der romantischen, sagenberühmten Ostseeinsel, und auch dem Träger des ostensiblen Grundgedankens von „Hammer und Amboß", dem edlen, resignirten, opferfreudigen Bruder des „tollen Zehren", der die Schuld des alten, aristokratisch-selbstsüchtigen Geschlechts an die arbeitende und leidende Menschheit so voll und großmüthig abträgt, hat es an wolmeinenden Bewunderern seiner Politik und Philosophie, an Gläubigen gewiß nicht gefehlt. Was soll da, nach längst entschiedenem Proceß, noch die Kritik? Nun, was immer ihre Aufgabe ist: Rechnung führen über den hier vorliegenden Zuwachs unseres geistigen und künstlerischen Besitzes, den mehr oder weniger materiellen Sympathien und Antipathien der „Lesewelt" das von dem ideellen Gehalt und der formalen Vollendung des Kunstwerks bedingte Urtheil gegenüberstellen und dem Autor den ihm gebührenden Tribut der Theilnahme darbringen, nicht durch banales Lob, sondern durch eingehende Betrachtung und achtungsvolle, aber freimüthige Wahrhaftigkeit.

So machen wir denn darauf aufmerksam, daß Spielhagen hier die Gefahren und Hindernisse eher gesucht als vermieden hat, indem er für die schwierigste, ja in den meisten Fällen geradezu bedenkliche Gattung des Romans, den social-politischen nämlich, die schwierigste und verführerischste Form wählte, die der Selbstbiographie, der „Bekenntnisse". „Hammer und Amboß" bedeutet ihm der Gegensatz zwischen Herrschenden und Beherrschten, Ausbeutern und Ausgebeuteten, zwischen den durch das Glück und die Kraft gehärteten Kindern der Welt, die klüger sind als die Kinder des Lichts, und den weichen Naturen, welche die Natur bestimmt zu haben scheint, bei dem Banket des Lebens die Zeche zu zahlen. Diesen Gegensatz und den Kampf der Interessen, in dem er hervortritt, nicht nur als unsittlich, sondern auch als irrationell darzustellen und zu bekämpfen, war von jeher der Zug idealer Naturen: und welches wohldenkenden Lesers Herz stünde denn auch nicht auf Spielhagen's Seite, wenn der Verfasser hier diesen Wortführern einer so freundlichen und wohlthuenden Lebensauffassung sich freilich nicht unbedingt anschließt, aber doch anschließt? Bedenklich, und unserer Ansicht nach nicht ohne Gefahr für den künstlerischen Werth des Romans, ist nur die Emphase, mit welcher hier die „Gegenseitigkeit", als bewegende Kraft und Seele einer neuen, bessern Zeit, der alten Selbstsucht gegenüber gestellt wird. Was wäre aus der Welt wol bis heute geworden, wenn sie auf Spielhagen's philanthropischen Gefängniß-Director gewartet hätte, um diese Wahrheit zu finden! „Die freie, von der Liebe geweihte Arbeit Aller für Alle sei der Schluß der Weisheit, die eigentliche Bestimmung, das höchste Gut der Menschheit!" So meint der wohlwollende, practische Mann. Spielhagen deutet nun freilich an mehr als einer Stelle an, daß dies im Grunde auf die freie, von der Liebe geweihte Arbeit der auserwählten, von der Natur mit der heiligen Opferbinde geschmückten Märtyrer- und „Amboß"-Naturen beschränkt werden muß, zu denen der Gefängniß-Director selbst gehört, daß aber der Regulator in dem künstlichen Organismus der Gesellschaft ein anderer ist. Was „Alle" thun, was die Masse in Bewegung setzt, war von jeher ein Werk der Noth, nicht der Liebe, und wird es auch wol bleiben, allen Religionen und allen socialen Systemen zum Trotz, und ohne diese Noth hätte die Liebe nimmer ausgereicht, den trägen Stoff zu bewegen und die rückstrebenden Elementar-Gewalten zu zwingen. Wer freute sich nicht der Theilnahme, welche die Besseren unserer Zeit dem Schicksal der Handarbeiter zu widmen beginnen? Dieses Princip war in dem Gesetz, welches den atheniischen Sklaven den Theseus-Tempel öffnete, gerade so thätig, wie in den Förderern der Schultze-Delitzsch'schen Genossenschaften, und was Spielhagen's Philanthrop und sein derber angelegter und glücklicherer Schüler zu seinen Gunsten sagen und thun würde, würde, aufrichtig gestanden, auf uns noch poetischer und ergreifender wirken, wenn es mit einem weniger großen theoretischen Anlauf aufträte. Sagt er doch an einer anderen Stelle selbst: „Die Arbeit ist eine Waare auf dem Weltmarkte, die, wie jede andere, unter dem großen Gesetze des Angebotes und der Nachfrage steht, und wenn die Conjunctur danach ist, kann der freie fleißige Arbeiter in eine Lage kommen, wo seine Freiheit und sein Fleiß und seine Arbeit zusammen nicht einen Pfifferling werth sind"; — Das klingt sehr viel nüchterner, aber es ist auch sehr viel wahrer: — Und nun die Form der Selbstbiographie und ihre Consequenzen! Wir haben sie liebgewonnen in mit Recht berühmten „Bekenntnissen" und „Tagebüchern" wackerer Arbeiter des Geistes, geprüfter Dulder, schöner und edler Seelen, und nicht weniger vielleicht

(so sind wir einmal), in den pikanten Einblicken in die dunkle Werkstatt der Leidenschaften und der Thorheiten, welche die Memoirenliteratur aller Völker uns geliefert hat. Aber ist die Nachahmung dieser Berichte für das Kunstwerk nicht eine Gefahr und im besten Fall eine überflüssige Schwierigkeit? Raubt diese gezwungene Einheit und Einseitigkeit des Standpunctes dem epischen Dichter nicht einen guten Theil seiner legitimen Vorrechte? Kann es der Lebendigkeit, der Durchsichtigkeit, der plastischen Beschaulichkeit der Darstellung förderlich sein, wenn alle Ereignisse des Romans in der Seele des einen Beobachters reflectiren? Und was noch schlimmer ist: die Biographie hat es nicht nöthig, wahrscheinlich zu sein, wenn sie nur wahr ist. Es ist ja keine bloße Redensart, daß es im Leben oft wunderlicher zugeht, als in der Dichtung. Aber eben deshalb, eben weil unsere Seele nach Klarheit, nach Uebung, Zusammenhang dürstet, flüchten wir ja aus dem Leben zur Kunst, und es wird uns nicht wohl, wenn der Künstler sich mit uns die Freiheiten herausnimmt, welche wir uns freilich von den Mächten der Wirklichkeit alle Tage gefallen lassen müssen. Wir erklären uns näher; eben eine solche Andeutung gegen einen Mann wie Spielhagen ausgesprochen, legt eine schwere Pflicht der Beweisführung auf. So erinnern wir denn die Leser des Romans vor Allem an die Herzensgeschichte des Helden, des ehrlichen, so glorreich „Hammer und Ambos" versöhnenden Georg Hartwig. Daß ein kraftstrotzender, im Gemüth ideal angelegter, aber ungeformter und von „blöder Jugendeselei" völlig trunkener Jüngling sich in die erste beste Kokette verliebt, die ihn einer Bemühung werth hält, ist nur zu natürlich. Es ist dazu noch nicht einmal erforderlich, daß die Schöne in einem verfallenen Schlosse wohnt und ihrem Ritter am einsamen Waldsee, unter dem Schatten majestätischer Buchen begegnet. Der erste, beste Cotillon thut es eben so gut. So ist denn gegen des entlaufenen Primaners, des Naturmenschen erste, schwärmerische Neigung zu dem schönen, von Romantik und Geheimniß umgebenen Edelfräulein, in ihren überseligen Schmerzen, ihrer rührenden Don-Quixoterie und ihrem tragikomischen Ende wahrhaftig Nichts einzuwenden. Die Episode ist ein Meisterstück im besten Style des Meisters und bedarf keiner Anpreisung. Auch daß nach solchen Erlebnissen die „große Passion" sich noch keineswegs in den Dienst der Weisheit begiebt, vielmehr das Werk der Liebe selbst im Leben sonst guter und tüchtiger Menschen oft genug bis ganz zuletzt eine Verkettung von Launen und Schwächen, ein Spiel des Zufalls bleibt, ist nur zu gewöhnlich; und wie man weiß, ist auch das Glück dabei keineswegs immer der Vormund des Klugen. Warum sollte es also nicht denkbar sein, daß ein in seiner ersten Liebe getäuschter junger Mensch nachher wie Georg Hartwig, obwohl durch mehrjährigen Umgang mit einem engelreinen und liebenswürdigen Mädchen so zu sagen geistig verwachsen, dennoch durch Verhältnisse von ihr räumlich getrennt und auf eine äußerlich vortheilhafte, ja glänzende Heirath durch die Umstände und durch ziemlich plumpe Bemühungen diensteifriger Freunde und Freundinnen hingewiesen, die Resignation seiner Geliebten für Gleichgiltigkeit nimmt und die hübsche Millionärstochter heirathet? So mag denn unsertwegen die ursprünglich vom Dichter wie ein komisches Intermezzo eingeleitete Passion des hübschen, ungezogenen Erbtöchterchens, Hermine Streber, für den cyclopenartigen Helden der Geschichte über die ideale Liebe Georg's und Paula's den Sieg davon tragen, die dämonische Macht der Schmeichelei mag den ehrlichen, aber, wie alle Riesen, nicht sehr geistreichen Mann umgarnen; es mag der Umstand den Funken in seine Seele werfen, daß Her-

mine ein Bild in ihrem Zimmer aufhängt, auf welchem Paula ihn als Richard Löwenherz dargestellt hat; es mag ihn ein Rausch des Gefühls anwandeln, als auf des Commerzienraths Gute das schöne Töchterchen vom Hause ihm dies Zimmer als Gaststube anweisen läßt, ja, selbst die plumpen, ein Bischen mehr als backfischartigen Ungezogenheiten, hinter welchen sich nachher die Leidenschaft des wunderlichen Fräuleins versteckt, mögen seinen männlichen Stolz nicht hinreichend wecken, um ihn vor der extemporirten Verlobung auf der Haide, in dunkler Wetternacht, zu bewahren. Alles das mag im Gedicht vorkommen, wie nur zu oft im Leben. Unerlaubt aber ist es, unserer unmaaßgeblichen Meinung nach, und selbst Spielhagen's Talent kann uns damit nicht versöhnen, daß aus allen diesen Thorheiten im Roman nichts entspringt, als eitel Freude, Glück und Erfolg. Dieses übermüthige, verzogene Ding von einer kleinstädtischen Millionärstochter muß ja unfehlbar ein Hauskreuz werden für einen so schlichten, verständigen, auf lauter Arbeit gerichteten Mann, zumal wenn die frühere Geliebte des Gatten ihr in den Weg kommt, so wie hier Constanze, als strahlende, kokette Theaterschönheit; und anderseits muß ja die in jahrelangem Zusammenleben gezeitigte Seelengemeinschaft Georg's und Paula's ihr tragisches Recht unfehlbar geltend machen, sobald der erste Rausch der Eitelkeit und der Sinne vorüber ist. Statt dessen verwandelt sich Hermine, gerade da wir der Explosion ihrer spannend genug angekündigten Eifersucht entgegen sehen, urplötzlich in einen sanften Engel und — mirabile, perquam mirabile lectu — sie treibt ihre Liebenswürdigkeit gar so weit, nach einem in Glück und Zärtlichkeit genossenen Jahre im Wochenbette sanft zu entschlummern, „wie ein Blau-Blümelein in der kalten Frühlingsnacht", damit denn doch endlich das Recht Paula's, der Liebe und der Natur, wenn auch spät, zur Geltung komme und der biderbe Georg Hartwig zu dem Glück gelange, was von jeher der Romanhelden Vormund war. Et j'aurai de cette façon Jeanne, Jeannette et Jeanneton! Der Dichter verzeihe uns die frivole Reminiscenz. Aber warum erinnert er uns auch so unvorsichtig an die Kühnheiten der geistreichen Romanciers jenseits des Rheins? Was die celtische Phantasie sich alle Tage herausnimmt, sollte die deutsche psychologische Kunst sich auch im Roman nicht gestatten, und Spielhagen vollends haben wir viel zu lieb, um darüber nicht ein Bischen mit ihm zu zanken. Der Dichter muß den Muth haben, die Consequenzen seiner Charaktere und seiner Handlung zu ziehen. Die freundlichen Gefälligkeiten des Zufalls sind für poetische Wirkung ebenso verhängnißvoll, als dessen grausame Launen. Der Roman muß eben wahrscheinlicher und folgerichtiger sein, als das Leben. Zumal, wenn er dessen kleine Züge, dessen so zu sagen materielle Vorgänge so meisterhaft zeichnet, und wenn er die Nebenfiguren, besonders aber die chargirten Charaktere, so meisterhaft behandelt, wie auch diese neueste Schöpfung des Meisters es thut, um von der Kraft und Wahrheit der Naturschilderungen gar nicht zu reden. Nach allen drei Richtungen ist „Amboß und Hammer" überreich an Schönheit und Leben. Wir erwähnen unter Anderen des kleinstädtischen Zauberfestes, welches der Herr Commerzienrath Streber auf seinem Dampfer „Pinguin" giebt, wir gedenken des Zehrendorfer Landjunkerlebens, der Katastrophe der Schmuggler, der Erscheinung Georg Hartwig's bei dem tapfern Justizrath, des Kampfes gegen die Ueberschwemmung. Dann die Reihe der den „zweiten Plan" füllenden, mit wahrer Verschwendung gezeichneten Gestalten: der fromm classisch-pedantische Professor Lederer (nomen et omen!), der dumm-pfiffige Commerzienrath Streber, der Typus des klein-

städtischen Glückspilzes und Geschäfts-Genies, die adelige Beamten-Misere im Steuerrath v. Zehren'schen Hause, der sorglose Salon-Junker Arthur v. Zehren, der feige, spitzbübisch-philiströse Justizrath, der grausam-fromme und fromm-grausame Gefängnißprediger, und diesen Typen socialer Verkommenheit gegenüber die prachtvollen Kerngestalten des „misanthropischen" Doctors, der immer am grimmigsten räsonnirt, wenn er innerlich am meisten in der Wollust des philanthropischen Märtyrerthums schwelgt; des biederen, blauäugigen Hans von Trantow, des letzten vom alten Heldenstamm, mit seinem in allem Rothwein seines Kellers beim besten Willen nicht zu ertränkenden Liebesgram, und des wackeren Maschinenbauer Klaus und seiner kugelrunden Frau, mit der problematischen reichen ostindischen Tante und den sechs sehr reellen, kernigen Jungen. Alles das lebt und webt, daß es eine Lust ist, und dazwischen rauscht die liebe, grüne Ostsee, saust der Sturm so wild über die Dünen, scheint die Sonne so freundlich durch das grüne Blätterdach der prächtigen Buchen von Rügen! Es ist und bleibt eben ein wahrer und echter Poet, bei dem wir zu Gaste sind. Lassen wir uns nicht mit neu-französischen Freiheiten ein, auch im Roman nicht. Quod licet bovi, non licet Jovi!

F. Kreyßig.

Pariſer Monats-Chronik.

Paris, im April 1869.

Grüne Weihnachten — weiße Oſtern: dies Loos war den Pariſern in dieſem Winter beſchieden. In der Neujahrswoche ſaß alle Welt vor den Kaffeehäuſern der Boulevards im Freien, und noch lange nach Mitternacht traf man überall plaudernde Gruppen; die Meiſten hatten ihre Paletots zu Hauſe gelaſſen und wenn Jemand einen Pelz angezogen hätte (nur aus Eitelkeit und um ihn zu zeigen, denn ein Pelz iſt ein großer Luxusartikel in Paris), ſo wäre er ſicher ausgelacht worden. Veilchen und Roſen in Menge und eine bunte, duftende Pracht auf den Blumenmärkten, wie mitten im Mai. Alsdann zwei drei Tage leichter Froſt, nur dem Schlittſchuhläufer-Club zu Gefallen, deſſen weibliche Mitglieder ſo hübſche Vorbereitungen an eleganten Coſtümen und excentriſchen Toiletten gemacht hatten und dieſelben auch wirklich einen ganzen langen Nachmittag im Bois de Bologne zur Schau tragen konnten —, ſogar die Kaiſerin war erſchienen in einer violetten, zobelbeſetzten Sammettunika und ſtahlbeſchuht, begleitet von der Fürſtin Metternich (Atlasgrün mit Schwan) und der Gräfin Pourtalès (dunkelroth mit Chinchilla) und eine Menge vornehmer Herren in polniſcher, ſpaniſcher und ungariſcher Nationaltracht — wie geſagt, für einen Tag; dann drehte ſich die launige Wetterfahne und der warme Südwind ließ all die blitzende Herrlichkeit ſchnell wieder zu Waſſer werden, zum Troſt für die hunderttauſend Armen der Weltſtadt, die bei jedem kalten Winter doppelt Noth leiden.

Der Februar war ebenfalls ſehr milder Natur und der berühmte Kaſtanienbaum des Tuilerienparkes (le Marronnier du vingt Mars), der ſeit Menſchengedenken ſtets am 20. März belaubt iſt, ſchien ſich diesmal in ſeinem Datum geirrt zu haben, denn er zeigte ſchon vier Wochen früher grüne Blätter; der ſpaniſche Flieder desgleichen, und ein Lenzentzücken auf allen Geſichtern, ſchon aus Freude über den geringen Holzbedarf, denn das Brennmaterial wird trotz der ſtets zunehmenden Haußmann'ſchen Demolitionen (alle Welt brennt hier nämlich ſogenanntes Demolitionsholz) mit jedem Jahre theurer. So konnten denn die erſten Frühlingsrennen am 21. Februar bei dem herrlichſten Wetter und mit den reizendſten Toiletten eröffnet werden, und die Anhänger und Verehrer der vertriebenen Königin von Spanien konnten Tags darauf zum Iſabellenfeſte Bouquets über Bouquets in's Hotel de Rohan ſchicken, was ſie auch vielleicht nicht in ſolchem Uebermaß gethan haben würden, wenn nicht die Blumen ſo billig geweſen. Und acht Tage ſpäter fanden wir für die Blumen noch eine reinere, geweihtere Stätte: den Sarg des größten und edelſten Dichters von Frankreich, denn Lamartine wurde buchſtäblich unter Blumen zu Grabe getragen, während genau um dieſelbe Stunde die Miniſter, Senatoren, Staatsräthe und ſonſtigen Großwürdenträger in ihren gold- und ſilbergeſtickten Galacoſtümen ſich dem Leichenzuge des Senatspräſidenten Troplong anſchloſſen, herzlich froh, daß ſie ihre Mäntel und Ueberzieher zu Hauſe laſſen durften, weil dadurch das Schauſpiel, denn etwas anderes war jenes Begräbniß nicht, viel brillanter wurde... Alles, wie geſagt, Dank der milden Frühlingsluft.

Da auf einmal ſtellte ſich der böſe Gaſt, der Winter, den man längſt über alle Berge gezogen glaubte, wieder ein, und noch dazu wie Einer, der das Verſäumte nachholen will und deshalb lieber zu viel als zu wenig thut. Die heiteren Boulevardsgeſellſchaften im Freien verſchwanden und Alles flüchtete in das Innere der Kaffeehäuſer zurück; wer einen Pelz beſaß, holte ihn hervor und die weniger vom Geſchick Begünſtigten begnügten ſich mit Gummiſchuhen und Regenſchirm, denn wir hatten nicht einmal reine, geſunde nordiſche Kälte bekommen, ſondern nur naßkaltes Wetter mit unaufhörlichem Regen und grenzenloſem Schmutz. So kam die Charwoche und auch ſie brachte keine Erlöſung, ſondern nur Schlimmeres. Die Longchampstage, die uns nach alter Sitte die neuen Frühlingsmoden zeigen ſollten, waren kläglich. Von oben geſehen, glichen die Alleen der Champs Elyſées einem unermeßlichen Regenſchirmfelde, oder wer einen poetiſcheren Vergleich vorzieht, einer Verſammlung von auf- und abwandelnden Champignons; denn das iſt das Charakteriſtiſche der hieſigen Bevölkerung, daß der Pariſer an ſolchen Tagen nicht zu Hauſe bleiben kann und wenn das Wetter auch ſo abſcheulich iſt, daß man keinen Hund hinausjagen möchte . . . er läßt alsdann den Hund daheim, aber er ſelbſt geht aus. Es hätte doch möglicherweiſe etwas zu ſehen geben können, irgend eine neue Reclame oder ſonſt was Pikantes und das durfte man nicht verfehlen. Und daß ich es nur geſtehe: ich befand mich auch unter den promenirenden Champignons und begrüßte rechts und links manchen Bekannten, den es gleichfalls nicht zu Hauſe gelaſſen hatte. Man kann nicht anders, vorzüglich wenn man einen neuen Regenmantel gekauft hat, von dem man ſich durch den Augenſchein überzeugen will, ob er wirklich ſeinen Beinamen imperméable verdient. Daß aber auch die Damen ſeit dem vorigen Herbſt dieſe unſchönen Regenmäntel tragen, noch dazu, wenn es gar nicht regnet, iſt eine unglückliche Mode, die ich hier nur deshalb erwähne, um meine deutſchen Landsmänninnen vor derſelben zu warnen. Die Kaputze endigt ſtets mit einer großen Bandroſe, der oft noch eine der berühmten Rieſenſchleifen angehängt wird, aber man denke ſich eine Dame mit einer Kaputze! . . . „Das reine Mittelalter", würde mein Berliner Freund, der Doctor B. ſagen, der ſehr wahrſcheinlich nicht weiß, daß es auch im Mittelalter wol Carmeliterinnen, aber niemals Capuzinerinnen gegeben hat.

Ich ſehe hier von meinem Schreibtiſche aus das verdrießliche Geſicht mancher Leſerin, die ganz andere Modenotizen erwartet, als jene mittelalterliche über die langweiligen Regenmäntel, aber meine Schuld iſt es nicht, daß alle Wagen, die in der großen Avenue am Longchampstage hin- und herfuhren, dicht verſchloſſen waren und daß ſo gut wie gar keine Frühlingstoiletten zum Vorſchein kamen. Nicht einmal die vielgerühmten buttergelben Chignons, von denen man prophezeit hatte, daß ſie die bisherigen fuchsrothen verdrängen würden, habe ich geſehen, ſo daß ich (ich möchte Gottlob! hinzuſetzen) dieſe neue Mode hier nicht ſchwarz auf weiß verbürgen kann; mir fielen nur hinter einem Kutſchenfenſter ein paar blau und grün angemalte Schooßhunde auf, die der famoſen Blanche d'Antigny gehören ſollten, doch derartige Hunde ſind bereits etwas ſehr Altes und gewiß auch in der norddeutſchen Metropole in einer gewiſſen Damenwelt nichts Seltenes.

Reſignirt tröſteten wir uns mit dem Oſterſonntag, nach der bekannten Melodie „Es kann ja nicht immer ſo bleiben, hier unter dem wechſelnden Mond", aber grade dem verhängnißvollen Mondwechſel nach dem Aequinoc-

tium hatten wir ja, wie die Astronomen behaupten, diese auf den Kopf gestellte Saison zu verdanken. Am Ostersonntage wurde es daher auch am schlimmsten, denn er brachte ein Schneegestöber, wie ich während meines fünfzehnjährigen Aufenthaltes in Paris noch kein ähnliches gesehen, und das mich sogar verhinderte, an der gegenüberliegenden Mauer meiner Straßenecke die großen Feiertagsanzeigen zu erkennen, die ich Tags zuvor kopfschüttelnd hatte ankleben sehen und unter denen ein Gartenfest im Pré-Catelan mit Velocipeden-Wettrennen und Kinderball im Freien den ersten Platz einnahm. Ein Gartenfest bei Schneegestöber! Originell wäre es jedenfalls gewesen, aber es hatte Niemand den Muth, es zu versuchen. Nur die hier lebenden zahlreichen Russen freuten sich in patriotischem Stolze des Unwetters, das ihnen das schöne Sibirien auf das Getreueste vergegenwärtigte.

An demselben Tage (um doch endlich von etwas Anderem und Interessanteren zu reden) stand im Grand-Hôtel hinter einer der hohen Spiegelscheiben des großen Empfangsaales in der Beletage ein Mann und schaute verwundert auf den tanzenden Flockenwirbel hinaus, denn für ihn war es erst recht ein neues, nie gesehenes Schauspiel. Es war ein schöner, noch junger Mann, von dunkelbrauner Gesichtsfarbe, mit glänzendschwarzem Haar, und auch ohne den weißen, goldgestickten Burnus, der ihn faltenreich umhüllte, hätte man in ihm sofort den Orientalen erkannt. Die wenigen Vorübergehenden sahen neugierig hinauf, und die Fenster vis-à-vis waren dicht besetzt, um sich den fremden Gast zu betrachten. So mag Dschalma ausgesehen haben, dessen sich gewiß manche Leserin aus Sue's „Ewigem Juden" erinnert, und dessen rührendes Schicksal damals so viele zarte Herzen sympathisch bewegte.

Das sei der neuangekommene Nabob, sagte man, der Rajah von Bengalen, der auf seiner Reise durch Europa zuerst (natürlich!) Paris besuchen wolle, um die Wunder der Weltstadt kennen zu lernen. Jener junge schöne Mann war aber nicht der Nabob selbst, sondern nur sein ältester Sohn; den Vater sah ich zwei Tage später in der Louvregalerie, wohin er sich mit einigen Begleitern und ohne weiteres Ceremoniell, das er überhaupt zu vermeiden schien, begeben hatte. Der Leser weiß, was man sich in der Regel unter einem Nabob vorstellt, vorzüglich wenn man an die Geschichten aus der Jugend zurückdenkt, wo die märchenhaften Figuren aus Tausend und Einer Nacht die kindliche Phantasie mit Zauberbildern füllen. Ostindien und die Palmenwälder an den Ufern des Ganges — ein unermeßlicher Zug von buntgekleideten Braminen, von halb nackten dunkelbraunen Sklaven, von bewaffneten Reisigen, und in der Mitte, auf einem weißen, mit kostbaren Stoffen behängten Elephanten, der Nabob unter einem goldenen Palankin — Alles wirft sich demüthig zur Erde, wenn er vorüberzieht und wenn er gnädigen Humors ist, so läßt er Goldstücke unter das Volk werfen, denn sein Reichthum ist unermeßlich — alsdann sein Palast, groß wie eine kleine Stadt und die vielen hundert Gemächer mit Gold und Edelsteinen überladen — Gold und nichts wie Gold; er speist von Gold, seine Mobilien sind von Gold, ebenso sein Wagen und sein Bett und auf der Brust trägt er beständig einen Brillanten „der allein schon ein Königreich werth ist" . . . so die Beschreibung im Bilderbuche, aber in Wirklichkeit sieht ein Nabob ganz anders aus, wenigstens der in Rede stehende. Er ist ein kleiner, magerer Mann mit langem, grauen Schnurrbart; sein Anzug besteht aus einem Kaftan, wie ein Schlafrock, von dunkler Seide, Nankingbeinkleidern, die unwillkürlich Fröfteln

erregen, (aber hoffentlich und mit Respect zu melden trägt er Unterhosen), lackirten Schuhen und einem einfachen weißen Turban; dazu, und das ist das Komische an der Erscheinung, das sofort den phantastischen Eindruck schwächt, eine große Brille. So ging er umher und besah die Gemälde, die ihm ein Dollmetscher erklärte, zog auch dann und wann eine prosaische Tabaksdose heraus (sie war meiner Treu nur von Silber!) und nahm eine Prise. Ich schaute ihm von fern nach, ob er nicht vielleicht ein paar Cleopatraperlen oder einige Kohinoore unterwegs fallen lassen würde, aber rien du tout. Dann stieg er in einen Miethwagen von Brion, wie wir uns auch in früheren Jahren, wenn wir uns mit guten Freunden einen vergnügten Tag machen wollten, manchmal einen bezahlten und fuhr in sein Hôtel zurück.

Trotzdem erfreut sich der Nabob eines großen Erfolges, namentlich in den Regionen der Luxushändler und Lieferanten, die ihn sofort nach seiner Ankunft mit ihren Offerten bestürmten, und desgleichen in der demi-monde, wo manche Schöne sich der süßen Illusion überläßt, der Goldmann, der bereits die Casino- und Valentinobälle besucht hat, werde ihr nächstens, wie ein echter orientalischer Sultan, sein Battisttaschentuch zuwerfen, et caetera ... als ich ihn sah, hatte er übrigens einen braunen, rothgeränderten Bandano in der Tasche. „Sein „fabelhafter" Reichthum ist indeß gar nicht so fabelhaft, denn sein sogenanntes Königreich ist schon seit Anfang dieses Jahrhunderts in den Händen der Engländer, die es seinem Großvater abkauften und zwar für eine Jahresrente von 150,000 Pf. St., die auch der Enkel bezieht; also etwas über eine Million Thaler, und immerhin ein ganz hübsches Vermögen, das dem Besitzer schon gestattet, sich die verschiedenen Hauptstädte Europa's anzusehen und auch in den ersten Hôtels abzusteigen. Zum Schluß copire ich noch (nicht ohne Mühe) seinen Namen, aber ich will ihn lieber unten in einer Anmerkung mittheilen, um meine Leserinnen nicht zu erschrecken.*) — Der Inderfürst erinnert uns an die chinesische Gesandtschaft, die auch noch immer in Paris weilt, aber zu lange geblieben ist, um noch das frühere Interesse zu erwecken. Jetzt sieht man längst die häßlichen Chinesen auf den Boulevards umherflaniren, ohne sich weiter um sie zu bekümmern; denn hier zu Lande muß etwas frisch und neu sein, um Aufsehen zu machen. Ueberdies ist die Hauptfigur, der eigentliche Botschafter, ein Amerikaner, Mr. Burlingame, der sich Europäisch kleidet, Französisch spricht und, gleich jedem andern Minister, Diners und Bälle giebt, bei denen Madame B. wie eine echte Pariserin die Honneurs macht. Am glücklichsten scheint mir unter dem Gesandtschaftspersonal ein französischer Ingenieur zu sein, der auf zehn Jahre als eine Art Douanen-Director engagirt ist und zwar mit einem jährlichen Gehalt von 60,000 Franken. Das läßt sich hören, und man erzählt, daß der Botschafter, sobald diese Nachricht bekannt wurde, mehrere hundert Petitionen von Ingenieuren und vermuthlich auch von Nicht-Ingenieuren erhalten habe, die ihm sämmtlich ihre Dienste anboten; und in den Zeitungen empfahl sich alsbald ein Professor zum Unterricht in der chinesischen Sprache. Derartige Bittschriften sind hier indeß an der Tagesordnung, sobald irgend eine reiche oder sonst bedeutende Persönlichkeit in Paris eintrifft, was ein eigenthümliches Licht auf die hiesige Bevölkerung wirft. Aber dafür sind wir auch in der Hauptstadt der Welt, wo mehr als 25,000 Abenteurer, In-

*) Muntazim-ul-Moolk Mohsin-ud-Dorolah Feridon Jah Nabob Syud Munsoor Ali-Khan Bahadoor Nusrud Jung, Nabob-Nazim von Bengalen, Behaar und Orissa.

dustrieritter und Nichtsthuer umherlaufen, die tagtäglich nach allen vier Himmelsgegenden ausschauen, ob es nicht irgendwie etwas zu fischen oder zu jagen giebt. Ist der Gast gar ein gekröntes Haupt, so häufen sich die Bettelbriefe dergestalt, daß, wie damals beim Besuch des Kaisers von Rußland zur Zeit der Weltausstellung, zwei Polizeidiener nöthig sind, um Ordnung zu halten und später vier große Handwagen, um sie auf die Gesandtschaft zu befördern. Der Czar soll sehr verwundert gewesen sein über diese Beweise von Anhänglichkeit und Verehrung, denn alle Briefe, die man zufällig erbrach, redeten pathetisch von seiner Hochherzigkeit, seiner Menschenliebe u. s. w. Quelle misère!

Doch dies nur nebenbei und auch die chinesische Notiz gehört eigentlich in eine Parenthese, denn ich wollte, bevor ich weiter gehe, noch kurz von einer andern Scene sprechen, die an eben jenem Schneegestöbertage stattfand und zwar in dem elegantesten Boudoir von Paris, wenigstens insofern als die Besitzerin desselben die eleganteste Dame von Paris ist: nämlich die Kaiserin. J. M. befand sich in dem kleinen violetten Salon, den sie unter allen ihren Sälen und Gemächern im Tuilerienpalast am liebsten hat, denn er liegt auf der Gartenseite hinaus und ist durch zwei Blumengalerien ganz von den übrigen Räumen abgeschlossen. Nur die Intimsten werden dort zugelassen und ein Herr vollends überschreitet die Schwelle nur als seltene Ausnahme. In früheren Jahren stürmte freilich oft in der Nachmittagsstunde ein blondgelocktes Bürschchen ungenirt durch die Sammetportièren hinein, mit einer Trommel oder Trompete, oder auch gestiefelt und gespornt auf hohem Steckenpferde — das war der kaiserliche Prinz, damals noch ein Kind. Jetzt ist es nicht mehr so, denn Se. Hoheit sind ein Monseigneur geworden, der mit seinem Gouverneur, dem General Frossard, die öffentlichen Etablissements von Paris besucht, heute die Münze, morgen die Telegraphenbureaux, unterwegs Petitionen von armen Leuten entgegennimmt und sich bemüht, eine möglichst ernste Miene zu machen, um dem Herrn Papa zu gleichen.

Die Kaiserin war mit einer Hofdame allein in ihrem Boudoir, die Schneeflocken tanzten draußen auf und ab und legten sich neugierig an die blanken Scheiben um die Frühlingspracht in dem reizenden Gemache zu schauen.. wer nur Erlaubniß hätte, wie sie, Alles mit Muße zu betrachten und zu bewundern! Einen flüchtigen Blick wenigstens auf die weißen Syringenbüsche und die kleinen zierlichen Beete aus Parmaveilchen in den vergoldeten Jardinièren . . . aber eine zweite Hofdame tritt leise herein, um einen Herrn anzumelden, der sich bereits unter tiefen Verbeugungen nähert und dann der Kaiserin freundlich entgegen geht, denn er war es, den J. M. erwartete: der Marquis de Caux, der glückliche Gemahl der Patti. Die hohe Dame wünschte nämlich, nach der Rückkehr der Sängerin aus Petersburg, sofort die näheren und authentischen Details über die Vorstellungen der berühmten Diva zu hören, von denen die fabelhaftesten Gerüchte bereits nach Paris gelangt waren, die alles Aehnliche, was man bis jetzt Derartiges in der Theaterwelt erlebt hatte, überboten.

Wie verlautet (die neugierigen Schneeflocken thauten so schnell auf, daß sie nur wenig mit anhören konnten) soll der Marquis, der bei der Galavorstellung sogar in der kaiserlichen Loge dicht hinter dem Czaren saß, Alles bestätigt haben, so namentlich bei der Abschiedsovation den Blumenhügel von vielen hundert großen Bouquets, durch den sich die Gefeierte buchstäblich nicht hindurch arbeiten konnte, um an die Rampe zu gelangen und um, nachdem

ſie bereits über zwanzig Mal herausgerufen war, dem Hofe und dem verſammelten Publicum zum letzten Male zu danken. Der Theaterſaal bot an jenem Abend einen feenhaften Anblick dar, ein Glanz und eine Pracht an Uniformen und Damentoiletten, die höchſtens nur mit einer Galavorſtellung in der großen Oper zu Paris wetteifern könnten . . . hat hoffentlich der galante Marquis hinzugeſetzt. Einzelne Plätze waren mit vier und fünfhundert Rubel bezahlt worden, und der Kaiſer Alexander ſoll der Künſtlerin ein Geſchenk von hunderttauſend Rubeln gemacht haben. Dieſe letzte Notiz habe ich aber nicht dem Marquis abgelauſcht, ſondern in den Zeitungen gefunden, die mit gewohnter Indiscretion alle Summen aufrechneten, welche die Frau Marquiſin von ihrer Triumphreiſe aus der Czarenſtadt heimgebracht und die mehr als eine Million Franken betragen ſollen. Ferner die fürſtlichen Geſchenke an Schmuck und Kleinodien und unter ihnen der große Yermoloff'ſche oder Soltikoff'ſche Diamant, oder wie er ſonſt heißt, den der Petersburger Adel der Künſtlerin verehrt hat und der an Koſtbarkeit faſt mit dem erwähnten Brillanten des Nabob wetteifern kann und jedenfalls weit weniger imaginär iſt, denn die glückliche Beſitzerin trägt ihn vor aller Welt. —

. . . „Bevor ich weiter gehe", ſagte ich oben, denn ich hatte noch gar Vielerlei zu erzählen und nun ſehe ich zu meinem Schrecken, daß ich eigentlich ſchon zu weit gegangen bin und den meiner kleinen Cauſerie zugemeſſenen Raum überſchritten habe. Da bleibt mir freilich nichts übrig, als den Leſer auf das nächſte Heft zu vertröſten, wobei ich noch als Debütant den vielleicht etwas kühnen Wunſch ausſprechen will, daß man mir mit demſelben Vergnügen zugehört haben möge, wie ich geſchrieben.

Im Rauchzimmer.

Es scheint, als ob unser Nachbarstaat, das Königreich Sachsen, uns in der Geschwindigkeit von „zwei Meilen die Stunde" überflügeln wollte; denn nirgends habe ich so viele Velocipede gesehen, als in der Hauptstadt desselben, dem schönen Elb-Florenz. Wir Athener der Spree sind doch auch ein rühriges Volk; allein wir haben es, so viel ich weiß, noch nicht über ein Velociped gebracht, welches ein junger Mann an jedem Nachmittag die Ufer des Canals (vulgo Schafgrabens) hinab treibt, um dann, durch die weiten Alleen des Thiergartens rollend, sich „dem Hof und der Stadt" zu zeigen, welche den kühnen Neuerer, den „Reiter auf Rädern", höchlich bewundern. Ganz anders in Dresden. Dort hat man sich an den Anblick bereits so sehr gewöhnt, daß man längst aufgehört hat, ihn zu bewundern, und vielmehr darauf denkt, den Jünglingen auszuweichen, welche besonders im Großen Garten „herumradeln". (Dieses Wort ist nicht von mir, sondern von einer Freundin in Oesterreich, welche es wiedererkennen und als ihr Eigenthum reclamiren wird!) Auch der Witz von Jenem, der in rasender Eile vorüberjagend, mit den Beinen den Bauch des schäumenden Rosses und mit den Händen seinen Hals umklammernd, von einem theilnehmenden Freund am Wege gefragt wird: „Wohin?" — und darauf antwortet: „Weiß ich's?" — auch dieser Witz ist nicht von mir, sondern aus den „Fliegenden Blättern". Allein er paßt auf die Gelegenheit und die Velocipede, die in den Städten, wo sie grassiren, bereits eine Plage der ruhigen Fußgänger geworden sind. Die Anschlagssäulen in Dresden, welche viel weniger von den Theatern zu leiden haben, als die Anschlagssäulen in Berlin, wimmeln von Velocipeden (im Bilde natürlich). Allein, das ist noch gar nichts gegen die Wirklichkeit. Die Bürgerwiese war an manchen Stellen nur mit Gefahr zu passiren, und in dem Großen Garten sah ich ganze Velocipeden-Regimenter, welche mit den Equipagen um die Wette liefen, den Staub aufwirbelten und die Spaziergänger nach beiden Seiten hin auseinandertrieben. Ich weiß nicht, ob in Dresden schon ein Fall vorgekommen, wie in London, wo ein „Sänger komischer Lieder" durch die Straßen „velocipedirte", drei Personen niederrannte, Einem über den Fuß fuhr (o, Marianne Grimmert!), von der Polizei verfolgt, zu entwischen suchte, und erst nach einer längern Jagd in eine Sackgasse getrieben und dort gefangen genommen ward. Der Wink, der von dort uns gegeben, wird auch für uns nicht verloren sein. Neue Institutionen verlangen neue Gesetze. Wenn die Zeit auf Velocipeden geht, so muß die Justiz ihr auf Velocipeden folgen; und wie wir berittene Constabler haben und täglich vor den Theatern, Bahnhöfen ꝛc. sehen, wo das Gedränge besonders groß ist: so werden wir künftig Constabler auf Velocipeden haben und wirklich ein Anblick zum Entzücken wird das sein! So viel steht fest: wir sind erst am Anfang der Bewegung; über die Natur eines wildgewordenen Pferdes herrscht kein Zweifel, aber von dem, was ein wildgewordenes Velociped anrichten kann, giebt uns der „Sänger komischer Lieder" in London kaum eine annähernde Idee.

Was nun auch die Polizei auf diesem bisher ziemlich ungewöhnlichen Wege zu thun gedenkt: sie wird es darin (nämlich in dem ungewöhnlichen Wege) auf keinen Fall mit der Presse aufnehmen, die ja nicht umsonst der Pionier der Cultur genannt wird. Unser Correspondent aus Amerika theilt

uns folgendes Beispiel von dem Pflichteifer und dem Unternehmungsgeist dortiger Reporter mit. Bei der kürzlich stattgehabten Leichenfeier des Generals Baker, welche in dem Weißen Haus zu Washington celebrirt ward, kletterte der Correspondent eines Newyorker Blattes, der keine Eintrittskarte mehr erhalten konnte, durch den Schornstein und gelangte auf diese Weise zuletzt in den großen Trauersaal und zwar dicht hinter den officirenden Geistlichen. Während der Geistliche das Gebet für den Todten sprach, bemerkte unser Reporter eine Rolle Papier im Hute desselben. Diese zu ergreifen und damit zu fliehen, war das Werk eines Augenblicks. Nachdem der Geistliche das Gebet beendet und die Predigt beginnen wollte: sah er nach derselben in seinen Hut und — fand sie nicht. Er mußte nun, wol oder übel, aus dem Kopfe zu sprechen versuchen, that es, hielt jedoch eine sehr schlechte Predigt zum großen Erstaunen der Staatswürdenträger, welche gegenwärtig waren. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er am andern Morgen seine Predigt, wie er sie geschrieben, nicht wie er sie gehalten, von Anfang bis zum Ende gedruckt — im New York Herald fand!

Nach dieser Geschichte von einer Leichenpredigt wird man es nicht unpassend finden, wenn wir unsere Collection von Grabschriften aus einer frühern Nummer des „Salon" fortsetzen. Ein Freund, welcher auf seinen Reisen die Kirchhöfe besucht (wir wollen hoffen, nicht zu diesem Zweck allein!), theilt uns aus Süddeutschland folgendes Epitaph mit:

„Dies kleine Fleckchen Erde ist mein liebster Zeitvertreib:
Meine Blumen zieh' ich drüber und drunter liegt mein Weib!"

Es scheint überhaupt, als ob es vorzüglich das Loos der Frauen sei, die hinterlassenen Wittwer auf ihre Kosten witzig zu machen. Ich erinnere mich selber folgender Inschrift auf einem Grabstein:

„Ein ehrenhafter Mann an Seel' und Leib
Giebt uns durch Adel, Kraft und Stärke
Das schönste Bild von Gottes Werke.
Hier ruht ein ehrenhaftes Weib."

Was freilich noch nichts ist gegen folgende Grabschrift eines englischen Kirchhofes, die auch nur Englisch mitgetheilt werden kann:

„Here lies my beast of a first wife."

Doch kehren wir zu den Lebenden zurück, wenn es auch wiederum ein Todter ist, der uns den Weg führt, nämlich Berlioz. In dem Feuilleton, welches Jules Janin seinem verstorbenen Freund in dem „Journal des Débats", widmet, finden wir folgende capitale Geschichte von Franz Liszt. Der berühmte Virtuos gab, zusammen mit Rubini, vor langen Jahren einmal ein Concert in einer französischen Provinzialstadt, zu welchem sich nur ein Auditorium von fünfzig Personen eingefunden hatte: neunundvierzig Herren und eine Dame. Seine Zuhörer schienen nicht viel von Liszt's Spiel zu halten; so entschloß sich der große Pianist, sie auf andere Weise zu amüsiren, und nachdem er eine Piéce gespielt, sagte er: er wolle ihnen weiter keine Musik mehr anbieten, sondern lade sie dafür lieber zu einem Souper ein. Die Einladung ward nach einem Augenblick der Ueberlegung angenommen und Liszt hatte 1200 Franken für den Scherz zu bezahlen. Herr Janin schließt diese Geschichte mit der weisen Bemerkung, daß Liszt am andern Abend noch ein Concert hätte geben sollen; denn in der Hoffnung auf ein Souper würden Tausende gekommen sein!

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Interessante Lektüre.

Nach einem Gemälde von H. Herrlinger. Photographie von Th. Jahn.

Der Salon.

Das Feenkind.

Novelle in Versen von **Paul Heyse.**

Zweiter Gesang.

Ein erstes Stelldichein! Wer ist so kalt,
Daß nicht ein Frühlingshauch sein Herz beschliche
Bei diesem Wort? Wer wird so stumpf und alt,
Daß je in seiner Seele Grund verbliche
Der Umriß jener knospenden Gestalt?
So graben sich in Glas des Demants Striche.
Lang, lang ist's her, doch weiß ich noch so gut,
Wie er ihr stand, der runde Gartenhut.

Die Mutter drückt' ihn selbst ihr auf die Locken;
Es sei im Garten kühl. — Kühl? Beste Frau,
Das Kind glüht ja wie Pfirsichblütenflocken;
Für sechzehn Jahr ist auch der Herbst nicht rauh.
Mit kleinen Schrittchen, die zuweilen stocken,
Durchwandelt sie die Wiese, feucht von Thau,
Und bückt sich nah' am Weiher, bei den Buchen,
Als gäb' es jetzt noch Veilchen dort zu suchen.

Wie? Haben plötzlich wohlbekannte Schritte
Das Kind, das an nichts Arges denkt, erschreckt?
O Heuchlerin! Ward meine scheue Bitte
Dir schwarz auf rosenroth nicht zugesteckt:
„Daß ich die bitterlichsten Schmerzen litte,
Bis ich ein groß Geheimniß dir entdeckt,
Und darum, — heut am Abend — bei den Teichen —"?
Sie las — sie kam — und thut nun nicht dergleichen?

Ich selbst, so grün ich war, — ein Jahr noch jünger
Als Kalilbad — begriff den Ernst der Stunde.
Primaner erst, schien ich mir nicht geringer
Als jeder Andre, der von ew'gem Bunde
Der Herzen spricht. Doch sie, den kleinen Finger
Mit weißen Zähnchen nagend und zum Grunde
Die Wimpern senkend, schwieg, und es durchzückte
Sie wie ein Blitz, da ich die Hand ihr drückte.

Doch auf der Bank am Teiche, bald darauf,
Als dich ich fragte, ob es Ernst dir sei,
Erblaßtest du und schlugst die Augen auf
Und sprachst: „Sehr ernst!“ — und lächeltest dabei
Dann ließen wir dem Plaudern freien Lauf,
Unschuldig, rechte Kinder noch wir zwei.
Sogar versäumt' ich, was ich hätte müssen
Als Bräutigam, dich auf den Mund zu küssen.

Bei Gott, mir fiel's nicht ein. Sonst ohne Frage
Hätt' ich's gewagt und du es nicht gewehrt.
Nicht blöde war ich, daß ich's ehrlich sage,
Und lang in Sehnsucht hatt' ich mich verzehrt.
Doch jetzt, so wie ein Kind am Feiertage
Den Kuchen, den die Mutter ihm beschert,
Nicht anrührt, glücklich schon, ihn sein zu nennen,
So schien ich andre Wünsche nicht zu kennen.

Was damals ich versäumt, nie bracht' ich's ein,
Und diese Lippen, die sich mir ergeben,
Berührt' ich nie. Es brach ein Frost herein,
Und als ich Abschied nahm, stumm, für das Leben,
Und ihr die Hand zum Wagen reicht' hinein,
Fühlt' ich — im Handschuh! — ihre Finger beben.
Das war das Ende, fremd und kalt und häßlich,
Und doch — der Anfang ewig unvergeßlich! —

Doch wohin schweift mein Lied? Von Astrachan
Nach — still davon! Wir schreiben nicht Memoiren
Zurück zu Kalilbad! Wie träg verrann
Ihm Stund' auf Stunde, bis am sternenklaren
Nachthimmel die ersehnte schlich heran!
Wer hat die Qual des Wartens nicht erfahren,
Die nichts versüßt, als plaudern, bis es Zeit ist,
Mit einem guten Freund, der eingeweiht ist?

Und Kalilbad war einsam. Die Gemächer
Durchwandelt' er, ruhlos an jedem Platz.
Kommt oder kommt sie nicht? Im goldnen Becher
Der Hoffnung ist die Furcht der Bodensatz.
Von Neuem stets durchwühlt' er alle Fächer
Und Schränk' und Truh'n und mehrte noch den Schatz
Der Brautgeschenke, wie sie kaum erdacht
Die Märchenwelt Tausend und Einer Nacht.

Das Krönlein selbst von Perlen und Rubinen,
Das seine Mutter trug beim Hochzeitsfeste,
Nun sollt' es einer jungen Stirne dienen,
Für die nur eben gut genug das Beste.
Das war schon lange wunderlich erschienen
Dem Mohren, und er fragt: Erwartst du Gäste,
Erhabner Herr? Doch Jener herrscht ihm zu:
Ich will allein sein. Lege Dich zur Ruh! —

Nun war da irgendwo in der Tapete
Ein Lugloch, unscheinbar, doch groß genug,
Daß man die Winkel des Gemachs erspähte.
Manch tiefes Staatsgeheimniß, das sich klug
Verborgen wähnte, manches tête-à-tête,
Bei dem der Herr sehr zwanglos sich betrug,
Belauschten heimlich die Lakaien hier
Aus höherm Auftrag oder Neubegier.

Dort stellte sacht der Mohr sich auf die Lauer,
Verhaltnen Athems. Lange sah er nichts
Als seinen Herrn, der, wie im Vogelbauer
Ein junger Falk, beim Strahl des Mondenlichts
Unruhig seufzt'. Ihn überlief ein Schauer
Bei jedem Ton, und bleichen Angesichts,
Die Lippe nagend, stand er still und lauschte,
So oft ein Wipfel drauß im Nachtwind rauschte.

Er trug sein reichstes Kleid von Purpurseide,
Mit Gold gestickt und Hermelin verbrämt.
Sein Säbel in smaragdbesetzter Scheide
Hätt' eines Großchans ganzen Schatz beschämt.
Sein Spiegel sagt' ihm, daß der Putz ihn kleide,
Auch wußt' er, was ihr kaum ihm übel nehmt,
Wie schön er war. Von tausend Höflingszungen
In Reim und Prosa ward sein Lob gesungen.

Und doch, der schönste Sterbliche, wie mag
Er sich vergleichen einem Feeenkinde?
Der Zweifel quält' ihn schon den ganzen Tag,
Ob ihn die Feeenbraut nicht häßlich finde.
Wer weiß auch, ob ihr selber daran lag,
Daß sich ein Sterblicher mit ihr verbinde? —
Mit fieberheißer Hand strich er das Haar
Zurück, das weich und schwarz und duftig war.

Kommt oder kommt sie nicht? Wenn nun die Obern
Nicht zugestimmt, die Mutter selbst vielleicht
Es ihr verwehrt, den Prinzen zu erobern,
Ein Zaubrer tückisch den Palast umschleicht
Mit Drachenhunden, die nach Blute schnobern,
So daß entsetzt die holde Braut entweicht?
O armer Prinz! — Doch — auf der Gartentreppe,
Horch! rauscht's da nicht wie eine seidne Schleppe?

Er steht und lauscht, es beben ihm die Knie!
Und jetzt — es klopft! — so klopfen nur die Feeen.
Hin stürzt er nach der Thür und öffnet sie,
Und sieht ein Mädchen an der Schwelle stehen,
Im Schleier, regungslos. Was Phantasie
Ihm lange vorgetäuscht, es ist geschehen;
Zur Frucht will seines Hoffens Blüte reifen,
Was er geträumt, darf er mit Händen greifen.

Doch währt's ein Weilchen, bis er Athem fand,
Und auch das Feeenkind schien sehr beklommen.
Gülnare, spricht er jetzt, reich' mir die Hand!
Ist's wirklich wahr? Du durftest zu mir kommen?
Um mich verließest du dein Heimatland?
Ich fürchte noch, du werdest mir genommen;
Drum lege Hand in Hand und tritt herein
Und sieh mich an und sage: ich bin dein! —

Sie aber bleibt stumm an derselben Stelle;
Da wagt er es, hascht ihre Hand und zieht
Die Braut sanft dringend über seine Schwelle,
Froh, daß sie willig folgt und nicht entflieht.
Doch wie er jetzt in klarster Mondenhelle
Entschleiert ihre jungen Züge sieht,
Den Ausruf des Erstaunens hemmt er kaum,
Denn tief beschämt das Leben seinen Traum.

Nach seiner Märchenbücher Miniaturen
Hatt' er die Feeenschaar sich blond gedacht,
Mit ros'ger Haut, ätherische Naturen,
Sanftlächelnd wie ein Traum der Sommernacht.
Ach und auf *ihrem* Antlitz fand er Spuren,
Daß sie geweint wohl öfter als gelacht,
Und ihre dunkle Farbe macht' in Eile
Zu Schanden seine ros'gen Vorurtheile.

Denn tiefgebräunt sind diese schmächt'gen Wangen,
Vom Purpur heißen Blutes leicht durchflammt;
Die schmale Stirn von schwarzem Haar verhangen,
Mit blauen Lichtern gleich dem dunklen Sammt;
Die Brauen, die sich zart in Bogen schwangen,
Schwarz wie Gefieder, das vom Raben stammt;
Kurz, wenn es wahr ist, daß die Fee'n gewöhnlich
Blondinen sind, war sie dem Vater ähnlich.

Wer weiß auch, ob Prinz Foh der Fee Carcasse
Nicht durch sein dunkles Haar gefährlich ward?
Man liebt Versagtes; Braunes reizt das Blasse,
Langweilig ist's, wenn Gleich und Gleich sich paart.
Und ob sich sonst auch nicht entschuld'gen lasse
Ein sträfliches Verhältniß dieser Art:
Dies Kind der Lieb', an Feeenbrust genährt,
War, so zu sagen, wohl der Sünde werth.

Wie sie gekleidet war, ist aus den Quellen
Nicht zu ersehn; und da ich es verschwor,
Zu fabeln, wie Cazotte in solchen Fällen,
Beklag' ich's, daß die Kunde sich verlor.
Doch ob im dunklen Anzug oder hellen,
So viel steht fest: sie kam ihm reizend vor.
Die Chronik — und ihr wird man glauben müssen —
Braucht hier den Ausdruck: „sie war schön zum Küssen."

Gülnare, sprach er flehend, fühlst du Reue,
Daß du gekommen? Schlägst du nicht einmal
Die Augen zu mir auf? — Da hob die Scheue
Langsam die langen Wimpern, und es stahl
Aus Augen von so wunderbarer Bläue
Sich in des Jünglings Brust ein feuchter Strahl,
Daß es ihm war, als ob in tiefem Schlaf
Sein Herz ein Hauch der ersten Frühe traf.

Kennt ihr Saphire? Nicht doch, die sind todt.
Waldveilchen? Nein, die sind zu fahl und grau.
Septemberhimmel, wenn das Morgenroth
Erblaßt und durch die Lüfte sprüht der Thau?
Kalt, viel zu kalt! Wer hilft mir aus der Noth
Und schafft ein Gleichniß mir für dieses Blau?
Von jenem Dichter soll uns Hülfe kommen,
Der Capri's blaue Grottenkluft erschwommen.

Wer je im flachen Boot mit tiefem Bücken
Sich durch das zackige Felsenthor gezwängt,
Der weiß, wie drin mit schaurigem Entzücken
Krystallne Dämmrung leuchtend uns umfängt.
Und wenn ein Fisch vorbeischnellt, dessen Rücken
Den Blitz der Sonne durch die Spalte lenkt,
Durchfährt ein Schimmer das azurne Reich,
Dem nichts im Himmel und auf Erden gleich.

Nichts — als Gülnarens Auge, das umschlossen
Von dunklen Wimpern scheue Flammen sprüht.
Und zeugt die braune Wange, dicht umflossen
Von schwarzem Haar, für irdisches Geblüt, —
Daß dennoch sie dem Feeenreich entsprossen,
Bezweifelt Keiner, dem entgegenglüht
Dies reine Licht, und läßt nicht erst von staub'gen
Pfarrbüchern und Registern sich's beglaub'gen.

O Liebste, sprach er jetzt, wie soll ich's danken,
Daß du dem Unbekannten dich vertraut?
Vergieb! Die Fülle seliger Gedanken
Erstickt den stammelnd unerfahrnen Laut.
Ich kann nur sagen: dein ist ohne Schranken
All' was ich hab' und bin, geliebte Braut.
Nichts wünsch' ich, als so wunschlos dich zu machen,
Daß nimmer dir ein Heimweh mög' erwachen.

Du aber bleibst so fremd, so scheu und stumm!
Komm, setze dich; denn du wirst müde sein.
Sieh dich nur erst in diesen Wänden um.
Dies ist kein Feeenschloß; mein Haus ist klein,
Doch Rosen blühn und Palmen rings herum;
Ich hoffe, bald gewöhnst du dich hinein,
Ist dir der Hausherr nur nicht ganz zuwider
Sag', ist er dir's? — Sie schlug die Augen nieder.

Nein, fuhr er fort, du sollst mir nicht bekennen,
Was du nicht fühlst. Du wirst, so hoff' ich, einst
Mich lieben lernen, lernst du erst mich kennen;
Wir Menschen sind so schlimm nicht, wie du meinst.
Ist's wahr? Noch mondenlang will man uns trennen,
Bis du als Fürstin diesem Land erscheinst?
O grausam ist der Spruch der hehren Alten,
Die unerforschlich unsrer Loose walten!

Kennst du sie wohl? — Sie nickt', und unbewußt
Entrang ein Seufzer sich dem jungen Busen.
Auch er verstummt. Gern hätt' er mehr gewußt
Von Cancreladen oder Mophetusen.
Sie aber zeigte nicht zum Plaudern Lust;
Starr saß sie da, als hätte sie Medusen
Ins Angesicht geblickt, und daß sie lebte,
Verrieth die Hand nur, die in seiner bebte.

Ein Zwiegespräch, deß Kosten Einer trägt,
Schläft ein, wie zärtlich man beisammen sitze.
Wenn euer Liebchen nie die Lippen regt,
Was fangt ihr an mit eurem besten Witze?
Ein Ausweg bleibt: das Küssen. Doch erwägt:
Der gute Kalilbad war noch Novize;
Von Küssen freilich hatt' er oft gelesen,
Doch selbst im Feuer war er nie gewesen.

Er bot ihr Wein; sie schüttelte die Locken,
Und auch Scherbet und Früchte nahm sie nicht,
Und nicht ein Wörtchen ist ihr zu entlocken.
Wie, wenn sie nur die Feeensprache spricht?
An meinem ganzen Hof, denkt er erschrocken,
Ist Keiner, der sie auch nur radebricht.
Doch bis zur Hochzeit lern' ich's, und ich denke,
Einstweilen zeig' ich ihr die Brautgeschenke.

Komm, sagt er, süße Braut! Zu jenem Schrein,
Der meinen Schatz verschließt, will ich dich führen.
Sieh, dieses Perlendiadem ist dein,
Sammt diesem Halsgeschmeid' von Perlenschnüren.
Und hier die reiche Krone, Stein bei Stein,
Die meiner Mutter Stirne zu berühren
Gewürdigt ward, erhofft nun, daß sie trage
Die junge Königin am Hochzeitstage.

Und dieser Ring, ein funkelnder Demant,
Vererbt vom Vater stets dem ältsten Sohne,
Damit zu schmücken der Erkornen Hand,
Die neben ihm als seine Fürstin throne.
Wie dies Juwel nicht seines Gleichen fand,
So bist auch du der Frauen Zier und Krone.
Streck' aus dein Händchen. Sieh, in dieser Stunde
Verlob' ich uns zu ewig treuem Bunde.

Da neigt er sich und schlang den Arm verlangend
Um ihren Leib, den stummen Mund zu küssen.
Doch plötzlich, wie in Todesgrau'n erbangend,
Hin sank sie auf den Teppich ihm zu Füßen,
Und mit dem zarten Arm sein Knie' umfangend,
Das Antlitz überströmt von Thränengüssen,
Hascht „Gnade!" stammelnd sie nach seiner Hand,
Indeß er tieferschüttert vor ihr stand.

Doch wie er kosend, ihren Gram zu stillen,
Ihr Haupt berührt, schnellt hastig sie empor.
Hinweg von mir — um alles Heil'gen willen!
Stoß mich hinaus aus deines Schlosses Thor
Und laß mein traurig Schicksal sich erfüllen.
Doch wenn mein Schritt im Dunkel sich verlor,
Vergiß, vergieb, daß du mich je erblickt! —
Hier ward von Schluchzen ihr das Wort erstickt.

Er aber, dem in ihrem wilden Harme
Nur lieblicher die fremde Braut erschien,
Nein, sprach er, das sei fern! — und diesem Arme
Soll Nichts, du Räthselhafte, dich entziehn.
Lehn' deine Brust an diese liebeswarme,
Und beichte mir: warum willst du entfliehn? —
Und sie, mit scham- und gramverwirrten Mienen:
Ich bin nicht werth, Herr, dir als Magd zu dienen.

Er blickt sie an und forscht in ihren Zügen,
Ob jäher Wahnsinn ihren Geist verstört.
Eh' glaubt er, daß ihn Aug' und Ohr betrügen,
Als daß es Wahrheit sei, was er gehört.
Da spricht sie ernst: Ich kann dich nicht belügen,
Das Spiel muß enden, das mein Herz empört.
Und rissen sie mir auch den Leib in Stücke,
Enthüllen muß ich dir die schwarze Tücke.

Denn wiss', o Herr, ich bin kein Feeenkind,
Ein armer Findling, ohne Glück und Stern.
Ich hörte nie, wer meine Eltern sind,
Und muß ich sterben, ach, ich sterbe gern,
Denn ich bin heimatlos wie Well' und Wind
Und in der Hand erbarmungsloser Herrn.
Ein wildes Volk, das ostenher gekommen,
Fand mich am Weg und hat mich mitgenommen.

Sie nährten mich mit Milch der grauen Stuten,
Die Steppe war mein Bett, ein Stein mein Kissen.
Es bräunten meine Haut die Sonnengluten,
Den nackten Fuß hat oft der Dorn zerrissen,
Und wenn wir irgendwo in Dörfern ruhten,
Hab' ich zum Schall der Cymbel tanzen müssen
Und in die Hütten gehn, um wahrzusagen,
Und kam ich leer zurück, ward ich geschlagen.

Doch ob ich nie ein Wort von Gott vernahm,
Von Lüg' und Wahrheit, Tugenden und Sünden,
Konnt' ich die Angst, die bitterliche Scham
Vor allem Schändlichen doch nie verwinden.
Bis ich einmal zu einem Tempel kam
Und hörte das Gesetz des Herrn verkünden;
Seit jener Stunde dank' ich dem Propheten,
Daß er auch mich gelehrt, zum Vater beten.

So wuchs ich auf, und als vor wenig Wochen
Zu deinem Land uns unser Weg geführt,
Nur Ein Gespräch ward überall gesprochen:
Daß nie ein sterblich Weib dein Herz gerührt.
Da ward, vom lockenden Gewinn bestochen,
Des Häuptlings Mutter zu der List verführt,
Mir selbst dabei die Rolle zugedacht,
Und rasch begonnen dieses Werk der Nacht.

Zwei greise Frau'n, die oft auf unsern Fahrten
Das Volk bethört mit Taub'- und Schlangentanz,
Vorgaukeln mußten sie auch dir im Garten
Den trügerischen Geister-Mummenschanz;
Und als Du, Herr, des Feeenkinds zu warten
Versprachst, getäuscht vom falschen Mondenglanz,
Frohlockten sie ob ihres Plans Gelingen
Und schmückten mich, das Letzte zu vollbringen.

Wohl, sie sind schlecht; auf arge List zu sinnen
Ist ihr Gewerb'; es reizt sie die Gefahr.
Doch staunst du wohl, daß ich den Gauklerinnen
Zur Helf'rin ihres Truges willig war.
Ach, willig nicht! Lang sucht' ich zu entrinnen
Und weint' und fleht' und raufte mir das Haar,
Bis man mir schwur, nicht länger leben dürf' ich,
Vollführt' ich nicht ihr Werk blind-unterwürfig.

Das schreckte mich, und, Herr, laß mich das Letzte,
Obwohl mich Scham verstummen heißt, gestehn,
Daß ich im Stillen hochbeglückt mich schätzte,
Zu dir, in dieses schöne Schloß zu gehn;
Ja, daß ich gern mein Leben daran setzte,
Nur eine Stund', o Herr, dich nah zu sehn —
Seit einem Tag, da unterm Volk von Weiten
Ich dich so traurig sah vorüberreiten.

Mich lockte keins der köstlichen Juwele,
Die sie mir zugesagt als Beutelohn;
Auch wußt' ich, daß ich nie mich dir vermähle,
Die Bettlerin dem hohen Fürstensohn.
Ich kam nur her, zu warnen deine Seele
Vor nachtgewohnten Ränken, die ihr drohn.
Zu viel des Trugs hab' ich mit angesehen
Und weiß, erdichtet nur sind auch die Feeen.

Wie hundertmal auf unsern Wanderzügen
Belauscht' ich unsrer Alten schnöde Kunst,
Die wunderdurst'gen Augen zu betrügen,
Und lernte: Geister sind ein Lügendunst.
Wir deuten nichts aus Sternen, Vogelflügen,
Doch weil geheime Wunder stets in Gunst
Bei Hoch und Niedrig, sinnen wir auf Listen,
Ein wunderarmes Leben hinzufristen.

Nun ist's gesagt, o Herr, nun mag mein Blut
Die Frevelthat an deiner Hoheit sühnen.
Ach, da dein Mund auf meinen Lippen ruht',
Erkannt' ich erst, wie strafbar mein Erkühnen.
Du ließest dich herab zur Gauklerbrut,
Die vor dem Volk getanzt auf Bretterbühnen;
Nun bin ich kaum der letzten Gnade werth,
Daß du mich tödtest mit dem eignen Schwert! —

Im Staub zu seinen Füßen lag ihr bleiches
Gesicht, und regungslos bot sie ihr Haupt,
Gewärtig schon des blut'gen Todesstreiches.
Er aber stand der Fassung ganz beraubt.
Gern mit dem Werthe seines ganzen Reiches
Kauft' er den Wahn zurück, den er geglaubt,
Denn wie vom Erdstoß unser Haus erzittert,
So ward ihm jäh des Daseins Grund erschüttert.

Steh auf, Gülnare, spricht er; — oder wie
Soll ich dich nennen, wundersames Kind,
Da Alles, dem ich arglos Glauben lieh,
Wie Schnee zerthauend in der Hand zerrinnt!
Ich soll dich tödten, flehst du? tödten die,
Die mich gerettet, da sie reingesinnt
Abscheulichen Betrug vor mir entdeckte
Und mich, den Träumenden, zum Leben weckte?

Nein, leben sollst du! Freude soll dir blühn
Aus Angst und Schmach, daß alle Welt erstaune.
Wenn ich dich will erhöhn, wer ist so kühn,
Daß er ein Wort von niedrer Herkunft raune?
Und glaube nicht, ein flüchtiges Erglühn
Sei dieser Vorsatz, eine trotz'ge Laune!
Ich fühlt' es, da ich deine Lippen küßte:
Du bist mein Springquell in des Lebens Wüste. —

Er zog sie an die Brust und stand nun da
Erglühend, ihres frohen Danks gewärtig.
Auch wohl dem Leser, der dies kommen sah,
Erscheint ein längres Zögern widerwärtig.
„Sie blickt ihn an — erröthet — stammelt „Ja" —
Umarmung — Vorhang fällt, und wir sind fertig."
Das Publicum — man kennt die Unart schon —
Läuft gern vorm letzten Geigenstrich davon.

Ich für mein Theil, ich hätte nichts dagegen,
Die Braut dem Bräut'gam ohne lange Qual
Mit unserm Glückwunsch in den Arm zu legen.
Die guten Leutchen sind nun doch einmal
Verliebt; der Prinz, wie junge Fürsten pflegen,
Wird felsenfest bestehn auf seiner Wahl,
Und sollt' ihm die Familie nicht zu schlecht sein,
In die er freit, je nun, uns kann es recht sein.

Und doch, wo es die Wahrheit gilt, wer mag da
Die Fabel vorziehn, bloß weil sie ergötzt?
In Astrachan kennt jedes Kind die Facta,
Und wenn man dort einmal mich übersetzt,
Ergeht mir's schlimm. Nein, alea est jacta;
Treu bleib' ich meinen Quellen bis zuletzt.
Wer glaubt, daß sich's der Mühe nicht verlohne,
Der höre nicht mehr zu. Er ist padrone.

Historisch fest steht — und der Chronikant
Bekennt sogar, daß es ihn Wunder nehme —
Gülnare sträubte sich mit Mund und Hand,
Daß sich ihr junges Haupt bediademe.
(Dies Wort, das Platen, wie ihr wißt, erfand,
Borg' ich, obwohl ich fremden Guts mich schäme.
Doch Noth lehrt betteln, Reimnoth gar entwenden;
Wer schreibt Octaven mit ganz reinen Händen?)

O Herr, begann sie schüchtern, was gedenkst du
Zu thun? Die deiner Mutter Haupt geschmückt,
Die Krone mir, der Heimatlosen, schenkst du?
Auf mich, die Schmach und Unwerth niederdrückt,
Des Volkes Hohn, den Haß der Großen lenkst du,
Den Argwohn, daß ich gaukelnd dich berückt
Mit schwarzer Kunst, mit Liebeszaubertränken?
Ach, selbst die Guten werden Uebles denken.

Nicht darf ein edles Mitleid dich bethören,
Der Wunsch nicht, zu vergüten, was ich litt.
Dir soll das schönste Fürstenkind gehören,
Und Feeenschätze bringe sie dir mit.
Nie aber darf mein Bild dein Glück verstören,
Und wenn ich dort durch jene Pforte schritt,
Zurückgetaucht in meines Lebens Nacht,
War Alles nur ein Traum, — du bist erwacht.

Den Meinen sag' ich dann, mein braun Gesicht
Nicht Gnade hab' es vor dem Herrn gefunden.
Mit Noth nur hätt' ich vor dem Morgenlicht,
Da du Verdacht geschöpft, mich dir entwunden,
Und je zurückzukehren wagt' ich nicht.
Dann ziehn sie fort, eh' Späher sie erkunden,
Du aber, Herr, versprich, sie ihrer Straßen,
Nicht ahnend diese Tücke, ziehn zu lassen! —

Sie schwieg, die lichten Märchenaugen beide
Ihm zugekehrt mit rührend bangem Flehn.
Er schwankt und zaudert, wie er sich entscheide;
Er fühlt, sein ganzes Glück wird mit ihr gehn.
Da, während sie in bittrem Herzeleide
Verworren Hand in Hand beisammenstehn,
Erschallt durch die Tapete, nah benachbart,
Ein Husten, der verräth, daß Hussein wach ward.

Der Schalk! Es schien ihm hohe Zeit, der armen
Rathlosen Jugend, die vor lauter Liebe
Das Leben sich verdirbt, sich zu erbarmen.
Er sah nicht ein, was noch zu wünschen bliebe,
Und gähnend jetzt, als ob aus Morpheus Armen
Des Dienstes Pflicht ihn widerwillig triebe,
Die Augen reibend poltert' er ins Zimmer;
Doch leider, statt zu helfen, macht' er's schlimmer.

Beim ersten Laute schrak das Kind empor
Und flüchtet' wie ein Reh, gescheucht vom Hunde.
Und daß der Fürst nicht schob den Riegel vor,
Geschah aus einem sehr gemeinen Grunde:
Er schämte sich. Es sah der treue Mohr
Auch gar zu listig grinsend in die Runde.
„Was suchst du, Hussein?" — Herr, du bist allein? —
„Nun, wie du siehst. Wer sollte bei mir sein?"

Hm! schmunzelte der Mohr, verschiedne Stimmen,
Höchst wundersam, erweckten mich vom Schlaf.
Wie Geisterruf hört' ich's im Winde schwimmen,
Mir bangte, daß ein Unheil dich betraf. —
Und Kalilbad — kaum hehlt' er sein Ergrimmen —
„Mir aus den Augen", rief er, „schnöder Sklav!
Kein zweites Mal wirst du dich unterstehen —"
O Herr, verzeiht; es ist nicht gern geschehen.

Mir klang's wol nur im Traum wie Kampfgeräusch,
Denn eh' ich einschlief, las ich im Schah-Nameh.
Wie aber, Herr? Ich wittre — Weiberfleisch!
Habt Ihr etwa — Besuch von einer Dame?
Ihr seid bekannt als exemplarisch keusch,
Drum ist's gewiß nur eine Tugendsame.
Was will sie, Prinz? Ich wette, sie ist niedlich;
Ich wittre was, das jung und appetitlich.

Ihr zuckt die Achseln. Sie ist nicht mehr hier?
Soll ich ihr nachgehn? — „Halt! nicht von der Stelle!"
Rief Kalilbad. „Entsagen muß ich ihr;
Nie seh' ich wieder dieser Augen Helle." —
Wie, staunt der Schalk, und davon sagt Ihr mir
Das erste Wort? Je nun, auf alle Fälle
Wär's eitle Müh, der Hexe nachzurennen;
Sie kommt von selbst. Lehrt mich die Weiber kennen!

Sie weiß ja nun den Weg. — „Nie, Huſſein, nie!
Sie hat's gelobt.“ — Ihr glaubt an Weiberſchwüre?
Nun denn, mein Prinz, warum entließt Ihr ſie?
Sind Schloß und Riegel nicht an Eurer Thüre? —
„Ich mit Gewalt ſie halten, daß ſie hie
Statt eines Liebenden den Herrn verſpüre?
In meinen Arm ſie wider Willen ziehn?“ —
Ich glaube, Prinz, ſie hätt' es Euch verziehn.

Ein bischen Zwang iſt Allen ſehr willkommen.
Sie thun wer weiß wie blöd. Um Gotteswillen
Soll man auf hundert Schritt nicht nahe kommen,
Und doch erzürnt ſie Nichts ſo ſehr im Stillen,
Als wenn man ferne bleibt. Zumal die Frommen,
Die ganz verrannt in zimpferliche Grillen,
Glaubt mir, die Männer haſſen ſie am meiſten,
Die zuzugreifen niemals ſich erdreiſten.

„Schweig, freche Läſterzunge!“ rief der Prinz.
„Du kennſt ſie nicht, die Himmliſche, die Reine.
So ſelbſtlos iſt ſie, ſo beſcheidnen Sinns,
Mehr als ihr eignes Glück gilt ihr das meine.
Sie will nicht, daß ſtatt eines Feeenkinds
Der arme Findling auf dem Thron erſcheine.“ —
Sehr weislich, Herr! Wo aber ſteht geſchrieben,
Ihr brauchtet einen Thron, um euch zu lieben?

Ein Kämmerchen genügt, ein weinumlaubtes
Boudoir mit blauer Seid' und Roſenholz,
Und das gefangne Vögelchen, o glaubt es,
Tauſcht gegen gutes Futter ſeinen Stolz.
Was iſt's auch weiter? Der Koran erlaubt es,
Da ſonſt die Menſchheit längſt zuſammenſchmolz.
Und wollt Ihr's wie die Chriſtenkön'ge treiben,
Die nach dem Brauch nur Einmal ſich beweiben?

Auch ſie, trotz monogamiſcher Maximen,
Sind, ſo erzählt man, keine Koſtverächter,
Und, unbeſchadet ihrer legitimen
Gefühle, lieben ſie des Landes Töchter.
So will's für Landesväter ſich geziemen.
Auch Vater Abraham, der doch kein ſchlechter
Erzvater war, kann Euch ein Beiſpiel zeigen;
Von Salomon und David ganz zu ſchweigen.

Wie? konntet Ihr dem Fräulein im Palaſt hier
Nicht Schutz und Zuflucht bieten, bis auf Weitres?
Das arme junge Dirnchen überlaßt Ihr
Dem blinden Zufall? Gab es nichts Geſcheidtres?
Verzeiht; ich ſeh' es wol: vor Zorn erblaßt Ihr;
Allein geſteht, das Schickſal iſt kein heitres,
Von Neuem jetzt in Ställen und in Scheunen
Zigeunernd bettelhaft herumzuſtreunen.

„O Huſſein", fiel ihm Kalilbad ins Wort,
„Du ſtachelſt Reu' und Scham mir im Gemüthe.
Auf! hole ſie zurück, daß ich ſofort,
Was ich verſäumt, ihr tauſendfach vergüte.
Ich ſehe ſie, wie ſie von Ort zu Ort
Im Elend irrt, die ſüße Menſchenblüthe
Im Sturm entblättert kläglich ſinkt danieder —
Mein halbes Reich iſt dein, bringſt du ſie wieder!" —

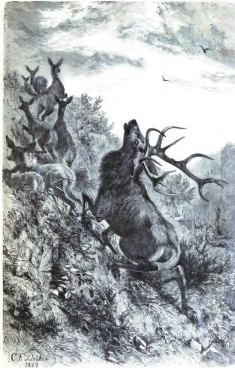
Herr, was verlangt Ihr? ſprach der Mohr. Bei Nacht
Sind alle Katzen grau. Dies ſcheue Kätzchen,
Wer weiß, wo ſich's in Sicherheit gebracht,
Es giebt ſo manches ſtille Diebesplätzchen.
Doch iſt's nicht dieſe, die Euch glücklich macht,
Ich weiß noch mehr ſo allerliebſte Schätzchen.
Wenn Ihr befehlt — „Schweig! du wirſt ungeſchliffen",
Rief Kalilbad. „Du haſt mich nie begriffen,

Ich ſelbſt will gehn, und iſt das Glück mir hold,
So find' ich ihre Spur. Gieb mir die Mütze." —
Hier, Herr; und ich begleit' Euch, wenn Ihr wollt! —
„Ich geh' allein. Mit deinem frechen Witze
Verwandelſt du in Schmutz das reinſte Gold." —
So bet' ich denn, daß Allah Euch beſchütze;
Bringt nur das Wild zum Schuß, und Waidmanns Heil! —
Doch Kalilbad entflog ihm wie ein Pfeil.

Der ſchwarze Spötter blickt' ihm nach. Ein Grinzen
Umzog den wulſt'gen Mund. Er nahm Tabak
Aus goldner Doſe, und mit ſchlauem Blinzen
Sprach er für ſich: Verwünſchtes Weiberpack!
Doch iſt mir nicht mehr bang um unſern Prinzen;
Der Löw' hat Blut geleckt. Er fand Geſchmack
An einem Menſchenkind mit braunen Wangen:
Die Feeenkinderei iſt ihm vergangen.

Nachlaufen? ich? Nein, Schlafen iſt geſunder.
Sein halbes Reich zum Lohn? Ja, wer es glaubt!
Fänd' ich ſie wirklich durch ein halbes Wunder,
Dankt mir's ein gnäd'ges Nicken mit dem Haupt.
Die oder Keine? pah! der ganze Plunder
Von Lieb' und Herz und Schmerz iſt überhaupt
Nur Thorheit, und nicht werth ſo viel Gegrübel.
Denn was ſind Weiber? Ein nothwend'ges Uebel.

(Dritter und letzter Geſang im nächſten Heft.)



Der Jagdhaus.

Gezeichnet von C. F. Deiker. Verlegen von E. Brend'amour & Co.

Digitized by Google

Das Waidwerken oder der Pürschgang.

Ein Bild aus dem Jägerleben.

Von Oberförster **Adolf Müller.**

Das Gebirge mit seiner romantischen Urwüchsigkeit bietet dem Jäger und Naturfreund noch manches Stück Waldpoesie. Ist es doch der letzte Rest unverfälschter Natur, die in dem vielliebten Walde alljährlich ihr „Grün fortwebt", gegenüber „der Cultur, die alle Welt beleckt"; ist doch der rauschende grüne Palast des deutschen Jägers wahre Heimat, in der sein sinniges Gemüth die Lebensnahrung saugt, woraus die Sprossen seiner eigensten Poesie, seine einzige deutsche Waidmanns- und Vogelstellersprache getrieben. Keine andere Nation hat solche in dieser kernigkräftigen, prächtigen Ausprägung: denn wo wäre die Weite und Tiefe, welche an ein deutsches Gemüth grenzt!

Wenn ich an die Spitze dieser Bilder aus dem Jäger- und Vogelstellerleben das „Waidwerken" stelle, den stillen, erwartungsvollen Gang durch die versteckten Pfade der Wildniß, das schattenhafte Schleichen durch die tiefanheimelnde Waldeinsamkeit: — der echte deutsche Jäger begrüßt dies gewiß mit einem „Waidmanns-Heil", das in seiner Brust aufklingt bei der Erinnerung an die unverwelkliche Poesie der Erlebnisse auf dem Pürschgange.

Und so folge mir denn der geneigte Leser in die reine sommerliche Gebirgsnatur, die ihm das Wesen deutschen Waidwerkens enthüllen mag.

„Der Nießer steht am „Berg" und nimmt die „Sulze" (mit Salz vermischter Lehm) „in der Auwiese an" — so bringt der Waldhüter Peter mit dem Indianerspürsinn — in vertrauten Kreisen der „Waldpeter" genannt — die Kunde in's Forsthaus. Unter dem „Nießer" versteht Waldpeter einen „stark jagdbaren" Hirsch, einen Zwölfender, der, einen Engerling in der Nase, in Folge dieses Reizes zuweilen nießt. Der Plan zum Pürschen oder zum allfälligen Ansitz auf den Abend ist vom Oberförster entworfen.

Schwül neigt sich der Tag. Im äußersten Winkel einer verborgenen Waldwiese schimpft die Amsel gellend in das Gehölz; denn es naht sich Etwas ihrem Familienheiligthum, der auf zweitem „Gelege" im vermauerten Moosnest brütenden Gattin. Diesmal ist's aber nicht Feind Reinecke, noch sonst ein kleinerer Raubritter des Waldes, der in der Beeinträchtigung fremden Eigenthums und Lebens herumschleicht; nein, ein viel gewichtigerer, aber friedlicher Waldbewohner geht an der Behausung

des Mohrenvogels im Hain vorüber. Horch! ein kurzer, zischender Ton. Richtig! es ist der Nießer. Er hat sich von seinem „Bett" (Lager) erhoben und ist im Begriff, zur Wiese zu „ziehen" (gehen). Aber gegenüber auf dem natürlichen Pürschpfade am „Trauf" (Rand) des Buchenstangenortes pürscht sich eben der Förster hin. Jeder Schritt zeigt den Mann des Waidwerks: Aug' und Ohr sind stets wach, alle Glieder gespannt zum elastischen sofortigen Dienste. Wol hat er das Nießen vernommen und ist bestrebt, mit waidmännischer Geduld Fuß für Fuß sich auf Schußweite der „angenommenen" Sulze zu nähern. Da tritt ein „Altthier" (altes weibliches Wild) auf eine Blöße des Dickichts gerade in dem Augenblick, als der Zwölfer in's Lichte tritt. Fataler Zufall: der Hirsch steht „spitz" (von vorn sichtbar) gegenüber dem Pürschenden und das Thier, dem ein „Wildkalb" nachgezogen, deckt überdies mit seiner ganzen Breite den Hirsch. Die Stellung des Wildes erfordert eine abermalige Geduldprobe des Waidmanns. Lange währt sie und schon drängen sich die Entwürfe zu einem neuen Pürschplane im Kopfe des Jägers. Jetzt ist der Plan entworfen: ein Bogen zur Seite „unter Wind" soll den Hirsch dem Schützen „breit" (von der Seite) bringen. Doch ehe der Gedanke zur That wird, biegt der Pürschende das Haupt langsam vor zur Seite, die ganze Wiese zu durchforschen. Die Vorsicht belohnt sich in der Entdeckung mehrerer Stück Wildes, die „sichernd" (mit allen Sinnen wachsam) gegenüber dem Hirsch und dem Altthier am Rande der Wiese stehen, gerade wo diese eine Biegung abseits des Jägers macht. Das Umpürschen des Wil[illegible] ist hierdurch vereitelt und unser Waidmann muß auf's Neue sich abwartend verhalten: denn fern ist ihm die Laienuntugend, einen „Spitzschuß" nach dem in respectabler Schußweite stehenden Jagdbaren anzubringen. Aber weder Altthier noch Hirsch rühren sich vom Platze. Die Zeit drängt, denn schon fängt es stark zu dämmern an. Da bietet sich dem Späherblick des Jägers der alte Hohlweg dar, der weiter unten eine kleine Strecke vom Waldesrand ab die Wiese quer und schräg nach dem Wild zu durchzieht. Der Anblick seiner Lage erzeugt schnell einen andern Gedanken: zwanzig Schritte müssen zurückgepürscht werden; aber um den Anfang des hohlen Wegs zu gewinnen, muß hier die schwierigste und anstrengendste Art des Pürschens zur Anwendung kommen, ein Kriechen auf Händen und Füßen, ja ein stellenweises Fortschieben auf dem Rücken, denn die freie Stelle der Wiese vom Waldtrauf bis zum Wege ist zu pas[illegible]en und ihr rainartiger Hang bis zur Hohle deckt nur nothdürftig einen kriechenden Menschen vor den „Lichtern" (Augen) des Wildes. Gedacht, gethan. Im nächsten Augenblick sinkt der Jäger wie ein Schatten langsam zu Boden, vorsichtig Arm um Arm, Bein um Bein nach Vierfüßerart vorschiebend. Das Kriechen ist um so mißlicher, als es ohne anhaltende Controle über das Verhalten des Wildes von diesem weg geschehen muß; der Jäger kann also nur von Zeit zu Zeit einen behutsamen Seiten- oder Rückblick nach dem „Rudel" (Trupp) thun. Jetzt ist er nur noch zwei Schritte von dem ersten Einschnitt des ersehnten Wegs. Hinter dem letzten deckenden

Maulwurfshügel macht er Halt, um sich auf dem Rücken Fuß für Fuß rutschend fortzuschieben. Geglückt ist endlich der letzte Schub in die völlig deckende Hohle. Ein bequemeres Kriechen schief gegen die Dickung zu bringt den Schützen bald zu einem Haselbusch, hinter dem heraus ein vorsichtiger Blick dem Späher zeigt, daß der Hirsch sich nun von hier halb breit präsentirt und ein „Schrägschuß" an dem Altthier vorbei anzubringen ist. In gebückter Stellung auf vorgeschobenem linken Knie zur Stütze des linken Armes wird der Zwölfer jetzt mit möglichst „feinem Korn" gepackt, und im nächsten Augenblick scheucht der Schuß das Rudel „flüchtig" zur Dickung. Wol vernahm das Waidmannsohr die Kugel schlagen, auch machte der Hirsch ein „Zeichen" (daß er getroffen), aber er brach flüchtig weiter durch's Dickicht. Auf dem „Anschuß" (d. i. auf der Stelle, wo der Hirsch den Schuß bekam) zeigt sich „Schweiß" (Blut); doch kaum ist dieser eine Strecke weit „verbrochen", d. h. seine Richtung auf der Fährte des „Angeschweißten" (Verwundeten) mit geknickten Zweigen an dem nächsten Gehölz bezeichnet: da entladet sich das schon längst über die wolkensammelnden Höhen herangezogene Wetter mit dem ersten Blitz und Waldecho weckenden Donner, dem rasch ein Sprühregen folgt. Das sind böse Aussichten für das „Nachhängen" (Nachsuchen) mit dem Schweißhunde! Aber dieser ist der gewiegte alte „Hirschmann", dessen Meisterschaft auch diese Aufgabe siegreich bestehen kann. Das Nachhängen mit dem Hunde muß aber der eingebrochenen Nacht halber auf den nächsten Morgen verschoben werden.

Noch ehe der Tha[illegible]n den ersten Sonnenstrahlen verdunstet, „ziehen" Jäger und Waldpeter mit Hirschmann am „Fangstrick" (Leine) schon „zu Holz" der Auwiese zu. Es gilt, den angeschweißten und gewiß „kranken", wenn nicht „verendeten" (todten) Zwölfer „auszumachen" (aufzusuchen). „Gebt Acht, der Nießer hat im „Pfuhl" den Karren umgeworfen" — so meint der allwissende Peter, das Zusammenstürzen des Hirsches mit seinem derben Waidmanns-Jargon bezeichnend. Stumm schüttelt der Oberförster den Kopf im Zweifel an der Wirkung seines Schrägschusses, bei dem es ihm schier noch bedünkt, als sei er aus Schonung für das Altthier zu weit hinter das „Blatt" des Hirsches (d. i. die Stelle auf den vordersten Rippen) „abgekommen". Die karge Waidmannsnatur beendet das Zwiegespräch, und schweigend wie der Sommerwald umher betreten die Waidmänner die Auwiese. Nur leise „zeichnet" (wittert) Hir[illegible]chmann, auf den Anschuß gesetzt, die kalte Fährte; aber sein kluger Kopf mit der Runzelschrift der Erfahrung und die bewegliche Ruthe giebt deutlich das Verständniß von dem hier Vorgefallenen kund. Das Buchendickicht, als zu dicht für das Nachhängen, wird umkreist. Kaum einige hundert Schritte am Berghange aufwärts, wo die Dickung an einen räumlichen Stangenort grenzt, „nimmt" Hirschmann wieder die Fährte „auf". „Schau', hier hat der Hirsch sich vom Rudel „abgethan" (getrennt), begleitet das Gemurmel Waldpeters die Entdeckung seines Indianerblicks an den verwaschenen Fährten, von denen die stärkere des Hirsches bergab geht. Der Hirsch hat nach diesem

Zeichen schwer verwundet sich irgendwo „niedergethan" (gesetzt). Leicht „bringt" der Hund die in der Laubdecke noch sichtbare Fährte „fort", d. i. er verfolgt sie bis zur Wand einer Fichtendickung heran. Hier ist der für's Nachhängen schwierige Waldort „Pfuhl", in welchen hinein Waldpeter's Runzelhand mit dem knochigen Zeigefinger, wie ein vielberedter Gedankenstrich, deutet. Das Dickicht dehnt sich weit aus: offenbar hat sich darin der „kranke" Hirsch niedergethan. Nichts bleibt übrig, als alles Weitere Hirschmann zu überlassen. Der Hund wird zum „Verlorensuchen abgehalst" (vom Halsband befreit). Kaum „gelöst", verschwindet er in der Nacht der Fichtenheege. Eine lange Pause der Erwartung folgt — still bleibt's.

Schon sinkt mit jeder Secunde Harrens die Hoffnung, daß der Hund den Hirsch ausmache; doch das lange Ausbleiben des Thieres hält seinen Herrn noch vom „Abpfeifen" ab. Plötzlich dringt ein fernes langgezogenes Heulen durch den Wald. „Er hat ihn am Bruch" — stößt Waldpeter, dem Oberförster folgend, heraus. — Tief drinnen in einer Schlucht am wolbekannten Bruch bietet sich alsbald den das Dickicht Durchdringenden der überraschende Anblick des verendeten Zwölfers. Da liegt er zusammengestürzt, das Geweih mit dem Kopfe beim Sturze aufrecht verfangen in einigen Erlenstangen, gleich als ob er eben noch einmal „hoch werden" (aufstehen) wolle. Aber weder „Genick"- noch „Kälberfang" (Bruststich) sind hier mehr vonnöthen: denn der Zwölfer ist verendet an einem Schuß auf's Blatt, der als Schrägschuß hier erst nach ansehnlichem „Rennen" seine tödtliche Wirkung übte. — Du aber, trefflicher Hirschmann, hast in Deiner heutigen That Dir die Krone der Meisterschaft und Klugheit eines Pürschhundes erworben, und mit vollem Rechte gebührt Dir vom „Aufbruch" (Eingeweide) Dein „genossenmachend" (anregend) Theil! — —

Der Herbst mit dem Aegidiustage ist gekommen. Der Hirsch tritt in die „Brunft". In dieser Periode des Edelwildes gipfelt sich das Waidwerken: denn mit dem ungestümen, oft gefährlichen Brunftcharakter des Hirsches wächst auch der wildromantische Reiz seiner Jagd. —

Ein bleicher Lichtschimmer aus dem Fenster des einsamen Forsthauses streift eben die flechtenverzierte Gewandung der Matrone Edeltanne dicht vor dem Hause. Drinnen ist der Forstmann beschäftigt mit den Vorbereitungen zum Frühpürschen. Hirschmann sitzt still vor seinem Herrn, der mit ernster Gemächlichkeit seine Büchse geladen und nun durch's Fenster einen prüfenden Blick nach dem Frühhimmel wirft. Es ist Zeit: denn am östlichen Horizont malt das Tagesgestirn schon das erste Zeichen seines Nahens in einem matten Silberstreifen. Unten vor dem Thore bietet der Hund den langbehängten Kopf verständig der „Halsung" (Halsband) am Fangstrick dar, und still ziehen Herr und Hund über die Haide, der Führer durch ein kräftigeres Zuschreiten, der Hund mit einem muntern und doch gemessenen Wedeln die Jagdlust bekundend. Lebhaft beschäftigt den Waidmannskopf der „capitale" Vierzehnender, den Peter den „Einsiedler" getauft hat. Er ist's, der Schlaue,

der den ganzen Sommer über jedem Spät- und Frühstande und so manchem Pürschgange gespottet. Stets im dichtesten Gehege unweit des Feldes vereinzelt „sich steckend" (verbergend), „vernahm" er regelmäßig den sich anstellenden Waidmann und vergeblich war dessen „Passen" bis in die Nacht hinein, auch an der saftigsten Hafer- oder Wickenflur. Gleichwol bot der andere Tag dem Jäger unweit seines gestrigen Ansitzes die starke Fährte des Einsiedlers. Das leiseste Anschleichen an den verdecktesten Stand „in gutem Winde", die letzte Waidmannslist sogar wurde zu Schanden vor der Vorsicht des Einzigen, der mit überwildlichen Sinnen ausgestattet zu sein schien. In den Socken folgte der Oberförster dem ihm vorschreitenden Waldpeter in gleichem Paß und ließ, am Ansitz angekommen, den Begleiter seinen Weg vernehmlich fortsetzen — Alles vergeblich: der Allwissende in der Dickung trat nicht auf's Feld, und hinterließ nichts desto weniger immer wieder Tags darauf die untrüglichen Zeichen seines unnahbaren Daseins, hier im silbernen Frühreif, dort an lehmiger Pfütze und den milchigen Haferrispen und hier — o frisch anregender Anblick! — an der neuangelegten „Salzlecke" die gewaltige Schrift seiner „Schalen" (Füße), deren „Wände" (Ränder) kaum eine Faust bedeckt. Aber nur sichtbar in der stummen Schrift seiner Fährte und beim zu Holz Ziehen hin und wieder in der „Himmelsspur", dem Zerknicken von Zweigen durch's Geweih weit über Manneshöhe, verklärt der Capitale sich gleichsam vor dem innern Auge des jetzt einem felsigen Waldorte nahenden Jägers. Hier hat der Hirsch von seinem „Stande" (Aufenthalt) seither weitere Kunde gegeben durch seinen tiefen, bedeutenden „Brunftschrei". Jetzt tritt der Jäger an den düstern Fichtenhorst heran, der sich mit seiner äußersten Spitze an jene Felsengruppe zieht, welche eine große Waldhaide begrenzt. Hier fällt Hirschmann plötzlich eine Fährte an und — da ist der frische „Gang" mit der stark „schränkenden" (rechts und links abweichenden) Fährte des Capitalen und — o süße, erwartungsvolle Schau! — der „Brunftplan" des längst ersehnten Vierzehners, der Ort, an welchem er gewiß die Tage her in der Dämmerung als gebietender „Platzhirsch" „trenzend", mit abgebrochenen, halblauten Tönen entstehender Brunft, das Rudel zusammengetrieben unter der Flucht der „abgekämpften" Gabler und schwächeren Hirsche; der Ort, der unter der Gewalt zunehmender Brunft zur Wahlstatt des oft ergrimmten Kampfes zweier starker Nebenbuhler wird. Schon färbt sich der Osten roth und der Schütze hat sich nach einem kurzen Ueberblick der Oertlichkeit den Plan für sein heutiges Pürschen entworfen. Dort hinter jenem Buchenorte liegt ein Außenfeld und an der Spitze des Vorholzes, gerade über den Kamm der äußersten Felsengruppe, zieht der bekannte „Wechsel" eines Rudels in den inneren Wald hin. Deutlich zeigt der Rauch aus dem kurzen Meerschaum die Windrichtung — sie ist günstig, das Vorholz „unter Wind"; und dort bietet die Buche mit dem Ginsterunterwuchs die beste Deckung. Eben steht der Jäger gedeckt, als das erste Rascheln im Laub ihm das Nahen eines Rudels verkündigt. Jetzt wird's sichtbar im Lichten, das ewig

sichernde, behutsame Altthier, das im wolerrungenen Rechte der Erfahrung „den Kopf führt", d. i. dem Rudel vorangeht. Den ewig klaren Lichtern des Kopfthiers durch seine gute Deckung verborgen, zieht dies dem Anstehenden „vertraut" (sicher) vorüber und bald kommt das ganze Rudel von sechzehn Stück „nachgetrollt". Vorüber ist jetzt Stück vor Stück, die Matrone sowol, als das von dem brunftigen Thiere „abgetriebene" (verjagte) Kalb, vom „scherzenden" (spielenden) Schmalthier bis zum schüchternen, in ehrerbietiger Entfernung vom Platzhirsch sich haltenden Gabler und „Spießer" herab. Doch nun erschallt ein viel verheißender Tritt, ein Schatten taucht auf im Gehölz — und in's Lichte tritt mit einem Male der majestätische Vierzehner, das „Geäß" (Maul), die „Lauscher" (Ohren) und Lichter in den Morgen schickend. Da steht er, der gekrönte Waldkönig, gleich einer letzten Thierruine, an die sich die „hohe Jagd" mit all' ihrem romantischen Zauber knüpft und mit deren Verfall auch der höchste Sport waidmännischen Lebens in's Grab sinkt. Schon hat der Edle den Gipfel seiner Vollkommenheit erreicht: er steht „feist", in Saft und Kraft des sommerlichen Schlemmerlebens, und schon hat die Brunft die charakeristische Zierde dem angeschwollenen dunkelmähnigen Hals aufgedrückt. Aber noch ist der alte Wachtmeister in ihm Herr über die gewaltige Regung der Brunft: denn er sichert bei jedem Schritt und folgt nur langsam dem über den Felskamm dahinziehenden Rudel. Jetzt ist er breit gegenüber dem Schützen, da ertönt urplötzlich das Schreien eines Nebenbuhlers in hohlen Stößen fernher über die Haide. Auf fährt der Hals des Gekrönten, sein Vordertheil wächst gleichsam, das Geweih richtet sich nach hinten und aus dem gehobenen Geäße bricht die dumpfe Donnerantwort der Eifersucht in die Morgenluft. Aber dazwischen erschallt jetzt die ernste Sprache der Büchse aus dem Hinterhalt, und verstummend stürzt der Hirsch zusammen. Schnell wie ein Gedanke eilt der Schütz herbei. Verendet liegt der Capitale am Boden in der Haide. Ein leises Halali jauchzt in der Brust des beglückten Siegers auf und mit glänzendem Blick sieht er, daß Peter den Hirsch jüngst richtig als Vierzehner angesprochen. Waidmanns-Heil Dir, glücklicher Jäger, der Du in solchem Augenblicke noch auf guter „Wildbahn" nach altem Jägerbrauch das Horn an der „Fessel" ergreifen kannst, um mit Deinem Rufe das muntere Echo des Waldes zu wecken und Deine Jägerthat den Genossen in der Ferne zu künden; dreimal glücklich, denn Du stehst noch auf einem kleinen Fleckchen auserlesener Erde, angehaucht von dem süßen Zuge reinen Waldnaturlebens, fern von der Nüchternheit und Prosa des lärmenden, Alles zersetzenden und verschlingenden Materialismus dieser Tage!

Rasch ist der Hirsch mit dem „Bruch" bedeckt und der Jäger zieht mit gehobener Brust, um eine selige Stunde glücklichen Waidwerkens reicher, von Holz, die Kunde, die schon der kleine grüne Eichenbruch auf seinem Hute in die Ferne sendet, heimzubringen und den Braunen vor dem Wildkarren mit der Capitalbeute von Waldpeter bebürden zu lassen.

Der Herr des Hauses.

Erzählung von **Werner Maria.**

(Verf. von „Frau Erchen", „Die Verlobte" ꝛc.)

I.

„Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei."

„Ich muß eine Frau haben! — es ist nicht länger auszuhalten", seufzte der junge Mediciner Lebrecht Sittig recht aus der Tiefe seines Gemüths. „Die vierte Haushälterin innerhalb dreier Wochen! Sollte man nach diesen Erfahrungen glauben, daß die Frauen zum Haushalten geschaffen sind? Glücklicher Adam, der gleich seine Eva mitbekam! — Freilich, hätte man ihn gefragt, wer weiß, was geworden wäre; ich hätte sie bestimmt nicht genommen, diese verführerische unvernünftige Person!"

Verstimmt sah er sich im Zimmer um; so spät es war — keine Spur von Mittagsbrod!

„Verhungern läßt sie mich, geradezu verhungern!" fuhr er fort mit der Miene eines beleidigten Kindes, das man verabsäumt. „Wären wir doch nicht so abhängig von diesem abscheulichen Geschlecht! Ich werde auswärts essen müssen." — Gleich einer Gebirgskette nach und nach sich dem Blick enthüllend, stieg die Reihe der Unannehmlichkeiten vor ihm auf, die sich mit oder ohne Wirthschafterin für ihn bereitete. „Elendes Loch", apostrophirte er sein dunkles kleines Gemach, „warum lieb' ich Dich? — was hält mich so eisern in diesen Mauern fest? Weshalb such' ich immer wieder in Dir die Heimat zu bereiten, die Du doch nicht bist? — Birgst Du das Paradies? — Wann wirst Du Dich mir erschließen?"

Heut' wie es schien, sicher nicht! — Weder die Wirthschafterin noch das Essen ließ sich blicken. Mißmuthig nahm er Hut und Stock und öffnete die Thür. —

Ein sonniger Frühlingstag zeigte sich ihm; strahlend, wie ihn freundlicher kein Mai erdacht. Es war Sonntag. — Fröhliche geputzte Menschen zogen in Schwärmen hinaus, wo es grünte und blühte. — Aus Kammern, dunklen Kellern waren sie gekrochen wie die Schmetterlinge aus den Puppen, ihre bunten Kleider umwehten sie gleich Fittigen. — In den Gärten saß die Menge an vielen gutbesetzten Tischen; die Musik spielte; — vollblühende Büsche umgaben sie — Jeder schien des Elends vergessend für kurze Zeit das Leben wie ein Fest zu nehmen.

Kleine Mädchen in weißen Sonntagsröckchen haschten sich auf den grünen Wiesen; übermüthige Jungen kugelten sich im Grase; Alles war Lust und Bewegung, helle Farben und Licht. —

Lebrecht strich finsterer als ein Regentag an ihnen vorüber. Er hatte die Auswahl; wie die Gärten der Armide lockten und zogen sie die Vorübergehenden, nur ihn nicht. Dort, wo die frisch belaubten Buchengänge standen, trat er endlich ein; es war versteckter hier und ländlicher.

In dem Fliederbosquet, durchflochten von Sonnenstrahlen, vor einladendem Tisch und goldenem Bier, saß ein Mann, breitschulterig, blondhaarig, wie die Helden der Vorzeit.

Mit einem Wonneruf voll Erstaunen begrüßte er den Freund.

„Lebrecht!“ rief er, „Du hier in einem Kaffeegarten?“

„Schlimm genug“, klagte der Angeredete und sah sich mißtrauisch um; „gezwungen hier im Freien zu essen unter diesem Gewühl von fremden Menschen, es ist barbarisch!“

Siegfried lachte. — „Den Tempel Deines Hauses mit dem wirthschaftlichen Drachen kann ich nicht besser finden für diese heilige Handlung. — Was hast Du gegen vergnügte Menschen? — Ein Thier freut sich, wenn es Seinesgleichen sieht und Du!“

„Ich bin eben kein Pferd oder Mops; die Creatur im Ganzen ist mir verhaßt“, antwortete Lebrecht, „für den Einzelnen spar' ich mein Gefühl auf.“

„Glücklicherweise“, rief Siegfried, „hat man darin wenigstens keine Oekonomie nöthig. Die ganze Menschheit unternehm' ich zu lieben ohne bankrott zu werden. — Komm, setz' Dich her, es ist herrlich hier!“

„Die Würmer werden mir in die Suppe fallen“, fuhr Lebrecht mißmuthig fort, „und am Ende gar die Mücken.“ —

„Du träumst; im Wonnemond giebt es keine Mücken. — Hier ist's wie im Paradies; die fröhlichen Menschen verderben nichts. — Sieh nur das reizende Gesichtchen dort unter dem schattigen Hut oder Jene, die ihr Mütterchen so sorglich führt —“

„Ich bin kein Don Juan“, äußerte Lebrecht tugendhaft, „was gehn sie mich an?“

„Alles geht Dich an, was schön, was lieb, was gut ist“, rief Siegfried; „ist es nicht das Leben unserer Seele, ein Anfang zur Seligkeit?“

„Der Anfang der Seligkeit in einem Kaffeegarten!“

„Wo es sei“, fuhr der Lustige fort, „wir müssen uns die Goldkörner zusammensuchen, sie liegen sehr verstreut im Bach des Lebens.“

Schnell wie durch Zauber erschien der gedeckte Tisch vor Lebrecht, einladend, appetitlich, Alles auf das Beste.

Er konnte nicht leugnen, daß es angenehm war.

„Es leben die Restaurationen, Kaffeegärten und so fort“, rief Siegfried; „das ist unsere Häuslichkeit, das ist das wahre Leben für uns Junggesellen! Hier ist unser Tischchen deck Dich, und wahrhaftig, manche Hausfrau könnte uns darum beneiden. — Oftmals denk' ich's, wenn ich am häuslichen Tisch der Wirthin die Angströthe seh' in das Gesicht steigen, weil der Hammel hart oder die Sauce zu dünn ist. — Arme geplagte Sklaven des täglichen Lebens!“

„Du hast eben keinen Sinn für die Häuslichkeit, Siegfried, für dies stille ideale Eiland, nach dem ich steure."

„Mit der idealen Hausfrau unserer Träume — ach, Lebrecht, wenn wir die erst hätten! .... Für mich hat's zwar keine Eile, meine Freiheit ist mir lieber; ich denke mir das so als letzten Ruheposten."

„Ich aber muß eine Frau haben", fuhr Lebrecht heraus, „ich kann's mit den Wirthschafterinnen nicht länger aushalten!"

Siegfried sah ihn erschreckt an. — „In der Eile! Da nimm Dir lieber eine Köchin!"

„Weißt Du nicht", antwortete Lebrecht muthlos, „daß man sich als Junggeselle keine Köchin miethen kann, die nicht sofort Wirthschafterin wird oder sich hat wie eine — darin ist keine Hülfe; ich muß heirathen!" —

„Wenn Du durchaus häuslich sein willst, wird's wohl nicht anders werden — aber überleg' Dir's recht, mir wird himmelangst. Sobald ich daran denke, läuft's mir ordentlich heiß und kalt den Rücken hinunter. — Was fehlt uns eigentlich und was kann uns eine Frau Alles für Noth bringen!"

„Ich habe schon an Manche gedacht", fuhr Lebrecht nachdenklich fort; „aber wenn ich Ernst machen wollte, bekam ich's wie Du mit der Angst. — Welche mag wohl die Rechte sein!"

„Schade, daß der liebe Gott ihr nicht gleich einen Zettel mitgegeben hat", meinte Siegfried; „da wäre man von all' dieser schrecklichen Liebesconfusion befreit."

„Liebe!" wiederholte Lebrecht; „Verliebtheit hat nichts bei meinem Entschluß zu thun — ich will mit voller Ueberlegung und offenen Augen heirathen."

„O weh", sagte Siegfried; „blind kommt man viel leichter dazu. Gehen wir die Mädchen durch; es ist kein Mangel daran und Alles in Allem genommen bist Du keine schlechte Partie."

„Hier im Kaffeegarten!"

„Dichte Hecken umgeben den Platz, Nachtigall und Kukuk allein könnten uns hören; die verstehen sich aber nur auf Liebesaffairen, nicht auf vernünftige Heirathspläne, wie Du sie hast. — Wie wär's mit der schönen Fernanda; vornehm, reich, edel von innen und außen . . ."

„Glänzend wie der Falter", antwortete Lebrecht; „ich bin nicht die Blume, aus der sie Honig saugen würde, Misère müßte ihr mein Leben scheinen; Du thust ihr auch Unrecht, wenn Du glaubst, daß ihre Gedanken je bis zu mir herabgereicht haben."

„Darauf kommt es jetzt gar nicht an, was die Mädchen denken", rief im Eifer, ihm zu helfen, sein Freund, „sondern was Du denkst; das Andere findet sich. Heirathen werden oft wunderbar zu Stande gebracht, plötzlich reichen sich Zwei die Hände, die man meilenweit auseinander glaubte."

„Sie paßt nicht für mich", fuhr Lebrecht fort; „wenn ich sie mir so an meinem Herde denke . . ."

„Wieder auf die Köchin aus!“

„Nenne es wie Du willst; Eine, die für das Haus sorgt . . .“

„Und daneben Deine idealische Gefährtin ist — da kann ich nur zu einer Art Doppelehe rathen. Nimm Dir die reizende Celeste, reich wie eine Märchenprinzeß, und dazu einen tüchtigen Koch. Geld vereinfacht die Wirthschaft —“

„Geld soll nicht Herr im Hause bei mir sein!“ rief Lebrecht; „es bleibt ein Mißverhältniß, wenn die Frau das Geld hat, dazu bin ich zu stolz . . .“

„Und zu wenig verliebt“, ergänzte Siegfried, „weil Du noch solch' ein Rechenexempel anstellen kannst. Wie wär's mit der träumerischen Aurelie?“ . . .

„Träumerisch! — das ist eine gräßliche Eigenschaft für eine Hausfrau — träumen, sie, die eigentlich mit hundert Augen sehen soll, wie Argus . . .“

„Schön wäre das auch nicht gerade“, fiel Siegfried ein, „und manchen Männern sicher nicht recht. Also die praktische Susanne?“

„Praktisch! — schon das Wort ist mir fatal — Die, die Alles zu verstehen glaubt, weil sie eine Mehlspeise einrühren kann — Alles abwägt und eintheilt nach ihrem Küchenrecept. — Frauen, die sich für vollkommen halten, weil sie es nach einer Richtung hin sind, das sind die Schlimmsten, mit denen ist gar nicht auszukommen.“

„Eleonore, das schüchterne Kind . . .“

„Eine dumme Lise ist sie“, eiferte Lebrecht, „deren sechzehn Jahre ihre dürftige Seele schmücken, wie ein Frühlingstag dürres Land — laß sie nur alt werden.“

„Könntest Du sie nicht bilden, erziehen? Es soll ja so reizend sein, sich die Frau aus der Knospe hervorzulocken.“

„Da ist nichts zu bilden“, rief Lebrecht, „wie der Keim so die Pflanze. — Klatschrose wird nie Centifolie.“

„Die kluge, geistvolle . . . .“

„Damit bleib' mir nur vom Halse — Geist ist eine gefährliche Mitgift, noch gefährlicher als Geld. Ich will Herr im Hause sein!“

Hoffnungslos schloß Siegfried. „Eine zu reich, Eine zu arm, Eine zu klug, eine zu dumm, sie haben eben Alle etwas für und etwas wider sich; sonst ist es ein Mädchenflor, wie man ihn selten beisammen sieht, Jede reizend in ihrer Art —“

„Aber meine Art nicht“, fiel Lebrecht ein — „ich hatte etwas in Gedanken . . . .“

„Ach so“, sagte der Blonde lustig, „deshalb passen sie Alle nicht —“

„Wie Du gleich immer losstürmst“, erwiederte Lebrecht bedächtig, „Luzie kannte ich nur als Kind — wer weiß, wie sie mir jetzt gefällt. Ich bin auf dem Lande erzogen, hier in der Nähe bei dem Onkel und der Tante, — seit vierzehn Jahren bin ich fort, weit in der Welt herumgeworfen — wir wurden Freunde in der Zeit. Nun bin ich wieder hier — Du weißt, für die Kinderheimat hat nun einmal Jeder eine

Schwäche. Ich möchte hin — ich bin dort sehr glücklich gewesen. — Du sollst aber mit — Du bist mein besseres Ich und vier Augen sehen mehr als zwei."

„Es kann aber zuletzt doch nur Einer heirathen", sagte Siegfried etwas bedrückt durch den Vorschlag — — „wenn sie nun unser Beider Ideal wäre, welch' ein Unglück!"

„Es sind sechs Töchter dort", antwortete Lebrecht geschäftsmäßig.

„Sechs heirathsfähige Töchter!" rief Siegfried immer mehr erschreckt.

„Alle gewiß vortrefflich erzogen", fuhr der Freund fort; „die Tante ist das Muster einer Hausfrau."

„Fahre lieber allein", bemerkte Siegfried, dessen Angst immer stieg; „ich habe ein wahres Grausen vor dem Heirathen, ich würde Dir keine Ehre machen, ich brauche keine Hausfrau und keine Wirthschaft — ich behelfe mich, wie Du siehst."

„Es zwingt Dich ja Niemand zur Ehe", beruhigte ihn Lebrecht. — „Ich nur will heirathen — das ist doch keine ansteckende Krankheit. — Die Fahrt durch Wald und Feld wird gerade Dir gefallen, mir aber, ehrlich gestanden, leistest Du einen großen Dienst; auch ich fürchte mich... Wahrhaftig, ich wollte, die Operation wäre erst glücklich überstanden!"

II.

„Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Knospen sprangen . . ."

Die Natur trug heut' ihren Heiligenschein; eine Art feierlicher Wonne lag auf der Erde ausgebreitet. Goldige Strahlen zitterten herab zu den Gräsern und stiegen wieder hinauf in die dichtbelaubten Bäume; regungslos standen sie da, Blatt um Blatt in Glanz getaucht, als fürchteten sie im Geflüster den Zauber zu stören.

Der Wagen, in dem die Zwei saßen, zog langsam an all' der Herrlichkeit vorüber, immer den Waldweg entlang, der, sandig, voll von duftigen Kräutern, unter den Rädern hervor würzigen Weihrauch spendete. Aus dem Dickicht tönte der Drossel wildes volltönendes Lied und die Insecten brummten den Chor dazu.

In vollen Zügen genoß Siegfried die leichte linde Luft; so mag dem Fisch sein, wenn er aus dem Trocknen in sein Element, in den silbernen Bach kommt, in dem er allein vermag zu athmen.

„Lebrecht", rief er, „warum haben wir uns von der Natur entfernt, warum ist den meisten Menschen der größte unschuldigste Genuß, die Freude an einem solchen Abend so selten gegönnt? Da sitzen sie, werden kahl und grau an ihren Arbeitstischen und haben nicht einmal Zeit, aufzusehen, wenn das Frühjahr kommt, um mit seiner belebenden Kraft uns ewig jung zu erhalten wie die Erde!"

„Mit der Jugend hat's nicht viel auf sich", sagte Lebrecht und zog den Rockkragen herauf gegen die kühle Abendluft; „wie Dir hier in der

freien Luft ist mir zu Muth in meinem Zimmer zu Haus — die Lampe leuchtet — still und doch beredt stehn um mich her meine Freunde, die Bücher, jedes verschließt eine Welt größer und schöner als Dein Waldfleckchen. Auch mir wird das Herz weit dabei — wenn ich fort bin, hab' ich Sehnsucht danach und nur eins fehlt mir darin — eben die geträumte Hausfrau, die diese leidige Wirthschafterin ersetzt, welche mir, wie bei Euch im Wald die Raupen, alle Herrlichkeit zerstört. — Sind die Bäume gewachsen!" fuhr er fort, als sie sich einer großen Lindenallee näherten.

„In vierzehn Jahren wächst schon Manches, was man nicht sieht, wenn man in der Stube bleibt", meinte Siegfried.

Sie hielten vor einem altmodigen Herrensitz. Auch hier bildeten mächtige Linden den Vorplatz. Die Hunde bellten, rissen an den Ketten, die Hühner flatterten und gackerten; aber trotz dem gewaltigen Lärm ließ sich kein menschliches Wesen sehen.

„Sie sind nicht sehr zuvorkommend, Deine Verwandten", sagte Siegfried; „wir hätten uns anmelden sollen."

„Anmelden! — verstehst Du nicht, daß ich sie überraschen will, ihnen so recht unvorhergesehen in das Haus fallen, damit sie mir nichts vormachen können."

„Die armen Leute! Das ist ja aber eher wie ein Polizist, der einen Dieb ertappen möchte, als wie ein Bräutigam, der die Braut sucht."

„Zum Beispiel", fuhr Lebrecht fort, „das sieht hier schon sehr liederlich aus! — Wußten sie, daß Gäste kommen, sie hätten es gewiß glatt gemacht."

„Liederlich", rief Siegfried, „nennst Du diese prächtige Hopfenranke, die sich, umwoben von sternengleichen Winden, um die Kletterhecke schlingt —"

„Ja, liederlich", wiederholte Lebrecht; „in der Nähe des Hauses muß man überall die Hand fühlen, die beschneidet, in Form hält, nichts wild wachsen läßt — Du, ein Architect, müßtest das doch verstehen."

„Ich hasse jede Knechtschaft", antwortete Siegfried, „mir wird so bedrängt dabei zu Muth, sei ich nun Herr oder Sklave. Nebenher, wo der liebe Gott selbst die Unordnung macht, gefällt sie mir immer. Lebrecht, ich entzücke mich an dieser Verwirrung. Wir Künstler finden überhaupt ganz andere Dinge schön als ihr. Eleganz macht uns Grauen — Ordnung oft auch."

„Also für Dich, Siegfried — die liederliche Hausfrau!"

„Immer Dein altes Steckenpferd! Nein, für mich die Hausfrau, die dem prosaischen täglichen Leben den Reiz der Poesie zu geben weiß; ohne engherzigen Ordnungssinn materielle Dinge, die uns so leicht über den Kopf wachsen, im Zaum zu halten versteht durch den Flug ihres Geistes, der fröhlich über dem Staube schwebt, wie die Lerche in den Lüften — mit einem Wort, unser Ideal! Unter dem thue ich's nun einmal nicht!"

Bei diesem Gespräch waren sie durch das Haus gegangen; wie ein verwunschenes Schloß lag es da. — Im Garten hofften sie Jemand zu

treffen. Lebrecht, durch die alten Plätze lebhaft in die Vergangenheit versetzt, träumte von seinen Kinderzeiten. —

„Luzie war sehr wild damals", hub er an; „immer in Verlegenheit, in Noth um einen Retter. Ich sehe sie vor mir, mit ihren langen schwarzen Zöpfen und dem etwas derben rothwangigen Gesicht, kräftig und gesund wie ein junges Füllen — das lieb' ich an den Frauen, nur keine zarte interessante kränkliche Zierliese."

Ein alter Bediente kam in Sicht, einer von denen, die wie die alten Stämme dem Boden zu gehören scheinen, auf dem sie stehen.

„Job, alter guter Job — lebst Du noch?" rief ihm der junge Arzt zu, seine runzlige Hand ergreifend.

„Ja, mit Verlaub", antwortete der Alte freundlich grinsend, „wenn Ihr erst so weit seid, wird's Euch nicht Wunder nehmen, daß man so lang lebt. Ein Jahr nach dem andern vergeht ganz sachtekens, man merkt's kaum, nur an der Jugend, die wie die Pilze aufschießt, hinter Einem, vor Einem, und sagt — alter Job, seid Ihr auch noch da! — Ihr seid auf Eure Manier auch ganz hübsch groß geworden, Herr Lebrecht —"

„Das glaub' ich", antwortete der junge Mann; „ich konnte doch nicht immer zwölf Jahr bleiben."

„Na — außer dem bischen Größe", meinte Job, „seid Ihr noch ganz wie vor vierzehn Jahren; grad' so gesetzt und verständig saht Ihr aus in Jacke und Pumphöschen, als Euch die Tante mitbrachte aus der Stadt. — „Ein Junge wie ein alter Herr", sagte die gnädige Frau damals, „der wird uns keine Noth machen." — Und so war's auch — nie eine zerbrochene Fensterscheibe — kein Loch im Kopf."

„Schon gut", unterbrach ihn Lebrecht, der das Bild seiner tugendhaften Jugend dem lustigen Freund nicht gönnte. — „Wo ist Deine Herrschaft?"

„In die Stadt gefahren", antwortete der Alte; „die Rieke hat einmal wieder alle Töpfe zerbrochen und der Kutscher besäuft sich, es soll ein anderer genommen werden, Strümpfe für die Fräuleins besorgt — die reißen Euch Alles kurz und klein — kurz und klein", wiederholte er glorreich mit dem Kopf nickend. — „Wir haben keine Jungens, seht, das ist unser Kummer; aber Gott sei Dank, unsere Mädels sind wie die Jungens." —

Siegfried lachte.

„Ich sage Ihnen", fuhr der Alte begeistert fort, „schwarz wie die Mohren kommen sie manchmal nach Haus. Na, der Herr Lebrecht wissen wohl, so fett wie unsere Luzie ist doch Keine wieder geworden. Wißt Ihr noch, wie sie in den Graben fiel und das neue Kleid verdarb? — Dort unten standet Ihr am Bach und wuscht wie die beste Waschfrau, damit nur das Bräutchen keine Schelte bekam. — Sie hießen Braut und Bräutigam", wandte er sich erläuternd an Siegfried.

„So", fiel der lachend ein, — „jetzt kommt man hinter Deine Schliche." —

Lebrecht zog aber ein saures Gesicht. „Kindereien!“ murrte er. „Job, ich möchte die jungen Damen sehen.“

„Junge Damen“, kicherte Job; „na — wie man's nehmen will — auf die Weihnacht war unser Fränzchen sechzehn Jahr; dort unten sind sie am Bach; vom Vetter Lebrecht wissen sie wohl.“

„Mir ist die Zeit verschwunden wie ein Traum, Siegfried“, sagte der Arzt, als sie in die Allee einbogen. „Nur das rothwangige Kind seh' ich vor mir; von den Anderen weiß ich nichts.“

„Was! — dort bist Du erzogen und weißt von Nichts — kein Verkehr, kein Brief — nichts — nichts —!“

„Briefe? — Ich halte nichts von Briefen; wichtige Dinge kann man ja telegraphiren. Frauen mögen sich schwatzhaft mit der Feder ihre kleinen Leiden und Freuden anvertrauen — ich habe die Heimat deshalb, wie Du siehst, nicht weniger im Herzen behalten.“

Sie waren durch den hohen Lindengang bis an den klaren Bach gekommen, eine Blüthenhecke verbarg sie Denen da drunten. Sprudelnd hüpfte das Wasser über die Steine, glänzend und lustig. Wo das Laubdach Platz ließ, guckte die Sonne durch und beleuchtete, was dort vorging. Auf dem bemoosten felsigen Vorsprung saß ein Mädchen, die üppig gewellten Haare, unvollkommen zusammengefaßt, hingen ihr nachlässig über die Augen, leinenes Röckchen, lederner Gurt, blaue Strümpfe vollendeten den durchaus nicht gepflegten Anzug. Aber ein Glanz von Jugend und Gesundheit lag auf ihrer Gestalt, der es mit jedem Putz aufnehmen konnte. Drei kleine Mädchen, das vierte lag ihr im Schooß, folgten gespannt ihren Bewegungen. Mit einem improvisirten Netz suchte sie eifrig die kleinen Gründlinge des Bachs in ihr Verderben zu locken — selten gelangs, dann und wann aber zog sie doch eins oder das andere heraus. Endloser Jubel folgte. Mannigfache Tropfen aus der Quelle funkelten wie Diamanten an den Kinderhänden; hatten sie sich satt gesehen, warfen sie den kleinen Fisch mit demselben Freudengeschrei wieder in die kühle Fluth, das Wasser spritzte hoch auf und netzte sie und die Blumen rings umher.

Siegfried war ganz versunken in den reizenden Anblick. Lebrecht aber wandte sich enttäuscht und unbefriedigt um.

„Luzie ist nicht dabei“, sagte er; „wo hatte ich meine Gedanken, sie war ja die Aelteste aus einer anderen Ehe — dies mußten ja Alles Kinder sein.“

„Kinder!“ rief Siegfried und wies auf die blühende Jungfrau.

„Kindische Kinder; die Jahre machen's nicht allein oder die Größe. — Solch' ein dummes zweckloses Spiel — wenn sie erwachsen ist, sollte sie sich schämen es anzugeben. Einen Schnupfen werden sie sich holen und sieh nur — das Kleinste wird gleich in das Wasser fallen . . .“

Gerade noch zu rechter Zeit erwischte Lebrecht das Kind, wie es mit hocherhobenem Röckchen Miene machte, in den Bach zu steigen, weil ihm der Fischfang zu langsam ging.

Als wäre ein Geier unter die Tauben gefahren, stob die bestürzte

kleine Gesellschaft auseinander; undankbar zappelte und schrie die Gerettete in seinem Arm.

Siegfried stand vor Fränzchen und verwickelte sie in eine lange Erklärung über Dreistigkeit und Vetterschaft, von der er selbst zuletzt nichts mehr verstand; sie aber schlug rathlos die blauen Augen auf und frug, ob er ihr Vetter sei.

„Ich bin's", fiel Lebrecht ein; „aber Ihr junges Volk wißt nichts vom Vetter Lebrecht, das kann ich mir schon denken."

„Doch, doch", schrie der kleine Chor; „Luzie hat uns genug davon erzählt!"

„Du wirst uns immer zum Muster gestellt", fing eine naseweise kleine Dirne an, „wenn wir wild sind; dabei gesagt: „Und das war sogar ein Junge!" — Dürfen denn die Jungen immer unartiger sein, als die Mädchen?"

„Hast Du Dir wirklich nie die Füße naß gemacht oder den Rock befleckt?" frug ein neugieriges kleines Stumpfnäschen mit erforschenden blauen Kinderaugen, die Einem bis in die Seele gingen. Lebrecht konnte den Blick aushalten.

„Nein, nein" — antwortete er, im Bewußtsein seiner Tugend im Ganzen, über die Einzelheiten weggehend; „ich that nie, was ich für Unrecht hielt. — — Aber wo ist denn Schwester Luzie, die sich meiner so freundlich erinnert?"

„In der Stadt!" riefen Alle, außer Fränzchen, „sonst wären wir wol nicht hier; sie erlaubt uns nie, am Wasser zu spielen, heut hat Fränzchen das Regiment."

„Luzie thut sehr recht, es Euch zu verbieten", sagte Lebrecht steif; „im besten Fall verdirbt es die Kleider, geht nach Hause und trocknet Euch."

Fränzchen stieg eine hohe Gluth in das Gesicht; sie nahm das Kleine auf den Arm und ohne viel Abschied verschwand sie hinter den Bäumen.

„Abscheulich", sagte Siegfried empört, „Du hättest nicht unfreundlicher sein können."

„Du vergißt", antwortete Lebrecht, „daß Fränzchen meine Verwandte ist, der ich die Wahrheit schuldig bin."

„Wer weiß, wie betrübt das liebe Gesicht jetzt ist! Sie weint vielleicht", fuhr Siegfried, sich steigernd, fort.

Ein Gekicher in der Laube über ihnen wie von Spottvögeln antwortete dieser trübseligen Bemerkung — durch das Grün schimmerten die Kindergesichter und am hellsten lachte Fränzchen.

„Sie lacht, sie lacht", jubelte Siegfried; „ich hätte sie nicht für so verständig gehalten —"

„Verständig — abgeschmackt ist's, wie ihr Spiel."

„Sie ist noch ein Kind, Lebrecht."

„Nun ist sie plötzlich ein Kind! So verdirbt man die Frauen."

„An unsere ideale Hausfrau dachte ich eben nicht; ich gebe zu, für

sie wäre die Stellung hier oben im Lindenbaum etwas sonderbar gewesen."

Am Thor fanden die Beiden ihre Gäule erfrischt und ihren Kutscher sammt dem alten Job etwas angeheitert.

„Na", rief der Alte, als er ihrer ansichtig wurde, „das sind Mädels — nicht wahr! So Etwas sieht man nicht alle Tage. Sie kommen doch wieder, Herr Lebrecht, wenn unsere Luzie zu Hause ist? Das war ja doch immer ihr Verzug. Mein Himmel, was haben Sie von der für Püffe und Unart ausgehalten, es war eine richtige Range und jetzt — ich wollte, sie gäb' mir 'mal wieder so einen Derben wie damals oder kletterte auf den großen Kirschbaum —"

„Die Zeiten sind vorüber", sagte Lebrecht; „man wird verständig mit den Jahren."

„Der ist der Verstand von einer andern Seite gekommen. Ihr würdet sie nicht wiederkennen — weiß wie ein Hemd — und lang wie eine Bohnenstange. Sie ist krank, unser armes Fräulein."

„Krank?" rief Lebrecht erschreckt.

„Nu ja, oder nervenschwach, wie's der Herr Doctor nennt; mit einer Feder könnt Ihr sie umstoßen. Sie weint, man weiß nicht weshalb, und lacht, man weiß nicht warum. 'S wird eben Keiner klug daraus."

„Wie kam's? Wie ist das aus dem blühenden Kind geworden?"

„Es ist eine recht dumme Geschichte", meinte Job. „Ihr wißt, Fräulein Luzie war dreister als ein Husar. — Haase! hat sie wie oft zu Euch gesagt, wenn Ihr nicht mitwolltet. Einen schwachen Punkt muß aber doch jeder Mensch haben. So wenig die kleine Dicke danach aussah, mit einer Gespenstergeschichte konntet Ihr sie todt machen."

„Nie erzählt' ich ihr dergleichen dummes Zeug", fuhr Lebrecht heraus.

„Ihr nicht, aber Andere; meine Alte zum Beispiel. Wo Einer ein Loch im Rock hat, findet sich bald Einer, der den Finger durchsteckt. Also — sie schlief doch oben allein in der großen Dachkammer. Um Mitternacht, wir haben's später aus ihr herausbekommen, hört sie Einen schnarchen — auf und ab wie 'ne Orgel. — Schnarchen! mir wär's ganz beruhigend gewesen; wer schläft, sündigt nicht; sie aber kriegt's mit der Angst — horcht — sitzt hoch auf — immer und immer, grad' wie unter ihrem Bett — regungslos sitzt sie da, wagt nicht rechts, nicht links zu sehen, wagt nicht herauszugehen. Stundenlang sitzt sie Euch so in wahrer Todesangst. Endlich wird ihr das Herz zu groß; mit einem letzten Entschluß springt sie auf — fühlt, daß sie Einer faßt — hält — mehr weiß sie nicht. — — Wir fanden sie auf der Erde lang ausgestreckt in Krämpfen; ihr Nachtgewand gefaßt von einer Krampe an der Bettstelle. Was glaubt Ihr, war der Grund? — Der Förster hatte einen Fuchs gegriffen, den wollte er morgen den Kindern zum Präsent machen; wir hatten ihn heimlich dort oben Wand an Wand mit Fräulein Luzie einquartiert. Den hörte sie schnarchen und wahrhaftig, ich sage Euch, er schnarchte wie ein Mensch. Seit dem Tage

Digitized by Google

war's aus mit Fräulein Luzie's rothen Backen; was so 'n Fuchs und eine alte Bettkrampe machen können", schloß der alte Job weise. — „Nichts hilft, kein Bad, kein Arzt — auch heut fragen sie wieder Einen. Aber die Natur ist nun einmal aus dem Geleise gekommen. Probirt Ihr's doch einmal, Herr Lebrecht, Ihr seit ja Arzt und wußtet immer am besten mit unserer Luzie umzugehen."

Lebrecht sagte nichts darauf, schüttelte dem Alten die Hand und stieg mit Siegfried ein, der für sein Theil eifrig versicherte, sie würden wiederkommen.

Endlich fing der junge Arzt an:

„Es ist besser so; überdem ist sie meine Verwandte, da wäre es so wie so nicht vernünftig gewesen."

„Ach", sagte Siegfried, „daran denkt man nur, wenn sie Einem nicht gefällt."

„Durch und durch krank, wie es scheint", fuhr Lebrecht fort; „vollständig zerrüttetes Nervensystem, vielleicht überhaupt Anlage zu Krämpfen in der Familie . . ."

„Lebrecht!" rief Siegfried entrüstet; „wenn ich nicht wüßte, daß Du blos vernünftig sein willst, ich müßte Dich für ein Ungeheuer erklären. — Du interessirst Dich für Deine Verwandte und so bald Du erfährst, daß sie unglücklich ist, Deiner Liebe erst recht bedürftig — ist es aus damit."

„Ich würde das Unheil nur größer machen und mich hineinverwickeln", antwortete Lebrecht verständig.

„Schäme Dich", fuhr enthusiastisch Siegfried auf, „das ist wieder diese elende Weltweisheit, die nicht sieht, wie sie selbst hier überall zu kurz kommt — sich salvirt und in Acht nimmt, wo sie kann. Von daher diese Flucht vor Allem, was dem Körper schaden kann — mit der Seele ist sie nicht so ängstlich — von daher diese Trennung der Glücklichen und Unglücklichen, schlimmer wie jeder Standesunterschied . . . Der Elende ein Paria, wie es nirgends Einsamere giebt!"

„Du verlangst doch nicht, daß ich zum Beispiel einem Aussätzigen die Hand reiche?" frug Lebrecht spöttisch.

„Wenn er sie braucht, ja!"

„Ueberspannte Ansichten! Glücklicherweise steht es nicht so zwischen mir und Luzien, wir kennen uns ja nicht, es war nur so ein Jugendtraum, die verfliegen fast immer. Aber gesetzt, ich liebte sie — male Dir die Folgen solcher Ehe aus — ich bin zu human, Dir die Erfahrung davon zu wünschen, mich selbst werde ich davor zu hüten wissen. Sieh doch einmal klar, romantischer Freund! Die Hausfrau, das Haupttriebrad der Maschine, immer zerbrochen, krank, eine Last, statt einer Hülfe. Wenn ich nach Hause komme, nach all' dem Elend draußen in der Welt, dies doppelte in meinen vier Wänden! Wäre ich nicht Arzt und wüßte nicht, was es heißt, Kranke pflegen — Nervenkranke besonders mit ihren tausend Launen! Ich habe einen Schauder vor diesen modernen hyperzarten Frauen, die nichts pflegen können, weder

Mann noch Kinder. Gesund sei die Hausfrau an Leib und Seele, das hängt immer zusammen."

„Nimm sie Dir heut'", rief Siegfried, „derb, rothwangig wie ein Fischweib, und morgen schon kann sie Gott in die Kranke verwandeln, die Du fürchtest."

„Morgen steht nicht in meiner Hand, aber das Heut' gehört mir."

„Ist das so sicher?" frug Siegfried nachdenklich, und das Spiel an der Quelle erschien neckend vor seiner Seele.

„Also, was wird aus unserer Brautfahrt? Eine neue Haushälterin?"

„Was da will", rief Lebrecht unwirsch, „nur keine kranke Frau und noch dazu eine neue Haushälterin. Da käme ich ja aus dem Regen in die Traufe!"

III.

„Weil ich nicht anders kann,
Als nur Dich lieben."

Acht Tage darauf saß mit langer Pfeife und Zeitung Lebrecht Sittig vor seiner morgentlichen Tasse Kaffee. Plötzlich ward die Thür aufgerissen und in der Fluth Sonnenschein, die durch die geöffnete eindrang, stand wie in goldenem Licht Siegfried's kräftige Gestalt. Sein Gesicht lachte ordentlich um die Wette mit der Sonne und es schien, als sei mit seinem Eintritt eine neue Atmosphäre eingedrungen, bis in das letzte Eckchen hinein strahlte Alles und die Papiere des Schreibtisches flatterten und flogen wie lustige Vögel.

„Schließ' doch die Thür, es zieht", rief ihm der Freund empört zu — „Du siehst ja, daß ich zu Hause bin; nicht Jeder hat eine Riesennatur wie Du und kann diesen eisigen Zug vertragen." Damit zog er den Rock ängstlich um die feinen Glieder.

„Das macht", sagte der Ankömmling und schloß behutsam, anders als man von ihm gedacht, die Thür — „mit meinem Besuch hat es eine eigene Bewandtniß."

„So!" meinte Lebrecht gedehnt, hörte aber nicht auf, zu rauchen.

Der Andere hatte offenbar mehr Aufmunterung erwartet; er saß ihm gegenüber, die Arme verschränkt, und blitzte ihn aus seinen blauen Augen an — sagte aber nichts.

Nun fing Lebrecht endlich an: „In Dich hineinsehen kann ich nicht — was giebt's?"

„Lebrecht", antwortete der junge Mann und schöpfte tief Athem — „ich bin verliebt." —

„Wenn's weiter nichts ist", sagte der Andere; „das mußte so kommen, es war zu herrliches Wetter und Du bist sehr empfänglich dafür. Einmal, sagt man übrigens, passirt es Jedem, der nicht recht Acht giebt — besonders im Frühjahr."

„Ich sagte: verliebt", fuhr der Blonde fort, „versteh' mich nicht falsch. Ich liebe sie wie mein Leben."

„Das will Nichts heißen; wenn man sein Leben jedesmal dabei einsetzte, würde die Sache nicht so oft spielen. Verlieben wirst Du Dich noch manches Mal. Die Liebe hat eben neun Leben wie die Katze, dort ist sie todt, hier steht sie wieder auf; wer wird gleich das erste Mal anbeißen! . . ."

Schlau lächelnd sah ihn Siegfried an. „Ich fürchte", sprach er, „ich großer, dicker Fisch habe schon angebissen — ich bin so gut wie verlobt!"

„Bedenke doch!" fuhr Lebrecht, aus seiner Ruhe geschreckt, auf.

„Was ist da zu bedenken?" antwortete Siegfried. „Ueber die Zeit bin ich hinaus; ich gehöre ihr — Seele und Leib. Ich glaubte Dir nichts Neues zu sagen", fuhr er fort, „Du hast ja gesehen, wie es Schritt für Schritt mit mir ging, vom ersten Abend an, als ich sie mit den Geschwistern sah . . . Es ist gar nichts Erstaunliches dabei und ist ganz nach und nach gekommen."

„In acht Tagen!"

„Sind es wirklich erst acht Tage her? Mir ist, als hätte ich sie mein Lebenlang gekannt."

„Abgedroschene Redensart aller Verliebten!" Die Pfeife war ausgegangen; Lebrecht Sittig stand vor dem Freund.

„Ich habe Dich lieb", sagte er, und seine Stimme klang bewegt; „sonst würd' ich denken: haben sich so Viele zu Narren gemacht, mag er es auch thun. Der Schritt, der Dir bevorsteht, ist entscheidend für Dein Leben; thue ihn nicht leichtsinnig."

Aber der verstockte Sünder lächelte fort und sagte: „Daß sie reizend ist, mußt Du doch zugeben, frisch wie der Gebirgsbach, übermüthig, glänzend, neckisch wie er."

„Ehen mit solchen Nixen sind den Sterblichen nie gut bekommen."

„Und immer wieder", antwortete Siegfried mit einem komischen Seufzer, „haben solche Nixen die armen Sterblichen verlockt —"

„Was ist aus Deinem Schwur, Deinem Ideal geworden?"

„Was so oft in der Welt daraus wird", entgegnete der Blonde demüthig.

„War Das die Frau unserer Träume, das vollkommene Weib, welches ein patriachalisches Leben an unserm Heerde verwirklichen sollte — die edle Erscheinung, die nach unserm Willen in weiser Mäßigung uns das Haus gestaltet, eine Stütze, eine Hülfe und wieder in demüthiger Liebe dem Hausherrn unterthan? Paßt Die in das Bild, das wir von unserer Zukunft entworfen? Verführerisch ist sie, Eva's echte Tochter. Wer weiß, wozu sie Dich noch Alles verlockt!"

Es schien etwas Treffendes in der Sache zu liegen. Konnte Siegfried wissen, wie weit ihn die Macht führte, die ihn jetzt ganz beherrschte? Bedrückt schwieg er ein Weilchen; dann aber brach er in helles Lachen aus!

„Zu komisch", sagte er, „daß meine Liebe so verschieden ist von meinem idealen Hirngespinnst. — Verblaßt ist's davor, wie ein grauer,

lebloser Schatten. Laß mich zufrieden mit der heiligen Frau meiner Gedanken, Eva's Töchter sind sie schließlich Alle, und wir Adam, der in den Apfel beißt."

„Ich begreife auch meine Tante nicht; so klug, so haushälterisch in allen Dingen, erzieht diesen Schmetterling! . . ."

„Gerade deshalb! Hast Du nicht gemerkt, wirthschaftliche Mütter erziehen immer unpraktische Töchter, weil sie sie eben zu nichts zulassen. — Bei mir ist freies Feld."

„Unbrauchbar, unzuverlässig", fuhr Lebrecht fort; „hast Du gemerkt das einzige Mal, als ihr die Schlüssel anvertraut waren — weg sind sie und ein Rumor, eine Unbehaglichkeit —"

„Unbehaglichkeit — nein, davon habe ich nichts gemerkt; nichts als Wonne in ihrer Nähe", rief Siegfried. „Gieb mich auf, ich bin nicht mehr zu retten, ich habe nun einmal mein Herz an diese kleine Nixe verloren, die nichts versteht als Fische und arme Leute fangen."

„Schon die Art, in der Du von Deiner Liebe sprichst, zeigt, daß es Dir nicht tief geht", sagte Lebrecht verstimmt.

„Das Leben wird es zeigen", rief Siegfried. „Liebe ist verschieden — meine ist fröhlich, — Mein Herz geht in Sprüngen und kann nicht ruhig sein. — Heut' — heut' geh' ich hin — sie liebt mich, Lebrecht!"

„Warum kamst Du mich um Rath fragen, wenn Alles schon eine abgemachte Sache war?" sagte der Freund beleidigt.

„Rath", wiederholte Siegfried, „Rath wollte ich nicht, Mitgefühl, Freude, Wonne — aber ich seh', dazu bist Du zu vorsichtig, vielleicht über ein Jahr, wenn wir uns recht gut vertragen."

„Spotte nicht", antwortete Lebrecht, „wenn es gut ausschlägt, so ist es unverdientes Glück — in acht Tagen! Solch ein unerfahrnes, übermüthiges Ding — — Du hast leichtsinnig gewählt."

„Gewählt!" wiederholte Siegfried, indem er aufstand. „Denke an mich; es überfällt Einen wie das Schicksal und Jeder hat nachher danach zu handeln. Gieb mir die Hand; traurig durftest Du nur sein, wenn ich nach Geld, nach irgend äußeren Vorzügen mir die Frau gesucht hätte — ich fühl's — so wenig sie unseren Träumen gleicht, diese hat mir Gott geschenkt!"

IV.

„Du bist vom Himmel mir beschieden."

Gerade als hätte er vom Freunde die kräftigste Ermuthigung erhalten, ging Siegfried direct auf die Freite. — Lebrecht sah ihn vom Fenster aus die Straße mit mächtigen Schritten hinuntersteigen, wie Jemand, der in sein Verhängniß schreitet.

„Das ist wieder einer von den Verlorenen", dachte er; „Einer, der nicht weiß, was er thut. Nun, er mag es auf seine breiten Schultern nehmen, ich hab' ihn genug gewarnt. . . Sollte ich unter meinen

Freunden der einzige Vernünftige bleiben — das verlobt sich links und rechts auf die unverständigste, unpassendste Weise."

Er setzte sich in seinen Studirwinkel, nahm die Arbeit, tauchte die Feder ein, aber Siegfrieds Liebessturm hatte ihn doch so weit aufgeregt, daß er statt der Lettern auf dem Papier die ideale Hausfrau seiner Gedanken hin und wieder tanzen sah, mit den unterthänigsten Gefühlen und Bezeigungen für ihn; wie sie in seine Arme sank und ihn um Himmelswillen bat, ihr doch zu gestatten, ihn lieben zu dürfen.

Der Freund dagegen, tapfer wie sein Vorfahr vergangener Zeit, ging sorglos der Wirklichkeit entgegen; — auch er ein Held, ein adeliger, wenn ihr wollt. Der Name thut nichts zur Sache, aber die Vorfahren, mögen es nun Bürger oder Fürsten gewesen sein, wenn es nur Edle waren, eine Schaar reiner, hoher Gestalten, bereit für uns einzutreten sobald die Welt uns messen will nach der eignen kurzen Spanne Leben, in der dem Einzelnen so selten der Augenblick kommt, sich hervorzuthun. Verlöschend geht der Strom der Zeit drüber hinweg; Alles was wir thun, Wenige ausgenommen, wie klein, wie ungenügend! — Immerhin; aber dennoch Etwas, wenn es sich wie das Glied einer goldnen Kette der Vergangenheit anreiht. Diese goldne Ordensketten der Thaten seiner Vorfahren trug der junge Mann. Siegesmuthig zog er aus wie ein Olympier, kein Schatten auf der hellen Stirn; kein Zweifel — die Geliebte gehörte ihm wie Eva dem Adam, wie das Weib dem Manne.

Vogelsang und Blüthenduft vollendeten, ihn ganz zu berauschen; die Welt schien ihm ein Paradies. Vetter Lebrecht stand draußen Arm in Arm mit der Vernunft, Siegfried sehnte sich nicht zurück nach ihm, im Gegentheil, er war froh, daß er wenigstens drin war. Ohne sich umzusehen, warf er die Zügel seines Pferdes dem alten Job zu.

„Sachte — sachte" murmelte der Alte hinter ihm her — „die Jugend hat eine Eile, als wäre morgen der letzte Tag. — Das sieht ja verwunderlich aus. Ich bin schlauer als ihr denkt", fuhr er im Selbstgespräch fort — „das war so 'n Bräutigamsschritt, oder der alte Job versteht sich nicht mehr darauf. Ja, hinein springen sie wie die jungen Füllen, aber wenn nachher Sattel und Zaumzeug so recht drückt! — — na, ich will nichts gesagt haben, es war doch hübsch, wie meine Alte noch lebte. Job, sagt se, und die Thräne kullert ihr über die dicke Nase, Job, sagt se, Du bist wieder bei der Schnapsbuddel gewesen. — Ja, Mutterchen, sag' ich ganz fidel, das geht Niemand an, davor bin ich Herr im Hause. — Ach was, sagt se und flennt ganz beweglich, die Schnapsbuddel ist bei uns Herr im Hause! — So sag ich — deshalb muß ich so viel trinken. — Die gute Dicke! es war eine schöne Zeit..."

Siegfried suchte unterdeß die Geliebte. Vater und Mutter waren vergessen. Sie wollte er sprechen, nichts Fremdes sollte dazwischen sein.

Fränzchen sah ihn kommen, absteigen, in das Haus treten. Die muthwillige Grazie bekam ihren ersten Todesschrecken, es überlief ihr die Seele wie ein kaltes Bad. — Sie wußte weshalb er kam; wählen sollte sie zwischen dem fremden Mann und der Heimat. — Wählen! —

sie sagte mit Siegfried: da ist nichts zu wählen. Ihre Gespielinnen, einige ältere, hatten ihr erzählt von der Wonne der Brautzeit — sie dachte darüber nach und konnte das Gefühl nicht finden, nur die fremde Macht, die über sie kam und sagte: ich bin Dein Herr! — Herr! — sie liebte keinen Befehl; wer liebt den? — wer liebt nicht die goldene Freiheit, die Gott uns selbst im höchsten Sinn in die Hand gegeben hat? Aus Liebe sollen wir es thun, sonst ist es ihm nichts werth. Hier aber, grad in der Ehe, sie wußte es vom eignen Haus, ist Tyrannei sanctionirt, Knechtschaft üblich, Freiheit die Ausnahme. — Würde ihr Gefühl für Siegfried stark genug sein die Fessel zu tragen? — was zwang sie in seinen Arm, was zog sie hinüber zu ihm und öffnete wie eine Kluft zwischen ihr und dem Vaterhaus? — Bis in ihr Dachkämmerchen war sie hinaufgekrochen — (da standen noch allerlei Kindereien, ja gar noch die Puppe, eben verlassen — nicht vergessen) — sie war noch so jung, kaum sechszehn Jahre.

„Wer immer klein bleiben dürfte oder dumm wie Du", seufzte sie und sah auf das stereotyp lächelnde Gesichtchen, das aus dem weichen Bettchen rosig hervorleuchtete — „ich fürchte mich . . . Hier wird er nicht herkommen, hier bin ich sicher, erst muß er doch die Eltern fragen."

Aber sie irrte sich — Siegfried hatte den Weg gefunden; leise pochte er und rief ihren Namen. Sie hörte es wol und erkannte die Stimme, aber sie machte nicht auf und antwortete auch nicht.

„Warum geht er nicht erst zu den Eltern, wie sich's schickt?" dachte sie grollend; „der scheint mir wenig Umstände zu machen."

Er pochte noch eine Weile und rief dann noch einmal leise ihren Namen; dann wurde alles still. Langsam hörte sie ihn die Stufen hinabsteigen — ein Grauen ergriff sie — „er verläßt Dich! Du hast ihn verloren, auf immer verloren!"

Angsterfüllt, hastig riß sie die Thür auf. — „Siegfried!" — mehr brachte sie nicht heraus. Mit einem Sprung und Schrei des Entzückens war er wieder oben; er hatte wollen eine lange Rede halten, jetzt aber ging er auf sie zu mit ausgebreiteten Armen. Erschrocken über seine Dreistigkeit wich sie zurück bis in den hintersten Winkel ihres Kämmerchens und machte ihm von dort aus einen rührend verlegnen schüchternen Knix, wie um die Grenze der Form als Abkühlung zwischen ihnen aufzustecken. Als der starke Mann das arme junge Ding so vor sich sah, voll Furcht zitternd und doch sein eigen, strich über sein kräftiges Gesicht ein Schein göttlichen Mitleids, seine Liebe wuchs und schoß auf, als wollte sie gen Himmel. Er dachte Lebrecht's und lächelte; „gerad als ob man den Wolf vor dem Lamme warnt", sagte er zu sich.

„Fränzchen", fing er an, „warum fürchtest Du Dich."

„Weil Du mich den Eltern fortnehmen, weil Du mich heirathen willst", antwortete sie trotzig vor Angst.

„Das habe ich alle Tage gewollt, vom ersten da ich Dich sah — Du kannst ja Nein sagen — auf Dich kommt es ja noch an."

Er faßte ihre beiden kleinen Hände und umschloß sie fest mit seinen großen Tatzen.

„Ich liebe Dich, wie Du weißt", sagte er, da brauchst Du Dich nicht vor mir zu fürchten; magst Du nun Ja oder Nein sagen, an mir ist nichts mehr zu ändern, auf alle Fälle hast Du keinen Schaden davon; wärst Du nicht zu jung und zu viel geliebt, Du würdest wissen, was es werth ist ein Herz gewonnen zu haben. Du brauchst auch nichts zu sagen", fuhr er leidenschaftlich fort; „ich versteh es schon und gehe still von hier weg, wie ich gekommen bin. Du bist noch zu jung, ich fiel zu sehr mit der Thür in's Haus."

„Wie soll ich Nein sagen?" rief sie endlich, der ihr eigenen schelmischen Art wieder mächtig. „Du hast mich gefaßt wie der Oger den Däumling. Sieh nur, die eine Hand ist schon entzwei!"

Roth und gedrückt kam sie aus seiner nervigen Faust hervor.

In Siegfried's ehrlichen Augen sammelte sich Wasser, bis sie glänzten wie ein klarer Quell. Er küßte den rothen Fleck.

„Wie wenig solche kleine Hand aushalten kann", sagte er kopfschüttelnd; „ich grober ungeschlachter Gesell!"

„Das pflegt Ihr immer zu vergessen", antwortete sie altklug, „ich kenne die Männer genug dazu; es ist sehr gewagt Euch zu heirathen."

„So!" sagte er amüsirt, „Du kannst ja Deine Bedingungen machen."

„Erstens", sagte sie, „sind wir gleich und gleich. Zweitens bekomme ich keine geistigen Prügel, wie sie unter wohlerzogenen Eheleuten oft Mode sind, die sich sonst nicht recht beikommen können."

„Es soll keinerlei Art Prügel in unserm Haus geben", versprach er lachend, „ich liebe den Frieden."

„Aber ich bin sehr geduldprüfend, der Vetter sagt's — Du mußt Geduld mit mir haben —"

„Das Beste wird sein, ich gebe ein für allemal nach."

Sie sah ihn zweifelhaft von der Seite an. „Da müßtest Du kein Mann sein! Du hältst mich am Ende nicht der Mühe werth mit mir anzubinden? kleine Pinscher beißen auch."

„Große dagegen rührt das nicht", ergänzte er lustig. — „Was würde Vetter Lebrecht sagen, wenn er uns so freventlich über die Ehe sprechen hörte?"

„Fränzchen, würde er sagen, (sie machte seinen Ton nach), Du willst mit Allem spielen. Dein Mann ist kein Spielzeug. Das wirst Du bald merken, jetzt wird's Ernst mit Dir."

„Ja, es wird Ernst", antwortete Siegfried, nahm sie, als wär's eine Feder, setzte sie auf die Fensterbrüstung und sich dazu.

Breite Zweige vom Kastanienbaum hingen herein, die Vögel kletterten neugierig auf ihnen herum, bald leise flüsternd, bald hell aufjauchzend und die Sonnenflammen redeten in feurigen Zungen dazwischen.

Strahlend sah Siegfried auf die Geliebte. Jetzt war der Moment, jetzt mußte sie ihm, wie Lebrecht und er sich oft ausgemalt, voll Wonne an das Herz sinken.

Aber sie saß stramm aufrecht.

„Siegfried“, sagte sie, „Du hast eine Riesenhand, trägst mich dahin, dorthin wie einen gefangenen Vogel; fort kann er nicht, aber glücklich ist er auch nicht.“

„Nicht glücklich!“ rief Siegfried schmerzlich.

„Nein“, antwortete sie mit einem komischen Seufzer; — „es ist mir — wie soll ich sagen — sehr störend, daß Du meine arme Seele so zur Entscheidung drängst. Lebten wir nicht glücklich wie die Engel im Himmel, ich hatte Euch Alle so lieb, Dich, die Eltern, konnte das nicht noch ein Weilchen so fortgehen? mußte die eine Glückseligkeit die andere verdrängen? Weißt Du auch sicher, daß das neue Glück das größere ist? Kannst Du mir das versprechen, Siegfried?“

„Ja, Schatz, Glück! — wer kann dem Andern Glück versprechen? Das liegt in einer andern Hand. — Liebe will ich Dir versprechen. Wenn ich denke, daß ich Dich hier herausnehme aus dieser wonnigen Umgebung, wie man die Blume pflückt, die am Bach steht, geschützt und sicher umringt von Allem, was sie braucht, wird mir selbst angst. — Wäre ich vernünftig, wie Vetter Lebrecht, ich warnte Dich vor mir und sagte, Sieh ihn Dir zwei Mal an, den Menschen, der Dich von den Eltern nimmt, der Dich zwingt die Arbeit des Lebens gegen diese himmlische Muße im Schooß der Mutter zu vertauschen.“

Er war mit diesen Worten dicht an sie heran gerückt. — „Wähle“, sagte er noch einmal, „ich will Dich nicht drängen.“

Sie bewegte sich ein wenig fort von ihm, ihn von dort aus mit dem ihr eigenen schlauen Lächeln betrachtend. „Hättest Du nur die Mutter nicht genannt“, sagte sie spielend. „Wählen zwischen Dir und der Mutter — Siegfried!“ — und ihr helles Gesichtchen verfinsterte sich, plötzlich überströmt von Thränen, wie eine sonnige Landschaft durch den Regen. „Ich fürchte mich nicht vor Dir, aber vor mir selber“, fuhr sie schnell sich fassend fort, „vor der fremden Welt, in die Du mich hineinführst. Ich mag keine brave Hausfrau werden, wie sie Lebrecht beschreibt.“ — Sie fiel wieder in ihre Lustigkeit. — „Kochen mag ich nicht, nähen mag ich nicht, zu Hause sitzen mag ich erst gar nicht — am liebsten mag ich auf den Bäumen herumklettern und gehen wohin es mir gefällt. — Hörst Du, Siegfried, wohin es mir gefällt.“

„Meinethalb“, sagte er vergnügt; „glaubst Du, ich werde Dich an der Kette halten wie ein zahmes Eichhörnchen?“

„Das wollen wir mal sehen, ob Du mich gehen läßt“, rief sie übermüthig, und schwang sich geschickt wie eine kleine Katze auf den dicken Ast der Kastanie, der vor dem Fenster hing. Er schwankte und zitterte, die Vögel flogen auf, aber eh' sie sich's versah, hatte sie Siegfried gefaßt und wieder in das Dachkämmerchen gebracht. Er war doch froh, daß Lebrecht die Geschichte nicht mit ansah; noch einmal erschien sein warnender Geist vor ihm, an der Hand die ideale Hausfrau, diesen typischen Engel, der gut kocht und den Mann beglückt.

„Du hättest den Tod davon haben können!“ sagte er erschrocken.

„Tyrann!“ antwortete sie; „tausendmal hab' ich's gemacht, als ich noch frei war; soll ich all' meine Gewohnheiten lassen, muß ich eben eine Andere werden. Gehört das zu einer guten Ehe?“

„Nichts gehört dazu, als daß wir uns lieb haben“, sagte er, das junge Ding in seine Arme nehmend. „Kannst Du das?“

Sie antwortete, indem sie wie ein Siegel mit ihren frischen Lippen den ersten Kuß auf seine Lippen drückte.

Damit gingen sie zu den Eltern; hastig und bewegt erzählten sie die Geschichte ihrer jungen Liebe. Ueber das Gesicht des Mütterchens ging's wie ein Frühlingstraum, denn die Mütter denken nicht an sich dabei, sondern nur an das Glück des Kindes. Glück nennt es die Frau immer, den Geliebten finden, wenn auch oft der Tyrann dahinter steckt — immer wieder hofft sie Den zu treffen, wenn nicht für sich, doch für ihr Kind, der das Bild erfüllt, das sie sich vom häuslichen Leben macht, diesem kleinen Himmel auf Erden voller Friede und Freude. Freundlich reichte sie ihm die Hand; daß sie sich liebten, wußte sie ja, eh' sie es selbst wußten.

Der Alte aber sah den blonden Siegfried von oben bis unten prüfend an.

„Vetter Lebrecht giebt ein gutes Zeugniß“, sagte er; „aber beim Heirathen kommt es auf etwas Reelleres an, als Charaktereigenschaften. Womit wollt Ihr Euch ernähren?“

„Reellere Dinge!“ dachte Siegfried; „der Charakter, meine ich, wäre die Hauptsache für die Frau.“

Er nannte sein Talent, seine Kraft, seine arbeitgewohnten Hände.

„Zum Heirathen gehört mehr“, dabei blieb der Alte.

„Geld!“ warf Siegfried ein, „reich bin ich nicht, aber ich kann wol eine Frau ernähren.“

Angestrengt war das Mädchen der Verhandlung gefolgt. „Ich heirathe ihn auf alle Fälle,“ sagte sie entschieden — „reich — ist er nicht reich — reich an Herzensgüte, reich an Geduld, an Liebe, an Kraft, an Allem, was einen guten Mann macht?“

„Sacht! sacht!“ lachte der Alte, „das kann man so genau nicht vorher wissen; nirgends kauft man die Katze mehr im Sack, als beim Heirathen. Aber da die Sache ganz fertig scheint, so seht, wie ihr zusammen auskommt, mit dem was ihr an Vermögen und guten Eigenschaften zusammenbringt.“

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Lamartine.

(Geb. 21. Oct. 1790; geſt 28. Febr. 1869.)

Von **Julian Schmidt.**

Wer in der Lage war, Lamartine im Laufe der letzten zwanzig Jahre beurtheilen zu müſſen, vermochte nur ſelten, ganz objectiv zu ſein Was er ſeit ſeiner „Geſchichte der Girondiſten“ ſchrieb, ſündigte ſo ſehr gegen alle Geſetze der Wiſſenſchaft und Kunſt, enthüllte ſo zudringlich eine eitle und den echten Beſtrebungen der Menſchheit fremde Natur, daß man ſich eines heftigen Widerwillens um ſo weniger erwehren konnte, da Lamartine in Frankreich noch immer gefeiert wurde, und da man aus Vorliebe für die Perſönlichkeit auch die ſchlechteſten und verkehrteſten Begriffe zu beſchönigen verſuchte. Die Franzoſen kokettirten mit Lamartine wie Lamartine mit ſeiner eigenen Seele kokettirte, und das konnte uns Deutſchen nicht gleichgiltig ſein, da die Krankheit der ewigen Selbſtbeſpiegelung und Selbſtvergötterung auch bei uns in Wiſſenſchaft und Kunſt, im politiſchen und ſocialen Leben den heilloſeſten Unfug anrichtete. Gegen Lamartine's Vergangenheit gerecht zu ſein, wurde dem Kritiker um ſo mehr erſchwert, da er ſelbſt ſich in ſeinen letzten Werken hauptſächlich mit dieſer ſeiner Vergangenheit beſchäftigte, und in der beſten Abſicht, ſie auf den Altar zu erheben und den Gläubigen zur Anbetung auszuſtellen, ein Licht auf ſie warf, das Alles, was er gethan, als Ausfluß der hohlſten und überſpannteſten Eitelkeit erſcheinen ließ.

Unter dem Eindruck dieſer Alterswerke iſt auch Das geſchrieben, was ich in meiner franzöſiſchen Literaturgeſchichte über Lamartine geſagt habe. Ich finde zwar nicht, daß ich, was das künſtleriſche Urtheil betrifft, ſeinen „Meditationen“ oder „Harmonien“ Unrecht gethan habe, aber die Färbung des Urtheils iſt doch durch die Commentare bedingt, die er ſelber in den „Bekenntniſſen“, in „Rafael“, „Graziella“ und ähnlichen Schriften über ſeine Jugendwerke gegeben hat.

Es iſt zunächſt von Wichtigkeit, den erſten Eindruck der Dichtungen Lamartine's hiſtoriſch feſtzuſtellen. Was Lamartine der Jugend von 1820 geleiſtet, iſt nicht ohne Einfluß auf das ſpätere Urtheil der Franzoſen geblieben, die in dieſer Beziehung mehr Pietät haben, als wir: der momentane Eindruck eines Werkes, wenn er nur ſtark genug war, pflanzt ſich durch die Ueberlieferung fort, und es gilt als Ketzerei, an ihm zu zweifeln.

„Bei meinem Eintritt in die Welt“, erzählt Lamartine ſelbſt, „war nur *eine* Stimme darüber, daß die Poeſie, dieſe geheimnißvolle Kraft des menſchlichen Geiſtes, auf immer untergegangen ſei. Das Kaiſerreich

war eine Incarnation der materialistischen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts. Die Mathematiker, die damals allein zu Worte kamen, und die uns jungen Leute niederhielten, glaubten alles Göttliche und Melodische im menschlichen Denken unterdrückt zu haben. Es war das satanische Lächeln eines bösen Geistes, dem es gelungen ist, ein ganzes Geschlecht zu entwürdigen, die Tugend in der Welt zu tödten. Mit Triumph sagte man zu uns: „Liebe, Philosophie, Religion, Begeisterung, Freiheit, Poesie, alles Das sind leere Worte. Berechnung und Gewalt, Ziffer und Säbel, darauf kommt Alles heraus. Wir glauben nur, was sich beweisen, empfinden nur, was sich greifen läßt. Die Poesie ist gestorben mit dem Spiritualismus, aus dem sie entsprungen war.“ Mit der Rückkehr der Bourbons nahm die Poesie eine neue Richtung; die Jugend, die jetzt auf dem Schauplatz erschien, war ein neues, besseres Geschlecht.“

„Die Poesie, aus welcher eine Art geistiger Profanation unter uns so lange eine raffinirte Folter der Sprache gemacht hatte, ein unfruchtbares Spiel des Geistes, erinnerte sich ihres Ursprungs und ihres Zieles. Tochter des Enthusiasmus und der Inspiration, wurde sie wiedergeboren als der ideale und mysteriöse Ausdruck Dessen, was in der Seele Aetherisches und Unaussprechliches schlummert.“

„Vor allen Dingen ward der menschliche Gedanke durch die religiöse Gluth in seinen innersten Tiefen aufgewühlt.“

Die Anklage gegen die Poeten des Kaiserreichs ist nicht so unbedingt anzunehmen. Abgesehen von Chateaubriand und Frau v. Staël, die allerdings Opposition gegen Napoleon machten, konnte man z. B. dem gefeierten Abbé Delille gerade nicht nachsagen, daß er ein gemüthloser Atheist und Mathematiker war. Aber so viel ist richtig, erstaunlich nüchtern war mit wenig Ausnahme Alles, was von Beginn der Revolution bis zur Rückkehr der Bourbons in Frankreich Poetisches geschrieben wurde. Aller Idealismus, der im französischen Volk schlummerte, erschöpfte sich im Kriegsruhm der großen Nation, und Lobgedichte auf die Sieger sehen doch immer ziemlich schal aus, wenn man sie gegen die Siege selbst hält. Die Nüchternheit zeigte sich in den Stoffen wie in der Form. In den einzelnen Ausdrücken wie in den Sprachwendungen herrschte die Convenienz ebenso streng wie in den politischen Gedanken, und der Kaiser duldete eben so wenig Verstöße gegen den Anstand des Styls, wie gegen das Gesetz des Staates, d. h. seinen Eigenwillen. Daß Frau von Staël aus Frankreich vertrieben wurde, weil sie die deutsche Literatur lobte, und für Ideale, Liebe und Freundschaft, Mondschein und Ruinen, Eichenwälder und Gespenster, Enthusiasmus und nachtwandlerische Stimmungen einen Geschmack zeigte, der mit den Gesetzen der Akademie durchaus unvereinbar war — das gehört wol zu den bezeichnendsten Zügen dieser merkwürdigen Epoche.

Die Bourbons brachten den Adel, die Priester und nebenbei auch das freie Wort zurück, das freilich zunächst von ihren Anhängern gegen die gestürzten Voltairianer angewendet wurde. Opposition gegen die

herkömmlichen politischen Begriffe, Opposition gegen den herkömmlichen akademischen Styl, freie, ungenirte, allenfalls etwas unbändige Bewegung, das waren die nächsten Lebensäußerungen der neuen Poesie, die plötzlich von ihrem Schnürleib befreit wurde.

Lamartine hatte den großen Vorzug, daß er zuerst kam. Chateaubriand war ganz Politiker geworden, die eigentlichen Romantiker, die in der Sprache und Versform, sowie in den Stoffen sich mit vollständiger Nichtachtung der akademischen Regeln dem sechzehnten Jahrhundert zu nähern suchten, tauchten erst fünf bis sechs Jahre später auf. Wenn wir heute die „Meditationen" aufschlagen, können wir uns schwer die Paradoxie vergegenwärtigen, die zur Zeit ihres Entstehens in ihnen zu liegen schien. Religiöse Empfindung, keusche, platonische Liebe, ein wenig an Anbetung streifend, Empfindung für die Natur, für den Mondschein und das tiefe Schweigen der Nacht, entschiedene Neigung zu Thränen, Aufmerksamkeit auf das Leben der einzelnen Naturgegenstände, eines Eichbaums, des Oceans, eines Schmetterlings, einer Schwalbe, gelegentliche Sehnsucht nach dem Tode, das Alles ist seit der Zeit so häufig dagewesen, daß man ohne viel Aufregung darüber hingeht. Aber im Jahre 1820 sah es für die Franzosen allerdings paradox aus, und wenn die herrschende Gewalt sich der „Meditationen" annahm, weil sie mit ihrer Tendenz auf Thron und Altar ihr nützlich waren, so erfreute sich die Jugend an ihnen, weil sie ihr etwas Neues boten, und eine Abwechselung in den eintönigen Kriegslärm brachten. Freilich entstanden gleichzeitig damals die ersten Gedichte von Béranger und die Flugschriften von Paul Louis Courier, die sich des gestürzten Regiments im Interesse und unter der Devise der Freiheit annahmen, und die mit ihrem Spott gegen dieselben Mächte, die Lamartine verherrlichte, eine nicht geringere Wirkung hervorbrachten.

In der Form weicht Lamartine weniger vom Herkommen ab, als er selbst annahm. Allerdings hält er es für die Aufgabe des Poeten, nicht, wie es bisher geschehen, den prosaischen Gesetzen der Logik zu folgen, sondern mit Beobachtung der Naturgesetze des Traumlebens eine freie musikalische Stimmung anzuschlagen; darin wird ihm der deutsche Kritiker gewiß Recht geben. Aber es kommt ihm hauptsächlich darauf an, diese Ansicht auszusprechen, und in der rhetorischen Ausführlichkeit, mit der er sich selbst über seine Träume, Empfindungen und Stimmungen verbreitet, bleibt dem Leser nichts zu ahnen und zu träumen übrig; er wird nicht, wie bei den eigentlich großen Lyrikern, zum Selbstschaffen angeregt, er hat nicht nöthig, die einzelnen Gesichte des Dichters an einander zu reihen, in seine eigene Stimmung aufzunehmen; der Dichter hat Alles für ihn gethan, was die Meditation betrifft, und ein Bild kommt doch nicht zu Stande.

Um einen Begriff von seinem Schaffen zu haben, schlage man das gefeiertste seiner Gedichte auf, den „See".

Der Dichter hat zu einer Frau, die er Elvira nennt, ein zartes, zugleich reines und inniges Verhältniß gehabt; er hat sie verlassen

müssen, sie ist gestorben, und er sucht an dem See, auf dem er mit ihr früher glückliche Stunden verlebt, die Erinnerungen seiner verschwundenen Liebe auf.

Er redet den See an, indem er sich an sein Ufer setzt, und erinnert ihn an die Tage, die auch ihm bekannt sein müssen, als der Schaum seiner Wellen die angebeteten Füße seiner Geliebten bespritzte. Namentlich eines Tages soll er gedenken, als Elvira mit ihrer süßen Stimme den Widerhall des entzückten Ufers erweckte. Sie sang ein Lied, das der Dichter mittheilt. Es ist das alte Horazische:

„Laßt uns lieben und genießen,
Denn die Zeit vergeht zu rasch!"

Der Dichter setzt diese Vorwürfe gegen die neidischen Stunden fort, und da diese nicht zu bestimmen sind, die erhabenen Erregungen, die sie unterbrochen haben, wieder zu geben, so fordert er den See auf, der die Liebe der Sterblichen überdauert, wenigstens das Andenken derselben zu erhalten. Er soll es erhalten in seiner Ruhe, in seinen Stürmen, in den dunklen Tannen und den wilden Felsen, die sich auf das Wasser herab neigen, in Luna mit der Silberstirn, die den Wasserspiegel mit ihrer weichen Klarheit bleicht. Das Seufzen des Windes und des Schilfes, der leichte Duft, Alles, was man hört, sieht und athmet, sollen erzählen: sie haben geliebt!

Die Ausführung ist eben so artig als der Gedanke. Im Rhythmus ist zwar keine Kraft, aber ein angenehmer Fluß; das Bild hat keine besondere Farbe, aber man wird wenigstens nicht aus der Stimmung gebracht. Was der Dichter von der Liebe mittheilt, ist in keiner Weise neu, hat aber auch keinen Mißton. Ein Deutscher, der nicht wüßte, wie dies Gedicht bei den Franzosen gefeiert wird, würde es etwa den besseren Liedern von Matthisson, Salis oder Tiedge an die Seite stellen. Und wenn er es weiß, so wird sein Urtheil sich nicht wesentlich ändern. Man empfindet in der Reihe der Bilder und Stimmungen nicht den freien und natürlichen Pulsschlag des Herzens, der in jedem derartigen Gedicht von Goethe die verwandten Saiten mächtig berührt. Es ist ein runder, wol erwogener Periodenbau, der alles Spiel der Phantasie und alles wirkliche Träumen ausschließt.

Alfred de Musset hat in einem seiner späteren Gedichte, „Souvenir", mit offenbarer Reminiscenz an Lamartine eine ähnliche Stimmung dichterisch entwickelt. Das Gedicht ist viel weniger rund, es ermüdet durch seine unendliche Länge und stört durch seine Abschweifungen auf das literarische Gebiet: aber nicht blos die Gedanken sind kräftiger, unmittelbarer, eigenartiger, sondern auch die Naturbilder, die es theils wirklich giebt, theils in der Seele hervorruft, sind von einer ganz andern Macht der Farbe. Mit dem hier zu machenden Vorbehalt, daß dem Ausländer von dem für die Stimmung des Ganzen wesentlichen Tonfall vielleicht Manches entgehen mag, kann ich mich doch nicht erwehren, der Schöpfung des jüngern Dichters den Vorzug zu geben. Aber als diese erschien, wimmelte es schon von Poeten der Thränen und

der leidenden Liebe, während Lamartine die Gattung geschaffen hat. Und so ist es wol nicht zu gewagt, anzunehmen, daß die historische Stellung der „Meditationen" für das bleibende ästhetische Urtheil entscheidend gewesen ist.

Auch in den übrigen Gedichten ist, abgesehen von der einen Seite des Gefühls, der Gegensatz gegen den ältern Ton der französischen Poesie nicht so stark; er tritt eigentlich nur in einzelnen Einschiebungen hervor. So beginnen die „Préludes" mit einem allerdings neuen Bild. „Ein Wind spielt um meine Lyra: ist es der Flügel eines Vogels? Seine Stimme erstirbt im Herzen, und die arme Saite seufzt wie ein biegsames Schilf." Aber dann folgt sofort mit verändertem Versmaß das bekannte „Beatus ille", wie es allenfalls auch der Abbé Delille hätte dichten können. Und wenn Lamartine vermeidet, sich direct auf Horaz zu beziehen, so wird der Kenner doch stets auf das uralte Vorbild der französischen Poesie zurückgeführt.

Bei einem andern Gedicht, „Der Abend", wird der Deutsche unwillkürlich zu einem Vergleich geleitet. „Der Abend führt das Schweigen zurück. Hingestreckt auf den wüsten Felsen, verfolge ich in der Unbestimmtheit der Lüfte den Wagen der Nacht, der heran kommt. Venus erhebt sich am Horizont; mit seinem geheimnißvollen Licht bleicht der verliebte Stern den Rasen zu meinen Füßen. Ich höre die Zweige dieser Buche mit ihren dunklen Blättern zittern; man sollte denken, daß man einen Schatten um die Gräber schweben hört. Plötzlich gleitet, vom Himmel sich lösend, ein Strahl des Mondes auf meine schweigende Stirn und berührt sanft meine Augen. Lieblicher Abglanz einer Flammenkugel, was willst Du von mir? Kommst Du, in mein niedergeschlagenes Herz Licht zu bringen? Steigst Du herab, um mir das göttliche Geheimniß der Welten zu enthüllen, das sich in der Sphäre versteckt, wohin der Tag Dich wieder bringen wird? Schickt Dich eine verborgene Weisheit zu den Unglücklichen, kommst Du, Nachts über ihnen leuchtend, wie ein Strahl der Hoffnung? Kommst Du, dem müden Herzen, das Dich anruft, die Zukunft zu enthüllen? Göttlicher Strahl! bist Du die Morgenröthe des Tages, der nicht enden soll? Mein Herz glüht auf bei Deiner Klarheit, ich fühle unbekannte Regungen; ich denke an Die, welche nicht mehr sind. Süßes Licht, bist Du ihre Seele? Vielleicht gleiten so die seligen Manen über den Hain. Eingehüllt von ihrem Bilde, fühle ich mich ihnen näher. Ja, Ihr seid es, geliebte Schatten! Fern von dem Geräusch der Menge kehrt Ihr jede Nacht zurück, und mischt Euch in meine Träumereien. Führt den Frieden und die Liebe in meine erschöpfte Seele zurück, wie der Nachtthau, der in die Flammen des Tages fällt! — Kommt! — — Aber finstere Nebel steigen am Horizont auf; sie verhüllen den süßen Strahl, und Alles kehrt in's Dunkel zurück."

Das Gedicht, welches dem Deutschen dabei in Erinnerung kommt, Goethe's Mondlied, hat allerdings keinen so correcten Gang: es ist nur einem Herzen verständlich, das selbst träumen und den Träumen des

Dichters nachfühlen kann. Lamartine läßt nichts ungesagt, und wenn er sich durch seine contemplative Stimmung, die wenigstens eine Art genetischen Zusammenhangs zwischen dem Naturleben und den Gedanken der Seele, also eine Art von realer Bewegung entwickelt, von der ganz äußerlichen Aufeinanderfolge der älteren französischen Gleichnisse unterscheidet, so ist dieser Unterschied jedenfalls geringer, als der Unterschied gegen Das, was wir Deutsche lyrische Stimmung nennen: die Fortbewegung auf den Flügeln des Traumes, der alle äußeren Beziehungen löst, von einem Bild und einem Gedanken zum andern, das flüchtige, aber scharfe Licht, das die berührten Gegenstände mächtiger in der Seele haften läßt, als die ausführliche und trotz allem Aufwand von Gefühl zuletzt prosaische Beschreibung.

Dabei ist noch in Betracht zu ziehen, daß Lamartine durch seine Gleichgiltigkeit gegen die äußere Form der Correctheit zwar jene Gemüthlichkeit des Ausdrucks erreicht — die Franzosen nennen es abandon — die sich leichter der Seele einschmeichelt, daß er aber auch ebendeshalb leichter in Trivialitäten und Weitschweifigkeiten verfällt. So ist in seinen religiösen Gedichten, wenn man sie etwa mit Jean Baptiste Rousseau oder einem anderen Odendichter aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vergleicht, die subjective Betheiligung des Gemüths reicher und voller, und die Thräne wird fast im Uebermaß vergossen; was aber den Gedankeninhalt betrifft, der sich an der Betrachtung des göttlichen Wesens aufbaut, so geben die alten Katholiken immer noch eine reichere Ausbeute, als der Erbe des revolutionairen Zeitalters, der sich in das göttliche Wesen nur vertiefen kann, wenn er die Bestimmtheit desselben abschwächt. Sein einziger religiöser Inhalt ist Einkehr in die Welt seiner eigenen schmerzlichen Gefühle. „Es giebt Herzen, die durch den Kummer gebrochen, von der Welt verstoßen, sich in die Tiefe ihrer eigenen Gedanken flüchten, in die Einsamkeit ihrer Seele, um zu weinen, zu harren oder anzubeten; für sie ist diese einsame Muse. Die Welt hat ihrer nicht Noth, sie hat ihre eigenen Sorgen und ihre eigenen Gedanken."

In diese zarte, weiche und etwas redselige Gefühlswelt tritt dann freilich von Zeit zu Zeit noch ein Moment ein, den man nicht übersehen darf, um Lamartine's poetische Natur vollständig zu kennen. Als Beispiel hebe ich die Hymne an den Schmerz hervor.

„Triff noch einmal, wenn du einen Platz findest, triff! Dies blutende Herz dankt Dir, indem es Dich verabscheut! Obgleich meine Augen Dir keine Thräne mehr geben können, so ist doch vielleicht in mir eine wiederhallende Saite, die unter Deinem Blick noch zucken kann, wie eine Schlange, die zertreten auf dem Wege liegt, deren Körper sich aber unter dem Fuß des Menschen windet, wenn dieser noch einmal seine fast schon gesättigte Wuth zusammenrafft und den Schmerz sucht, wo kein Leben mehr schlägt! Vielleicht ist in meinem zerrissenen Herzen noch ein Schrei, tiefer und unverhoffter, als den du irgend einer menschlichen Seele entlockt hast, süße Musik für den Haß! Suche! Ich

überlasse mich Deinem eifersüchtigen Blick, denn mein Herz hat nichts mehr zu retten!"

Diese Fähigkeit, das Gefühl des Schmerzes bis zu einer gewissen Wildheit zu steigern, die in dem Gedicht „La chûte d'un ange" Bilder hervorgerufen hat, wie sie sonst nur in den Hallucinationen des Opiumrausches vorkommen, hat in „Jocelyn" einige kräftige und bedeutende Töne hervorgerufen. Jocelyn, ein junger Mensch von lebhafter Sinnlichkeit, entschließt sich aus Liebe zu seiner Schwester, die zu ihrer Heirath mit dem Geliebten einer Aussteuer bedarf, der Welt zu entsagen und Priester zu werden. Er tritt in's Seminar, wo er sieben Jahre in Ossianischen Träumereien verlebt, bis die Revolution die Anstalt sprengt. Er zieht sich in eine Alpengegend zurück, wo ein junges Mädchen, Laurence, die Tochter eines Geächteten, die in Knabentracht ihren Verfolgern entflieht, sich zu ihm gesellt. Er hält sie für einen Knaben und lebt ein Jahr hindurch mit ihr in der zartesten Freundschaft, bis er endlich ihr Geschlecht entdeckt und nun über die Natur seiner Empfindungen in Gewissensbisse verfällt. Noch hat er das verhängnißvolle Gelübde nicht abgelegt, er wird von der Liebe überwältigt und schwört ihr ewige Treue. Da wird er abberufen, um seinem Abt, der im Gefängniß das Schaffot erwartet, die letzten Sacramente zu ertheilen. Er fühlt, daß in dieser Zeit des Unglaubens und der Verfolgung die Gläubigen enger zusammenhalten sollen, und läßt sich durch eine Reihe complicirter Motive endlich bestimmen, wirklich Priester zu werden. Laurence geräth in Verzweiflung über seine Untreue, er selber klagt seine eigene Schwäche so wie Gott an und bereut seine falsche Tugend. Es ist zu spät. In der öffentlichen Stimmung ist mittlerweile ein großer Umschlag eingetreten, man verehrt die Priester wie Heilige. Jocelyn hängt in der Einsamkeit seines Klosters Faustischen Betrachtungen nach, kämpft noch einmal den Kampf des Unglaubens durch und verfällt in Nachdenken über die Revolution und die Regierung Gottes auf Erden in communistische Grübeleien. Auf einer Reise nach Paris trifft er Laurence wieder, als Gefallene; sie sucht von Neuem anzuknüpfen. Er flieht sie, findet aber endlich Gelegenheit ihr die letzte Oelung zu ertheilen. Das poetische Tagebuch ist bis zu seinem Tode fortgeführt.

Die Betrachtungen über religiöse, sociale und auch politische Fragen, die einen großen Theil des Buchs ausfüllen, zeichnen sich nicht gerade durch Tiefe aus. Aber in den inneren Kämpfen des Herzens, in den Irrungen und Wandlungen des Gefühls ist Stimmung und mitunter eine wirkliche Kraft, und was dem Gedicht einen besonderen Reiz giebt, diesmal theilt die Natur energischer das Leben der Seele und umgekehrt. Es scheint, als ob Lamartine eine gewisse Breite des Raumes bedurfte, um das landschaftliche Leben zur Geltung zu bringen. Obgleich es der Composition des Gedichts an Entschiedenheit fehlt und der Leser nicht selten durch dürre Steppen sich hindurchwinden muß, bleibt es doch das Bedeutendste, was Lamartine geleistet hat.

Zwischen die „Meditationen" und „Harmonien" fällt die Bewegung

auf dem Gebiet der Lyrik, des Dramas und der Kunstkritik, die man mit dem Ausdruck der romantischen bezeichnet. Sie hielt insofern zu Lamartine, als es den Kampf gegen die herkömmlichen Gesetze der Aesthetik galt; in ihrem Wesen aber, sowol was den Inhalt, als was die Form betrifft, war sie seinen Bestrebungen entgegengesetzt.

Die Sprache Victor Hugo's und seiner Schüler ging auf's Imitative. Er bemühte sich, an Stelle der Phrasen und Umschreibungen, wie die Akademie sie verlangte, das nackte und derbe Wort zu setzen. Nichts charakterisirt ihn so sehr als die Freude, die er in einem seiner letzten Werke über die Entdeckung empfindet, daß Marschall Cambronne, als er bei Waterloo aufgefordert wurde, sich zu ergeben, keineswegs geantwortet hat: „Die Garde stirbt, aber sie ergiebt sich nicht!" sondern einfach: „Merde!" was ungefähr auf den Bescheid herauskommt, den Götz von Berlichingen in der ersten Ausgabe dem kaiserlichen Hauptmann ertheilt. In ähnlicher Art legt er nicht blos in seinen Dramen den Personen kräftige Ausdrücke in den Mund, die sich der Convenienz entziehen, sondern er wendet sie selbst in seinen lyrischen Gedichten an. So hat er in seinem Versbau ganz gegen die französische Sitte den mehrfach zerhackten Vers eingeführt, der gleichfalls die freie Bewegung des gewöhnlichen Lebens nachahmen soll. Durch diese Mannichfaltigkeit der Modulation hat der Alexandriner in der That eine Art dramatischen Lebens gewonnen, so wie durch das Suchen nach eigenthümlichen, dem volksthümlichen Sprachgebrauch entliehenen Wörtern das Vocabularium bedeutend bereichert ist.

Von diesem Realismus ist Lamartine weit entfernt. Sein Vers fließt in derselben Art wie der alt-französische, nur noch weicher und gefälliger, und wenn er gewisse Ausdrücke des akademischen Wörterbuchs, namentlich solche, die sich auf den Schmerz beziehen, häufiger anwendet, als es früher geschah, und in der Construction eine Nachlässigkeit zeigt, die den Classiker verstimmen würde, so ist in den letzteren keine bewußte Paradoxie, und in den Ausdrücken geht er über den anerkannten Umfang des Sprachschatzes nicht hinaus.

Damit hängt ein sachlicher Gegensatz zusammen. Victor Hugo hält es für die Aufgabe nicht blos der dramatischen, sondern auch der lyrischen Poesie, paradoxe Figuren, Empfindungen und Gedanken darzustellen, Figuren, die ganz außerhalb des Herkommens stehen und deren Poetisches eben darin liegen soll, daß man für ihr Verständniß keinen Schlüssel findet. Wie in seinen Dramen und Romanen die Han d'Islande, die Quasimodo, die Esmeralda, die Triboulet, die Burggrafen und ähnliche Ungethüme den Zuschauer in Erstaunen setzen, so in seinen lyrischen „Orientales" die Bilder und Vorstellungen aus einer ganz entlegenen Zone: es sind durchweg Masken, die den Leser durch ihr fremdartiges Aussehen in Verwirrung setzen, aber ihn weder belehren, noch zu positivem Mitgefühl veranlassen wollen.

Ganz im Gegentheil ist Lamartine's Streben überall auf Humanität gerichtet. Er faßt zwar Humanität anders als seine Vorgänger,

die sie hauptsächlich in der Aufklärung und Bildung des Verstandes suchten, er will im Gegentheil das Gefühl cultiviren und es zu reicherem Mitleid erziehen; aber in's Allgemeine ist sein Streben ebenso gerichtet wie das der Classiker, und das Invidueüe schroff und gewissermaßen eckig festzuhalten, ist weder sein Talent noch seine Neigung. Es liegt in der Natur der Sache, daß unter den Lyrikern seine Schule den Vorsprung gewann.

In einem Punkt aber sind beide Schulen einverstanden: in der Ueberzeugung von der göttlichen Sendung des Poeten. Durch diese übertriebene Verstellung von dem, was der Dichter sein soll, hat die dichterische Persönlichkeit ohne Zweifel gelitten, denn der Dichter hat darüber das Selbstbewußtsein eingebüßt, das ihn früher zum Liebling der Gesellschaft machte. Wenn er in guten Stunden auch sich schmeichelt, die Welt zu seinen Füßen zu sehen, so tritt doch eben so oft das Gefühl des Widerspruchs zwischen Traum und Wirklichkeit hervor, er glaubt einer allgemeinen Verschwörung gegenüber zu stehen, und empfindet die Einsamkeit seiner göttlichen Mission als etwas Krankhaftes.

Eine solche Ansicht modificirt sich nach der Natur, die ihr Träger ist. Da Lamartine's poetische Wirksamkeit nicht wenig durch die eigene Art seiner Persönlichkeit getragen wurde, so haben wir noch auf diese einen Blick zu werfen.

Lamartine war dreißig Jahr alt, als 1820 seine „Meditationen" erschienen. Er hat die Geschichte seiner Jugend später sehr ausführlich beschrieben, Wahrheit und Dichtung; es sind daraus nur einige Notizen von Belang. Er war der Sohn eines Burgundischen Landedelmanns; zum Vater hatte er wenig Beziehungen, desto mehr zur Mutter, die eine schöne Seele war, und ihren Umgang mit Gott in Tagebüchern registrirte, von denen der Sohn zwanzig Bände aufbewahrte. Die Familie gehörte in der Revolutionszeit in die Classe der Verfolgten. Ein zusammenhängender Unterricht fehlte dem Knaben, der seine Hauptbildung während eines dreijährigen Aufenthalts in einem Jesuiten-Collegium gewann. Nach Ablauf derselben führte er ein regelloses und wie es scheint ziemlich wüstes Leben bald in Paris, bald in Italien. Ein schöner junger Mann, hatte er zahlreiche Liebesabenteuer, von denen er einige der zarteren der Nachwelt aufbewahrt hat. Schlimmer war die Neigung zum Spiel, die ihn einige Jahre in arge Verwirrungen gestürzt zu haben scheint. Im Ganzen fühlte er sich als René, welche Charaktermaske damals durch Chateaubriand bei der vornehmen und liebebedürftigen Welt in Gang gebracht war: äußerst skeptisch in seinen Ueberzeugungen und äußerst mißtrauisch gegen die Treue seines eigenen Herzens, und doch geneigt, sich jeder neuen Illusion, jedem neuen Gefühl, jeder neuen Liebe, jeder neuen Ueberzeugung mit jugendlicher Wärme hinzugeben, kurz, ein interessanter und unwiderstehlicher junger Mann. In den Gedichten tritt der Zweifel und die Blasirtheit völlig zurück, sie athmen nur die Sehnsucht und Trauer eines Herzens, das zwar nicht sicher ist, aber hofft.

Der ungeheure Erfolg dieser Gedichte — 47,000 Exemplare in

wenigen Jahren — ging nicht unmittelbar aus dem Eindruck seiner Persönlichkeit hervor: der Inhalt war in der That, wie die damalige Jugend ihn begehrte. Aber er wurde gestützt und erhalten durch seine Persönlichkeit. Die Regierung, die doch immer noch mit Bonapartisten und Republikanern zu kämpfen hatte, nahm sich des poetisch Verbündeten an. Er wurde der Gesandtschaft erst in Florenz, dann in London attachirt, eine junge, sehr reiche Engländerin, von seinen Gedichten gewonnen, gab ihm ihre Hand, er glänzte in den ersten Zirkeln, und wer zur guten Gesellschaft gehörte, mußte seinem Talent huldigen. Hauptsächlich waren es die Frauen, damals im Salon mächtiger als je, die für ihn Anhänger warben. Er trat noch mehrfach als Dichter auf, auch zur Feier der Thronbesteigung Karl's X. Der interessanteste von diesen Versuchen ist ein fünfter Gesang zum Childe Harold, in welchem diesmal der Dichter von der Höhe der neubegründeten christlichen Kirche aus Lord Byron wegen seines Unglaubens und seiner Frivolität sehr ernsthaft zur Rede stellt, und sogar einige Zweifel ausspricht, ob solche Frevelthaten nicht im Jenseits gebüßt werden. Dennoch hielt sich Lamartine keineswegs zur klerikalen Partei; das Christenthum, das in seinen „Harmonien" gepredigt wird, ist nicht zelotischer Art, es sucht vielmehr die Lehren des Glaubens mit den Begriffen der Humanität zu versöhnen. Diese „Harmonien" erschienen Mai 1829; April 1830 öffnete sich ihm die französische Akademie, das nächste Ziel des Ehrgeizes für jeden Schriftsteller. Er sollte eben als bevollmächtigter Gesandter nach Griechenland abgehen, als die Julirevolution ausbrach.

Man kann Lamartine ebensowenig starke Anhänglichkeit an Personen als Festigkeit in den politischen Grundsätzen nachrühmen; was aber an Treue in seinem Gemüth war, wendet sich im Wesentlichen der Restauration zu. Er hat später noch dem Staatsstreich eine Geschichte derselben geschrieben, deren Färbung freilich zum Theil durch seinen Haß gegen den Bonapartismus bedingt war. Aber es ist nicht blos dieser negative Grund, der ihn zu so warmen Ausdrücken für Ludwig XVIII. und Karl X. bestimmte; es war das Geschlecht, in dem sein Ruhm aufgewachsen war, es war die Gesellschaft, zu der er in seinem innern Leben gehörte. An dem Pfaffenregiment nahm er kein Interesse, aber die zart gestimmten Seelen, die seine Dichtung und ihn verstanden, fanden sich doch hauptsächlich in dem Kreise des alten Adels. Die Bourgeoisie, die nun an's Ruder kam, war in ihren Formen womöglich noch nüchterner als das Regiment des ersten Kaisers. Mathematiker, Kaufleute und Industrielle, kurz, positive Menschen, führten das große Wort; ein König, der mit dem Regenschirm über die Straße ging, um sich beim guten Bürger von Paris populair zu machen, widersprach allen poetischen Begriffen vom Königthum, und in diesem geschäftlichen Treiben materieller Interessen schien für die Träumerei kein Spielraum zu bleiben.

Lamartine trat aus dem politischen Leben zurück und reiste Mai 1832 nach dem Orient, wo er sechzehn Monate blieb. Er wurde als vornehmer Mann empfangen, hatte eine Audienz beim Sultan, verkehrte

freundschaftlich mit Lady Esther Stanhope, die wie eine Art Fürstin unter den Arabern lebte, und bereicherte seine politischen Ideen durch eine Masse neuer fremdartiger Eindrücke, die von seinen Landsleuten um so weniger controlirt werden konnten, da der Orient ganz außerhalb ihres Gesichtskreises lag. Als sein Reisebericht erschien, saß er seit Januar 1834 in der Deputirtenkammer.

Er hatte schon vor seiner Abreise nach dem Orient eine Art politisches Manifest veröffentlicht, in dem er Freiheit und Legitimität, Christenthum und Aufklärung, conservative und socialistische Principien zu verbinden suchte. In diesem Sinne schloß er sich in der Kammer keiner von den bestehenden Parteien an, auch nicht den Legitimisten, deren unbedingten Widerstand gegen die neubegründeten Zustände er für unpatriotisch erklärte. Den Conservativen stand er am nächsten, aber auch sie waren ihm zu prosaisch, mit ihren Bestrebungen zu sehr auf die Interessen des Tages gerichtet, als daß er ganz in sie hätte aufgehen können. Bei dem entschiedenen System der Cameraderie, das unter dem neuen Regiment stärker zur Geltung kam als vorher, weil jede politische Action durch Zugeständnisse an Parteien und Persönlichkeiten erkauft werden mußte, bleibt es immer ein bemerkenswerthes Factum, daß Lamartine, der allein stand, seine Reden zur Geltung brachte. Wunderlicher Art waren diese Reden und ganz gegen den herrschenden Ton. Mochte es sich um eine neue Eisenbahn oder eine neue Steuer handeln, Lamartine wußte stets seine orientalischen Anschauungen anzubringen und eine Philosophie der Geschichte aufzustellen, die wenigstens bis auf Nebukadnezar zurückging. Durch das, was er sagte, wurde die Einsicht in den vorliegenden Gegenstand nicht gerade gefördert; aber er hatte eine schöne Suada; und zum Verdruß der übrigen Parteiführer lauschte die Menge dem sonoren Klang seiner Worte, indem er sogar Manches sagen durfte, was anderen Rednern verboten war: man ließ Verstöße gegen die parlamentarische Ordnung dem berühmten Dichter hingehen, der im Flug seiner Phantasie und in den Wolkengebilden seiner politischen Anschauungen etwas vom Seher zu haben schien.

Die vollständige Trennung von den Conservativen erfolgte 1843, obgleich er sich auch dann keiner bestimmten Partei der Opposition anschloß. Ludwig Philipp hatte in den Kammern die Majorität, aber er wußte die Phantasie des Volks nicht zu beschäftigen; Lamartine gab das Stichwort aus: La France s'ennuie! Dann, nach den scandalösen Bestechungsprocessen gegen hochgestellte Staatsbeamte, das zweite Stichwort: La France s'attriste! Solche Phrasen sind in Frankreich eine Macht, und die Aeußerungen Lamartine's haben nicht wenig dazu beigetragen, die Unzufriedenen von allen Schattirungen um eine gemeinsame Fahne zu sammeln.

Noch kräftiger wirkte dazu seine „Geschichte der Girondisten", 1847. Vom wissenschaftlichen Standpunkt betrachtet ist das Buch durchaus verwerflich; noch niemals hat die Phantasie eines Geschichtschreibers mit so unerhörter Ungenirtheit mit den Thatsachen gespielt. Aber es war

höchst unterhaltend, die Portraits der verschiedenen Figuren, die sich darin drängten, waren nicht exact, aber in sehr glänzenden Farben ausgeführt, freilich in den Farben eines Romans, wie sie Balzac zuerst gemischt und zur virtuosen Technik ausgebildet hatte. Der Geschichtschreiber erzählte mit der unumstößlichen Sicherheit eines Wissenden Cabinetsgeheimnisse, die er nicht anders hätte erfahren können, als etwa durch Offenbarung, die aber durch ihren pikanten Anstrich ersetzten, was ihnen an Zuverlässigkeit abging.

Am meisten charakteristisch für den Verfasser wie für die Zeit ist die Stimmungspolitik des Buchs. Es beginnt mit einer Apologie der Girondisten, geht aber allmälig zu den Gegnern über und schließt mit einer Apotheose Robespierre's, dessen Fest des höchsten Wesens „la politique élevée à la hauteur du type religieux du philosophe" genannt wird. Zwar schildert Lamartine die Gräuel der Schreckenszeit mit Farben, wie sie die damaligen Romantiker anwendeten, aber er findet doch, „daß eine Nation das Blut nicht bedauern darf, welches geflossen ist, um ewige Wahrheiten aufblühen zu lassen. Die Saat der Ideen wird mit Blut gedüngt; wie auch die Individuen beschaffen sein mögen, deren sich die Idee als Werkzeuge bedient, die Idee selbst schwebt rein und strahlend über dem häßlichen Gewirr der Leidenschaften."

Das Buch wurde verschlungen und warb dem Dichter eine ganz neue Classe von Anhängern. Gegen die Conservativen war man erbittert, der parlamentarischen Opposition traute man nicht recht, weil sie doch immer nur die Interessen des höheren Bürgerstandes zu vertreten schien. Lamartine's Buch brachte Jedem, was er wünschte, dem Republikaner, dem Socialisten, dem Anhänger der Kirche, dem Voltairianer.

Während ihn also seine staatsklugen Collegen in der Deputirtenkammer, gelinde gesagt, als einen Schwärmer betrachteten, wurde im Volk sein Name mit der ersehnten Zukunft in Verbindung gebracht. Der Tag des Aufstandes kam, in seinen Zielen von Keinem übersehen als etwa von Einem, der sich vorsichtig draußen hielt Und wenn man von Lamartine eine That erwartete, so wurde diesmal die Erwartung gerechtfertigt. Es war der Augenblick, wo die Herzogin von Orleans mit ihrem Sohn in die Deputirtenkammer flüchtete: Lamartine hat den Moment mit allem Aufwand dramatischer Mittel geschildert. Es galt die Ueberwindung eines Herzensconflicts. Das Mitleid mit einer edlen und unglücklichen Frau, die ihm Vertrauen geschenkt, die vollständige Unsicherheit der Zukunft, wenn man dem Pöbel gewähren ließ. Alle diese Betrachtungen schaukelten sich in seiner Phantasie; er stützte den Kopf auf den Tisch, wobei er wie in einem Handspiegel seine Physiognomie betrachtete, „er riß sein Herz aus der Brust und preßte es in seiner Hand zusammen, um nur seine Vernunft zu hören." Das Resultat dieser Betrachtung war sein Antrag auf Einführung der Republik, die durch Acclamation angenommen wurde. „Es ist", sagte er, „ein Act der Bürgerpflicht, den wir vollziehen, das Uebrige ist nicht mehr in unseren Händen, das Uebrige ist in den Händen Gottes."

Wie ungeheuer der Umfang seiner Verantwortlichkeit war, konnte er damals freilich noch nicht ermessen, weil er immer nur gewöhnt war, Ideen, nicht Thatsachen zu sehen, und weil ihm die Thatsache der Macht, die sich rüstete, die Republik zu beerben, unbekannt geblieben war. Er glaubte seine Verantwortlichkeit zu decken, wenn er mit einer Ausdauer, die freilich auch aus Liebe zur Sache hervorging, jedem Pöbelhaufen, der sich auf den Straßen herumtrieb, eine Rede über die Philosophie der Geschichte und die höchsten Begriffe der Humanität hielt. Er hat diese Reden in seinen Memoiren sämmtlich aufgezeichnet, als ob er sie auswendig gelernt hätte. Man hat neuerdings behaupten wollen, er habe die Ordnung in den ersten Zeiten der Republik aufrecht erhalten; ein näheres Studium der Thatsachen spricht nicht dafür. Es ist überhaupt eine falsche Vorstellung, wenn man annimmt, gleich nach dem Gelingen einer Revolution fiele die Macht an die Kräfte der Zerstörung; im Gegentheil sind diese über das unerwartete Gelingen in der Regel zuerst erschrocken und verwirrt; sie gehen nach allen Richtungen auseinander, und so lange es nicht gelingt sie zu einer festen Organisation zusammenzuraffen, tritt die natürliche Reaction des ruhigen Bürgers ein, der in der Sorge um seine Sicherheit leidlich freien Spielraum findet. Als die Socialisten wirklich organisirt waren, war es nicht eine schöne Rede, sondern das Schwert, das die Sache entschied, und Lamartine war beseitigt.

Er blieb beseitigt, obgleich er durch eine massenhafte Production sich dem Publicum in Erinnerung brachte, und obgleich seine Anhänger und Verehrer unermüdlich waren, Sammlungen zur Bezahlung seiner Schulden und zur Erhaltung seines väterlichen Erbguts anzuregen. Jene Production für die Schätzung dessen, was er werth ist, in Anschlag zu bringen, wäre ungerecht, sie ist zum größten Theil durch das Bedürfniß motivirt, sich Geld zu schaffen. Was die Sammlungen betrifft, so geschah damit seinem Ansehen in den Augen der Franzosen kein Eintrag. Bei aller Schwärmerei für die Gleichheit haben sie einen stark aristokratischen Zug, und ein Mann, der über mehrere Hunderttausend Livres Schulden verfügt, gilt ihnen etwas. Aber bedenklicher war es für ihn, daß bei jedem neuen Anlauf der Kaiser sich bereit erklärte, sich an die Spitze der Subscription zu stellen. Der kluge Mann wußte wol, was er that, denn wenn positiv der Bonapartismus dem Dichter Béranger das Meiste verdankt, der ihm den poetischen Nimbus verschaffte, so ist er nicht weniger dem Politiker Lamartine verpflichtet, der den letzten Wall zerstörte, welcher dem Recht des Schwerts entgegenstand.

Uebrigens hat Lamartine in dieser kritischen Lage, sowol dem Volk als dem Kaiser gegenüber, die Haltung des vornehmen Mannes bewahrt, die sein ganzes Leben auszeichnet; auch wo er annahm, hat er sich nichts vergeben. In dieser vornehmen Haltung wird er im Gedächtniß seiner Nation bleiben, und uns erscheint er als der werthvollste Typus einer Entwickelungsperiode, die mittelbar auch für uns verhängnißvoll war.

Ein Diner bei dem Fürsten von Rumänien.

In den letzten Novembertagen des verflossenen Jahres berief Fürst Karl von Rumänien ein neues Ministerium; alle Europäischen Großmächte und alle Zeitungen sprachen ihre Befriedigung aus über dieses dem Frieden Gewähr bietende Ereigniß.

Sonderbar! vor etwa vier Jahren hätte sich wol Niemand darum gekümmert, welch ein „ano" — ob Bratiano oder Cogalniceano — in dem Hôtel der Cala Mogoschoi — so heißt die Hauptstraße Bukarests — residirte; vor zehn Jahren wußte man von Rumänien noch gar nichts, da diese geographische Bezeichnung erst seit dem Jahre 1861, seit der entgiltigen Vereinigung der beiden Fürstenthümer Moldau und Walachei überhaupt existirt; und heute ist ein Ministerwechsel daselbst ein Ereigniß, welches auf die Börsencourse rückwirkt, Depeschenwechsel zwischen den sechs Großmächten veranlaßt und von der siebenten Großmacht in ausführlichen Leitartikeln besprochen wird.

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß der entlassene Minister Bratiano als ein rumänischer Lord Feuerbrand, als das Haupt der rothen Demokratie galt, von dem allgemein behauptet wurde, er wolle die Nachbarländer Serbien und Bulgarien zur Erhebung gegen die Türkei, die Rumänen in der Bukowina, Siebenbürgen und im Banate zur Losreißung von Ungarn- und Galizien-Oesterreich verleiten; daß dagegen der neue Ministerpräsident, Demeter Ghika, als das Haupt der Hochconservativen, den Frieden um jeden Preis anstrebenden Partei angesehen ward. Trotz der ungeheuren Verschiedenheit der Principien, welche diese beiden Männer vertraten, hatte sich Bratiano dennoch erklärt, er und seine Partei wolle das neue Ministerium stützen, aus Patriotismus und Anhänglichkeit für den Regenten. Der Fürst Karl wollte seiner Freude über die Versöhnung der Parteien Ausdruck verleihen, und zu einem Gastmahle, das er zu Ehren des angekommenen Generalconsuls von Italien, Baron Fava, veranstaltete, lud er den alten und neuen Minister ein, damit auch das Land sehe, wie die Vaterlandsliebe Männer der widersprechensten Prinicpien vereinige.

Bis vor wenigen Jahren bestand das jetzige Fürstenthum aus zwei getrennten Fürstenthümern, die Jahrhunderte lang den verschiedenartigsten Wechselfällen unterworfen waren. Nachdem die Pforte zuerst willkürlich die Fürsten ein- und abgesetzt hatte, folgte dem unerträglichen Zustande ein unerträglicherer, da die Fürstenthümer (seit 1834) zu gleicher Zeit unter russisches Protectorat und türkische Oberherrlichkeit gestellt, alle sieben Jahre ihre Fürsten neu wählen sollten, und also alle Intriguen der Ehr- und Habsucht der Einzelnen in immerwährender Thätigkeit bleiben, die Begriffe politischer Moral auf Null herabsinken mußten.

Es war daher ein großer Tag für Rumänien, als Karl von Hohenzollern, dieser Fürst mit dem wohlwollenden, treuen Gemüth, dem freisinnig gebildeten Geist, einen Thron bestieg, den vor ihm seit Menschengedenken kaum Einer innegehabt, der sein oder seiner Familie Interesse nicht als die erste Regierungs-Maxime eines moldo-walachischen Fürsten betrachtet hätte.

Fürst Karl war ein Lieblings-Enkel der verwittweten Großherzogin Stephanie von Baden, die ihn gern um sich sah. Aufmerksam lauschte der Knabe auf die Gespräche der edlen Frau mit ihrer Umgebung und er vernahm Worte von freiheitlicher Entwicklung der Völker, von Reformen und Gesetzen, wie sie in jener Zeit wol selten von einem deutschen Prinzen vernommen worden waren. Im Jahre 1857, nachdem sein fürstlicher Vater die selbstständige Regierung an die preußische Krone abgetreten und ein Commando in Neiße übernommen hatte, wurde der zwölfjährige Prinz mit dem jüngeren Bruder nach Dresden gesandt, um daselbst seine Studien zu beginnen; frühzeitig lernte er, vom väterlichen Hause entfernt, mit fremden Leuten verkehren. Neunzehn Jahre alt, trat er als Secondelieutenant in das Garde-Artilleriecorps; bezog, nach einer wissenschaftlichen Reise in das südliche Frankreich, Spanien und Algier die Universität Bonn, und trat dann aus dem Artillerie- in ein Gardedragoner-Regiment. Im Jahre 1862 war er Gast des Kaisers Napoleon in Compiègne; wol mochte der Beherrscher der Franzosen, der Protector des rumänischen Fürsten Cousa, seines ergebensten Seïden, nicht ahnen, daß der junge liebenswürdige, freimüthig-bescheidene deutsche Fürst bestimmt war, an die Stelle jenes Günstlings zu treten und der rumänischen Nation eine selbstständige Politik zu geben. Im Jahre 1864, während des Feldzugs in Schleswig-Holstein, lernte der Prinz als Ordonnanzofficier des preußischen Kronprinzen den Krieg kennen und anderthalb Jahr darauf ward er von den Rumänen berufen, ihren Thron einzunehmen.

Schon einmal war ich in diesem Schloß, in diesem Empfangssaal gewesen, und ein eigenthümlich wehmüthiges Gefühl überkam mich, als ich ihn heute wieder betrat. Siebenundzwanzig Jahre waren vergangen, seit ich hier einem Hoffeste beigewohnt, mit dem der Fürst Alexander Ghika das Verlöbniß einer Verwandten feierte. Mit kühner Zuversicht blickte damals die Familie Ghika in die Zukunft. Die stolze Schönheit, Catharina Ghika, die Schwägerin des Fürsten — man sagte allgemein, er verdanke seine Erhebung ihrem Einflusse auf den ehemaligen russischen Befehlshaber, Grafen Kisselew — die Gemahlin des allmächtigen ersten Ministers, beherrschte die Gesellschaft durch ihren Geist, den Zauber ihres Gesanges, durch ihre unbeschränkte Macht über den Gemahl. Neben ihr glänzte die Gemahlin des jüngeren Bruders des Fürsten, Maritzika (Mariechen) Ghika, eine unendlich liebliche und anmuthreiche Erscheinung. Diese Beiden überstrahlten die schönsten Frauen aus dem Hause Filipesco, dessen Oberhaupt der mächtigste Mitbewerber um den walachischen Fürstenthron gewesen und nun tödtlichen Haß gegen die

Ghika's nährte; um jene schaarte sich Alles, was zu Rang oder Einkommen gelangen wollte, Männer, die ich im verflossenen Jahre als einflußreiche Führer der Demokratie wiederfand, sie bettelten an jenem Tage um einen gnädigen Blick der mächtigen Frauen — selbst hochgestellte Gegner des Fürsten fanden es gerathen, den Zorn der geistvollen Catharina zu meiden. Was ist aus all' diesen geworden? Catharina Ghika ruht im Grabe, nachdem sie den Fall ihres Hauses gesehen und fast in Armuth versunken war — ihr Geist hat sich auf die älteste Tochter Helene vererbt, die mit dem Fürsten Massalsky vermählt, und unter dem Pseudonym Dora D'Istria auch den Lesern des „Salon" bekannt*), sich einen berühmten Namen in der Literatur erworben hat. Maritzika hat sich von ihrem ersten Gemahl getrennt und den nachher regierenden Fürsten Bibesko geheirathet, der im Jahre 1848 seinerseits gestürzt wurde. Die Filipesco haben ihre stolzen, damals nicht unberechtigten Hoffnungen aufgegeben — der Enkel jenes mächtigen Feindes der Ghika ist heute — Hofmarschall des Fürsten Karl.

Im Empfangssaale waren bereits die meisten Gäste versammelt; seltsame Gruppen boten ein interessantes Studium. Männer, die sich in der Kammer und im gesellschaftlichen Leben befehdeten, plauderten da gemüthlich vom Wetter, Reisen und dergleichen unpolitischen Dingen. In der Mitte des Saales stand Demeter Ghika, der neue Ministerpräsident und unterhielt sich mit seinem Vorgänger Bratiano, über die Oper. Er war einst der schönste und galanteste Cavalier Bukarests und noch immer imponiren seine hohe schlanke Gestalt, seine selbst unter ergrauendem Haar feinen und frischen Züge. Seine Brust ist mit vielen Orden geschmückt, die Haltung vornehm, seine Bewegungen und Manieren zeigen eine gewisse selbstgefällige Eitelkeit — ist er doch, wie er selbst öfters bemerkt „auf den Stufen eines Thrones geboren" — — aber auch Offenherzigkeit und Gutmüthigkeit. Als Politiker genießt er den unantastbaren Ruf der Ehrenhaftigkeit und hat auch in seinen Reden Muth und Energie bewiesen. Bratiano's Aeußeres ist angenehm, ja anziehend; Niemand würde in diesem bescheidenen freundlichen Manne mit den feinen, fast weichlichen Zügen, mit dem milden Blicke des dunkeln Auges den vielverpönten Unruhestifter vermuthen, den Anführer der zügellosen Demokratie, gegen den alle Cabinete die heftigsten Erklärungen abgegeben haben. Er selbst ist vielleicht nicht einmal zu so extremen Principien geneigt, aber desto mehr sein dicht hinter ihm stehender Freund und Rathgeber (der gerade mit dem neuen Justizminister spricht), Constantin Rosetti, der Redacteur des verbreitetsten und einflußreichsten rumänischen Blattes — ein Mann, der ohne Herkunft, ohne Protection, ohne gründliche Bildung, ohne Vermögen, Sohn eines klein-beamteteten, in der Wallachei seßhaften Griechen, zuerst nur als der Verfasser unbedeutender, nicht immer sehr decenter Gelegenheitsgedichtchen bekannt, plötzlich im Jahre 1848 in der Revolution gegen

*) Der erste Band des „Salon", der die schöne Frau zu seinen Mitarbeitern zählt, brachte einen Artikel von ihr: „Wasiliki" (1. Bd. I. S. 370.)

Bibesko hervortrat, dann eine Zeit lang in der Verbannung lebte, endlich seit seiner Rückkehr ein immenses, selbst von den Gegnern anerkanntes Talent als Journalist wie als politischer Agitator entwickelte, sich zum Bürgermeister von Bukarest emporschwang und so unbegränzten Einfluß ausübte, daß er eine Zeit lang das Ministerum Bratiano factisch leitete. Auch seine Erscheinung zeigt nichts vom rothem Demokraten nach deutschen oder französischen Begriffen; wenn man aber die scharfen schlauen Gesichtszüge näher prüft, die breite, von reichen schwarzen mit grau gemischten Locken eingefaßte Stirn, die dunklen, unstät aber scharf blickenden, lauernden Augen, den vom Vollbarte umwachsenen, fest geschlossenen Mund — wenn man beobachtet, wie er mit allen Leuten freundlich umgeht, sich behende zu Diesem und Jenem wendet, dabei, während er mit dem Einen spricht, scharf nach dem Anderen hinsieht und hinhorcht, wie er in seinem Gespräch sich nie eine Blöße giebt, sondern nur in allgemeinen Bemerkungen ergeht, um die Anderen reden zu lassen: so wird man bald erkennen, daß Rosetti zu den Männern gehört, die bei allem Fanatismus kalt berechnen und Mittel und Werkzeuge für ihre Zwecke genau prüfen und erwägen. Sein Privatleben wird vielfach gerühmt; er ist Muster eines Familienvaters, seine Frau, eine Engländerin, ist eine liebenswürdige, bescheidne Dame, sein Haushalt ein einfach bürgerlicher — seltene Erscheinung nicht blos bei rumänischen, sondern auch bei romanischen Journalisten und Politikern, wenn sie zu Einfluß und bedeutendem Einkommen gelangt sind!

Um die drei eben Beschriebenen bewegen sich die ehemaligen und die neuen Minister geringerer Bedeutung; einige von ihnen mit der Haltung von Männern, die sich bewußt sind, nur dem Fürsten und dem Lande dienen zu wollen, Andere, in deren Mienen man es liest, daß sie sich in der neuen Wendung der Dinge noch nicht zurecht gefunden haben. Sie blicken oft nach der Thür, durch welche die Gäste eintreten, sie erwarten noch vor dem Fürsten Jemanden, der ihnen besonders wichtig, und wiewol der Saal ziemlich gefüllt, das Gespräch allgemein und lebhaft ist, so entgeht ihnen doch nicht, daß jetzt ein Mann durch die halbgeöffnete Thüre mehr herein schlüpft, als tritt, der offenbar kein Aufsehen erregen will, den jedoch sofort ein halb Dutzend jener Herren umringen. Das ist Cogalniceano, der rumänische Bismarck, wie ihn seine Verehrer nennen, den selbst die heftigsten Gegner als die bedeutendste politische Capacität und größte Arbeitskraft Rumäniens anerkennen, ein Mann von rücksichtsloser Energie, der unter Cousa den Staatsstreich, die Aufhebung der Verfassung und das Plebiscit, die Befreiung der Bauern von allen Frohnden und gutsherrlichen Rechten durchgeführt und in der neuesten Zeit als Minister des Fürsten Karl die demokratische Kammer aufgelöst, die mächtige Bratiano'sche Partei zurückgedrängt und bei den Neuwahlen eine immense ministerielle Majorität zu gewinnen verstanden hat. Sein Aeußeres hat wenig von dem des Norddeutschen Bundeskanzlers; es ist so schmächtig und beweglich, wie dieser groß, stark und behäbig; obwol er Militair gewesen, läßt er

das in der Haltung nicht erkennen. Unter der kahlen Stirn funkeln zwei dunkle Augen durch die Brille wie glühende Kohlen, die Nase ist gebogen und spitz, der Mund, von einem kleinen Schnurr- und Knebelbarte eingefaßt, sarkastisch, zeigt aber Entschlossenheit und Willenskraft. Seine Stimme ist hellklingend, fast schrill, er spricht viel und schnell. Unter allen neuen Ministern besitzt er die gründlichste Bildung, er hat in Berlin, noch zu Zeiten König Friedrich Wilhelm III. studirt, und behaglich erzählt er von seinen Pagenstreichen mit Tänzerinnen, die nach Potsdam befohlen, in der Nacht von ihm und Gleichgesinnten aus den Fenstern gehoben und nach Berlin entführt worden waren. Er wechselt wenige Worte mit dem Ministerpräsidenten, dann begrüßt er zwei preußische Officiere, die, in einer Ecke des Saales stehend, das Treiben mit ihren deutschen blauen Augen ruhig anschauten. Der eine ist Hr. v. Krénski, Oberstlieutenant vom Generalstabe, dessen Brust der Orden pour le mérite schmückt, ein Krieger und Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle, dabei der liebenswürdigste und bescheidenste Cavalier, den man sich denken mag, der nach Bukarest auf den Wunsch des Fürsten gekommen ist, um die Armee zu organisiren. Der Andere ist der charmante Oberstlieutenant von Falkenhain, der aus der preußischen Armee getreten ist, um als Stallmeister des Fürsten Pferde und — Menschen zu dressiren.

Die Gäste sind vollzählig — auch der Ehrengast Baron Fava ist erschienen. Er ist der einzige Diplomat, da der Etiquette gemäß jeder neuangekommenen Vertreter einer fremden Macht zuerst allein geladen wird, damit die Ehren sich ausschließlich auf seine Person concentriren. Nun tritt auch der Fürst aus seinen Gemächern in rumänischer Generalsuniform, eine jugendliche, frische, herzgewinnende Erscheinung. Mit größter Liebenswürdigkeit wendet er sich zu jedem der Anwesenden, weiß einem Jeden das Angenehmste zu sagen; mit Herrn Rosetti spricht er einige Minuten, sagt ihm, wie die Minister später aus seinem Munde erfahren, daß er hoffe, das Versprechen der Bratiano'schen Partei, die Ordnung und den Frieden zu unterstützen, werde sich bewähren — Rosetti scheint zu betheuern, zu peroriren — mit freundlicher Verbeugung wendet sich der Fürst ab und man geht zu Tische. Die Tafel besteht aus beiläufig dreißig Gedecken. In der Mitte sitzt der Fürst, zu seiner Rechten Baron Fava, ihm gegenüber Fürst Demeter Ghika mit Bratiano, rings herum pêle-mêle neben Ordonnanzofficieren in ihren malerischen Uniformen und den oben erwähnten preußischen Herren, die alten und neuen Portefeuille-Inhaber. „Un parterre de ministres", flüsterte mir der Hofmarschall zu. „Et des ministes par terre", entgegnete ich. — Ich sage nichts von den guten Dingen, die man uns servirte; aber darf wol gestehen, daß ich bei den heimathlichen Rheinweinen mehr als einmal daran dachte, welch' eine bedeutende Mission dem deutschen Geist und der deutschen Bildung hier im fernen Osten zugefallen!

A. H. Ehrlich.

Die letzten Tage König Karl's.

Von Julius Rodenberg.

XI. Manuella erklärt sich.

Die Reiter rückten hierauf durch das Parkthor, ließen einen Posten vor demselben zurück, quartierten ihre Pferde in die geräumigen Ställe von Ham-House und sich selber in die nicht minder geräumigen Zimmer des Erdgeschosses ein, während die Kutsche mit Manuella den Weg nach London einschlug. Zur Seite derselben ritt der Capitain Jürgen Joyce, der, nachdem er die ihm gewordene Ordre richtig ausgeführt sah, den Befehl während seiner Abwesenheit einem von den ihm untergeordneten Officieren übertrug.

Es war ziemlich spät am Nachmittag, als sie durch das Thor bei Whitehall in die Stadt kamen. Hier stand Alles so voll von Menschen und Pferden und Kanonen, daß der Capitain, indem er dem Wagen voranritt, nur mit der äußersten Mühe einen Durchgang für denselben öffnen konnte. Als sie jedoch den Platz von Charing Croß erreicht hatten, wo die große Straße, der Strand genannt, hineinmündet, nicht weit von York-House, welches zur Rechten lag, da war das Gedränge so groß geworden, daß der Capitain selber es für das Beste hielt, demselben auszuweichen, um auf einem andern Weg an das Ziel zu gelangen. Denn der Strand, welcher damals, wie heute noch, die Verbindung zwischen Westminster und der City von London bildete, war so dicht und buchstäblich Kopf an Kopf mit Menschen gefüllt, daß es Unvernunft gewesen wäre, dort zu Fuß, geschweige denn mit einem Wagen, durchdringen zu wollen. Die City hatte sich nun endlich, nach fast vierzigstündigem Kampf, ergeben und die von der gräßlichen Angst befreiten Bewohner waren zu Tausenden herausgeströmt, um mit ihren Bitten und ihrem Geschrei, wenigstens von der Straße her, das in York-House niedergesetzte Comité zu bestürmen; während von der andern Seite her schon mit allen Pferden und Munitionswagen die Truppen sich marschbereit aufzustellen begannen, mit welchen Cromwell noch heute Abend London verlassen wollte, um sie dem Feind in Wales und Schottland entgegenzuführen. Der Capitain ließ daher, in seiner Fürsorge für Manuella, den Wagen bei York-House einlenken und vor einem Seiteneingang, nach der Themse hinunter, halten. Er dachte, daß es möglich sei, bei York-Stairs ein Boot zu finden und auf der Wasserstraße dann das

Mädchen nach der City zurückzugeleiten. Er kannte diese Gegend genau genug; denn er hatte gestern Abend das Wasserthor von York-House mit seinen Truppen besetzt und er selber war es gewesen, der auf das vorüberfahrende Schifflein, welches Buckingham und Manuella trug, hatte Feuer geben lassen.

Doch Manuella war noch immer aus ihrer langen Erschöpfung nicht wieder zu sich selbst gekommen und der gute Capitain wußte sich wahrlich keinen andern Rath, als sie in eins der zahllos vielen Zimmer von York-House hinaufzubringen. Er wußte ja, daß York-House nun der Nation gehöre, und er glaubte, daß es nicht zu viel sei, wenn ihr ergebener Diener und Capitain Jürgen Joyce ein Winkelchen desselben kurze Zeit für sich in Anspruch nehme.

Als Manuella die Augen aufschlug, befand sie sich allein in einem großen und prächtigen Gemach. Ihr treuer Beschützer, der Capitain, hatte sich entfernt, nachdem er sie auf einem mit weichem Sammet bedeckten Ruhebett sanft niedergelegt, und dann vor der Thür in einem anstoßenden Cabinet Stellung genommen, um in der Nähe der Schlummernden zu wachen.

Schwere Teppiche lagen auf dem Boden und kostbare Stoffe bekleideten sowol die Fenster als die Thüren. Das Licht von Außen kam matt und gedämpft herein und nur an den reich vergoldeten Deckplafonds haftete ein etwas lebhafterer Glanz, ein Reflex der Abendbeleuchtung, welche durch die Vorhänge von Ponceau-Sammet fiel und die Falten derselben mit Purpur füllte. Sonst herrschte jenes üppige Halbdunkel, welches Allem, was dieses Gemach für das Auge und die Sinne Verführerisches hatte, seinen eigenen Reiz hinzufügte. Aus den goldenen Zierrathen des Deckgewölbes blickten lächelnde Genien herab, Göttinnen des Frühlings und der Liebe, leicht in duftigen Flor gehüllt, rosige Körper, in Abendwolken schwebend und Blumen streuend. An den dunklen Wänden, auf braunem Grund, zwischen niederwallenden und kunstvoll geordneten Draperien hingen an starken Goldschnüren große Gemälde, deren reiche, mit Goldkronen geschmückte Rahmen Bilder aus der heiligen Schrift und Portraits von Frauen und Männern in der vornehmen Tracht der Zeit umschlossen. Noch durch das Dämmerlicht, in welches Alles getaucht war, erkannte man die Lieblichkeit und Fülle der Gestalten, den Zauber der Farben, die Hand der großen Meister aus Niederland und Italien. Den Hintergrund nahm ein hoher Kamin von Marmor ein, über welchem zwei silberne Wappenschilder sich aneinanderschlossen, auf deren schimmernder Fläche man in Gold getrieben die Figuren von einem Pfauen und einem Löwen sah. Unter diesen Schildern und von dem Schatten derselben jetzt bedeckt, hing, bis auf den Sims des Kamins herabreichend, ein Männerportrait in Lebensgröße. Ein aristokratischer Künstlergeist wehte durch dieses Gemach, welches für den feinsten Genuß des Lebens bestimmt schien, und wiewol es verlassen war, so hatte man doch den Eindruck, als ob seine Bewohner nicht fern sein könnten und Alles auf ihre baldige Rückkehr warte. Die Stühle

mit den reichbordirten Kissen, die Tabourets aus vergoldetem Eichenholz, die schwellenden Polster -- man schien sich eben von ihnen erhoben zu haben; man glaubte, daß unter der Asche im Kamin das Feuer noch glimmen müsse, während der Schimmer am Plafond sich ausbreitete, langsam herabstieg und die Dämmerung gleichsam mit einem Rosenhauch umwob.

Es war wie ein Traum für Manuella. War sie zurückversetzt in die eigene Heimat, in das elterliche Haus, in die Gemächer ihrer Kindheit und frühen Jugend, von deren Reichthum und Pracht sie so lange schon nicht mehr umgeben? War alles Das, was dazwischen lag von Kummer und Elend und Verfolgung nicht gewesen — war sie zurückgekehrt in jene Sphären voll Licht und Ueberfluß, in denen sie einst gelebt, und die ihr nun so fern gedünkt hatten, wie die Sphären, in denen die Sterne sich bewegen — kamen sie wieder, die Tage, wie damals hoch über den Sorgen des Daseins in vornehmer Ruhe dahingleitend, auf smyrnischen Decken durch stille Räume, vor deren verhängten Fenstern der Lärm der Straße stirbt, durch strahlende Säle, in deren Kerzenglanz nur der Wohllaut der Musik und die Stimme des Vergnügens gehört wird? . . . Eine unsägliche Sehnsucht überkam sie -- nach Ruhe, nach Frieden, nach Hause . . . nach ihrem Vater! — wagte sie zögernd hinzuzusetzen. Allmälig ordneten sich ihre Vorstellungen, welche durch den Anblick dieser ungewohnten Pracht verwirrt worden waren. Sie besann sich langsam auf Alles. Sie war eine Ausgestoßene — des natürlichen Schutzes beraubt, jeder Willkür preisgegeben — zitternd auf wildem Meer ward sie umhergetrieben. Sie richtete sich halb auf ihrem Lager auf, stützte sich mit der Linken und strich mit der Rechten das schwere dunkle Lockenhaar über der Stirn zurück. Sie, die Tochter eines Hauses von fürstlichem Rang und Reichthum, hatte entbehren lernen und erfahren sollen, daß Niemand sich ungestraft über die ewigen Ordnungen hinwegsetzt und daß es besser ist, Unrecht zu dulden, als Unrecht zu thun. Der Vater hätte sie niemals zu der verhaßten Verbindung überreden dürfen; aber er hätte sie zu derselben — das wußte sie jetzt — auch niemals zwingen können. Sie hätte standhaft bleiben können, ohne der Weigerung den gewaltsamen Schritt der Flucht hinzuzufügen, welche das Kind vom Herzen des Vaters riß und durch das Zusammentreffen mit dem Herzog von Buckingham ihrem Ungehorsam den Schein des Verbrechens gab. Sie vergrub ihr Antlitz in beiden Händen. Sie mußte immer an ihren Vater denken, der sie längst als eine Todte betrauert — aber auch der Todten vergißt man nicht ganz! Ihr ward so weich um's Herz, sie hätte weinen mögen. „Gott! Gott!“ schluchzte sie, „gieb mir meinen Vater wieder! Mildere den Schmerz, den er um meinetwillen fühlen muß! Ach, ein Elternherz allein kennt ja die heilige Liebe, die zu verzeihen vermag! Laß sie wie ein Engel um mich sein, bis das Werk meiner Läuterung vollbracht . . . Nein, nicht ziellos! Dort ist das Ziel! Ich sehe es! Durch alle Leiden geht der Weg dorthin — ich sollte den Himmel suchen, nachdem ich

meine Heimat verloren — o, Liebe Gottes, führe Du mich zurück zur Liebe des Vaters . . ."

Sie wollte sich erheben. Da knisterte Etwas zwischen den Kissen des Divans. Es war ein Blatt, ein Brief, der dort entweder verborgen oder vergessen worden war. Indem sie es aufnahm, sah sie ein Wort, einen Namen, welches ihr zur Ruhe gekommenes Herz mächtig wieder wallen ließ. Sie trat hastig an das tiefe Fenster, schlug die Gardinen zurück — ein mächtiger, breiter Lichtstrom fluthete nun herein und füllte das ganze Gemach mit Abendroth. Sie las:

„An meinen theuren Sohn, George Villiers, Herzog von Buckingham.

„Mein theurer Sohn! Ich beschwöre Dich — bei dem Andenken Deines Vaters, der durch Mörderhand mir in der Blüthe seiner Jahre und unseres Glückes entrissen ward — bei den Qualen meines Herzens, das immer nur an Dich und Deinen jüngern Bruder denkt — ich beschwöre Dich: halt' ein auf der Bahn, die Du verfolgst! Du sollst Deinem König treu sein, aber Du darfst darum nicht der Pflichten spotten, welche Dir der Willen Dessen auferlegt, der noch größer ist als Dein König selbst: Dein Gott im Himmel! Man hat mir traurige Nachrichten von Dir gebracht — traurig für ein Mutterherz. Anstatt ein Beschützer der Unschuld zu sein, wie der Ritter es soll, machst Du Dich zu ihrem Verfolger. Anstatt Deinem jüngern Bruder ein Vorbild jeder Tugend zu sein, wirst Du sein Verführer. Halt ein, mein Sohn — halt ein! Denk' an Deine Mutter, die nichts mehr auf dieser Welt hat, als Euch Beide — ich wollte nicht weinen, wenn Du mir todt aus einer Schlacht in's Haus getragen würdest! Aber Tag und Nacht sollen meine Thränen fließen über die ehrlose Handlung, mit welcher Du das reine Wappen der Villiers und Manners beflecken würdest. Du hast meinem Herzen schon manch' eine bittere Wunde geschlagen, aber ich verzeihe Dir — und wenn Verzeihung ein Engel ist, der Dich schützen könnte — o, daß dann Alle, denen Du Böses zugefügt, Dir verzeihen möchten, wie ich es gethan!

Mit ganzer, lieberfüllter Seele

Deine Mutter

Lady Katharina Manners, Gräfin Rutland, und verwittwete Herzogin von Buckingham."

Innig gerührt hielt Manuella das Blatt in der Hand — es schlug den Ton an, der in ihrer Brust so mächtigen Wiederhall fand und langsam wandte sie sich vom Fenster ab.

Da fiel ihr Blick auf das große Bild über dem Kamin, welches jetzt in vollem Lichte strahlte. Es war ein Jüngling von blendender Schönheit, in der Tracht eines Ritters vom Hosenbandorden. Auf der Brust, von dem starken Licht berührt, funkelte das Ordensschild mit dem heiligen Georg, um das Knie geschlungen war ein Band von Gold und Blau, und ein Sammetmantel mit Hermelin wallte herab um die jugendliche Gestalt. Sie kannte den Jüngling wol. So, wie er da war,

rein, mit einem Ausdruck des Idealen und in unberührter Frische noch, hatte sie ihn zum erstenmal gesehen, als er in den Staatsgemächern ihres elterlichen Hauses zu Amsterdam erschienen war. — Er war derselbe, der sie gestern Abend auf so empörende Weise dem Hause ihres Wohlthäters entrissen und gestern Nacht für ihren Tod gestimmt hatte — der Herzog von Buckingham, derselbe, für welchen eine bedrängte Mutter in der rührendsten Weise zu Gott um Vergebung gefleht . . .

Langsam lösten sich die Thränen aus Manuella's Augen und fielen auf das Blatt, welches sie noch in der Hand hielt. „Ich verzeihe Dir", sagte sie, zu dem Bild aufblickend — „um Gottes Willen, der mich vor Dir gerettet, und um Deiner Mutter willen, die für Dich gebetet . . ." Sie steckte hierauf das Blatt zu sich. Sie wußte nun, daß sie in dem Schlosse Buckingham's sei; doch sie hatte nicht Zeit, sich darauf zu besinnen, wie sie h'erhergekommen; denn plötzlich vernahm sie Schritte von einer andern Seite her, als derjenigen, nach welcher der Capitain sich entfernt, und eine Portière in der Wand ward gehoben. Eine feingeformte, aber kräftige Hand ward an der dunkelfarbigen Bordüre sichtbar und unter dem sammetnen Vorhang erschien eine hohe Männergestalt, die jedoch bei dem Anblick des Mädchens überrascht und unschlüssig stehen blieb. Die schimmernde Helligkeit, die durch das Fenster kam, beleuchtete ihn, und plötzlich aufschreckend, dann aber die Arme über der Brust zusammendrückend, rief Manuella: „Frank Herbert!"

Der Obrist, welcher auf Cromwell's Geheiß und als sein Bevollmächtigter der Berathung der obersten Militairbehörde mit den Abgeordneten der City beigewohnt, wollte sich, nachdem sie beendet worden, wieder entfernen und hatte sich in den weitläufigen Gemächern und Corridoren von York-House verirrt. Anstatt den Ausweg zu nehmen, war er immer tiefer in dieses mit allen Schätzen des Reichthums und der Kunst ausgestattete Labyrinth gerathen. Auch er wollte seinen Augen kaum trauen, als er das Mädchen sah, welchem er zwar nur zweimal begegnet war, aber in solch' entscheidenden Momenten seines und ihres Lebens, daß ihre Züge sich seinem Gedächtniß unauslöschlich eingeprägt hatten. Den Vorhang hinter sich fallen lassend, trat er ein und stand nun vor Manuella.

Sein unerwartetes Erscheinen versetzte sie mitten in die Scene vom vorigen Abend, wo sie den Obristen von Fackeln umgeben, an der Spitze seiner Truppen zum Angriff in Duke-Street hatte reiten sehen. So Vieles hatte sich in diesen ereignißschweren Stunden zusammengedrängt, so überwältigend war Schlag auf Schlag gefolgt, daß sie schwindelnd fast den Faden verloren und jetzt erst wieder auf den Anfang jener furchtbaren Katastrophe sich besann. In seiner ganzen Schrecklichkeit stand das düstere Bild vor ihr: der wüthende Pöbelhaufen, die Entweihung des festlichen Hauses, die zertrümmerten Fenster, das Schreien, das Lachen, das Rasseln der Ketten, das Stampfen der Rosse, die Reiter, der Schuß . . .

„Sagt mir, o, sagt mir!" rief sie, die Hände flehend gegen ihn

ausstreckend, „was ist aus den Bewohnern jenes Hauses geworden, vor welchem es zwischen Euch und den Insurgenten zum Kampfe kam?"

„Einer von den Aufständischen fiel", erwiederte der Obrist, „die Anderen ergriffen die Flucht und zerstreuten sich in die benachbarten Quergassen, die wir Schritt vor Schritt unter heftigem Widerstand säubern mußten. Die Bewohner jenes Hauses sind, so viel ich weiß, unversehrt, wenn auch das Haus vielleicht gelitten haben mag."

„Dank, tausend Dank, für diese Nachricht, die mich so glücklich macht!" sagte Manuella, indem sie die großen, schwarzen Augen öffnete und den Obristen ansah.

„Wie aber kommst Du hierher, seltsames Mädchen?" fragte er, nicht ohne Antheil sie betrachtend.

„Fragt mich nicht — o, fragt mich nicht!" entgegnete sie, die schönen Augen wieder senkend. „Ich bin wie das abgelöste Blatt, das der Wind über Euren Weg treibt. — O, fragt mich nicht — fragt den Sturm, der mich dahinjagt! . . ."

„Ich weiß es", sagte Frank Herbert sanft, indem er sich mitleidsvoll ihr näherte und ihre Hand ergriff, „ich weiß es, daß Du gut und unglücklich bist . . ."

„Gut und unglücklich! . . ." wiederholte sie fast mechanisch — ihr Haupt sank auf ihre Brust und ihre Hand fieberte in der Hand des Mannes. „Ja, unglücklich — sehr unglücklich!"

„Sei still, mein Kind! Es erwirbt Dir die Sympathie der Unglücklichen . . ."

Dies Wort, wie es so traurig von den Lippen Desjenigen kam, den sie liebte, durchschauerte Manuella — nein, es durchflammte sie. Sie schien eine Andere zu sein, nachdem sie es gehört. Ihre Energie erwachte, ihr Auge nahm all' seinen zauberischen Glanz wieder an, sie war noch schöner, als zuvor.

„Unglücklich!" — rief sie — „Ihr seid unglücklich? Nein! — bei dem Gott meiner Väter, das dürft Ihr nicht sein. Denn Ihr habt es nicht verdient! . . ."

Fast erschrocken von dieser leidenschaftlichen Aeußerung, wich der Obrist zurück. Ihre Hand entsank der seinen. Dann sah er sie wehmuthsvoll an.

„Ist denn das Glück ein Lohn", fragte er nun lächelnd, „welches Denjenigen zu Theil wird, die es allenfalls verdient hätten? Ich glaube, mein liebes Kind, Du täuschest Dich darin!"

„Nein", rief Manuella, „ich täusche mich nicht, indem ich an die Gerechtigkeit Gottes glaube. Unter Thränen und in bitteren Kämpfen", setzte sie leise hinzu, „habe ich an sie glauben gelernt; und ich will nun nimmermehr davon lassen!"

„Aber sage mir, mein Kind", und dabei legte er, wie resignirend, seine Hand auf ihre Stirn — „kann das Glück nicht auch eine Versuchung sein? Kann es uns nicht wie eine schimmernde Blüthe, wie ein

Irrstern im Dunkeln entgegenleuchten, um uns vom rechten Weg hinwegzulocken? . . ."

Herbert fühlte, wie das Mädchen unter seiner Berührung zitterte. Sie wagte nicht, ihn anzublicken. „Hat er mein Geheimniß errathen, in mein sündiges Herz gesehen?" tönte eine Stimme, vernichtend, in ihrem Innern. Sie entwand sich ihm und bedeckte ihr glühendes Gesicht mit beiden Händen.

Aber ruhig fuhr Frank Herbert fort: „Du siehst nun, daß ich Recht habe. Dasjenige, was die Menschen Glück nennen, tritt zuweilen in seiner lieblichsten Gestalt vor uns hin, um uns unseren Pflichten abtrünnig zu machen. Es lächelt aus geliebten Augen, es winkt von theuren Lippen. Du sagst, das Glück sei der Lohn Derjenigen, die es verdient haben. Ich aber sage Dir, mein Kind — und auch ich spreche aus bitterer, bitterster Erinnerung — das Glück ist ein Fallstrick; und nur Der darf sagen, daß er ein Mann sei, der die Probe seiner Reize bestanden hat! . . ."

Trübe stand Frank Herbert da. Seine Stimme bebte. Die Wunde, die er berührt hatte, war doch noch zu frisch. Aber mit jener feinen Empfindung, die den Frauen eigen ist, hörte Manuella aus Dem, was Frank sagte, Alles heraus, was er verbergen wollte.

„Frank Herbert!" rief sie — „sprecht! O, sprecht — ich vergehe vor Angst! Was Ihr gesagt, habt Ihr nicht von Olivia gesagt? —"

Der theure Name traf ihn tief in's Herz. Gebeugt stand der starke Mann vor dem Mädchen da, die nun ihrer selbst gänzlich vergessend, seine beiden Hände ergriff.

„Olivia!" rief sie noch einmal — „o, sagt mir, was ist aus Olivia geworden?"

„So weißt Du nichts von Allem, was sich zugetragen hat?" erwiederte Frank Herbert, mühsam nach Fassung ringend. „O, wenn Du wüßtest, wie es schmerzt, daran zu denken! . . ."

Widerstrebend zuerst, aber dann offen und vertrauensvoll, sprach er von der Vergangenheit mit dem Mädchen, welches auf ihn denselben Zauber zu üben begann, den sie einst auf Olivia geübt: den einer großen, edlen und sympathischen Seele. Er sprach von dem kurzen Frühling seiner Liebe — so kurz! von Abend zu Abend nur hatte er gewährt in jener holden Rosenzeit! Er erzählte ihr von dem Wiedersehen auf dem blühenden Hügel, der weit in das Thal hinausschaut, — wie sie dagestanden im Abendroth, mit dem Kranz für das Grab der Mutter in der Hand! Von der Dämmerung im Schloßgarten — von der Rasenbank und dem Lindenbaum, in dem die Nachtigall sang; von der Erklärung — von seinem Entschluß, sich aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen, damit der Parteikampf nicht länger ein äußerliches Hinderniß seiner Verbindung mit der Tochter eines Royalisten in den Weg lege — von seinen Hoffnungen, seiner Seligkeit — und endlich von dem Dazwischentreten des Königs . . .

Seine Augen verdunkelten sich. — „Laß mich schweigen", sagte er;

„das Glück kann die Ehre nimmermehr überleben; aber die Liebe überlebt das Glück!"

Manuella war auf einen Divan niedergesunken und stumm über das Unerhörte saß sie da. Doch Frank Herbert gewann neue Kraft in der Erinnerung an Das, was er verloren. „Nein!" rief er — „sprich mir nicht von Glück, Mädchen! Sieh' diesen herrlichen Palast — diese unvergleichlichen Gemälde — diese vergoldeten Deckgewölbe — den künstlerischen Reiz dieser Gemächer! Die sie gestern bewohnten, sind heute Flüchtlinge, Proscribirte — der arme Mann kann Schätze gewinnen, der ihre Köpfe einliefert! Unerhörte Frevel sind in diesen fürstlichen Sälen begangen worden! Derjenige, der sie mit allen Kostbarkeiten der Erde geschmückt, war ein Verächter seines Volkes und ein Verräther seines Vaterlandes. Siehe — darum fällt die Rache des Volkes schwer auf dieses Haus —; zerfallen werden diese Mauern, vermodern diese Decken und diese Teppiche, diese Bilder, diese Statuen in alle Welt wandern. Schlimme Zeiten — diese Zeiten der Rache! werden Diejenigen sagen, die nach uns kommen und aus weiter Entfernung vielleicht das Werk betrachten, das wir gethan. Und sie sind schlimm. Aus der Indolenz, der Ursache wie der Folge der langen Mißregierung, soll ihr eiserner Ernst die Massen des Volkes zurückrufen zum Dienst der Freiheit, sie wecken, sie läutern durch Einsamkeit und Entbehrung, sie zwingen, von den bunten Zerstreuungen des Tages hinabzublicken in die Tiefen und Abgründe der eigenen Seele. Ein Schrei der gepreßten Herzen ist diese Revolution auf zu dem Unsichtbaren, Ewigen, welchen wir hoch über den vergänglichen Dingen walten sehen und verehren. — Gott und die Bibel! sagen die frommen Männer, denen ich ihren Glauben nicht nehmen möchte; — der Gedanke, die Idee! wird vielleicht ein späteres Zeitalter sagen. Ich habe nicht zu entscheiden zwischen beiden. Mich hat die Geschichte gelehrt, daß es eine Macht giebt über allen Mächtigen der Erde, welche die hienieden vergossenen Thränen sammelt und die Seufzer der Unterdrückten vernimmt — ein Rächer des Unrechts, ein furchtbares Strafgericht! Wol hat es etwas Entzückendes, Begeisterndes in dieser außergewöhnlichen Zeit aus schrankenloser Fülle sich selber ausgeben — ohne Rücksicht, ohne Nebengedanken für seine Ueberzeugung Alles thun und Alles leiden zu dürfen. Aber was, in diesem gigantischen Ringen der Menschheit, ist der Mensch — der Einzelne, mit seinem Schmerz und seiner Freude? Wie der strenge Glaube unserer Tage die Bilder, die Marmorfiguren, welche diese Wände noch bekleiden, als götzendienerisch verwirft, so mag eine spätere sie als Zeichen der Verehrung aufsetzen; und wie man heut unseren Lehrjungen den Tanz verbietet, so mag man ihn einst rund um das Schaffot befehlen — was liegt daran? Von der Strömung fortgerissen, fühlt ein Jeder, daß Das, was er Glück nennt, am andern Ufer liegt. O, sprich mir nicht vom Glück der Liebe! ... Den Siegern und den Besiegten ruft die Revolution ihr trübes Wort: „Entsagung!" zu ..."

Wie das Ideal der Begeisterung, schöner, edler und reiner, als

selbst ein Künstler es hätte erfinden können, stand Frank Herbert da, vom Abendgold umfluthet, sein Antlitz frei nach Oben gewandt.

Entzückt und fortgerissen von der Schönheit seiner Erscheinung und der Kraft seines Wortes, warf sich Manuella ihm zu Füßen. Mit ihren Armen ihn umklammernd, rief sie:

„Es giebt ein Glück, und Du bist seiner würdig! Ueber den Strom hinüber, am andern Ufer, steht Olivia — folge mir, folge mir — ich führe Dich hin zu ihr!"

„Werden wir es erreichen?" fragte Frank Herbert, melancholisch lächelnd. „Wird die Fluth uns nicht verschlingen? . . ."

„Halte Dich fest an mir, Frank — laß meine Hand nicht los — ich führe Dich hinüber! . . ."

„Und was, Du seltsam Kind, giebt Dir diese Zuversicht? Wie kannst Du mit solcher Bestimmtheit davon reden?"

Noch tiefer beugte sich Manuella zu Boden — ihre Wangen glühten, ihre Thränen flossen — und leise, leise, nur sich selber hörbar, sagte sie: „Weil ich Dich liebe!"

Jetzt ward die Thür des anstoßenden Cabinets geöffnet. Der Capitain, welcher sprechen gehört zu haben meinte, trat herein. Als er seinen Obristen sah, blieb er mit militairischem Gruß auf der Schwelle stehen und gab Manuella Zeit, sich zu erheben und zu sammeln.

„Man verliest soeben die Proclamation an die getreuen Einwohner der City von London und Westminster", sagte er.

Frank Herbert öffnete das Fenster. Die Abendluft und das Abendroth strömten herein. Auf einem Balcon, den man von hier aus deutlich unterscheiden konnte, stand der General Fairfax, umgeben von hohen Officieren und den Würdenträgern der City, während unten ein unermeßliches Volksgewühl lautlos seinen an sie gerichteten Worten folgte. Plötzlich aber ließ sich ein lautes und stürmisches Hurrah vernehmen. Aus den Thoren von Whitehall kam eine Reiterschaar, deren Führer mit blankem Cavalleriehelm, vom Kopf bis zu den Füßen gewappnet und geharnischt war. Alle Fahnen senkten sich, die Gewehrläufe blitzten — die Trommeln wirbelten — und wie Donner wälzte sich der Hurrahruf die weite Straße hinab. Die Sonne, welche niederging, flammte noch einmal durch den steinernen Wald des Domes von Westminster — der ganze mächtige Bau glühte roth am Abendhimmel und ein letzter Widerschein beleuchtete den Reiter, dem alle diese Huldigungen galten. Es war Oliver Cromwell, der sich in diesem Augenblick an die Spitze seiner Armee setzte, um London zu verlassen.

„Mein Fräulein", sagte der galante Capitain Jürgen Joyce, „jetzt hat sich der Volkshaufen einigermaßen gelichtet; wir können jetzt, wenn es Euch gefällig ist, unsern Weg fortsetzen."

„Lebt wohl, Frank Herbert", sagte Manuella; und er, indem er sie auf die Stirn küßte, sagte: „Auf Wiedersehen!"

X. Das Treffen.

Und abermals loderte ganz England wieder in wildestem Brand. Man war mitten in jenem blutigen Sommer, welchen die Geschichtsschreiber den zweiten englischen Bürgerkrieg nennen; als ob man nicht an einem dieser traurigen Kriege genug gehabt hätte! . . .

Mitten im Sommer war's, „wo das Korn wächst grün und gelblich", wie's im schottischen Volkslied heißt. Eben war die Sonne, die früh aufsteht in diesen langen Tagen, über einer herrlichen Landschaft von Wald und Wiese, von Hügel und Wasser aufgetaucht. Keine schönere Grafschaft in ganz England als dieses Surrey, mit seinen sanften Höhenzügen, seinen anmuthigen Thälern, seinem prachtvollen Grün, seinem milden Himmel, seinen zahlreichen Herrensitzen, seinen glücklichen Dörfern. Ueber alles Das fluthete nun das Licht des jungen Morgens dahin, die Wälder in Purpur kleidend und das feuchte Wiesengrün in einen schimmernden Schmuck von Diamanten.

Müde mit dem steigenden, flammenden Tagesgestirn kämpften ein paar große Feuer, die zusammensinkend nur noch aus mächtigen Kohlenhaufen im freien Felde dampften.

„Es ist kalt, verwünscht kalt", sagte ein junger Mann, der bisher am Feuer gelegen und sich nun erhob, um den Mantel fester zusammenzuziehen.

„Aber es wird einen heißen Tag geben, Mylord", versetzte ein Anderer, viel Aelterer, der, die Füße dem Feuer zugekehrt, schon lange dagesessen hatte. „So soll Gott mir helfen!" sagte er, „aber ich traue dieser Sonne nicht. Sie glänzt mir zu sehr. Allein was soll man thun? Dafür liegt man zu Felde. Der Soldat hat keine Wahl."

„Und ein guter Soldat seid Ihr geworden, meiner Treu! — Sir Tobias; zwölf Wochen sind es nun, daß der Rasen Euer Bett und der Himmel Euer Dach ist — aber ich wette darauf, daß Ihr und Euer Fähnlein hinter Keinem zurücksteht, wiewol manch' Einer unter uns ist, der bei Marston Moor schon Pulver gerochen und bei Naseby fechten gelernt. — Aber mich friert verteufelt!" rief der Jüngling aufspringend, um sich zu erwärmen.

„Nennt diese Namen nicht", sagte der Andere, „sie sind von schlechter Vorbedeutung." Und er schob mit der Spitze seines langen Degens einige glühende Kohlen zurück, welche aus dem in einiger Entfernung glimmenden Haufen herausgefallen und über den versengten Rasen gerollt waren. „Es thut meinem Herzen wohl", fuhr er fort, „dieses Schwert endlich in meiner Hand zu haben, nachdem es Jahre lang unter einem Bann gelegen; allein, so soll Gott mir helfen, ich müßte ein Schurke sein, wenn ich sagen wollte, daß mir Alles gefiele. Ich habe diese Nacht nicht schlafen können und über Mancherlei nachgedacht; und ich sage Euch, daß mir nicht Alles gefällt. Mylord, ich bin ein Landmann gewesen, bevor ich Soldat geworden. Oft bemerkte ich da in den Blüthen einen Wurm. Das betrübte mich sehr; denn nun wußte

ich ihr Schicksal voraus. Sie schimmerten noch eine Weile, dann ließen sie den Kopf hängen und fielen ab. Und solch' ein vermaledeiter, heimtückischer und giftiger Wurm sitzt auch in unserem Unternehmen —"

„Sir Tobias!" — rief der Jüngling, indem sein feines Gesicht sich leise färbte.

Jetzt erhob sich auch Sir Tobias — Sir Tobias Cutts, Ritter von Childerley, damit der Leser es wisse. Rings um die verlöschenden Feuer lagen noch die Cavaliere, schlafend die Meisten, Einige die Augen sich reibend, oder im Morgentraum den Arm erhebend. Denn die Sonne wärmte schon die Mäntel, mit denen sie sich zugedeckt, und schien auf ihre Gesichter, während nicht weit davon, an dem Gitter eines großen Parkes, ihre Pferde standen, angebunden, den Boden scharrend und mit lautem Gewieher die frische Morgenluft einsaugend, welche den Geruch von blühendem Klee herübertrug.

„Ich bin zwar ein alter Mann, meinen Jahren nach", sagte Sir Tobias, „aber ich bin jung im Dienst, und es würde mir nicht wol ziemen, an dem Verhalten meiner Oberen und Führer einen Fehler zu finden. Aber ich sage, daß an dem Mark unserer Unternehmung ein Wurm zehrt . . ."

Sir Tobias war mit seinem jüngern Kameraden zur Seite des Feuers und der Schläfer, von welchen Einer und der Andere gleichfalls zu erwachen schien, auf- und abgegangen. Er blieb jetzt stehen. „Mylord", sagte er mit einem schwermüthigen Ton, den man sonst an dem jovialen und tapfern Knight nicht gewohnt war, „wenn ich hier die Blüthe von Englands Adel und Kraft zusammen sehe und denken soll, daß vielleicht morgen schon Alles zertreten ist! . . . Nennt mich keinen Kopfhänger, Mylord — so soll Gott mir helfen, wenn ich nicht mein ganzes Herz auf den Ausgang dieser Sache gesetzt habe. Mein Sohn ist seit dem gescheiterten Fluchtversuch Seiner Majestät wie ein gehetztes Wild — das Thier, das in den Wäldern lebt, ist seines Daseins sicherer. Mein John, mein John! und er zählt noch nicht achtzehn Jahre! . . . und meine Tochter! . . ." Der Knight schwieg und sah zu Boden. Dann fuhr er fort: „Ich will nicht von mir sprechen. Denn was kann ein Edelmann und guter Unterthan wünschen, außer seinem König zu dienen? Aber der Feind ist unseren Entschlüssen voraus. Unsere Thaten fallen unreif zu Boden und unsere Klingen spalten die Luft, die keinen Körper hat. Eine Hand arbeitet wider uns, unsichtbar, doch sicher und kaltblütig, jeden Plan vereitelnd, bevor er eine Gestalt angenommen, und ein Fuß setzt sich dem unsern entgegen, jeden Schritt kreuzend, den wir zu thun beabsichtigen. In der Nacht, wo der König entfliehen soll — die Barren seines Kerkers waren schon zerbrochen — wird die Wache verdoppelt und der Graben besetzt. Verrath hatte die Namen Derjenigen genannt, die um das Geheimniß wußten. Zwei brave Männer füsilirt und mein Sohn in den Wäldern — das ist Alles, was Lauderdale's feine Veranstaltung zu Wege gebracht! — Hamilton soll mit 40,000 Mann dem befreiten König entgegenziehen — aber Du lieber

Gott! — der Verrath thut seine Schuldigkeit besser, als der loyalste Soldat die seine. Die nördlichen Festungen sind von unseren Feinden besetzt und der erste Schotte soll noch über die Grenze kommen! — Capitain Batten will die Flotte hinüberführen nach Calais — aber das Meer ist nicht so falsch, als der Verrath. „Der beständige Warwick" das alte, morsche Schiff, geht hinüber und ein Dutzend Fahrzeuge folgen ihm; aber der andere Warwick, der Rebellen-Admiral anstatt auf dem Trockenen zu liegen, wie man uns erzählt, erscheint unter den Schiffen und mehr als die Hälfte bleibt zurück, um der andern Hälfte die Schlacht anzubieten. — Und wir endlich, Mylord, wir — Verrath hat den Aufstand der Grafschaften im Keime erstickt! Verrath hat uns von allen Hülfsmitteln abgeschnitten, noch ehe wir zu Pferde gesessen. Verrath hat unsere Bundesgenossen in Kent geschlagen; Verrath die City vor uns geschlossen. Was bleibt uns noch? Ein Häuflein unserer Freunde, die, von Fairfax blokirt, in Colchester liegen, und ein anderes Häuflein in der Festung von Pembroke, die Cromwell belagert . . ."

„Mein guter Herr Knight", sagte der Andere, „Colchester und Pembroke sind ja aber auch die Bürgen unserer Hoffnung! Pembroke ist ein Felsennest, das sich halten wird, bis die Schotten kommen zu seinem Entsatz — und sie werden kommen, wir haben Botschaft, das sie . . . laßt sehen, welchen Tag haben wir heute? . . ."

„Den siebenten Juli, Mylord —"

„Nun gut, wir haben sichere Nachricht, daß sie morgen, den achten Juli, die Grenze überschreiten werden. Und Colchester — daß entsetzen wir! Unsere Marschordre lautet: Colchester!"

„Wenn wir's erreichen, Mylord; wenn wir's erreichen! Aber ich sehe, daß das Geheimniß unserer Absichten in den Händen des Feindes ist. Ihr wißt, daß der Plan, den wir in der Nacht unserer Verabredungen beriethen, das Kleinste, wie das Größte, zu einem Plan geworden ist, der seine Spitze gegen uns kehrt. Verrath, fauler Verrath, hat ein Netz um uns gewoben, dem nur noch die letzten Maschen fehlen . . . es webt und webt und webt — und so soll Gott mir helfen! — wenn der letzte Faden nicht an jenem Thurm von Ham-House hängt! . . ."

Der junge Lord ward ganz bleich. „Sir Knight!" rief er — „Ihr wollt nicht sagen, daß die Gräfin von Dysart . . ."

Sir Tobias sah nun den Lord an. „Nein, bei meiner Ehre!" rief er; „eine so große Dame! Was fällt Euch ein! Die Tochter eines englischen Barons und von Sr. Majestät selber in den Grafenstand erhoben . . . Sie steht, sollt' ich denken, für jeden Verdacht zu hoch, und ich wäre nicht werth, die Sporen an meinen Stiefeln zu tragen, wenn ich auch nur den Hauch eines Argwohns gegen den Schild der Dysarts erheben wollte. So soll Gott mir helfen, wenn ich dergleichen habe sagen wollen! — Aber erinnert Euch an die Jüdin, Mylord, erinnert Euch an die Jüdin! Die Bosheit liegt im Blut."

Wehmüthig lächelnd schüttelte der junge Lord mit dem Kopfe. „Glaubt das nicht, mein guter Sir Knight", sagte er. „Wenn Ihr für

die Gräfin bürgt, so bürge ich mit meinem Namen und mit meiner Ehre für die Jüdin. Es ist das Wenigste, was ein Villiers für sie thun kann; denn so wahr ich Lord Francis bin, mein Bruder Buckingham hat nicht gut an ihr gehandelt!"

„Wie so, mein Lord, wie so?" sagte der Knight, der nun, da das Gespräch wieder auf die leichteren Dinge der Welt kam, den Ton annahm, den man viel lieber von ihm hörte, als jenen der Melancholie. „Daß er mit ihr ein kleines Abenteuer gehabt hat? Auf das Wort eines Edelmanns, das halt' ich noch für keine so große Sünde! Das haben andere Herren von Stande gleichfalls des Oefteren gethan. Erscheint das Euch unritterlich?"

„Nicht, daß er sie geliebt, aber daß er sie verleugnet hat!" rief mit einem Anflug von edlem Zornesroth der junge, romantisch gesinnte Lord. „Es war Heinrich's II. Gemahlin, die Rosamunde vergiftet, und Eduard's IV. verkrüppelter Bruder, der Jane Shore hat Kirchenbuße thun lassen. Aber so lange sie lebten, Heinrich und Eduard, Könige, die sie waren, schirmten sie mit starker Hand die Mädchen, die sie geadelt, indem sie sie geliebt . . ."

„Schlagt's Euch aus dem Sinn, Mylord, schlagt's Euch aus dem Sinn", entgegnete der gutmüthige Knight, dem unter allen Vorurtheilen des Cavaliers doch ein Herz schlug, welches im Punkt der Ehre fein genug zu unterscheiden wußte. „Laßt's gut sein, es ist nicht der Rede werth. Wenn's noch ein christlich Mädchen wäre! Aber eine Jüdin! Laßt's gut sein — hier sind unsere Kriegsgefährten, die soeben aus dem Schlummer auffahren. So soll Gott mir helfen, es ist hohe Zeit; der Trompeter bläst zur Reveille und die Stunde des Frühstücks ist gekommen."

Ueberall regte sich's nun in dem kleinen Lager, welches wol an die tausend Cavaliere nebst ihren Dienern, Gefolgsleuten und Pferden zählen mochte. Durch die thaufrische Frühe klangen die Signale von Horn und Trommel; die Schläfer erhoben sich, die Diener kamen heran. „Guten Morgen, Mylord — guten Morgen, Sir", hörte man von allen Seiten.

„Ein schöner Tag, aber es wird heiß werden!"

„Wann brechen wir auf?"

„Wenn wir gefrühstückt haben!"

„Was rapportiren die Posten?"

„Der Weg nach Kingston ist frei."

„Heut Abend müssen wir in Colchester sein. Lord Capel erwartet uns zum Souper."

„Schad' um die Jahreszeit, sonst könnten wir Austern haben!"

„Sprecht mir nicht von Austern, so früh am Morgen. Goddam! — ein Stück Roastbeef ist mir lieber!"

„Und Wein! Bringt Wein herbei!"

„Heda — Bumpus! Den Korb mit Flaschen! Mylord, ich habe

da noch eine gute Sorte, roth gesiegelt. 'S ist Wein aus der Franche Comté!"

„Bravo der Knight!" — „Sir Tobias soll leben!"

„Und den habt Ihr mitgebracht, so weit her, aus Eurem Schloß?"

„Besser in den Gläsern wackerer Cavaliere, hab' ich mir gedacht, als in den Kellern von Childerley! 'S ist übrigens guter Wein; Seine Majestät hat davon gekostet, als Sie bei mir waren zu Gaste!"

Wir kennen es als eine der vorzüglichsten Eigenschaften unseres wackern Freundes, daß nichts so sehr im Stande war, seine trüben Gedanken zu verscheuchen und seine geselligen Tugenden leuchten zu lassen, als eine gute Anzahl von Flaschen und eine entsprechende Anzahl von Kameraden nach seinem Herzen, um der Gottesgabe Ehre zu erweisen.

„Heda, Martin!" rief er, „und bediene die Herren!"

Und Martin Bumpus, auch einer von unseren alten Freunden aus Childerley, schleppte den schweren Korb auf beiden Armen herzu. Wir haben, bei einer frühern Gelegenheit, die Mannigfaltigkeit seiner Fähigkeiten und Talente gerühmt. Von einem Jagd- und Kellermeister war er der Nachfolger Zedekiah Pickerling's in der Mühle von Childerley geworden; doch hatte sein neues Amt ihn eben so wenig seinen älteren Aemtern als dem Vertrauen des Knight entfremdet. Jagden und Schmausereien gab es nicht mehr in Childerley, seit jenem großen Empfang des Königs, welcher dem alten Castell gleichsam seinen letzten Glanz verliehen. Still und immer stiller war es geworden bis zu dem Tage, wo der Knight auszog für den König. Da hatte Martin Bumpus auch Abschied genommen von seinem Weib Hannah, geb. Greenhorn, des Schenken Tochter zu Childerley, und sie, sein zweijähriges Kind und sein Haus verlassen, um dem Schloßherrn zu folgen. Und beliebt war er bei dem ganzen Troß von Cavalieren, das kann man sich denken; kredenzte den Wein, schnitt den Braten vor und war, was noch weit mehr bedeutete, niemals in Verlegenheit, um neuen zu finden, wenn der alte gegessen war — sei es, daß er aus des Bauern Stall einen Ochsen zog, oder ein paar feiste Hühner fing, die vor den Dörfern spazierten. Denn dafür war er, wiewol in der Rüstung, immer noch der alte Martin Bumpus, der sich zu helfen wußte.

Der Herzog von Buckingham nahm sogleich eine Flasche aus dem Korbe, den Martin herumreichte, und hielt sie gegen das Licht, daß der dunkle Wein darin funkelte.

„Holla!" rief er, „wir sind in diesem Augenblick nicht besser daran, als der große Heuchler, der Cromwell, der den Herrn sucht — Ihr kennt doch die lustige Geschichte! Seine Spießgesellen überraschen ihn eines Tages in seiner Clausur. Allein, er betete nicht — Gentlemen, sondern er trank! Ha, ha! sprach er, die da draußen meinen, wir suchen den Herrn. Aber wir suchen nur einen Korkzieher! — Martin Bumpus, einen Korkzieher!"

„Zu Befehl, Ew. Gnaden", sagte der „Vielgewandte" (um im Bilde Homer's zu bleiben, das wir früher schon einmal auf ihn an-

gewandt), setzte den Korb nieder, zog den Degen und hieb der Flasche den Kopf ab.

Alle lachten. „Ein guter Soldat", riefen sie, „dem sein Degen nicht blos zu essen, sondern auch zu trinken giebt!"

„Und je weiter die Oeffnung, desto tiefer der Trunk!" sagte Peterborough.

„Und dies ist für den König!" rief Graf Holland bei dem ersten Zug.

„Und er trank und er focht,
Bis er hatt', was er mocht',
Und die Welt gehört uns, wenn wir trinken",

sang der Herzog von Buckingham.

Stumm und den Anderen abgekehrt stand Lord Francis. Er schaute nach der Richtung hinüber, wo London lag. Durch seine Sinne zog die Erinnerung an Oxford und Harborough, und in seiner Seele klangen unaufhörlich die Verse, die er dort so oft gehört und gesungen:

„Sag', Holde, nicht, daß grausam ich,
Weil ich dem Heiligthum
Der keuschen Brust entfloh, und mich
Gewandt zu Krieg und Ruhm.

Denn ob ich treulos auch entfloh,
Verzeih, was mir so schwer!
Dich Holde liebt' ich ja nicht so,
Liebt' ich die Ehr' nicht mehr . . . ."

„Nun seht!" rief der Ritter von Childerley, der aufmerksam auf ihn geworden, „steht er nicht da wie ein Träumer?"

Während vorhin der Lord versucht hatte, den Ritter seinen düsteren Anwandlungen und Ahnungen zu entreißen, was ihm auch (mit Hülfe des Weins) gut genug gelungen war: so bemühte sich jetzt der fröhliche Schloßherr vergeblich, ihm zuzutrinken.

„Ich danke Euch", sagte der junge Lord, dem die Ausgelassenheit zuwider war, wenn er an den Ernst der Aufgabe dachte, die noch vor ihnen lag. „Wie nennt Ihr dieses Haus", sagte er, indem er sich an Graf Holland wandte, nach dem Schloß und Garten deutend, der in der Morgensonne hinter ihnen lag. Große Thore, lange verschlossen, eiserne Gitter, ganz verrostet, umgaben das dicht wuchernde Grün, das sich aus ihnen herausdrängte. Ein nobler Hof, wo Gras zwischen den Steinplatten wuchs, öffnete sich hinter der Einfahrt und ein stattlicher Gang von Ulmen und Wallnußbäumen beschattete das Schloß, dessen hohe Mauern weiß und einsam durch die Laubmasse schimmerten.

„Nonsuch Park, Mylord", erwiederte der Graf. „Und ein schöner Platz ist es ehedem gewesen und ein anmuthiger Garten ringsum. Und seht nur, wie die Pfosten und Querbalken in den Wänden leuchten, wenn die Sonne darauf scheint! Das ist Alles vergoldet, Mylord! Ein königliches Schloß! Heinrich VIII. hat es gebaut und Königin Elisabeth hier gewohnt. Und wie manches fröhliche Banquet haben wir hier gefeiert in König Jakob's Tagen und später, als Henrietta Marie hier während des Sommers residirte! . . ."

„Werden's wieder feiern, Mylords und Gentlemen, werden's wieder feiern!" rief der Knight von Childerley, sein Glas dem Getreuen hinhaltend, damit dieser es wieder fülle. „Dies ist für die Königin Henrietta Marie!" Und lustig klangen die Gläser zusammen und durch die Bäume von Nonsuch Park strahlte golden die alte verwitterte Pracht des Königsschlosses und die junge Sonne.

„Wie weit ist's noch bis Colchester", begann Lord Francis auf's Neue, „und welchen Weg nehmen wir?"

„Ueber Kingston, Mylord", erwiederte Graf Holland, „und wir reiten's mit unseren Pferden bis zur Nacht."

„Und glaubt Ihr, daß die ganze Straße bis dahin frei sei? Daß unsere Schaar sich mit Sicherheit bewegen könne?"

„Ich wüßte nicht, wer sie daran verhindern wollte, Mylord; und wenn — nun, bei Gott und unserer Königin Marie, haben wir nicht, ein Jeder von uns seinen Degen an der Seite? Doch beruhigt Euch, guter Lord; Fairfax liegt vor Colchester fest wie ein Pflock; Lord Capel giebt ihm keine Zeit, sich zu rühren. Ich sage Euch, er liegt wie ein Hund an der Kette."

„Es ist nicht das", versetzte Lord Francis; „aber Ihr wißt, daß Cromwell eine Brigade von seinen leichten Dragonern dort zurückgelassen hat; die sind beweglicher und sie haben einen guten Commandeur."

„Laßt doch hören!" rief Sir Tobias vergnüglich, indem er mit seinem Wein liebäugelte.

„Frank Herbert, Sir", entgegnete der Lord, „damit Ihr's nur wißt!"

„Pah", sagte der Knight; aber er ward doch bleich und das Glas schwankte in seiner Hand.

„Was ist Euch, Sir Knight?" fragte Buckingham indem er den Ritter fixirte.

„Nichts", erwiederte dieser, das Glas an den Mund setzend. Doch der Wein schmeckte ihm nicht mehr. Zum Glück war nun auch das Frühstück zu Ende. Die Trompeten schmetterten lustig über das Feld hin und Graf Holland rief: „Aufgesessen, meine Herren; aufgesessen! Wir reiten nach Colchester!"

Bald war die ganze Colonne zu Pferde. Die Cavaliere ritten voran, der Troß mit der Bagage hinterher. Die Feuer waren längst kalt geworden und bezeichneten nur noch gleich großen, schwarzen Ringen mitten in dem lebendigen Grün die Stätte, wo die Cavaliere gelagert. Hinter ihnen zurück blieb auch der Park und das einsame Königsschloß. Die Sonne stieg höher. Die Lerche verlor sich singend im blauen Aether. Durch üppigen Wald- und Wiesengrund trabten ihre Rosse, zuweilen bis an den Bauch im Klee. Der Thau war wie ein Bad für sie und manch' ein lustiges Reiterlied begleitete ihren Marsch. Hier von den Hügeln glänzte mit Thurm und Zinnen ein Edelsitz, dort war ein Park und Rosen hingen über der Mauer. Stille Dörfer breiteten sich in der friedlichen Landschaft aus, Schafe weideten in den Hürden, der Landmann, am Rande seines Feldes stehend, schaute dem reisigen Zug nach,

der des Nachbarn Gemarkung zerstampfte, und dankte Gott, daß er die stolzen Reiter nicht über seine Hufe geführt. Die Sonne stand im Mittag und in goldener Lichtfluth schwamm die grüne Ebene. Nicht fern mehr sah man von einem Hügel herab ein Wasser schimmern, welches sich wie ein breites Band durch den Thalgrund wand.

„Die Themse!" rief Graf Holland, indem er mit der Pfeife, die er aus dem Munde nahm, hinüber zeigte. „Dort zwischen dem Grün die rothen Dächer, das ist Kingston!"

Der Zug mußte hier in einer langen, dünnen Linie durch einen ziemlich engen, zu beiden Seiten mit Buschwerk bestandenen Hohlweg hinabdefiliren.

Schon hatte die Vorhut den Thalboden erreicht und eben ergoß sich das Gros der Reiter in die Schlucht hinein, als plötzlich aus dem Gebüsche rechts ein Schuß fiel, dem sofort ein anderer von links antwortete. Hoch auf mit Gewieher bäumten sich die Rosse.

„Was war das?" rief Lord Francis, der neben Sir Tobias ritt.

„Eine Kugel!" entgegnete dieser, erbleichend. „So schießt nur der Teufel und Cromwell! Die Kugel sitzt!" Und schon sah man, wie unter dem Arm hervor, da, wo der Panzer ihn nicht mehr deckte, das Blut quoll.

(Fortsetzung folgt.)

Passionsblume.

Ueber der Menschheit Stirne gesenkt
Wölbt sich ein Schatten der tiefsten Trauer,
Wenn der vergangenen Zeit sie gedenkt
Und der begangenen Frevel mit Schauer.

Wie viel schuldlos Ermordete steh'n,
Wie viel gekreuzigte Zungen der Wahrheit
Unten in Nacht, und wir, wir geh'n
Oben in Licht und in freudiger Klarheit!

Bis von einem Unrecht nur,
Nur ein wenig sich ausgeglichen,
Sind am Gange der Weltenuhr
Schon Jahrhunderte verstrichen.

Hermann Lingg.

Die Brüder Achenbach, zwei Meister der deutschen Landschaftsmalerei.

Von **Julius Meyer.**

Andreas Achenbach ist geboren zu Kassel den 29. Sept. 1815. Die Reisen, die er schon im frühen Alter mit seinem Vater machte, der Kaufmann war und zeitenweise sich in Mannheim, dann in Petersburg aufhielt, mögen schon im Knaben den Sinn für den reichen Wechsel der landschaftlichen Schönheit geweckt haben. Nachdem sich die Familie 1823 in Düsseldorf angesiedelt hatte, trat Andreas 1827 als Schüler in die Akademie ein und verblieb in derselben bis 1835. Schon früh bewährte sich die große Leichtigkeit, mit der er von jeher gearbeitet hat, und die freilich nicht bloß das Ergebniß ungewöhnlicher Begabung, sondern auch ausdauernden Fleißes ist. Dazu trat bald seine Eigenart hervor, die insbesondere durch Frische und Ursprünglichkeit der Auffassung sich auszeichnet; sie entspricht dem heiteren Naturell des Künstlers und seiner strammen entschlossenen Weise, das Leben zu nehmen. So prägte sich schon früh in seinen Werken eine volle Individualität von eigenem Charakter aus.

In seinen ersten Landschaften, Anfangs der dreißiger Jahre, hielt er sich an die nahegelegene Rheingegend und entnahm ihr anspruchslose Motive, denen sich der heimliche Reiz einer stillen, friedlichen Natur abgewinnen ließ. Noch ist in ihnen ein leiser Anklang jener romantischen Empfindungsweise, die lange Zeit das Kennzeichen der Düsseldorfer Schule gewesen ist. Allein gerade dieser gegenüber zeigte Achenbach bald genug seine eigengeartete Anschauung. Schon jenen Bildern liegt eine Auffassung zu Grunde, welche das eigene Leben der Natur zu entbinden sucht, ohne durch die Zuthat einer ungewöhnlichen Staffage oder den Ausdruck einer aparten Stimmung eine besondere Seele in sie legen zu wollen. Er verlor sich nicht in jenes Spiel, das Natur, Phantasie und romantisches Gefühlswesen seltsam durcheinandermischte. Ihm war es um die Natur, um die landschaftliche Erscheinung, ihr mannigfaltiges Leben selber zu thun.

Bald genügte ihm nicht mehr das nächstgelegene, wol anmuthige, aber einförmige Rheinland. Mit dem größten Eifer nahm er eine Menge landschaftlicher Eindrücke auf einer Reise auf, die er 1832 und 1833 mit seinem Vater über Holland durch die Nordsee nach Hamburg und von da nach Riga machte. Hier ging ihm die herbe und doch wieder weiche, an das menschliche Gemüth anklingende Schönheit der nordischen

Natur auf. Nun trieb es ihn, dieselbe fast bis an ihre äußersten Grenzen kennen zu lernen. 1835 ging er über Dänemark nach Norwegen und Schweden und fand in ihrer ursprünglichen, gleichsam noch unberührten Landschaft unerschöpfliche Motive. Achenbach war so unter den Deutschen der Ersten Einer, der ganz neue Gebiete der Landschaftsmalerei erschlossen und damit einen echt modernen Zug derselben ausgebildet hat. 1836 sah er sich dann im Süden Deutschlands um, namentlich im bayrischen Gebirge und im Tyrol. Indessen die Vorliebe, die er einmal für den Norden gefaßt, zog ihn 1839 wieder nach Norwegen, wo er sich diesmal durch die gründlichsten Studien die Natur des Landes ganz zu eigen machte.

So vielseitig und beweglich wie sein Natursinn, so bewährte sich nun auch sein Talent der Darstellung. Schon früh zeigte sich, daß er nicht minder wie die Vegetation und die Bergnatur das ewig wechselnde Leben des Meeres zu schildern versteht. Von besonderem Interesse sind auch seine Küsten- und Strandbilder; den gleichsam verdoppelten Reiz des Naturlebens in der feingestaltigen Berührung von Land und Meer weiß er sehr gut zu fassen. Allein nicht bloß die verschiedensten Scenen der Landschaft, auch ihre verschiedensten Stimmungen versteht Achenbach malerisch auszudrücken: den Aufruhr der tobenden Elemente, das unheimliche Aufsteigen des Sturmes, das veränderliche, bald heitere, bald düstere Spiel von Licht und Luft je nach den Tages- und Jahreszeiten, endlich die idyllische Ruhe eines eng und friedlich eingehegten Wiesenlandes. Indem er dann in den Kampf der Elemente das Schicksal des ihm unterworfenen Menschenlebens mit hineinzieht, bringt er öfters in seine Compositionen einen bewegteren, dramatischen Zug. Nach dieser Seite hat er bisweilen auch das Ungewöhnliche überzeugend versinnlicht; wie jenen Untergang des Dampfschiffes „Präsident", das die Eismassen im Atlantischen Ocean zermalmt haben sollen, von 1842. Namentlich gaben noch die Uferscenen dem Künstler Gelegenheit, das Leben des Menschen in der Natur in anziehender Weise zu schildern und so zugleich den Ausdruck der ihr eigenthümlichen Stimmung zu steigern. Derartige Vorwürfe behandelte A. eine Zeit lang besonders gern, wie er denn noch nach jenen Reisen verschiedene Ausflüge an die holländischen und belgischen Küsten machte. Das ewige Spiel der an den Strand bald leise ausfließenden, bald hart anprallenden Wellen, die feuchte, duftig schimmernde Luft, das dunkel davon sich abhebende Schiffstreiben, in dessen Schilderung er sehr gewandt ist: diese immer belebte Seite der Natur vermag er treffend zu schildern (verschiedene Bilder vom Strand von Scheveningen). Doch vielleicht noch mehr Beifall haben jene anspruchsvolleren Bilder gefunden, darin Achenbach reiche und gewaltige Landschaftsscenerien des Binnenlandes (namentlich Schwedens und Norwegens) en ihrer ganzen Wucht und Mannigfaltigkeit schildert und sie doch in die Ruhe einer einheitlichen Wirkung zusammenhält; oder jene Buchten („Fjorde"), wo die Wellen an steile Granitfelsen und an unwirthliche Ufer mit düsteren Föhrenwäldern anschlagen.

Indessen, diese Schaustücke, mit so leichter und meisterlicher Hand sie auch durchgeführt sind, kommen doch nicht den kleinen Landschaften gleich, darin sich die künstlerische Natur Achenbach's anspruchslos ausspricht. Solche Bilder geben eine gesammelte Naturstimmung mit überzeugender Wahrheit wieder, das eigene ahnungsvolle Aufleben eines kleinen Stückes Landschaft in der zarten Hülle von Licht und Luft. Nur ist Achenbach nicht eigentlich das, was man jetzt Stimmungsmaler nennt. Ihm ist nicht der malerische Ton der Natur, der gleichsam mit musikalischer Wirkung in die Seele eindringt, das eigentliche Object der Darstellung: nach dieser Seite ist sein Talent schwächer und weniger ausgebildet. Allein in jenen Bildern weiß er mit der bestimmten Erscheinung der Form, des Erd- und des Pflanzenlebens, mit der Charakteristik der Natur in Form und Farbe, die seine Stärke ist, doch eine gewisse, die Empfindung anregende coloristische Kraft zu verbinden. Hier insbesondere bewährt sich der gesunde Realismus seiner Anschauung; hier auch wird er frei von der etwas kühlen und gläsernen Färbung, die er eine Zeitlang mit der ganzen deutschen Malerei dieses Jahrhunderts getheilt hat. Derartige Bilder — auch kleine Seestücke und immer einfache Naturausschnitte — sind ihm namentlich in den vierziger Jahren, doch auch noch später gelungen (so in den jüngsten Jahren noch in der Darstellung der westfälischen Natur). Oefters hat er sie mit Glück der holländischen Landschaft entnommen. Auch seine Behandlungsweise hat sich in diesen Werken am freiesten und sichersten entwickelt; hier verbindet sich mit der leichten und dabei sorgsamen Ausführung, die auch das Detail mit Liebe behandelt, malerische Freiheit und Breite.

Der rastlos arbeitenden Phantasie des Künstlers genügte es aber nicht, bloß die nordische Natur zu umspannen. Auch an der südlichen Landschaft wollte er sich versuchen, 1843 machte er sich auf den Weg nach Italien; von Rom aus — wo er, man weiß nicht weshalb, zum Katholicismus überging, da er doch keineswegs zu den Romantikern des alten Schlags gehörte — trat er dann mit den Landschaftsmalern Karl und Bernhard Fries eine längere sicilianische Reise an. 1846 kehrte er nach Düsseldorf zurück und machte sich sofort daran, die verschiedensten Vorwürfe der italienischen Landschaft zu behandeln. Allein, so sehr sich auch in diesen Bildern seine Gewandtheit bewährte, da zeigte sich doch, daß der ideale Formenzug des Südens eigentlich seine Sache nicht war. Die südliche Natur verlangt eine stylvolle Auffassung, welche die Natur in der Ruhe ihrer eigenen Schönheit nimmt, den Rythmus ihrer großen Bildungen in der einfachen Reinheit ihres Licht- und Luftlebens, ohne besondere Bewegtheit und ohne aparte Stimmungen, hervorhebt. Das hat Achenbach auch, und nicht ohne Glück versucht, aber der lebendige, packende Zug seiner nordischen Bilder ist hier ausgeblieben. Zudem fällt sein Colorit hier einigemale geradezu in's Bunte. Wo er aber, was mehr in seine Weise paßte, die südliche Natur in Bewegung und Aufruhr geschildert hat, da hat er nothwendig ihren eigent-

lichen Reiz, die in reiner Luft aufleuchtende Formenschönheit, zu gutem Theil aufgeben müssen.

Die große Leichtigkeit, mit der Achenbach arbeitet, das Geschick seiner Anschauung, welche sich die verschiedensten Dinge anzueignen weiß, und die Virtuosität seiner Behandlung haben ihn zu einem der fruchtbarsten Meister der Gegenwart gemacht. Er hat das ganze landschaftliche Gebiet umfaßt, auch architektonische Innenräume gemalt; zudem diese Bilder vom verschiedensten Charakter in merkwürdig großer Anzahl schnell sich folgen lassen. Seine Werke haben in alle Länder um hohe Preise Absatz gefunden; viele davon sind nach Belgien und Holland gekommen. Bei so großer Productivität lief natürlich manches mehr mit Bravour hingeworfene, als künstlerisch durchgeführte Bild mit unter; in solchen Werken, die nur das äußere Ansehen der Natur ziemlich gleichgiltig wiedergeben, ist höchstens der Schein von Meisterschaft noch von einigem Reiz. Auch hat sich A. im Streben nach neuen Wirkungen bisweilen zu Seltsamkeiten gehen lassen (z. B. die unverhüllte Sonnenscheibe zu malen), worunter dann die Zeichnung und die coloristische Stimmung gelitten haben. Dies ist namentlich in einigen Gemälden der letzten Jahre der Fall; es scheint fast, wie wenn in ihnen Achenbach mit der neuesten französischen Landschaft, die gern auf kräftige Tonwirkungen von apartem Charakter ausgeht, es hätte aufnehmen wollen. Allein er geräth dabei leicht, indem er durchaus wahr sein will, in eine bunte und unruhige Färbung. Daran leidet auch das große Bild „Ansicht von Amsterdam", das aus der Galerie Ravené zu Berlin auf der Weltausstellung von 1867 sich fand, so tüchtig auch in Tonstimmung und Form manches Einzelne der überreichen Composition ist.

In jener Flüchtigkeit, mit welcher Achenbach zuweilen seine Geschicklichkeit und seinen Ruf ausbeutet, sowie in jener modernen Laune, der Natur auch absonderliche Wirkungen abzugewinnen: darin verräth sich der Unterschied des Meisters von den alten Holländern, die immer der Natur mit gleicher Liebe und mit gleicher Einfalt ihre wahren Geheimnisse abzulauschen wußten. Unter den Landschaftsmalern unseres Jahrhunderts aber wird Achenbach immer zu den ersten Meistern zählen.

A. lebt noch in Düsseldorf. Er hat — die Aufzählung von derlei „Abzeichen" gehört ja einmal zum Biographischen — vielerlei Auszeichnungen erhalten, ist Mitglied verschiedener Akademien und sowol von preußischer als belgischer Seite decorirt worden. Sein Bildniß hat Röting gemalt.

Oswald Achenbach, der jüngere Bruder, geb. den 2. Februar 1827 zu Düsseldorf, ist gleichfalls einer der bedeutendsten Landschaftsmaler, die aus der Düsseldorfer Schule hervorgegangen, aber nach einer andern Richtung hin und wieder von eigener Art. Nachdem er seine ersten Lehrjahre in der Akademie verbracht, wurde er Schüler seines Bruders. Indeß, dem Einflusse desselben entzog sich bald sein eigenthümliches Talent, das an der nordischen Natur wenig Gefallen

fand; schon auf seinen Wanderungen in das bayrische Gebirge, dann noch entschiedener auf seinen Studienreisen in der Schweiz und in Italien — 1845 war er im oberen, 1850 und 1851 im südlichen Italien — trat seine selbständige Anschauung zu Tage. Gleich die ersten Bilder, mit denen er sich Ende der fünfziger Jahre in weiteren Kreisen bekannt machte, zeigten seine entschiedene Vorliebe für die südliche Natur. Allein es war nicht der rhythmische Höhenzug ihrer Linien, nicht die Schönheit der Erdbildungen im reinen Lichte des italienischen Himmels, die ihn anzogen. Seine Anschauung wie seine Darstellungsweise sind vor Allem malerisch; er will insbesondere die eigenthümlichen Licht- und Luftstimmungen des Südens wiedergeben und bewährt dafür ein ungewöhnliches Talent. Die Tonwirkung also, gegen welche die Zeichnung und die Durchbildung des Einzelnen zurücktreten, ist ihm die Hauptsache; der Formenreichthum des Südens scheint nur zur Steigerung des coloristischen Reizes zu dienen. Daher spielt auch die Beleuchtung schon in seinen ersten Werken eine große Rolle; Gewitterluft, warmer Abend, Mondschein hüllen Mittelgrund und Ferne in weichen Duft, während der Vordergrund gewöhnlich flüchtig behandelt, das Auge kaum beschäftigt. Solche Landschaften, zu denen die Motive meistens der römischen Campagna, den Villen, Waldgegenden und Klostergärten Mittelitaliens und Neapels entnommen sind, gehören durch ihre über eine reiche Natur warm und voll ausgegossene Stimmung zu den ansprechendsten Werken des Künstlers.

Allein er begnügte sich damit nicht und ging bald auf pikantere Wirkungen von apartem Reiz aus. Diese sucht er namentlich zu erreichen durch Doppelbeleuchtungen und interessante, bedeutsame Staffagen, die ein Stück des heutigen italienischen Lebens versinnlichen. Derart ist schon ein Bild von 1850, Volksfest von Südtyrol bei Fackellicht und Mondschein; ferner: Abendlandschaft bei Aricia, wobei Einzug eines Cardinals (1853 im Besitz der Königin von England); nächtlicher Leichenzug in Palestrina und Pilger aus den Abruzzen bei Civita-Castellana vom Sturm überrascht (beide im Pariser Salon von 1861); Messe bei den Schnittern in der römischen Campagna (Kölner Ausstellung von 1863); Mondnacht am Strande von Neapel (1864). Solchen Bildern ist meistens ein realistisches Element beigemischt. Nicht nur ist in der Staffage die alltägliche Wirklichkeit, bisweilen mit komischem Anfluge und immer mit meisterlicher, schlagender Charakteristik, stark ausgesprochen, sondern auch die italienische Natur von ihrer Kehrseite genommen mit ihrem schweren Sciroccohimmel, dem Staub und Qualm schwüler Sommertage. Recht bezeichnend für diese Auffassung ist die Straße von Torre dell' Annunciata bei Neapel. Hier ist die reizvolle Umgegend Neapels in Staub, Dunst und Gluth wie eingehüllt und mehr beunruhigt als belebt von einer stark hervortetenden Staffage verschiedener Gruppen, wie sie zufällig auf der Straße sich umtreiben, Lazzaroni und Engländer in der vollen Lächerlichkeit ihres Gegensatzes. Die Illusion des südlichen Paradieses erscheint absichtlich zerstört: aber doch ist wieder

durch den glühenden Ton des Abendhimmels eine anziehende Stimmung über die Scene ausgebreitet. Diese Bilder, mit großer Geschicklichkeit gemacht, leicht und sicher behandelt und mit der Feinheit eines ungewöhnlich malerischen Sinnes durchgeführt, haben dennoch keine reine Wirkung. Mit dem Malerischen mischt sich in ihnen das Seltsame und Barocke, und fast scheint die südliche Natur nur ein Spielplatz zu sein für das herabgekommene Dasein der gewöhnlichsten Menschengattung. Daher bewährt sich die große Begabung Oswald Achenbach's, die Luftstimmung, den Ton, die licht- und farbenreiche Landschaft zu fassen, mit größerem Glück in seinen einfacheren Darstellungen. Dahin gehören z. B. das Parkbild aus der Villa d'Este bei Tivoli und Nemi in einer Mondnacht.

Unter den jungen Talenten, welche die Malerei von fremden Einflüssen sowie dem akademischen Formelwesen zu entfesseln und ihr dafür in dem selbständigen Reiz der von Licht und Farbe gesättigten Erscheinung die Freiheit eines eigenen Lebens zu verschaffen suchen, gehört Oswald A. in die vorderste Reihe. Es ist eine tiefe Berechtigung in diesen Künstlern, welche der Malerei als solcher zu ihrem vollen Rechte verhelfen wollen; in ihren Werken ist mehr Empfindung und Reiz als in allen wändelangen Tafeln mit dem Ballast irgend welcher Ideen und welthistorischer Wendepunkte. Allein sie entgehen, und so auch Oswald A., dem Schicksal nicht, das jede Richtung trifft, die sich in entschiedenem Widerspruch gegen eine andere erhebt und festsetzt; ihnen fehlt die naive Auffassung, welche das volle harmonische Leben trifft, indem sie im künstlerischen Gleichmaß seine Gegensätze auslöscht.

Interessante Lectüre.

(Zu dem Bilde von Borckmann.)

Sie liest. Doch was? Das möcht' ich wissen,
Ich wollt', es wär' ein Buch von mir,
Das ich zu dichten mich beflissen;
Ich seh', sie liest es mit Begier.

O könnt' ich nur mich überzeugen,
Was ihren Geist gefangen hält!
Will leise mich vornüberbeugen,
Daß auf die Schrift mein Auge fällt.

O Himmel! Ach, was muß ich schauen!
Zu ahnen hätt' ich's nicht vermocht:
Die Holde liest im „Buch für Frauen",
Wie man Kartoffelsuppe kocht.

H. G.

Aus Alt- und Neu-Wien.

Miterlebt und mitgetheilt von **E. Bauernfeld.***)

Jede Zeit hat ihre Jugend, jede Jugend hat ihre Zeit! Und so lebt denn auch ein jeder Mensch in einer doppelten Atmosphäre: in der seines Alters und seiner Zeit. Nun ist die Jugend zwar immer jung, allein die Jugend der alten Zeit, der Restaurations-Epoche, war doch himmelweit verschieden von der der neuen Zeit, der Revolutions-Periode. Man lebt jetzt rasch; Demokratie und Naturwissenschaften drängen vorwärts — gesicherte Legitimität und staatliche Bevormundung hielten mit einander still, waren eigentlich der Stillstand selber. Das berüchtigte österreichische System mit seiner Devise: „abwarten" bremste auch die Staatsmaschine so lange, bis sie zuletzt völlig in's Stocken gerieth, wenn gleich die gedankenarme und kraftlose Gerontokratie, welche in der Folge an's Ruder gelangte, im schläfrigen Regierungs-Dusel und in unnützer Geschäftigkeit inzwischen ihre Actenstücke rastlos weiter erledigte.

Gegen Ausgang der zwanziger Jahre herrschte in Oesterreich noch der vollkommenste Geistesschlummer und erst nach den Julitagen fing es sich hier allmälig zu regen und zu rühren an. Bei diesem holländischen Stillleben, in welches kein Geräusch der Welt, kein Licht des Tages drang, bei dieser hermetischen Abgeschlossenheit von allen äußeren und öffentlichen Dingen, wie konnt' es anders kommen, als daß wir damals jungen Leute uns in das Innere versenkten und vertieften, in das Gemüthsleben! Freundschaft, Liebe, Humanität und Literatur gaben unseren grünen Tagen ihre Färbung und die Kunst wurde nicht mit Raffinement und Reclame betrieben, sondern um ihrer selbstwillen, aus innerem Trieb und Drang. Mit theuren Freunden, wie Moritz Schwind, Franz Schubert (den wir leider frühzeitig verloren), Ernst Feuchtersleben und

*) „Ich habe vor", so heißt es in dem Brief, welcher dem obigen Artikel beilag, unter dem Gesammttitel „Aus Alt- und Neu-Wien" eine Reihe von Aufsätzen über sociale, literarische, politische Zustände Oesterreichs zu veröffentlichen. Da aber Wien eine deutsche Stadt ist und ewig bleiben wird und Deutsch-Oesterreich nach wie vor noch geistig zu Deutschland gehört, so dürfte der mitgetheilte Probe-Aufsatz auch für die Leser des „Salon" nicht ohne alles Interesse sein." — Diese Worte des verehrten Dichters sind uns vollständig aus dem Herzen geschrieben und wir begrüßen seine Beiträge daher als ein neues Zeichen, in unserem Bestreben ruhiger Verständigung mit unsern Brüdern in Oesterreich durch Oesterreichs beste Dichter unterstützt zu werden. — Die erste der Skizzen, deren Veröffentlichung wir hiermit beginnen, giebt uns ein fesselndes Bild des gesellig-literarischen Zusammenlebens in dem alten Wien der Metternich'schen Zeit, in all seiner Naivität und Munterkeit doch schon umzuckt von dem Wetterleuchten der kommenden Ereignisse. Erinnerungen aus den wiener März- und Octobertagen, Memorabilien zur Geschichte des Burgtheaters, des Journalismus in Wien, 2c. werden zunächst folgen.

Die Redaction des „Salon."

anderen Gleichgesinnten innig und treu verbunden, erweiterte sich bald der Kreis, in welchem ich lebte und strebte. An Anastasius Grün und Nicolaus Lenau erhielten wir einen neuen und reichen Zuwachs. Alle die jungen Männer, so Künstler als Schriftsteller, waren eben im Beginn ihres Wirkens, dabei in anregendem und lebhaftem Verkehr mit einander. Was ein Jeder schuf, wurde gegenseitig mitgetheilt, besprochen, eben so neue Stoffe, Pläne und Hoffnungen der Zukunft. Des Censur- und sonstigen Geisteszwanges satt und übersatt, und seit der Julirevolution immer ungeduldiger, die neue Aera über Oesterreich herein brechen zu sehen, fiel in dieser Richtung unter uns manches zündende Wort, welches bald in den „Spaziergängen eines Wiener Poeten" seinen warmen und schönen Ausdruck finden sollte. Im Ganzen war die Geselligkeit, wenn auch von artistisch-literarischer Färbung, doch mehr auf persönliche Zuneigung begründet, ohne alles Cliquen- und Journal-Wesen. Im übrigen Deutschland verhielt sich das anders, wie wir bald durch einen der dortigen Stimmführer erfahren sollten.

Es war im Sommer 1831 und das Burgtheater hatte bereits einige meiner Erstlinge gebracht, als plötzlich die Kunde erscholl, der damals berühmte Wolfgang Menzel werde zum Besuche nach Wien kommen. Er, der gefürchtete Redacteur des Literaturblattes, der Superladung zu Cotta's „Morgenblatt", der kritische Autokrator Deutschlands! Wessen Name auf der Titel-Vignette des Journals, in der berüchtigten Wolke mit dem Donnerkeil erschien, der durfte der literarischen Bastonade gewiß sein. Es war eine naiv-harmlose Zeit! Der Schriftsteller zitterte noch vor einer ungünstigen Recension und einem Mann, der über Alle und über Alles abspricht, schien man in Vorhinein geneigt, eine gewisse Geistesüberlegenheit zuzuerkennen. So war Menzel's Erscheinen für Alt-Wien eine Art Ereigniß. Als demüthige Wiener und bescheidene junge Schriftsteller traten wir dem gewichtigen Manne zuerst mit einer Art respectvoller Scheu entgegen — Lenau etwa ausgenommen. „Was soll nur das literarische Mastschwein?" sagte er verdrießlich. „Bald kommt ein anderes, das vielleicht noch mehr gelehrten Speck ansetzt! Die Deutschen müssen immer so einen Popanz als Flügelmann haben, schon von Gottsched's Zeiten her, bis ein neuer Leithammel kommt, der den alten verdrängt." — Lenau hatte richtig prophezeit! Dem grobschrotigen Wesen Menzel's machte das noch weit gröbere „junge Deutschland" ein rasches Ende.

Gleich bei Menzel's Erscheinung bewegte sich ein Planeten-Kranz von jungen Poeten und Literaten, Braun von Braunthal an der Spitze, beständig um diese kritische Sonne, hofirte dem Doctor, führte ihn in die Theater, zu Sperl, arrangirte Diners und Soupers, auch wurde nicht versäumt, ihn mit den reizenden Umgebungen Wiens bekannt zu machen. Der kritische Zuchtmeister aus Stuttgart war über alles das entzückt und schien nicht übel Lust zu bekommen, den Aufenthalt in dem nüchternen und etwas langweiligen Schwabenland mit der genußreicheren Existenz in dem fetten Phäakien zu vertauschen. Man behauptete auch

damals, der Mann habe in dieser Absicht insgeheim bei Metternich angeklopft. Der Fürst Staatskanzler, der sich um einheimische Schriftsteller nicht im Geringsten bekümmerte, hatte es in seiner Gewohnheit, zureisende deutsche Literaten von einigem Namen freundlich zu empfangen, auch ihren freisinnigen Aeußerungen ein geneigtes Ohr zu leihen, obwol er ihnen dabei insgeheim an den Zahn zu fühlen verstand. War ihr Liberalismus echtfärbig, so erfolgte eine Schluß-Einladung zum Diner und damit war der Brutus abgefertigt. Dagegen hat es das österreichische System niemals verschmäht, „ausgerauchte" Liberale von Zeit zu Zeit in seinen Dienst zu ziehen, wie man ja auch ehemalige Spitzbuben als Polizei-Spitzeln zu verwenden pflegte. So bekam der übel berüchtigte Groß-Hoffinger die Bewilligung, in Wien seinen schmählichen „Adler" zu gründen. Die Hofräthlichen Wiener-Anstellungen von Gentz und Adam Müller bis auf Jarke, Hurter, Bernard Meyer u. s. w. liefern übrigens den Beweis, daß auch bedeutendere Männer, freilich von mehr Talent als Charakter, nicht immer stark genug sind, den österreichischen Syrenen-Lockungen aus dem Universal-Kameral-Zahlamte zu widerstehen; daß man aber in der Folge sogar einen untergeordneten Börsenspeculanten zum Hofrath gemacht, das konnte nur unter dem Sistirungs-Ministerium geschehen — das System Franz Metternich hielt zu sehr auf Anstand, um sich zu einer solchen Brutalität hinreißen zu lassen.

Menzel erhielt keinen Antrag, in österreichische Staatsdienste zu treten. Vielleicht war die Gesinnung des künftigen „Franzosenfressers" damals noch nicht lauter und geläutert genug dafür!

Im Jahre 1831 war Wolfgang Menzel noch ein junger Mann von einigen Dreißig, obwol bereits Gatte und Familienvater, was ihn aber nicht abhielt, die Wiener Freuden vollauf zu genießen. Ich traf öfter mit ihm zusammen, auch auf Landpartieen und sonst. Baron Schlechta gab ihm zu Ehren ein vertrauliches Diner, an welchem auch Grillparzer mit uns Theil nahm. Der reisende Gelehrte erkundigte sich genau über die österreichischen Verhältnisse, sammelte Notizen, ließ auch merken, daß er ein Buch über Wien zu schreiben vorhabe, um seine Reisekosten herauszuschlagen. Dabei versicherte uns der gestrenge Herr Doctor im Hochgefühl seiner literarischen Wichtigkeit, daß er beflissen sein werde, uns in seiner Broschüre auf's Beste herauszustreichen. Dieses Gönnerwesen fing mich zu wurmen an. So ein Mahahdöh aus Schwaben, der sich zu uns sterblichen Oesterreicher-Kindern herabläßt! Man muß ihm zeigen, daß man ihn nicht fürchtet. So trug ich denn bereits seit mehreren Tagen eine Art dramatischer Parodie „der reisende Doctor in Phäakien" in der Tasche herum, einen günstigen Moment abwartend, um damit loszulegen. Der fand sich, als wir kurz vor Menzels's Heimreise mit ihm und Grillparzer, Schlechta, Castelli, Braun von Braunthal und Anderen des Abends im Gasthause zusammen saßen. Gegen Mitternacht, als mir die Stimmung günstig schien, rückte ich, etwas zaghaft, mit meinem Opus hervor. Darin wurden die Einheimischen und eben Gegenwärtigen, Grillparzer und Castelli, als „Sapphokles Istrianus" und „Ciff Charon der Höllenzote" (lud-

lamitische Spitznamen) mit ihren kleinen Schwächen und Lächerlichkeiten nicht verschont, so wenig als die Abwesenden, Schreyvogel, Zedlitz, Deinhardstein, Hofrath Hammer, wie auch der Verfasser schonungslos gegen sich selbst und seine durchgefallenen Stücke zu Felde zog. Dadurch glaubte ich mir aber auch ein Recht erworben, den ziemlich pedantischen Menzel in der Figur der Uebertreibung vorzuführen — den Allerwelts-Kritikus, der auf freiherrlich von Cotta'sche Kosten reist, die dummen Phäaken in der deutschen Literaturgeschichte unterrichtet, indem er ihnen beweist, daß Goethe und Schiller nur unbedeutende Talente seien, Tieck hingegen ein Genie u. s. w. Auch an politischen Streiflichtern fehlte es nicht. So, wenn der Diplomat (Metternich) klagt:

„Ach, ich sag' es unverhohlen:
Frankreich macht uns bang und Polen —"

antwortete der Doctor (einschmeichelnd):

„O theurer Fürst, sei ohne Sorgen!
Mach' mich zum Hofrath und Du bist geborgen."

Der Schwank that im rechten Moment seine Wirkung. Menzel — zu seiner Ehre sei's gesagt — nahm die freilich zahme Satire gut auf, erbat sich sogar eine Abschrift. Seine Reise-Eindrücke kamen bald darauf bei Cotta heraus und wir in der Broschüre ziemlich glimpflich weg. Wer hat das längst verschollene Buch bei der Hand? Ich hab' es so gut wie vergessen. Aber der trockene, steife und pedantische Ton, der darin waltet, schwebt mir noch deutlich vor. Keine Spur des Wirklichen, Lebendigen, Erlebten! Ueber Oesterreich die landläufigen Phrasen von Gemüthlichkeit und Mangel an Bildung, und die Wiener-Gesellschaft, wir selbst, in dem herkömmlichen Rosenwasser-Stil der Morgen- und Abendblätter jener Zeit schematisch besprochen, ohne alle Individualisirung, stellenweise in einer Art Predigerton! — Ein Beispiel für Viele! Wir hatten den Doctor, welcher den „urwüchsigen" Wiener Castelli kennen lernen wollte, eines Nachmittags nach Hütteldorf gebracht, wo dieser ein Landhaus besaß. Mit dem Herausgeber der „Bären", uns weit jüngeren Schriftstellern übrigens von Herzen zugethan, war trotzdem ein eigenthümlicher Verkehr im Schwung. Wir hänselten ihn gern ein wenig und er ließ sich das scheinbar gefallen, ohne sich etwas zu vergeben, da er uns gelegentlich mit seinem derben Witz gehörig zu packen und zu verarbeiten verstand. Kurz, es war ein beständiger Wettkampf mit ihm, wobei das Sichgehenlassen nicht selten an Schlegel's „göttliche Grobheit" streifte. — So auch in der Villa, wo Castelli, als Sammler bekannt, alle seine Schätze vorwies und wir schließlich alles Mögliche herbei schleppen ließen, was nur Küche und Keller bieten konnten. „Die Lotterbuben wollen mich arm fressen!" jammerte Castelli zum Schein — da er aber vor dem Fremden prunken wie auch des Kritikers Gunst gewinnen wollte, so ließ er gehörig aufschüsseln, Flasche um Flasche herbei schleppen, die wir aus Uebermuth leerten, dazu Chorus sangen, mit der nicht üblen Wirthschafterin unsere Scherze trieben, schließlich einige Teller und Glä-

ser zerbrachen, kurz den guten Hauswirth in einer lustigen Weise mißhandelten, etwas zweideutige Anecdoten aus seinem Leben zum Besten gaben und dergleichen, so daß sich der Doctor den Bauch halten mußte, um nicht vor Lachen zu bersten.

Endlich spät in der Nacht, fuhren wir nach der Stadt zurück, beluden uns noch mit dem Rest der vollen Flaschen, versuchten zu trinken — allein das Maß war voll und übervoll, so daß zuletzt noch eine Flasche Tokayer als Libation über's Wagenfenster hinaus gegossen wurde.

Wie aber ward des Volksdichters und der tollen Orgie in der Reise-Broschüre erwähnt? Folgendermaßen! Ich copire die Stelle aus meinem Tagebuch vom Jahre 1832, wo ich sie mir angemerkt hatte. — „Er und kein Anderer ist der wahre deutsche Anakreon" — schreibt Menzel über Castelli. — Und weiter heißt es: — „nur wer so ganz fern von Pedanterie ist (sic!) wie Castelli, darf noch Rosen im grauen Haare tragen. — Wir brachten in seinem Garten einen herrlichen Abend zu."

So beschreibt er den Mann des derben Wiener-Spaßes! Kann man hölzerner schreiben und beschreiben? Und der Pedant hatte doch so herzlich gelacht! Aber so wie diese Art Leute die Feder in die Hand nimmt, werden nichts als fertige Phrasen gedrechselt. Es sind eben Schreibepuppen ohne Naturell, ohne pulsirendes Blut, ohne Humor, denen die Schulbank für ewig anklebt.

Grillparzer in seiner satirischen Weise äußerte sich über jene angezogene Stelle: „Er nennt Castelli den deutschen Anakreon? Ich weiß nicht, wie es der selige Anakreon aufnehmen würde, wenn man ihn im Jenseits als griechischen Castelli begrüßen wollte!"

Der Besuch des fremden Kritikers, die Aufschlüsse, die er uns über deutsches Journalwesen, über Buchhändler-Speculationen und dergleichen ertheilte, die gebietende Stellung, die er selber und einige Stimmführer in der Literatur einnahmen, öffneten uns naiven Wienern, die wir, von einer väterlichen Censur behütet, dem journalistischen Getriebe so fern standen, einigermaßen die Augen. Ja, die deutsche Literatur ist ein großartiges Geschäft, aber zugleich ein großes Cliquen-Wesen! Hier das Capital, die Buchhändler, dort die Arbeiter, die Schriftsteller und die Unter-Arbeiter, die Kritiker. Gewaltige Sosier, wie der Freiherr v. Cotta, beherrschen den Markt, theilen den Sold aus, aber auch den Ruhm. So wurde seiner Zeit der wackere nur etwas wässerige Ladislaus Pyrker in der Augsburger Allgemeinen so lange als „deutscher Homer" angepriesen, bis das gemaßregelte Publicum endlich anfing, ihn wirklich für einen Classiker zu halten. Die „Rudolphias" und „Tunisias" trugen auch eine gewisse würdige Langeweile zur Schau, die dem Publicum Respect einflößte, und die, nach Jean Paul's Vorschule der Aesthetik, in jedem Heldengedicht mehr oder minder zur Erscheinung zu gelangen berechtigt ist. Nur sollte man sich des Privilegiums nicht in solchem Uebermaße bedienen!

Inzwischen hatten wir unser Hauptquartier in Neuner's „silbernem" Kaffeehause in der Plankengasse so wie im Gasthause zum „Stern" auf der Brandtstadt aufgeschlagen. Grillparzer, Karajan, Witthauer (damals Redacteur der Modezeitung), Christian Wilhelm Huber (in der Folge General-Consul in Alexandria), der Hofschauspieler Schwarz (der berüchtigte Chalife der Ludlamshöhle) bildeten mit mir und dem jungen und überlustigen Alexander Baumann, wie auch anderen Freunden, den Kern der Haus- und Stamm-Gäste, die sich jeden Mittag und Abend zusammen fanden. Der gesellige Kreis vergrößerte sich aber bald und gewann durch das Hinzutreten von anderen Schriftstellern, auch Malern, Musikern, Schauspielern, einen immer mehr literarisch-artistischen Anstrich. Mehrere deutsche Journale brachten Artikel über den „Stern" — nicht eben zu unserm Behagen, denn die Wiener Polizei konnte leicht aufmerksam auf den „Club" werden, ihm das Schicksal der Ludlam bereiten. Doch hatten sich die Zeiten inzwischen geändert und so ließ man uns gewähren, auch später, nach dem Tode des Kaiser Franz, als sich der Oppositionsgeist in Wien immermehr und mehr zu regen begann, der denn auch unter uns gehörig wucherte, sich im dahinrauschenden Gespräch so wie in Aufsätzen in Prosa und Versen kund gab. Dem alten lustigen harmlosen wiener Leben widerfuhr dagegen nicht minder sein Recht, auch wechselten Scherz und Ernst, und an lebhaft-geistreicher Mittheilung über Kunst und Literatur fehlte es nicht. Vor Allem war es Grillparzer, der mit Perlen des Geistes und Gemüthes nicht kargte, wie ihm auch in guter Stunde stets die schlagendsten Witzworte in Bereitschaft standen. Wie wir uns der Jahre, die er, der ältere Mann, mit uns zubrachte, in Freude und Dankbarkeit erinnern, so wird er auch gewiß seine treuen „Sternianer" nicht vergessen haben. Ich schmeichle mir, daß ich ihm Einiges gegolten habe und annoch gelte, und mit welchem Wohlwollen, mit welcher Wärme und Liebe er meine ersten Jugendversuche aufgenommen, steht für immer in meiner Brust gegraben.

Im Verlaufe dieser Wiener Skizzen wird wol noch öfter von Grillparzer die Rede sein — hier soll vor Allem eröffnet werden, daß er damals als treuer Kumpan mit uns hielt, sich auch von keiner Kundgebung unserer bisweilen übermüthigen Geselligkeit ausschloß. So an den Sonntagen, Winter wie Sommer, wo gemeinschaftliche Landpartieen unternommen, zur schönen Jahreszeit wol auch auf ein paar Tage ausgedehnt wurden. Im festen Schnee bei Nußdorf ward gelegentlich ein Wettlauf beschlossen, wobei unser „Sapphokles" mit rennen mußte, er mochte wollen oder nicht! — Durch eine Reihe von Jahren war ich gewohnt, bei allen meinen Arbeiten und Versuchen stets Grillparzer zu Rath zu ziehen, der sich als älterer Freund eben so liebenswürdig wie als Kritiker scharfsinnig, als Kenner des Theaters praktisch erwies. Ich besitze wohl noch ein Dutzend Blätter von seiner Hand, in denen er sich über Fabel, Charakter, Dialog verschiedener meiner Leistungen ausspricht. Zu dem dritten Act der „Bekenntnisse" entwarf er mir sogar einen scenirten Brouillon, den ich großentheils benutzte, ihn in meiner Art verarbeitete, so daß

ich manche glückliche Wendung, manchen feinen Zug des Lustspiels dem Dichter der „Sappho“ zu danken habe.

Ein häufiger Gast im „Stern“ war Ferdinand Raimund, dessen Talent wie Charakter Grillparzer überaus hoch hielt. Beide Dichter, auch in den feinen und nervös durchfurchten Gesichtszügen einander nicht unähnlich, waren zugleich echte Oesterreicher-Naturen, nichts Gemachtes an ihnen, Alles einfach wahr, Raimund mehr primitiv, ein wunderliches Gemisch von Naivem und Sentimentalem in seinem ganzen Wesen. Sein Humor war im Grunde harmlos, seine Scherze ab und zu kindlich; der tragische Grillparzer, weit schärfer in seiner Satire, hatte dagegen einen aufmerksamen Blick für alles Lächerliche und Verkehrte. Das Sonnleitner'sche Blut floß in ihm. Grillparzer's Onkel von mütterlicher Seite war ein berühmter Wiener Witzbold; in dem Tragiker verdichtete sich der Spaß zur geistreichsten Ironie, die sich noch bis zum heutigen Tage in Tausenden von Epigrammen Luft macht.

Eines Abends saß Raimund bis tief in die Nacht unter uns und gab seine Liebes- und Heirathsgeschichte mit Louise Gleich zum Besten. Das verehrte Publicum des Kasperl-Theaters, welches um das Verhältniß der Beiden wußte, hatte den beliebten Schauspieler und Dichter bei seinem jedesmaligen Auftreten so lange ausgezischt, bis dieser sich zuletzt entschloß, mit der Schönen zum Altar zu treten. Allein die Flitterwochen oder Monate waren bereits vor der Hochzeit genossen — und so konnte es nicht fehlen, daß der gemüthliche, verliebte, auch eifersüchtige Sonderling, mit der herzlosen Kokette verbunden, bald Höllenqualen auszustehen hatte. Die Details dieser wunderlichen Ehe müssen verschwiegen bleiben — Raimund's Darstellung des ganzen Verhältnisses, so wie gewisser Zwischenfälle, war geradewegs hinreißend. Ich rufe Grillparzer zum Zeugen an! — Der Komiker gab uns Anecdoten preis, die das Zwergfell erschütterten, dann kamen wieder weiche und zarte Empfindungen dazwischen, eine wirklich erotische Poesie, die uns die Thränen in die Augen lockte, bis ein neuer Theater-Klatsch sie uns wieder abtrocknete. — Auch Raimund's erstes Auftreten im Leopoldstädter-Theater, nach seinem Rücktritt von der Josephstadt, wurde uns abgeschildert. Er spielte für seine Existenz, für seine ganze Zukunft, von dem heutigen Erfolg oder Miß-Erfolg hing Alles ab. Er war bereits als „Hamlet, Prinz von Tandelmarkt“ angekleidet, die Lampen waren angezündet, das Orchester stimmte — da wurde dem Gastspieler ein Brief mit schwarzem Siegel überbracht, der ihm den plötzlichen Tod einer damals heiß Geliebten meldete.

„Ich fing zu zittern an“ — erzählte Raimund. — „Die Coulissen drehten sich wie im Kreise herum, ich konnte kein Wort hervorbringen. Da, als der Regisseur das Zeichen zum Aufziehen des Vorhangs gab, schluckte ich ein Glas Limonade hinunter. Wie ich dann auftrat, anfangs verwirrtes Zeug schwatzte, statt der Knittelverse, das Publicum schon anfing unruhig zu werden, ich endlich doch in Zug kam, applaudirt wurde, hervorgerufen — es war mir Alles wie ein Traum, ist mir's noch! So war nun der miserable Hamlet als erster Komiker engagirt — aber seine

arme Ophelia war todt, blieb todt!" — So schloß der gemüthliche Raimund schmerzlich-lächelnd seine Erzählung.

Der leidenschaftliche Mensch hatte sich auch in früher Jugend, bei einem Theater in Ungarn engagirt, wegen einer Liebesgeschichte gelegentlich in die Raab gestürzt, war halbtodt herausgefischt worden.

Nach und nach hatten sich sämmtliche wiener Schriftsteller häufig im „Stern" eingefunden, Saphir ausgenommen, gegen welchen Grillparzer sein Veto einlegte, wobei ich ihm secundirte. Graf Johann Mailáth legte seine merkwürdigen Gedächtnißproben ab, der unglückliche Michael Enk aus Mölk, den das traurige Klosterleben und die Quengeleien seiner Mitmönche nicht wenig herunter stimmten, versäumte es nicht, sich von Zeit zu Zeit in dem Freundeskreise aufzufrischen, auch Anastasius Grün erfreute uns bisweilen aus Thurn am Hart mit seinem Zuspruch. Nur unser melancholischer Freund Lenau konnte kein rechtes Behagen unter uns finden, und nach ein paar tollen Abenden, an denen kein „zusammenhängendes Gespräch" aufkommen wollte, wie er's liebte, hatte er sich für immer zurück gezogen. — Von Literaten sprachen sonst noch zu: Braun von Braunthal, L. A. Frankl, Castelli, Baron Schlechta, Draexler-Manfred, Gustav Frank, Franz von Schober, Marsano, Kaltenbaek und Andere.

Holtei kam in der Mitte der dreißiger Jahre nach Wien. Mit seiner zweiten liebenswürdigen Frau, einer geborenen Holzbecher, brachte er „Lorbeerbaum und Bettelstab", die „Drillinge", die „Wiener in Paris" und andere seiner Sachen mit größtem Erfolge auf die Josephstädter-Bühne. Für die Geselligkeit war der Selbst-Biograph der „Vierzig Jahre" und der Verfasser der „Vagabunden" ein wahrer Schatz. Er hatte Tausende von Abenteuern erlebt, war unendlich mittheilsam und erzählte noch weit besser als er schrieb. In seiner Nähe stockte kein Gespräch und wenn auch im Grunde ein elegischer Ton durch das Wesen des Schlesiers ging, so war er doch dabei jederzeit zu Scherzen und Possen aufgelegt, wie auch auf Landpartieen und sonst die tollsten Streiche anzugeben immer bereit. Er wurde in den vierziger Jahren der Gründer des sogenannten „Soupiritums", eines Ablegers der Ludlam, die sich bis zum heutigen Tage als „Gnomenhöhle" fortpflanzt. Daß Holtei uns gelegentlich mit einem norddeutschen Weinpunsch bewirthete, wobei er die gesammte österreichische Literatur unter den Tisch trank, mag nebenbei erwähnt werden.

An den zu ihrer Zeit berühmten Schwarz'schen Bällen betheiligten sich natürlich sämmtliche jüngere Habitués des „Stern". Der Ex-Chalif Schwarz schätzte sich's zur Ehre, uns zu Gästen zu haben. Der Zufall fügte es, daß uns an dem tüchtigen Specialisten für österreichische Geschichte und Alterthumskunde, Joseph Kaltenbaek, eben ein neuer und willkommener literarischer Zuwachs geworden und wir in lebhaftem Verkehr mit ihm begriffen waren, als der alte Schwarz mit seinen Ballkarten in die Stube trat, beim Anblick des ihm völlig Fremden stutzte. Wer denn das wäre? — Ich weiß nicht, welcher Kobold mir's eingab,

die kurze Auskunft zu ertheilen: „Theaterdirector Kaltenbaek aus Landshut!“ worauf wir in unserer gelehrten Unterhaltung fortfuhren. Schwarz war's gewohnt, daß man ihn nicht beachtete; „Rauchmar der Cigaringer“ (sein Spitzname noch von der Ludlam her) griff zu seiner Cigarre oder zog seine lange Pfeife hervor, und so saß er dampfend und schweigend Stunden lang, wenn von etwas „Gescheidtem“ die Rede war. Nihil cum amaracino sui! Eine gute Rede schläft in einem blöden Ohr! Nur wenn wir auf's Theater zu sprechen kamen, da hielt er mit. So ersah er denn auch an jenem Abend seine Zeit und examinirte den neuen Theaterdirector gelegentlich über seine Truppe, seinen Status, seine Ein- und Ausgaben und dergleichen, wie er von jeher gewohnt war, mit den Führern des Thespis-Karren zu verkehren und seinen Vortheil in einem „Geschäft“ mit ihnen zu suchen. Kaltenbaek, im Kloster erzogen und sonst nur in Folianten und Manuscripten zu Hause, hatte natürlich keine Ahnung von dem Theatergetriebe und gab, zwar auf die Mystification eingehend, doch ziemlich verkehrte Antworten, bis ich ihm endlich soufflirte und er die Theaterprüfung zur Noth bestand, obwol ihn der erfahrene Schwarz jezuweilen mit scheelen oder auch dummpfiffigen Augen betrachtete und sich im Stillen denken mochte: an diesem noch grünen Neuling wäre wohl etwas zu verdienen.

Bald ging's an die Ballkarten-Vertheilung, wobei der improvisirte Theaterdirector nicht leer ausging, doch wurde erst gefragt, ob der Mann verheirathet sei, — „Versteht sich!“ hieß es — „jeder Theaterdirector ist verheirathet.“ — Ob die Frau Gemahlin hier sei? — Ja, seit Kurzem. — Eine Karte für Herrn Theaterdirector aus Landshut sammt Gemahlin wurde sogleich ausgefertigt. Ich aber hatte im Stillen bereits für eine Directrice gesorgt.

Von der Wiener Gemüthlichkeit war sonst viel die Rede! Nun, zu meiner grünen Zeit waren noch Spuren davon aufzufinden. So hatte man uns längst ein wackeres Bürger- und Ehepaar angepriesen, Besitzer eines Gasthauses in der Herrengasse, dem ständischen Gebäude gegenüber; die guten Leute, versicherte man uns, würden sich's zur Ehre schätzen, wenn wir einmal bei ihnen einsprechen wollten. So wurden Grillparzer, ich und noch einige Poeten ab und zu dem fixen „Stern“ untreu und begaben uns in das schismatische Wirthshaus des Herrn Adelgeist. Man hatte uns die braven Wirthsleute nicht ohne Grund angerühmt! Wirth und Wirthin, stattliche Erscheinungen, hielten auf Ordnung, gute und rasche Bedienung, waren immer selbst bei der Hand, legten dabei ein höchst freundliches und zutrauliches Wesen an den Tag, ohne sich an- und aufzudrängen, es waren echte Bürgersleute vom alten guten Wiener-Schlag. Daß sie aber für Schriftsteller und Künstler eine besondere Achtung hegten, ihnen übermäßigen Respect erwiesen, das war jedenfalls eine Wiener Ausnahme. Wir wurden wie eine Art höherer Wesen behandelt, man konnte es dem Wirthe ansehen, wie schwer es ihm fiel, von uns Geld annehmen zu müssen. Die einzige Tochter der braven Leute, ein hübsches und blühendes Mädchen von siebzehn Jahren, bediente uns

bei Tisch, in einem besondern Zimmer, gemeinschaftlich mit Vater und Mutter. Den gewöhnlichen Gästen war die artige Kellnerin unnahbar. Wir waren bei Adelgeist's kaum warm geworden, als der Wirth mit höchst bescheidenen Manieren sich die Ehre ausbat, uns nächster Tage in seiner Privat-Wohnung mit einem kleinen Souper bewirthen zu dürfen. Herablassend wie Poeten sind, nahmen wir die Einladung an, die sich ein paarmal wiederholte. Die Hausleute waren über die Dichter entzückt, die wie die homerischen Helden aßen und tranken. Bei einem dieser Gelage, wobei der Champagner bis gegen drei Uhr Morgens nicht sparsam floß, fingen wir Alle in übermüthiger Laune zu tanzen an. Mir fiel die Haustochter zu, Grillparzer ergriff die stattliche Wirthin, die Lyriker und Dramatiker walzten miteinander, und ein übrig Gebliebener — der ernsthafte Witthauer, wenn ich nicht irre — hopste mit dem Hauspudel herum.

Im Ganzen hatte unser Hauswirth an uns Allen bisher schwerlich so viel verdient, als er bei diesem einzigen Festmahle drauf gehen ließ — und zwar mir zu Ehren, denn es war am Abend nach der ersten Aufführung der „Bekenntnisse" (am 8. Februar 1834). Marie Adelgeist beschenkte mich überdies mit einer hübschen Handarbeit und erbat sich dafür ein paar Verse in ihr Stammbuch.

Dieses hübsche und liebenswürdige Mädchen war nun von mir ausersehen worden, die Rolle der Gemahlin des improvisirten Theaterdirectors Kaltenbaek auf dem Schwarz'schen Ball zu übernehmen. Das liebe Kind, welches sich in Putz und Schmuck eben so artig ausnahm als im Hauskleidchen und mit der Schürze, führte seinen Part vortrefflich durch. Als der etwas plumpe Kaltenbaek mit seinem improvisirten Frauchen in den Saal trat, machte der Ballgeber große Augen, erwies der Dame alle Ehre. Wer ihn um die Schöne fragte, dem flüsterte er in's Ohr: „Es ist die Frau des blatternarbigen Menschen dort. Er selbst ist Theaterdirector in Landshut, versteht aber von der Sache so viel wie gar nichts, obwol 's eine Art Gelehrter ist."

Da der Gelehrte nicht tanzte, so nahm ich seine Stelle ein, als Champion der kleinen Mädchen-Frau, walzte, galoppirte, soupirte mit ihr, brachte sie erst am hellen Morgen nach Hause zurück.

Unter diesen zeitweisen Schwänken und Tollheiten fehlte es auch nicht an ernsten Abenden und bedeutenden Mittheilungen, die häufig bis tief in die Nacht hinein währten und zu denen ausgezeichnete fremde Besucher nicht selten ihr Scherflein beitrugen. So hatte Hofrath Martius aus München im Frühjahr 1834 bei uns zugesprochen, und uns an mehreren Abenden nicht nur über die Abenteuer seiner Brasilianer-Reise mit Spix auf das Trefflichste unterhalten, sondern uns auch sein System der ursprünglichen und secundären Vegetation in großen Umrissen so klar und lebendig auseinander gesetzt, wie man sich dessen nicht von einem jeden deutschen Gelehrten zu versehen hat.

Aber auch die neueste und modernste Literatur sollte ihr Besuchs-Contingent beitragen! Es war, denke ich, noch vor Martius' Erscheinen,

daß ein paar junge Leute uns im „Stern" aufsuchten, ein blonder und ein schwarzer Jüngling, der Verfasser des „Maha Guru" und der Herausgeber des „jungen Europa", zwei seit Kurzem aufgetauchte Weltenstürmer und Schriftsteller, dem sogenannten „jungen Deutschland" angehörig — Karl Gutzkow und Heinrich Laube.

Die beiden revolutionären Genies verweilten nur kurze Zeit in der Metropole des Polizeistaates par excellence, kamen auch meines Erinnerns kein zweites Mal in unsere literarische „Herberge der Gerechtigkeit". Einige Jahre darauf, zur Zeit, da Wolfgang Menzel als Denunicant gegen das junge Deutschland auftrat, wurden Gutzkow und Laube mit Wienbarg und Heine in einen Topf geworfen, der Bann über sie ausgesprochen. Ein österreichisches Regierungs-Circular verbot ihre sämmtlichen, gegenwärtigen und zukünftigen Werke. Und wieder nach einer Reihe von Jahren finden wir den quondam Weltenstürmer Heinrich Laube als artistischen Director des K. K. Hof-Burgtheaters! Doch hatte man ihm seine Jugendstreiche nicht völlig verziehen und eine zähe Hofpartei, die ihre Zeit abzuwarten versteht, wußte es dahin zu bringen, ihm seinen Posten zu verleiden. So zog das junge, inzwischen alt gewordene Europa wieder nach Leipzig zurück, von wannen es ausgegangen war.

Unser „Stern" aber hatte noch vor Ende der dreißiger Jahre seinen Höhepunkt erreicht, von da an geht's in jedem geselligen Kreise abwärts, bis der Glanz völlig verlischt. Der gute Raimund, der treffliche Enk hatten ein trauriges Ende gefunden, der urgesellige Holtei war inzwischen für längere Zeit aus Wien geschieden, und Grillparzer, der seit Jahren treu zu uns und mit uns gehalten, zog sich plötzlich zurück. Der Mißerfolg seines Lustspiels: „Weh' dem, der lügt" hatte ihn verstimmt, und so verbittert, daß er jede Geselligkeit, jeden vertraulichern Umgang scheute und mied. So verlor er sich aus unserm Kreise und man hat nicht immer den Muth, ihn in seiner Klause aufzusuchen. Adler und große Genies horsten gern einsam.

Das Wirthshausleben war uns Uebrigen gleichfalls verleidet. So kehrte ich mit dem lebensfrohen Alexander Baumann und anderen jüngeren Genossen wieder in die Häuser und Familien zurück, in denen wir sonst heimisch waren und die wir eine Weile vernachlässigt hatten. Wie sich die Geselligkeit in den Wiener Kreisen, mittleren, auch höheren, nach und nach gestaltete und umgestaltete, darüber in einem andern Artikel.

Ein inniges Zusammenhalten von Schriftstellern und Künstlern, wie das eben geschilderte aus der alten naiven Wiener Zeit, ist heut zu Tage bei dem Journal- und Parteigetriebe kaum denkbar. Die „Concordia", der „Hesperus" und andere mehr oder minder literarische Gesellschaften, hängen nur lose und äußerlich aneinander, ohne die gemüthlichen und freundschaftlichen Elemente, welche uns damals so traulich vereinigten. Kurz, die harmlosen Tage sind vorüber! Die Vereine verbinden — aber sie trennen auch, nach Goethe's treffendem Ausspruche.

Erinnerungen an ein erloschenes deutsches Fürstenhaus.

Von **L. Ernesti (M. von Humbracht).**

„Homburg vor der Höhe" so heißt die kleine Hauptstadt des Landes von fünf Quadratmeilen, in welcher am 24. März 1866 der Letzte seines Stammes: Landgraf Ferdinand von Hessen-Homburg auch den Beschluß der Reihe von Deutschlands souverainen Landgrafen machte.

Wie klein nun auch jene Scholle deutscher Erde ist, die einmal Staat im Bundesstaate gewesen: so reizend Homburgs blühendes Ländchen! — In einer der hübschesten Gegenden der Wetterau gelegen, erheben sich gen Westen dicht über dem auf einer Höhe emporsteigenden Residenzschlosse die höchsten Kuppen des Taunusgebirges mit ihren reich bewaldeten Strecken. Nach entgegengesetzter Seite dehnt sich die weite blühende Ebene des herrlichen Mainthals aus; — das Auge vermag fortzueilen bis zu den blauen Fernen, die Odenwald, Spessart und die Berge der Pfalz begrenzen; welche der Höhenzug des Alzenauer Freigerichts durchschneidet, und wo die einstmalige freie Reichsstadt Frankfurt den umherschweifenden Blick immer von Neuem fesselt, so stolz, so prächtig liegt sie da am Ufer des Stroms in dieser weiten farbenreichen Ebene.

Homburg gehörte einst zu Eppstein, dem sogenannten „Juwel" des Taunus. Es kam 1504 als Pfälzisches Lehn an Hessen-Darmstadt und Landgraf Ludwig V. von Hessen-Darmstadt übergab es 1622 seinem jüngern Bruder anstatt jährlicher Apanage von 20,000 Fl. Er behielt sich aber die bedeutenden Herrschaftsrechte über das Land vor und diese verblieben auch fort und fort dem Hause Darmstadt. Erst zwei Jahrhunderte später, auf dem Congresse zu Wien, war es, wo die versammelten Mächte in Anbetracht der heldenmüthigen Tapferkeit der Homburgischen Prinzen und ihrer den Staaten im Kriege geleisteten Dienste, ihr kleines Vaterland zum souverainen Fürstenthume machten und Homburg um zwei Quadratmeilen Ländergebiet, „um die Herrschaft Meisenheim" vergrößerten.

Die Söhne des ersten Homburger Landgrafen „Friedrich I." wurden bereits Begründer des Heldennamens, den jener Fürstenstamm sich in der Geschichte errang. Der bekannteste und am populärsten gewordene ist sein Nachfolger „Friedrich II.", geboren 1633, auch genannt „der Landgraf mit dem silbernen Bein". Seit seinem sechsundzwanzigsten Jahr in Schwedischen Diensten, leitete er 1658 jene Belagerung von Kopenhagen, wo eine Kanonenkugel ihm das Bein zerschmetterte, das er sich sofort selbst mit einfachem Messer — jedoch mit einem Muthe würdig der Heroen des Alterthums — vom Körper abtrennte, Schmerz wie Unglück, ruhig und voll Fassung ertragend. 1661 verließ dieser heldenmüthige Prinz von Homburg Schweden, trat in Brandenburgische Kriegsdienste und wurde unter dem großen Kurfürsten Statthalter von Pommern.

Seine Geistesgegenwart trug 1675 hauptsächlich zu dem Siege von Fehrbellin bei, welcher dem Hause Brandenburg europäischen Ruhm verschaffte.

Diese Episode in Landgraf Friedrich II. Leben hat Heinrich von Kleist für die Bühne benutzt: — — den „Prinzen von Homburg" der in der Geschichte berühmt, auch in der Dichtung verewigend.

Daß dieser „Prinz von Homburg" aber nicht nur ein Held, sondern auch ein vortrefflicher Mensch war, tritt in rührendem Zuge noch heut in jenen Dorfschaften um Homburg: in Friedrichsdorf, in Dornholzhausen uns entgegen — diesen Orten, die er unter seiner Regierung den aus Frankreich vertriebnen Hugenotten zur Ansiedlung übergab. Dort, in den Hütten der Armen, wie auch in den Häusern der Wohlhabenden, findet man nämlich — bald in gutem Stahlstich, bald in schlichter Lithographie — das Bild des Landgrafen und unter demselben gedruckt oder nur geschrieben die Worte, welche seinem Herzen alle Ehre machen, hunderten von Armen, Obdachlosen Trost in ihrem Unglück wurden und den Flüchtlingen und Vertriebenen neue Heimatstätte eröffneten. — Es sind die schönen Worte des Landgrafen: „Lieber mein Alles und Letztes verkaufen, als diesen Unglücklichen nicht beistehen und helfen, so viel ich kann."

Die Französischen Colonien um Homburg, theils noch begründet auf dem durch den Dreißigjährigen Krieg arg verwüsteten Boden, sind jetzt blühende, wohlhabende Ortschaften. Erinnert die Sprache der Einwohner auch noch vielfach an den alten Mutterlaut, tragen auch die meisten der Physiognomien den echt französischen Typus und verräth Wesen und Benehmen das ausländische Element: die Herzen sind deutsch und über der kleinen stillen Heimat ist das große Vaterland beinah vergessen.

Diesem edlen Herrn folgte Friedrich III., der sich ebenso wie seine zwei jüngern Brüdern als echter Sohn eines Helden und Kriegers erwies. Jene Beiden, Karl und Philipp von Hessen-Homburg, im Hessen-Casselschen Heere, starben auf den Schlachtfeldern im zweiundzwanzigsten und achtundzwanzigsten Jahre; — der Eine bei der Belagerung von Namur, der Andere in der Schlacht bei Speyer. Der ältere Bruder, der 1688 mit fünfzehn Jahren schon in Holländische Dienste getreten war, zeichnete sich in den Feldzügen von 1690—97 der Art aus, daß seine kriegerischen Talente die Aufmerksamkeit Peter's des Großen erregten und ihm die ehrenvollsten Anträge für Rußland eintrugen. Landgraf Friedrich blieb jedoch dem einmal erwählten Lande treu.

Alle seine Söhne gingen ihm im Tode voran und ihm folgte daher 1746 in der Regierung sein Neffe, der junge Prinz Friedrich Karl, der seit seinem siebzehnten Jahre — seit 1741 — bereits unter Friedrich dem Großen mit Auszeichnung diente. Nach einer kurzen Regierung starb er bereits mit sechsundzwanzig Jahren.

Seinem Sohne, Friedrich V., der erst 1766 nach erlangter Mündigkeit Landgraf von Homburg wurde, war desto länger beschieden, Regent des anmuthigen Gebietes zu sein. Er erreichte ein hohes Alter und starb 1820.

Bei allen guten Unternehmungen seines Lebens stand dem Landgrafen seine Gemahlin Karoline, geborene Prinzessin von Hessen-Darmstadt, in thätigster Weise zur Seite. Sie lebt im Erinnern des Volkes als Wohlthäterin der Armen, als vortreffliche Gattin und sorgsam treue Mutter; Männer der Wissenschaft bezeichneten sie als „geistvolle Frau, voll gründlicher, umfassender Bildung". Ihr heller Verstand und reich gebildeter Geist schützten sie aber nicht vor Dem, das unsere Zeit längst als „Schwäche" betrachtet: vor Aberglauben und Gespensterfurcht. Ihre spätere Lebensweise „die Nacht mehr zum Tage zu gestalten und die Mitternachtsstunde nur in größern Kreise zuzubringen" soll dem Ereigniß entsprungen sein: einmal der auch im Homburger Schlosse auftauchenden Erscheinung der weißen Frau zu nächtlicher Stunde in ihrem Zimmer begegnet zu sein.

Hörte man an trübem Herbsttage in dem mit alten Bildern und alten Familienreliquien früher so reich ausgestatteten Schlosse, diese Geistergeschichte in all ihren Einzelheiten — deutete jenes Homburger Schloßinventarium, der würdige alte Kastellan — eine treue Type der idealen Dienergestalt aus der „guten alten Zeit" — — — deutete er bei dieser Geschichte in den düstern, von den Schatten der Dämmerung umwobnen Corridor, aus dem „die weiße Frau" hervorgetaucht sein soll und wo auch Andere diesen Schrecken alter Schlösser, diese Unheil kündende Erscheinung gesehen haben wollen — wahrlich, an solch einem Herbsttage blickte man, trotz aller Aufklärung unserer Zeiten, mit ganz anderen Gefühlen in den ominösen Gang, als an sonnig hellen Sommertagen. Sind Licht und Luft stets von Einfluß auf das, was wir betrachten — im ohnehin etwas spuk- und gespensterhaften Homburger Schlosse, — in diesem endlos weiten, öden, ausgestorbnen Hause, wo jedes Bild, zu dem man aufsah, das eines Todten war, — da wirkte das Fehlen dieser belebenden Elemente doppelt! Wie so ganz anders erschienen jene langen bilderbehangnen Corridore im ungewissen Dämmerlicht der Abende, — wie so ganz anders war das Empfinden und Denken in jenen mit Erinnerungen an dahingegangene Generationen angefüllten Räumen, wenn man durch die Bogenfenster hinab in den alterthümlich-phantastischen Schloßgarten sah, wo der Nebel seine wunderlichen Gebilde formte — wenn des Sturmes abenteuerliche Laute die Luft füllten, — über des Taunus Höhen schwarz und drohend Wolken lagerten und nun plötzlich ein Windstoß in die Kamine fuhr und leise in fernster Zimmerecke ein Aechzen ertönte. — Dann machte das vereinsamte Schloß auf der Höhe andern Eindruck als zu jener Zeit, wo meist nur Fremde es aufsuchen: wenn Wald und Gebirg in voller Sommerpracht stehen und selbst ein Ton von Leben und Farbe in die weiten kahlen Vorhöfe dringt. Wenn der Sonne Reflexe in spielenden Lichtern über die langgestreckten Schloßflügel, die seit Jahren leer und vereinsamt sind, dahinzittern, wenn Sommerlicht und Sommerglanz verklärend auf den grauen Mauern liegen, die uralten Bäume junges Laub schmückt — wenn die Rosen die düstere Stammburg des erloschnen Geschlechts in duftenden Kränzen um-

Schloss und Schlossgarten in Homburg.

Digitized by Google

ziehen, der muntre Gesang der Vögel den einsam-stillen Schloßgarten belebt und momentan aus der ernsten melancholischen Ruhe reißt, die ihn würdig macht den vom Zauberbann umfangenen Palast eines Dornröschens zu umgeben: dann macht Homburgs Schloß einen andern Eindruck und statt das Gefühl der Oede hat man dann wol das der Wehmuth, die, gleich dem Epheu, so gern sich mit der Erinnerung verschwistert.

Zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Personen habe ich mir in Homburg von jener Geistererscheinung früherer Tage und ihrer Einwirkung auf die Landgräfin Karoline erzählen lassen und stets ist mir die Geschichte in der Weise eines unbestreitbaren Factums mitgetheilt. Möglich, daß zu dieser Anschauung und Auffassung die Tradition beiträgt: daß vielen Gliedern des Hessischen Fürstenhauses Sehergabe eigen war und Landgräfin Karoline ebenso zu jenen damit Begabten gehörte, wie der 1836 zu Louisenlund verstorbene Landgraf Karl von Hessen, der ein Alter von zweiundneunzig Jahren erreichte, Zeit seines Lebens als Prophet in der Familie galt und Dinge und Sachen über Hessens Zukunft voraussagte, die später eintrafen.

Landgräfin Karoline war dem Anschein nach Stammmutter eines neuen blühenden Geschlechts und die acht Söhne, denen sie das Leben gab, ließen wohl damals am wenigsten ein so schnelles Ende des Hauses Homburg ahnen. Bekanntlich pflanzte sich der Homburger Fürstenstamm nur in weiblicher Linie fort. Die Tochter der Landgräfin Karoline und Friedrich's V. wurde Stammmutter des jetzigen Hauses Anhalt-Dessau; — eine Andere, vermählt an den Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, hatte ebenfalls das Glück, nicht nur ihre Kinder, auch Enkel zu blühendem Leben heranwachsen zu sehen. Nur der Sohn der Prinzessin Wilhelm, jener hochbegabte Prinz Waldemar, starb in der Blüthe seiner Jahre — von ihren beiden Töchtern „Maria", Königin von Bayern und „Elisabeth", Prinzessin von Hessen und Rhein, galt Letztere bis 1866 als Homburgs zukünftige Landgräfin.

Sechs Söhne Friedrich's V. und der Landgräfin Karoline wuchsen zu kräftigen Männern heran. Frühzeitig traten sie in Oesterreichs und Preußens Heere, kämpften sämmtlich in den Freiheitskriegen und machten Alle dem alten schönen Namen ihres Hauses neue Ehre. Der Jüngste der Brüder, Prinz Leopold, fiel 1813 an der Spitze der Preußischen Garden bei Lützen; — den Andern war hohes Alter beschieden und Allen: nach einander Regenten des heimatlichen Landes zu sein.

Erbprinz Friedrich Joseph, Oesterreichischer Feldmarschall, der sich bei Leipzig so rühmlich auszeichnete, folgte 1820 nach dem Tode seines Vaters in der Regierung des nun souverainen Fürstenthums. Er war seit 1818 mit Elisabeth von England, der Tochter König Georg's III., vermählt und ihr verdankt Homburgs Schloßumgebung jene Reize, die die alte Stammburg auf der Höhe noch zieren und so bezaubernd machen. Sie ließ bedeutende Ländereien zu Garten und Park schlagen, Beides nach englischem Muster anlegen und jenseits des kleinen alterthümlichen

Schloßgartens erstand die neue Welt der Blüthen, Bäume, Rasenflächen und der prächtige See, tief unten am Abhange des terrassirten Schloßberges.

Dieser Landgräfin von Homburg, die mit künstlerischer Vollendung malte und zeichnete, schreibt man die Anfertigung eines interessanten Albums zu, das einstmals noch im sogenannten „englischen Flügel" lag und Allen die es gesehen haben, unvergessen geblieben sein mag. Die einzelnen Blätter behandelten in weitverzweigter Geschichte das Schicksal der unglücklichen Prinzessin von Ahlden, welches durch das geheimnißvolle Ende des Grafen Königsmark einen ebenso romantischen, wie trostlosen Anstrich erhalten hat. Diese von der Hand einer englischen Prinzessin entworfenen Lebensskizzen der schönen und unglücklichen Kurprinzessin von Hannover sind um so werthvoller dadurch, daß die Landgräfin in dem verwendeten Material sicher authentische Notizen über den Sachverhalt niederlegte, welche theils die eigne Heimat ihr geboten haben mag, anderntheils im Homburger Schlosse vorgefundne Documente und Familienbriefe früherer Zeiten ihr gaben. Ein Vorfahr ihres Gemahls, Landgraf Friedrich II. mit dem silbernen Bein, gehörte nämlich in Schweden zu Graf Königsmarks Freunden und wurde sogar dort mit ihm zusammen vergiftet — wenn auch wieder glücklich gerettet — als Beide aus gleichem Becher Wein getrunken hatten.

Landgraf Ludwig 1829 folgte seinem ältesten Bruder. Er war preußischer General und Gouverneur von Luxemburg, regierte zehn Jahre sein Ländchen und unter ihm hob sich Homburg als Badeort und erlangte seinen europäischen Ruf als Luxus-, Welt- und Modebad. Nach Landgraf Ludwigs Tode wurde jener 1779 geborene Prinz Philipp Regent, dessen Jugend ein so stürmisches Erlebniß aufweist: mit fünfzehn Jahren in Oesterreichische Dienste getreten, gerieth er im Revolutionskriege in französische Gefangenschaft, wurde nach Paris gebracht und Ende durch die Guillotine schien sein Loos! — Wie es heißt rettete ihn vor diesem sichern Tode einzig die Ruhe und Klarheit seiner Antworten im Verhöre und die offene Nennung seines Namens „Philipp, Prinz von Hessen-Homburg". Die Männer der Revolution gaben ihm die Freiheit und Mittel, unbehindert in sein Vaterland zurück zu kommen. — Dies von den Franzosen geschonte Leben schlug Prinz Philipp in dem deutschen Befreiungskampfe muthig gegen sie in die Schanze, — er stieg bis zum ehrenvollen Range eines Feldmarschalls und starb 1846 als Homburgischer Landgraf.

Zu jener Zeit lebten vom ganzen blühenden Mannesstamme Hessen-Homburgs nur noch zwei der tapferen Söhne, die Brüder der drei letzten kinderlos verstorbenen Regenten. Der Eine, Prinz Gustav, 1781 geboren, Oesterreichischer Generalmajor; — der Andere, der 1783 geborene Prinz Ferdinand, Feldzeugmeister in Oestereichischen Diensten. Diese beiden Brüder waren, so erzählt man, nach beendetem Kriege gleichzeitig als Bewerber um die Hand ihrer schönen Nichte, Prinzessin Louise von Anhalt-Dessau, aufgetreten. Sie erwählte den Prinzen Gustav — — wie Einzelne behaupten aus Gründen des Ehrgeizes — — nach Andern, weil er der schönere von Beiden und der längst von ihr geliebte war.

Die Vermählung fand 1818 statt, und sie sollte verhängnißvoll für das Haus Homburg werden. Denn mit dieser Heirath scheint zugleich das Lebensschicksal des damals erst fünfunddreißigjährigen Ferdinand, letzten Prinzen von Homburg, entschieden zu sein, da er sich seitdem, inmitten des Lebens und der Ansprüche, die es an ihn stellte, von Welt und Menschen abgrenzte, unvermählt blieb und mehr und mehr Einsiedler, Sonderling wurde. — Prinz Ferdinand kam bereits 1848 zur Regierung, nachdem sein Bruder Gustav nach kaum zweijähriger Regierung gestorben und dessen einziger Sohn als achtzehnjähriger Student in Bonn dem Vater noch im Tode voran gegangen war.

Landgraf Ferdinand — der Letzte seines Stammes — gab als regierender Landgraf weder sein Eremitenleben auf, noch trennte er sich von seinen schlichten Gewohnheiten, welche ihn fast als den Sonderling unter den souverainen Fürsten Europa's erscheinen ließen. Er bezog nicht das ihm zu Gebote stehende, schöne herrliche Schloß auf der Höhe, sondern überließ dasselbe, bis auf ein Audienzzimmer, der Einstgeliebten, nunmehr Wittwe seines Bruders und begnügte sich fort und fort mit der kleinen Mansarden-Wohnung oben im Orangeriegebäude des Schloßgartens. Ein Diener reichte für seine Anforderungen aus, Bücher, weite Spaziergänge, gelegentlich die Jagd, waren und blieben seine einzige Zerstreuung.

Sehr eigenthümlich war und ist der Thatbestand, daß ähnlich abgeschlossen wie Landgraf Ferdinand, auch die Tochter der Frau lebte, der man einen so bedeutenden Einfluß auf sein Schicksal zuschreibt. Prinzessin Elisabeth, zweite und jüngste Tochter der schönen Louise von Dessau, zählte fünfundzwanzig Jahre, als ihr Vater, Landgraf Gustav, starb und Homburgs neuer Regent ihrer Mutter das ganze Schloß überließ. Gewiß ist es auffallend, daß das junge Mädchen keinen jener sonnig und schön gelegenen Räume zur Wohnung erwählte, die so entzückende Fernsichten bieten. Sie zog sich statt dessen in die kleine, nach dem öden kahlen Hofe belegene Mansarde zurück — in jenes bescheidene Stübchen unter dem Dache, das den Giebel des sogenannten „englischen Flügels" bildet, in welchem sich auch an einer Seite die Schloßkirche und unter derselben die Erb- und Familiengruft befindet. Der inmitten jenes Vorhofes stehende starke Thurm schneidet den kleinen Fenstern des Giebelstübchens noch so ziemlich die einzige, echt klösterliche Aussicht auf des Taunus bewaldete Kuppen ab und schön ist dort nur der Anblick des uralten breitästigen Kastanienbaums, nahe dem Thurm und der Terrasse, von dem die Sage meldet, daß Homburgs erster Landgraf ihn gepflanzt habe.

Warum Prinzessin Elisabeth diese klösterliche Einsamkeit erwählte? — Ob sie gleich schlicht und bescheiden, gleich einsam und abgesondert wohnen wollte, wie der Mann, dem der Eltern Glück so vieles langes Leid gebracht? oder — — war auch ihr ein Jugendtraum zerstört und bot nach einer Täuschung das Leben ihr keine Freuden mehr? — — — Die Lösung dieser Fragen bergen Homburgs stille ausgestorbene Mauern!

Wer sah übrigens der regierenden Landgrafen poetische, fast märchenhafte Einsiedelei hinter den hohen dichten Hecken und Bäumen des

Schloßgartens — wer erblickte das Stübchen über dem großen Einfahrtsthore des Hofes, ohne nicht unwillkürlich des Romanes zu gedenken, den die Nachwelt sicher dermal einst an diese beiden kleinen Mansarden knüpfen wird?

Sechs Tage nach dem Tode ihrer Mutter, im Jahre 1864, starb Prinzessin Elisabeth. Als sie aus dem Giebelstübchen hinab in die Gruft getragen wurde, da ergab sich, daß in der fürstlichen Ruhestätte nur noch Raum für Einen war. — Wie seltsam, daß zu der Zeit auch nur noch Einer des Stammes Hessen-Homburg lebte — nur Einer noch den Namen trug! — — — Zwei Jahre später füllte dieser Letzte seines Namens und Hauses jene letzte leere Stelle in der Gruft aus.

In die Trauer um Landgraf Ferdinand's Tod mischte sich bei der Bevölkerung des Landes in rührender Art tiefste Wehmuth über sein so einsam verlebtes — so einsam beendetes Erdendasein. Sein Leben erschien Manchen aber sicher freudloser, als es in der That gewesen; — es erschien vielleicht um so stiller im Gegensatz zu all der Freude und Heiterkeit, die jene kleine Residenz im Sommer durchtönt und durchwogt, wenn aus allen Weltgegenden, aus allen Zonen sich dort die Menschen einen, um endlos dem Vergnügen nachzujagen, ohne Aufhören aus dem Becher der Lust zu trinken, dessen Neige nur zu oft Qual und Reue ist.

Das Eremitenleben des letzten Homburger Landgrafen brachte seinen Unterthanen indessen reichen Segen, denn bei seinem Tode erwiesen sich nicht nur die Schulden gedeckt, die noch mit von den Kriegszeiten her das Ländchen belastet hatten — er war auch stets ein Vater der Armen gewesen und seine eignen geringen Bedürfnisse sollen ihm oft gestattet haben, der Retter und Helfer Derer zu sein, die an der Stätte des Badeorts, die er nie betreten, in den glänzenden Spielsälen des Curhauses ihr Alles gewagt und verloren!

Interessant, wie so bald vielleicht nicht wieder ein Raum der Erde und eine von Menschen verlassene Stätte ist, war für mich die kleine Einsiedelei des Landgrafen, wo damals, nach seinem Tode, noch Alles unberührt lag und stand, wie er daraus geschieden. — Wenn ich den Leuten im Schlosse nicht schon seit Jahren bekannt gewesen wäre, wenn mein Interesse an dem damals noch mit Familienbildern und Reliquien so reich angefüllten Hause nicht ihr Interesse für mich geweckt, ja wenn sie nicht gewußt hätten, daß ich den fürstlichen Einsiedler im einsam stillen Schloßparke mehrfach gesprochen, freilich ohne Ahnung, daß er es war: wer weiß, ob mir dann vergönnt gewesen wäre, seine Mansarde zu jener Zeit zu sehen und eine Skizze der Umgebung zu zeichnen, die ein deutscher Souverain ausreichend für sich erachtete.

„Sie betrachten das Schneckenhäuschen im Schloßgarten mit den Augen der Phantasie." So hatte der mir in Wahrheit unendlich interessante Mansardenbewohner damals gesagt, diese Worte mit dem Schimmer eines Lächelns sprechend, das seinem Gesicht so wohl stand und für das ich erst die Bedeutung gewann als später die Schildwache sagte: „Das war der Herr Landgraf!"

Welcher Spielraum blieb nun aber der Phantasie in diesem „Schneckenhäuschen" und wohin gerieth sie, als ich auf dem einzigen Stück Papier, das ich in jenem Zimmer anzusehen wagte — dem Anschein nach als Lesezeichen benutzt — aus völlig verblaßten Schriftzügen die Zeilen entzifferte:

„Vergang'nen Schatten weiht der starke Mann nicht Thränen,
Sie sind nicht werth beweint zu sein;
Er wird im Herbst nach reifer Frucht sich sehnen
Und, von der Welt verlassen, sich gewöhnen,
Daß Schneegewölke keine Rosen streun."

Der Vers ist, wie ich vor Kurzem hörte, aus einem Gedichte des Landgrafen Ludwig von Homburg, seines Bruders.

„Von der Welt verlassen sich gewöhnen, daß Schneegewölke keine Rosen streun." Wie gedachte ich, ein Jahr nach Landgraf Ferdinand's Tode, dieser Worte: bei dem Begräbniß des andern deutschen Landgrafen, der zwar kein souverainer Fürst gewesen — dem aber „die Jahre des Schnees" so viele Rosen gestreut! — Es war der zu Kopenhagen verstorbne dänische General und Gouverneur, Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel, Vater der Königin von Dänemark. Gelebt hatte er meistens in jenem fernen Staate — im Sterben aber sprach er den Wunsch aus: in seiner kleinen deutschen Heimat „Rumpenheim" begraben zu sein. Es geschah am 26. September 1867. Seine Leiche war von Kopenhagen bis Frankfurt a. M. transportirt, wo sie von verschiedenen Familienmitgliedern in Empfang genommen und nach dem nahe gelegnen Schlosse zu Rumpenheim gebracht wurde. Viele Verwandte und andere fürstliche Personen waren zu seiner Beisetzung gekommen und unter Erstern erregten vorzugsweise vier junge Paare das Interesse der Fremden, die der Feier beiwohnen durften: sein Sohn, Prinz Friedrich, — vermählt mit Prinzessin Anna von Preußen — der noch ein Jahr zuvor als der Thronerbe Kurhessens galt und nun länderlos gleich jenem Manne war, der vielleicht das ernsteste, das unbewegteste Gesicht im ganzen Trauergefolge zeigte: Herzog Adolf von Nassau. — Die drei anderen Paare: die Enkel des Verstorbnen, die Kinder des dänischen Königshauses: der jugendliche König Georg von Griechenland, zur Seite seiner fast noch kindlichen Braut, der Großfürstin von Rußland; im Rollstuhle seine Schwester, die damals kranke Kronprinzessin von England, mit einem Antlitz von fast überirdischer Schönheit — weiß, klar und zart wie Mondlicht und neben ihr der Prinz von Wales, ihr Gemahl — ein Bild vollsten Lebens und erster frischer Jugendkraft. Die dritte: jene Enkelin des Landgrafen, die man als seinen Liebling bezeichnete und die wie eine blühende Rose neben der zarten, lilienweißen Schwester erschien, Prinzessin Dagmar, an der Seite ihres Gemahls des Russischen Thronfolgers. Sie schien auch der Liebling des Rumpenheimer Publicums zu sein, das sie seit ihrer Kindheit kannte und welches stets den innigsten Antheil an den Schicksalen ihrer ersten Jugend genommen hatte. Jemand sagte von Prinzessin Dagmar,

sie sei nie schöner als in prachtvoller Toilette die weiten Räume des kaiserlichen Winterpalastes durchschreitend. Alle, die sie an dem sonnig hellen Herbstmorgen im Rumpenheimer Garten, unbedeckten Hauptes, das Haar so schmucklos geordnet und im schlichten schwarzen Kleide, neben dem Sarge des Großvaters sahen, werden behaupten: daß da der Glanzpunkt ihrer Schönheit war, als die grünen Zweige des Baumes, unter dem sie stand, mit ihren sonnüberleuchteten Blättern ein schimmernd Laubdach über einem Kopf wölbten, der in der That für eine Krone erschaffen ist. Die Züge ihres bedeutenden Gesichts kamen da sicher zu größerer Geltung, als sie muthig mit dem Schmerze rang, immer und immer wieder die hervorstürzenden Thränen besiegend, als wenn sie in prächtiger Festtoilette die glänzenden Räume des Palastes an der Newa durchschreitet, um einem Balle oder Gala-Diner beizuwohnen.

Dem Trauerzuge, der so manches lebensvolle Bild in sich schloß, paßte das Wetter sich an: der klarste Herbsthimmel wölbte sich in tiefem Blau über jenem reizenden Schloßgarten, durch den sich der Zug der Gruft näherte, die zwischen Schloß und Kirche, inmitten wundervoller Baumgruppen, vom grünen Rasenplatze friedlich und freundlich über der Erde emporsteigt.

Wie ernst, wie düster dagegen jene Beisetzung des letzten Homburger Landgrafen, um Mitternacht, bei Fackelschein! — Dort im sonnig durchstrahlten Garten von Rumpenheim sangen die frischen Stimmen der jungen Enkel den Choral, den die Orgel der nahen Kirche anstimmte und begleitete; — in Homburg erdröhnte der Donner der Geschütze über der Gruft, die so manchen Helden birgt. Und als dieser Kanonendonner — das Knattern der Gewehrsalven durch die Nacht tönte, — über des Taunus dunklen Höhen in echoartigen Lauten erstarb — als die ehernen Stimmen der Kirchenglocken über der nun gefüllten Fürstengruft verhallten, — — — wer hätte da gedacht, daß man mit Homburgs letztem Landgrafen auch Deutschlands letzten Landgrafen zu Grabe geleitet?!

Wenige Monde später — — und Preußens Banner flatterte über dem ausgestorbnen Schloß auf der Höhe und vor dem Thorbogen, der Landgraf Friedrich des Zweiten Reiterstatue trägt, hielten Soldaten der Heeresmacht Wache, mit deren Truppen er einst den Sieg bei Fehrbellin erfocht. — Als er jene Stammburg seines Hauses erbaute, fügte er dem Grundstein den Spruch bei:

„Schütz', Höchster, dieses Haus! erhalt auch unverletzet
Den großen Fürstenstamm, der hier den Grund gesetzet.
Sein dreigeschößter Zweig grün', blüh' und wachsend steh' —
In höchst beglücktem Glanz, der nimmer untergeh'!"

Allein, wenn es auch die Bestimmung Homburgs, wie so manches andern kleinen Staates war, dem höchsten Zweck der Nation das Opfer seiner Selbstständigkeit zu bringen: untergehen wird dieser Glanz nicht gänzlich. Er ruht, wie sanfter Abendsonnenschein, auf dem wald- und gartenumkränzten Schloß, der Wiege, dem Grab edler Fürsten, guter Menschen

Die Zigeuner in Norwegen,

ihre Sprache, Herkunft, Sitten und Sagen.

Von **Anton von Etzel.**

Oft unterbricht die Einsamkeit und Stille der norwegischen Wälder wüster Lärm und wildes Geschrei. Ueber die Berge und Thäler getragen, dringt er in die benachbarten Wohnsitze, erschreckt die Weiber, die Kinder und jagt die Männer mit Stangen und Stricken versehen, von ihren Arbeitsplätzen hin zu dem Orte, wo das Getöse verräth, daß wieder einmal einer jener Kämpfe stattfindet, bei welchen, sei es nun als Angreifer oder als Angegriffene, die Fanten thätig sind.

Wer aber sind diese in einzelnen Schaaren von Frauen und Kindern begleiteten wüsten Gesellen? Es ist ein eigenthümliches Geschlecht, ein Volk düstren Ansehens, das einst wol bessere Tage gehabt; jetzt aber ist es alt und müde geworden und über seine Erinnerungen hat sich ein dichter Schleier gelegt.

Selbst über das Wort „Fanten", mit dem sie bezeichnet werden, war man sehr lange unklar. Von dem altnordischen Worte „fantr" abstammend, unterlag das Wort in Norwegen vielfach geänderten Deutungen. Ursprünglich Waffenträger der Ritter bezeichnend, ging es im Mittelalter auf alle Diener und Boten im Gefolge vornehmer, reisender Herren, namentlich der Geistlichen, über und erhielt sich noch in diesem Sinne als bäuerliche Bezeichnung für die Bureaubeamten, die den Sorenskriver, den geschworenen Richter der vierundsechzig Untergerichte Norwegens, auf den Thingreisen begleiten. So schlich sich denn nach und nach die Bedeutung eines Reisenden, Fremden in das Wort ein und verknüpfte damit die Vorstellung von etwas Ungewöhnlichem, Unergründlichem, Unzuverlässigem; in der Volkssprache verdrängten die Veränderungen der Zeit die Hauptbedeutung des Wortes und ließen es nur für die Nebenbedeutungen gelten, vervielfältigten es aber in dieser Richtung, so daß es jetzt eins der beliebtesten Schimpfworte des Pöbels in ganz Norwegen wurde. Macht sich Jemand durch irgend etwas lächerlich oder mißliebig, so erhält er den Namen von dieser Eigenschaft mit dem angehängten „Fant". Der Aberglaube faßt alle übernatürlichen Begebenheiten und Mysterien der Zauberkunst unter der Bezeichnung „Fanterie" zusammen. Unzuverlässigkeit und Unredlichkeit, aber auch unverschuldete Armuth, Treulosigkeit und Versprechensbruch, Flucht aus gesetzlichem Dienstverhältniß und noch viel mehr desgleichen, wird mit „Fant sein" oder auch „fante gehen" bezeichnet. Ja man droht den ungezogenen oder schreienden kleinen Kindern mit diesem Namen und in

dem Ammenrufe: „Wenn Du nicht still wirst, kommt der Fant und holt Dich!“ erhält das Wort also fast dieselbe Bedeutung mit dem ihm so nahe klangverwandten „Bösen“, dem „Fand“ (Feind) selbst.

Erst in allerneuester Zeit sollte das Geheimniß, welches auf diesem fremdartigen Wanderstamm Jahrhunderte lang geruht, einigermaßen gelüftet werden. Es war im Jahre 1847, als der damalige Candidat der Theologie, Eilert Sundt, bei einer Tour durch das westliche Norwegen Gelegenheit hatte, Vieles über die ihn interessirenden Fanten zu hören. Die Skydsjungen und die Häuslerfrauen erzählten ihm von den wunderbaren Gaben, die jenes Volk besäße, und die es vorzugsweise dazu befähigten Vieh und Leute zu kuriren; auf den reicheren Bauernhöfen kannte man sie als Bettler von grenzenloser Unverschämtheit; die Finnen schilderten ihr umherstreifendes Fischerleben längs der Gebirgswasser, die Strandbewohner ihre Seeräuberzüge zwischen den Inseln, die Fährleute berichteten von jährlichen oder periodisch wiederkehrenden Zügen hin und her; die Bezirkswächter klagten über sie als halsstarrige, schwer zu bändigende Leute; die Todtengräber aber und andere Kirchenbeamten äußerten ihr Bedenken über ihr Verhalten in religiöser Beziehung und hoben vorzugsweise das allerdings auch als besonders befremdend in die Augen springende Factum hervor: sie könnten sich nicht entsinnen, daß jemals ein Fant ihnen zum Begraben in christlich geweihter Erde übergeben worden sei. In den Brantweinschenken, namentlich in der Throndhjemer Gegend und in den einsamen Waldschenken, wo sie sich als Gäste und gute Kunden zeigten, entschuldigte man ihre Fehler und lobte auch wol einmal ihre Tugenden, wohingegen die Sennhirtinnen große Angst vor ihrem Uebermuthe und ihren Gewaltthätigkeiten äußerten.

Wol mußten solche sich widersprechende Urtheile Eilert Sundt verwirren, um so mehr, als es ihm bis dahin noch verwehrt geblieben, in ihrer Freiheit mit ihnen zusammen zu kommen; aber die schlimmen Aussagen, die er über sie vernommen, verbunden mit der großen Schwierigkeit, sich ihnen zu nähern, weit entfernt den geistlichen Forscher abzuschrecken, entflammten vielmehr seinen Eifer zu einer Art Leidenschaft. Seine rastlosen Bestrebungen blieben denn auch nicht ohne Erfolg; bald ward das Interesse nicht blos der Gebildeten geweckt, sondern auch das Auge des Staates auf seine Bemühungen gelenkt; und soeben, nach zwanzigjährigem Wandel auf diesem rauhen, vor ihm unbetretenen Pfade sieht er sich im Stande, die merkwürdigsten und überraschendsten Resultate seiner Forschung in einem größern auf Staatsunkosten gedruckten Werke niederzulegen.

Nachdem es Eilert Sundt gelungen war, durch persönliche Berührung mit jenen einzelnen Fanten, die er in dem Zucht- und Correctionshause zu Christiania, nicht als büßende Verbrecher, sondern als reife Männer und Greise lediglich zum Empfange des ersten Religionsunterrichts, der Taufe und Einsegnung, gefunden hatte, Eins und das Andere zu hören, was zur Erklärung des wunderbaren Räthsels, welches ihr

Leben darbietet, dienen konnte, drang er unermüdlich, schrittweise im Verkehr mit den unheimlichen Fremdlingen vor und ließ sich nicht durch den Zustand der Erniedrigung, in dem er sie fand, davon zurückschrecken, ihnen sein Interesse und seine Liebe zu widmen. Ein solches Interesse weckte das Gegeninteresse, und nachdem die Furcht überwunden war, als ob es sich nur darum handle, die im Laufe der Zeit und des Zusammenhaltens in ihrem gesetzlosen Treiben von ihnen bei ihren Diebsstreichen und Gaunereien ausgegrübelten Kniffe und Manieren, die sich im Wege der Ueberlieferung erhalten haben, zu erspähen und erschleichen: lohnten sie die rastlose Mühe des Erforschers dadurch, daß sie sich mit ihm einließen und nach und nach ihm Mittheilungen über die Gegenwart und Vergangenheit ihres Geschlechts machten, was anfangs bei dem charakteristischen Hange zum Geheimnißvollen, der ihnen anklebt, und bei der steten Angst vor Verrath nicht ohne Gefahr und Scheu vor den eigenen Genossen geschehen konnte. Neben ihrem Mißtrauen gegen alle Diejenigen, die sich ihnen aus besserer gesellschaftlicher Position nahen, ist ihnen ein gewisses prahlerisches und großsprecherisches Wesen eigen, welches sie sich auch auf das Entschiedenste gegen die Bezeichnung Fanten, Fusser ꝛc. sträuben läßt, wohingegen sie „Reisende“ heißen wollen, was nach den in der Volkssprache diesem Worte untergelegtem Sinne mit „vornehmen Leuten“ gleichbedeutend ist, wie sie auch jederzeit vorgeben in wichtigen Geschäften, die sie stets bereit sind schnell zu nennen, weitläufige Reisen zu unternehmen. Auch die der Wahrheit entsprechenden Bezeichnungen: Kesselflicker ꝛc. nehmen sie übel auf und nennen sich im Allgemeinen stets „Professionisten“, am liebsten aber „Thierärzte, Kupferschläger“ ꝛc. Kommt man endlich in solche Gunst bei ihnen, daß sie das Vertrauen zurückgeben und alles geheimnißvolle Wesen fahren lassen, so erfährt man, daß sie sich nur Fremden gegenüber „Reisende“, untereinander aber „Vandringer“ nennen. Sie wollen in dieses Wort, dessen Form eine selbstgebildete, nicht nordische ist (sie müßte „Vandringsmänd“, Wanderer, heißen) das Bewußtsein hineinlegen, daß auch sie nur äußerlich und scheinbar dem nordischen Volk angehören, innerlich aber eine andere Stammesgenossenschaft aufrecht erhalten. So sagen sie auch unter sich von einem Dritten: er ist, oder ist nicht von „unserem Volke“. Der wesentlichste Zug, auf den sie dieses Bewußtsein gründen, ist der Besitz einer eigenen, geheimen Sprache, in der sie mit einander zu reden verstehen. Und thatsächlich ist dies keine erfundene, selbstgebildete Diebssprache, wie man sie bei diesen rohen, unwissenden Kindern der Landstraße, die in ihrem täglichen Verkehr nach außen hin wol größtentheils die gröbsten norwegischen Pöbeldialecte zu vernehmen gewohnt sind, zu erwarten berechtigt scheint, sondern eine Sprache, in der sich Elemente des Deutschen und Französischen, Italienischen und Romanischen, Lateinischen und Griechischen, Lappischen und Finnischen, des Russischen und anderer slavischen Sprachen, des Persischen und in größter Menge des Indischen und zwar der alten, ehrwürdigen Mutterzunge desselben, des bewunderten Sanskrit, vorfinden. — Der ungeschmälert

erhaltene Besitz dieser Sprache wirft aber ein, wenn auch spärliches Licht auf den Ursprung dieses Volkes, und mögen umfassende und gediegene linguistische Studien im Verfolge des in diesem bunten Sprachgewirre liegenden Fadens wol hinreichende Andeutungen über die Herkunft und Schicksale desselben geben. Aber auch ohne jedes Studium erhält gerade der Besitz dieser Sprache die alten Sagen über diese Herkunft unter ihnen selbst aufrecht und macht das Bewußtsein eines Unterschieds zwischen zwei grundverschiedenen Stämmen von Fanten mit verschiedenen Sprachen zum Allgemeingut. Allerdings verschwindet dieser Unterschied täglich mehr und mehr und die Stämme schmelzen vielleicht dereinst zu einer Gemeinschaft zusammen, doch herrscht bisher, wie eben erwähnt wurde, noch das vollste Bewußtsein von der ursprünglichen Verschiedenheit und artet sogar meist zu Haß und Feindschaft aus. Es giebt nämlich einzelne abgeschlossene Fantenfamilien und Horden, die ihrer eigenen Aussage gemäß in Folge einer fremden Herkunft sich durch besondere, oft schöne Gesichtszüge, munteres, rasches und man könnte sagen selbst feines Wesen auszeichnen und eine vorzugsweise dunkle Färbung, gelbbraune Haut und schwarze Haare und Augen haben, kurzum eine in den norwegischen Districten höchst auffallende Physiognomie zeigen. Sie wollen sich gern vor den Uebrigen ihrer Kaste geltend machen und nennen sich „Großvandringer", deren ehrendes Kennzeichen es sein soll, daß sie, wennschon sie sich nicht schämen im Pferdehandel und bei der Ausübung ihrer Arzneikunst und Wahrsagergabe eine einträgliche Betrügerei in Anwendung zu bringen, doch die Gelegenheit sich durch kleine Diebereien zu bereichern, mit Verachtung von der Hand weisen. Sie ziehen, gesunde und arbeitskräftige Leute, Männer und Weiber, nicht wie die Anderen bettelnd mit Stab und Sack, sondern mit Pferden und Wagen, mit der Peitsche in der Hand und den Hund zur Seite, so recht nach „großer Herren" Art, wie sie es selbst nennen, scheltend und fluchend von einem Ende des Landes zum andern und über die Grenze herüber und hinüber. Höhnend sehen sie hinab auf die Fanten des zweiten Stammes, die heller gehäuteten, weniger fremdartigen „Kleinvandringer", die nicht ganz so keck auftretenden, aber dennoch widerwärtigeren Umhertreiber, die mit verschiedenen kleinen Beschäftigungen, wie Kammmacherei, Topfflechten, Besenbinden nur in einzelnen, abgegrenzteren Districten des Landes von Ort zu Ort ziehen. Begegnen sie ihnen im Wald oder auf der Landstraße, wo sie, gewöhnlich mit ihrer ganzen Habe im Sacke auf dem Rücken, arm und elend von Hof zu Hof schleichen, so rufen sie ihnen verächtlich den Spitznamen „Mehltraber" zu, den sie, die Großvandringer selbst, dem Autor dahin auslegten, daß diese Elenden an keinem Orte vorüber treiben können, ohne daß ihnen Etwas, wie das Mehl an des Müllers Jacke, hängen bliebe. Obschon diese Mehltraber oder Kleinwanderer sich nicht nur den Behörden, sondern auch den übrigen Leuten der unteren Volksschichten gegenüber ziemlich zahm bewegen, treibt sie wol mehr der Neid als der Abscheu zu der entschiedensten Gegenwehr und in Vergeltung ihres Schimpfwortes schleudern

sie den flinken Großwandringern den von diesen gehaßten Spitznamen: „wilde Bächespringer“ zurück, welcher Austausch dann häufig und meist das Signal zu jenen lärmenden, oft blutig endenden Kämpfen wird, welche die stillen Thäler der Fjelden erschüttern und ihre friedlichen Bewohner aufstört.

Als Grund dieses sonderbaren Stammhasses geben die Großwanderer das Bewußtsein einer nicht norwegischen Abstammung an und verfehlen nie sogleich hinzuzufügen, daß sie keineswegs zu einem Geschlechte mit den von ihnen ebenfalls tiefverachteten „Ballaróern“ gehören, womit sie in ihrer eigenen Sprache die Finnen und Lappen bezeichnen. Auch russischen Stammes wollen sie nicht sein und deuten die Aufnahme russischer Worte in ihrer Sprache als ein Verderben derselben, dem sie auf der langen Durchwanderung dieses weiten Reiches nicht zu entgehen vermochte. Ihr rechter Name in ihrer eigenen Sprache, dem rommani, lautet stolz und wohlklingend in ihrem Munde „Rommanisäl“. — Sie erzählen: „Die Rommanisäl kommen von weit her. Ihre heiligen Väter hätten vor Jahrhunderten die Rommani-Sprache nach Norwegen gebracht. Vorher hätten dieselben in der Stadt Assas im Lande Assaria, im Osten Rußlands (Asien?) gewohnt; von hier seien sie vor langer, langer Zeit durch die Türken vertrieben und seien dann über alle Lande der Erde zerstreut, und nur ein kleiner Theil derselben sei durch Rußland und Groß-Finnland hinüber nach Schweden und Norwegen gegangen. Aber in allen Landen müßten die Rommanier fremd bleiben und warteten noch auf den Tag, an welchem sich Dundra, ihr Gott, wie schon früher einmal, ihnen in Menschengestalt offenbaren, ihnen zum Siege verhelfen und sie in ihr eigenes Land zurückführen würde; denn es seien nur wenige kleinmüthige Zweifler, die da wähnten, daß Dundra selbst im Kampfe gegen die Türken gefallen wäre und sie darum so lange schon ihrem unglücklichen Geschick überlassen mußte.“ — Von den Kleinwanderern, die ihre Sprache „rodi“ nennen, sich es im Uebrigen aber offenbar weniger bewußt sind, daß sie zu einem eigenen Geschlechte oder einer zusammenhängenden Race gehören, auch zu ihrer eigenen Bezeichnung keinen gemeinsamen Volksnamen zu besitzen scheinen, behaupten die Rommanier dem seßhaften Manne gegenüber, es seien nur einige elende „Tasar“, d. h. in ihrer Sprache: „einige verlaufene Deutsche“, die vor mehreren Jahrhunderten, aber erst nachdem die Rommanier schon die Wälder des Landes in Besitz genommen, sich eingedrängt hätten und daß sie stets verächtliche Leute gewesen, mit denen kein echter Großwanderer oder „horta rommanisael“ etwas zu schaffen haben dürfte.

Hiernach hätten sich denn wilde Asiaten und fremde entartete Europäer in den Waldthälern Norwegens getroffen, wofür allerdings einerseits das so sonderbar von dem daneben bestehenden ruhigen norwegischen Volksleben abstechende Wesen der Fantenschaaren, und andererseits die völlige Gleichheit desselben mit dem ihrer, in anderen Ländern umherstreifenden Brüder, spricht.

Außer den bereits erwähnten Fantenbezeichnungen kennt die Masse

des norwegischen Volkes noch zwei, nämlich „Tater“ und „Sköier“, von welchen die Letzteren, ein buntes Vagabondengemisch, ihre eigne Diebessprache haben; das sogenannte „Rodi“, vom übrigen niederen Volke Norwegens „labbelaensh“ genannt — vielleicht aus laplandsch, lappländisch verdreht, und so auf Finnemarken, als vermeintlichen Ursprungsort der Sprache hindeutend. Hier genügt es zu sagen, daß dieses Rodi der Sköier, auch von ihnen selbst prahlend und hochtrabend „praeve liquant, die schöne Sprache“ genannt, auf das engste verwandt ist mit dem Idiom der Jütland in gleicherweise wie die Sköierhorden Norwegens durchstreifenden Landstreicherbanden der „Kjettinger“, mit dem Rothwelsch der deutschen Gauner, welches der jüdische Theil derselben „chochemer loschen“, die Sprache der Weisen nennt, mit dem englischen thieves'-latin, dem holländischen Kraamerslatge, dem böhmischen Hantyrka, dem spanischen Germania, dem italienischen Gergo und dem französischen Argot, dahingegen auf das Vollständigste abweichend von dem Rommanni, welches die Tater sprechen. Ueber jeden Zweifel erhaben ist es, daß alle jene Gaunersprachen aus ein und derselben Wurzel entsprossen sind, wennschon es noch schwer zu sagen, welcher Nationalität diese künstliche Bildung derselben zuzuschreiben ist, durch die ihr die Ehre gebührt, den Satz Talleyrands bewahrheitet zu haben, noch bevor er ausgesprochen: daß der Mensch die Gabe der Sprache nur empfangen hat, um seine Gedanken verbergen zu können. Jedenfalls ist das Erbe, welches die Vorväter der „Mehltraber“ aus ihrer Verwandtschaft mit den schlauen französischen oder deutsch-jüdischen Gaunern, den rachsüchtigen Banditen Italiens, den blutdürstigen Räubern Spaniens und Mexikos, die alle in derselben Diebsschule gewesen sein, oder alle zu derselben geheimen Gesellschaft gehört haben müssen, ihrer Nachkommenschaft hinterließen, im Laufe der Zeiten gewaltig vermehrt und verändert worden, so daß ihre Sprache sich von den Geschwisterjargonen bis zur gegenseitigen Unverständlichkeit entfernte.

In steter Fortbildung dieser ursprünglich als Gemeingut überkommenen Sprache haben die norwegischen Sköier ebensoviel Kunst, als Fleiß und Glück bewiesen, sie ist vollständig angebaut und bis auf Begriffsbezeichnungen der neuesten Zeit vervollkommnet. Unbedingt sind vielerlei Wörter in ihr vorhanden, die weder sie mit Hülfe der Ueberlieferung, noch der Philologie an der Hand der Wissenschaft im Stande sind, auf irgend eine der bekannten natürlichen Sprachen zurückzuführen; der Hauptvorrath ihrer Wörter ist aber aus natürlichen Sprachen entlehnt, jedoch in mannigfachster Weise gewendet, um durch ihren Gebrauch die Rede für nicht Eingeweihte unverständlich zu machen. So sind alte, dem gemeinen Gebrauche entfallene, vergessene Wörter der eignen, Provinzialismen der fremden Sprachen beibehalten und so bunt durcheinandergemischt, daß das Rodi der Sköier schließlich dadurch eben so bunt aussieht, als die mit vielfarbigen Lappen mannigfach zusammengeflickte Jacke des ärgsten Fanten. Die Erfindung, stete Fortbildung und der immerwährende Gebrauch der geheimen Sprache, ist aber nicht nur

das Kennzeichen des Sköierstammes, sondern recht eigentlich das Element, welches denselben am Leben erhält. Denn wie die Wörter ihres Idioms einst zu natürlichen Volkssprachen, gehörten diese Menschen auch dereinst zu den wirklichen europäischen Nationen.

Daß sich aber selbst in diesen verwildertem Zustand unter den geschilderten Horden feste Bräuche und bestimmte Ordnungen erhalten haben, beweist eine gewisse Anerkennung der Heiligkeit der Ehe. Eine kirchliche Einweihung ihres Bündnisses sehen sie, in Erwägung der vorliegenden Verhältnisse, natürlicherweise mit der größten Gleichgiltigkeit an, aber dennoch haben sie gewisse Ceremonien unter sich aufrecht erhalten, um den Ehepact zu besiegeln. Wie in Jütland es als Bewerbung gilt, wenn der Kjeltring einem Mädchen aus seiner Kaste einen Stab entgegenwirft, so ist, es nach der Erzählung des niedern Volkes in Norwegen, auch bei den Sköiern der Fall, und wenn die Sköier-Jungfrau den Stab aufnimmt, giebt dieselbe dadurch zu erkennen, daß sie den Werbenden erhören will, und diese einfache Ceremonie verpflichtet sie sogleich zur Treue; die Ehe ist vollgiltig geschlossen und das neue Paar muß gemeinschaftlich dreimal um einen Wachholderbusch herumlaufen. Eine zwar einfache Ceremonie, wenn sie aber von den Vätern ererbt und mit einer gewissen Ehrfurcht betrachtet und aufrecht erhalten, doch immer eine und viel besser als keine. Und thatsächlich ist es, so wunderbar es erscheint und klingt, daß trotz der unsäglichen Mühen und Beschwerden, die es den einzelnen Mitgliedern der Horde kosten muß, auf ihren heimatlosen Fahrten zusammenzuhalten, nicht nur die Bande der Familie, sondern oft auch eine wahrhaft rührende Treue heilig erachtet werden. So wurde bei der Volkszählung im Jahre 1845 eine im Westlande unabläßig umherstreifende Fantenhorde entdeckt, von der es sich bestimmt ergab, daß sie zu der Kaste der Sköier und nicht zu den Tatern gehörte, und die aus einem sie beherrschenden greisen Aeltervater mit seiner zahlreichen Nachkommenschaft bis zu den Enkeln seiner Kindeskinder bestand. Und dieser Aeltervater hatte die Stammmutter, die in ihren alten Jahren von einer unheilbaren Krankheit befallen war, auf seinem Rücken aus einem District zum andern getragen und ihren endlich eingetretenen Tod so tief und schwer betrauert, daß ihn Niemand zu trösten vermochte. Und ein ganz ähnlicher Fall ereignete sich später noch einmal in Norwegen und Eilert Sundt und viele Andere begegneten in letzter Zeit im Süden des Reiches einem Landstreicherpaare auf den Straßen, in welchem dem Weibe durch Abfrieren der beiden Beine die Möglichkeit selbstständigen Fortkommens genommen ist, weßhalb auch hier der Mann sie tragen muß. Sie aber ist ein so böses Ungeheuer, daß sie, während sie auf seinem Rücken reitet, ihn mit dem Rest ihrer Beine pufft, ihn krallt und in den Haaren zerrt, schimpft und in's Gesicht schlägt, weil er ihr nicht genug Brantwein giebt, so daß er sie zuweilen an den Rand des Weges niederlegen und erst mit Schlägen zur Ruhe bringen muß; schließlich nimmt er sie aber doch wieder auf und trägt sein Hauskreuz mit sich weiter.

In der deutschen Gaunersprache findet man die Kirche und ihre

Heiligthümer in der gottloſeſten Weiſe mit den unziemlichſten und unanſtändigſten Namen belegt, welches in den Sköierwörterverzeichniſſen Norwegens nicht der Fall iſt; nichts deſtoweniger würde es in pſychologiſcher Hinſicht ein zu merkwürdiges Phänomen ſein, wenn dieſe Kaſte in ihrer eigenthümlichen Entwicklung ſo weit gediehen wäre, neben einer eigenen Sprache und eigenen Geſetzen auch eigene religiöſe Vorſtellungen entwickelt zu haben. Ueberraſchenderweiſe aber bringt Eilert Sundt, vielleicht nur mit zu kühnen auf ſeiner parteiiſchen Vorliebe für das ſeinem Herzen nahe ſtehende Volk baſirten Schlüſſen, eine ihm von einem alten, leichtſinnigen oder vielmehr wahrhaft ruchloſen Fantenweibe der Sköierrace mitgetheilte Mythe bei, die ſo eigenthümlich ſchöne Züge enthält, daß das rohe Geſchöpf auf keinen Fall in Verdacht kommen kann, ſie ſelbſt erdichtet und ihm aufgebunden zu haben. „Die Sonne", — erzählte das Weib, — „iſt daſſelbe wie „Kriſt-jumlia"; in der Sonne kann jeder Menſch das Antlitz Kriſt-jumlia's ſehen, der aller Menſchen Herr iſt. Als ich noch klein und jung war, ermahnte mich meine Mutter immer auf einen Berg zu gehen und die Sonne anzuſtarren, um zu erkennen, ob unſer Herr mir noch milde und gütig geſinnt ſei, denn wenn ich erſt älter geworden ſein würde und viele Sünden auf mich geladen hätte, dann würde er ſeine ſcharfen Strahlen in meine Augen ſenden und davon würde mir das Waſſer in die Augen treten, ſo daß ich ſein Antlitz nicht mehr ſehen könnte. Und ſo ging es auch, wie es die Großmutter geſagt hatte; nachdem ich zwölf oder dreizehn Jahre alt geworden, habe ich es gar nicht mehr verſuchen dürfen keck in die Sonne zu ſehen." — Giebt es eine ſchönere und erhabenere Poeſie, als in dieſer Mythe? Das körperliche Thronen Gottes in der lichtſtrahlenden, wärmeſpendenden Sonne, iſt es nicht das einfachſte Bild für den in ihr liegenden Grundgedanken der Exiſtenz Gottes in einem Lichte, zu dem kein Sünder gelangen kann? Wie dieſer Edelſtein in den Beſitz des armen Fantenvolkes gelangte, vermochte aller Forſchereifer Eilert Sundt's noch nicht zu ergründen und deutet auch der Name Gottes „Kriſt-jumlia" auf die Finnen hin, iſt bei dieſen doch keine Spur von dieſer Mythe wiederzufinden.

Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters.

An den Herausgeber des „Salon".

Aus Deutschland, im Mai 1869.

Sie werden mir hoffentlich Dank wissen, lieber Freund, daß ich auf alle saisongemäßen Citate verzichte und mir nicht die leiseste Anspielung auf den „wunderschönen Monat Mai" oder „Pfingsten, das liebliche Fest" ꝛc. zu Schulden kommen lasse. Ich bin in der That heute viel weniger lyrisch als elegisch gestimmt; die neuermunterten Vögel lassen mich ebenso ungerührt, wie das Springen der Knospen, und ich seufze mit Dr. Strousberg „am Golde hängt, nach Golde drängt doch Alles — ach, wir Armen!" Ich denke an den Norddeutschen Bund, an die Steuervorlagen, welche über den Reichstag ausgeschüttet sind, an die Situation, welche uns bereitet wird, wenn die hohe gesetzgebende Versammlung, welche Herrn Mende von Hatzfeld zwar nicht zur Liebe zwingen, ihm aber die Freiheit schenken kann, die betreffenden Vorlagen nach langen und heftigen Debatten angenommen haben wird, und an die Repressalien, mit welchen die „Provinzialcorrespondenz" uns bedroht für den allerdings nicht ganz wahrscheinlichen Fall, daß unsere norddeutsche Volksvertretung die erforderlichen Millionen zur Deckung des Deficit verweigerte.

Auf alle Fälle sind wir gleich schlecht berathen. Entweder werden die Steuern genehmigt, oder sie werden nicht genehmigt — einen dritten Fall giebt es nicht. Vergegenwärtigen wir uns nun das Dasein eines norddeutschen Bundesmenschen in beiden Eventualitäten.

Erstens: die Steuern werden bewilligt.

Der norddeutsche Bundesmensch — ich will ihm der Kürze halber den bezeichnenden Namen Lehmann beilegen — Lehmann kriecht, wie jeder Erdgeborene, am Morgen, zu früherer oder späterer Stunde aus den Federn. Er trinkt seinen besteuerten Kaffee, versüßt ihn mit mit besteuertem Zucker und gießt auch etwas Milch dazu, welche eine brave mahl- und schlachtbesteuerte Kuh geliefert hat. Nach dem Frühstück steckt Lehmann eine hochbesteuerte Cigarre an, nimmt die besteuerte Zeitung zur Hand und bemerkt zu seinem lebhaften Verdruß, daß alle besteuerten Börsenpapiere im Course gefallen sind. Da klopft es an die Thür. Ein besteuerter Wechsel wird ihm präsentirt. Das Geld ist knapp. Lehmann ersucht den devoten Bureaudiener, im Laufe des Nachmittags noch einmal bei ihm anzusprechen, dann werde er die Kleinigkeit in Ordnung bringen. Der Bureaudiener entfernt sich, aber nur um dem Steuerexecutor Platz zu machen, welcher mit dem Pfändungsbefehl in der Hand unsern Lehmann daran gemahnt, daß die fälligen Zwölftel der Einquartierungs-, Schul-, Classen-, Communal-, Mieths- und Gebäudesteuer trotz wiederholter Zahlungsaufforderung noch nicht entrichtet sind. Dem unbestechlichen Beamten wird ein Trinkgeld in die Hand gedrückt; er nimmt es mit sittlicher Entrüstung an und verspricht, sich bis zum Nachmittag zu gedulden. Lehmann flieht. Nur bei Einem Freunde ist Rettung

noch zu erhoffen. Der Freund ist aber soeben abgereist, um ein Geschäft in der Nachbarstadt abzuwickeln. Lehmann besinnt sich nicht lange: er löst am Schalter eine besteuerte Eisenbahnfahrkarte und folgt des Freundes Spur. Vergeblich. Er durchläuft die ganze Stadt, der Freund ist nirgends zu finden. Erschöpft kehrt er in ein Gasthaus ein und fordert von dem über die hohe Gewerbesteuer schmollenden Wirth einen Labetrunk. Man reicht ihm ein Seidel Bier; der durch den Malzsteuerzuschlag sehr vertheuerte Gerstensaft ist nicht zu genießen. Die Verzweiflung macht Lehmann zum Schnapstrinker. Er bestellt sich besteuerten Branntwein und trinkt und trinkt. Der Kopf summt ihm, er wankt nach dem Bahnhof, läßt sein besteuertes Retourbillet abstempeln und trifft bei einbrechender Dunkelheit wieder in seinem Städtchen ein. Dießmal ist das Phlegma zum Teufel und der Spiritus geblieben. Lärmend und tobend sucht er (nicht der Spiritus, sondern Lehmann) den Heimweg, in der Stimmung eines jugendlichen Cultusministeraspiranten. Das besteuerte Gas wird angezündet. Lehmann lallt:

„Und die besteuerten Laternen erst —
Was muß ich sehen! —
Können auf keinem versteuerten Bein
Aufrecht mehr stehen!"

„Der Rhythmus läßt zu wünschen übrig, aber der Gedanke ist gut." An der Thür zu seiner Stube ist das Pfändungsprotocoll und der Wechselprotest angeheftet. Lehmann besitzt gerade noch Fassung genug, um seine Lampe anzuzünden, und bei des besteuerten Petroleums Dämmerungsscheine findet er Muße über das Glück nachzudenken, Bürger eines Großstaats zu sein. Er hat das Fenster geöffnet, die kühle Abendluft dringt in das dumpfe Stübchen und weht seiner erhitzten Stirn Kühlung zu. Auf dem Baume vor dem Hause flötet eine Nachtigall. Lehmann tritt an das offene Fenster und das spirituose Elend hält durch sein Organ folgenden Monolog: „Unbesteuerte Nachtigall, freue Dich Deiner Freiheit! Sei auf der Hut vor den Vogelstellern! Denn in dem Augenblick, da Du in einen norddeutschen Bundeskäfig eingesperrt wirst, wirst Du besteuert so gut, wie alles Andere!" Mit diesem tröstlichen Bewußtsein begiebt sich Lehmann zur Ruhe.

Zweitens: die Steuern werden nicht bewilligt.

Der Gedanke allein macht mich schaudern. — Lieben Sie die Jagd? — Verzichten Sie darauf, lieber Freund. Die „Provinzialcorrespondenz" verkündigt uns, daß der Staat für Forstcultur kein Geld übrig hat. — Gehen Sie gern spazieren? Versichern Sie ihre Glieder bei einer Assecuranzgesellschaft gegen Verkrüppelung. Chausseen können nicht mehr gebaut, nicht mehr unterhalten werden — es ist kein Geld da. — Lieben Sie das Reisen? Schaffen Sie sich dicke Stiefeln an mit eisenbeschlagenen Sohlen. Eisenbahnen werden nicht mehr gebaut — es fehlt am Nöthigsten. — Sind Sie kein Freund von Wassernoth? So wandern Sie aus, denn der Norddeutsche Bund copirt Johanna Sebus. Für Deichbauten kann kein Heller mehr vergeudet werden. Wandern Sie aus, wenn Sie Vater unterrichtsbedürftiger Kinder sind; wandern Sie aus, wenn Sie dem Wahne huldigen, daß Kunst und Wissenschaft das sittlichende Correlat zu nüchterner Großmachtspolitik, zu Börsenschwindel, zu Gasanlagen in russischen Städten und Eisenbahnbauten in türkischen Provinzen bilden — „zur Unterhaltung von Schulen und Lehrern, zu Schulbauten, zu Zwecken der Kunst und Wissenschaft und dergleichen" (sic!) fehlt es uns an

Geld." So wird uns abermals in der ministeriellen Correspondenz verkündigt. „Und als der Hahn zum dritten mal krähte, ging der Reichstag hinaus und weinte bitterlich." Lieben Sie aber rothe Kragen und blanke Knöpfe, finden Sie mit Goethe's Clärchen, daß „Trommeln und Pfeifen herrlichen Klang" haben, und sind Sie mit Heine der Ansicht, daß die „Lieutenants und die Fähndrichs die klügsten Leute" sind — o, so bleiben Sie in unserer Mitte und seien Sie ohne alle Sorgen: es wird Ihnen gut bei uns gefallen! Die Uniform ist der Culminationspunkt des Norddeutschen Bewußtseins. Sie darf nirgends fehlen. Auch im Reichstage nicht.

Für diesen Reichstag habe ich eine ganz besondere Vorliebe. Die Kibitzeier des Herrn Restaurateurs Müller sollen nach übereinstimmenden Berichten aller Sachkenner ganz vorzüglich zubereitet sein — nicht zu hart und nicht zu weich, altliberal mit einem Seitenblick auf die National-Liberalen. Aber auch abgesehen von den Kibitzeiern hat der Reichstag in der letzten Zeit durch Hinzutritt seiner jüngsten und interessantesten Mitglieder meine Aufmerksamkeit in selten dagewesener Weise zu fesseln verstanden.*) Ich habe schon vor längerer Zeit das Vergnügen gehabt, Herrn Mende kennen zu lernen, wenn auch nicht in Schlafrock und Pantoffeln und mit brennender Cigarre im Munde — denn in diesem revolutionären Negligé zeigt sich Herr Mende nur vor dem Untersuchungsrichter und vor der langjährigen Freundin seiner Jugend — so, doch im eleganten Ueberrock, mit wohlgepflegtem, tiefschwarzen Haar, den Kneifer auf der vielverheißenden Nase. Der junge Mann gefällt mir und ich begreife, daß auch die „gute Gräfin" mütterliches Wohlgefallen an ihm findet. Ich habe mich herzlich über die Wahl des Herrn Mende von Hatzfeld gefreut — das lyrische Element der Socialdemokratie war im Reichstage noch nicht vertreten — sein Socialismus hat etwas Poetisches, er wird verschönt durch die Liebe zur Antike und zum Mittelalter, er ist chevaleresk und minnesängerisch.

Ich muß jetzt eine lange Pause machen, denn der andere Reichstagsabgeordnete, welcher in der letzten Woche mein besonderes Interesse erregt hat, ist in keiner Weise mit dem obengenannten Ritter ohne Furcht und Tadel zu vergleichen. Herr Dr. Max Hirsch ist nicht ohne Schwierigkeit in den Reichstag gekommen. Seine Wähler hatten es — in der Voraussetzung, daß „Max Hirsch in Europa" eine genügende Bezeichnung für ihren Hirsch sei — unterlassen, durch Hinzufügung des Charakters: „Nothreisender in Ostpreußen", „Freund von Franz Duncker" oder ähnliches, jeden Schimmer eines möglichen Mißverständnisses zu beseitigen. Hirsch wurde gewählt, aber der schlaue sächsische Wahlcommissar machte aus der Noth eine Tugend und sandte nach Berlin das folgende mit einem Dienststempel versehene, mithin gebührenfreie Telegram: „Polizeipräsidium Berlin. Giebt es außer Max noch einen anderen Hirsch? Ersuche gleichzeitig Dienstmädchen sub R. R. Nr. 22. Expedition der Vossischen Zeitung und einen Sack Teltower Rüben an mich zu adressiren. Drathantwort bezahlt — der Norddeutsche Bund." Nach wenigen Stunden kam folgende Antwort: „Giebt hier viele Hirsche, vier allein im zoologischen Garten. Haupthirsch hat sich in's Französische übersetzt, leitet mit großer Umsicht das Victoriatheater. Nachtheiliges über diesen

*) Aus einer ähnlichen Anwandlung von Sympathie erklären wir uns den in der Sitzung vom 12. Mai gefaßten Beschluß des Reichstages auf Abänderung des § 1 der Geschäftsordnung dahin: „daß bei Beginn einer Session nicht mehr die vier jüngsten Mitglieder das provisorische Bureau bilden sollen, sondern ꝛc."

amtlich nicht bekannt. Dienstmädchen und Teltower Rüben folgen." Der Reichstag aber berief gleichwol Dr. Max Hirsch in seine Mitte. Max hat bewiesen, daß er das in ihn gesetzte Vertrauen durchaus verdient. Obgleich er schon über vierzehn Tage Parlamentsmitglied ist, hat er doch erst vierzehn bis fünfzehn Reden gehalten — und was für Reden! Ich kenne sie alle auswendig. „Meine Herren! In England . . (Bravo!) Sheffield . . . (Bravo!) Partnership . . (Heiterkeit rechts), Trade-Unions . . (Heiterkeit links), Strike . . (Allgemeine Heiterkeit), Musterfatzungen . . (Gesteigerte allgemeine Heiterkeit), Volkszeitung . ." (Lang anhaltender Beifall. Redner verläßt die Tribüne. Franz Duncker schüttelt ihm die Hand.)

Die große Ausstellung in München wird nun doch stattfinden und sie verspricht glänzend zu werden. Unter den angemeldeten Gegenständen aus allen Gebieten der Kunst und Industrie, welche durch ihre seltene Schönheit nicht verfehlen werden, das allgemeinste Interesse in Anspruch zu nehmen, sind mir bis jetzt die folgenden bekannt: „Portrait des Licentiatus Dr. Preuß, in dem Augenblick, da er sich aus Berlin entfernt", gemalt von Hans Mackart. — „Ein norddeutscher Antrag, welchen Lasker nicht amendirt hat." — „Der Bescheidene", Dorfgeschichte ohne Honoraransprüche von Berthold Auerbach. — „Adelheid's Zeitvertreib", Stillleben mit Ernennungslisten von Wislicenus. — „Wen foppt man hier?" Genrebild von Knaus, mit dem Portrait des österreichischen Reichskanzlers; im Hintergrund der Schlüssel zu den geheimen Gemächern des Grafen v. d. Golz. — „Eine Ulanenlieutenants-Uniform", dramatischer Kunstgegenstand aus Wiesbaden. — „Jetzt spiel' ich mit Scepter, mit Kron' und mit Stern", rumänisches Idyll von Dr. Strousberg, Industrieller, Ritter 2c. — „Das Danaerfaß und Danaidengeschenk", Stilprobe der „Sächsischen Zeitung". — „Eine gesetzlich aufgelöste Versammlung" und so weiter! Schon aus diesen wenigen Nummern, die ich auf's Gerathewohl dem Katalog entnommen habe, werden Sie ersehen, daß die Ausstellung in München eine hervorragende Bedeutung zu erlangen verspricht. Auch Professor Eckardt, der, wie man mir sagt, meine wohlgemeinten Worte über ihn ganz mißverstanden hat, wird derselben beiwohnen. Mehr zu verlangen wäre unbillig.

Büchertisch des Salon.

1) Erzählungen aus dem Ries von Melchior Meyr. Zweite Auflage. Bd. 1. 2. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1869.

Meyr geht bekanntlich gern bis an die erlaubte Grenze jenes Realismus, den Immermann's Hofschulze für unsere Dorfgeschichten maßgebend gemacht hat. Seine „Erzählungen aus dem Ries" geben sich wesentlich als Schilderungen von Land und Leuten, in leichter, novellistischer Umkleidung, und — mit aller Achtung vor dem schönen Talent des Verfassers sei es gesagt, sie tragen ein wenig den zwar freundlichen und ansprechenden, aber etwas nüchternen Charakter der fruchtbaren Binnenlandschaft, welche sie schildern. Schöne und ideale Gestalten muß man da nicht suchen. Aber diese reichen, hochmüthigen Bauern, diese halb demüthigen, halb anspruchsvoll aufstrebenden „Söldnerleute" (die kleinen, auf eigene Arbeit, auch auf Handwerke, angewiesenen Besitzer), diese Schulmeister von der alten und diese „Herren Lehrer" von der neuen Sorte, diese pfiffigen, unternehmenden Dorfschneider und diese knollig täppischen Michel von Bauerknechten sind durchweg wahre, wirkliche Menschen, und so mögen sie ihren Platz im Gedicht behaupten wie in ihrem von Gewohnheit und Bedürfniß beherrschten, „noch nicht zur Freiheit erwachten" Leben. Sehr lobenswerth ist es, daß Meyr auch da einfach und wahr bleibt, wo er das ewig Menschliche und Schöne unter dieser rauhen Hülle hervorlugen läßt. Seine gefühlvollen Bauern-Scenen sind nie sentimental-declamatorisch: man denke z. B. an die prachtvolle Schlußscene in „Ludwig und Anne-Marie", eines der reizendsten und innigsten Genrebilder dieser Art, welche wir kennen. Mit prächtigem Humor ist im „Sieg des Schwachen" die Erziehung des kleinen, von Jedermann gehudelten Schneiderleins zum selbstbewußten und entschlossenen Mann durchgeführt. Viel weniger gefällt uns der echte „deutsche Michel" in „Ende gut, Alles gut". Plumpheit und Ungeschick verstecken sich allerdings oft genug hinter Eigensinn und Empfindlichkeit, sie werden dadurch aber nicht schöner. Die bloße, nackte Ehrlichkeit, verbunden mit Körperkraft, kann dem groben, klotzköpfigen Helden der Geschichte unsere Theilnahme nicht gewinnen. Wenn es in der Schlußkatastrophe noch um Bewährung wirklichen Muthes sich handelte! So aber gewinnt Michel die Palme in einem für ihn ganz gefahrlosen Faustkampfe, wenn auch gegen sechs schwache Burschen. Es war eine Zeit lang Mode, uns Deutschen in solchen „Schlagadodros" halb im Scherz, halb im Ernst eine Art von nationalem Ehrenspiegel vorzuhalten. Hoffentlich werden wir nie mehr dazu Veranlassung geben. Doch dies beiläufig und ohne weitere kritische Prätension. — Meyr's Erzählungen in ihren soliden, schmucklosen, aber rein und sicher gezeichneten Formen und mit ihrem reichen Inhalt von wirklicher Landes- und Volks-Kenntniß seien auch in dieser zweiten Ausgabe der Theilnahme verständiger Leser bestens empfohlen.

2) Baronisirt. — Passiflora. — Zwei Novellen von Robert Waldmüller. (Edouard Duboc.) Leipzig, F. A. Brockhaus. 1868.

Die erste Novelle führt uns in die Salons des modernsten Paris, und zwar so zu sagen in den zweiten oder dritten Rang jener über Nacht empor geschossenen Geldaristokratie, welche unter dem zweiten Kaiserreich auf der

Oberfläche des französischen Lebens sich breit macht. Arbeitsscheu, blasirte Genußsucht und als beinahe einzige, noch kräftig wirkende Triebfeder eine tolle, vor Nichts zurück schreckende Eitelkeit geben sich mit der Langeweile ein Stelldichein in glänzenden, aber nur zu oft mit geborgtem oder erschwindeltem Geld bezahlten Hôtels. Der Held der Geschichte erkauft sich und seiner noch eitleren kleinen Frau für 50,000 Francs von einem vornehmen Schwindler eine (natürlich gefälschte) Einladekarte zu einem Tuilerienball, um bei der Gesellschaft für seinen selbstfabricirten Baronstitel Glauben zu gewinnen. Er wird mit Eclat ausgewiesen, wird von der Gesellschaft ausgestoßen, bald von seinen Gläubigern verfolgt und dreht nun den hauptstädtischen Kreisen auf immer den Rücken, um in ländlicher Verborgenheit durch Arbeit und Sparsamkeit wieder zum ehrlichen und glücklichen Manne zu werden. — Die zweite Erzählung, Passiflora, ist weniger Novelle, als eine Reihe recht feinsinniger und verständiger Kunstbetrachtungen, durch einen novellistischen Rahmen von sehr leichter Arbeit lose zusammengehalten. Die Handlung beschränkt sich darauf, daß ein verliebter Künstler die Dame seines Herzens eine Zeitlang eines Giftmordes für schuldig hält und darüber sehr unglücklich ist, worauf er dann bald eines Bessern belehrt wird und nun in den Hafen der glücklichsten Ehe einläuft. Von spannenden Verwicklungen ist nicht die Rede; aber hier, wie in der andern Novelle, wird der sinnige Leser durch reine, gute Form und vor Allem durch eine gesunde und klare Lebensauffassung entschädigt. Wenn der Verfasser sich zu energischerer Gestaltungskraft durcharbeiten könnte, wären ihm auf dem Gebiete der Social- und der Kunst-Novelle schöne Erfolge in Aussicht zu stellen.

3) Fiamma. — Roman von Günther von Freiberg. 2 Bände. — Leipzig, Dürr. 1869.

Diese „Fiamma" ist mit den zahlreichen Fiamma's und Fiammella's des romantischen Nachwuchses nicht zusammenzuwerfen. Die reizende, grillenhafte, gutmüthige und doch wieder bodenlos selbstsüchtige und flatterhafte Lieblingstochter der Natur und des Glückes, das verzogene Schooßkind der Gesellschaft, wird auch hier geschildert, und zwar gut und mit Liebe geschildert, aber nicht verherrlicht auf Kosten der Gerechtigkeit und des Menschenverstandes. Es ist mehr als nur Beobachtungsgabe und Darstellungskunst, was in dieser hübschen psychologischen Studie anzieht. Sie ist mit dem Herzen geschrieben und durch den Muth der Wahrheit geweiht, und das hat sie uns lieb und werth gemacht, sobald wir einmal, freilich nicht mit dem ersten Ansatze, die wenig lockende Exposition überwunden hatten. Klagende Liebhaber gehören im Leben bekanntlich nicht zu den kurzweiligen Dingen, und auch im Roman sieht man sie je eher, je lieber sterben oder heirathen, je nachdem. Wie aber, wenn wie hier eine zweibändige Liebesgeschichte gleich mit der Klage, und zwar mit einer recht sentimentalen, beginnt? Ein frischer Entschluß wird dem Leser da immerhin zugetraut. Doch unmerklich vergißt man diese unliebsame Form der Erzählung, die, durchweg wahr und fein empfunden, uns zu Vertrauten einer reichen und anziehenden Seelenentwicklung macht. Es handelt sich um die Berechtigung der übersinnlich-sinnlichen Phantasieliebe, des egoistischen Schönheitscultus im Leben des gediegenen, denkenden und thatkräftigen Mannes. „Salvator", der Held der Geschichte, ein tüchtiger, in schweren Lebenskämpfen bewährter Künstler und Kunstgelehrter, wehrt sich heldenhaft gegen den berückenden Zauber, mit welchem eine junge, reizende Aristokratin ihn umspinnt. Fiamma ist keine

gewöhnliche Kokette. Sie verfolgt keine herrschsüchtigen Zwecke, sie ist nicht einmal eitel. Aber sie bedarf der Beschäftigung, der Aufregung, der Anlehnung an eine starke und reiche Natur, und da ist denn, in einstweiliger Abwesenheit des standesgemäßen, reichen Freiers der gediegene bürgerliche Gelehrte erwünscht, und das volle Souverainitätsrecht der bevorzugten Naturen, die „zahlen mit dem, was sie sind, nicht mit dem, was sie thun", wird gegen ihn geltend gemacht. Dann folgt das Unvermeidliche: Fiamma erwacht an der Seite eines bildschönen, gedankenlosen und entsprechend gehorsamen Millionairs schnell und vollständig aus ihrem Liebes- und Kunst-Traum. Der verzweifelte, ihr von Berlin nach Neapel folgende Geliebte findet nicht etwa ein resignirtes Opfer der Familien- und Standespflichten, sondern die kalte, auf ihre Art „glückliche" Weltdame. Er sieht sich nicht nur verlassen, geopfert, sondern in wenigen Monaten vergessen. Er steht auf dem Wendepunct, wo sich die Werther's erschießen, wo die Helden Byron's, Alfred de Musset's und Heine's die Welt verfluchen und liederlich werden, und wo die practischen Söhne unserer Zeit in sich gehen und sich nach einer soliden, reichen Partie umsehen. Wir wissen es der Verfasserin Dank, daß sie den Muth und das feine weibliche Verständniß für echtes Mannesleben hatte, ihre Geschichte anders zu Ende zu führen. Salvator erschießt sich nicht, er wird auch nicht liederlich und weltschmerzlich, noch viel weniger denkt er an eine solide Partie. Vielmehr richtet er an der Brust eines treuen, ebenbürtigen Freundes sich zum vollen Bewußtsein seiner männlichen Würde auf und kehrt dann, geläutert, gestählt, gefaßten Herzens und heitern Blickes zu seiner Wissenschaft, seiner Kunst, zu dem Cultus des Wirklichen und des Ewigen zurück. „Es giebt eine Verzichtleistung auf Hoffnungen und Wünsche, die keine dumpfe Leere, kein trostlos ödes Chaos in der Brust zurückläßt. Es giebt eine freie Resignation, die den schönsten Läuterungs-Proceß an uns vollzieht." — Ja wol! Und solche Resignation führt nicht zu Selbstabtödtung und geistlichem Hochmuth, sondern zu männlicher That, und die Seele findet in ihr den Quell ewiger Jugend. — Die Episoden des Romans sind meist fein und geschmackvoll angelegt und durchgeführt. Die Diction könnte, ohne der Wirkung zu schaden, einfacher und ruhiger sein. Alles in Allem ist „Fiamma", wenn auch kein vollendetes Kunstwerk, so doch eine treffliche, anregende Studie. Man legt das Buch mit dem wohlthuenden Gefühl weg, daß man ein paar Stunden in sehr guter Gesellschaft verlebt hat.

4. Littauen und die Littauer. — Gesammelte Skizzen von O. Glagau. — Tilsit. J. Reyländer. 1869.

Littauen, das Gebiet zwischen dem Pregel und seinen Quellflüssen, dem Pregelarm Diemen, dem Kurischen Haff und der russischen Grenze, hat seit einem Jahrzehnt zweimal das Schicksal gehabt, in der Leute Mund zu kommen. Als die „neue Aera" verblaßte, trat „Junglittauen" an die Spitze des parlamentarischen Kampfes, das Jahr 1866 brachte die Friedensadressen (freilich nicht nur aus dem littauischen Winkel), das Jahr 1867 den Nothstand, und dies Alles zusammen ward von einer gewissen extremen Richtung dazu benutzt, um jenen entlegenen Landestheil in den Ruf einer Heimat malcontenter Bettler zu bringen. Wir können aus genauer Kenntniß die, für den Kundigen übrigens selbstverständliche, Versicherung geben, daß das wirkliche Littauen jenen tendenziösen Partei-Stichwörtern niemals, weder im guten noch im schlimmen Sinne, entsprochen hat. Die Brutusse und Hampdens sind an der Memel und Angerapp nicht häufiger als an der

Spree und am Rhein. Die Masse der Bevölkerung aber ist ihrer innersten Natur nach conservativ, religiös, militairisch, Neuerungen abgeneigt und im nicht aufgeregten Zustande sehr materiell gesinnt. Kommt der Littauer (und überhaupt der Altpreuße) aber einmal aus dem Gleise, so fällt er allerdings sehr oft in's Extrem. Die altpreußische Literatur zeigt neben ihrem berühmten Denker eine ganze Reihe Phantasie- und Gemüthsmenschen zum Theil schwersten Kalibers. Man denke an Hamann, Zacharias Werner, Theodor Hoffmann. Auf religiösem Gebiet war das alte Ordensland, welches seit Einführung des Christenthums nie von einer religiösen Verfolgung besudelt wurde (von dem polnischen Westpreußen ist hier nicht die Rede), stets nicht nur eine Heimat der Freidenker, sondern auch der Theosophen und seine Politiker waren meist Ultra-Conservative oder sehr abstracte, liberale Doctrinäre. Es ist, als spiegelten sich die Extreme des nordischen Klimas in den Gemüthern. Uebrigens hat das Land seine sehr guten und besonders seine sehr anziehenden und lehrreichen Seiten. Der Theil desselben, von welchem das Glagau'sche Skizzenbuch handelt, birgt in den Resten der eigentlichen Littauer bekanntlich eine der größten ethnographischen Merkwürdigkeiten Europas: ein Urvolk, dessen Sprache dem Sanskrit so ähnlich ist, daß Professor von Bohlen, der Königsberger Orientalist, sich den Bauern in der Sprache der Vedis leidlich verständlich machen konnte. Sie wunderten sich nur über das seltsame Littauisch. Glagau, mit Land und Leuten wohl vertraut, giebt in seinem Buche eine Reihe gut geschriebener Reiseskizzen. Sie enthalten Bemerkungen über Boden und Klima (letzteres viel rauher als das des Weichselthales), geben frische Lebensbilder von dem Treiben an der russischen Grenze, das sich in Folge des russischen Zollsystems wie eine Art Krieg im Frieden gestaltet, und gehen, mit fleißiger Benutzung älterer Arbeiten, recht hübsch und verständig auf Schilderung littauischen Volkslebens, littauischer Sprache und Dichtung ein. Der Anhang, „Die ostpreußische Sahara", schildert eine Wanderung längs der „Kurischen Nehrung", jenes schmalen Dünenstreifens zwischen der Ostsee und dem Kurischen Haff. Er ist mit vieler Liebe und Sachkenntniß geschrieben und wohl geeignet auch dem Fremden ein Bild dieser wunderbaren Natur zu geben. — Wie die Damen von Gumbinnen und Tilsit die warmen Huldigungen des Verfassers aufnehmen werden, können wir nicht wissen, da wir nicht die Ehre haben, Herrn Glagau persönlich zu kennen. Das Compliment aber, welches er über die „majestätische Gestalt" des Präsidenten Maurach gelegentlich einfließen läßt, und nun gar die verwegene Behauptung, daß auch „fortschrittliche" Damen dessen Bälle besuchen, hat in dem Wasserglase der Provinzialpresse bereits einen Sturm der Entrüstung erregt. Möge Herr Glagau sich vorsehen, wenn er in seine heimatlichen Wälder zurückkehrt!

F. Kreyßig.

Pariser Monats-Chronik.

Paris, im Mai 1869.

Unmöglich kann ich meinen Brief mit einer Leichenrede beginnen und zu einer solchen dürfte sehr leicht der Bericht werden, den ich über die Schlußsitzungen des Corps Législatif im Kopf habe, die ich doch auch wieder als getreuer Referent nicht ganz mit Stillschweigen übergehen darf. Ich mache es daher so kurz wie möglich. Gar viele Abgeordnete waren schon acht und vierzehn Tage früher in aller Stille nach Hause gereist, ja, manche hatten ihre Osterferien verlängert und waren gar nicht zurückgekommen, so daß die Kammer kaum vollzählig war. Dafür ging es denn auch in den letzten Wochen mit Dampf; man sah es den Herren ordentlich an, wie sie sich beeilten, fertig zu werden, und die Hast, mit welcher die einzelnen Theile des Staatsbudgets votirt wurden, hatte fast etwas Komisches. Vergebens brachte die Opposition, ihrem alten Princip getreu, nur Schritt vor Schritt zu weichen und die rollenden Millionen doch etwas in ihrem blitzschnellen Laufe zu hemmen, eine Menge Amendements ein, die Antragsteller kamen kaum zu Wort, um dieselben zu begründen und wurden nach wenig Minuten lärmend überstimmt: aux voix! aux voix! la clôture! la clôture! und aufgerufen und abgestimmt, und wieder aufgerufen und abgestimmt und so fort, zur nicht geringen Satisfaction der Minister, von denen manche ihre mühsam präparirte Rede gar nicht zu halten brauchten, denn die Majorität, ebenfalls ihrem alten Princip getreu, zu allen Vorschlägen der Regierung ein beifälliges Ja zu sagen, kam ihnen stets auf halbem Wege entgegen. Herr Rouher, der von Natur schon so Behäbige und Heiterblickende, ward mit jedem neuen Votum frischer und vergnügter und dachte gewiß in jenen glücklichen Momenten nicht an die schlechten Witze, die man in letzter Zeit auf seine Kosten gemacht und in denen man ihn als fünftes Rad am Staatswagen hingestellt hatte, d. h. als überflüssiges; Er, der große Mann, der noch vor wenig Jahren das eigentliche und unentbehrliche Haupt des Ganzen war, wie er wenigstens stets glaubte und auch oft deutlich genug zu verstehen gab. Diesmal feierte er indeß noch seine alten Triumphe, vielleicht seine letzten, denn man munkelt allerlei von Quiescirung, von Aufhebung des Staatsministeriums, aber auch zugleich (dem Verdienste seiner Kronen!) von seiner Ernennung zum Senatspräsidenten an Troplong's Stelle.

Viel bunte Dinge bekamen wir übrigens noch am Schluß zu hören, denn die Linken ließen es sich nicht nehmen, von Zeit zu Zeit ein Pfefferkorn in das Abschiedsgericht zu werfen, um die Sauce, die sie zu verspeisen gezwungen waren, doch wenigstens etwas pikanter zu machen. So die Geschichte der aus dem Louvre-Museum mit Einwilligung des General-Intendanten herausgeholten und an verschiedene, natürlich gut kaiserlich gesinnte Clubs geliehenen Bilder (Herr Niewekerke hat jedoch sein pater peccavi gesagt und die Restitution angeordnet); ferner die Anhäufung der feuergefährlichen Fourage für die kaiserlichen Pferde und zwar im südlichen Flügel des Louvre, dicht unter der großen Gemäldegalerie, alsdann der kleine Irrthu-

von 34 Millionen beim Bau des neuen Opernhauses, das nun zu Aller Schrecken nicht die damals veranschlagten elf Millionen sondern 45 Millionen kosten wird, und das dabei nach dem allgemeinen Urtheil ein unschönes, überladenes und keineswegs ein großartig-monumentales Gebäude ist; weiter die Zurückweisung der verlangten 300,000 Franken zur Gehaltsverbesserung der Volksschullehrer, die der Finanzminister, trotz aller Sympathien der Regierung, deshalb zu bewilligen verweigerte, um, wie er sagte, das einmal etablirte Gleichgewicht des Budgets nicht zu stören, und die Tags darauf erfolgte Bewilligung von 7 Millionen für die Pensionen der alten Soldaten des ersten Kaiserreichs, welches letztere Project mit der Feier des hundertjährigen Geburtstages Napoleon's I. zusammenhängt, die in ganz Frankreich festlich begangen werden soll und die eben dem jetzigen Kaiser jene Idee eingegeben hat — — und noch manches andere Derartige, das uns hier zu weit führen würde, das aber den schlagenden Beweis liefert, daß das Wort Sparsamkeit noch immer keine Aufnahme in dem Regierungswörterbuche des heutigen Regiments in Frankreich (vielleicht auch anderswo) gefunden hat.

So konnte denn endlich der Präsident Schneider am 27. April in feierlicher Sitzung, so weit dies die leeren Bänke zuließen, und mit dem breiten rothen Achselbande der Ehrenlegion, seinem diesjährigen Neujahrsgeschenke, geschmückt, das kaiserliche Decret verlesen, welches die Kammersitzungen schließt und zugleich, da die verfassungsmäßige Legislatur-Periode beendigt ist, die Kammer auflöst und die Neuwahlen anordnet. Er schloß seine kleine Abschiedsrede mit einem herzlichen au revoir und mit einem Hoch auf den Kaiser. „Es lebe die Freiheit!" rief Jules Favre laut dazwischen, „Es lebe die Nation!" rief Herr Pelletan, „Es lebe die Volkssouverainität!" rief Glais-Bizoin. Das ist nämlich die böse Drei, die keine Gelegenheit vorübergehen läßt, um gegen das personal-government zu protestiren und die hier noch ihren letzten, übrigens ziemlich unschuldigen Trumpf ausspielte. Mit dem „Auf Wiedersehen" des Präsidenten ist es aber eine eigene Sache und für manchen Abgeordneten war dies wol nur eine façon de parler, denn sehr wahrscheinlich werden viele von ihnen das Palais Bourbon nicht wieder betreten, oder es müßten alle Zeichen trügen.

Nun sind also die langen, grünen amphitheatralischen Sitzreihen leer und die Pulte vor ihnen desgleichen; unter den letzteren befinden sich manche, die sehr deutliche Spuren, hier von der Ungeduld, dort von dem Fleiße ihrer Besitzer tragen: Federmesserstiche und Tintenflecke; auf einem waren sogar ganz niedliche Carricaturen gezeichnet, doch ich werde mich wol hüten, den Namen des betreffenden Abgeordneten zu nennen, denn der Minister des Innern könnte mir leicht einen Proceß aufhängen wegen ungesetzlicher Beeinflussung der Neuwahlen. Wenn ich noch ein Urwähler wäre! aber ich bin in dieser Beziehung gar nichts. Auch die Tribünen sind leer, in denen so manche schöne Dame gesessen und, trotz der Klingel des Präsidenten, dem einen oder andern Redner Beifall zugerufen und mit Fächer oder Sonnenschirm gewinkt, denn die Politik hat, namentlich in letzter Zeit, auch die zartere Hälfte der Pariser Bevölkerung angesteckt und es gehörte zum guten Ton, an den stürmischen Tagen, wenn Thiers oder sonst ein Redner von der Opposition auftrat, gegenwärtig zu sein, was zugleich die beste Gelegenheit war, eine neue Robe oder einen neuen Hut von Worth zu zeigen. Worth ist hier nämlich der erste Damenschneider, ein wahrer Künstler und eine Autorität im Gebiete der Mode, bei dem man antichambrirt wie bei einem Mini-

ster, und den Herzoginnen und Gräfinnen nicht anders als „mon cher“ nennen. Aber phänomenale, übermenschliche Preise!

Damit (wohlverstanden, nicht mit dem Schneider Worth, sondern mit dem Schluß des Corps-Législatif) verlassen wir die Politik und sind mit einem Satz in den Elyseischen Feldern. Der Lenz ist da! Er ist etwas verspätet, aber um so herrlicher gekommen und überschüttet uns nun mit einer Blumenpracht, die uns schnell alle Misèren des Winters, und meinetwegen auch der Politik vergessen läßt.

Was Winterschnee gewesen,
Das wird zu Blüthenschnee,
Und Jeder ist genesen
Auch von dem schlimmsten Weh!

Zu dieser Epoche muß man nach Paris kommen, wenn man anders zu den glücklichen Sterblichen gehört, die über ihre Zeit und über eine Handvoll Louisdors frei verfügen können; denn im Mai prangt die Hauptstadt der Welt wirklich wie eine festlich geschmückte Braut. Alle Quais, von der Austerlitz- bis zur Jenabrücke (immer die tönenden Schlachtennamen, aber NB. nur der gewonnenen Schlachten) sind zu beiden Seiten von lichtgrünen Kastanien- und Platanenalleen eingefaßt, über drei Stunden lang; jeder Square, und dank der Fürsorge Haußmann's haben wir sie zu Dutzenden, ist ein kleines Laub- und Blumenparadies, und in den Elyseischen Feldern, die alsdann ihren überirdischen Namen vollkommen verdienen, ist vollends jeder Tag ein Sonntag. Wo nur um Gotteswillen von früh bis spät und tagaus tagein all' die vielen tausend geputzten Menschen herkommen, die dort auf- und abziehen, zu Wagen, zu Roß und zu Fuße, frage ich mich jedesmal, die sämmtlich den Anschein haben, als hätten sie auf der Welt nichts weiter zu thun, als sich zu amüsiren und ihr Dasein zu genießen wie goldene Insecten im Sonnenschein. Ueberflüssige Fragen, vorzüglich wenn man selbst zu den Insecten gehört; es ist einmal so, wie es ist.

Schon sind die Gartenconcerte eröffnet und die Sommerbälle desgleichen; feurige Gaslinien, flammende Inschriften, Arabesken und Sonnen funkeln und blitzen überall durch das grüne Laub und die rauschende Musik zieht unwiderstehlich die Vorübergehenden an. „Dieser letztere Ausdruck ist indeß mehr eine figürliche Redensart und bezieht sich zunächst nur auf die Fremden, die dergleichen zum ersten Male sehen und hören; wir alten Pariser betrachten das Ganze längst mit ruhigeren Blicken und mit weniger bewegtem Herzen, wie eine Theaterdecoration, die sich nur aus der Ferne so brillant ausnimmt und in der Nähe gewaltig verliert. Ohnehin mischt sich ein Tropfen Wermuth in den schäumenden Freudenkelch: Téréſa tritt auch in diesem Jahre nicht auf und die Stammgäste des Alcazar (ich gehöre allerdings nicht dazu, lieber Leser) rufen sie umsonst zurück auf die spiegel- und blumengeschmückte, lichterblitzende Bühne; sie bleibt hinter den Coulissen, denn die arme Person — sie besitzt übrigens gegen 20,000 Francen Renten — hat ihre Stimme so gut wie ganz verloren. Sic transit gloria . . . Wie man von Alexander v. Humboldt erzählt, daß er manchmal überseische Briefe erhalten habe, mit der einfachen Adresse: „An den großen Humboldt in Europa“, so hätte man auch vor einigen Jahren an die Alcazar-Diva aus Ost- oder Westindien schreiben können: „An die große Téréſa in Europa“, und der Brief wäre gewiß angekommen; nur ist ihr Stern schnell erblichen und (das Wort ist hart, aber wahr) nur der Katzenjammer ist geblieben.

Der Humboldt'sche Ruhm ist entschieden solider. Der soeben von mir riskirte burschikose Ausdruck wird hauptsächlich durch die schlechten und theuren Getränke entschuldigt, die der Wirth des Alcazar mit unerschütterlicher Consequenz seinen Gästen servirt, alsdann durch die roth und weiß geschminkten Sängerinnen in stark ausgeschnittenen Sammet- und Atlasroben, Beide, Sängerinnen wie Roben, ziemlich verschossen, und durch die Künstler in Frack und weißer Cravatte . . . „In diesen heil'gen Hallen" . . . und gleich darauf „La femme à barbe", denn Térésa hat eine förmliche Schule gegründet, deren Adepten sich über ganz Frankreich und sogar über die französischen Grenzen hinaus verbreitet haben, und es soll mich gar nicht wundern, wenn die norddeutsche Metropole ebenfalls ein Paar Exemplare aufzuweisen hat, wie sie ja den „Alcazar" längst schon imitirte. Schauen wir uns deshalb, wie gesagt, die Sache von Weitem an, und auch nur mit einem flüchtigen Blick; aber nehmen wir uns in Acht, nicht einer neuangekommenen deutschen Familie in's Garn zu laufen, denn dann hilft kein Sträuben und man muß mit.

Nur eines jener Concerte ist noch nicht eröffnet: der sogenannte Pavillon de l'horloge; aber hinter seinen vier Wänden wird im Stillen etwas Wunderbares zusammengebraut, wie in einer Hexenküche, das, wenn es an das Licht tritt, d. h. an das Gaslampenlicht der neudecorirten Sommerbühne, uns mit Erstaunen erfüllen wird. So wenigstens geht das Gerücht, das man scheinbar indiscret, aber im Grunde nur als eine vorausgeschickte Reclame verbreitet hat. Es sollen dort lebende Bilder ausgestellt werden und unter ihnen namentlich Frauenschönheiten aus aller Herren Länder und aus allen Zonen. Cirkassierinnen, Indianerinnen, Hottentottinnen und Frauen aus Grönland, auch englische „girls" und deutsche „Mädchens" (ich copire einfach die Zeitungsannonce) und ein gewisser Mr. Taylor aus Chicago, ein würdiger Nachfolger des Puffkönigs Barnum, ist mit der ganzen Schiffsladung bereits unterwegs. Nur hat die Pariser Sittenpolizei — man sollte es nicht glauben, aber wir haben hier wirklich eine — verschiedene Bedenken erhoben; wenn man indeß erwägt, was Alles in dieser Art, z. B. in den Balletten der Volkstheater, gestattet ist, wo sich das negative Costüm der Tänzerinnen fast auf das biblische Feigenblatt reducirt, so brauchen wir wegen eines Verbotes nicht allzu ängstlich zu sein. Anfangs wollte man die bekannte Pompejanische Villa des Prinzen Napoleon zu dieser Exhibition verwenden und sie dadurch möglicherweise vom Untergange retten; aber die neuen Eigenthümer, die den unglücklichen Kauf längst bereut haben, lassen sie demoliren, um durch den Verkauf des Terrains wieder zu ihrer halben Million zu kommen, denn so viel haben sie damals für die Villa bezahlt, die dem Prinzen über eine ganze Million gekostet hatte. Und dabei war dieselbe doch immer nur die lächerliche Carricatur eines römischen Hauses, trotz des sogenannten Atriums mit dem Bassin in der Mitte und des Coenaculums, wo die Gäste sogar nach antiker Sitte auf Polstern zu Tische lagen und mehr als ein Gastmahl Trimalchions feierten. Die Gerichte waren freilich von Chevet aus dem Palais-royal, dem Hauptlieferanten aller Feinschmecker, und nach der Tafel gingen die Herren in das Rauchzimmer, oder machten eine Partie Billard. Stattliche, classische Römer, n'est ce pas?

Doch dies gehört einer vergangenen Zeit an, wo der Prinz noch ein Neuling war, den sein so plötzlich aufgestiegener Glücksstern blendete und zu allerlei Verkehrtheiten hinriß; jetzt ist er längst ein ernster, verständiger Mann

geworden, ein guter Haus- und Familienvater und zugleich im Staat eine wichtige Person, die politische und unpolitische Reisen macht und die bei dem gestrengen Vetter in den Tuilerien in großem Ansehen steht.

Apropos, die Tuilerien. Wie ein guter Bonapartist nicht an dem Schloß vorübergehen darf, ohne den Hut zu ziehen, gleichviel, ob die Majestäten am Fenster stehen oder nicht, so darf auch ich als guter Chroniqueur sie nicht nennen, ohne nicht sofort eine Notiz zu bringen und zwar über die „Montage" der Kaiserin, die in diesem Jahre brillanter ausgefallen sind, als je zuvor.

Diese Montage sind kleine Soiréen mit Concert und Tanz, Liebhabertheater und Sprichwörtern und nur die „Intimen" werden dazu eingeladen. Man muß freilich dies Wort nicht so genau nehmen, denn zu diesen „kleinen" Soiréen finden sich doch immer fünf bis sechshundert Personen zusammen, und außerdem zu jeder Soirée Andere, die doch unmöglich Alle die intimen Freunde J. Majestät sein können. Aber es gilt für ein großes Glück, zu den Auserwählten zu gehören, und in dieser Beziehung hat man diese „lundis" sehr richtig mit dem „Marly" Ludwig's XIV. verglichen, wohin man bekanntlich auch nur durch außerordentliche Gnade und Protection gelangte. Schon der Umstand, daß die Privatgemächer der Kaiserin zu jenen Soiréen hinzugezogen werden (den violetten Salon meiner vorigen Chronik allerdings ausgenommen), giebt denselben einen besondern und weit interessantern Anstrich, als die großen officiellen Hofbälle, wo das Gewühl und Gedränge der viertausend Personen gewöhnlich so groß ist, daß von einem wirklichen Vergnügen gar nicht die Rede sein kann. Auf jenen Bällen machen die Majestäten auch nur eine Tour durch die Säle, wo die Gäste unter mehr oder weniger gelungenen Verbeugungen den kaiserlichen Gruß erwiedern, und setzen sich dann auf den Doppelthron im Marschallssaal, wo sie von der erhöhten Estrade den Quadrillen zuschauen, die dort, und auch nur von den Privilegirten, getanzt werden. Von da begeben sie sich in den gelben Saal, wo das Souper servirt ist und wohin ihnen ebenfalls nur die Vornehmsten folgen dürfen, unter ihnen die fremden Gesandten, die Marschälle, Minister und sonstigen Großwürdenträger, natürlich mit ihren Gemahlinnen; die Herrschaften essen oder trinken dort etwas Warmes oder Kaltes und ziehen sich dann in ihre Appartements zurück, in der Regel schon bald nach Mitternacht; dann beginnt erst der eigentliche Ball, der bis an den hellen Morgen dauert und wo namentlich die Büffets eine große Rolle spielen, die in aller Form belagert und endlich mit Sturm genommen werden. Vor den Champagnerbatterien (nichts wie echter Moët!) geschehen wahre Heldenthaten.

An den Montagen der Kaiserin ist es anders. Die Gäste werden Ihrer Majestät durch die Kammerherren persönlich vorgestellt (auch der Kaiser erscheint dort nur als Gast, braucht aber nicht vorgestellt zu werden) und die hohe Wirthin unterhält sich ungezwungen mit den meisten, ganz wie eine gewöhnliche vornehme Dame an ihren Empfangstagen. Bedeutende Künstler und Schriftsteller, Akademiker und Nichtakademiker — die Letzteren sind fast immer interessanter als die ersteren — werden vorzugsweise hinzugezogen, und es entsteht oft ein wahres Scharmützel von bon mots, pikanten Fragen und Antworten, wo der alte esprit gaulois, der längst zu Grabe getragene, wieder aufzuleben und sein heiteres Scepter zu schwingen scheint. Ein Dilettant präludirt auf einem Erard'schen Flügel und spielt zum Erstaunen der Kenner wie ein zweiter Liszt, ein Fräulein tritt mit einem Notenblatt heran

und singt wie die Patti, es ist die Tochter Le Verrier's, des bösen Observatoriums-Directors, dem wir sein autokratisches Regiment, schon weil es uns nichts angeht, dieser wundervollen Stimme wegen, gern verzeihen; ein ältlicher Herr erscheint auf einer Bühne hinter einer spanischen Wand, und recitirt dort mit veränderten Stimmen ein kleines Lustspiel, zum Todtlachen natürlich und lustig, ein Anderer geht in der nächsten halben Stunde als Taschenspieler umher und macht Kunststücke, fast so gewandt und überraschend wie der arme Dr. Epstein, den man neulich im Circus durch und durch geschossen und der kaum mit dem Leben davon gekommen ist; im anstoßenden Saale wird getanzt, Herr Waldteufel (ein Deutscher, aber wie kommt der freundliche Mann zu dem schrecklichen Namen?) dirigirt das Orchester, das man indeß nur hört und nicht sieht, denn es ist hinter einem Blumenhügel von Camellien und Rosen versteckt; . . . alsdann ist es schon passirt, daß ein eleganter Cavalier, der durch Stimmenmehrheit zum Cotillonführer ernannt wurde (überall das demokratische suffrage universel!) die schönste Rose der Kaiserin zu Füßen gelegt, um sie zum Tanz aufzufordern, und daß Ihre Majestät ganz ungenirt den gebotenen Arm angenommen und durch die Reihen gewalzt hat; endlich das Souper an kleinen Tischen, wo die Damen zuerst von den Herren und alsdann die Herren von den Damen bedient wurden — kurz, ein wirkliches Eldorado von einer Soirée, bei welcher man nur die Broncependülen, die auf allen Marmorkaminen in den schönsten Prachtexemplaren paradiren, fortwünscht, um nicht an die unerbittlich eilende Zeit und dadurch an das Ende erinnert zu werden. Es ist vier Uhr Morgens und ein bunter Maskenzug zieht plötzlich durch die Säle, eine Jeanne d'Arc, eine Maria Stuart, ein Franz I., ein Heinrich IV., die Figuren so ähnlich, die Costüme so historisch treu, als wären die herrlichen Rubens gegenüber im Louvre-Museum lebendig geworden und aus ihren goldenen Rahmen herausgetreten; ein lichtblauer, seidener Vorhang geht im Hintergrunde auseinander und enthüllt in magischer Beleuchtung ein lebendes Bild, eine heilige Familie nach Raphael oder Murillo, oder auch eine Teniers'sche Bauernschenke so köstlich aus dem Leben gegriffen, daß man sich gar nicht daran satt sehen kann und gegen alle Etiquette zwei- dreimal da capo ruft . . . wie gesagt, wenn nur die fatalen Pendülen nicht wären! Jetzt weisen die Zeiger auf Fünf, halb Sechs . . . die gepuderten und betreßten Lakaien, über dem Arm kostbare Sammet- und Kaschmirmäntel (die „sorties de bal" der Damen) warten im Vestibul und in den Vorzimmern und erst nach Sechs rollen die letzten Equipagen davon. Vive l'Impératrice! Die Kaiserin verdient wirklich dies Lebehoch, denn sie arrangirt ihre Soirée mit Meisterhand.

Einer der letzten Montage (am 19. April) war besonders animirt und brillant, denn es galt, zwei hohe Gäste gebührend zu empfangen: den Prinzen und die Prinzessin Karl von Preußen, die sich, von Nizza kommend, ein paar Tage in Paris aufhielten . . . das bloße Durchreisen, selbst so hoher Herrschaften, ist hier nämlich ganz unmöglich. Die Gesellschaft war zahlreicher und glänzender als gewöhnlich, und man hatte deswegen auch die Galerie de Diane geöffnet (ein unermeßlicher von mehr als zweitausend Kerzen erleuchteter Blumengarten), wo später soupirt wurde. Die Prinzessin Karl — ich nenne sie aus Patrotismus zuerst — trug weiße Seide mit einem Besatz von Wasserranunkeln, sehr originell aber überaus geschmackvoll, fast wie eine Ophelia in Hamlet, dazu einen Schmuck von Diamanten und Smaragden, der selbst in jenen Kreisen, wo doch die schönsten Juwelen

der Welt zu ſehen ſind, allgemein bewundert wurde; die Kaiſerin erſchien in einer hellgrünen Robe mit langen Silberfranzen und im Haar drei Brillantſterne, von denen der mittlere den berühmten „Regenten“ enthielt, alſo vier Millionen blitzten und zitterten dort auf einer einzigen Nadel! und dennoch (ſo ſchwuren wenigſtens alle Kenner hoch und theuer) trug die Krone des Abends eine andere Dame davon: die Gräfin Seydewitz, im Gefolge der Prinzeſſin — „Une beauté à sensation“ ſagt man hier, und wie die alten Herren, und die jungen nicht minder, wohl an ihren Lorgnetten und Augengläſern gewiſcht haben mögen . . . „beim wunderbaren Gott — das Weib iſt ſchön!“ Mehrere deutſche Damen vom Stande ließen ſich der Prinzeſſin vorſtellen und verbeugten ſich ſo tief beim Handkuß, daß es ausſah, als knieten ſie nieder; am nächſten Morgen laſen wir dieſe Details in verſchiedenen Blättern, nicht ohne die pikante Randbemerkung über einen ſolchen „respect du droit divin poussé jusqu'au fanatisme“; ſo etwas fand man in dieſem demokratiſchen Frankreich (das Wort „demokratiſch“ bei ſolcher Gelegenheit macht mich immer lachen) etwas allzu ſtark; aber wie mancher von den ſtrengen Kritikern wäre gern vor der ſchönen Gräfin niedergekniet, wenn er nur gedurft hätte. „Sind alle Damen in Deutſchland ſo ſchön?“ fragte mich ſpäter ein Herr, der durch einen glücklichen Zufall der Gräfin im Grand-Hôtel begegnet und dadurch ganz in Extaſe gerathen war. . . . „Alle“, erwiederte ich und machte dabei das ernſthafteſte Geſicht von der Welt.

Im Rauchzimmer.

Das Ereigniß des Monats auf dem Gebiete der Literatur ist das Erscheinen von Victor Hugo's Roman: „L'homme qui rit." Der Mann, welcher lacht, ist der Held des neuen Romans ungefähr in demselben Sinne wie Quasimodo der von Victor Hugo's erstem Roman „Notre Dame". Beide sind von demselben Typus der — wie sollen wir sagen? — unmenschlichen oder übermenschlichen Häßlichkeit, nur mit dem Unterschied, daß diejenige Quasimodo's eine natürliche, die von Victor Hugo's jüngster Incarnation eine künstliche ist. Der Mann, welcher lacht, ist — ein Clown; er gehört zu jener alten und nationalen Sorte von Spaßmachern, wie sie auf keinem englischen Markt, in keiner englischen Reiterbude, keiner Pantomime fehlen dürfen, und deren Bekanntschaft in Deutschland wir vorzüglich dem Circus Renz verdanken. Nur ist Herr Renz in seinem Circus weniger barbarisch als Herr Hugo in seinen Roman: die Narren des Ersteren bestreichen sich ihr Gesicht, „welches lacht", mit Mehl und zeichnen die burlesken Züge mit Zinnober und Kohle hinein; um bei dem Narren des Letztern die gleiche Wirkung hervorzubringen, wird demselben als Kind schon der Mund nach beiden Seiten hin aufgeschlitzt. Da haben wir denn nun den Mann, welcher lacht — eins der abscheulichsten Monstra, welche die Phantasie nicht blos der Romanciers im Allgemeinen, sondern bis daher auch sogar die Victor Hugo's hervorgebracht hat. Der verwachsene und misgeschaffene Quasimodo hatte den Vorzug, daß die Natur ihm seinen Buckel und sein Gesicht gegeben; er hatte neben sich die engelhaft schöne Gestalt Esmeralda's und es war ihm vergönnt, mit ihr zusammen auf rührende Weise zu sterben. Der Mann, welcher lacht, ist in allen drei Beziehungen minder glücklich. Zuerst müssen wir erleben, wie das ursprünglich schöne Kind grausam verstümmelt wird. Dann wird ihm als Gefährtin ein blindes Mädchen, eine Gauklerin, zugesellt, welche, statt der Ziege Esmeralda's, einen „zahmen" Wolf mit sich herumführt. Und dann hat der Mann, welcher lacht, wiewol die Satisfaction, mit ihr zu sterben, doch zuvor das Unglück — und das ist der wahrhaft große Zug des Romans — ein Peer von England zu werden! Dabei ist der Dichter nicht einmal so rücksichtsvoll gegen die Standesgenossen seines neuen Lords, daß der Titel, den er ihm verleiht, etwa nur ein „title of courtesy", ein Titel der Höflichkeit sei, hinter welchem weiter Nichts steckt. Victor Hugo denkt nicht daran. Wenn er einmal Etwas unternimmt, so thut er es ganz. Es stellt sich nämlich noch zur rechten Zeit heraus, daß sein Mann, welcher lacht, der Sohn eines englischen Barons, und in frühster Kindheit diesem durch Räuber entführt, längst schon für todt und verloren galt. Allein der Dichter übt prompte Justiz, nachdem er ihn wiedergefunden. Er bekleidet den jungen Mann, welcher eben noch als Clown „gearbeitet", mit der Staatstracht eines englischen Peers und befördert ihn mit allem der Gelegenheit angemessnen Pomp, aus der Marktbude von Southwark in das Oberhaus von England. Hier nimmt der Mann, welcher lacht, seinen Sitz ein und Alles würde gut verlaufen sein, wenn er die Weisheitsregel des Philosophen beachtet hätte:

„si tacuisses —". Allein ihn überkommt der unglückselige Gedanke, zu reden. Mancher Mann, mit einer solideren Vorbildung, als der Mann, welcher lacht, ist an diesem Versuch schon gescheitert. Keiner aber kläglicher, als der neue Peer aus der Jahrmarktsbude. Die Scene, die sich nun im Oberhause zuträgt, ist ungefähr das Wildeste, was Victor Hugo's wilde Phantasie jemals erfunden. Nachdem er mit einem Ceremoniell, welches — so sagt selbst das „Athenaeum" — in England unbekannt ist, in seine neue Würde als britischer Gesetzgeber inauguirirt worden, benutzt er die erste Pause, um sich zu erheben und dem versammelten Haus einen Vortrag über gewisse agrarische Bedrückungen des Volkes zu halten. Denn es versteht sich bei Victor Hugo von selbst, daß der Mann, welcher lacht, „nur ein Gleichniß" ist, das Symbol des geknechteten Volkes, welches zu den Tyranneien seiner Vergewaltiger nur „grinsen" kann. Allein, der Mann, welcher lacht, scheint sich gesagt zu haben, daß die Peers im Allgemeinen nicht darauf eingerichtet sind, daß bei ihnen „gegrinst" wird. Er giebt sich daher die allererdenklichste Mühe, ein ernsthaftes Gesicht zu machen. Allein seine Kraft ist schwächer, als sein Wille; erst ein wenig, dann immer mehr fängt er an zu grinsen (und natürlicherweise das ganze Oberhaus grinst mit ihm), bis er zuletzt es nicht länger „aushalten" kann und „von Ohr zu Ohr" lacht — wobei natürlich auch das ganze Oberhaus, Erzbischöfe, Bischöfe, Herzöge, et hoc genus omne, in convulsivisches Lachen ausbrechen, so daß wir am Ende dieses capitalen Romans nicht mehr den Mann, welcher lacht, sondern die ganze Peerage von England haben, welche lacht. Und das wird denn wol auch, wenn nicht der Zweck, so doch das Schicksal des Buches sein, vorausgesetzt, daß es dem „wolgeneigten Publicum" erlaubt sei, sich dem Gelächter „eines hohen Adels" anzuschließen. Das Schlußcapitel erzählt den Tod des Helden. Im Oberhaus ausgelacht, flieht der unglückliche Peer nach der „anderen Seite des Wassers, d. h. nach Southwark, um in die Themse zu gehen. Zufällig findet er hier seine alte Geliebte, die Gauklerin, wieder, welche gerad im Begriff ist, zu sterben. Er beschwört sie, das nicht zu thun. Allein sie erwiedert ihm sehr richtig: „ce n'est pas ma faute". Sie verscheidet alsdann und der Mann, welcher lacht, nimmt seinen Selbstmordsgedanken wieder auf, indem er sich in die See stürzt, statt, wie vorher beabsichtigt, in die Themse. Der Dichter will uns nun zwar glauben machen, daß es die Sehnsucht nach der Verlorenen war, welche ihn zu diesem verzweifelten Entschluß getrieben; allein wir bleiben dabei, daß er sich den Tod giebt, weil er fühlt, nicht nur der Mann gewesen zu sein, welcher lacht, sondern auch der Mann, welcher sich lächerlich gemacht hat!

Wir bitten um die Erlaubniß, aus dem Hause der Lords in das der Gemeinen gehen zu dürfen. Wir lesen in einer der letzten Nummern der „Pall Mall Gazette" folgende merkwürdige, von einem Mitglied des Unterhauses an den Herausgeber gerichtete Zuschrift:

„Ich habe mit großem Interesse einen Artikel über „Sitten in England und Amerika" gelesen. Er gefiel mir so sehr, daß ich Sorge tragen werde, ein Exemplar desselben einem Herrn, Mitglied des hohen Hauses der Gemeinen, zu senden, welchen ich im Lesezimmer dieses hohen Hauses die Stiefeln habe ausziehen sehen, bevor er sich dem Genuß hingab, die Zeitungen zu lesen. Indem er sich in einen Sessel legte, mit seinen Füßen in Strümpfen auf einem anderen ruhend, gab er im Sonnenschein ein sehr überraschendes, wenn nicht ein sehr anziehendes Bild. Sicherlich, der letzte Dienstag

war, selbst für den April, ein sehr warmer Tag; allein, ich sollte denken, das ist doch keine Entschuldigung für diese ganz absonderliche Verletzung der guten Manieren. Sir, drucken Sie gefälligst meinen Brief als einen Wink für den in Rede stehenden Herrn ab, sonst möchte er, wenn die Hundstage kommen, Veranlassung fühlen, sich noch weiter zu entkleiden, ꝛc. ꝛc."

Da wir bei Gelegenheit des Mende'schen Falles in unserem Reichstag so viel von den „Freiheiten" des Englischen Parlamentes haben hören müssen, glaubten wir unseren geehrten und sehr geehrten M. P.'s diesen Brief ihres britischen Collegen nicht vorenthalten zu sollen, indem wir es ihrer eigenen Phantasie überlassen, sich auszumalen, wohin — um mit dem Briefsteller zu reden — diese „Freiheiten" in den Hundstagen führen werden, wenn man in England damit anfängt, sich die Stiefeln auszuziehen, und in Deutschland, schon so weit vorgeschritten ist, um den landesüblichen Herren-Anzug mit Schlafrock und Pantoffeln zu vertauschen.

Die Verlagshandlung macht die geehrten Leserinnen und Leser des Salon darauf aufmerksam, daß die im letzten Heft erschienene Illustration:

Kam'rad ich bitte, nach Meyer von Bremen,

die sich so ungetheilten Beifalls zu erfreuen hatte, eine autorisirte Nachbildung einer Photographie ist aus dem Verlage der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Bayerische Staatsbibliothek München

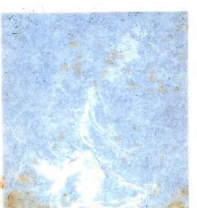
Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Nach einem Bilde von C. Ludwig. *Gestochen von Klitsch & Rochlitzer.*

Sturm im Walde.

Digitized by Google



Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Landwirtschaftliche Lehrbibliothek Schleissheim

Der Salon.

Das Feenkind.

Novelle in Versen von **Paul Heyse.**

Dritter Gesang.

Auf jeden hohen Aufschwung folgt Ermatten,
Ernüchtrung jedem Rausch. Im Lauf der Welt
Ist das Gemeine des Erhabnen Schatten,
Und am Thersites krankt ein jeder Held.
Drum muß ich Hussein auch das Wort gestatten,
So sehr er in Cynismen sich gefällt,
Und Dinge schwatzt, die — mögt ihr sie belachen —
Mich selber tief für ihn erröthen machen.

So jener schnöde Spruch, bei dem ich oben —
's war hohe Zeit — das Wort ihm abgeschnitten.
„Nothwend'ge Uebel" scheint ihr diesem groben
Wicht, holde Frau'n? Das muß ich mir verbitten!
Zwar wenn euch Spötter tadeln, Schmeichler loben,
Liegt, wie sie pflegt, die Wahrheit in der Mitten.
Ihr seid kein Uebel, doch auch unentbehrlich
Dünkt ihr — verzeiht! — dem wahren Weisen schwerlich.

„Mannräuschlein" hießt ihr einst. Ihr seid der Wein
Am Tisch der Welt, ein süßer Ueberfluß.
Zuviel des Guten zwar soll schädlich sein,
Und Manchem stieg zu Kopf ein Weiberkuß.
Darum auch rieth Sanct Paulus, nicht zu frei'n,
Der doch, zur Stärkung, dem Timotheus
Den Wein empfahl. Wer aber schmäht die Trauben,
Weil volle Flaschen die Besinnung rauben?

Und wißt ihr nicht, daß, was sich liebt, sich neckt?
Wer auf euch schilt, dem seid ihr erst gefährlich.
Auch hinter Hussein's schnödem Hohn versteckt
Sich seine Schwäche nur, das sieht man klärlich.
Trotz schwarzer Haut und Mohrendialect
Ist er ein braver Kerl, getreu und ehrlich,
Und wenn er jetzt auch lästert, frech und cynisch,
Nicht allezeit dacht' er so misogynisch.

Auch ihn hat einst gelehrt die süße Qual
Ein wollenhaarig Kind von seinem Stamme,
Bis ihm den Schatz ein Seelenkäufer stahl.
Seitdem verraucht ist diese schwarze Flamme,
Kennt er zwar nur „die Weiber im Plural",
Doch wusch die Zeit noch nicht mit schwarzem Schwamme
Das schwarze Bild aus seinem schwarzen Herzen,
Und mit empfindet er des Jünglings Schmerzen.

Trotzdem ging er zu Bett und schlief im Nu,
Und wacht' erst wieder auf nach sieben Stunden.
Sofort ließ ihm die Neugier keine Ruh,
Ob Kalilbad des Mädchens Spur gefunden.
Doch stumm und düster nickt der Fürst ihm zu;
Sein mattes Auge sprach: sie ist verschwunden!
Laß mich allein! winkt ihm die Hand, die schlaffe,
Und unberührt blieb heut Tschibuk und Kaffe.

Man war zu Astrachan in der Cultur
Noch weit zurück. Kein drahtbeschwingter Steckbrief
Folgt' unentrinnbar einer Diebin Spur,
Die mit dem Herzen des Monarchen weglief.
Die Polizei, die Alles sonst erfuhr,
War diesmal blind und taub, und kein Detective,
So viel man Späher schickt' auf alle Pfade,
Erwischte Mophetus' und Cancrelade.

Doch überm Suchen ward das Abenteuer
Des Fürsten bald im ganzen Lande ruchtbar.
Von Haus zu Häusern, wie ein laufend Feuer,
Drang das Gerücht, an tollen Lügen fruchtbar.
Zumal die Frauen reizt' es ungeheuer,
Zu wissen, wer der nächtliche Besuch war,
Und alle Schönen hofften schon im Stillen,
Bald den vacanten Posten auszufüllen.

Sie dachten, da nun Bresche sei, so lasse
Die stolze Veste sich mit Sturm gewinnen.
Wo nur der Fürst sich zeigte, war die Gasse
Verlegt von holden Wegelagrerinnen.
Gedichte, Blumen regnet' es in Masse,
Man mühte sich, Toiletten zu ersinnen,
In Schnitt und Farb' und Stoff höchst überschwänglich,
Und manche selbst ein wenig stark verfänglich.

So schlich sich einst ein Fräulein in den Garten,
Bis zur Fontaine, dort mit nassem Haar
Im Nixenkleid den Fürsten zu erwarten,
Obwol das Baden hier verboten war.
Er kam und glaubte, daß ihn Träume narrten;
Kaum aber ward die Wirklichkeit ihm klar,
So kehrt' er um, als stäch' ihn die Tarantel,
Und rief: Man bring' ihr einen Bademantel!

Daß er sich nur vorm gröbsten Zudrang rette,
Blieb er zu Haus; da ward er überlaufen
Bei Tafel, beim Billard, sogar im Bette,
Denn alle Diener ließen sich erkaufen.
Selbst der Wesir, der eine sehr kokette
Tochter besaß, schickt sie mit einem Haufen
Depeschen einst direct an Serenissimum:
„Papa sei krank und sende dies Citissimum."

Das endlich ward dem Fürsten doch zu bunt,
Und er beschloß, kurzweg sie abzuspeisen.
Dem treuen Volk that er in Gnaden kund,
Er sei gerührt von so viel Gunstbeweisen,
Doch fühl' er sich schon längst nicht recht gesund;
Die Aerzte riethen ihm, ein Jahr zu reisen,
Auch wünsch' er selbst zu sehn, wie Potentaten
Ihr Volk beglücken in Verfassungsstaaten.

Und andern Tags mit wenigen Begleitern —
Hussein blieb nicht zu Hause — ritt er fort.
Wol hofft' er unterwegs sich aufzuheitern,
Doch folgt die Schwermuth ihm von Ort zu Ort.
Hier nun berichtet der Chronist des Breitern,
Was er erlebt' und sah in Süd und Nord,
Gleich Herzog Ernst, ganz fabelhafte Dinge,
Die ich als Freund der Wahrheit überspringe.

Von Erdbeschreibung herrschte nur ein blasser
Begriff zu jener Zeit in Astrachan.
(Nach Bayern (sic!) fuhr Kalilbad zu Wasser;
An der Bavaria scheiterte sein Kahn!)
Auch sagt von Land und Leuten der Verfasser
Viel Fabelhaftes, ja, er hegt den Wahn,
Die Christen sei'n im Ganzen nicht humaner,
Gelehrter, keuscher, als die Astrachaner.

Hier wäre zu satirischen Seitenhieben
Im Stile des Lord Byron Raum genug.
Doch wir, die minder abzuschweifen lieben,
Gehn über diese Reise fort im Flug.
Kurz, als der junge Fürst sich umgetrieben
Zwei Jahr' und drüber, fühlt' er einen Zug
Zur theuren Heimat, und nach Hause eilt er,
Erfahrner, als er ging, doch nicht geheilter.

Wen darf es wundern! Zwar die Luft verändert,
Doch nicht das Herz, wer übers Meer entflieht.
Sein Mund ist bleich, sein Auge tief umrändert,
Als er die Heimatherde wiedersieht.
Die Stadt, bekränzt, beflaggt und buntbebändert,
Gemahnt ihn, da er durch die Thore zieht,
Daß bald der Tag sich naht, wo sie auf's Beste
Sich schmücken wird zu seinem Hochzeitsfeste.

Ach, wie ein durst'ger Pilger der Morgane
Nachtaumelt auf versengten Wüstenpfaden,
So hat in jeder Gauklerkarawane,
In jeder Horde schweifender Nomaden
Er seine Braut gesucht, und Hussein's Plane,
Ihn zum Genuß des Lebens einzuladen
Durch Bajaderen oder Frau'n von Stande,
Aufs Kläglichste verrannen sie im Sande.

Nun, da den Heimgekehrten der Wesir
In Ehrfurcht mahnte des geschwornen Eides,
Auf Einmal stand Gülnare's holde Zier
Vor seinem Geist. Voll bittren Herzeleides
Seufzt' er und senkt die Augen trüb' und stier
Zur Erde. Dann statt freudigen Bescheides
Stieß er hervor: Oh, mög' euch Allah strafen,
Daß ihr mich elend macht! Ich will's beschlafen. —

Doch ach, nicht über Nacht kam guter Rath.
Am Morgen ließ er sich die Bilder bringen
Der Königstöchter, die im schönsten Staat
In Oel gemalt im Reichsmuseum hingen.
Doch ob auch Jegliche ihr Bestes that,
Das spröde Herz zu fahn in Liebesschlingen
Mit Näschen, Mäulchen, Aeugelchen und Grübchen,
So schön erschien ihm keine, wie sein Liebchen.

Herzlose Puppen! heuchlerische Schlangen!
Rief Kalilbad und warf sie in die Ecke. —
Indeß war Hussein zum Wesir gegangen,
Daß er ein feines Plänchen ihm entdecke.
Glaubt, sprach er, mit den ölgeschminkten Wangen
Und Firnißbusen kommt man nicht vom Flecke.
Der Fall ist schwierig. Kein gemaltes Feuer
Entflammt uns diesen gletscherherz'gen Freier.

Ihr wißt, wir feiern jedes Jahr im Maimond
Durch sieben ganze Tag' ein Freudenfest,
Das Fest der seidnen Schnur, vom ersten Neumond
Bis sich das erste Viertel blicken läßt.
Brauch ist, daß auch der Fürst der Feier beiwohnt,
Und haßt er auch die Schnur mehr als die Pest,
Da er ein Freund ist freien Athemholens,
Muß er den Brauch doch ehren nolens volens.

Nun, rath' ich, lassen wir im Staatsarchiv
Ein Document entdecken, das besage,
Daß eine tausendjährige Frist verlief
Seit unsres Schnurgesetzes Stiftungstage.
Dies ist gewiß ein bündiges Motiv —
Wie sehr es auch dem Fürsten mißbehage —
Die Nachbarkönige gastlich einzuladen
Zum Jubelfest nach Astrachans Gestaden.

Sie kommen schaarenweis von nah und fern,
Vor Allen die mit Töchtern reich gesegnet.
Hier muß sich's fügen, denk' ich, daß dem Herrn,
So kalt er ist, was Menschliches begegnet.
Am Ende schmilzt doch auch des Gletschers Kern,
Wenn es durch sieben Tage Feuer regnet.
Gedenkt an mich: die schwache Stunde fand sich
Für Jeden, der gesund und über zwanzig.

So sprach der Mohr, und Allen däucht' es weise,
Und ungesäumt ward zum Vollzug geschritten.
Zu liefern die historischen Beweise
Ließ sich das Staatsarchiv nicht lange bitten.
Nun priesen sich beglückt die ältsten Greise,
Daß sie den Tag noch sah'n. Eilboten ritten
Zu allen Königshöfen in die Runde,
Und weit erscholl des Jubiläums Kunde.

Fürſt Kalilbad, ſo ſehr ihm ungelegen
Das Feſt und widrig jeglicher Tumult,
Bequemte ſich, wie weiſe Fürſten pflegen,
Die ihrer Zeit voraus ſind, zur Geduld.
Er ritt den hohen Gäſten ſelbſt entgegen,
Empfing ſie ihrem Rang gemäß voll Huld,
Und fügte ſich in das verhaßte Müſſen,
Den ſchönen Fürſtinnen die Hand zu küſſen.

Wie unter Sternen glänzt der volle Mond,
So ſtrahlt' hervor aus dem erlauchten Kranze
Die reizende Prinzeß von Trebiſond.
Ihr Haar, von röthlich wundervollem Glanze,
(Ein ſogenannt impertinentes Blond)
Verglich ſofort in einer Stegreifſtanze
Der Hofpoet dem Strahlenhaar der Sonne,
Die aufgeht einer Welt zu Luſt und Wonne.

Auf falbem Zelter, prächtig aufgezäumt,
Kam ſie herangeſprengt. Hernieder wallten,
Mit Perlenſchnüren ſiebenfach geſäumt,
Des dunklen Sammtgewandes ſchwere Falten.
Das Pferd, das im Gewimmel ſcheut und bäumt,
Weiß ſie mit einem Ruck im Zaum zu halten,
Und ſehr pikant ſtehn ihrer blonden Mähne
Die ſchwarzen Augen und die weißen Zähne.

Selbſt Kalilbad verneigte ſich geblendet,
Und Huſſein raunte dem Weſir befliſſen
Ins Ohr: Gebt Acht! eh dieſer Tag noch endet,
Hat unſer ſpröder Goldfiſch angebiſſen. —
Das hört der Fürſt, und ſtirnerunzelnd wendet,
Er ſich hinweg, zur Sänfte, wo in Kiſſen
Vergraben ihr Papa, Fürſt Perefis,
Sich von acht ſtämmigen Mohren ſchleppen ließ.

Denn dieſer würd'ge Herr, ſchon hoch in Jahren,
Hat es zu ſolcher Leibeslaſt gebracht,
Daß er nicht gehn, nicht reiten kann, noch fahren,
Und daß die Sänfte ſelbſt ihn ſtöhnen macht.
Ein Mützchen ſaß ſchief auf den weißen Haaren,
Ein alter Schlafrock ohne jede Pracht
Umſchloß die reglos hingeſtreckten Glieder,
Und nur den Fächer ſchwenkt' er hin und wieder.

Doch da ihn Kalilbad begrüßt, verklärte
Sich sein Gesicht. Er eilt' ihm zu gestehn,
Wie sehr er seine Mutter einst verehrte;
Ihr Abbild glaub' er in dem Sohn zu sehn.
Und ob die Etikett' es auch verwehrte,
Konnt' er der Rührung doch nicht widerstehn
Und sprach: O Prinz! Wie würd' es mich beglücken,
Solch einen Eidam an mein Herz zu drücken.

Und dennoch warn' ich Euch vor meinem Kinde,
Das seine Launen wechselt wie April.
Heut ist sie stürmisch, gleich dem Wirbelwinde,
Dann mault sie eine Woche stumm und still.
Sie quält und plagt mein ganzes Hofgesinde
Und macht mit mir nun vollends, was sie will.
Gott weiß, wie meine Frau, so tugendsam,
So mild und fromm, zu dieser Tochter kam.

Solch einen Kobold Euch zum Weib zu nehmen,
Seid Ihr, mein Bester, tausendmal zu gut.
Ein Dschingis-Chan muß diesen Wildfang zähmen,
Mit Härte brechen ihren Uebermuth.
Zwar wird sie hier der Sitte sich bequemen,
Denn sie ist klug; doch, Prinz, seid auf der Hut!
Ich möchte gern mir jeden Vorwurf sparen
Und ohne Kummer in die Grube fahren.

So sprach betrübt der alte Herr und wischt'
Ein Thränlein ab mit seines Aermels Saum.
Doch vor der Schlange, die so gleißend zischt
Und züngelt, bangt dem jungen Adler kaum.
Denn eine reine Glut, die nie erlischt,
Durchlodert schmerzlich seines Busens Raum;
Um einen Blick Gülnarens gäb' er hin
Den ganzen Reiz der Trebisonderin.

Und doch, bei Tafel, als die blonde Schöne
(So fügt' es Hussein) ihm zur Seite saß,
Schien's, daß er sich mit seinem Loos versöhne,
Da Essen er und Trinken schier vergaß.
Nie hört' er auch so süße Schmeicheltöne,
Und trotz der Wink' und Blicke des Papa's
Fing, wie umfächelt von Sirenenstimmen,
In seiner Brust ein Fünkchen an zu glimmen.

Vielleicht war der Champagner mit im Bunde.
Wie manches Flämmchen ist durch ihn erglommen
Entre deux verres, bei froher Tafelrunde!
Und wenn zum Nachtisch dann die Mandeln kommen
Und ein Vielliebchen geht von Mund zu Munde,
Hat Mancher schon den Scherz für Ernst genommen
Und ihn gebüßt mit lebenslangem Weh.
Stets war der beste Kuppler ein Souper

Nachts aber, als, allein mit seinem Herzen,
Der Fürst sich auf den Tag zurückbesann,
Schien ihm Verrath an seinen heil'gen Schmerzen
Das Lachen, das ihm listig abgewann
Die blonde Schlange mit geschmeid'gen Scherzen
Gülnarens stummer Schatten schwebt heran,
Das Haar gelöst, mit kummerblassen Mienen;
Nie war sie liebenswerther ihm erschienen.

O Mädchen, rief er, sähst du meinen Jammer,
Du würdest, was ich heut gefehlt, verzeihn.
Nun muß ich hier, ein blöder Selbstverdammer,
Mich winden hoffnungslos in Reu' und Pein! —
Da trat der treue Mohr in seine Kammer.
Herr, sprach er, wie? so traurig könnt Ihr sein,
Jetzt da man schon in jedem Bauernhause
Die Kuchen backt zu Eurem Hochzeitsschmause? —

O, woran mahnst du mich! rief Kalilbad.
Doch du hast Recht: verscherztes Glück beweinen
Ist Wahnwitz. Hilf mir, Hussein! gieb mir Rath:
Sag', welche würde dir die Beste scheinen,
Wenn du dich opfern solltest für den Staat? —
Und Hussein: Herr, das Opfer, sollt' ich meinen,
Ist nicht zu schwer. Ich wäre sehr zufrieden,
Wär' mir die Erste Beste nur beschieden.

Da ist zum Beispiel die Prinzeß Irene
Von Samarkand, die Häßlichste von Allen.
Doch hat sie schönes Haar, süperbe Zähne
Und ein Paar rothe Lippen wie Korallen.
Man sagt, sie sei nicht sehr gescheit, sie gähne
Beim dritten Wort; das ließ' ich mir gefallen.
Dummheit ist Gottesgabe, und die Dümmste,
Glaubt mir, mein Fürst, ist lange nicht die Schlimmste.

Dann die Prinzessin von Byzanz, die Dicke,
Die dreimal stets von jeder Schüssel ißt.
Ihr, theurer Herr, habt ja genug zum Glücke,
Die Gattin satt zu machen, und Ihr wißt:
Wer stark zu essen pflegt, ist ohne Tücke.
Auch Julius Cäsar, der erlegen ist
Dem hagern Casca, lebte wol noch heute,
Umgaben ihn nur wohlbeleibte Leute.

Indeß, zieht Ihr die Magern vor, wie wär' es
Mit Fürstin Badul-Budur, deren Näschen
Spitz wie ein Pfeil? Sie liebt zwar sehr den Xeres,
Und man erzählt, daß, wenn sie erst ein Gläschen
Zu viel genippt hat, sie ein sehr vulgäres
Geplauder führt, gewürzt mit derben Späßchen.
Ihr Vater zog sie auf mit sieben Söhnen;
Ihr müßt den Hofton erst ihr angewöhnen.

Prinzeß Amine mit den blauen Augen
Und weißen Schultern ist ein süßes Kind.
Zwar ihre Renommée soll wenig taugen,
Doch da es nicht die schlechtsten Früchte sind,
Vielmehr die reifsten, dran die Wespen saugen,
So schlüg' ich solche Scrupel in den Wind.
Auch hat als Frau sich Manche sehr erprobt,
Die erst im led'gen Stand sich ausgetobt.

Und — last not least — der Stern von Trebisond
Der, sag' ich's offen, alle doch verdunkelt.
Sie soll die Launen wechseln gleich dem Mond,
Klagt ihre Zofe, und die Sage munkelt,
Daß sie im Zorn den Vater selbst nicht schont.
Doch, theurer Herr, je mehr ein Sternbild funkelt,
Je tiefer wirft's, je schwärzlicher den Schatten.
Ich, dürft' ich Euch zu rathen mir gestatten,

Ich riethe: werbt um Die! Die Etikette
Ist für die schlimmsten Launen Zaum und Zügel.
Wenn Ihr ein Bauer wärt, der Tisch und Bette
Mit seinem Weibe theilt und oft die Prügel,
So drückt' Euch wund vielleicht die goldne Kette.
Doch Ihr, der Ihr des Schlosses rechten Flügel
Bewohnt und Eurer Frau den linken laßt,
Ihr findet Keine, die Euch besser paßt.

Ihr wollt nur Eine Frau; das wird am Ende,
Und wär's die beste, herzlich monoton.
Doch diese, die leibhaft'ge Wetterwende,
Ist Euch ein ganzer Harem in Person.
Jetzt beißt sie Euch, jetzt küßt sie Euch die Hände,
Mit Weinen wechselt Lachen, Huld mit Hohn,
Heut sanft und zärtlich, morgen toll und trutzend,
Und Schulden wird sie machen für ein Dutzend.

So eine taugt zur Königin! Sie bringt
Geld unters Volk, Scandal und neue Moden.
Ihr wißt, o Herr, wie schwer es Euch gelingt,
Zu wurzeln in des Volks gemeinem Boden.
Doch solche Gattin macht Euch unbedingt
Sehr populär. Und da mit Antipoden
Wir überhaupt vortrefflich uns vertragen,
So wüßt' ich keine Bessre vorzuschlagen. —

's ist gut, sprach Kalilbad. Verlaß mich nun! —
Und Hussein ging, mit stillem Triumphiren,
Auf seinen Kupplerlorbern auszuruhn.
Er that das Seine; die Prinzeß mit ihren
Goldblonden Zöpfen mag das Ihre thun. —
Doch Morgens, statt der Blonden zu hofiren.
Beschloß der Prinz, denn heute muß er wählen,
Die Gattin an den Knöpfen abzuzählen.

Betrübt und überwacht, voll Grimm und Gram,
Ging er zum Volksfest, das zu früher Stunde
Im Blachfeld vor der Stadt den Anfang nahm.
Da ragt' ein Schaugerüst in weiter Runde,
Springbrunnen sprühten Wein, und wonnesam
Gab ein Gedüft von ferne schon die Kunde,
Daß sich dem Tag zu Ehren hoch an Spießen
Eintausend feiste Ochsen braten ließen.

Doch um des heil'gen Zwecks auch zu gemahnen,
Erhob sich mitten auf der Wiesenflur
Ein schlanker Bau, geschmückt mit bunten Fahnen.
Nichts trug er, als ein gläsern Kästchen nur,
Darin sich minder *sehen* ließ als *ahnen*
Des Festes Königin, die seidne Schnur, —
Versteht sich: die authentisch tausendjährige,
Die Jubelgreisin selbst, die hochverehrliche.

Ein Treppchen führt hinauf, und wer zehn Thaler
Dran wenden will — so hoch ist das Entrée —
Kann auf dem Gipfel droben, hinter schmaler
Brustwehr, den Schatz betrachten in der Näh'.
Doch fanden sich nur wenige Bezahler;
Den Reichsten grade that der Anblick weh.
Wenn's Gottes Wille, dachten sie mit Fug,
Sieht man und fühlt die Schnur noch früh genug.

Wie sie vom Vater auf den Sohn vererbt war,
Bewies urkundlich nach dem Staatsarchiv
Ein fliegend Blatt, das sehr loyal gefärbt war
Und goldgedruckt von Hand zu Händen lief.
Und wer nicht ganz von Zweifelsucht verderbt war,
Die dort zum Glück noch in den Windeln schlief,
Verrenkte sich den Hals, mit heil'gem Grauen
Zum hehren Staatssymbol emporzuschauen.

Nur Kalilbad sah finster in den Schooß.
Er saß so steinern auf der Hof-Estrade,
Als wär' er nur ein Bild und seelenlos.
Nichts fand vor seinen düstren Augen Gnade,
Kein Waffentanz, kein Gauklervirtuos,
Ja nicht einmal die Bürgerwehrparade;
Kaum gab er Antwort, wenn Fürst Peresis
Redselig ihn befragt' um das und dies.

Doch neben ihm die strahlende Blondine,
Von Hussein früh berichtet, wie es stand,
Saß lächelnd da mit siegesfroher Miene,
Als hätte sie den Ring schon an der Hand.
Die Andern zischelten; Prinzeß Amine
Rümpft' ihr geschminktes Näschen sehr moquant;
Irene gähnt' und aß Confect, die dicke
Prinzessin von Byzanz schoß zorn'ge Blicke.

Das treue Volk, an seines Fürsten Art
Schon längst gewöhnt, begafft die fremden Gäste,
Neugierig, welche wol gewürdigt ward,
Die Schlüssel zu empfahn der stolzen Veste.
Die alten Fürstinnen, die nichts gespart,
Den Rang sich abzulaufen heut beim Feste,
Sah man bedeckt mit Marabouts und Spitzen
Und vor Erwartung große Tropfen schwitzen.

Fern im Gewühl, wo die Geringsten standen,
Melonen essend und zum Zeitvertreib
Die Pferde klätschelnd der Zigeunerbanden,
Stand an den Schranken still ein junges Weib.
Vielfarb'ge Schleier, goldgewirkt, umwanden
Ihr dunkles Haupt und ihren schlanken Leib.
Stumm blieb sie bei dem Lärm, der sie umschwoll,
Und seufzte nur zuweilen kummervoll.

Die Arme hingen schlaff, der Händchen eines
Hielt fest umkrampft ein braunes Tamburin.
Auf ihrer linken Schulter saß ein kleines
Weißköpf'ges Täubchen, das zu schlafen schien.
Von all den muntern Spielen hatte keines
Vermocht, den Blick des Mädchens anzuziehn.
Es ruhten ihre stillen Augensterne
Nur auf dem Glanz des Hofes in der Ferne.

Und aus der Schaar, die lagert unter Zelten,
Tritt jetzt ein Häuptling zu der Träumerin.
Er spricht zu ihr mit Bitten, Drohen, Schelten,
Sie aber blickt kopfschüttelnd vor sich hin
Ein Messer blitzt in seiner Faust; entgelten
Mit ihrem Blut soll sie den Eigensinn.
Da glüht aus ihrem Aug' ein wilder Strahl:
Ich tanze, ruft sie; doch zum letzten Mal!

Und plötzlich, gleich als risse Sturmgewalt
Ein schlankes Stämmchen mit der Wurzel aus,
Fliegt sie, von ihrem Schleier leicht umwallt,
Wie trunken in den offnen Kreis hinaus.
Verwundert sieht das Volk auf die Gestalt,
Die einsam sich gewagt ins Festgebraus,
Und ein Gemurr beginnt sich fortzupflanzen:
Wagt die Zigeun'rin vor dem Hof zu tanzen?

Doch bald verstummt der Zorn. Ein leises „Oh!"
Des Staunens läuft entzückt von Mund zu Munde.
Wohl hat man tanzen sehn, doch niemals so,
Denn mit den Lüften schien das Kind im Bunde.
Es war, als schwebte, flackernd lichterloh,
Ein buntes Feuerflämmchen durch die Runde,
Als ob die Füße, die sandalenlosen,
Den Grund nur streiften, um ihm liebzukosen.

Bekanntlich fand von jeher das Ballet
Bei Hof in Oſt und Weſten warme Gönner.
Fürſt Pereſis, ſelbſt regungslos vor Fett,
War doch in dieſer luſt'gen Kunſt ein Kenner.
Er hatte ſie ſtudirt von A bis Z,
Und niemals war er ſtrahlender, als wenn er
In ſeiner Loge ſaß und übern Rand hin
Die Faux-pas rügt' an einer Figurantin.

Die Elsler, ſagt man, tanzte Weltgeſchichte,
Sogar auch Hegel'ſche Philoſophie.
Ja, bildend auf das Volk in jeder Schichte,
Mehr als ein Weiſer, wirkt ein Tanzgenie.
Auch lernt in dieſem ſinnigen Unterrichte
Ein Diplomat die Kunſt, mit Grazie nie
Das Gleichgewicht (Europa's) zu verletzen
Und über Manches ſich hinwegzuſetzen.

Doch ob der alte Fürſt auch bis zum Grund
Die Kunſt erſchöpft, — hier endet ſein Latein.
Mit aufgeriſſnen Augen, offnem Mund
Saugt er den räthſelhaften Zauber ein.
Die allerhöchſten Hände klatſcht er wund,
Bewegt im Tact, trotz ſeiner Gicht, das Bein
Und wirft — ſo reißt ihn die Begeiſtrung hin —
Sein Schnupftuch zärtlich nach der Tänzerin.

Sie hielt's nicht werth, ſich nur danach zu bücken,
Ihr ſtilles Aug' erhellt kein Freudenſtrahl.
Schmerz ſchienen die Geberden auszudrücken,
Ein Suchen und ein Fliehn in banger Qual.
Was gilt es ihr, die Andern zu entzücken?
Der Eine, den ſie meint, ſtarrt bleich zu Thal;
Er ſieht ſie nicht, er ahnt nicht ihre Nähe!
Da plötzlich übermannt ſie bittres Wehe.

Sie neigt ſich dreimal; ihre Stirne küßt
Die Erde faſt. Dann in beſchwingtem Lauf
O ſeht! erklimmt ſie dort das Thurmgerüſt,
Das die kryſtallne Lade trägt am Knauf.
Ha, welch ein tollkühn frevelhaft Gelüſt
Reißt zu der Schwindelhöhe ſie hinauf?
Das Schneckentreppchen huſcht ſie federleicht
Empor. Ein Schwung — der Gipfel iſt erreicht.

Viel tausend Herzen pochten raschern Schlag,
Da von der Thurmeszinne, nicht gebaut
Für einen Menschenfuß, der straucheln mag,
Das Mädchen einsam in die Runde schaut.
Soll schrecklich enden dieser frohe Tag?
Ist's möglich, daß sie rasend sich getraut,
Auf schmalem Raum, kaum fußbreit, um den Kranz
Der Zinne sich zu drehn im Wirbeltanz?

Sie wagt es! — tanzt! Wie wenn ein Wölkchen Rauch
Auf der verlöschten Kerze schwankt im Winde,
So wallt sie hin, ein körperloser Hauch,
Als ob sie kein Gesetz der Schwere binde.
Die Taube, treu dem eingelernten Brauch,
Umflügelt bang das Haupt dem Feeenkinde,
Und schaurig — eine Geisterstimme schien's —
Erklirrt der Schellenklang des Tamburins.

Lautlos, als könn' ein Ruf die Seele wecken,
Die dort nachtwandelnd mit dem Tode spielt,
Starrt alles Volk hinauf in bleichem Schrecken
Nur Kalilbad saß theilnahmlos und hielt
Den Kopf gesenkt, wie Vögel ihn verstecken
Matt unterm Flügel, wenn sie wolgezielt
Ein Pfeilschuß traf. Er denkt nur, kummervoll,
Daß, wenn die Sonne sinkt, er wählen soll.

Da aus der hohen Himmelsluft hernieder
Dringt ein Gesang erschütternd an sein Ohr.
Die Stimme — träumt er's nur, daß sie ihn wieder
Umtöne, die er ach, so lang verlor?
Ein Zittern rinnt ihm heiß durch alle Glieder,
Mit scheuem Staunen späht sein Aug' empor,
Da sieht er die Gestalt im Dufte droben
Vom letzten goldnen Strahl des Tags umwoben.

Sie sang, und ach, so rührend klang die Weise,
Daß Mitleid sich in alle Herzen stahl.
„Lebwohl, o Fürst, und die ich selig preise,
Erkorne Braut, beglücke den Gemahl!
Ich geh' hinweg auf eine dunkle Reise
Der Tanz ist aus; lebwohl zu tausendmal!"
Und dicht sich hüllend in ihr luft'ges Kleid,
Hebt sie die Arme, wie zum Sprung bereit.

Gülnare! tönt ein Schrei, halt ein, halt ein!
Du reißeſt ja mein Leben mit von hinnen.
O, du Verlor'ne, o, nun ewig mein,
Ich komm', ich komm' empor zu deinen Zinnen! —
Und ehe noch die Königstöchterlein
Und die erlauchten Mütter ſich beſinnen,
Sieht man den Prinzen ſchon die Wendelſtiegen
Hinauf zum Gipfelrand des Thurmes fliegen.

Und wie er jetzt, von Glück und Liebe trunken,
Im Sturm erreicht das ſchmale Zinnenrund,
Hebt er das Kind, das bebend hingeſunken,
An ſeine Bruſt und küßt ihm Stirn und Mund.
Im Weſt verſprüht der letzte Sonnenfunken,
Da feierlich verkündet er den Bund.
„Hier", ruft er über alle Tiefen hin,
„Hier, Aſtrachan, ſieh deine Königin! — —"

Geſteht: nicht wahr? ein wenig theatraliſch
Wirkt dieſe Löſung, wie ein Schlußtableau,
Brillant beleuchtet, griechiſch und bengaliſch
Und die Muſik fällt ein unisono.
Doch iſt auch dies, wie Alles, archivaliſch
Beglaubigt; mein Chroniſt erzählt es ſo,
Als fänd' er ſelber ſeinen Stoff bequem
Für ein Libretto oder Tanzpoem.

Doch ſagt er auch, daß dieſes wunderbare
Finale ſchlecht das Publicum erbaut.
Noch weiß man nichts vom Feeenkind Gülnare,
Als daß ſie kühn zu tanzen ſich getraut,
Und eine Tänz'rin, die als leichte Waare
Zu gelten pflegt, fürwahr, zur Königsbraut
Scheint ſie ſo ſchlecht zu paſſen dortzulande,
Wie eine Lola einſt am Iſarſtrande.

Selbſt König Pereſis, der Ballerinen
In jüngern Jahren ſtark den Hof gemacht,
Saß turbanſchüttelnd mit verblüfften Mienen
Und brummte laut: Wer hätte das gedacht!
Doch als die Liebenden vor ihm erſchienen
Und nun Gülnare, trotz der ſchlichten Tracht,
An Schönheit überſtrahlt die Prinzeſſinnen,
Läßt ſich der alte Herr im Nu gewinnen.

Er reibt sich schmunzelnd schadenfroh die Hände
Und ruft: „'s ist meiner Tochter Recht geschehn.
Sie meinte, daß kein Herz ihr widerstände
Und muß nun ohne Mann nach Hause gehn.
Doch jetzt erzählt vom Anbeginn zum Ende:
Wo habt Ihr, Prinz, den Schatz zuerst gesehn?
Bei Mahom's Bart, das ist ein Abenteuer —
Es bringt mich alten Knaben ganz in Feuer! —"

Und Kalilbad — o einfach edle Sitten! —
Vor allem Volk erzählt er den Roman,
Wie sie zuerst entflohn trotz seiner Bitten,
Und er, dem es ihr Zauber angethan,
Auf ihrer Spur die weite Welt durchschritten.
Da hob sich tausendfacher Jubel an,
Und in das Hoch des Volks stimmt auf der Stelle
Mit Paukenwirbel ein die Hofkapelle.

Nun drängten Alle sich heran zur Cour,
Vom letzten Bettler bis zu den Wesiren.
Stumm blieb es auf der Hoftribüne nur;
Der gute Ton schien völlig einzufrieren.
Die Mütter machten traurige Figur,
Die Töchter rächten sich durch Medisiren:
„Nein, welch ein Teint! — und dieser Wuchs! — ich wette,
Sie wäscht sich nie; — und seht nur die Toilette!"

Der Stern von Trebisonde war erblaßt,
Und Badrul-Budur zischelt mit Aminen;
Und bei dem Hofball Abends im Palast
War keine von den Fürstinnen erschienen.
Das fehlte noch, der Braut, so tiefverhaßt,
In ihrem Glück zur Folie zu dienen.
Nein, keinen bessern Ausweg kann man wählen,
Als sich sofort französisch zu empfehlen.

„Seht, Herr", sprach Hussein, als er dies berichtet,
„So habt Ihr meine Hoffnungen zuletzt
Auf einen schönen Kuppelpelz vernichtet.
Ich weiß, daß Ihr ihn zehnfach mir ersetzt,
Und habe das Souper Euch angerichtet
Im kleinen Saal, nur zwei Couverte jetzt;
Sonst möchte sich Fürst Peresis erdreisten,
Er ganz allein, Gesellschaft Euch zu leisten. —"

Nachts aber, da schon lang das Volksgewühl
Sich satt getobt mit Tanzen, Singen, Essen,
Ruht still das Mädchen auf demselben Pfühl,
Auf dem sie damals reuevoll gesessen.
Und wieder schwebt die Sichel klar und kühl
Im Blau herauf, und Kalilbad, indessen
Der Mohr vergnügt hinausschleicht auf den Zehen,
Kniet vor ihr und bestaunt sein „Kind der Feeen".

Wie war sie lieblich! Hunger, Schmach und Noth,
Die langen Jahr' auf wilden Wanderzügen,
Verlorne Liebe, Sehnsucht nach dem Tod —
Nichts hat den Schmelz gestreift von diesen Zügen.
Die Lippen blühn noch kindlich rein und roth,
Die Brauen sind so scheu gespannt, als frügen
Sie den Geliebten, ob sie's glauben könne,
Daß wirklich Gott so großes Glück ihr gönne.

‚O, Liebster", flüstert sie in tiefem Sinnen,
Mir ist, ich stünde wieder, wie ich stand,
Dem Tod geweiht, hoch auf des Thurmes Zinnen
Und blickte schwindelnd nieder von dem Rand,
Als sollt' ich jetzt im Glück ein Grab gewinnen.
O, halte mich mit deiner lieben Hand,
Daß ich, noch kaum dem bittern Tod entronnen,
Nicht untergeh' in diesen Lebenswonnen! —"

Hier folgt, auf vierzehn enggeschriebnen Seiten
Ein Liebesdialog, den der Chronist
Gleich einem Blumenteppich auszubreiten
Beflissen war, und den ihr gern vermißt.
Wortlos sind alle höchsten Seligkeiten,
Und da der Mohr zu Bett gegangen ist,
Sind wir zu guter Letzt, was sehr zu loben,
Auch des ironischen Nachspiels überhoben.

Zu sagen bleibt nur, daß ein festres Band
Zwei treuverliebte Herzen nie umschlungen,
Daß Kalilbad, bevor ein Jahr entschwand,
Im Arme schaukelt' einen muntern Jungen,
Den er schon früh in Hussein's treue Hand
Zur Pflege gab, vom Unheil tief durchdrungen,
Das leider, mündlich und in Jugendschriften,
Die mehrgedachten Endormeusen stiften.

Doch wie der Mohr auch redlich sich bemühte
Als Großwesir für Cult und Unterricht,
Den Wunderglauben, der in üpp'ger Blüthe
Fortwuchert, tilgte seine Weisheit nicht.
Noch heute spricht man von Gülnaren's Güte,
Schönheit und Huld, wie man von Märchen spricht,
Und Leute selbst, die sehr gebildet sind,
Behaupten: Sie war doch ein Feeenkind.

Die russische Fürstin ....off,

oder

wie man in der hohen Pariser Welt deutsche Literatur treibt.

Von **Ad. Ebeling.**

Erste Lection.

„Verstehen Sie mich recht, cher ami", sagte mir nach den ersten Begrüßungen der alte Professor M., als ich mich im Café Riche, wohin er mir ein Rendez-vous gegeben, eingefunden hatte, „verstehen Sie mich recht, was ich mit einem „allgemeinen Ueberblick" sagen will: nur das Nächstliegende, das Allgemeine; vorzüglich viel interessante biographische Details, und nur um himmelswillen keine langen, gelehrten Raisonnements, keine deutsche Gründlichkeit" (dabei lachte er ironisch); „denn Sie müssen immer bedenken, daß Sie mit einer Dame zu thun haben, noch dazu mit einer hochvornehmen, oder, wie man in Deutschland sagt, durchlauchtigen; deshalb dachte ich auch gleich an Sie, als ich für mich selbst das Anerbieten ablehnen mußte, Sie sind ja ein Freund des schönen Geschlechts" („subjectiv oder objectiv?" schaltete ich fragend ein) — „Beides", antwortete er, „und Sie wissen ja so hübsch zu erzählen." Ich dankte für das Compliment und bat zugleich mit begreiflicher Neugier um weitere Aufschlüsse.

Die Sache war kurz diese: die Gräfin S. suchte einen Professor, um ihrer Tochter, der Fürstin . . . off, Vorträge über deutsche Literatur zu halten, und hatte sich zu dem Ende an den Unterrichtsminister gewendet, um sich Jemanden empfehlen zu lassen. Der Minister hatte den Professor M. vorgeschlagen, den früheren deutschen Lehrer des Grafen von Paris, ein Mitglied der Universität und entschieden einer der bedeutendsten deutschen Lehrer von Paris. Dieser aber, von Amtsgeschäften überhäuft, denn er war auch Inspector der Departementsschulen, hatte einen Ersatzmann zu stellen versprochen und dabei an mich gedacht. Keine kleine Ehre mithin, die ich übrigens weit mehr der Freundschaft des guten Professors als meinen Verdiensten verdankte, und die mich zugleich besorgt machte, ob ich auch der Aufgabe gewachsen sei. Ich hatte freilich die obenerwähnte beruhigende Zusicherung des Professors, aber es gibt auch hochgestellte Damen, und ich selbst hatte bereits solche kennen gelernt, die oft tüchtige solide Kenntnisse besitzen und dieselben auch sehr gut geltend zu machen wissen.

Ich durchblätterte daher noch an demselben Abend den vortrefflichen Leitfaden von Heinr. Kurz, las auch ein wenig in dem letzten Bande von Hillebrandt's Nationalliteratur, die mir stets mehr zugesagt hat, als die des Gervinus, und ging (d. h. ich nahm ein Coupé und noch dazu das eleganteste, das ich finden konnte, um standesgemäß zu erscheinen)

am nächsten Nachmittag, und wie die Stifter'schen Helden „in feines Schwarz gekleidet", in das mir bezeichnete Hôtel der Elysei'schen Felder, um mich persönlich vorzustellen. Der Satz, lieber Leser, ist etwas lang und geschraubt, aber Unsereiner macht auch nicht täglich einer russischen Fürstin seine Aufwartung.

Das Hôtel gab mir sogleich einen vortheilhaften, d. h. vornehmen, Begriff von den Bewohnern: der dicke gepuderte Portier mit dem dreieckigen Hute und dem goldbetreßten, breitschößigen Frack nickte wie ein Zeus, aber wie ein Offenbach'scher, auf meine Frage, ob die Damen zu sprechen seien, zog darauf gravitätisch den Cordon, um mir die Glasthür des Vestibüls zu öffnen und ließ zugleich ein leises elektrisches Glockenspiel los, das mich oben in der ersten Etage anmeldete. In den meisten vornehmen Pariser Häusern erscheint nämlich seit einigen Jahren der Besuchende immer mit Musik. Im Vestibül erschrak ich beinahe, ich, der doch sonst an das nil admirari so Gewöhnte: ich erblickte mich in einem ungeheuren Spiegel, der die ganze hintere Treppenwand einnahm; sonst stand in dem weiten Raume nichts als eine riesige Fächerpalme, aber nicht wie die Heine'sche „im brennenden Wüstensand", sondern in einem goldenen Gestell, von zierlichen Schlingpflanzen umrankt, und die weiche, milde Treibhausluft ließ mich den naßkalten Winter draußen (es war im Februar) völlig vergessen. Ein solcher Spiegel ist übrigens, nebenbei bemerkt, gar keine so üble Sache, wenigstens für die ankommenden Damen, die noch schnell einen letzten Blick hineinwerfen, hier ein Schleifchen, dort ein Püffchen zurechtrücken, auch das obligate Lächeln noch einmal wiederholen, um in der nächsten Minute tadellos oben im Salon zu erscheinen, denn von dem Eindruck des ersten Moments hängt bei solchen Besuchen Alles ab. Ein Mann geht schon gleichgültiger vorüber, vollends Einer, der, wie ich, den Kopf voll literarhistorischer Notizen hat. So stieg ich denn die breite, schneeweiße Treppe mit dem blitzenden Broncegeländer hinauf, der dunkelrothe, schwarzgesäumte Teppich war so elastisch weich, daß man wirklich in solchem Hause sorglos die Treppe hinunterfallen könnte, ohne sich weh zu thun.

Das Glockenspiel war richtig für den Kammerdiener ein qui vive! gewesen; er erwartete mich oben an der offenen Thür des Entréezimmers, ebenfalls in „feines Schwarz" gekleidet wie ich, vielleicht in feineres, aber er hatte eine weiße Cravatte, die wir nur bei großen Gelegenheiten anlegen. Ich gab ihm meine Karte, er trug sie hinein und kam sofort wieder zurück, um mir den Weg an einigen prächtigen Sèvresvasen vorüber und durch verschiedene reichgestickte Portièren in das Boudoir der Gräfin zu zeigen.

Die Frau Mama empfing mich überaus freundlich, ohnehin habe ich eine Schwäche für alte vornehme Damen, vielleicht weil ich in meinem Leben das Glück gehabt, so viel liebenswürdige kennen zu lernen. Der Minister habe ihr so viel Gutes von mir gesagt (ich merkte sofort, daß sie mich für den Professor M. hielt), sie freue sich, daß die Wahl Sr. Excellenz grade auf mich gefallen sei u. s. w. Ich verneigte mich stumm;

plötzlich schien sie sich indeß zu besinnen und fragte mich erstaunt: „Aber Sie können unmöglich schon Lehrer des Grafen v. Paris gewesen sein?“ Da mußte ich denn mit der Sprache und der Wahrheit heraus und producirte zugleich einen Empfehlungsbrief meines alten Collegen, um mich doch wenigstens zu legitimiren. Natürlich schilderte mich der Brief als einen so bedeutenden Mann, daß die Gräfin sich fast zu dem unverhofften Tausch Glück zu wünschen schien. Sie sprach sodann von ihrer Tochter und ich erfuhr so ziemlich dasselbe, was ich bereits wußte. Der Fürst, ihr Schwiegersohn, setzte sie hinzu, sei auf seinen Gütern in Rußland, zur Regulirung seiner väterlichen Erbschaft, und gerade zu dieser Erbschaft gehöre auch das Stammschloß der Familie mit einer kostbaren deutschen Bibliothek, und es wäre doch Schade, wenn die junge Frau, bei einem späteren dortigen Aufenthalte, dieselbe unbenutzt lassen sollte. Dies sei ein Hauptgrund zur Wiederaufnahme der deutschen Literaturstudien; ein zweiter nicht minder wichtiger Grund sei freilich auch der Wunsch nach geistiger Unterhaltung und Zerstreuung, zumal die Aerzte der Fürstin für den Winter alle Gesellschaften, Bälle, Theater u. s. w. verboten hätten, denn sie sei leidend und bedürfe der Ruhe und Schonung.

Wir begaben uns alsdann in den großen Salon, in den ich bereits während unserer Unterhaltung mehr als einen neugierigen Blick durch die Wand aus Spiegelglas hinein geworfen hatte. Dieser Salon war ein Eldorado von blühenden Topfgewächsen, die amphiteatralisch und auf eleganten Etagèren die Wände bedeckten: breitblättrige Bananen zwischen rothen und weißen Camellien, ein Rosenflor in allen Nuancen, dann wieder gefiederte Mimosen und Aloen, bunte Agaven und Cactuspflanzen — wirklich ganz wie eine Blumenausstellung; hier und da, halb unter Laubwerk versteckt und in zierlichen Käfigen, ausländische Vögel, hochrothe Cardinäle, pechschwarze, langgeschwänzte Fasänchen, Reisvögel und kleine Inséparables; dazu himmelblaue Atlasmöbeln und kostbare Mosaiktische, die ich jedoch kaum bemerkte, denn dergleichen sieht man ja in Paris überall; aber einige schöne Oelgemälde aus der alten spanischen Schule verdienten schon mehr Beachtung. Die helle Wintersonne schimmerte durch die rosa gefütterten Spitzenvorhänge und übergoß Alles mit rothem Glanz.

Auf der anderen Seite des Saales befand sich das Boudoir der Fürstin und die Gräfin führte mich hinein. Die junge Dame lag auf einem Ruhebett und, was mir sofort auffiel, sie sah nicht im geringsten krank aus. Die Mutter schien meine Gedanken zu errathen, denn sie sagte: „Meine Tochter ist auch im Grunde gar nicht krank, aber sie muß sich sehr in Acht nehmen, es nicht zu werden“, und dann stellte sie mich vor.

Jean Paul würde hier gewiß ein Extrablättchen über das Kranksein der vornehmen Damen einschalten; ich sehe aber zu meinem Schrecken, daß ich noch immer in der Einleitung bin und daß ich die Leserin (natürlich wende ich mich zunächst an sie, da ja auch meine Vorlesungen für eine Dame bestimmt waren) allzulange auf die Eröffnung des

Cursus warten lasse. Die Präliminarien waren übrigens sehr einfach und nachdem ich mich von der Fürstin, mit einem huldvollen „au revoir à demain" ihrerseits, beurlaubt hatte, bemerkte die Gräfin noch kurz, während wir durch den großen Saal zurückgingen, daß ich, wenn es anders meine Zeit gestatte und es mir Vergnügen mache, täglich kommen dürfe und daß ich ihr auch sagen müsse, ob ich mit dem Honorar von einem Louisd'or für die Stunde zufrieden sei. Ich antwortete selbstverständlich nur mit einer tiefen Verbeugung, die freundliche Dame drückte darauf an einen Kristallknopf über dem Kamin und ich vernahm wieder das elektrische Glockenspiel, um die Dienerschaft zu benachrichtigen, mir das Geleit zu geben. Unten stand, genau in derselben Positur wie bei meiner Ankunft, der dicke vergoldete Portier, aber es schien mir doch, als ob er salutirte. Beschwören kann ich es freilich nicht. Beim Nachhausefahren (ich hatte richtig das Coupé halten lassen) fiel mir ein alter Onkel aus meiner Jugendzeit ein, der mich einst, als ich schon Student war und einmal en passant von Paris sprach, wo schon Mancher sein Glück gemacht habe, mit den Worten abkanzelte: „Was fällt Dir ein? Du würdest Dir dort Dein Frühstück nicht verdienen können; in Paris braucht es ganz andere Leute wie Du." Er meinte es gewiß gut, aber wenn er diesen fürstlichen Louisd'or per Stunde in meiner Zukunft hätte schimmern sehen, so wäre er wahrscheinlich milderen Sinnes geworden, namentlich in jener Zeit, wo ein Louisd'or eine so bedeutende Summe war, daß wir ihn höchstens zweimal im Jahr, an unserem Geburtstage und zu Weihnachten, bekamen und ihn dann wenigstens noch einen Monat lang sorgfältig hegten und pflegten. Hatte doch sogar Napoleon auf Sanct Helena gesagt, er brauche, wenn England ihn zwingen wolle, als gewöhnlicher Officier zu leben, nur einen Louisd'or täglich. Doch ich gerathe auf Abwege; es waren dies aber die Gedanken, unter denen ich in meiner Wohnung ankam, die mir auffallend simpel erschien; der Hillebrandt lag noch aufgeschlagen auf meinem Schreibtische.

. . . „ Der Ritter wird künftig
ungemeldet vorgelassen".

Dies oder Aehnliches hatte vermuthlich die Frau Gräfin befohlen, denn als ich mich am nächsten Tage wieder im Hôtel einfand, salutirte der Portier ehrerbietigst (diesmal sah ich es deutlich); das Glockenspiel begann sofort, die Thüren gingen wie von selbst auf und schon in der nächsten Minute begrüßte ich die Fürstin.

Einige kurze Vorbemerkungen waren durchaus nöthig, um doch in Etwas das Terrain zu sondiren, das ich nun betreten sollte; ich fand aber bald, daß die junge Dame sehr unterrichtet und belesen war und zwar nicht allein in Bezug auf französische und englische, sondern auch deutsche Literatur, um die es sich zunächst handelte. Schon der Umstand, daß die Fürstin alle drei Sprachen so geläufig sprach wie ihre Muttersprache (italienisch ebenfalls), war der beste Beweis ihrer sorgfältigen

Erziehung. Dies ist indeß nichts Seltenes in den vornehmen russischen Familien; das außerordentliche Sprachtalent der Russen ist namentlich eine so allgemein constatirte Sache, daß ich kaum nöthig gehabt hätte, es hier zu erwähnen. Natürlich handelt es sich dabei einzig und allein von den reichen privilegirten Classen, die vielleicht cosmopolitischer sind als irgend welche eines anderen Volkes; so cosmopolitisch, daß der Czar ganz Recht hat, für seine vornehmen Unterthanen das Reisen in's Ausland und den Aufenthalt daselbst an ein specielles Autorisationsgesetz zu knüpfen, weil sie sonst sehr wahrscheinlich Alle auf und davon gehen und nie wieder kommen würden. So müssen sie aber sämmtlich von Zeit zu Zeit, und mindestens alle zwei oder drei Jahre, acte de présence in der Heimat machen, um diese Erlaubniß zu erneuern, die oft genug verweigert wird, noch dazu ohne den allergeringsten plausibeln Grund, den ein Autokrat ohnehin nicht anzugeben und auch nicht zu haben braucht. Etwa wie zur Zeit Ludwig's XIV. in Frankreich: „car tel est notre bon plaisir", eine Phrase, die unter jedem königlichen Decret und auch unter den berüchtigten lettres de cachet stand, die irgend einen Misliebigen oder Unbequemen in der Nacht aus dem Bette holte und ohne weitere Procedur in die Bastille schafften, deren ewigstumme Zellen ihn stets bereitwillig aufnahmen, aber nur selten der Welt zurückgaben.

Doch ich wollte ja von Klopstock reden, um nach einem gewissen Plane zu verfahren („die deutsche Gründlichkeit", von welcher der alte Professor M. gesprochen) und mit dem großen Barden die eigentliche Neuzeit unserer vaterländischen Literatur einleiten. Ich hatte mir deshalb die Phrase notirt: „Der Ruhm Klopstock's gründete sich zunächst auf seinen" . . . aber die Fürstin ließ mich den Satz nicht vollenden, sondern unterbrach mich mit der lebhaften Frage; „Grand dieu, Sie werden mir doch nicht den „Messias" vorlesen wollen?"

„Ich wollte das Werk nur nennen, gnädigste Frau", entgegnete ich und freute mich dabei über meine Geistesgegenwart, „denn es ist sein bedeutendstes, da Sie es aber schon genannt haben, so kann ich weiter gehen."

„Ich habe also Recht, was ich auch schon oft von sehr gelehrten Herren versichern hörte, daß man den „Messias" nur dem Namen nach zu kennen braucht und nicht nöthig hat, ihn zu lesen?"

„Wenigstens Damen nicht", antwortete ich ausweichend; „obwol ich mich aus meiner Jugend einer Dame erinnere, die den Messias nicht allein von Anfang bis zu Ende gelesen, sondern auch ganze Stellen davon auswendig wußte."

„Impossible! und wer war diese Dame, Monsieur, wenn ich bitten darf?"

„Meine eigene Tante, Durchlaucht, eine sehr geistreiche, gebildete Frau, bei der ich schon im sechsten Jahre die Schiller'schen Balladen lernen mußte und jedesmal vor dem Frühstück, wegen des Puddings oder sonst eines süßen Gerichts, von dem ich nichts bekam, wenn ich schlecht recitirt hatte."

„Es ist wahr, Sie sind ja aus Hamburg, wie Sie gestern sagten; da waren Sie ja an der rechten Quelle, um viel aus dem Leben des großen Mannes zu erfahren."

„Gewiß", entgegnete ich, „und um so mehr, als einer meiner Vorfahren ein intimer Freund Klopstock's gewesen und als sein nächster Nachbar täglich mit ihm zusammenkam.*)

„Ei, das ist ja sehr interessant!" rief die Fürstin, erhob sich etwas von ihrer Chaise-longue und drückte auf ein weißes Knöpfchen (das Glockenspiel war überall) und in demselben Moment erschien auch schon der Kammerdiener (diesmal war es der italienische), der augenscheinlich draußen vor der Thür gestanden haben mußte, um so schnell bei der Hand zu sein. „Carlo", sagte sie in der harmonischen Sprache Dante's, „ich bin für Niemand zu sprechen; sollte Besuch kommen, so führen Sie ihn zu meiner Mama." Der Diener verbeugte sich ebenso stumm wie tief und verschwand. „Sie sehen", fuhr sie gegen mich gewendet fort und legte sich wieder in die weichen Atlaskissen, „daß ich die nöthigen Vorkehrungen treffe, um ungestört zu sein; bitte, erzählen Sie."

„Es sind im Grunde nur unbedeutende Jugenderinnerungen", entgegnete ich, „die sich aber direct an die Oertlichkeiten knüpfen; die Personen waren natürlich schon damals längst todt. Das Klopstock'sche Haus lag in der Königstraße und war nach einem Hamburger Ausdruck ein sogenanntes „aufgetrepptes", d. h. mit einer freiliegenden Doppeltreppe versehen, wie man sie noch in den deutschen Reichsstädten häufig findet. Es wohnte ein alter Notar darin, der mit großer Pietät die Zimmer und übrigen Räume so gelassen, wie er sie als junger Mann sofort nach dem Tode Klopstock's bezogen und der sogar einige Mobilien und sonstige Geräthe aus dem Nachlaß des Dichters an sich gebracht hatte, die er den Freunden und Verehrern desselben gern zeigte. Heine, der ebenfalls zu Anfang der dreißiger Jahre, bevor er seinen bleibenden Aufenthalt in Paris nahm, viel in Hamburg lebte und auch Schulden machte, die aber sein reicher Onkel Salomon, der die Herzensgüte selbst war, stets liberal bezahlte, behauptete freilich, unter dem ganzen Klopstock'schen Nachlaß sei nur Ein Stück wirklich authentisch und echt, nämlich seine Perrücke, die er von den Erben Gottsched's gekauft und an Sonn- und Festtagen getragen habe; aber Heine machte sich bekannt-

*) Mein Großonkel, Christ. Dan. Ebeling, gestorben 1817 zu Hamburg als Professor der Geschichte und Geographie, und namentlich als Geograph eine der ersten Autoritäten seiner Zeit. Sein großes Werk über Nordamerika ist noch heute einzig in seiner Art. Der Congreß schickte ihm eine Deputation, um ihm dafür zu danken und ernannte ihn zum Ehrenbürger der Vereinigten Staaten. Er war mit Büsch der Gründer der Hamburger Handelsakademie und vollendete nach Büsching's Tode dessen „Erdbeschreibung." Er unterschrieb sich oft, freilich nur zum Scherz, denn er war überaus einfach und bescheiden, aber mit vollem Recht: „Mitglied sämmtlicher gelehrten Gesellschaften Europas." Ich nenne ihn hier um so lieber, als ich in der neuesten Ausgabe des Brockhaus'schen Conversationslexicons seine Biographie, die in allen früheren Ausgaben stand, unbegreiflicher Weise gestrichen finde. Allerdings nicht die einzige Auslassung der Art des sonst so verdienstlichen Werkes, die aber hier fast zu einer Ungerechtigkeit wird. „Ehren wir unsere Väter", sagt schon Goethe, „denn ihnen verdanken wir, was wir haben und sind."

lich über Alles lustig, sogar über sich selbst, und verdient deshalb keinen Glauben. Auch sagte er mir hier in Paris, wo ich ihn manchmal besuchte und einst die Rede auf diese Anecdote brachte: „Lassen Sie sich doch nicht solches Zeug aufbinden; das erfinden die Berliner, um mich lächerlich zu machen."

„Sie haben auch Heine gekannt?" unterbrach mich die Fürstin, „und haben ihn in seiner schrecklichen Krankheit besucht? Ich wollte im vorigen Winter seine „Reisebilder" lesen, aber mein Mann erlaubte es nicht. Sind sie denn wirklich so gefährlich?" (ich lächelte) „und dann sagen Sie, ist es wahr, daß Heine als verstockter Sünder gestorben ist?"

„Erlauben Sie gnädigst, Durchlaucht", entgegnete ich und machte ein möglichst ernsthaftes Gesicht, denn es galt, gleich in der ersten Stunde, meine Docentenautorität zu wahren und dann auch, diesen verfänglichen Fragen auszuweichen, — „Heine gehört einer weit späteren Periode an; gestatten Sie mir vorher, meine Notiz über Klopstock zu vollenden."

„Pardon, Pardon, Sie haben Recht: es war nicht hübsch von mir, Sie zu unterbrechen, bitte, fahren Sie fort. Sprachen Sie nicht von Ihrer Tante?"

„Eben die führte mich zum ersten Male in das Klopstock'sche Haus, nachdem ich Tags zuvor ein paar Strophen aus der Ode an den Erlöser

. . . „Durchlaufen hab' ich die furchtbare Laufbahn,
Und Du hast mir mein Straucheln verziehn . . ."

hatte auswendig lernen müssen, nicht ohne Thränen, aber weniger der Rührung als der Noth, denn als achtjähriger Knabe verstand ich natürlich nichts davon und dann reimten auch die Verse nicht, weshalb ich sie mit dem besten Willen nicht in meinem kleinen Gedächtniß behalten konnte. „Sieh hier", sagte meine Tante und wies auf den ersten, besten Tisch, der ihr gerade in die Augen fiel, hier hat er die letzten Gesänge seines Messias geschrieben, dort in dem anderen Zimmer ist er gestorben, wie ein Heiliger, und sein Leichenbegängniß war das großartigste, das je einem deutschen Dichter zu Theil geworden."

„War es wirklich der Tisch?" fragte die Fürstin leise.

„Sehr wahrscheinlich nicht, Durchlaucht, aber das war im Grunde einerlei; meine Tante wollte nur auf die Phantasie des Kindes wirken und erreichte ihren Zweck vollkommen, denn mich überkam eine wahre Angst. Jetzt freilich, wo ich als Mann an jenen Moment zurückdenke, hat mir diese Erinnerung etwas Ehrwürdiges; denn er erweckte in mir, wenn auch mit unklarem Bewußtsein, den ersten Gedanken an vaterländischen Ruhm. Und was den Tisch betrifft", setzte ich hinzu, weil ich wol merkte, daß dieser meine Zuhörerin am meisten intriguirte, „so ist es damit wie mit den vielen hundert anderen Reliquien großer Männer: man muß nur daran glauben, so ist Alles gut, wenn dann auch der Gegenstand untergeschoben ist, wie er auf der anderen Seite ohne den Glauben noch so echt sein kann und doch keinen Eindruck macht. Sie sehen im Louvre-Museum das verbogene Metallgestell des Sessels, auf

welchem der König Dagobert vor mehr als tausend Jahren gesessen haben soll" . . . „haben soll", wiederholte die Fürstin scherzend . . . „gewiß nur eine Hypothese", fuhr ich fort, „aber er steht doch so im Catalog verzeichnet und der Aufseher citirt ihn ganz ernsthaft als das älteste Stück der Sammlung. An der Ecke des Quai Voltaire und der Rue de Beaune, in dem Hause, wo Voltaire gestorben ist, zeigt Ihnen der dort etablirte Marchand de vins einen alten, abgenutzten rothsammtenen Lehnstuhl, in welchem der berühmte Mann verschied; der Eigenthümer hat ein vergilbtes Pergament, das die Echtheit der Reliquie unterzeichnet und besiegelt, nachweist; und doch habe ich denselben Sessel in dem Londoner Wachsfigurencabinet der Madame Toussaud gesehen, ebenso echt und ebenso beglaubigt, und ein drittes Exemplar war im Besitz des Lord Seymour, der noch dazu ein Voltaire'sches Autograph darüber besaß, das gar keinen Zweifel aufkommen ließ. Und hat man nicht die kleine Guitarre, mit welcher die Rachel als Kind über die Boulevards zog und vor den Kaffeehäusern sang, wenigstens zehnmal nach ihrem Tode für schweres Geld verkauft und immer die echte? . . . Doch nun ist es an mir, Sie um Entschuldigung zu bitten, gnädigste Frau, daß ich mich so weit von meinem anfänglichen Thema entfernt habe."

„O nein! es ist im Gegentheil Alles interessant, was Sie erzählen" . . . (ich sollte hier eigentlich diese Complimente nicht so nachschreiben, aber ich muß doch historisch treu sein). So kam ich denn über den König Dagobert, Voltaire und die Rachel wieder auf Klopstock zurück.

Ich erzählte von dem Kirchhof zu Ottensen bei Altona, wo der Sänger des Messias unter der prächtigen Linde begraben liegt:

„Saat, gesäet von Gott, am Tage der Garben zu reifen."

neben seiner Meta, die er so sehr geliebt.

„So sehr doch wol nicht", warf die Fürstin schnell ein, „denn er hat sich nach ihrem Tode zum zweiten Male verheirathet, was mir nie gefallen wollte."

Ich wunderte mich mit Recht über diese literarhistorische Detailkenntniß bei einer Dame, die vermuthlich von Klopstock so gut wie nichts gelesen hatte, aber sie bewies mir auf's Neue, daß Frauen ein merkwürdiges Gedächtniß für biographische Kleinigkeiten berühmter Menschen haben, vorzüglich wenn dieselben direct den weiblichen Ideenkreis berühren.

„Seine zweite Ehe", bemerkte ich, um doch Etwas zu sagen, „schloß der Dichter erst im 69. Jahre und über 30 Jahre nach dem Tode seiner ersten Gattin; jedenfalls mildernde Umstände, Durchlaucht" . . aber die Fürstin schien dadurch nur halb befriedigt zu sein.

Ich wollte nun ein Paar Worte über den gewaltigen Einfluß Klopstock's auf die deutsche Literatur und Sprache hinzufügen, als sich die Thür des großen Salons leise öffnete und die Gräfin hereintrat. „Ich störe gewiß, liebes Kind", sagte sie zu ihrer Tochter gewendet, nachdem sie meinen ehrerbietigen Gruß auf das freundlichste erwiedert hatte, „aber ich glaube, die Stunde ist bereits verflossen; Madame

Laure ist gekommen und hat die Kaschmirproben mitgebracht." Sie legte bei diesen Worten ein kleines Paket auf die Chaise-longue, das die Fürstin fast abwehrend zurückschob, als wage sie nicht, es zu öffnen. Dabei sah sie mich mit einem fragenden Blick an, der Alles sagte.

Ein Tiger wäre hier weich geworden, und ich rief sofort: „ich bitte Sie, gnädigste Frau, geniren Sie sich nicht, Sie machen mich ganz verlegen." Da wurde denn das Paket hastig geöffnet, die weichen, prächtigen Stoffe kamen zum Vorschein und wurden geprüft und bewundert. „Es handelt sich um eine Morgenrobe für meine Tochter", sagte die Gräfin zu mir, „helfen sie uns doch wählen, die Herren haben oft einen sehr guten Geschmack." Nun war der arme große Klopstock völlig vergessen, er, „der die Poesie des Herzens und der Empfindung schuf", welche Phrase (von Herder) ich nicht einmal Gelegenheit gefunden hatte, anzubringen. Die Fürstin schwankte zwischen einem hellblauen Muster mit weißen Palmen, das ihr am besten gefiel, und einem rosafarbigen mit violetten Arabesken, das ihrer Mutter mehr zuzusagen schien. Ich sollte den Ausschlag geben, wagte es aber nicht; man hätte ein Talleyrand sein müssen, um an dieser diplomatischen Klippe glücklich vorbeizusteuern. So viel verstand ich aber auch davon, um sehr gut zu wissen, daß eine solche Robe zwischen 800 bis 1000 Franken kosten würde. Viel Geld für ein Morgen-Négligé! Unwillkürlich dachte ich an das Honorar, das der alte Göschen in Leipzig dem Dichter des Messias für die ersten beiden Gesänge seines Epos gegeben hatte: Zehn Thaler Courant und Tuch zu einem neuen Rock; damals sagte man freilich noch „Laken". — So endigte meine erste Vorlesung über deutsche Literatur bei der russischen Fürstin . . off.

(Die zweite Lection im folgenden Heft.)

Sturm im Walde.

(Zu dem Bilde von Ludewig.)

Zum Reisigsammeln war die Frau
Des Häuslers ausgezogen;
Der Himmel lachte klar und blau:
Da kam der Sturm geflogen.

Der hat die Wolken wild geballt,
Nun packt er auch die Bäume;
Es ächzt und kracht der ganze Wald
Bis in die stillsten Räume.

Uralte Stämme stürzen hin,
Den Menschen faßt ein Bangen;
Du arme Reisigsammlerin,
Wie wirst Du heimgelangen?

H. G.

Die Metropole der westlichen Welt.

Von **Udo Brachvogel.**

New-York ist eine Amphibie — nicht nur um seiner maritimen Lage willen, mehr noch der Stellung halber, die es unter den Großstädten dieser Erde einnimmt. Ich will deutlicher sein. Es giebt auf der westlichen Hemisphäre keine Stadt, die weniger specifisch amerikanisch wäre als die Empire City. Aber auch eine europäische Stadt kann man sie nicht nennen, wiewol sie dem ersten Blick mindestens eben so viel Vergleichungspunkte mit Paris und London bietet, wie mit ihren amerikanischen Schwestern. Und dennoch hat sie wieder viel zu viel mit diesen gemein, als daß die Familienähnlichkeit geleugnet werden könnte. So steht sie zwischen beiden, ein Mittelding, hineingewachsen mit ihren Fundamenten in amerikanischen Felsengrund, während durch ihre Straßen und über ihre Plätze der volle Luftzug der alten Welt weht. Und so erscheint auch die Behauptung gerechtfertigt, daß keine Stadt ein so kosmopolitisches Gepräge zur Schau trägt, so sehr Weltstadt im eigentlichen Sinne des Wortes sei, wie die, erst zweihundertundfünfzig Jahre zählende, Metropole der westlichen Welt.

Zwei und ein halbes Jahrhundert! Was sind zwei und ein halbes Jahrhundert für eine Stadt? Ein Backfisch-Alter — und kaum das. Und in der That! was auch dieses New-York bereits sei: mit Dem verglichen, was es sein wird, steht es in dem ersten Stadium seiner riesenhaften Entwicklung. Hier zu prophezeien, bedarf es keiner Cassandragabe Es bedarf nur eines offenen Auges für Das, was auf diesen Straßen und Plätzen, auf diesen Landungsbrücken und in diesem Hafen, dem stolzesten der Welt, täglich, ja stündlich vor sich geht. Sichtbares Leben und sichtbares Wachsthum sind hier eins. Dieses junge New-York, mit den bejahrteren Großstädten der andern Hemisphäre verglichen, erinnert an die Kindergestalten in Gulliver's Reise nach Brobdignag oder an „das Riesenfräulein" in Chamisso's anmuthigem Gedichte. Zu welcher Form, zu welcher Höhe des Wuchses wird es herangediehen sein, wenn es erst auf eine Vergangenheit wie jene zurückblicken wird? Um hierauf zu antworten, lasse man der Phantasie alle Zügel schießen. Je kühnere Bilder von dem künftigen Stadt-Giganten sie erzeugt, desto näher dürfte sie der einstigen Wahrheit kommen.

Bisher empfing New-York sein Wachsthum von Europa. Es war und ist das große Entrepot, in dem alle Frachten und alle Einwanderung der alten Welt zusammenströmen und von dem aus dieselben an den nordamerikanischen Continent vertheilt werden. Als Entgelt für die

Mühwaltung, welche diese Vertheilung mit sich bringt, behält es einen ansehnlichen Theil des empfangenen Reichthums an Gütern und Menschen für sich, der Lawine ähnlich, die von allem Schnee, über den sie hinwegrollt, gewisse Massen an sich reißt. Was New-York bisher vom Westen, d. h. von Amerika selbst empfing, kommt dagegen in keinen Betracht. Es ist die Schöpfung Europas von amerikanischem Geist belebt. Es ist ein Conglomerat aller möglichen europäischen Elemente, unter dem Himmel Amerikas zu einem neuen, eigenartigen Ganzen zusammengeschmolzen.

Aber dieses Stadium, in welchem noch der heutige Tag New-York erblickt, wird in seiner künftigen Geschichte nur eine vorübergehende Periode bezeichnen. Die Zeit, da die Mehrung, welche der mächtigen Stadt aus dem eigenen Lande zugeführt wurde, nur einen verschwindend kleinen Theil ihres Wachsthums ausmachte, geht auf die Neige. Schon steht sie an der Schwelle einer neuen Aera in ihrer Entwickelung, die mit einer neuen Aera in der Entwickelung Nordamerikas zusammenfällt. Schon ist der Osten der Vereinigten Staaten und die atlantische Küste nicht mehr die ausschließliche Heimat nordamerikanischer Civilisation. Das Mississippithal, geschaffen, ein Sitz jeder Art von Cultur, jeder Art von Aufschwung und Entfaltung weltbewegender Kräfte zu sein, erhebt sich mehr und mehr zu selbstständiger, großartiger Blüthe. Städte, nur von wenigen europäischen Residenzen und Hafenplätzen an Größe übertroffen, sind im Lauf dieses Jahrhunderts daselbst emporgewachsen. Die großen Binnenseen, der Vater der Ströme, seine Nebenflüsse, gewaltig wie er selbst, dazu zahlreiche Canäle, und endlich ein Eisenbahnnetz, welches allein in sechs Hauptlinien das Mississippithal mit der atlantischen Küste verbindet — sie alle sind die Heerwege eines Verkehrs, der jetzt schon das Staunen des Europäers erregt. Millionen von Acres des fruchtbarsten Landes im Norden dieses Thales, die reichsten Roggen-, Weizen- und Maisernten bietend, im Süden die Heimat des Baumwollen-, Zucker- und Reisbaues, liefern die Lasten für die Züge jener Bahnen, für die Flotten von Dampfern, welche jene unvergleichlichen Wasserstraßen beleben. Und mehr als das — noch weiter westlich, an den Küsten des Stillen Oceans, früher kaum von einer Pelzcolonie oder einem Häuflein spanischer Missionäre besiedelt, ist im Lauf der letzten zwanzig Jahre gleichfalls eine Civilisation aus dem Boden gesprungen, die, jetzt schon nicht genug zu bewundern, das Herrlichste für die Zukunft verheißt. Ich spreche von Californien, dem Hesperien der neuen Welt. Californien — nicht mehr das Ziel habgierigen und abenteuerlichen Auswurfs der Menschheit, sondern das Paradies des Ackerbaus, ein Garten, wo die Rebe und jeder Fruchtbaum zwiefach Köstliches bieten und dessen Hauptort San Francisco — 1850 noch ein Lager von Hütten und Zelten, jetzt eine Prachtstadt mit 160,000 Einwohnern — den Handel auf den pacifischen Gewässern beherrscht.

Sprungweise rückte die amerkanische Civilisation westwärts, und ihr zu folgen, bedurfte es gleichfalls kühner Sprünge. Aber schon gehört

auch dieser Standpunkt zu den überwundenen, und wie der Osten der Union oder richtiger gesagt, New-York, das Mississippithal mit vielfachem Schienenweg an sich fesselte und sich nahe rückte: so hat man in diesen Tagen die letzte Schiene der Riesenbahn gelegt, welche die zwei Jahrhunderte alte Königin des Atlantic mit der zwei Jahrzehnte zählenden Schwester am Pacific verbindet.

Und dann? Welche Bedeutung hat die Pacific-Bahn für New-York? Nicht mehr und nicht weniger, als aus New-York den Mittelpunkt für den gesammten Handel dieser Erde zu machen! Vielleicht nicht auf Einmal, aber im Laufe der Zeit gewiß wird New-York als Weltbörse und Weltstapelplatz an die Stelle von London treten. Die Schätze Ostasiens, die Reichthümer Japans und des neuerschlossenen Chinas werden ihm über San Francisco zuströmen und von seinen Waarenhäusern aus an Europa vertheilt werden. Die Gold- und Weizenfrachten Californiens und der anderen pacifischen Staaten werden nicht mehr den nach Tausenden englischer Meilen messenden Umweg um das Cap Horn zu nehmen haben; sie sind in sechs Tagen von San Francisco auf den Markt von New-York geworfen, auf dem sich Europa dann als Käufer einzufinden hat. Schon stehen die verschiedenen Häfen Deutschlands, Englands, Frankreichs und neuerdings Italiens mit dem künftigen Weltmarkt durch Dampferlinien in regelmäßiger Verbindung. Schon trägt eine doppelte Kabelleitung von Irland aus Botschaften durch den Atlantischen Ocean; eine zweite, von der französischen Küste ausgehende, wird soeben gelegt; für zwei andere Unternehmungen derselben Art ist eine erfolgreiche Agitation im Gange. Und alle diese Kabelleitungen und Dampferlinien, von Europas verschiedensten Punkten ausgehend, münden in dem einen New-York, wie alle die Eisenbahnen, welche sich vom Mississippi ostwärts erstrecken, daselbst münden, wie die neue Pacificbahn und die zwei oder drei anderen Pacificbahnen, die Amerika noch vor Ablauf des nächsten Jahrzehnts besitzen wird, gleichfalls dort münden werden. Und von noch einem Werke menschlichen Unternehmungsgeistes muß ich hier sprechen, das, kennte unsere Zeit noch Weltwunder, diesen in erster Reihe beigezählt werden müßte. Der Panama-Canal ist gesichert. Ein Dutzend Millionenwerther Männer von New-York hat sich zu einer Compagnie vereint. Ihre Namen sind die Bürgschaft für die erforderlichen Geldmittel. Die Vereinigten Staaten-Regierung leiht ihnen ihre Autorität, um die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, welche daraus erwachsen, daß Panama unter einer fremden Regierung steht. Siebzig Millionen verlangen die Ingenieure (unter ihnen ein Deutscher, Namens Trautwein) für Durchgrabung und Durchsprengung der dreißig englische Meilen breiten Land- und Felsen-Riffe. Sie werden unter Anderm einen sieben Meilen langen Tunnel durch das aufgethürmte Gestein der Cordilleren brechen.

Auf der so gewonnenen Wasserstraße aber werden die Flotten aller Erdtheile mit ungebeugten Masten einherziehen und einen Verkehr vermitteln, den selbst der kühnste Speculationsgeist nicht glänzend genug

ausmalen kann. Und auch von ihm wird den ersten und reichsten Nutzen New-York ziehen. Dann werden die chinesische Dschonke und Japans kupferbeschlagener Kauffahrer gewöhnliche Gäste in dem Hafen der amerikanischen Hauptstadt sein; werden alle jene Producte Ostasiens, welche ununterbrochenen Transport erheischen, direct und in kürzester Zeit von Hongkong und Schanghai an ihren Docks landen und in ihre Waarenhäuser und Speicher ausschütten.

Das sind Bilder der Zukunft — aber die Gegenwart verbürgt diese Zukunft. Auch ist nicht nöthig, daß wir das Alter Nestor's erreichen, um Zeugen ihrer Verwirklichung zu werden. Das, was gewesen, spreche für Das, was sein wird: hier eine Tabelle von der Entwicklung New-Yorks unter Verhältnissen, die, mit den gegenwärtigen verglichen, kleinlich erscheinen. War unter ihnen eine derartige Zunahme der Stadt möglich — welches Wachsthum bleibt ihr dann für das Zeitalter der Pacificbahnen, des Panama-Canals, der täglichen Dampfer-Verbindung mit Europa und eines vollkommen entwickelten, unteroceanischen Kabel-Verkehrs vorbehalten?

Die Bevölkerung der Stadt (von ihren holländischen Gründern ursprünglich „Neu-Amsterdam" genannt) betrug im Jahre 1656: 1000 Seelen, 1756: 10,381 Seelen, 1800: 60,489 Seelen, 1820: 123,706 Seelen, 1830: 202,589 Seelen, 1840: 312,852 Seelen, 1850: 515,547 Seelen, 1855: 629,810 Seelen, 1860: 814,287 Seelen. Aber diese Summen geben nur die Einwohnerzahl des auf der langgestreckten Manhattaninsel zwischen Eastriver und Hudson liegenden, eigentlichen New-York. Jenseits dieser Gewässer breiten sich weitere Städte aus, zu stolz, um Vorstädte der Empire City genannt zu werden, und doch so unzertrennlich mit jener verwachsen, daß es unmöglich ist, sie unter dem Gesammtnamen New-York nicht mit zu begreifen. Da ist Brooklyn am Eastriver, Jersey City und Hoboken am Hudson, und endlich Staaten-Island, die wundervolle, mit Villen, Wohnhäusern, Gärten und Wald bedeckte Insel, welche den Hafen von New-York gegen den offenen Ocean abschließt. Ergab der Census von 1865 für das eigentliche New-York eine Million und vierzigtausend Einwohner, so wies er für diese Pertinenzien der Inselstadt eine weitere halbe Million aus, und es ist kein Zweifel, daß die General-Volkszählung von 1870 den großen newyorker Stadtcomplex mit zwei Millionen Seelen in ihre statistischen Tabellen eintragen wird.

Verdi.

Von Dr. **Eduard Hanslick.**

Als die ersten Klänge von Verdi in Deutschland ertönten, hätte Niemand geglaubt, daß dieser Name binnen Kurzem den obersten Machthaber der italienischen Opernbühne, ja einen Mitbeherrscher der deutschen bezeichnen würde. Am 4. April 1843 war es, daß in Wien die erste Oper des damals noch unbekannten Componisten, „Nabucco", von italienischen Sängern gegeben wurde. Der junge Maëstro dirigirte selbst, Ronconi sang die Titelrolle. Die Oper machte sehr geringe Wirkung. Nur die Italianissimi im Publicum wagten es, ihr Wohlgefallen zu bekennen; die Kritik brandmarkte die Geistlosigkeit und Trivialität dieser Musik und protestirte damals noch gegen den entferntesten Vergleich Verdi's mit Donizetti. In Italien hingegen ist Verdi gleich bei seinem ersten Auftreten als eine epochemachende Erscheinung enthusiastisch begrüßt worden, und insofern mit richtigem Instinct, als seine Musik sich seither auf allen europäischen Bühnen durchgesetzt hat und seit 25 Jahren das italienische Repertoire ohne Rivalen beherrscht.

Verdi begann seine Carrière mit der im Jahre 1839 an der Scala in Mailand aufgeführten Oper „Oberto, Conte di San Bonifazio", eine geradezu schülerhafte Composition, die von Bellini'schen Reminiscenzen wimmelte, aber einige Züge dramatischen Talents aufwies. Ein Mailänder Bericht über diese erste Aufführung (im „Sammler") huldigt im Tone prophetischen Entzückens dem „neuen Genie". Die Entscheidungsgründe klingen uns ebenso unbegreiflich, wie das Urtheil selbst. „Verdi", so schreibt der Correspondent, „hat den rechten Weg eingeschlagen, den Weg der Rührung, der reineren Gefühle. So wie Bellini, so meidet auch Verdi jedes ohrenbetäubende Geräusch. So haben Wenige begonnen! Das Fortschreiten hängt nur von ihm ab." Der nächste Schritt war freilich ein Rückschritt: die nach einem französischen Vaudeville bearbeitete Oper „Un giorno de regno", die bei ihrer ersten und zugleich letzten Vorstellung in der Scala (1840) durchfiel. Unbeirrt durch diese Schlappe, nahm Verdi sofort dem Poeten Solera das Textbuch der heroischen Oper „Nabucco" ab, welches Otto Nicolai (unser damals italienisch componirender Landsmann) refüsirt hatte. Dieser „Nabucco" erregte in der Scala, 1842, unendliches Furore und hat Verdi's Ruf fest begründet.

Herr Temistocle Solera verdient für sein Libretto einen Kranz von Stechpalmen anstatt des Lorbeers. Er entstellt den biblischen Stoff mit großartiger Ungenirtheit; überdies entbehren seine willkürlichen

Erfindungen aller inneren Wahrheit und Poesie. Ich habe der kühlen Aufnahme dieser Oper in Wien erwähnt. Neben den gewöhnlichen, hier zur Ungeheuerlichkeit gewachsenen Mängeln der italienischen Oper mußte an dieser Musik noch der Mangel eines fließenden melodiösen Gesanges auffallen. Ein namhafter Wiener Kritiker wendete auf Verdi's Oper das Witzwort Shakespeare's an: „In was ist sie gut, als in gar nichts? und in was ist sie schlecht, als in Allem?" Kurz, den Deutschen war die Kost nicht genießbar, noch weniger wurde es ihnen leicht, im „Nabucco" die Elemente jenes angeblich neuen und originellen Styls herauszufinden, den die Italiener sofort daran priesen. Wir Deutschen bemerkten kaum einen wesentlichen Unterschied zwischen den Opern Verdi's und den gleichzeitigen eines Mercadante, Pacini, Donizetti, höchstens ein derberes Dreinfahren mit kecker Rhythmik und Instrumentirung. Die Italiener, welche, mit den feineren Unterschieden ihrer eigenen Musik natürlich genauer vertraut, in zwei einem deutschen Ohr kaum unterscheidbaren Opern verschiedene Stylrichtungen nachweisen (— gerade wie die Neger sich untereinander sehr unähnlich vorkommen, während sie für den Europäer alle Ein Gesicht haben —), die Italiener bewiesen an den ersten Versuchen Verdi's jedenfalls die schärfere Spürnase.

Von den Mailändern noch enthusiastischer aufgenommen, für die Deutschen ebenso ungenießbar, war die auf „Nabucco" folgende Oper „I Lombardi alla prima Crociata" (1843). Das Libretto — abermals von Solera — ist ein Muster von Abgeschmacktheit und Unklarheit. Im ersten Act war es uns jederzeit unmöglich, zu enträthseln, was der eine Bruder und was der andere wolle, wer die Mutter und wer die Tochter sei, woher die Feindschaft und wofür die Rache. Nur das Eine wird schließlich klar: daß der Held des Stückes, Pagano, hinter der Scene seinen Vater umbringt, anstatt seinen Bruder und über diesen Mißgriff untröstlich Mailand verläßt. Im zweiten Act finden wir die ganze Gesellschaft in — Antiochien wieder, ohne daß Einer weiß (auch nicht das Publicum), wie der Andere hingekommen. Der eine Bruder, Pagano, lebt als Einsiedler in einer Höhle, der andere, Arvino, zieht als Kreuzritter gen Jerusalem, seine Tochter Giselda herrscht als Favoritin im Serail des Sultans. Im dritten Act ist Alles auf dem Kreuzzug begriffen: der Eremit Pagano, immer unerkannt, führt Arvino und dessen Krieger, die Exfavoritin Giselda folgt ihnen als Nonne, der in sie verliebte Exmuselman Prinz Oronte als Kreuzritter. Oronte wird tödtlich verwundet, von Giselda in eine Höhle geführt und von Pagano getauft. Das Final-Terzett zwischen diesen drei Personen, von einem concertanten Violinsolo durchflochten („Qual voluttà trascorrere"), ist die beste, gesangvollste Nummer der Oper. Was sollte im vierten Act noch geschehen, als daß auch Pagano sich nun verwunden läßt und als Sterbender — merkwürdig spät — von den Seinen erkannt wird? Zuvor hat noch Giselda eine Vision: sie sieht himmlische Geister (durch ein Tableau vorgestellt) und hört die Stimme des verewigten Oronte (von ihm selbst nach Art des Trovatore-Ständchens in der Coulisse ge-

sungen). „Es war kein Traum!“ ruft sie nach dem Verschwinden dieser Erscheinungen und singt das lustig-freche F-dur-Allegro, das später für Elvira in „Ernani“ eingelegt und von daher allgemein bekannt ist. Wir hören also hier eine Nonne ihre religiösen Gefühle mit denselben Tönen ausdrücken, in welchen die feurige Elvira ihre Leidenschaft für den Banditenhäuptling austobt. Dieses Allegro ist eine der ersten Originalknospen des specifischen Verdistyls, es klingt ungefähr, als wenn Jemand plötzlich durch's Fenster hereinspringend uns eine schallende Ohrfeige versetzt. Die Musik zu den „Lombardi“ ist theils roh und trivial, theils matt und langweilig, ein abgestandener Trank, gegen welchen „Traviata“ und „Trovatore“ wie Rheinwein schmecken. Nur wenige Nummern heben sich vortheilhaft hervor; außer dem lobend erwähnten Terzett hat in Italien ein Männerchor von ausgesuchter Gemeinheit besondere Popularität erlangt, — eine schöne Cultur, die diese Kreuzritter nach Osten tragen!

Verdi's nächste Oper war „Ernani“, zum ersten Mal in Venedig im März 1844 gegeben. Sie ist die beste Production aus der ersten, bis zum „Rigoletto“ reichenden Periode des Maëstro, und die einzige daraus, die sich auch außerhalb Italiens erhalten hat. Es wurde erwähnt, daß Verdi's Landsleute schon in dessen früheren Opern ein neues, dem modernen italienischen Volksgeist entsprechendes Element witterten, das den Deutschen weder auffiel, noch zusagte. Im „Ernani“ trat dies Element zuerst greifbar und ausgebildet hervor, es war (im Vergleich zu Bellini und Donizetti) eine größere rhythmische Lebendigkeit und packende Kraft. Mochte auch diese Kraft und Lebendigkeit von Rohheit durchdrungen und oft bis zur Carricatur übertrieben sein: immerhin war damit gegen die verschwommene Weichheit Bellini's, gegen die virtuose tändelnde Eleganz Rossini's und den inzwischen schwebenden Eklekticismus Donizetti's derjenige Punkt getroffen, an dem die Musik dieser Componisten bereits zu welken begann. Mit der Einfachheit Bellini's verglichen, dieses letzten Ausläufers der neapolitanischen Schule, hat schon Donizetti, und noch mehr seine talentlosere Umgebung, die italienische Oper dem Raffinement zugeführt. Seine Themen waren schon hüpfender, die Begleitung lärmender, die Effecte gehäufter und derber; die Richtung ging immer entschiedener gegen das Triviale zu. Dennoch übte die getragene Melodie noch immer ihre sanfte Herrschaft, und war auch die einstige Höhe der Gesangskunst längst verlassen, es wurde doch noch Gesangskunst überhaupt vorausgesetzt. An die Stelle dieser künstlerischen Reste sollte nun ein ausgesprochener Naturalismus treten. Ein halbwegs neuer und vortheilhafter Seitenweg war nach Donizetti nur einzuschlagen, indem man alles Gewaltsame, Leidenschaftliche, Materielle in dessen Musik rücksichtslos steigerte, hingegen die bereits langweilende Wehmuth des „bel canto“ noch weiter unterdrückte. Ein siegreicher Nachfolger Donizetti's hatte ferner durch größere Massenhaftigkeit die früheren Opern zu überbieten: das Orchester mußte voller, der dramatische Ausdruck energischer, der Chor neben dem Einzelgesang häufiger

und breiter verwendet werden. Man sieht, wie in diesem Streben die Ahnung eines Richtigen schlummert: die Weiterführung der italienischen Oper vom blos musikalischen Wohlklang zum Dramatischen. Bei dieser Ahnung bleibt es auch so ziemlich, denn Verdi's Talent ist doch nicht groß genug, um so ganz entblößt von Bildung und Geschmack, wie es ist, einen wahrhaften Fortschritt der Oper, sei es im Sinne der Entwickelung oder der Revolution, zu bewirken. — Das Textbuch zu „Ernani" ist bekanntlich eine Nachbildung des gleichnamigen Trauerspiels von Victor Hugo. Der Dichter erhob deshalb einen wüthenden Protest gegen die Aufführung des Verdi'schen „Ernani", sowie er einige Jahre früher (1840) gegen Donizetti's Bearbeitung seiner „Lucrezia Borgia" und deren projectirte Aufführung in Paris Verbot eingelegt hatte. In Sachen des literarischen Eigenthums verstehen die Franzosen bekanntlich keinen Spaß; Hugo drang mit seiner Klage durch und Donizetti's „Lucrezia" mußte sich damals eine schmähliche Umarbeitung gefallen lassen. Aus Lucrezia Borgia machte man „La Renegata" und aus den Edelleuten am päpstlichen Hof Alexander VI. lauter Türken. Nicht lange darauf erschien Verdi's „Ernani" — gleiche Sehnsucht der Pariser Opernfreunde, gleicher Protest des erzürnten Dichters. Zum Ueberfluß rührten sich, durch Hugo's Erfolge ermuthigt, gleichzeitig noch mehrere andere Poeten, welche von italienischen Librettisten, diesen Piraten der Poesie, beraubt worden waren und nun auf die musikalisch wieder imp zirte Beute Verbot legten. Man mußte ihren Rechtsanspruch anerkennen, billigerweise aber auch die Bedrängniß der Operndirectoren, welche auf diesem Wege sich bald vis-à-vis de rien gesehen hätten. Es wurde ein gütliches Abkommen getroffen: die italienischen Raubstaaten zahlen von jeder musikalischen Beute bestimmte Tantièmen und der Sultan der französischen Romantik läßt sie gewähren. Aus privatrechtlichem Gesichtspunkt handelte Victor Hugo ganz sachgemäß, er wehrte sich um ein wichtiges Recht. Wäre unser Schiller in Frankreich geboren, seine Erben hätten heute einen unverhofften Entschädigungsanspruch an die Große Oper wegen Verdi's „Don Carlos", wie denn das Théâtre lyrique in jüngster Zeit noch die Kindeskinder Beaumarchais' befriedigen mußte, bevor es die „Hochzeit des Figaro" von Mozart aufführte.

Ob der ästhetischen Vergewaltigung durch die Maëstri Donizetti und Verdi hatte aber Hugo kaum Ursache, großes Geschrei zu erheben. Wer seine Stücke heutzutage unbefangen ansieht, dem erscheinen sie weniger als Tragödien, an denen die Musik gefrevelt, denn als Opernlibrettos, zu denen die Composition noch fehlt. Namentlich in dem Trauerspiel „Hernani", das ich im Théâtre français unleidlich grell und unnatürlich declamiren hörte, kam mir der Titelheld, seine Geliebte, König Karl und gar der alte Hornbläser Don Silva noch viel unvernünftiger vor, als ihre singenden Doppelgänger bei Verdi. — Mit dem „Ernani" war Verdi die musikalische Hegemonie über sein führerloses Volk gesichert. Er siegte, ohne daß er nöthig gehabt, gegen irgend einen ernsthaften Rivalen zu kämpfen. Seine Physiognomie ist in dieser Oper

zum erstenmal ausgeprägt: jene Mischung von Energie und Leidenschaft mit häßlicher Rohheit und Albernheit, welche wir Verdi'sch nennen. Neben unsäglich langweiligen und kindischen Scenen packten doch die Finales des ersten und zweiten Actes, das Terzett zwischen Elvira, Ernani und Carlo, die Sopran-Arie, das Schlußterzett. Dazu kamen die unläugbaren praktischen Vorzüge in guter Stimmlage sich bewegender, höchst dankbarer und doch in Auffassung der Darstellung überaus bequemer Rollen. „Ernani" verbreitete sich über die halbe Welt.

Was zunächst darauf folgte, ist lauter schlechtes Zeug, und obendrein fast lauter durchgefallenes. Zwischen dem „Ernani" und dem „Rigoletto" erlebte Verdi's Muse eine sechsjährige Periode des Mißwachses und Hagelschlags. Da sind zuerst „Die beiden Foscari", 1844 in Rom mit einer Kälte aufgenommen, welche gottlob jede Verpflanzung dieses Gewächses auf außeritalienischen Boden unmöglich machte. Auch die Frucht des nächsten Jahres, „Giovanna d'Arco" (1845), fiel in Mailand durch. Es zeugt von der äußersten Armuth an Opernnovitäten, daß man diese Verdi'sche Jungfrau von Orleans vor einigen Jahren in Wien und in der verflossenen Saison (1868) in London aufführte. Wie die „Lombardi" und die meisten anderen Opern aus Verdi's früherer Zeit, so weiß auch „Giovanna d'Arco" nichts von jener Einimpfung französischen Giftstoffes, welche Verdi's spätere Werke charakterisirt, sie gehört noch zu den sanften natürlichen Schafblattern des Maëstro. Man kann sich nach Geschmack an die gute oder an die schlimme Seite dieses Gegensatzes halten. „Giovanna" ist an melodiöser Erfindung nicht blos ärmer, als die bekannten späteren Opern Verdi's, sie ist darin gänzlich bettelarm, splitternackt Desgleichen entbehrt sie der fleißigeren Ausführung und der dramatischen Effecte, die sich im Trovatore und der Traviata finden. Dies wäre die schlimme Seite. Die gute besteht in einer viel mäßigeren Behandlung des Orchesters, einer fließenden, weniger zerhackten Rhythmik und einer sangbareren Stimmführung. Mit Ausnahme von zwei bis drei Gassenhauern, welche unser Ohr wie Keulenschläge treffen (Dämonenchor im ersten Act, Krönungsmarsch im dritten ꝛc.) herrscht das langweilende Element über das aufregende vor. In dieser unbesorgten, zufrieden-langweiligen Naivetät, welche an die schwächeren Opern der vorletzten italienischen Epoche erinnert, liegt etwas, das jeder Kritik das Schwert aus den Händen windet. Schon die Bearbeitung des Stoffes ist von einer beneidenswerthen Kindlichkeit. Die ganze große Historie wird von drei Personen gespielt: Johanna d'Arc, ihr Vater und Karl VII. Johanna übernimmt zugleich die Aufgabe Agnes Sorel's: sie liebt den König. Sie foltert sich ob dieses Zwiespalts zwischen ihrer Mission und ihrem Herzen, wie es sich denn auch wirklich für eine starke Patriotin nicht schickt, einen Monarchen zu lieben, der in der größten allgemeinen Noth Polkas singt. Irgend ein unerfahrener deutscher Componist, Beethoven zum Beispiel, würde versucht haben, diesen inneren Kampf der Jungfrau psychologisch zu schildern. Verdi macht das viel klüger und effectvoller.

Johanna steht ruhig auf der Bühne; ihre sündhaften Gedanken sind durch einen unsichtbaren Dämonenchor repräsentirt, der unter dem Podium einen unbeschreiblichen Walzer mit dem Reim „Gioventù Belzebù" brüllt. Hierauf flötet das gute Princip vom Schnürboden herab als unsichtbarer Engelchor. Die Jungfrau läßt abwechselnd die gute und die böse Douche auf sich einwirken. In der Partitur steht zwar ausdrücklich: „Alla sola anima di Giovanna si fa sentir questo coro", ich kann jedoch versichern, daß der Zuhörer nicht weniger dabei aussteht.

Eine ansehnliche Perlenschnur von Mißerfolgen reihte sich nun für Verdi in kurzer Zeit an einander. In Deutschland kennt man kaum dem Namen nach Verdi's „Alzira", durchgefallen in Neapel 1845; „Attila", 1846 in Venedig gegeben und bald verschollen; „Il Corsaro", mit vollständigstem Fiasco in Triest 1848 aufgeführt, endlich die „Schlacht bei Legnano", eine verlorene Schlacht Verdi's aus dem Jahre 1849. Interessanter, sei's auch nur durch die Wahl der Stoffe, sind uns aus derselben Unglücksperiode Verdi's „Macbeth", „I Masnadieri" und „Louisa Miller". Es ist ein Jammer und ein Frevel, wie hier Verdi mit den Dramen Shakespeare's und Schiller's umgeht; die Rache blieb dafür nicht aus. „Macbeth", für Florenz componirt und dort im Jahre 1847 aufgeführt, verschwand rasch wieder. Man hat auch in Wien einen unglücklichen Versuch mit dieser Oper gemacht, deren Haupteffectstück in einem ruchlosen Trinklied der Lady Macbeth besteht. Das Gespräch der beiden Mörder bei Shakespeare ist bei Verdi zu einem ganzen „Chor von Mördern" aufgebauscht und macht mit seinen geheimnißvollen Pianissimos und Staccatos einen überaus erheiternden Eindruck. Durch seine „Johanna d'Arc" hatte Verdi Appetit nach Schiller's Dramen bekommen, er verschlang nach einander „Die Räuber", „Cabale und Liebe" und in neuester Zeit auch den „Don Carlos". — Ein im italienischen Styl singender Franz Moor ist ohne Frage eine komische Figur, eine der widerwärtigsten ist die Verdi'sche Amalia. Sie kommt in tiefer Trauer an das Grab des alten Moor und weint daselbst in einem tödtlich langweiligen Largo ihren Schmerz aus. Wie macht es der Componist, um das ersehnte lustige Allegro, das nun folgen muß, herbeizuführen? Ein Diener erscheint eiligst auf dem Friedhofe, überreicht Amalien einen Brief, genau im letzten Tacte des Largo, sie öffnet ihn und bricht, sehr erfreut von dessen Inhalt, in ein Allegro von gemeinster Lustigkeit aus. Wenn die zarte Dame plötzlich eine Schnapsflasche am Grabe des alten Moor herauszöge, es könnte keinen überraschenderen Eindruck machen. Verdi's „Räuber" (I Masnadieri) waren für die italienische Oper in London geschrieben und fanden daselbst im Sommer 1847 ihren verdienten Untergang. Entschieden besser ist „Louisa Miller", die im December 1849 zum erstenmal in Neapel gegeben wurde. Diese Oper, sorgfältiger gearbeitet als die früher genannten, hat unter Anderem ein Quintett am Schluß des ersten Acts, das zu Verdi's gelungensten Musikstücken zählt. Enthielte aber „Louise Miller" ein Dutzend solcher Nummern, sie würde dennoch an der verfehlten

Wahl des Stoffes und dessen ganz falscher Auffassung zu Grunde gehen. Ein bürgerliches Trauerspiel, wie „Kabale und Liebe", macht als Oper, als Verdi'sche zumal, den widerwärtigsten Eindruck, der sich allerdings bei den zärtlichen Cavatinen des Secretairs Wurm und den Regimentsmusik-Melodien des alten Miller zur erheiterndsten Komik mildert. Schon die Verwandlung des biederen Stadtmusikus in einen Soldaten beweist, wie wenig Verdi und sein Librettist das Schiller'sche Drama verstanden. „Louisa Miller" ist in Deutschland unbekannt geblieben, in Paris wurde sie (italienisch) im Jahre 1852 nicht ohne Beifall gegeben. Die Cruvelli, recht eigentlich Verdi's Pasta, sang die Titelrolle. Bei diesem Anlaß dringt sich die Bemerkung auf, daß gerade die drei ersten, in Deutschland so hart getadelten Stücke Schiller's (die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe) im Ausland das meiste Glück gemacht haben. Das Théâtre français z. B. hat von den übrigen Dramen Schiller's nur noch „Maria Stuart" mit Erfolg zur Aufführung gebracht. — Für Paris hatte Verdi (1847) auch seine „Lombardi" zur französischen Oper unter dem Titel „Jerusalem" umgearbeitet, oder besser: umgetödtet. Denn durch die Unterlegung ganz heterogener Situationen unter die ursprüngliche Musik, durch das Einschieben von Musikstücken aus anderen seiner Opern, entstand ein mühsames Stoppelwerk, das nicht einmal die Natürlichkeit und das frische Colorit der alten „Lombardi" für sich hatte.

Noch eine Oper ist aus dieser Periode Verdi's und als Abschluß derselben anzuführen: „Stiffelio", gegeben und durchgefallen in Triest im Jahre 1850. Diese Oper, auf welche der Componist einen besonderen Werth zu legen schien, erstand später in einer Umarbeitung („Aroldo"), welche auch in Wien die geduldigen Breter des Hofoperntheaters heimsuchte. Der ursprüngliche Held „Stiffelio" ist das Haupt einer modernen deutschen Religionssecte und auf der Titelvignette der Ricordi'schen Ausgabe in der Tracht unserer protestantischen Prediger zu sehen. Das Bedenkliche solchen Stoffes mag Verdi bestimmt haben,, für seine deutschen Provinzen jene zweite Bearbeitung zu veranlassen, welche den Pastor in einen Kreuzritter umwandelt. Wir sehen diesen Kreuzritter Aroldo zu Anfang der Oper aus Palästina zurückkehren und sich des Wiedersehens mit seiner Gattin Mina erfreuen. Diese hat inzwischen einen Liebeshandel mit einem faden Jüngling Namens Godwino gehabt, ist dessen überdrüssig und will sich ihrem Gatten reuig entdecken. Darin wird sie jedoch von ihrem Vater, einem furchtbaren Eisenfresser, gehindert, der es auf sich nimmt, den lästigen Godwino abzuthun. Der zweite Act spielt auf dem Kirchhof bei Mondscheinbeleuchtung. Frau Aroldo erscheint und singt das Grab ihrer Mutter an; Godwino erscheint, macht der Dame den Hof, wird aber nicht mehr erhört; Papa Egberto erscheint und fordert Godwino zum Duell. Der Friedhof scheint die Stelle einer öffentlichen Promenade zu vertreten und besonders um Mitternacht beliebt zu sein, denn alsbald kommt auch Aroldo des Weges. Er greift zum Schwert, — da erklingen aus der Kirche fromme Psalmen und auf den Stufen zeigt sich zum Ueberfluß der fromme Briano. Dieser

„pio solitario“ erscheint jedesmal, wenn ein Ensemble gesungen werden soll (auch bei glänzenden Festen) und trieft von Salbung. So kommt er denn auch jetzt sehr gelegen auf den Friedhof, wo ein frommer Vermittler, der zweiten Baß singt, dringend Noth thut. Aroldo läßt sich von ihm rühren und fällt erweicht zu Boden. Hier könnte die Oper zu Ende sein, aber die Firma Piave und Verdi hat noch Vieles mit uns vor. Sie läßt den dritten Act im traulichen Familienkreise spielen. Zuerst erscheint der allezeit wüthende Papa im blauen Schlafrock und gezogenen Degen, seinem Lieblingscostüm. Er tobt eine Weile herum und will sich sogar zwischen dem Andante und dem Allegro seiner Arie vergiften. Leider besinnt er sich eines Schlechteren und beschließt seinen Monolog mit einer Rachepolka. Aroldo tritt auf, von seiner Gattin begleitet, schlägt ihr die Scheidung vor und übergiebt ihr die betreffenden Acten; sie protestirt. Während die Beiden noch um das Glück ihres Besitzes streiten, kommt der Alte abermals im blauen Schlafrock, mit gezogenem Degen herein und erklärt, angenehm beruhigt, daß er soeben den faden Jüngling im Nebenzimmer gespießt habe. Beinahe macht dieses erfreuliche Familienereigniß Eindruck auf Aroldo, allein da ist auch schon der zudringliche Weise Briano bei der Hand und überredet ihn, mit ihm eine reizend gelegene Einsiedelei zu beziehen. Abermals hätte die Oper hier die schönste Gelegenheit, zu Ende zu sein, — aber nein, vierter Act! Die beiden Zweisiedler wandeln am Seegestade; Mondschein, Abendläuten, Gebet. Hierauf Sturm, Zusammenlaufen der Landleute und Ankunft eines Schiffes, auf welchem zu unserem Leidwesen Vater und Tochter wohlbehalten ankommen. Natürlich suchen sie Schutz in der Einsiedlerhütte, man befühlt und erkennt sich und Aroldo thut, was er schon zu Ende des ersten Acts hätte thun können: er vergiebt seiner Frau. — Verdi's „Aroldo“ theilt das Loos zahlreicher Umarbeitungen, welche ein schlechtes Libretto in ein noch schlechteres umzwingen. Zu den langweiligen drei Acten des „Stiffelio“ ist, der Seelandschaft zulieb, ein unvernünftiger vierter hinzugestoppelt worden. Im „Stiffelio“ waren aus der priesterlichen Eigenschaft des Helden einige wirksame dramatische Motive gewonnen, z. B. im dritten Act, wo seine Frau von ihm, dem Priester, fordert, ihre Beichte zu hören. In der Schlußscene predigt Stiffelio seiner Gemeinde und zwar über das Evangelium von der Ehebrecherin. Bei den Worten: „wer sich rein von Sünde fühlt, der werfe den ersten Stein auf sie!“ stürzt die reuige Gattin Stiffelio zu Füßen und erwirkt so seine Verzeihung. Diese und ähnliche Scenen, die eigenthümlichsten des ganzen Dramas, mußten dem Kreuzritterthum des „Aroldo“ zum Opfer fallen. — Auch entgeht uns in der Bearbeitung sehr viel Spaß dadurch, daß im „Stiffelio“ deutsche Zustände mit der ganzen unglaublichen Naivetät eines italienischen Librettisten geschildert waren. So ist z. B. „Stiffelio“ nur ein angenommener Name des Helden, der sich unter seinem wahren Namen Müller nicht sicher genug glaubt! Wenn die Primadonna in den tragischsten Momenten „Müller! O mio Müller!“ singt, so ist das von unwiderstehlichem Effect. Auch ein Jüng-

ling Namens Federico tritt auf, „il Klopstock" unter dem Arm und macht Miene, daraus vorzulesen.

Für die Musik dieser Oper schöpften wir in Deutschland einige günstige Hoffnung: sie hatte nämlich in Italien mißfallen und wurde dort „zu gelehrt" und „deutsch" befunden. Daß dies in einem Lande nicht viel sagen will, wo Mercadante noch heutzutage als ein contrapunktischer Zopf gilt, liegt auf der Hand. Allein jene Scheu der Italiener ließ wenigstens vermuthen, Verdi habe sich im „Stiffelio" den dramatischen Ausdruck und die musikalische Technik ernsthafter angelegen sein lassen und allenfalls aus Caprice eine gediegenere Arbeit geliefert. Diese Vermuthung wird vollkommen getäuscht und wir können feierlich versichern, daß „Stiffelio" wenigstens kein deutscher Stiefel ist. Eine einzige Nummer ist interessanter ausgeführt, nach Art der breiten wirksamen Ensembles im Ernani, nämlich das Septett in G-moll des ersten Finale. Kleinere Stellen, die etwas inniger im Ausdruck und gewählter in der Ausführung sind, finden sich spärlich verstreut, wie das Arioso „Salvame tu" in Mina's erster Scene und eine hübsche Orchesterbegleitung unmittelbar nach dem Sturm. Alles Uebrige sind tausendmal gehörte, theils langweilige, theils triviale Phrasen, die uns auf breitgetretenen Wegen entgegentraben. —

Unmittelbar nach einander erschienen nun „Rigoletto", „Il Trovatore" und „La Traviata", das beliebteste und bekannteste Kleeblatt von Verdi's musikalischem Acker. Von „Rigoletto" (1851) kann man eine neue Phase des Componisten, eine Transformation seines Styles datiren. So gewiß Verdi im Wesentlichen derselbe bleibt, es lassen sich doch zwei verschiedene Trachten an ihm unterscheiden: die streng nationale und die mehr kosmopolitische. Das Entscheidende des Uebergangs ist das Maß, in welchem Verdi französische Elemente in seine Musik aufnimmt. Im Anfang seiner Laufbahn vermehrte Verdi lediglich die Masse von Carnevalsopern, die durch die Einrichtung der Stagiones hervorgerufen, in Italien dutzendweise kommen und gehen, ohne daß man diesseits der Alpen davon auch nur sprechen hört. Sobald Verdi durch seinen „Ernani" die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich gezogen hatte und nach dem Verstummen von Rossini, Bellini und Donizetti sich ohne Concurrenten sah, mußte er bedacht sein, diesen vortheilhaften Markt über Italien hinaus zu einem europäischen auszudehnen. Das Wesen der deutschen Musik existirt für die Italiener nur als dunkle Ahnung, die französische ist demnach der einzige Quell, aus welchem sie zu ihrer süßen Cantabilität auch das Charakteristische, die Schärfe des Ausdrucks, die Bedeutsamkeit des Orchesters schöpfen könne. Die werthvollsten Eigenschaften der Franzosen, Grazie und Leichtigkeit, sind Verdi stets unerreichbar gewesen, er ist immer lärmend und schwerfällig. Weit vertrauter klangen ihm die packenden Massenwirkungen, die grellen Rhythmen und Dissonanzen der französischen Großen Oper. Meyerbeer wurde nun Verdi's eifriges Studium. Die Bedeutung Meyerbeer's hat er niemals auch

nur von fern erreicht, wol aber durch eine fast ironische Fügung dessen erledigten Fauteuil in der französischen Akademie der Wissenschaften eingenommen. Durch diese Anlehnung an Meyerbeer in dem grellen Accentuiren des Dramatischen überhaupt und in Hunderten technischer Handgriffe hat sich Verdi vom „Rigoletto" an von seinem bisherigen rein italienischen Styl wissentlich und absichtsvoll entfernt. Schon in der Wahl der Texte bevorzugte er von nun an die grelle Romantik der Franzosen. „Rigoletto" folgt in der Handlung getreu dem (1831 erschienenen) Drama von Victor Hugo „Le roi s'amuse"; ein Zusammenwirken aller Schlechtigkeit und Niedertracht im Dienste raffinirter Romantik. Vom Standpunkt theatralischer Zweckmäßigkeit ist das Libretto nicht schlecht bearbeitet. Es läßt zwar alle feinere Motivirung fallen, mildert aber dafür manche Häßlichkeit des französischen Originals. Das gilt namentlich von der Titelrolle. Triboulet (so heißt der Held bei Victor Hugo) ist ein abgefeimter Schurke und seinem Herrn, dem König Franz, bei jeder Schlechtigkeit behülflich. Diese Figur interessant zu machen, verwendet der Dichter einen echt französischen doppelten Contrast. Erstens ist der erbärmliche Geselle ein äußerst zärtlicher Vater, der seine Tochter von jedem verderblichen Einfluß sorgsam abgesperrt hält. Die Gefühle dieses liebevollen schwerbekümmerten Vaters sollen nun weiter durch den zweiten Contrast wirken, daß dieser Vater ein häßlicher, bucklicher Zwerg ist. Die französische Romantik, Schöpferin der „interessanten" Mißgestalten Quasimodo, Triboulet ꝛc. liebt es, erhabene und zärtliche Gefühle auf lächerlichen Fratzengesichtern toben zu lassen, während wir in der Glut edler Leidenschaft auch edle Züge erblicken wollen. Von Stoffen dieser Art sollte die Musik ihre zum Schönen und Harmonischen drängende Natur reinhalten. Verdi'sche Musik vollends kann das moralisch und poetisch Widerwärtige nur noch abstoßender machen. Das Talent, welches sich im Gedicht und der Musik des „Rigoletto" ausspricht, sei deshalb nicht verkannt, nur steht es hier wie dort im Dienste effectvoller Häßlichkeit. Der vierte Act namentlich erhält in ununterbrochener Spannung; hier ist Alles thätig, um jedes natürliche Gefühl in uns niederzumartern. Während der Vater an der Leiche seiner unschuldig hingeschlachteten Tochter zusammensinkt, schlendert der Urheber all' dieses Gräuels, der Herzog, weinselig einen Gassenhauer trällernd, aus der Osteria nach Hause. Bei V. Hugo muß Triboulet auch noch in wilder Freude auf dem Sack herumspringen, in welchem die Leiche seines Kindes zu Boden liegt. Die Musik zu „Rigoletto", ernsthafter gedacht und sorgfältiger ausgeführt, als Verdi's Opern aus der vorhergehenden Epoche, ist trotzdem sehr ungleich. Zunächst sollte ein Künstler, der sein Gemälde dem lasterhaften Treiben eines glänzenden Hofes entnimmt, im Stande sein, diesen Sump in den brillantesten Farben schillern zu machen. Feinheit und Leichtigkeit fehlen aber Verdi gänzlich; er besitzt nicht einmal die Grazie der Frivolität. Das ganze Vorspiel, welches der Geschichte den glatten glänzenden Boden bereiten soll, wird unter seinen Händen unsäglich plump und roh. Ja, während

die Trivialität gewöhnlich sehr klar ist, wird hier Verdi aus übermäßiger Trivialität geradezu dunkel. Beim Fallen des Vorhangs hat man nur die Erinnerung an einen wüsten, gemeinen Lärm. Ueberhaupt gehört eine elende Balletmusik zu den Charakterzügen Verdi's; man tanzt bei ihm stets auf einem Vulkan. Im Verlauf der Oper blitzt Verdi's Talent mehr als einmal glänzend auf, und zwar nicht blos als melodische, sondern als wirkliche dramatische Kraft. Außer dem durch breite Anlage und glücklichste Steigerung wirkenden Quartett im letzten Act gefällt uns das charakteristisch instrumentirte kleine Duett zwischen Rigoletto und dem Banditen im zweiten Act am Besten. Das Schwächste ist die alberne, kalte Figur der Gilda, „cette rose de grâce et de virginité" bei V. Hugo; ihre Bravourarie aus den steirischen Alpen und das herabtänzelnde „Addio!" in dem Liebesduett wirken geradezu komisch. Und die Männerchöre! „O rabbia, esser buffone!" könnte hier der Componist statt seines Helden ausrufen.

Die nächste Oper Verdi's, „Il Trovatore", zuerst in Rom im Jänner 1853 aufgeführt, ist dem „Rigoletto" musikalisch nahe verwandt, aber reicher ausgestattet; die packenden Melodien und die dankbaren Nummern stehen dichter an einander. Das Libretto, der modernen spanischen Bühne entlehnt, behandelt eine eben so gräßliche als dunkle Begebenheit. Aus der Naturgeschichte ist es zwar bekannt, daß die Zigeuner mit einer unauslöschlichen Neigung behaftet sind, kleine Kinder mit Muttermalen zu stehlen, an denen sie meistens im fünften Act von vornehmen Eltern wiedererkannt und requirirt werden. Der „Trovatore" bringt dies aber viel complicirter und unverständlicher. Ein alter Haushofmeister singt gleich Anfangs zu einer Mazurkamelodie eine Geschichte von ausgesuchter Gräßlichkeit, in welche eine Zigeunerin sammt einigen gestohlenen und verbrannten Kindern bedenklich verwickelt ist. Die alte Zigeunerin eröffnet ihrerseits den zweiten Act mit einer ähnlichen Erzählung (in traurigem Walzerton) von einem verbrannten und nicht assecurirten kleinen Kinde, welches sie nicht gestohlen hat, während ein anderes kleines Kind, welches sie gestohlen hat, nicht verbrannt ist, oder umgekehrt. Im dritten Act erscheint wieder der alte Castellan mit seinem riesigen Gedächtniß für Mazurken und gestohlene Kinder und erkennt sogleich die alte Zigeunerin als eine Person, die ihm in sehr ungebührlichen Verhältnissen zu verbrannten und gestohlenen Kindern zu stehen scheint. Sie wird — was wir aus musikalischen Gründen nicht mißbilligen können — zum Scheiterhaufen verurtheilt. Welcher aber von den beiden Rittern, der mit der Tenor- oder der mit der Baritonlage, das gestohlene und verbrannte Kind gewesen, wird wol nie ergründet werden. — Die Musik zum Trovatore ist gleichzeitig der vollste Ausdruck von Verdi's künstlerischer Rohheit und seines intensiven Talents. In den Höhenpunkten dieser Oper übertrifft Verdi an dramatischer Energie unstreitig seine (als Musiker ihn hoch überragenden) Vorgänger Rossini, Bellini und Donizetti. Wäre der vierte Act nicht durch das häßliche Bravour-Allegro Leonoren's (welche genau so im ersten Act ein recht

schön erfundenes und empfundenes Andante mit einem Gassenhauer schließt) entstellt, er gehörte zu dem Besten, was die neuere italienische Oper aufzuweisen hat. Die Scene, wo Leonoren's Klage erst von dem fern herübertönenden „Miserere" unterbrochen, über aufsteigenden Posaunen-Accorden anschwillt, bis sie endlich von der Romanze des Gefangenen sanft aufgelöst wird, ist von bedeutender echter Wirkung. Auch der Anfang des darauffolgenden Duetts enthält leidenschaftliche Motive. Endlich ist die Scene im Kerker hübsch gedacht, wo Leonore den Geliebten zur Flucht zu bewegen sucht, dieser heftig widerstrebt, bis endlich in den leidenschaftlichen Streit die sanften Töne der Zigeunerin einfallen: „Ai nostri monti ritorneremo." Schade, daß solche Anfänge sich bei Verdi nie lange auf gleicher Höhe erhalten, vielmehr mit mathematischer Gewißheit einen möglichst trivialen Satz nach sich ziehen. Es ist dies weniger ein Herabsinken aus Schwäche, wie es häufig bei Bellini vorkommt, als vielmehr absichtliches doloses Aufsuchen und Ersinnen des Trivialen. Ich möchte es ästhetischen bösen Willen nennen.

Im selben Jahre mit dem Trovatore erschien „La Traviata", für welche es keine schlechte Empfehlung ist, daß sie am ersten Abend (im März 1853 in Venedig) durchfiel, hierauf aber eines der populärsten Werke in Italien, bald auch ein Repertoirstück des Auslandes wurde. Sie behandelt bekanntlich die „Dame aux camélias" vom jüngeren Dumas. Für die Musik bleibt dies immer ein widerwärtiger Vorwurf. Die erste Hälfte der Oper verherrlicht die Liederlichkeit, die zweite die Lungenschwindsucht: dort haben wir das übertünchte, hier das offene Grab. „Traviata" ist das letzte jener Experimente, welche den Haut-goût des Pariser Schauspielrepertoirs für die Oper zurichten; sie sucht einen noch unausgebeuteten pathologischen Reiz, die Lungenschwindsucht, auf die Bühne zu bringen. Im ersten und zweiten Act enthüllt das Libretto eine entscheidende Schwäche des Componisten, seinen Mangel an leichtem Blut, an Eleganz und glänzender Beweglichkeit. Das Souper bei Violetta im ersten, das Ballfest im zweiten Act trägt mehr die Färbung eines plumpen Bachanals, als einer glänzenden Pariser Soirée. Trotzdem muß man auch in diesem Punkt, in der Aneignung des Conversationstones und des Ausdrucks leichter Fröhlichkeit einen entschiedenen, wenn auch nicht zureichenden Fortschritt Verdi's einräumen. Musikalisch liegt der Schwerpunkt dieser Oper im dritten Act. Der Componist empfängt hier aus den Händen des Dichters eine bedenkliche Aufgabe. Will man aber die mildernde, versöhnende, idealisirende Macht der Musik an einem schlagenden Beispiel wahrnehmen (der Musik überhaupt, also auch der Verdi'schen), so sehe man den letzten Act des französischen Originals „La Dame aux camélias" auf der Bühne. Da macht die trostlose Handlung durch die Schärfe des gesprochenen Wortes und all' die unausweichlichen realistischen Details einen so gräßlichen Eindruck, daß man ihn lange nach dem Fallen des Vorhangs nicht loswerden, dem scharfen Leichengeruch mit aller Anstrengung nicht entfliehen kann. Anders in der Oper. Die Musik, die selbst das Gräßlichste nie-

mals ganz ohne Schönheit darstellen kann, durchdringt idealisirend alle Poren selbst der Verwesung und löst die entsetzliche Wirklichkeit des Dramas in einen schwermüthigen Traum. Man muß es Verdi zugestehen, daß er in diesem dritten Act mehrmals Herzenstöne angeschlagen hat, wie man sie kaum bei ihm erwarten mochte. „La Traviata" enthält, sowie „Rigoletto" und „Trovatore", neben Musikstücken, deren Leerheit und Banalität fast eine Begabung letzten Ranges vermuthen lassen, auch wieder Dinge, die, eine intensive dramatische und musikalische Kraft verrathend, zu sagen scheinen: Jammerschade um dies Talent! Solche Nummern sind z. B. das wirksam angelegte zweite Finale mit Violetta's refrainartig wiederkehrendem Ausruf: „Che fia? morir mi sento!", ihr A-moll-Andante („Addio del passato") und das Liebesduett mit Alfred im letzten Act. — Wie der „Trovatore" die vollkommenste Verkörperung von Verdi's Talent nach Seite des Leidenschaftlichen, des packenden Effects ist, so bezeichnet die „Traviata" dessen Höhepunkt nach Seite der tieferen und zarteren Empfindung hin. In dieser Oper wird uns zwar keine der ärgerlichen Plattheiten und Schwächen des Componisten geschenkt, allein daneben tritt seine positive Begabung unzweifelhafter als bisher auf, und vergütet hin und wieder, was sein roher Ungeschmack uns erdulden läßt. Ueber seine Natur kann Niemand hinaus, besonders wenn sie eine triviale ist, — im Rigoletto, Trovatore und „La Traviata" wird man wenigstens inne, daß hier „eine Natur" vorhanden ist.

Von keinem der Rivalen Verdi's läßt sich das Gleiche sagen, und dies allein würde hinreichen, Verdi's Erfolge in dieser sterilsten Epoche der italienischen Opernmusik zu erklären. Verdi ist eine bittere Pille für die musikalische Kritik, welche das Uebel nur noch größer macht, wenn sie einen so überaus erfolgreichen Componisten ignorirt oder als vollkommen schlecht und nichtssagend hinstellt. Sie muß doch gestehen, daß Verdi's Trovatore, Rigoletto, Traviata und Ballo in maschera das Beste sind, was die italienische Bühne seit einem Vierteljahrhundert hervorgebracht, und daß diese Opern ihren Schöpfer als den einzigen gegenwärtigen Maëstro documentiren, der einen Styl hat, — gut oder schlecht. Das fühlten die jüngeren seiner Landsleute auch sehr bald und griffen in ihrer Talentlosigkeit zu dem verrückten Entschluß, Verdi nachzuahmen. Nachahmen mag man einem großen Meister, nicht aber ein populäres Talent aus einer Epoche des Verfalls, wie Verdi. Ein junger Bildhauer, der Bernini nachahmt, würde Werke für's Irrenhaus liefern, denn Bernini war nur der größte Mann in einer schlechten Zeit. Hört man die Opern von jüngeren Componisten, z. B. von Ferrari („Pipelet" ꝛc.), von Pedrotti („Tutti in maschera"), von Petrella („Marco Visconti" ꝛc.) u. A., so gewahrt man den großen und sehr verderblichen Einfluß Verdi's. Er äußert sich zunächst in der Nachahmung von lärmenden, rohen Effecten, weiter schon in dem Ausklügeln raffinirter Rhythmen, und leider schließlich in der gänzlichen Corruption dessen, was etwa an ernsterem Talent und natürlicher Empfindung in dem jungen Tonsetzer vorhanden war. Aber es bleibt nicht einmal bei der Verdisirung der Jungen. Altgewor-

dene Componisten, die noch nicht abdiciren wollen, stehen oft dem Einfluß der tonangebenden jüngeren noch mehr offen. Die neue Mode ist ihnen ein Gräuel, aber sie glauben ihr nachgeben zu müssen. Da wird denn Mancher zum unerträglichen geschminkten Gecken, der noch immer ein recht hübscher alter Herr sein könnte. So z. B. Pacini, der vor einigen Jahren als Siebziger die Oper „Elisa Valasco" schrieb, in welcher man den Componisten der gefeierten „Saffo" kaum wiedererkennt. Was er einst an Frische und Melodienfülle besessen, hat ihm das Alter geraubt und die harmlose Einfachheit seines früheren Styls wagt er selbst nicht mehr der jetzigen Generation zu bieten. Da geht denn der alte Maëstro bei dem letzten Unterjocher des Publicums, den er wahrscheinlich von Herzen haßt, in die Schule. Jugend und Talent kann er von ihm nicht nehmen, er sieht ihm also seine Nichtswürdigkeiten ab, um sich für die Neuzeit möglich zu machen. —

Ebenso unheilvoll, wie auf die moderne italienische Composition, wirkt Verdi's Musik auf die Gesangskunst. Die Wechselwirkung zwischen den tonangebenden Componisten und den Sängern einer Periode ist zweifellos und nachweisbar. Der Operncomponist steht im Anfang seiner Laufbahn unter dem Einfluß der Sänger, die er vorfindet, später bilden seine Werke sich die entsprechenden Sänger. Eine wirksame Darstellung der Hauptpartieen von Rossini, Bellini, Donizetti ist ohne glänzende Coloratur, ohne breites edles Portamento, ohne feinen Geschmack nicht möglich. Für Verdi's Partieen genügt eine starke siegreiche Stimme und ein gewisses elementarisches Feuer des Vortrags. Von namhaften Aufgaben der Gesangskunst, wie Norma, Adina, Rosina, ist nicht entfernt mehr die Rede. Von talentvollem Naturalismus geschaffen, bedürfen Verdi's Rollen auch nur des talentvollen Naturalismus zu ihrer Ausführung. Verdi hält zwar die Stimmen meist in sangbarer Lage und muthet ihnen nichts Uebertriebenes zu, allein er nöthigt sie zum Schreien, theils durch seine dicke, lärmende Instrumentirung, theils durch die materielle Natur seiner herausfordernden Effecte, denen auch regelmäßig der Applaus folgt, „wie die Thrän' auf die Zwiebel". Eigentliche Coloratur fordert er gar nicht, wo er einzelne reicher bewegte Gänge oder brillantere Gruppetti bringt, sind sie so geschmacklos, daß die vollendetste Gesangskunst sie nicht zu adeln vermag. Man denke an die frechen Allegrosätze in den Arien Manrico's, Violetta's, Leonoren's u. s. w. — wahre gesungene Real-Injurien. Verdi's Opern haben keinen einzigen großen Sänger, keine einzige große Sängerin herangebildet, wie dies Rossini, Bellini, Donizetti von ihren Werken rühmen konnten, — aber mehr als Eine schöne Stimme, mehr als Ein edleres Talent ging an ihm zu Grunde.

In Rigoletto, Trovatore und La Traviata, den drei Opern, welche Verdi's zweite Periode charakterisiren, hält seine natürliche melodische Erfindungskraft so ziemlich das Gleichgewicht mit dem französischen Einfluß einer sorgfältigeren und raffinirteren Behandlung. Sie sind die beliebtesten von allen seinen Opern und mögen auch kurzweg für seine

besten gelten, wenn ich auch für mein Theil den minder erfolgreichen „Ballo in maschera" ihnen mindestens gleichstelle. Ohne Frage nimmt aber nach der Traviata die melodiöse Erfindung und Frische Verdi's ab, das Raffinement und der französische Einfluß im selben Maße zu. So sehr der dramatische Ausdruck und das Detail der Ausführung durch letzteren gewann, so unleugbar giebt er andererseits der Verdi'schen Musik ein schielendes, verlogenes Gesicht, das der rein italienischen Oper nicht eigen ist. Wie Vischer Heinrich Heine die „giftig gewordene Romantik" nennt, könnte man Verdi als die giftig gewordene italienische Musik bezeichnen.

Zwei Jahre nach der Traviata folgten „Les vêpres siciliennes". Verdi schrieb dies Werk auf einen französischen Text von Scribe, für die Große Oper in Paris. Dort wurde es im Juni 1855 mit sehr mäßigem Erfolg gegeben. Wir haben im Gegensatz zu Verdi's früheren Stücken eine jener französischen fünfactigen „Großen Opern" vor uns, die weltgeschichtliche Stoffe und mit Vorliebe die entsetzlichsten behandeln. Schon der Titel weist auf die nahe Verwandtschaft mit der Blutnacht der Hugenotten. Es läßt sich nicht leugnen, daß Scribe den spröden und gräßlichen Stoff mit großer Geschicklichkeit behandelt hat. Die geschichtlichen Daten sind wie ein großer Rahmen festgehalten, in welchen der Dichter frei erfundene Scenen, doch mit unverwandter Beziehung auf die historische Katastrophe, einpaßt. Für die Musik zur „Sicilianischen Vesper" war Meyerbeer das Vorbild, dem Verdi mit einer oft an's Diebische grenzenden Zärtlichkeit nachgeeifert hat. Die Bestimmung dieser Oper für die Pariser Bühne hat maßgebend auf die Musik eingewirkt, welche weit mehr als Rigoletto oder Trovatore Verdi's Tendenz verräth, die monoton gewordene Lyrik Italiens mit den Deckfarben der französischen Musik aufzufrischen. Verdi hat sich begreiflicherweise an die grelle Seite der letzteren gehalten, die jede Leidenschaft bis zum lautesten Aufschrei, jede Empfindung auf die äußerste Spitze zu treiben liebt. Das Bizarre und Gewaltsame vermochte er sich am leichtesten anzueignen, die feinen, liebenswürdigen Vorzüge der Franzosen bleiben ihm unerreichbar. Nach der ersteren Richtung wußte sich Verdi merkwürdig gut zu accommodiren, insbesondere in den zwei ersten Acten, wo er die Stimmen effectvoller, die Chöre breiter als zuvor behandelt und sich, wie in guter Gesellschaft, merklich zusammennimmt, um nicht die dramatische Wahrheit zu verletzen oder in seine ärgsten Trivialitäten zu verfallen. Für diesen redlichen Willen muß man dankbar sein. Verdi ist bei all' seiner Intelligenz, seinem lebhaften, ja energischen Temperament eine gemeine Natur. Er hält es keine fünfzig Tacte aus, ohne einer Trivialität zu verfallen, oder sie aufzusuchen. Solche „Naturfehler" lassen sich, selbst den Parisern zulieb, nicht willkürlich ablegen. Den Parisern zulieb copirt er auch die Aeußerlichkeiten Meyerbeer's und Halévy's, künstelt mit dem Rhythmus und der Instrumentirung bis zur Verzerrung. Am glücklichsten gelangen ihm zwei Nummern, wo er echt national sein mußte: die Tarantella und die Barcarole im zweiten Act. In einer freien Land-

schaft mit dem Ausblick auf das Meer versammelt sich fröhliches Landvolk und tanzt die Tarantella, während die Verschworenen lauernd beiseite stehen. Die Klänge einer mehrstimmig gesungenen Barcarole kommen immer näher. Man sieht eine reichverzierte offene Gondel, worin französische Ritter und Damen unter Gesang und Scherz vorüberfahren. Hier stimmen Landschaft, Musik und Figuren zu einem reizenden Bild zusammen, das sich von dem blutigen Ernst des Ganzen freundlich abhebt. Mit den letzten Strophen der Barcarole vereinigt sich leider einer jener entsetzlichen Verdi'schen Pianissimo-Chöre, deren kurzabgebrochenes Luftschnappen wie fernes Hundegebell klingt. — Die melodiöse Erfindung in der „Sicilianischen Vesper" ist entschieden dürftig, der Totaleindruck der Oper (deren musikalisches Interesse nach dem zweiten Act abnimmt, anstatt zu wachsen) überwiegend ungünstig.

Von ähnlicher Richtung, aber ungleich besserer Ausführung und reicherer Erfindung ist die Oper „Il Ballo in maschera", zuerst in Rom im Jahre 1859 aufgeführt. Zwischen dieser Oper und der „Sicilianischen Vesper" liegen noch der in Venedig durchgefallene „Simon Boccanegra"*) (1856) und die ebenso schnell verschollene Bearbeitung des „Stiffelio" unter dem Titel „Aroldo" (1857). Der „Maskenball" hatte seltsame Schicksale, Das Scribe'sche Textbuch, „Gustave, ou le bal masqué" war ursprünglich für Rossini bestimmt. Dieser, lebhaft von der Handlung angezogen, übernahm das Libretto zur Composition, verließ aber bald arbeitssatt und ruhmesmüde Paris, ohne eine Note geschrieben zu haben. Scribe bot hierauf das Buch Auber an, der es anfangs „fast zu dramatisch" fand, bald aber eine seiner beliebtesten und graziösesten Opern daraus schuf. Verdi folgt der Scribe-Auber'schen „Ballnacht" fast Scene für Scene. Er hatte ursprünglich das historische Süjet getreu nach Scribe componirt und aus der schwedischen Königskrone seines Tenoristen kein Hehl gemacht. Mit dieser Aufrichtigkeit kam er aber in Neapel äußerst übel an; die Censur befahl eine gründliche Umänderung des königsmörderischen Textbuchs, der Director des San Carlo-Theaters (für welches die Oper ursprünglich bestimmt war) fiel in Ohnmacht und erholte sich aus derselben nur, um mit fabelhaften Entschädigungsansprüchen gegen Verdi loszufahren. Unser Maëstro nahm seine Partitur unter den Arm und fuhr ohne sonderliche Segenswünsche für Neapel sofort nach Hause. Hier hielt er grollend seinen „Gustav III." Jahr und Tag verschlossen, bis er ihn auf wiederholtes Drängen im Jahre 1850 dem Teatro Apollo in Rom überließ; — eine Zuversicht, die von der wahrhaft kindlichen Naivetät des Componisten rührendes Zeugniß giebt. Die römische Censur erhob natürlich einen noch größeren Lärm als die neapolitanische, und Verdi mußte sich schließlich ihren Wünschen fügen. Die Handlung wurde nach Amerika verlegt (nur recht weit!), aus dem Schwedenkönig entpuppte sich ein

*) In dieser mir nicht bekannten Oper soll Verdi versucht haben, sich Elemente der deutschen „Zukunftsmusik" anzueignen.

„Graf Warwick, Gouverneur von Boston" und der Mörder desselben, der historische Ankarström, präsentirt sich uns derzeit als „Renato, Secretair des Gouverneurs". Infolge einer mächtigen Protection wahrscheinlich durfte wenigstens die Gattin des gefährlichen Statthaltereisecretairs ihren Namen Amalia beibehalten. Die Musik zum „Ballo in maschera" gehört zu Verdi's gelungensten Leistungen: sie enthält glückliche Einfälle und verräth eine zwar derbe, aber sichere und geschickte Hand. Verdi auf die höchsten Eigenschaften der dramatischen Kunst hin zu untersuchen, wird natürlich Niemandem einfallen. Gewiß aber hat er sich hier redliche Mühe gegeben, seine Musikstücke dramatischer zu erfinden, sorgsamer auszuführen, charakteristischer zu instrumentiren — und diese Mühe ist zum Theil keine vergebliche gewesen. Einzelne crasse Trivialitäten kommen zwar auch vor, allein viel seltener und wenn ich so sagen darf, beiläufiger als in Verdi's übrigen Opern. So vermißt man im „Maskenball" zum erstenmal und mit dankbarer Anerkennung jenen Gemeinplatz, auf dem sich Verdi sonst mit äußerstem Behagen tummelte: die frechen Allegrosätze nach dem sinetimentalen Andante seiner Arien. Im „Ballo" ist diese den Ernani, Trovatore, Rigoletto ꝛc. beschmutzende Gewohnheit abgelegt, um auch in den späteren Opern („La forza del destin", „Don Carlo") nicht wieder aufzutauchen. Der Gedanke, eine Vergleichung mit Auber's Musik nothwendig hervorrufen zu müssen, mag viel zu der gesammelteren, sorgfältigeren Haltung Verdi's beigetragen haben. Diesen Vergleich auch auszuhalten, wird Verdi's Oper nur in den Augen der Italiener vermögen. Deutsche und Franzosen werden übereinstimmen, daß Auber's „Bal masqué" an Originalität und Anmuth, wie an feiner, geistreicher Ausführung dem „Ballo in maschera" hoch überlegen sei. Es gilt dies namentlich von jenen Partieen, wo Auber's glänzendste Gabe, das Fächerspiel einer liebenswürdigen Grazie und Fröhlichkeit auf ihrem Platze ist: in der Rolle des Pagen und den Ballscenen. Eine Eigenschaft, die Verdi so gut wie gänzlich abgeht, ist aber Leichtigkeit und Grazie. Er ist immer pathetisch, wie in der Regel seine componirenden und dichtenden Landsleute; dieses Pathos treibt ihn nur zu oft in leere prahlerische Aufgeblasenheit, hebt ihn jedoch mitunter zu einer bedeutenden dramatischen und musikalischen Energie. Der erste Act ist unbedeutend und vielfach banal. Der zweite hingegen, die Scenen bei der Wahrsagerin, zeigen Verdi's Talent in frischem Fluß. Das Duett Amalien's mit der Zigeunerin enthält sehr hübsche Züge; namentlich in dem schmerzlichen Ausruf Amalien's „Pace!" auf die Frage der Hexe, was sie suche, liegt echte Empfindung. In solch' vorübergehenden Momenten etwas zu suchen und zu finden, ist Verdi früher doch kaum in den Sinn gekommen. Durch den hinter dem Vorhang halbversteckten Riccardo wächst das Duett in breiter langgezogener Cantilene sehr wirksam zum Terzett. Durch die Barcarole Riccardo's in As-moll mit ihren eigenthümlichen Wohllaut scheint eine der schönen italienischen Volksweisen durchzuklingen. Es folgt ein scherzendes Allegretto, womit Riccardo die Unglücksprophezeiung verlacht; mit dem Ein-

tritt der Sopranstimme, die eine ausdrucksvolle Melodie in weitem Bogen darüber spannt, gewinnt der Satz tiefere Bedeutung und wächst zu einem Ensemble, das zu den besten Erzeugnissen der neueren italienischen Oper gehört. Die Arie Amalia's und ihr Duett mit Riccardo im dritten Act sind von energischem, leidenschaftlichem Zug, wenn auch nicht frei von italienischen schlimmen Gewohnheiten. Der vierte Act der Oper ist der längste und schwächste, das Terzett der drei Verschworenen vielleicht die schlechteste Nummer der Oper und gewiß diejenige, die Verdi zu der besten machen wollte. Er häuft maßlos die Ausdrucksmittel und äußerlichen Effecte (Harfen, Posaunen, Unisono-Melodie der drei Bassisten) und wird dabei von seiner melodiösen Erfindung gründlich im Stich gelassen.

Mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte schrieb Verdi die vieractige Oper „La forza del destino", welche bei ihrer ersten Aufführung (in St. Petersburg 1862) einen kühlen Achtungserfolg davontrug und wenige Jahre darauf in Wien durchfiel. Das Libretto — gleich dem Trovatore der spanischen Bühne entlehnt — gehört in der Zurichtung durch H. Piave zu den widerlichsten, die wir kennen. Die Macht der Logik hat hier abgedankt und der bloßen „Macht des Schicksals" den Platz geräumt. Dieses „Schicksal", das aus einer weggeworfenen Pistole zufällig losgeht, besteht eigentlich darin, daß zwei Liebende von einer wüthenden Hyäne (Carlo) allenthalben verfolgt und endlich zerrissen werden, bei welcher Gelegenheit diese Bestie auch ihrerseits verendet. In diese peinlich abstoßende Handlung fällt kaum ein labender Sonnenstrahl. Dichter und Componist mußten diesen Uebelstand bemerken und flickten denn eine Reihe heiterer Scenen ein, die mit dem Trauerspiel selbst nicht den entferntesten Zusammenhang haben: Chor der Maulthiertreiber, ländlicher Tanz, Couplets der Wahrsagerin, Hausirerlied, Chor und Tanz der Marketenterinnen und der Recruten, Rataplanlied ꝛc. Derlei liegt in unserer Schicksalstragödie buntfarbig umher, wie Kinderspielzeug neben einer Todtenbahre. Sogar zu einer vollständigen Buffopartie hat sich Verdi hier zum erstenmal verstiegen! Es ist ein humoristisch sein sollender, grober Klosterbruder, der mit einer getreuen Nachäffung der Capuzinerpredigt aus Wallenstein's Lager wie eine Bombe in den dritten Act fällt. Interessant ist diese Rolle nur zur Charakteristik von Verdi's Talent, das hier den vollständigsten Mangel an Humor und komischer Laune an's Licht bringt. Die Musik schließt sich in Ausdruck und Technik vollständig dem „Ballo in maschera" an. Die rohe, schablonenhafte Melodik der älteren Verdi'schen Opern hat hier einer auf dramatisches Leben und interessante Factur gerichteten Methode Platz gemacht, dazu sind französische und deutsche Elemente mit entschiedenem Gewicht in das naive italienische Naturel eingetreten. „La forza del destino" ist noch sorgfältiger, um nicht zu sagen mühsamer, componirt, als der „Maskenball", aber mit ungleich schwächeren musikalischen Fonds. Die melodische Erfindungskraft Verdi's, welche im „Maskenball" noch hübsche Blüthen trieb, wenn auch nicht mehr ihre buntesten und auffallendsten,

erscheint matt und gealtert. Den ungleich höheren ästhetischen Standpunkt, den hier der Componist gegenüber seinen älteren Opern einnimmt, wird Niemand leugnen, ebensowenig aber das Versiegen seiner schöpferischen Ader. Einige gelungene stimmungsvolle Einzelheiten (wie die kurze einleitende Scene zwischen dem Marchese und seiner Tochter, Leonoren's letzte Romanze u. A.) vermögen das langgestreckte, höchst pretentiöse Ganze nicht zu retten.

In der Richtung des „Ballo in maschera" zur „Forza del destino" hat Verdi in seiner neuesten Oper noch einen großen Schritt weiter gethan. „Don Carlo", noch anspruchsvoller und mühsamer in der Ausführung, noch dürftiger und matter in der Erfindung, als die „Macht des Schicksals", wurde im Frühling 1867 zum erstenmal an der Großen Oper zu Paris gegeben. Die glänzende Darstellung und der enorme Ausstattungsprunk zog zwar ein großes Publicum herbei, das sich durch den Fremdenzug zur Weltausstellung massenhaft erneuerte, aber die nächsten Monate schon zeigten, daß „Don Carlo" unter regelmäßigen Verhältnissen keine Lebensdauer besitze. Betäubt und gelangweilt schlichen Verdi's Anhänger von dannen, ja selbst die Sänger können keine Partei ergreifen für Rollen, welche aufreibend, aber nicht dankbar sind. Wir anerkennen Verdi's eigenthümliches und intensives Talent, das zwar mit rohen, unkünstlerischen Elementen arg vermischt und deshalb für ein ganzes Kunstwerk unzureichend ist, das aber zahlreiche, höchst wirksame Einzelheiten geschaffen hat. Wenn wir Verdi in der Traviata, im Trovatore, Rigoletto, Ballo in maschera so oft mit kräftigem Naturalismus instinctiv in's Schwarze treffen sehen, dann bestreiten wir ihm gewiß nicht länger Recht und Fähigkeit, auch im guten Sinn Er selbst zu sein. Im „Don Carlo" aber bemüht er sich, Alles zu sein, nur nicht „er selbst". Er versucht eine complette Maskerade. Nun denke man sich einen Verdi ohne seine nationale Frische und Sinnlichkeit, einen Verdi ohne Leichtsinn und ohne Melodie und urtheile, was da noch Gutes übrig bleibt! Im Don Carlos verleugnet der Componist ängstlich seine musikalische Wiege, will halb Deutscher, halb Franzose sein, nicht melodiös, sondern tief und gelehrt schreiben und dort fortsetzen, wo Meyerbeer aufgehört. An der Partitur des „Carlos" klebt mehr Schweiß, als an allen früheren Opern Verdi's zusammengenommen. Dieser stets unentschiedene Kampf zwischen dem alten und dem neuen Verdi, diese krampfhafte Anstrengung, sich höher zu strecken, als er gewachsen ist, wirkt geradezu peinlich. An seiner Carlos-Musik ist Alles gezwungen, schwerfällig, dunstig; die Melodieen tragen wir weder im Ohr noch im Herzen heim, uns ist, als klebten sie an allen Fingern. Dafür hat Verdi sich das für einen Italiener bewunderungswürdige Geschick angeeignet, die musikalische Form à la Richard Wagner zu zerbröckeln, als Amphibium lange Zeit zwischen Cantilene und Recitativ zu athmen und eine „unendliche Melodie" zu spinnen, wenn ihm keine endliche einfällt. Mit großer Anstrengung hat er bösartige Modulationen und stolpernde Rhythmen erdacht und die Gesangspartieen so eingerichtet, daß die Stimmen sich fast

nur an den äußersten Grenzen ihrer natürlichen Skala bewegen. Und vollends die Instrumentirung! Wie licht sah es sonst zwischen den Tactstrichen einer Verdi'schen Partitur aus, wie schnurgerade und wohnlich! Schlagen wir hingegen die Folianten des „Don Carlos" auf, so kriecht uns ein schwarzes, ameisenartiges Gewimmel von Noten entgegen, alle Instrumente arbeiten zugleich, über-, unter-, nebeneinander, jeder Moment bringt eine verschiedene Figuration, eine neue Klangfarbe, ein anderes Soloinstrument, und dazwischen jenes nervenschneidende hohe Tremoliren der getheilten Violinen, das seit dem „Tannhäuser" als gemeines dramatisches Hausmittel figurirt. Trotzdem kann man kaum von einer Stelle im „Don Carlos" rühmen, daß sie orchestermäßig gut klingt, wie z. B. das Allergewöhnlichste bei Mozart oder Rossini. „Das ist ja Zukunftsmusik!" rief neben mir in der Pariser Oper entrüstet ein Italiener. Ich tröstete ihn damit, daß solcher Musik am wenigsten in Italien eine Zukunft blühe, es habe denn die italienische Musik überhaupt keine Zukunft mehr. Aber ein richtiges Gefühl lag doch in jenem Ausruf. Verdi und Wagner vollziehen Beide in ihren neueren Werken einen Bruch mit der eigenen Vergangenheit und verleugnen die reizvolleren, populären Elemente ihres Talents zu Gunsten einer ihnen vorschwebenden idealen Dramatik. „Don Carlos" verhält sich zur „Traviata" ungefähr wie „Tristan und Isolde" zum „Tannhäuser". Das tugendstolze Streben beider Tondichter, in ihren alten Tagen sich der sündhaften Melodie zu enthalten, scheint übrigens hier wie dort von der Natur mächtig unterstützt; die Melodie verläßt man niemals, sie verläßt uns. Ich kann nach dem „Carlos" kaum mehr zweifeln, daß Verdi — fertig ist. —

Verdi lebt im vollen Sonnenschein des Glückes. Er besitzt einen sehr ansehnlichen Complex von Landgütern bei Busseto im Herzogthum Parma. In diesem Dorfe Busseto, etwa sechs Stunden von der Stadt Parma und ebensoweit von Piacenza entfernt, wurde Guiseppe Verdi am 9. October 1814 geboren. Der Organist des Ortes gab dem Knaben den ersten musikalischen Unterricht, der kaum über die nothwendigsten Elementarkenntnisse hinausgereicht haben mag. Der neunzehnjährige Verdi fühlte selbst das Mangelhafte seiner musikalischen Schulung und sehnte sich nach einem besseren Unterricht, wie er in der Regel nur in größeren Städten erreichbar ist. Einer mittellosen Familie angehörend, gelangte Verdi nur durch die großmüthige Unterstützung eines Mitbürgers, Barezzi, dazu, sich endlich im Jahre 1833 nach Mailand begeben zu können. Er wollte in's Conservatorium eintreten; man nahm ihn nicht auf. Der Grund dieser Ablehnung (man wird sie später schmerzlich genug bereut haben) ist noch immer nicht aufgeklärt. Fétis meint in seinem Tonkünstlerlexikon, der Director des Mailänder Conservatoriums, Francesco Basili, einer der letzten strenggeschulten Meister aus dem vorigen Jahrhundert, habe offenbar aus der äußeren Erscheinung Verdi's kein Vertrauen in dessen künstlerische Zukunft fassen können. „Il est évident", fügt Fétis hinzu, „que jamais physiognomie de compositeur ne fut moins révélatrice du talent." Abgesehen davon, daß man doch

die musikalische Begabung eines Schülers nicht nach dessen Gesicht taxirt, scheint mir hier Verdi's Physiognomie mit auffallender Ungerechtigkeit beurtheilt. Sie ist düster, unbeweglich, aber nichts weniger als geistlos oder unbedeutend. Als mir vor einigen Jahren im Her Majesty's Theatre in London eine flüchtige Bekanntschaft mit Verdi gegönnt war, machte mir sein ernstes, ruhiges, wenn auch nicht allzu liebenswürdiges Wesen einen günstigen Eindruck. Gleichviel, Verdi wurde nicht in die Compositionsclasse des Conservatoriums aufgenommen, er begnügte sich mit der durchaus praktischen Unterweisung des Theaterkapellmeisters Lavigna und brachte es auf diesem Wege und ohne den Maëstro Basili dazu, sich bald von dem Ertrag seiner Musik die ausgedehnten Ländereien zu kaufen, deren ich erwähnte. Seine schöne Villa bei Busseto ist bei den Landleuten unter dem Namen „La villa del professore Verdi" bekannt. Jeder Bauer im Umkreis von mehreren Stunden weiß dem Fremden den Weg nach dem reizenden Schloß zu weisen und genau anzugeben, ob Verdi anwesend sei oder nicht. Hier pflegt der Maëstro von seinen Mühen und Triumphen auszuruhen. Das Gewehr über der Schulter oder ein Buch in der Hand durchstreift er die Gegend, bei seinen zahlreichen Pächtern vorsprechend und mit ihnen alle Details der Feldarbeit verhandelnd. Herr Escudier (Verdi's Verleger, also auch glühendster Bewunderer) hat in einigen Pariser Feuilletons Verdi's Landleben geschildert. Nach seiner Versicherung besitzt Verdi „ebenso tiefe Kenntnisse in der Landwirthschaft, wie im Contrapunkt." (Glückliche Felder!) Das Landvolk betet ihn an und beweist seine Anhänglichkeit auf die verschiedenste Weise. Des Abends, wenn Verdi mit seiner Frau spazieren geht, vereinigen sich seine Bauern und singen ihn mit Chören aus seinen Opern an. Escudier schildert die „süße Rührung", die er bei einem solchen Bauernchor aus „I Lombardi" empfand.

Auf dem großen und schönen Landgut Sant Agata, das Verdi einzig seinem Talent und Fleiß verdankt, componirt er den größten Theil seiner Opern. Er scheint stets von enthusiastischer Verehrung umgeben zu sein; zwei originelle Typen davon sind Verdi's Schwiegervater Antonio und sein Diener Luigi. Papa Antonio kann niemals von Verdi oder dessen Musik sprechen hören, ohne zu weinen. Er lebt in Busseto und bewahrt daselbst wie ein Heiligthum die frühesten Notenkritzeleien seines Schwiegersohnes. Als Verdi das Kreuz der Ehrenlegion erhielt, konnte der glückliche Schwiegervater die Begierde, das ganze Dorf gleich in Kenntniß zu setzen, nicht bemeistern, heftete sich selbst das Ordenskreuz an und lief so gleichsam als Expreß des Ruhmes seines Eidams von Hof zu Hof, von Hütte zu Hütte, während Verdi daheim ruhig seine Cigarre rauchte. Verdi's Diener Luigi ist seines Zeichens eigentlich Lohnkutscher in Reggio; Musikliebe hat ihn zum Kammerdiener gemacht. Verdi ist „sein Gott", in diesem Glaubensartikel unterscheidet er sich kaum vom Papa Antonio und von Herrn Escudier. Letzterer behauptet, man könnte sämmtliche Opern von Verdi ruhig verbrennen, Luigi würde sie von der ersten bis zur letzten Note auswendig dictiren. Wer sich mit

Rossini, Bellini und Donizetti abgiebt, ist ihm „ein Cretin". Ueber Verdi's Persönlichkeit spricht sich der Freund und Verleger so überschwenglich aus, daß kein Mensch daran zweifeln kann, der Componist des „Rigoletto" sei zugleich der vollkommenste aller Sterblichen. In der Literatur aller Nationen verkehre er wie zu Hause und keiner der großen politischen, socialen, wissenschaftlichen Fragen sei ihm fremd. Zum Deputirten im italienischen Parlament ist Verdi blos als „unvergleichlicher Patriot" gewählt worden, was um so wunderbarer erscheint, als er noch nie eine Silbe in der Kammer gesprochen hat. — Dennoch ist sein Name nicht ganz ohne politische Bedeutung geblieben — die italienische Actionspartei band denselben in Form eines Anagramms als harmlose Maske vor. Als nämlich in Lombardo-Venetien, in Rom, Toskana, Neapel der Ruf „Viva l'Italia!" verpönt war, schrie man „Viva Verdi!" Die einzelnen Buchstaben des Namens Verdi wurden gedeutet als: **V**ittore **E**mmanuele **R**è **d'I**talia. Man findet dieses mysteriöse Stichwort noch heute an den Mauern mancher öffentlichen Gebäude, in welchen an alles Andere eher, als an Verdi und seine Opern gedacht worden ist. —

Schicksal.

Es ist nur eine kleine Weile,
So liegst auch Du, wo Alles liegt,
Was nach des Lebens Hast und Eile
Zum langen Schlafe sich geschmiegt.

Nach jedem seligsten Geschicke
Hast Du gerungen und gestrebt,
Du hast's erjagt auf Augenblicke,
Doch im Besitze nie gelebt.

Und was man für das Beste achtet,
Das hast Du in dem besten Licht
Zu zeigen Deiner Zeit getrachtet,
Doch überzeugt hast Du sie nicht.

Und wenn die Woge Dich erfaßte
Und trug dem großen Meer Dich zu,
Liegst Du bei Tausenden zu Gaste,
Die auch vergessen sind wie Du.

Nur da und dorten rettet Einen
Auf hohen Fluten seine Zeit,
Der leuchtet wie die Sterne scheinen,
Ein Gott in seiner Einsamkeit.

J. G. Fischer.

Ekkehard.

An der Eisenbahn zwischen Schaffhausen und Constanz liegt der Marktflecken Singen. Ein halb Stündchen nördlich von ihm ragt, steil und gewaltig, ein Basaltkegel in die blaue Luft. Es ist der Hohentwiel. Vor siebenzig Jahren hat der Franzose Vandamme die feste Burg, die droben gestanden und weiland hochberühmt gewesen, in Trümmer gesprengt, jetzt hält ein schwäbischer Schultheiß Wacht über das zerbröckelnde Gemäuer. Vor beinahe tausend Jahren aber, als Kaiser Heinrich I. eben zu herrschen begonnen, thronte hier über dem alemannischen Hegau als Reichsverweserin in Schwaben eine junge Wittib, die Herzogin Hadwig. „Sie war von adeligem Gemüth und nicht gewöhnlicher Schönheit. Aber die Nase brach unvermerkt kurz und stumpflich im Antlitz ab und der holdselige Mund war ein weniges aufgeworfen und das Kinn sprang mit kühner Form vor, also daß das anmuthige Grüblein, so den Frauen so minnig ansteht, bei ihr nicht zu finden war. Und wessen Antlitz also geschaffen, der trägt bei scharfem Geist ein rauhes Herz im Busen und sein Wesen neigt zur Strenge.“ Und in der That, Frau Hadwig war eine geistvolle, aber auch vielgestrenge Herrin, und wenn ihre Kammerfrau, die Griechin Praxedis, nicht so munter leichtlebig und ihr Kämmerer, Herr Spazzo, nicht so gutmüthig weinselig gewesen wäre, Beide hätten gewiß oft genug einen schweren Stand in ihrem Amte gehabt. Eines Tages gelüstete es die Herzogin, ihren Vetter Cralo, der jenseit des Bodensees Abt des Klosters vom St. Gallus war, einen liebwerthen Besuch abzustatten. Sie fuhr zu Schiffe gen Rorschach; als sie aber vor die Pforte des Klosters kam, ward ihr der Eintritt gewehrt. Als Verweserin des Reiches in Schwaben beharrte sie: „schaffet Einlaß! Die Herzogin muß das Kloster sehen.“ Die Noth war groß, doch ein junger Bruder wußte Rath. Ekkehard hieß er und führte das Pförtneramt; in der Schule lehrte er den Virgilius und war ebenso weise und beredt, als schön von Gestalt und von sittiger Anmuth. Der sprach: „Die Herzogin in Schwaben ist des Klosters Schirmvogt und gilt in solcher Eigenschaft als wie ein Mann. Und wenn in unserer Satzung streng geboten ist, daß kein Weib den Fuß über des Klosters Schwelle setze: man kann sie ja darüber tragen.“ Und also geschah es. Der junge Pförtner umfaßte mit starkem Arm die hohe Frau und trug sie über die Schwelle bis in den kühlen Klostergang. Sie aber hatte ein Wohlgefallen gewonnen an ihrem Träger und als sie ihn gar vor dem Imbiß den 44. Psalm vortragen hörte, war es bei ihr beschlossen: Ekkehard muß mit auf den Hohentwiel, um die Herzogin in Schwaben lateinische Grammatik zu lehren und den Virgilius. Der Mönch gehorchte dem Befehle, nahm Urlaub vom Abt und zog auf die Burg. Dort begann alsbald der Unterricht. Die wundersame Mähr von Aeneas und

Dido ward vorgetragen und erörtert. Die des Griechiſchen kundige Praxedis mußte ihrer Gebieterin das Latein mit lernen helfen und beide Frauen lauſchten mit wachſendem Vergnügen der Stimme ihres Lehrers, der im rothwangigen Schimmer der Jugend vor ihnen ſaß und, ohne aufzublicken, aus dem Pergament die tönenden Hexameter des römiſchen Dichters declamirte. Was Wunder, daß Frau Hadwig ſich ſelbſt an die Stelle der vereinſamten Königin Dido dachte und in dem Vorleſer den Helden Aeneas erblickte, ja daß zur Geſellſchaft auch Praxedis den ſchönen Mönch lieb und lieber gewann! Der aber achtete deſſen nicht, was in der Seele der Frauen vorging, und als es in ihm zu dämmern begann und er ſich allmälig bewußt ward, wie ja die Herzogin förmlich um ihn werbe und buhle, ſetzte er ſich den ſündigen Gedanken, die ihn umblitzten, als Jünger des St. Gallus, treu ſeinem Gelübde, zur Wehr. Da brachen die Hunnen in's Reich ein. Die Heerfolge zu Schutz und Trutz wurde befohlen und auch Ekkehard bereitete ſich zum Zuge gegen den Feind. Frau Hadwig umgürtete ihn ſelber mit dem reichen Wehrgehäng und dem Schwerte des Herzogs Burkhard, ihres ſeligen Gemahls, und hing ihm einen goldgefaßten Kryſtall, der einen Splitter vom heiligen Kreuz in ſich barg, um den Hals. Da war's um ihn geſchehen. Die ſündigen Gedanken übermannten ſein Herz, die leidenſchaftlichſte Liebe zur Herrin ergriff ihn, den Dienſtmann und Kloſterbruder. Siegreich kehrte er aus der Schlacht auf die Burg zurück. Nichts mehr vom Virgilius, von Aeneas und Dido! Frau Hadwig wollte nur noch deutſche Heldenſage hören und Held Ekkehard ſollte ſie erzählen. Der ſchwieg; es war ihm, als ſei er ein Nachtfalter, der ſchwindelnd um ein verzehrendes Licht kreiſt. Da begab ſich's, daß, als er in der Burgkapelle betete, auch die Herzogin dahin kam, um an Herrn Burkhard's Grabe ſtille Andacht zu pflegen. Beide ſtanden ohne Zeugen einander gegenüber. Das lange zurückgepreßte Gefühl des Mönchs brach in wahnſinnigſter Leidenſchaft aus und lohte auf bis zur Raſerei. Der Herzogin grauſte es; das hatte ſie nicht erwartet. Wüthend umſchlang er ſie und preßte ſie an ſich, ſein Kuß flammte auf ihren Lippen: da that ſich die Pforte der Kirche auf, Tageslicht drang in's Düſter, ſie waren nicht mehr allein. „Einen Wahnſinnigen habt Ihr geſchaut, der ſich und Gott vergeſſen", rief Frau Hadwig mit unſäglich kalter Hoheit den Eintretenden entgegen. Ekkehard ward gebunden und in's Burgverließ geſchleppt. Dort erſchien ihm in der Nacht Praxedis, die den Wächter durch geſpendeten Wein eingeſchläfert hatte, hieß ihn ihr folgen und half ihm zur Flucht. Am Abhang des Felſens ſchmiegte ſich ihre Wange an die ſeine, auf ſeinen Lippen zitterte ein Kuß, eine Thräne perlte drauf nieder. „Geſegnet ſei Euer Weg und vergeſſet nicht, daß Ihr uns noch eine Geſchichte von deutſcher Heldenſage ſchuldig ſeid." So entkam der Mönch vom Hohentwiel. In's Kloſter zum St. Gallus kehrte er nicht zurück, ſondern ſtieg hinauf zum Säntis, wo das Wildkirchlein hinabſchaut in die Thäler von Appenzell. Dort auf der Alp ward auch ſein Herz wieder geſund. Er dichtete ſein Waltari-Lied, die Heldenſage von Walter von

Aquitanien und schrieb es mit saubrer Kunst auf Pergament. Da flog eines Tages von Unten herauf in den Burghof vom Hohentwiel, wo Frau Hadwig Ausschau hielt über den Bodensee nach den Alpen hin, ein Pfeil. Feine Blätter Pergamentes waren um den Schaft gewunden, die Spitze umhüllt mit einem Kränzlein von Wiesenblumen. Es war das Waltari-Lied. Auf dem ersten Blatte stund mit blaßrothen Buchstaben geschrieben: „Der Herzogin von Schwaben ein Abschiedsgruß! Selig der Mann, der die Prüfung bestanden!“ Da neigte die stolze Frau ihr Haupt und weinte bitterlich.

Auf Hohentwiel im Lehnstuhl saß
Frau Hadwig die Herzogin,
Derweil ihr der Mönch den Virgilius las
Und auch erklärte den Sinn.

Der Pförtner vom St. Gallus kam
Her über den Bodensee,
Doch ward ihm zum Lohn nur tiefer Gram
Und namenloses Weh.

Frau Hadwig hätte zum Kuppler gern
Gemacht den alten Virgil
Und sich den Mönch erkoren zum Herrn
Der Burg von Hohentwiel.

Sie gab ihm das schneidige Herzogsschwert:
„Zeuch hin zum Hunnenstreit
Und mache Dich meiner Gnade werth!“
Er hört's mit schweigendem Leid.

Doch als er dann alle Schranken brach
Und sein Gelübde zertrat,
Da bracht' ihm eitel Schimpf und Schmach
Die liebeswilde That.

Die griechische Zofe der Herzogin
Half ihm aus Kerker und Bann:
„Ein Kuß zum Abschied! Fahre hin,
„Du vielgeliebter Mann!“

Zum Säntis hinüber in's Wildkirchlein
Entwich der Aermste schnell
Und schaute von dort gramvoll hinein
In die Thäler von Appenzell.

Da ward ihm, seit er die Weiber mied,
Das Herz auch wieder gesund;
Er dichtete sein Waltari-Lied
Und sang es mit fröhlichem Mund.

Er schrieb's auf Pergament mit Fleiß
Und malte drauf mit Zier:
„Der Herzogin von Schwaben sei's
„Ein Abschiedsgruß von mir.“

* * *

Das ist die Geschichte von Ekkehard,
Die uns gar meisterlich
Von Victor Scheffel berichtet ward;
Ja, der kann's besser als ich.

Hermann Grieben.

Nach einem Bilde von Tre ler, im Besitze der Firma Kuntzmann & Co.

Vadmia von Schmahon und Wünd. Ebhard

Die letzten Tage König Karl's.

Von Julius Rodenberg.

(Fortsetzung.)

„Ihr seid verwundet, Sir Knight?“ fragte der Lord bestürzt und mitleidsvoll.

„Nicht der Rede werth, Mylord; es ist der linke Arm.“ Aber das Blut tropfte bereits auf den Hals des Pferdes nieder und färbte die Mähne desselben.

Ein furchtbares Gedränge entstand. Der Nachtrab zauderte, die Schlucht zu betreten, verstopfte jedoch den Ausgang für Diejenigen, welche daraus zu retiriren suchten, und, zurückprallend, den Wirrwarr vermehrten, der in der Mitte derselben herrschte. Der Feind indessen, dem, da das Gebüsch ihn deckte, nicht beizukommen war, feuerte unausgesetzt in die Masse von Reitern und Pferden hinein, die nicht ohne Verlust und bereits in der größesten Confusion das Freie wieder erreichten, wo Graf Holland, Buckingham und etwa noch einhundert Cavaliere mit Ungeduld ihrer harrten. Denn, kaum noch sechshundert Schritte entfernt, zwischen ihnen und Kingston, sah man eine Aufstellung von Berittenen quer über die Straße, die hier durch ein kleines, ziemlich lichtes Gehölz führte. Durch das Grün überall sah man die rothen Röcke schimmern, hörte man das Scharren ihrer Pferde, die den Kampf grüßten. Es war eine Schwadron von Cromwell's Dragonern und nun auch keine Frage mehr für die Royalisten, daß sie in einen Hinterhalt gelockt seien, aus dem kein Weg mehr führte. Hinter sich sahen sie die leichten Schützen von den Flanken der Schlucht herabsteigen und den Hohlweg besetzen, den sie vom Feinde gesäubert, bis auf die Verwundeten und Gefallenen; und vor ihnen stand in Schlachtbereitschaft eine Abtheilung von Reitern.

„Gott für Altengland und König Karl!“ rief Buckingham, der jetzt erst den Degen ziehen konnte, so plötzlich war alles Dies gekommen; „es giebt keine andere Rettung!“

Und dicht um ihn und den Grafen Holland schlossen sich die Cavaliere zusammen und langsam ritten sie dem Walde zu, mit der Absicht, sich durch die Feinde durchzuhauen.

Diese hatten im Walde derartig Stellung genommen, daß eine Steigung des Weges im Rücken sie deckte, während sie den Abhang und Fuß desselben mit Lanzen gleichsam umgürtet hatten. Oben auf der Anhöhe sah man die Standarte, welche roth in der Mittagssonne glühend und still in der stillen Luft über den schimmernden Helmen, Harnischen und Säbelspitzen emporragte. Neben der Standarte die Trompeter, das dröhnende Metall an dem Munde, neben den Trompetern der Commandeur.

„Es sind die Gesichter und Stahlhauben von Marston Moor und Naseby Fields", sagte Graf Holland, indem er sie von fern erblickte.

„Und der dort der Commandeur", sagte Buckingham . . .

„Still doch, still!" mahnte Lord Francis; „laßt es den guten Knight nicht hören."

„Warum nicht?" sagte Sir Tobias mit matter Stimme. „Was liegt daran, an wen ich den armseligen Rest dieses Lebens verkaufe?"

Sein Gesicht war bleich und seine Rüstung von Blut überströmt, welches, indem es vom Halse seines Pferdes niedertropfte, den grünen Waldboden zeichnete.

„Herr Ritter, um Gotteswillen!" rief Lord Francis, dessen Herz von Mitleid überging, als er den ältern Waffenkameraden so hülflos verbluten sah. „Ihr solltet zurückbleiben! Ihr seid schwerer verwundet, als Ihr zugestehen mögt!" Und er wandte sich theilnehmend nach ihm um.

„Zurückbleiben — ich?" fuhr der Knight heftig heraus, indem er sich gewaltsam emporraffte. „Zwar ist mir", fügte er wiederum tonloser hinzu, „wie wenn ein Schleier sich vor meinen Augen ausbreitete. Dennoch hab' ich den Mann gesehen, der diese Truppen gegen uns führt, und auch ich, so soll Gott mir helfen, hab' ihn erkannt. Ah!" rief er mit einem unterdrückten Seufzer der Pein, „wenn dieser Mann es vollenden wollte mit seinem ehrlosen Degen! Gott's Wunder und Blut! Olivia würde den Mann nicht lieben können, der ihren Vater ermordet . . ."

Ein scharfes Feuer aus den kurzen Gewehren der Rundköpfe begrüßte die Cavaliere bei ihrem Eintritt in den Wald.

„Wir dürfen ihnen keine Zeit zum zweiten Laden lassen!" rief Buckingham; „wir müssen sie zu Boden reiten! Mir nach!"

Und umgeben von den kühnsten seiner Genossen flog er dahin. Seine Augen leuchteten, seine braunen Locken wehten im Sommerwind, sein Schwert blitzte in seiner Faust. Er war das Bild ritterlichen Muthes und jugendlicher Kraft. Mitten in der Gefahr zeigte sich seine Verachtung des Lebens. Er, der im Genuß keine Scrupel empfand, kannte auch keine Furcht vor dem Tode. Sein Beispiel entzündete die ganze Schaar der Cavaliere — sie, die leichtlebigen Jünglinge: gewohnt, mit dem Ernst und der Heiligkeit der Religion, der Gesetze, der Eide selbst zu scherzen, sie zeigten jetzt, von einem heldenthümlichen Feuer hingerissen, daß der Adel des Blutes doch auch Etwas sei! Es war ein Wagstück, ein Hazard. Das reizte sie. Der Einsatz war auf Tod und Leben; und mit der Hand, nicht minder fest als sonst am Kartentisch, ward jetzt auf verhängnißvoller Wahlstatt von ihnen der Becher mit den eisernen Würfeln geschüttelt! Ja, nicht weniger ausgelassen, nicht weniger fröhlich waren sie.

„Hurrah!" riefen sie, „jetzt gilt es zu reiten!" Und die Säbel klirrten und die Scheiden rasselten und der von der Sonnenwärme harte Boden zitterte, indem ihre Colonne, dicht aneinandergeschlossen, Pferdebug an Pferdebug, sich auf den Feind warf, der, wie gesagt, ringsum

von einer doppelten Lanzenreihe ſtarr und blank umgürtet war. Die Roſſe der Cavaliere ſchäumten und ſchüttelten ſich. Dann aber ſetzten ſie, Mähnen und Vorderpranken in der Luft, mitten hinein. Manch' ein edles Thier ſank von den Pikenſchaften durchbohrt zu Boden und manch' ein tapferer Cavalier mußte nun zu Fuße weiter fechten. Der Anprall war für die Rundköpfe furchtbar und ein entſetzliches Handgemenge folgte. Säbel flog gegen Säbel. Es war ein herrliches Reiterſtück!

Allein, war die Tollkühnheit und der ritterliche Wagemuth auf Seite der Cavaliere: ſo war die Disciplin, die geordnete Schlachtreihe, die Ausdauer und die Uebung eines langen Krieges auf Seiten der Rundköpfe. Mitten in dem zweifelhaften Ringen ſchmetterten plötzlich, von der Höhe des Waldwegs herab, die Trompeten. Das Signal rief: zum Vorrücken! Und mitten in dem blutigen Gemetzel, welches nur die vorderſten Reihen erſt ergriffen hatte, fühlte plötzlich dies ganze Gefecht, von der einen und von der andern Seite, einen heftigen Choque: denn von oben herab ſetzte ſich die friſche Truppe in Bewegung und die bereits engagirte ging vorwärts. Aus Angegriffenen wurden die Cromwell'ſchen Dragoner Angreifer: unaufhörlich ſchmetterte die Trompete, immer näher, immer näher; und zu dem Schall derſelben, in den Schlachtruf der Royaliſten hinein, klang auf einmal der Pſalm Luthers: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott!" von den rauhen Stimmen der Puritaner geſungen.

Von den ehernen Klängen dieſes Pſalms wurden die royaliſtiſchen Edelleute gleichſam angeweht wie die Halme von einem Sommergewitter. Wie die Schloßen fielen die Hiebe; manch' ein braver Anhänger des Königs ward niedergemäht, um nicht wieder aufzuſtehen. Es waren gute Schnitter, dieſe Cromwell'ſchen Kerntruppen, und ſie jauchzten im Herrn, wenn die Ernte blutig zu Boden ſank! Zugleich kamen von der andern Flanke, aus der Schlucht herab, die Tiralleurs, und zwiſchen Feuer und Stahl waren die Cavaliere verloren.

Flucht, wilde Flucht war das Einzige, was ihnen noch blieb. Wie von einer mächtigen Fauſt zerquetſcht, quollen und ſtoben ſie nach Rechts und Links auseinander, hierhin und dorthin, nach London zu, nach dem Fluß zu, nach Kingſton zu, nach Nonſuch zu; bald war die ganze Ebene mit verſprengten Schaaren bedeckt, die für ihr Leben jagten, und hinter ihnen her klangen wieder die Trompeten: zur Verfolgung! Wo ein Buſch war, wo ein Baum ſtand, entſpann ſich ein Einzelgefecht, begannen Kampf und Abwehr auf's Neue. Es iſt wahr, die Cavaliere vertheidigten ihr Leben wie die Löwen; die Verzweiflung erſetzte die Hoffnung. Aber die Verfolger waren hinter ihnen, und weiter, immer weiter verhallte der Lärm und das Toben der Schlacht, bis es ſtille ward.

Die Nachmittagsſonne ſah nieder auf einen Wald, deſſen Raſengrün große Blutlachen füllten, deſſen Stämme zerhackt und zerhauen waren, deſſen Gebüſche Todte verdeckten oder Sterbende, die ſich mit der letzten Kraft dahingeſchleppt. Der Geruch des Blutes und des Pulvers miſchte ſich mit dem Aroma der Kräuter, die um dieſe Stunden ſtärker

zu duften beginnen. Selten nur noch hörte man den leisen, schwachen Schrei, das Stöhnen oder Seufzen eines Schwerverwundeten; denn das Gefieder des Waldes, welches der wüste Wirrwarr der Schlacht verscheucht hatte, war zurückgekehrt und tausend helle Stimmen zwitscherten und jubilirten in den Zweigen. Und die Sonne ging tiefer und ihr purpurner Schein, von Westen her, drang in die entlegensten Stellen und in die tiefsten Geheimnisse des Waldes und einer von ihren Strahlen färbte einen stattlichen Baum, eine alte Eiche, und beleuchtete ein weißes Todtengesicht, welches darunter lag, die gebrochenen Augen nach Oben gekehrt. Die Stirn war so zerhauen, die ganze Figur durch klaffende Wunden so entstellt, daß es schwer gewesen wäre, zu erkennen, daß diese nun so jämmerlich verunstaltete, leblose Figur vor wenigen Stunden noch einer der liebenswürdigsten, einer der edelsten, einer der schönsten Jünglinge von England gewesen. Sein Pferd war mitten im heftigsten Kampf unter ihm getödtet worden. Er hatte sich dann, selbst schon getroffen, bis zu dieser Eiche geschleppt, und mit dem Rücken gegen den Baum gelehnt, hatte er sich weiter vertheidigt gegen die Uebermacht, die ihn umdrängte. Man hatte ihm Quartier angeboten, er hatte verschmäht, ja sich geweigert, es anzunehmen. Er fuhr fort, mit der äußersten Tapferkeit sich zu wehren, bis er mit neun Hieben durch's Gesicht und über den Körper niederfiel. Die Eiche war sein Monument und sein letztes Wort:

„Dich, Theure, liebt' ich ja nicht so,
Liebt' ich die Ehr' nicht mehr!"

Es war Lord Francis Villiers, kaum zwanzig Jahre alt, gefallen in dem Reitergefecht von Nonsuch, nicht weit von Kingston an der Themse. Auf seiner Brust fand man noch das blaue Band aus den Locken der Geliebten.

Die Sonne ging nieder und ein flammendes Abendroth übergoß das lieblich lachende Themsethal mit seinen Wäldern und Dörfern, seinen sanften Anhöhen und seinen üppigen Ackergründen. Durch eine duftige Masse rosig gefärbter Baumwipfel schimmerten die rothen Dächer von Kingston und auf einem weiten Wiesenplan, Kingston Common genannt, lagerten ausruhend von dem Sieg und der Verfolgung, nachdem die Feinde mit dem Haupt am Boden lagen oder zerstreut waren in alle vier Richtungen des Windes, die Truppen des Parlaments unter Frank Herbert's Führung. Hier und dort hatten sie schon ein Feuer gemacht, um das Nachtmahl zu bereiten, und neben den Hecken, an geschützten Stellen, lagen die Verwundeten, sowol die eigenen, als die des Feindes, die man bereits am Nachmittag aufgesammelt und hierher getragen hatte.

Kummervoll sah der Obrist in die große Sonnenscheibe, welche glänzend über dem Wasserspiegel stand, mit ihrem letzten zartesten Purpur die jenseitigen Hügel, den Fluß, die Wälder und die stille Sommerlandschaft bedeckend. In all' dieser Herrlichkeit von Licht und Frieden sah sein Auge immer nur ein gräßliches Bild, das Gesicht eines Sterbenden, welches dennoch die Aehnlichkeit geliebter Züge trug — Olivia's

Vater, den Ritter von Childerley! Schon auf der Flucht war er ihm begegnet. „Du bist es, den ich suche!“ hatte er gerufen, indem er sein Pferd anspornte, das Pferd des Obristen zu erreichen. Doch Frank Herbert hatte gesehen, daß der Ritter bereits ein sterbender Mann sei. Blut quoll aus seinem Panzer, das Gesicht, einst so voll und fest, war verzerrt — und die Augen . . . o, es waren die Augen Olivia's, voll Kummer und Schmerz, voll Vorwurf und bitterer Klage, da sie sich schlossen in jener Stunde des Abschieds . . . Er hätte sich gegen das Schwert dieses Mannes nicht wehren können; er fühlte das, mitten in seiner Gefahr. Allein der Ritter sollte das Schwert nicht mehr heben. Das Pferd strauchelte. Das Schwert entsank seiner Hand und er selber fiel vor den Füßen des Feindes leblos zusammen. Unter den eingebrachten Verwundeten war er nicht gewesen und entkommen konnte er noch weniger sein. Er mußte sich, wenn er nicht inzwischen geendet, an eine Stelle geschleppt haben, wo die ausgesandten Convois ihn nicht mehr gefunden, und wahrscheinlich dort, an irgend einem Rande des Waldes, welchen eben der letzte Strahl der Sonne vergoldete, noch liegen. Lange sah Frank Herbert hinüber, mit sich ringend, was er thun solle. Zuletzt rief er: „Barmherzigkeit wird man auch einem Soldaten verzeihen!“ und dann winkte er einem seiner Capitaine, der nicht weit von ihm sein Pfeifchen schmauchte, herzuzutreten. Es war der Capitain Jürgen Joyce, unser sehr lieber und werther Freund.

„Capitain“, redete er ihn an, „Ihr habt den Mann gekannt, der sich im Leben Sir Tobias Cutts, Ritter von Childerley, nannte.“

Der Capitain nahm sein Pfeifchen aus dem Mund, um die Asche herabdrücken und besser sprechen zu können. „Meiner Treu!“ rief er, „ich habe ihn gut genug gekannt und es sollte mir Leid thun, wenn ihm etwas Menschliches zugestoßen. Er war ein braver Mann, all' sein Lebtag, sein einziger Fehler die Hartnäckigkeit, mit der er an einer verlorenen Sache hing. Ich will ihn nicht tadeln darum, Obrist; ein Jeder zahlt mit Dem, was er hat. Aber so viel ist wahr: er hatte eine offene Hand, einen guten Keller und eine wolbesetzte Tafel; und ich will nicht Jürgen Joyce heißen, wenn ich ihm das jemals vergesse!“

„Gut“, erwiederte der Obrist, der die Rodomontaden seines Capitains kannte; „gut, ich habe mich nicht in Euch getäuscht. Dieser Mann begegnete mir in unserem heutigen Scharmützel als ein schwer Verwundeter. Unter den Eingebrachten habe ich ihn nicht entdeckt; vielleicht ist er schon gestorben; vielleicht aber auch, daß er noch am Rande jenes Gehölzes liegt, und dann wäre noch eine Möglichkeit, ihm Hülfe zu bringen . . .“

„Wenn es möglich ist, Obrist, so soll's geschehen. Jürgen Joyce ist nicht der Mann, der sich zweimal an Das erinnern läßt, was Christenpflicht ist! Meiner Treu! — ich bin selber schon viel zu tief im Elend gewesen!“ setzte er hinzu, mehr für sich, und blies wehmuthsvoll die Wölkchen seiner Pfeife vor sich hin, welche, vom Abendroth vergoldet, in die stille Nachtluft stiegen.

„Wählt Euch also Leute nach Eurem Gefallen, um Euch zu begleiten . . ."

„Wozu? Wenn er todt ist, so wird er sich nicht mehr wehren, der arme Mann, und wenn er lebt, so wär's gefährlich, Zeugen zu haben... Gebt mir nur Urlaub bis morgen früh. Mein Branntweinfläschchen ist gefüllt, mein Tabaksbeutel auch. Das ist Alles, was ich gebrauche."

„Und wenn er lebt, was gedenkt Ihr zu thun?"

„Dann werd' ich ihm auf die Beine helfen und ihn zu guten Leuten führen, wo er sicher vor Entdeckung ausruhen kann, bis wir weiter für ihn sorgen können. Meiner Treu, ich kenne zum Glück ein paar solche Leute, wiewol die Sorte selten geworden und nicht auf allen Bäumen wächst!"

Frank Herbert drückte dem Capitain die Hand und dieser erwartete den Eintritt der Dämmerung, indem er sein Pfeifchen frisch stopfte, anbrannte und geduldig ausrauchte.

XI. Der Capitain erfüllt den Befehl seines Obristen.

Wie stille war es an jenem Waldrand geworden!

So stille wird es, wenn die Schlachten geschlagen und die Leidenschaften sich müde gekämpft. Die Natur scheint keinen Theil an Dem zu nehmen, was die Menschen am tiefsten bewegt. Erschreckt vielleicht zieht sie sich einen Augenblick zurück; aber kaum schweigt der Lärm, so kehrt sie wieder, die Vögel schlafen ruhig in den Zweigen, ob auch die Blätter mit Blut besprengt, und der Mond scheint auf das Antlitz eines Todten, wie er den Spiegel eines Baches beglänzt. Das verscheuchte Reh suchte seine Lagerstatt und trat auf einen Erdknollen unter einer besonders mächtigen Eiche, hart am Waldessaum, um noch einmal in die milde Sommernacht hinauszuschnuppern.

Dort, in einem Graben, der zum Schutz gegen das Wild gezogen sein mochte, lag der wunde Mann und neben ihm saß sein treuer Gefährte, Martin Bumpus. So wenig fürchtete sich das Reh vor diesen Beiden, daß es über ihnen stehen blieb, den Kopf in den Mondenflimmer vorgestreckt.

Leise athmete der Ritter von Childerley, wie wenn er schliefe.

„Mein Gott!" murmelte der treue Kumpan, der neben ihm saß; „wenn ich nur meine Fourage nicht verloren hätte in diesem abscheulichen Gemetzel! Mein Korb mit Flaschen, mein Korb mit Proviant, Wein, Speisen, Brod und Fleisch — Alles ist dahin!"

So denkt Jeder an seinen eigenen Verlust. An diesem unglücklichen Tage, wo eine Krone verloren ging, klagte der ehrliche Martin Bumpus, daß man ihm seine Mundvorräthe genommen! Freilich ist diese kleinliche Betrachtung der Dinge zu wahr, als daß wir sie durch eine Entschuldigung zu Gunsten unseres Bekannten aus Childerley abschwächen möchten; denn Dasjenige, was wir das Leben nennen, setzt sich in guten und bösen Tagen aus Kleinigkeiten zusammen. Allein der gewissenhafte

Schriftsteller sollte sich doch auch hüten, die Wahrheit übertreiben zu wollen; und es muß daher bemerkt werden, daß in diesem Augenblick ein anderes, edleres Motiv bei Martin Bumpus maßgebend war. Der Wein und das Brod fehlte ihm zur Erquickung seines Herrn. Elend und halb verschmachtet lag dieser in dem Graben. Seine Lippen waren trocken, sein Puls ging matt. „Mein Gott!" rief Martin aus; „ein Tropfen würde ihn wieder in's Leben bringen!"

Der Vollmond schwebte nun groß am östlichen Himmel und beleuchtete weithin die Thalwelle. Man konnte jedes Gebüsch sehen und jeden Schatten, den es auf den Boden zeichnete; fern sogar die Feuer unterscheiden — wie Gold auf Silber —, die auf der Haide von Kingston Common brannten.

Endlich hörte man auch Tritte durch die stille Nacht, sehr weit zwar, aber doch deutlich; denn das Schweigen war groß. Auch das Reh auf der Erderhöhung hatte seine Ohren gespitzt. „Wer es auch sein mag", dachte Martin Bumpus; „vielleicht hat er Etwas zu trinken bei sich und mehr will ich ja nicht von ihm."

Er erhob sich. Das Reh ward aufgeschreckt und jagte plötzlich in den Wald zurück. Die Zweige knisterten stark, indem es durchbrach, und dann noch eine Weile schwächer.

Herr Tobias von Childerley regte sich gleichfalls. „Martin", rief er mit schwacher Stimme; „versprich mir, daß Du mich nicht in seine Hände liefern willst. Lieber mich tödten . . ."

Dieser einzige Gedanke schien ihn, zwischen Leben und Sterben, noch zu beschäftigen. Nicht in seine Hände fallen! — diese Furcht hatte ihm so viel Gewalt über seinen Schmerz und seine Ohnmacht gegeben, um nicht eher hinzusinken, als er dieses Versteck gefunden.

„Verlaßt Euch darauf, mein guter Herr!" erwiederte Martin und trat an den jenseitigen Rand des Grabens. Er stand da vom Mond beleuchtet, der schräg über den Wald hereinschien. Er mußte aus der Entfernung gleich etwas Schwarzem auf der weißlichen Helle gesehen werden; und war in der That wol auch bemerkt worden. Denn die Tritte, die bisher regelmäßig gehört worden waren, hielten plötzlich inne. Es war, wie wenn Jemand stehen blieb, um zu beobachten. Es waren die Tritte eines Pferdes zusammen mit den Tritten eines Menschen. Martin unterschied das genau, noch bevor er es sehen konnte. Denn solche Menschen, die stets im Freien und in der Natur leben, haben das feinste Ohr.

„Ein Mann und ein Pferd", sagte Martin Bumpus, indem er noch einmal vorsichtig auslugte. „Der Mann, welcher, wenn er ein Pferd hat, nicht darauf sitzt, sondern nebenher geht, muß ein bescheidener Mann sein, pro primo. (Martin war, wie man sich aus dem ersten Buch erinnern wird, in seinen Knabenjahren von dem Knight in die lateinische Schule geschickt worden.) Er wird aber auch ein kluger Mann sein, pro secundo", setzte Martin hinzu, wenige Schritte vom Graben vortretend, „denn ein dummer Kerl würde, wenn er ein Pferd hat, unter

allen Umständen reiten; und ein vorsichtiger Mann, pro tertio, denn er horcht nach mir aus, wie ich nach ihm. Und kurz und gut, und auf alle Fälle, der Mann, der bescheiden, klug und vorsichtig ist, kann kein böser Mann sein. Ergo will ich sehen, wer er ist."

Sobald sich Martin in Bewegung setzte, vernahm er auch wieder die Tritte des Pferdes und die Tritte des Mannes; und nicht lange, so sollte er sich überzeugen, daß er sich in seinen Berechnungen nicht getäuscht. In aller Gemüthsruhe schritt auf dem Pfad, der neben der Wiese herführte, ein Pferd und hinter demselben ein Mann, der in nicht minder guter Seelenverfassung sein Pfeifchen schmauchte und nur manchmal „Manuella!" rief. „Ho, Manuella!" oder „Hi, Manuella", wenn nämlich sein Pferd, durch den guten Geruch eines Krautes im Grase verführt, seinen Kopf in die Wiese niederbog, um zu fressen, anstatt zu marschiren. Das war es nicht, was unsern Martin besorgt machte Er pflegte zu sagen: „Die Pferde haben Beine; alsdann müssen sie laufen." Aber er erschrak, als er des Mannes ansichtig ward; nicht sowol wegen seines Gesichtes, denn das konnte er noch gar nicht erkennen, als vielmehr des Rockes wegen, den er trug. Es war ein Cromwell'scher Dragoner, nicht mehr, nicht weniger; allenfalls mehr, denn außer der rothen Uniform, den Reiterstiefeln, den Sporen, dem Harnisch und dem Säbel, hatte er auch die Schärpe des Officiers. Das schimmerte und flimmerte Alles im Mondschein und machte dem guten Martin wahrhaft bange — bange für seinen Herrn.

„Mein Gott", dachte er in seiner Herzensangst, „was soll ich nun thun? Lauf' ich, so wird er erst recht aufmerksam und folgt mir und holt mich ein . . ."

Jedoch ließ ihm der Reitersmann zu Fuß gar keine Zeit zum Ueberlegen; nahm vielmehr sein Roß am Zügel und stand nicht zwei Minuten später dicht vor ihm.

„Seid Ihr in dieser Gegend hier herum zu Hause?" richtete er das Wort an Martin.

„Nein", erwiederte Martin, allein rasch fiel es ihm bei, daß er sich dadurch verrathen könne, und er setzte hinzu: „Doch, ja; eigentlich ja!"

„Nicht aus dieser Gegend und eigentlich doch aus dieser Gegend", sagte der Andere. „Nein und Ja — das reimt sich nicht. Ich glaube gar, daß Ihr Euch vor mir fürchtet."

„Ich mich vor Euch fürchten?" brauste Martin auf. Doch zur rechten Zeit besann er sich, daß er Alles verderben würde, wenn er den Zorn des Soldaten reizte. „Ja", sprach er hierauf, „wenn ich die Wahrheit sagen soll, so macht Ihr mir Furcht."

Der Reiter lachte gutmüthig und klopfte Martin, indem er noch näher trat, auf die Schulter. „Ich will Euch was sagen", sprach er; „Ihr seid nicht so dumm, wie Ihr Euch macht, aber ich bin's auch nicht. Ich bin weit herumgekommen in England; und ich müßte mich schlecht darauf verstehen, wenn Ihr nicht mit Wasser aus dem Cam getauft worden wäret. Ihr redet den Dialect von Cambridgeshire."

„Herr", erwiederte Martin Bumpus, „was das Wasser betrifft, so müßt Ihr den Pfarrer fragen, der mich getauft hat, denn ich kann mich nicht mehr darauf besinnen. Den Dialect von Cambridgeshire aber, den red' ich; und ein Schuft, der darin etwas Unrechtes findet!"

„Nicht ich", versetzte der Reitercapitain; „nicht ich! Mir sind die Cambridge-Leute ganz recht. Sie haben mich gut genug tractirt zu ihrer Zeit. Und da war namentlich ein Schloß und ein Schloßherr, die's gut mit mir gemeint . . . Aber, mein Freund — Ihr scheint selber Appetit zu haben! Ihr schnuppert in der Nähe von meinem Sattelkissen herum! Der Geruch von kaltem Fleisch und Brandy steigt Euch wol in die Nase! Genirt Euch nicht, mein Mann, ich kenne Das! Ich weiß, wie Hunger thut!" Und dabei reichte er Martin ein Stück Fleisch und die Feldflasche hin, und dieser, den — wir müssen es zu seiner Ehre hier nachtragen — gewaltig hungerte (denn auch er hatte seit dem Frühstück bei Nonsuch Nichts mehr über die Lippen gebracht), langte zu, ohne sich zu besinnen, und machte sich an die Arbeit. Der würzige Brandy, das fette Fleisch und das gute Brod dazu, thaten ihm mächtig wohl. Mit stillem Vergnügen sah ihm der Kriegsmann zu. „So ging mir's ungefähr einmal in Cambridgeshire", fuhr er fort; „und nun werdet Ihr auch begreifen, warum vor allen anderen englischen Grafschaften gerade diese mir in so guter Erinnerung geblieben ist. Es war eine Nacht, wie diese, nur nicht so warm und der Mond schien nicht — doch das thut nichts zur Sache — kurz, eine recht gruselige, kalte, stockfinstere Aprilnacht — sie hatten helle Feuer im Schloß — da war es, daß ich hungrig und durstig, ein rechter Lump, der ich war, mit meiner Bettelarmee in den Schloßhof rückte. Wir machten einen horriblen Lärm da unten und der Wärtel blies im Thurm und der Schloßherr erschien am Fenster. Wir gaben uns die größte Mühe, ihnen Furcht einzujagen; denn das war unser letztes Mittel. Ausgehungert waren wir, daß wir nicht mehr auf den Beinen stehen konnten; und wenn sie den Brodkorb schlossen, so hätten wir bald fallen müssen wie die Fliegen. Allein der Schloßherr war ein braver Mann. Er hatte Gäste, lud mich ein, hinauf zu kommen und Theil zu nehmen am Mahl. Und eine Mahlzeit war's — von Roastbeef und Geflügel und rheinischem Wein — so Etwas vergißt man in seinem Leben nicht. Derweil ich oben speiste, wurden meine Kameraden unten versorgt — und dieses Alles geschah in Cambridgeshire! Darum Cambridgeshire in Ehren, mein Freund, und ein gutes Gedächtniß dem Schloß und Schloßherrn von Childerley!"

Längst war, so zu sagen, dem wackern Martin Bumpus der Bissen in der Kehle stecken geblieben. Die Bilder und Erinnerungen von Ehedem waren wieder in ihm aufgetaucht. „Mein Gott!" rief er, „wenn Ihr nicht diese Uniform eines Capitains trüget, so würde ich sagen — Ton, Stimme, Gesicht, Figur — Alles, Alles, wie bei Meister Jürgen Joyce . . ."

„Der bin ich, wackerer Freund, der bin ich —" rief der Capitain in der Freudigkeit seines Herzens. „Damals freilich war ich ein recht

erbärmlicher Vagabund — aber der Krieg, mein Freund, der Krieg! Ja, das ist eine schöne Sache. Da kann man es noch zu Etwas bringen, vorausgesetzt, daß man nicht gehängt, oder erschossen oder zusammengehauen wird. Und Ihr, mein Freund — und Ihr, der Ihr mich nach der langen Zeit wieder erkannt habt?"

„So geht's", erwiederte Martin; „der Krieg macht die Einen so stolz und die Anderen so miserabel, daß sich Beide nicht wieder erkennen können, wenn sie sich sehen. Hab' ich Euch damals nicht bei Tische bedient in Childerley-Hall und hab' ich Euren Kameraden nicht ganze Schüsseln voll in den Hof hinunter getragen?"

„Martin Bumpus! Martin Bumpus!" rief der Capitain und er umarmte den weiland Küper von Childerley, wie wenn ein Bruder den andern wiederfindet. „Zwar", setzte er nun hinzu, nachdem der erste Sturm der Freude sich gelegt, „zwar gehört Euer Herr und Ihr selber zu diesem gottverlassenen Haufen von Rebellen und Royalisten, die wir heute geschlagen haben, wie Gideon die Midianiter und Amalekiter am Brunnen von Harod; doch das thut Nichts zur Sache. Jürgen Joyce hat darum nicht weniger Mitleid für Diejenigen, die ihm einstmals Gutes erwiesen; denn er sagt: den Mantel kann man wechseln; aber das Herz bleibt das Herz!"

„So darf ich Euch trauen? Und Ihr würdet meinen armen Herrn, der jämmerlich verwundet ..."

„Sagt mir, wo ich ihn finde", fiel ihm der Capitain nun rasch in's Wort. „Denn um ihn zu retten, wenn er noch zu retten ist, bin ich gekommen!"

„Und wer, außer Gott, kann Euch auf diesen Vorsatz gebracht haben?"

„Was kann Euch daran liegen, es zu wissen? Wenn das Unternehmen tadelnswerth wäre, so würde es dadurch nicht viel besser gemacht, und wenn es gut wäre, keinesfalls schlechter dadurch werden. Die Hauptsache also ist, ob Ihr mir traut?"

„Das thue ich", erwiederte Martin, „und von ganzem Herzen."

„Dann ist es gut", sagte der Capitain, „und Ihr könnt mich nun hin zu ihm führen."

Sie streiften hierauf zusammen durch die Wiesen bis zum Waldrand, der Capitain zog sein Pferd hinter sich her und sie standen bald an dem Graben, in welchem Sir Tobias noch immer lag.

„Armer Mann!" sagte der gutmüthige Capitain; „wer hätte das gedacht vor drei Jahren! Da standest Du hoch und ich war so tief herunter, daß ich nicht drei Pfennige für mein Leben gegeben hätte. Heut' ist's umgekehrt und Du kommst bei mir zu Gaste. Doch Gott sei Dank, daß ich mich darauf vorbereitet habe. He! Sir Tobias!" rief er nun, den schlafenden Mann berührend. „Heda! Hier ist ein Trunk für Euch!" Und er hielt sogleich dem Schwerathmenden sein Fläschchen hospitabel dar.

„Mir wird kein Trunk mehr helfen", sagte der Ritter, ohne die

Augen zu öffnen. „Ich sage Dir, gestorben sein ist besser als leben. Laß mich sterben."

„Er hält Euch für mich", raunte Martin dem Capitain zu. „Das Wort hab' ich heut' schon mehr als einmal von ihm gehört, wenn ich ihn aufzumuntern gedachte — und meiner Seel', wenn er nicht glaubt, daß ich es sei, der ihm zu trinken angeboten!"

„Es ist gleichviel, wenn er nur trinkt", erwiederte der Capitain. „Darauf kommt es an. Das wird ihm gut thun. Trinkt doch, mein guter Herr", redete er ihm zu.

„Was soll's?" gab der Ritter, wie aus dem Traum sprechend, zurück. „Ich habe Lord Francis Villiers fallen sehen. Vor meinen Augen ward er in Stücke gehauen und ich konnte ihm nicht helfen . . ."

„Damit ist's nun aus, lieber Herr", erwiederte der Capitain. „Den könnt Ihr nicht wieder in's Leben zurückbringen. Wer todt ist, ist todt. Sterben müssen wir Alle. Das ist Soldatenloos. Aber trinkt, guter Herr, trinkt." Und er hielt ihm das Fläschchen an den Mund.

„Laß, laß! . ." wehrte der Ritter. „Wozu leben? Die Guten, die Tapfern und die Ritterlichen fallen; der Verrath, die Feigheit, die Büberei bleiben zurück. Ich will gehen, wohin meine Freunde gegangen, mir vorangegangen — armer König! Armer König!"

„Ei was!" sagte der derbe Capitain. „Eure Freunde sind, die meisten von ihnen, über den Strom gegangen, nach Huntingdonshire hinein, wo Fairfax' Musketiere schon in allen Hecken auf sie lauern. Das ist nicht der beste Weg, um ihnen zu folgen. Und was den König anbetrifft, so sitzt er ja gut genug in seinem festen Schloß von Carrisbrooke. Trinkt darum, Sir; trinkt meinethalben auf die Gesundheit des Königs." Und jetzt, mit dem erquickenden Getränk hatte er dem Siechen schon die Lippen genetzt und es gelang ihm, demselben mehrere Tropfen davon einzuflößen. „So", sagte er dann, „nun müßt Ihr auch etwas Speise zu Euch nehmen. 'S thut's nicht mit dem Liqueur allein." Und schon schickte er sich an, den Rest seines Vorraths von dem Sattel herabzunehmen und auf der Erde vor dem Ritter auszubreiten. Dieser war durch das herzhafte Getränk etwas wieder zu Kräften gekommen. Doch der erste Anblick von Capitain Jürgen Joyce's rother Uniform that mehr für den Kranken, als all' seine mitgebrachten Erfrischungen.

„Was!" rief der Ritter, und plötzlich saß er halbaufgerichtet und versuchte, mit der Hand am Boden, sich völlig zu erheben. „Ein verd— Rothrock! Spalte mir den Schädel, aber gieb mir Nichts zu trinken! Gift wäre mir lieber, so soll Gott mir helfen! O, Martin, Martin! Auch Du konntest zuletzt nichts Besseres, als Deinen Herrn verrathen! Jetzt bin ich ein Gefangener und in *seinen* Händen! . . . O, Martin, Martin! Warum hast Du mir *das* gethan in meiner letzten Stunde?"

„Sir!" erwiederte der Getreue, „wenn ich gewollt hätte, daß dies Eure letzte Stunde sein sollte, so hätt' ich's freilich nicht gethan. Wenn ich's aber gethan, so solltet Ihr mich doch wol genugsam kennen, um zu wissen, daß ich's thun durfte! Martin Bumpus, Sir Knight, ist kein

Verräther; und dieser Capitain, wiewol er den rothen Rock trägt, ist dennoch kein Mann, von welchem Sir Tobias von Childerley Etwas zu fürchten hätte. Denn es ist Jürgen Joyce!"

„Der Schuft!" brauste Sir Tobias auf. „Er hätte dem König dienen können und dient den Rebellen!"

„Was wäre viel dabei herausgekommen?" sagte der Capitain. „Statt eines Verwundeten, dem noch zu helfen ist, lägen hier vielleicht zwei Verwundete, die Beide verloren gewesen wären. Nun, besinnt Euch, guter Knight! Von mir sollt Ihr Nichts zu befahren haben, wiewol Ihr mich arg geschimpft habt. Aber 's ist einmal Eure Manier und Jürgen Joyce, Gott sei Dank, hat Euch schon in besserm Humor gesehen. Also langt zu, braver Knight, eßt und trinkt! Und es soll Euch wol bekommen!"

„Ich wollte eher verdammt sein", rief der Knight, „als daß ich einen Bissen . . ."

„Haltet ein, Sir Knight!" unterbrach ihn der Capitain. „Hört mich erst an, bevor Ihr Euern Fluch zu Ende sagt. Ganz abgesehen davon, daß der Capitain einer christlichen Armee dergleichen Schwüre und Flüche gar nicht dulden soll. Ich weiß, ich weiß, daß ich früher anders darüber gedacht und selbst mich der einen oder andern Gotteslästerung schuldig gemacht habe. Doch das ist lange her und Noth hat mich beten gelehrt; und so sollte sie auch Euch, Sir Knight! Denkt doch daran, daß Ihr verpflichtet seid, Euer Leben, wenn nicht für Euch, so doch für Eure Kinder zu schonen!"

„Meine Kinder!" rief der Knight. „Hast Du ein Recht, mich daran zu erinnern? Du, dessen Vater, ein alter, gebrechlicher Mann mit grauem Haupte, in die Verbannung gegangen ist, weil er den Muth gehabt, seine zitternde Stimme gegen den Erzfeind meines Königs zu erheben? Du, der unter einem Manne dient, dessen Name in Verbindung mit meinen Kindern genannt zu hören, mich schon empört? O, meine Tochter! Wie viel hast Du leiden müssen um diesen Mann!"

„Laßt's gut sein", erwiederte der Capitain. „Was meinen Vater anbelangt, so weiß es Gott und das ist mir genug, daß ich darum kein schlechterer Sohn geworden, weil ich die Liebe zum Vaterland über die Liebe zum Vater gesetzt habe. Gott erspare jedem Kinde die Qual, die ich durchgemacht; und Gott lasse jeden Irrenden und Schwankenden im Augenblick der Heimsuchung den rechten Weg finden, wie er ihn mich hat finden lassen. Darauf hin getadelt zu werden, betrübt mich nicht, Herr Knight. Es war die härteste Prüfung, durch die ein Mensch gehen kann. Jene Stunde, wo ich mit dem Strick um den Hals zum Galgen geführt ward, war nicht so bitter und schien mir nicht halb so lang, als diese Minuten, wo ich vor dem zürnenden Antlitz meines Vaters stand. Allein das eben giebt mir das Recht, Sir Knight, mit Euch von Euren Kindern zu sprechen."

Diese Worte, wiewol der Capitain sich Mühe gab, die Erschütterung seines Innern zu verbergen, indem er sie sprach, trugen dennoch

dazu bei, das Herz des Ritters etwas weicher zu stimmen. Denn am Ende, wenn Alles abgerechnet wird, was die Sterblichen zum Kampf gegen einander bewaffnet, der Rang, die Meinungen und die Feindschaften: so bleibt zuletzt doch immer der Mensch übrig, der zum Menschen redet — der Verwandte zum Verwandten, der Bruder zum Bruder, der Gleiche zum Gleichen.

Der brave Capitain bückte sich, das Feldfläschchen vom Boden aufzuheben. „Darum trinkt, Herr Knight", sagte er, „trinkt! Und vergeßt nicht, Etwas dazu zu kauen. Glaubt mir, ich bin als Euer Freund hierhergekommen, in keiner schlechten Absicht, und so rath' ich Euch. In weniger als einer Stunde werden die Patrouillen vom Hauptquartier kommen und wenn sie Euch finden, so kennt Ihr Euer Schicksal — die Gefangenschaft!"

Das war es, wovor dem Ritter am meisten bangte. „Gefangen sein!" rief er —: „in seinen Händen! Nein, diesen Triumph will ich ihm nicht gönnen. Und da es mein Loos nicht war, zu fallen, so bin ich bereit, mit dem Rest meines Lebens, bis auf den letzten Tropfen meines Blutes gegen eine solche Schmach mich zu wehren. Aber was hat Dich hierhergeführt, an diesen entlegenen Punkt des Waldes, so weit von Deinem Quartier?"

„Nennt's den Zufall, wenn Ihr an den Zufall glaubt. Ein Puritaner würde sagen: die Hand Gottes! Doch ich bin nicht hierhergekommen, um mit Euch zu disputiren, sondern um Euch zu retten. Darum erlaubt, daß ich nach Euren Wunden sehe."

Hierauf bog er sich über ihn, um den Leidenden von den schweren Armschienen zu befreien. Das that ihm schon wohl, von diesem Druck erlöst zu sein. Die Kugel war unter dem linken Arm durch in die Brust gegangen. Es war nicht zu sagen, wie tief sie gegangen. Doch mußte sie der edleren Theile geschont haben, da der Ritter den verhängnißvollen Augenblick nicht nur überlebt, sondern auch verhältnißmäßig trotz des starken Blutverlustes noch bei Weitem nicht so sehr erschöpft war, als man hätte voraussetzen sollen. Nicht sowol die Wunde, als vielmehr die Folge der Vernachlässigung schien gefährlich; und der Capitain that daher sein Bestes, sie mit Charpie zu verstopfen und mit weichem Linnen zu verbinden.

„So", sagte er, „jetzt habt Ihr wenigstens Erleichterung. Das Andere wird folgen."

Es war wunderbar zu sehen, wie die Nahrung, die er zu sich nahm, dem Ritter nicht nur neue Kraft, sondern auch in gewissem Sinne die Liebe zum Leben wieder gab. „Und was denkt Ihr denn nun, da ich in Euren Händen bin, mit mir zu beginnen?" wendete er sich an den Capitain.

„Gönnt's Euch nur erst, soweit zu sein", erwiederte dieser. „Ich werde Euch dann sicher führen, seid ohne Sorge, zu einem guten Haus, in welchem Ihr geborgen sein sollt wie in Eurem eigenen. Sir, Ihr thatet mir einmal eine große Liebe an, nahmt mich mit Vertrauen auf

und hattet Erbarmen mit mir. Damals gelobte ich Euch, das nicht zu vergessen; und Jürgen Joyce ist nicht der Mann, der ein gegebenes Wort nicht halten und für eine empfangene Wohlthat undankbar sein möchte. Diese Nacht wird uns quitt machen. Sir Knight! Ich bringe Euch zu guten Leuten von meiner Bekanntschaft. Verlaßt Euch darauf, wenn ich sie Euch empfehle, so sind sie gut. Dort werden Eure Wunden heilen. Dort werden sich unsere Wege trennen; und wenn wir uns — was Gott geben möge -- dann noch einmal begegnen, so seid Ihr wieder der Royalist und ich Euer ganz ergebener Feind, der Capitain Joyce in Oliver Cromwell's Diensten!"

„Braver Mann!" sagte der Ritter, indem er dem Capitain die Hand entgegenstreckte. „Was auch Deine Fehler sein mögen: Du bist nicht falsch!" Und er ließ sich willig und folgsam von ihm auf das Pferd heben — dasselbe Pferd, welches Jürgen Joyce in der Schlacht bei Naseby erbeutet hatte. —

Langsam trabte das Thier durch die thauige Sommernacht; durch Busch und Ginster, über Gräben und durch die Haide ging es sicher. Wenn der Capitain nur „Manuella!" rief, so wußte das gute Pferd schon, was es zu thun hatte. Weit zurück trat der Wald und links blieben die Feuer liegen, welche den Lagerplatz und das Bivouak von Frank Herbert's Dragonern bezeichneten. Bald sah man den Strom durch die Bäume blitzen — silbern schien er im Mondlicht und seine Wogen rollten in stolzer, schweigsamer Majestät — Kingston's rothe Dächer blieben im Schatten. Dann sah man Terrassen aufsteigen, dicht am Stromesufer. Dunkle Kastanienwipfel flimmerten bläulich grün und dazwischen sah man, weiß wie Silber, marmorne Figuren leuchten. Der ganze Park, welcher feenhaft in der Stille der Nacht und dem Glanze des Mondes dalag, ward von einem prachtvollen Schloß auf der obersten der Terrassen beherrscht und ein eisernes Gitter mit vergoldeten Spitzen schloß das ganze Besitzthum ringsum ab.

„Es ist Ham-House, der Sitz der Gräfin von Dysart", sagte der Capitain, mehr zu Martin Bumpus, der neben ihm schritt, als zu dem Ritter, welcher in einer Art von Halbschlummer auf dem breiten Sattel des Pferdes saß. Doch weckte dieser Name ihn.

„Wenn es das Haus der Gräfin ist, Capitain", sagte er, „so könntet Ihr Euch jede weitere Bemühung um meine miserable Person sparen. Die Gräfin wird einen alten Freund in bedrängten Umständen nicht zurückweisen."

„Die Gräfin von Dysart?" fragte der Capitain erstaunt. „Fürchtet Ihr Euch aber da nicht vor Verrath?"

„Wo könnte ich sicher sein, wenn nicht dort?" gab der Ritter zurück.

„Sicher, wo Zedekiah Pickerling Haushofmeister ist?"

Diese Nachricht machte den wunden Mann noch bleicher, als er zuvor schon gewesen. „Ist es kein Irrthum?" fragte er. „Täuscht Ihr Euch nicht in dem Namen? Sagtet Ihr wirklich Zedekiah Pickerling, und seid Ihr Eurer Sache gewiß?"

„So gewiß, daß — ich weiß nicht, vor wie viel Wochen, aber es war just vor Eurem unglücklichen Auszug, Sir — daß ich mit dem Schurken hier vor diesem Gitter gesprochen habe, vor dieser Parkthür, vor welcher wir eben jetzt vorbeikommen. Laßt sehen — es war der Tag nach jener Nacht, in welcher Ihr, Sir, mit den anderen Cavalieren in dem Thurm dort oben eine geheime Zusammenkunft und Verabredung gehalten habt. Nun werdet Ihr's leicht berechnen können."

„Und das wißt Ihr", sagte der Knight. „O, ich hab's mir gedacht! Es war die falsche Jüdin, die das verrathen!"

„Wie Unrecht, Sir Knight, thut Ihr diesem Mädchen, die so treu, so rein, so gut ist! — Nein, Sir Knight, wenn Ihr zwischen diesen Beiden zu wählen habt; — wenn Ihr wißt, daß man die Jüdin als ein Opfer feiler Lust dorthin zu schleppen gedachte, während jener Heuchler hinter der Tapete verborgen saß, um zu lauschen: so könnt selbst Ihr, mit all' Euren Vorurtheilen, doch keinen Augenblick länger schwanken. Zedekiah Pickerling hat Euch verrathen!"

Da ließ der Knight sein Haupt auf die Brust sinken. Erst nach einer Weile begann er wieder: „Nun löst sich auch dieses Räthsel! Aber wer hätte gedacht, daß ein solcher Mensch auf dem Grunde des Unheils wäre. Nun, Capitain, mögt Ihr mich führen, wohin Ihr wollt . . ."

„Auch zu der Jüdin, die Ihr so bitter geschmäht?"

„Meine Berechnungen sind zu Ende", sagte der Knight; „Diejenigen, denen ich Böses gethan, sind da zu meiner Rettung; und Diejenigen, denen ich Gutes erwiesen, haben sich verschworen zu meinem Untergang! . . ."

„Nicht Alle, mein guter Sir Knight, nicht Alle", sagte mit schwer zurückgehaltenem Schluchzen Martin Bumpus, indem er die kalten Hände seines Herrn ergriff.

„Nicht Alle", wiederholte dieser langsam und sinnend. „Das ist es, was mich noch am Leben erhält!"

XII. Wer die Wunden des Ritters heilte.

Es war schon Morgen nach der kurzen Sommernacht, als der kleine Zug über die Themsebrücke und durch das Thor schritt, welches in die City führte; der Capitain hatte das Paßwort für die Wachtposten, die hier standen, und er hatte dem Ritter, theils um ihn gegen die Morgenkühle zu schützen, theils um ihn vor Entdeckung zu sichern, seinen eigenen Reitermantel gegeben. So drangen sie in die kleinen und engen Straßen, die noch still waren und deren Häuser mit den schnörkelreichen Giebeldächern sich braun und dunkel gegen das grünliche Morgendämmern abzeichneten. Sie erreichten dann Leadenhallstreet, eine gar vornehme Straße damals, breit, geräumig und mit schönen Läden, die jedoch noch alle geschlossen waren. Von dort aus bogen sie wieder in Nebengassen ein, die der Capitain genau kannte, in deren Windungen und Höfen er sich zurecht fand, wie in seinem eigenen Hause. Denn er war ja auch

ein „Cockney", ein echtes Kind der City, geboren „innerhalb des Klanges der Bow-Glocken", welche jetzt gerade von Westen herüber drei Uhr schlugen. Das Letzte, was der Knight noch bemerkte, war ein nicht unansehnlicher Platz, aus welchem sich eine schmale, ziemlich lange Gasse abzweigte. Diese durchmaßen sie fast ganz und machten endlich am obern Ende derselben vor einem Hause Halt, dessen unteres Stockwerk von einem Gerüst umgeben war, wie die Maurer und Zimmerleute gebrauchen, wenn sie einen Bau aufführen oder repariren wollen.

„Das Haus hat in dem letzten Aufruhr stark gelitten", sagte der Capitain, indem er das Pferd, das er bis dahin am Zügel geführt, stehen ließ, um sich der Thür zu nähern. „Zuerst wurden von den Aufständischen die Thüren erbrochen, die Fenster zerschlagen und die Treppen zerstört, und dann kamen unsere Kugeln, um die besoffenen Schurken aus dem Nest herauszujagen, in das sie nicht gehörten. Mittlerweile mußten die armen Bewohner, nachdem sie von den Einen mißhandelt waren, noch das Feuer der Andern aushalten, welche sie befreien wollten. Aber so geht's im Kriege; da kann's oft der Freund nicht besser machen, als der Feind, und der ruhige Bürger muß für Beide zahlen. Dafür ist's der Krieg. — Aber, he, holla! — Da seh' ich oben ein Licht!"

In der That, eines der oberen Fenster war erleuchtet. Schwach und nur noch zitternd drang der Schimmer eines Lampenflämmchens hinaus in die Helligkeit des frühen Tages, welche schon voller über den alten Dächern und zwischen den vorgebeugten Giebeln hereinzuströmen begann. Leise schon fingen die Spitzen an zu glühen von dem fernen Morgenroth. Dieser obere Theil des Hauses war frei von jedem Gerüst, denn so weit hinauf hatten die Zerstörungen nicht gereicht. Die zeitgebräunten Balken mit ihrem feinen Schnitzwerk, die Fenster mit ihren Simsverzierungen und die phantastisch geschweiften Giebellinien konnte man deutlich erkennen; denn das Dunkel wich und die Luft färbte sich mit Purpur.

„He, holla!" rief der Capitain noch einmal, indem er wacker gegen die Thür pochte; dann trat er wieder vor, unter dem Baugerüst heraus, mitten auf die Straße. Das Fenster, hinter welchem der schwache Lampenschein noch immer gesehen ward, hatte sich geöffnet und ein Kopf mit weißen Haaren und schwarzem Käppchen kam zum Vorschein in der frischen Morgenluft.

„Gott grüß Euch, mein Freund Abraham", rief der Capitain munter, als er des Alten ansichtig geworden; „früh am Morgen! Kaum drei Uhr! Aber ein schöner Morgen, Gott sei Dank! Für den Soldaten giebt's keine Stunde. Doch es freut mich, meiner Seel', daß ich Euch schon wach finde. Kommt doch gleich herunter, Meister Abraham! Ihr wißt, daß Ihr Euch nicht zu fürchten braucht, wenn der Capitain Jürgen Joyce vor Eurer Thür steht!"

„Der Allmächtige, der Hüter Israel's ist mein Zeuge, daß ich mir niemals einen besseren Besuch wünsche", versetzte der Alte; „wie lang' ist's her, daß Ihr uns, mitten in der Nacht, unsere Manuella zurückgebracht

habt, um die wir so sehr in Sorge waren? Ihr seid immer willkommen, Herr Capitain", und damit schloß er das Fenster, um bald darauf die Thür aufzuriegeln und aus derselben herauszutreten. „Was verschafft mir die Ehre, Herr Capitain, und was kann ich für Euch thun", sprach er, nachdem er den Händedruck des Capitains treuherzig erwiedert.

Der Capitain ergriff ihn am Arm und führte ihn auf die Straße hinaus, zu dem Ritter, welcher in sich zusammengesunken noch auf dem Pferde saß, während Martin Bumpus traurig neben ihm Wache hielt. „Hier ist ein armer Mann, krank, wund und verloren, wenn Ihr Euch seiner nicht erbarmt", sagte der Capitain, indem er den Mantel zurückschlug, welcher den Ritter bisher verhüllt hatte. Doch kaum, daß Abraham im Zwielicht dieses erdfahle Gesicht erblickte, so erkannte er die Züge desselben auch wieder. „Gott, der Gerechte!" rief er. Dann ward er für einen Augenblick stumm. Denn er erinnerte sich, daß dieser Mann es gewesen, der einst, als er, der verfolgte Jude, mit seiner Frau und seinen Kindern obdachlos, müd, hungrig und elend, in einem furchtbaren Unwetter, zur Nachtzeit, um Schutz gebeten hatte: sie mit seinen Hunden vom Hofe heruntergehetzt hatte. Hierauf sprach er leise, für sich und in der Sprache, welche die Anderen nicht verstanden: „Herr meiner Väter, Du Gott Abraham's, Israel's und Jakob's! Ich danke Dir, daß Du es in meine Hand gegeben hast, Dem Gutes zu thun, welcher mir hat Böses zufügen wollen!" —

Der Ritter von Childerley schien sich des Vorfalls nicht mehr zu erinnern oder vielmehr durch den Anblick des Juden nicht daran erinnert zu werden. Das Gesicht war ihm fremd. Aber daß es ein Sohn jener von ihm so gehaßten Race sei, der ihm die Hand zum Willkomm bot, das sah er wol. Er fühlte sich innerlich, in seiner Seele, mehr noch gebrochen, als in seinem Körper; tief gedemüthigt, indem er diese verachtete Hand annahm — die einzige, die zu seiner Rettung sich ausstreckte. Jetzt empfand er, daß irgendwo in seinem Leben ein großer Fehler sein müsse.

„Er war ein vornehmer Mann zu seiner Zeit", flüsterte der Capitain dem Juden zu, während der Ritter mit Hülfe Martin's, seines letzten Getreuen, vom Pferde stieg.

„Ich weiß es", sprach Abraham; „und er soll in meinem Hause nicht fühlen, daß er es nicht mehr ist."

„Denkt Ihr noch daran, Abraham, wie er dazumal — ha, es war eine furchtbare Nacht! Der Donner brüllte, der Blitz fuhr schweflicht vom Himmel und es goß in Strömen — wie er dazumal seine großen Doggen und wilden Bullenbeißer losgekoppelt hat . . .? Schöne Hunde, prächtige Thiere; doch, meiner Seel', kein guter Empfang in einer solchen Nacht! . . ."

„Still", sagte Abraham, „still doch davon! Daß er es nicht hört." . . . Dann gab er dem Kranken die Hand, um ihn in sein Haus einzuführen.

„Ihr fragt mich nicht", sagte dieser, „wer ich sei — was mich zu Euch führt . . .?"

„Ich sehe, daß Ihr wund und elend seid; soll ich Euren Zustand durch meine Fragen noch verschlimmern?"

„Es ist ein Proscribirter, den Ihr einladet, über Eure Schwelle zu treten", sagte der Ritter. „Der Tod sitzt in meinem Herzen und über meinem Haupte hängt das Schwert . ."

„Ihr bedürft der Hülfe. Ist das nicht genug, damit ich sie Euch leiste?"

„Ich bin ein Verfolgter. Wenn man mich in Eurem Hause findet, so wird es Euer Verderben sein."

„Einer von unseren Weisen hat in der Sterbestunde seinen Schülern diesen Segen gegeben: Möge die Furcht Gottes in Euch so stark sein, als die Furcht vor den Menschen."

„Aber ich bin Keiner von den Euren — ich bin ein Christ!"

„Was Ihr sonst auch sein mögt, jetzt seid Ihr ein Mensch, welchen der Allmächtige, gelobt sei Er, hat heimgesucht. Es giebt Unterschiede zwischen den Menschen, welche glücklich sind. Aber die Unglücklichen sind einander alle gleich; sie sind nur noch die Kinder Gottes. Tretet ein, Herr Ritter; tretet ein."

„Und doch schmerzt es mich, daß ich Erbarmen finden soll bei Denen, für welche ich niemals Erbarmen gehabt."

„Wenn es Euch schmerzt, daß Ihr keines gehabt, so habt Ihr es schon gut gemacht. Und wenn es Euch schmerzt, es zu finden, so frag' ich Euch, wär' Euch das Gegentheil lieber gewesen?"

„Es wäre gerechter gewesen."

„Gerecht!" rief Abraham; „wer kann sagen, daß er es sei? So lehren uns unsere Weisen: In der Stunde, wo der Richter zu Gericht sitzt über seine Mitmenschen, soll es ihm sein, als ob ein Schwert auf sein eigenes Herz gezückt sei. Tretet ein, Herr Ritter; das Reden erschöpft Euch und die Luft thut Euch nicht gut."

Abraham führte den Ritter hinauf in das kleine Gemach, in welchem die Lampe noch brannte. Denn hier war es fast noch dunkel, und nur durch eine offenstehende Thür in das Vorderzimmer hatte man ihren matten Schein von der Straße her erblicken können. Dieses Gemach lag nach dem Hofe zu, wo hohe Mauern ihm das Tageslicht noch lange vorenthielten, wenn es anderswo schon herrschte. Es war Abraham's Studirstube. Die alten Bücher standen ringsumher in ihren dunklen, ehrwürdigen Lederbänden. Einer von den Folianten und ein kleines Buch daneben lagen auf dem Tisch noch aufgeschlagen, auf welchem die Lampe brannte. Hier, an jedem Morgen, noch vor Tagesanbruch, ehe der Lärm und die Geschäfte der Stadt erwachten, pflegte Abraham bei seinen Büchern zu sitzen. Es war seine glücklichste Stunde. Hier hatte er auch heute früh gesessen, als er durch das Klopfen an der Hausthür unterbrochen ward. Der Frieden und die Stille waren noch in dem Zimmer, als er mit dem Ritter hinaufkam. Der Capitain war unten bei seinem Pferd geblieben.

„Es muß einen Augenblick Ruhe haben", sagte er, „denn es hat einen weiten Weg gemacht und muß einen weiten Weg zurück machen. Komm, Martin, wir wollen sehen, ob wir nicht eine Handvoll Hafer irgendwo finden können." Damit gingen Beide gleichfalls in das Haus, nachdem sie das Pferd draußen angebunden.

Die übrigen Hausbewohner waren von dem zu so früher Stunde nicht gewöhnlichem Geräusch gleichfalls erwacht und Abraham trat, sobald er sie hörte, zu ihnen heraus, um ihnen mitzutheilen, welchen Besuch sie empfangen, und namentlich, um Manuella darauf vorzubereiten.

Kaum hatte diese vernommen, daß Olivia's Vater, und in welcher Bedrängniß er gekommen, als sie sich auch nicht länger halten ließ, zu ihm zu eilen. Der Ritter saß, während in einem entlegenen Zimmer des Hauses die Vorbereitungen zu seiner Aufnahme gemacht wurden, in einem Sessel in Abraham's Stube, den Kopf zurückgelehnt, die Augen geschlossen. Schon drang die Helligkeit des Tages auch hierher, doch das Lämpchen brannte noch immer, seinen trüben, röthlichen, übernächtigen Schimmer auf die Bücherreihen und die niedrige Decke werfend. Langsam trat Manuella herein. Ihr bebte das Herz — und lange blieb sie auf der Schwelle stehen, die Züge des Mannes betrachtend, welcher sie an die hellste und an die trübste Zeit ihres kurzen Lebens erinnerte — welche noch einmal alle Schmerzen und alle Freuden, die sie jemals erfahren, an ihr vorüberführten und welche sie zuletzt so sehr mit einem Gefühl der Liebe, der Dankbarkeit und des Mitleids überwältigten, daß sie laut ausrief: „Olivia! Olivia!" —

Diese Worte weckten den Ritter aus seinem Krankenschlummer. Er öffnete die Augen und erblickte Manuella, die nun zu ihm hinstürzte, auf die Kniee vor ihm sank, unter Schluchzen seine Hand ergriff und sie mit ihren Thränen bedeckte.

„Was ist das?" rief der Ritter, indem er sich mühselig aufrichtete, mit matter Stimme. „Bist Du's wirklich — Manuella — Du? . . ."

„Ja", versetzte Manuella, indem sie mit den feuchten Augen, aber lächelnd zu ihm empor sah; „es muß wol eine Fügung Gottes sein, die Euch hierhergeführt."

„Zu meiner völligen Zerknirschung", erwiederte Sir Tobias leise, mit dem Kopfe nickend. „O, wär' es nicht besser gewesen, dort auf der blutigen Haide zu bleiben, als hierher zu kommen und so viel zu leiden . . . Mädchen, Mädchen! Ich bin niemals freundlich gesinnt gegen Dich gewesen . . ."

„Aber Olivia hat mich geliebt — Eure Tochter!"

„Von mir hast Du kein gutes Wort gehört . . ."

„Doch habt Ihr mir auch kein böses gesagt während der beiden Jahre, daß ich ein Fremdling in Eurem Hause gewesen . . ."

„Etwas Fremdes, etwas Unheimliches für mich war in Deinem Erscheinen . . . Ich habe gefühlt, daß Du zwischen meinem Herzen und dem Herzen meiner Tochter stündest . . ."

„Und als Ihr das gesagt, da bin ich gegangen . . ."

„Später erst erfuhr ich, daß Du eine Jüdin seiest. Niemals, wenn ich es gewußt, würde das Dach von Childerley-House sich schirmend über Dir ausgebreitet haben."

„Der Heimatlosen, dem Mädchen mit zweifelhafter Vergangenheit, habt Ihr den Schutz Eures Schlosses und Eurer Tochter Nähe gestattet . . ."

„Der Jüdin nimmermehr! Ja, damals, als ich es nun zuletzt doch hörte, da hätte ich Dich am liebsten todt zu meinen Füßen gesehen, und ich haderte lange noch in meinem Herzen mit dem edlen Lord Francis, der sich für Deine Unschuld verbürgte und Dein Retter ward. O, daß ich läge, wo Lord Francis liegt . . ." seufzte Sir Tobias. „Ich habe geglaubt, daß Du die Verrätherin dieser Sache gewesen . . ."

„Und Ihr glaubt es nicht mehr?" sagte Manuella, mit dem Ausdruck sanften Flehens zu dem Ritter emporblickend.

„Nein!" erwiederte der Ritter, „nicht mehr; so wahr Lord Francis, der für Dich eingetreten, ein todter Mann ist . . ."

„Er ist todt!" rief Manuella, tief bewegt.

„Todt", versetzte der Ritter dumpf und traurig; „todt bei dem Eichenbaum im Walde von Nonsuch ... Todt — und Buckingham lebt."

Eine plötzliche Röthe färbte bei diesem Namen Manuella's Wangen.

„So geht es", fuhr der Ritter fort, nachdenklich und wehmuthsvoll. Es war nichts Bitteres in seiner Rede, sondern nur die schmerzliche Resignation sprach daraus. „Die Ritterlichen und Edlen verlassen uns frühzeitig. Sie waren zu gut für diese Welt. Ich sage Dir, sie ist voll Schimpf und Niedertracht und faulem Verrath und das Beste für einen ehrlichen Mann, ihr Valet zu sagen. Was soll er auch länger in ihr? Den Triumph der Buben mit ansehen? . . ."

„Sir Knight", sagte Manuella bescheiden, „mich dünkt, Ihr hättet dennoch Mancherlei in ihr zu thun. Einem Jeden von uns ist das Feld seiner Thätigkeit angewiesen und wir sollen es nicht verlassen nach unserm Belieben, sondern wenn der große Herr, in dessen Haushalt wir Alle sind, uns abruft. Ihr habt eine Tochter, Ihr habt einen Sohn und Ihr habt ein Haus, Sir Knight!"

„Ich habe ein Haus!" wiederholte Sir Tobias. „Wie schlecht Du Cromwell kennst! — Ich *hatte* ein Haus; und ich verlor es wegen meiner Anhänglichkeit an meinen unglücklichen König und Herrn; aber so soll Gott mir helfen! meine Kinder würden nicht werth sein, es zu besitzen, wenn sie es auf eine andere Weise wieder gewinnen wollten! Ich lasse meine Kinder haus- und heimatlos in der Welt zurück, in der ich selbst nur noch ein Ausgestoßener bin — aber", und hier falteten sich des Ritters Hände still, eine über der anderen und seine Augen richteten sich empor — „Herr, Du weißt, daß ich betrübt darüber bin, aber nicht ärgerlich. Mein einziger Wunsch ist noch, schütze meine Kinder und laß es bald vorbei sein mit mir, damit ich Dir in meinem letzten Stündlein zurufen kann: Ehre sei Dir! Die Menschen nahmen mir nur Etwas, aber Du, Du nimmst mir das Ganze! . . ."

Diese rauhe Art von Frömmigkeit lockte Thränen in des Mädchens Auge; denn sie kam, seltsam, fast unbeholfen wie sie klang — vom Herzen. Sir Tobias sprach mit Gott, wie er mit einem Peer oder seinem Lehnsobristen, seinem König gesprochen haben würde. Nur, daß er ihm die Titel nicht gab und ihn schlechtweg „Lord" nannte.

Manuella wagte die Hand des Mannes nicht zu berühren, vor welchem sie immer einen an Furcht grenzenden Respect gehabt, und der auch niemals Etwas gethan, um sie an sich heranzuziehen. Sie sagte nur: „Sir Knight, Ihr habt so viel gethan, als in Eurer Macht war. Ihr habt Euer schönes Besitzthum verlassen, Eure Kinder Gott befohlen und Euer Leben in die Schanze geschlagen. Das Alles um Eurer Ueberzeugung willen. Ich möchte den Mann sehen, der mehr thun kann, als Ihr gethan habt!"

„Doch es wurmt mich, daß es vergeblich gewesen. Blut und Untergang und Unheil für Viele wird daraus erwachsen; und der König, der König — wer wird ihn retten? Wer wird ihn zurückführen nach Whitehall? — Das macht, weil die Schlange, die von Anbeginn der Welt ihr böses Wesen hatte, diese Unternehmung vergiftet hat!" — Und er versank in ein schmerzliches, tiefes Brüten, aus welchem ihn Manuella sanft zu wecken versuchte.

„Sir", sagte sie, „Ihr habt dennoch Eure Schuldigkeit gethan und unsere Pflicht reicht nicht weiter, als unsere Kräfte reichen."

„Ach, kommst Du mir damit!" sagte der Knight bitter; „das sind Tröstungen, die für eine Krankenstube passen. Dergleichen ist wie Medicin! Aber es hilft mir nicht. Meine Wunde sitzt zu tief. Ah!" rief er, von einer heftigen innern Pein ergriffen, und fuhr fieberhaft mit der Hand nach der schmerzenden Stelle. Sein Antlitz, welches sich während des Sprechens geröthet, entfärbte sich wieder und ward bleich.

„Ihr seid sehr krank", rief Manuella, „kränker, als Ihr zugeben wollt. Laßt mich nach Eurer Wunde sehen!" sprach sie flehend, indem sie ihn mit ihren großen Augen voll innigsten Mitgefühls ansah. Ihr Gesicht redete eine Sprache, so mächtig und gewinnend, daß der Knight, mitten in seinen körperlichen Schmerzen, davon Etwas wie eine Linderung verspürte. Mit einem dankbaren Lächeln erwiederte er den Blick des Mädchens und streckte dann seine schwere Hand aus, um sie auf ihren Kopf zu legen.

„Ich glaube", sprach er, „daß Du es gut mit mir meinst."

Die schwere Hand des Knight auf ihrem Haupt zu fühlen, kam ihr vor wie Befreiung, wie Erlösung aus einem Bann. Sie wußte nun, daß sie nicht länger fürchten müsse, zwischen dem Vater und der Tochter zu stehen, sondern daß alle Drei mit Vertrauen und Liebe zusammen sein könnten. Das gab ihr eine große Beruhigung und einen deutlichen Fingerzeig für die Zukunft.

(Fortsetzung folgt.)

Hermann Lingg.

Von Hermann Lingg liegt nunmehr die „Völkerwanderung“ in drei Büchern (erschienen 1866, 1867 und 1868) vollständig vor uns. Die „Gedichte“, 1864 in fünfter Auflage erschienen, sind 1868 um einen zweiten, starken Band vermehrt worden. Der Verfasser, auf der Höhe des Lebens und des Wirkens stehend, hat, wenn auch hoffentlich noch lange nicht sein letztes Wort gesprochen, so doch entschieden seine Richtung genommen und einen Maßstab seiner Kraft gegeben: und diese Kraft ist eine solche, daß es für Kritiker und Leser unvermeidlich wird, zu ihm Stellung zu nehmen.

Wer es nicht wüßte, würde in dem Verfasser der „Gedichte“ und der „Völkerwanderung“ kaum einen Sohn unseres liederreichen, heitern Südens vermuthen *). Es geht durch seine Lyrik, zumal durch die Schöpfungen seiner früheren Jahre, wie sie im ersten Bande der „Gedichte“ vor uns liegen, ein Zug düstern, gedankenschweren Ernstes, der mit dem wollüstig-sentimentalen Sehnsuchtsweh unserer jugendlichen Normal-Lyriker so wenig gemein hat, als mit dem kokettirenden Weltschmerz der Heine'schen Periode. Die Natur, deren erhabene und beruhigende Schönheit in den „Reisebildern“ später so wohlthuend sich spiegelt, ist dem Dichter in vielen seiner am wärmsten empfundenen und schönsten Lieder weit mehr Symbol der Vergänglichkeit und des unerbittlichen Lebenskampfes, als jene behagliche Spenderin sinnlich-geistigen Wohlbehagens, deren Lob uns „mit jedem jungen Jahr“ aus dem vielstimmigen Concert unserer süddeutschen Frühlingssänger entgegen tönt. So zeigt sein „Herbstabend“ uns statt der fröhlichen Winzer vielmehr das arme Mütterchen mit ihrem hungernden Kind an der Hand, die in den verlassenen Weinbergen nach einer etwa vergessenen Traube sucht („Durch's Stoppelfeld und Nebelstreifen ꝛc.“, S. 73). Im „Spätherbst“ schweben dem Dichter vergangene Jahre, Leid und Leben mit Wind und Wolken dahin.

„Der Wind entlaubt die Bäume —
Mir ist es einerlei —
Die Tage werden Träume,
Die Freuden sind vorbei.“

Die „Waldnacht“ belebt sich dem Dichter nicht durch den süßen Liebeszauber des Elfenreigens, sondern durch Erlkönigs wilde Jagd, und durch das Dunkel blitzen ihm des gespenstigen Wolfes „durchschossene Augen“ entgegen. Der „Mondaufgang“ findet ihn nicht auf dem

*) Hermann Lingg ist im Jahre 1820 zu Lindau am Bodensee geboren. Er verlebte seine Jugendjahre theils im elterlichen Hause, in freiem Genusse der herrlichen Natur seiner Heimat, theils auf der klösterlichen lateinischen Schule zu Kempten, die ihn vor Heimweh und Langeweile erkranken ließ. Dann studirte er in München Medicin, wurde 1843 Doctor, machte Studienreisen nach Freiburg im Breisgau, nach Berlin und Prag, wurde Militairarzt in München, reiste während eines Urlaubs nach Italien, erhielt 1850, wenn wir nicht irren durch Vermittlung Geibel's, eine Dichterpension von König Max und hat sich seitdem in seine Heimat zurückgezogen, wo er in Muße seinem dichterischen Schaffen und seinen Studien lebt.

Wege zur Geliebten, sondern in der stillen Trauer des die Geschicke der Welt im eigenen Herzen nachempfindenden und durchlebenden Denkers um „die entgötterte Natur", der einst Schiller's beredte Klage tönte.

„Nicht mehr weckt aus Felsenschranken
Nymphenchor und Elfentanz
Ueber Fluth und Epheuranken
Bleiches Licht Dein Mythenglanz.
Wandle dahin in erloschener Pracht,
Klagende Seele der einsamen Nacht.
Deine Geschlechter versanken."

Dann blitzt wieder „das Nordlicht" auf Schauplätze der Schuld und der Trauer in geisterhaftem Glanze herab:

„Ein Adler kommt geflogen,
Was trägt er in den Klau'n?
Was trägt er über Wogen?
Ein Haupt, todtbleich zu schau'n.
Ein Nordlicht schießt in Flammen
Am Himmel auf voll Gluth,
Und alle Sterne zusammen
Verlöschen in lauter Blut."

Auch wo der Dichter sich der Betrachtung menschlichen Looses zuwendet, wird die Scene nicht heiterer. In einem schönen Liede löst sich ihm die Klage über den Tod der Mutter in Sehnsucht nach gespenstigem Geistergruß der Dahingeschiedenen auf. Dem „Erdenglück" wird ein recht düster gefärbter Spiegel vorgehalten, „Gottesbraut" und „Klosterlied" singen den Todesfrieden kalter Ascetik Ein „Junger Invalide" nimmt traurigen Abschied von den Kameraden und von seinem Rößlein, und wankt dem ruhm- und freudelosen Ende „auf dem Siechenstroh" entgegen. Und selbst wo weichere, melodischere Töne anklingen, gelten sie doch meist dem kalten Glück der Entsagung.

„Wenn Etwas in Dir leise spricht,
Daß Dir mein Herz ergeben,
So zweifle, Holde, nicht,
Du leuchtest in mein Leben.

Doch nie wirst Du von mir begehrt;
Wo schön're Sterne funkeln,
Sei Dir ein Loos bescheert;
Ich lebe nur im Dunkeln ꝛc."

Im zweiten Bande der „Gedichte" (1868) herrscht dieser Ernst weniger ausschließlich. Die „Idylle in Liedern" enthält Klänge von reiner, heiterer Schönheit, erfreuliche Geschenke des nach siegreichen Lebens- und Bildungs-Kämpfen zum Genuß seiner selbst durchgedrungenen männlichen Alters. Bekenntnisse glücklicher Liebe wechseln mit farbenstrahlenden, schön gezeichneten Naturbildern. Selbst die Melodie des echten Liedes hat Lingg hier mehr als einmal getroffen. So in der prächtigen „Frühlingsahnung" (II. S. 156):

„Wie nah, wie düster dunkeln
Die Bergeshöh'n herein,
Die schweren Wolken funkeln
Im lichten, goldnen Schein!

Horch! Aus den Felsenschlünden
Stürmt's mächtig durch die Nacht,
Der Erde zu verkünden:
Der Frühling ist erwacht!

Nun freue sich, wer Gutes
Vollbringen will mit Kraft,
Und wer da frohen Muthes
Am Werk der Zukunft schafft.
Noch dunkelt sturmesnächtig,
Was hoffend wir gedacht —
Doch spricht's im Herzen mächtig:
Der Frühling ist erwacht."

Oder in der „Mainacht" (II, 122):

„Gewitterschwüles Bangen
Umfängt den Erdenball,
Schwermüthig und gefangen
Wehklagt die Nachtigall ꝛc."

Dennoch zweifeln wir, ob Lingg's Kraft und Erfolge auf diesem, bei uns zu allen Zeiten und zumal während des letzten Jahrzehnts so überreich angebauten Gebiete liegen. Schon in der ersten Sammlung der „Gedichte" wird das rein Lyrische, der dichterische Ausdruck allgemein menschlicher Stimmungen und Empfindungen merklich von dem Ringen nach Beherrschung und Darstellung bestimmter, concreter Lebensformen durchsetzt und in Zucht genommen. Der männliche, gedankenstarke Zug in des Dichters Natur führt ihn schon dem lyrisch-epischen Geschichtsbilde mit Vorliebe zu. Lingg's Gedichte sind in diesem Sinne ein kühner und entschlossener Beitrag zu der Gesammtantwort der mit uns lebenden Dichtergeneration auf jene bekannte Frage: ob denn die Poesie, wenn sie nicht ewig epigonenhaft die alten Weisen wiederholen wolle, überhaupt noch Platz habe in dieser harten, eisernen Zeit des Forschens, der erbarmungslosen Kritik und des noch erbarmungsloseren Kampfes um die täglich in reicherer Fülle der Erde abgerungenen Güter. Einen der ersten und wirksamsten Töne dieser Antwort schlug Freiligrath an in seinen reich gefärbten Bildern fremdartigen Natur- und Culturlebens. Doch ging er über die Darstellung des Zuständlichen, des ruhenden Seins wenig hinaus: Lingg wagte den kühneren Schritt. Er unternahm es, die ernste Arbeit der Weltgeschichte dichterisch zu beleben, in einer Epik, welche von der Wissenschaft alle Ergebnisse der Forschung, von der Sage die ganze Reihe ihrer symbolischen Gestalten, von der modernsten Lyrik den sinnlich-bestechenden Schmuck, aber auch die oft verwegene Freiheit einer dithyrambisch-sprunghaft daherbrausenden Darstellung entlehnt. Auch unsere Classiker und unsere Romantiker haben bekanntlich mit Vorliebe und mit Glück in Ballade, Romanze und Epos historische und sagenhafte Stoffe behandelt. Aber ihre Darstellungen, auch die gelungensten, tragen fast durchweg den Stempel einer Entwicklung, die im denkenden und empfindenden Einzelwesen gipfelte, das mächtige Gesammtleben der Völker kaum noch als verklungene Sage begriff. So wurden den Dichtern ihre historischen Helden mehr oder

Digitized by Google

Digitized by Google

Hermann Lingg.

Digitized by Google

weniger zu Trägern zeitgenössischer Gedanken. Die Romantiker haben darin vor Schiller gar nichts voraus. Ihr Ideal lag nur rückwärts. Diesen Weg haben unsere neuesten Epiker, die Scheerenberg, die Lingg, die Hamerling (so weit sie historische Stoffe behandeln) entschlossen verlassen. Sie stellen sich die Aufgabe, die Vergangenheit zu ihrem vollen und wahren Rechte zu bringen, ihre poetischen Momente ihr abzulauschen, sie in farbenprächtiger, aber nicht tendenziöser Darstellung wirksam zu machen. So ist unser poetischer Besitz um eine Reihe von epischen Kunstwerken reicher geworden, welchen eine Poetik der Zukunft als einer neuen Gattung, als der eigenthümlichen poetischen Blüthe eines Zeitalters der Wissenschaft und der Völkeremancipation wird Rechnung tragen müssen. Lingg's „Geschichtsbilder" und die aus denselben hervorgewachsene „Völkerwanderung" stehen in erster Reihe der neuen Gattung. Die ersteren, durch beide Gedichtsammlungen vertheilt, illustriren ähnlich wie Victor Hugo's „Légende des Siècles" bedeutsame Momente des Alterthums und des Mittelalters. Titanen und Enakssöhne trotzen da den Göttern und den Naturgewalten, Kain flieht von der Leiche des Bruders, durch den Mund Niobe's, der greisen Bergfrau, klagt die Menschheit über ihre dem geschichtlichen Fortschritt erbarmungslos zum Opfer fallenden Kinder; von Dodona ziehen fromme Mysteriengeister als Träger milder Weisheit durch die Länder, Phönicier singen von den Wundern des Weltmeers, in dem Gesang der Phrygier stürmt uns die Urmacht asiatischen, sinnlichen Naturlebens entgegen, und bei den Trophäen von „Salamis" erhebt sich, herzerquickend, das Feldgeschrei von des „Japetus kühnem Geschlecht", das jubelnde Siegeslied der Freiheit:

„Rings jetzt, wo entzückter die Woge vernimmt
Ein jonisches Lied, da erbraust sie und stimmt
In den Päan mit ein, es erblühn, es erblühn
Nach den herrlichen Mühn
Dithyrambische Tage der Freiheit."

Und diese vereinzelten Klänge verschlingen sich dann in der „Völkerwanderung" zu einer reichgegliederten Symphonie dichterischer Geschichtsverkündung. Das Ergebniß eingehender und intelligenter historischer Studien reflectirt in der Seele des über den Völkern, Religionen, Parteien auf der höhern Warte der Menschheit stehenden Dichters, der warm für Alles Menschliche, Große und Schöne fühlt, Sieger und Besiegte zu ihrem Rechte kommen läßt, für jeden Helden den Lorbeer, für jeden Verbrecher die Verurtheilung, für jede Tugend aber das Wort der Hochachtung und innigen Theilnahme, für Alle gerechtes Verständniß und die reiche Pracht seiner Darstellung bereit hat. So charakterisiren sich die Vorzüge des Werkes, vom Prolog, der das Gemälde des alternden Römerreichs entrollt, bis zu der Schlußkatastrophe, in der die Gründung des Longobardenreiches in Italien die erste große Reihe der Völkerstürme beschließt. Dem vollen Gelungenen, zum Theil wahrhaft Ergreifenden in dieser langen Reihe von Geschichtsbildern im Einzelnen gerecht

zu werden, ist uns hier leider durch die Enge des Raums versagt. Wir werden es seiner Zeit an anderm Orte versuchen. Als die Perle des Ganzen erschien uns der Abschnitt des dritten Buches, „Ein goldenes Zeitalter". Er behandelt die Regierung Theodorich's, des großen Ostgothen, des Dietrich von Bern unserer Sagen. Der erste Vermählungsversuch germanischer Sittlichkeit und Thatkraft mit römischer Bildung gelangt in seiner Größe und Schönheit und in der Tragik des unvermeidlichen Mißlingens zu voller, dichterischer Wirkung. Bei alledem können wir ein Bedenken, und zwar ein ernstes, nicht unterdrücken. Man hat schon gesehen, daß wir nicht auf den Canon irgend einer Poetik schwören. Mag der Dichter unsertwegen den herkömmlichen Gesetzen des Epos, des Volksepos wie des Kunstepos, den Krieg erklären, wenn es ihm seine Mittel nur erlauben, diesen Krieg mit Ehren zu führen, d. h. so weit es ihm gelingt, den alten Theorien neue, lebensvolle und wirksame Schöpfungen entgegen zu stellen. Aber zwei Gesetze darf er dabei nicht verletzen: das Gesetz des Denkens und das der Muttersprache, in der er schreibt. Das erstere verlangt von der Darstellung Verständlichkeit, Zusammenhang; wer aber erklärt uns die Geschichte von der Sirene und dem Vamphr im ersten Buche, oder die Gespräche der fünf Fürstinnen am Ende des ersten Bandes, oder gar die dunklen Aphorismen, aus denen die Geschichte des Alboin und Borismund sich zusammensetzt (nämlich erklärt, wie man sich ein Gedicht erklären läßt, nicht wie eine Hieroglyphe oder eine halblesbare Inschrift)? Und dann das zweite: Vers und Reim müssen, die dichterische Freiheit in allen Ehren, die Sprache nicht knechten, der sie doch dienen und welche sie schmücken sollen. Lingg hat sich freilich keine ganz leichte Aufgabe gestellt, indem er für eine so langathmige Darstellung die kunstreiche Form der Octave wählt.

„Wach' auf aus Deinem süßen Friedensschlafe,
Entsteige Deinem Melodienborn,
Du Königin der Strophen, auf, Octave!
Gürt' um Dein Schwert, stoß' in Dein goldnes Horn!
Auf daß ich Deine Feinde Lügen strafe,
Leg' in Dein schönes Angesicht den Zorn,
Wirf Deine seidne Lockenfluth, enthülle
Im stolzen Gang des Südens Formenfülle!"

So Lingg. Wir fürchten sehr, die „Feinde der Octave", gäbe es dergleichen, würden schwerlich andern Sinnes werden, wenn man sie zu Zeugen all' der Noth machte, in welche der Dichter, in der Hitze des Völkerkampfes, durch seine spröde, launenhafte, ausländische Bundesgenossin gebracht wird. Nicht alle seine Octaven gleichen der eben angeführten volltönenden Strophe, mit der der Prolog zur „Völkerwanderung" anhebt! . . . Aber der Dichter steht noch rüstig schaffend unter uns und es wird ihm bei einer folgenden Ausgabe nicht schwer werden, das bedeutende, in vielen seiner Partien so gewaltig wirkende Gedicht von den Unebenheiten zu befreien, die wir getadelt haben; das Dunkel zu lüften, das über einer großen Anzahl denn doch gar zu aphoristisch und sprunghaft gehaltener Stellen schwebt. F. Kreyßig.

Der Herr des Hauses.

Erzählung von **Werner Maria.**

(Verf. von „Frau Evchen", „Die Verlobte" ꝛc.)

V.

„O alte Heimat süß,
Wo find' ich wieder Dich? . . . "

„Das würde ich nicht dulden", sagte Lebrecht Sittig, „die Hochzeit von einem Tag zum anderen verschoben, von einer Woche zur anderen."

„Was willst Du", sagte Siegfried achselzuckend — „die Eltern!"

„Ach was, die Eltern!" fuhr Sittig in tugendhafter Entrüstung auf. „Heirathst Du die Eltern? Jetzt ist sie Dein — Dir gehört sie."

„Will Gatte und Vater Dir sein" — summte Siegfried.

„Dein unverbesserlicher Leichtsinn wird Dir von vornherein die ganze Stellung verderben, Du wirst ihr gehorsamer Diener werden, ein Weichling, ein Weiberknecht, ein Pantoffelheld."

Sein Auge traf bei dieser Rede zufällig den Gewaltigen; edel und mächtig stand er vor ihm wie ein geborner König. Er sah ihn an und stockte.

Siegfried schlug aber sein gesundes Lachen an, das sonor und erschütternd, einer Art Donner glich, der alle Nebel zerstreuend die Luft rein läßt wie nach dem Gewitter.

„Ich armer Unterdrückter!" fing er an, als er wieder zu Athem kam; „Schwächlinge an Leib und Seele mögen um ihre Macht markten, ich habe nur Angst, daß ich zu derb bin, wenn ich an das Heimchen denke."

„Mücken im Zimmer sind für Klein und Groß gleich schlimm", äußerte Lebrecht; „ich brachte Dich dort in das Haus, mir sind sie verwandt, ich liebe Euch Beide. Der Warner spielt immer eine schlechte Rolle und doch scheut sie kein treuer Freund. Poche nicht zu sehr auf Deine Stärke; ein Verhältniß im Anfang verpfuscht, kommt nie wieder in Ordnung. Die Rechte, die Du vergiebst —"

„Rechte! — Die hab' ich beim ersten Liebesgespräch schon vergeben", fiel Siegfried lustig ein; „höchstens bring' ich es auf gleich und gleich."

„In der Nähe betrachtet, wird das nicht so angenehm aussehen."

„Nicht!" rief er, „und ich stelle mir das so köstlich vor. Im Ernst, Lebrecht; hältst Du das für die richtige Art, eine Ehe anzufangen: hier faß ich an, hier Du, nun reißen wir — wer das größte Stück bekommt, gewinnt. — Ich würde übrigens doch das größte Stück bekommen."

„Mit dem Spaß überzeugst Du mich nicht", sagte Lebrecht, „im

Grund habe ich doch recht — es soll kein Kampf sein — der Hausherr steht darüber in milder Ueberlegenheit, Gerechtigkeit, edel — weise —"

„Hör' auf, hör' auf", schrie Siegfried vergnügt. „Wo soll ich all' die Tugenden herbekommen? Diese Stellung möchte mir noch saurer werden, als die vorige."

„Wenn man nicht dem Ideal hier in der Welt nachstrebt, wird man den Weg zu etwas Höherem ganz verlieren."

„Du hast recht", antwortete Siegfried; „recht, wie immer zuletzt. Ich wollte, ich könnte ein solcher Hausherr werden."

Im nächsten Frühjahr, als Lebrecht schon die Sache für hoffnungslos erklärte und Predigt auf Predigt an den Freund verschwendet hatte, kam der Hochzeitstag; gerad' als die Welt wieder zum ersten Mal ihr weißes Blüthenkleid trug. „Für mich hätte es noch ein Weilchen länger dauern können", sagte Fränzchen lobend zu Lebrecht, „der Siegfried ist ein gar zu bequemer Bräutigam".

„Als Bräutigam sind wir Alle bequem", antwortete Lebrecht, „das Andere kommt später. Was der Bräutigam an Geduld zuviel zahlt, nimmt er meist in der Ehe mit Zinsen wieder."

„Einem Mann, der mich schlecht behandelt, lauf' ich auf der Stelle fort", sagte Fränzchen entschlossen.

„Ja, wenn das so ginge! gleich kommt das Gericht und bringt Dich ihm wieder, Du bist ganz in seiner Gewalt."

„Ganz in seiner Gewalt!" — wiederholte sie nachdenklich; „da muß er mich doppelt gütig behandeln, damit ich's vergessen kann und nicht Schaden leide an meiner Liebe."

„Ist die so schwach?"

„Schwach nicht", antwortete sie eifrig — „aber frei; die kann Niemand binden, kein Gericht, keine Macht — die hat Flügel."

„Wenn er sie stutzt . . ."

„Da hätte er nur Schaden davon; dann kriecht sie krank am Boden, statt daß sie sonst bis zum Himmel reicht."

Lebrecht war während der Brautschaft unzertrennlich von seiner kränklichen Cousine. — Er trug ihr Tuch, Stuhl, Fußbank nach, warnte sie vor kühlen Lüftchen, war ihr Schutz und Schirm wie in der Kinderzeit.

„Du", sagte schelmisch Fränzchen, „gerade zwei Paare, wir in dem Lindengang, Die bei den Buchen. Wann wird wol der Vetter Hochzeit machen mit unserer Luzie?"

„Ei bewahre! die denken nicht daran; ich nahm ihn neulich vor und sagte — Lebrecht, die Cousine wird Dich heirathen. — Er wurde sehr bös — Du siehst jetzt nichts als Brautpaare! rief er. — Ihr seht auch gerade so aus, sagte ich, wovon spracht ihr denn so vertieft? — Von der Gesundheit, sagte er ärztlich — wenn du es durchaus wissen willst, ob Lindenblüthe oder Camillenthee besser wäre. Nein, Fränzchen, die sind noch nicht auf der rechten Straße."

„Es führen viele Wege nach Rom!“

Abends kam Lebrecht sehr bewegt auf Siegfried's Zimmer

„Sie ist ein Engel, ist ein Engel“, wiederholte er.

„Halt!“ dachte der Freund, „Fränzchen ist doch schlauer als ich.“

„Wir haben uns unsere Liebe gestanden“, fuhr der Aufgeregte fort.

„Gott sei Dank, daß es endlich so weit ist, ich wünsche Dir von Herzen Glück!“

„Lieber Freund“, antwortete Lebrecht, und zog die Hand zurück, „man sieht, welch' eine gewöhnliche Auffassung Du in dieser Sache hast.“

„Nun, ist das nicht die natürlichste Folge, daß Zwei, die sich lieben, sich heirathen? Das Andere findet sich Alles mehr oder weniger, weshalb sagtet Ihr es Euch sonst — das war doch sehr gefährlich, um nicht zu sagen unvernünftig.“

„Weshalb sagt man so etwas! weil man es eben nicht lassen kann. Luzie ist die Entsagung selbst — ich kann nie eine ordentliche Hausfrau für Dich werden, nie Küche, Speisekammer, Wäsche beaufsichtigen, es würden immer Knöpfe an deinen Hemden fehlen, unerfüllt blieben die Pflichten, Anforderungen — ich entsage!“

„Eine großartige Anschauung des Lebens! Lebrecht, für mich ist sie zu hoch, ich heirathe mein Fränzchen und wir stümpern uns so durch!“

Alle Glocken läuteten Hochzeit, ein blauer Himmel gab seine Zustimmung. — Der Weg zur Kirche ging durch den kleinen Garten. Blumengeschmückte Dorfkinder streuten Grün und sperrten Mund und Nase auf.

Die Braut sah sehr anmuthig, fast zu kindlich aus; sie bewegte sich aber so vortrefflich, daß selbst Vetter Lebrecht in steifer weißer Cravatte nichts auszusetzen hatte.

Jetzt aber kam der Abschied; nur noch einmal die Mutter küssen — es war wol das zwanzigste Mal. Siegfried und der Vater warteten schon lange.

„Frauen kommen immer zu spät“, brummte der Alte, „was das nur für ein Genuß ist, sich die Sache schwer zu machen, zu heulen um nichts und wieder nichts.“

„Das gehört so dazu, gnädiger Herr“, gab Job seine Ansicht, wie er's immer that, „Meine hat auch erschrecklich geflennt, als sie mich nahm.“

Oben schluchzte Fränzchen herzzerbrechend, so thöricht als möglich, den Kopf an der Mutter Wange gelegt.

Die kleinen Geschwister umstanden sie entsetzt, Luzie rathlos daneben mit Stärkungsmitteln; „es sind die Nerven, nichts als die Nerven. Mein Himmel, was ist das Kind unvernünftig, Deine Augen sind schon ganz roth und die Nase dick —“

„Das ist ganz gleich“, schluchzte Fränzchen, „er soll mich deshalb doch eben so lieb haben, wie es die Mutter thut — Mutter, wird er mich so lieb haben, wie Du?“

„Liebe giebt Liebe", antwortete die Mutter diplomatisch; „je mehr Du giebst, Herzenskind, je mehr bekommst Du."

„Siehst Du!" rief sie, „und bei Dir hatte ich Alles umsonst."

„Ich hätte Dir nie so kühles Blut zugetraut", sagte Lebrecht unten zu Siegfried; „Du warteſt und warteſt —"

„Kühles Blut — ich hab' es nie heißer gefühlt, nie wärmer entgegenströmen, als dieſem armen verweinten Geſicht, das ſich eben da einſchleicht. Sieh nur, wie ſie Alles umdrängt, alle Liebe, jede Liebe gönne ich ihr — meine iſt doch die beſte."

„Ich muß fort, ich muß von Euch Allen fort" — wiederholte die junge Frau immer wieder.

„Mach' ein Ende, Siegfried", ſagte der Vater; „Du kannſt uns ja doch nicht Alle mitheirathen."

Siegfried hob die Geliebte in den Wagen. Die alte Heimat verſchwand vor ihren Blicken, all' die wehenden Tücher und tauſend nachgeſandten Grüße.

Fränzchen ſchüttelte ſich wie eine junge Taube, der man das Gefieder verwirrte.

„Siegfried", ſagte ſie, „ſo klein ich bin, das Herumtragen mußt Du Dir abgewöhnen, das kann ich nicht leiden. Ich bin jetzt Deine Frau und wünſche Reſpect!"

„Reſpect!" rief er, ſie zärtlich an ſich drückend. „Wenn Du wüßteſt, welche Ehrfurcht ich dicker großer Kerl vor Dir habe! vor dem friſchen Maimorgen Deiner jungen Seele!"

VI.

„O liebe Hand, ſo göttergleich!
Die Hütte wird durch Dich zum Himmelreich".

Auch Häuſer haben ihre Phyſiognomien. Dies ſah etwa aus, wie das Neſt von einem Paar Rothkehlchen. — Kein Stadthaus, dazu lag's zu weit vor dem Thor, und kein Landhaus, dazu lag's zu nah der Stadt, hatte Wieſe und Gärtchen, ſogar einen kleinen Teich, auf dem die Enten plätſcherten.

Fränzchen's Mutter hatte Alles eingerichtet, wo die junge Frau hinſah, liebe Erinnerungen von zu Haus.

Siegfried fand ſie oft in Thränen zwiſchen ihren Heiligthümern.

„Mir wäre das unleidlich", meinte Lebrecht; „Du mußteſt ihr klar machen, daß ſie ein neues Leben anfangen muß — wie's nach Deinem Geſchmack."

„Wie ſollt' ich das ſo ſchnell? — verwiſchen in ein paar Tagen, was, ſo lange ſie auf der Welt iſt, mit ihr aufwuchs! Was ſchadet es mir, wenn ſie einige von ihren alten Hausgöttern mit hinübernimmt in die neue Heimat?"

„Du wirſt am Ende dieſe Fetiſche, dieſe Götzen mit anbeten müſſen."

„Meinethalb, wenn sie Anbetung bei mir hervorrufen."

„Immer, wenn Dir Etwas mißfällt, wird es heißen: so machte es die Mutter, so war's bei uns zu Haus. — Ich habe oft gesehen, wohin das führt. — Plötzlich ist das Haus ganz nach ihrem Geschmack eingerichtet."

„Desto besser", rief Siegfried, „anders kann sie es ja gar nicht machen, wenn sie überhaupt das Hauswesen einrichten will; oder soll ich das thun? Dazu hab' ich doch nicht die Zeit; laß sie nur die Heimat hier auf den Grund der Kinderheimat bauen, es ist kein schlechter Grund — wohl dem, dessen Frau ihn hat, die ein Bild der Glückseligkeit in sich trägt, das sie im eignen Haus verwirklichen möchte."

„Du willst nun einmal mit Allem zufrieden sein."

„Ja, das will ich — will das junge Herz nicht gleich stutzig und verwirrt machen, bis ihm zu Muth wird wie einem Lindenbaum, der plötzlich Rosen tragen soll."

„Bei Euch ist die verkehrte Welt", sagte eines Morgens Lebrecht; „Du erheiterst Deine Frau, streichst ihr die Falten aus der Stirn, giebst ihren Launen nach, als wäre sie der Mann — der Herr im Hause. Du bist wol für die Frauenemancipation?"

„Die armen Dinger!" sagte Siegfried lachend, „im Grunde haben sie gar nicht so Unrecht, sie fangen's nur falsch an, wie ein Küchel, das, weil's nicht mehr im Ei sitzt, durch's Meer schwimmen wollte. Männer können sie doch nun einmal nicht werden. Aber es giebt eine Art Knechtschaft, Lebrecht, von der möcht' ich sie selber emancipiren!"

„Ums Himmelswillen! das fehlte noch, es steigt ihnen so Alles gleich zu Kopf."

„Ich wäre schon dabei", rief Siegfried fröhlich. „Zeigen wir ihnen auf edlere Weise, daß wir die Stärkeren sind. Wo nicht Ueberlegenheit, wie von selbst, befiehlt: herscht brutale Gewalt. Ich mag sie nicht für mich; die Frau, die sie erträgt in unerschütterlicher Liebe, ist bewundernswerth, aber den Mann muß ich geringschätzen, der sich durch Grobheit, Heftigkeit, Chicane aller Art, unterstützt von Sitte und Gesetz, oben hält."

„Du wirst doch nicht leugnen, Siegfried, daß nach der natürlichen Ordnung ein für alle Mal der Mann der Frau überlegen ist. Kunst, Wissenschaft, Kraft —"

Siegfried unterbrach ihn kopfschüttelnd. „Das Alles meine ich in diesem Fall nicht, sein Gefühl muß kräftiger sein. Du fändest wol kaum eine Frau, die sich von solcher Gewalt befreien möchte, von einer Liebe, die stärker ist, als die ihre."

„Wieder die verkehrte Welt! Liebe ist ja hauptsächlich Frauensache."

„Oho", rief Siegfried, „so geb' ich das Heft nicht aus der Hand und ihnen das Regiment. Wie käme das?"

„Die Frauen haben nichts zu thun, als zu lieben; hingegen wir..."

„Beide haben zu arbeiten, nur auf verschiedene Art; warum soll ich das geringer schätzen, was die Frau thut, sei's auch nur Kartoffeln

zu schälen? Wie oft dreschen wir leeres Stroh! — Lieben kann man, Gott sei dank, neben Allem her."

„Während wir uns draußen in der Welt herumbeißen, ruht sie in stiller Häuslichkeit, umgeben von Allem, was das Gefühl fördert . . ."

„O Lebrecht, welch' eine ideale Ansicht! Welt ist Welt — drinnen oder draußen. Ich sage immer: Fränzchen, nimm's nicht so schwer mit der Sache! — laß Dir Deine Seele nicht vergällen von Dingen, die nicht mitzählen bei der großen Rechnung, damit Du nicht plötzlich ganz anders, als wo Du denkst, ein großes Deficit findest! . . . Nicht wahr?" sagte er zu der eben Eintretenden, „lieber alle Braten verbrannt!"

„Im ersten Jahr!" fügte Lebrecht hinzu. „Du müßtest ein Engel sein, wenn Du das länger aushieltest!"

„Das ist er auch", versicherte sie, ihm den dicken Kopf küssend; „übrigens sind nicht alle Braten verbrannt, Verleumder! — Weißt Du", sagte sie, sich wie ein Backfisch übermüthig auf der Lehne des Sophas schaukelnd, hausmütterlich angethan, mit weißem Mützchen und Kochschürze. „Weißt Du, Lebrecht, es ist sehr amüsant haushalten; wenn man einen guten Mann hat, ist's Kinderspiel."

„Und es gar nicht darauf ankommt, wie?" ergänzte der Vetter.

„Ich mach' es, so gut ich kann", antwortete sie beleidigt; „Du solltest sehen, wie würdig ich Trine entgegen trete und sage: Trine! — (sie ist so groß wie ein Kirchthurm) Trine, sag' ich, was werden wir kochen? — ich weiß es natürlich nicht."

„Natürlich!" fiel Lebrecht ein.

„Du glaubst, wir Mädchen werden mit dem Speisezettel geboren? Ich habe keine Phantasie in der Richtung. Trine, sag ich diplomatisch, schlag' vor. Hammelfleisch und Bohnen, antwortet der Kirchthurm (ihr Lieblingsgericht nebenbei), das sollt' ich mich nun unterstehen, nicht gut zu finden! . . . Ich erkenne aber meine Position. Sehr richtig! sag' ich, gerade auch mein Gedanke . . . Die Sitzung ist aufgehoben, mein Premierminister zieht sich zufrieden zurück. — O", fuhr sie fort, „mit mir, das ginge wohl, ich bin verträglich. Aber mit der Trude! — nein, das ist manchmal eine Wirthschaft im Hause, man denkt die Hexen fahren durch den Schornstein!" Die junge Frau lachte vergnügt.

„Es wäre Deine Pflicht, Friede zwischen ihnen zu stiften", bemerkte Lebrecht salbungsvoll.

„So!" sagte sie nachdenklich, „meinst Du auch, Siegfried?"

„Als ob es so leicht wäre, Frieden zu stiften!" erwiederte er, „versuchen kannst Du es immer, aber wenn es Dir mißlingt, werde ich keinen Stein auf Dich werfen. — Gieb uns den Kaffee, Lebrecht muß fort."

„Ach Du mein Himmel!" rief sie muthlos, die Hände sinken lassend, „seit einer halben Stunde gieß' ich Wasser auf und habe keinen Kaffee in der Kanne! — Lebrecht", fuhr sie fort, „so hart wirst Du mich nicht strafen, daß Du ohne Kaffee fortgehst; glaube mir, ich bin ohnedies sehr gekränkt in meiner Hausfrauen-Ehre, weil mir das gerade vor Dir

geſchehen muß. Siegfried wartet ganz geduldig, ſeinethalb bin ich unbeſorgt."

„Ich habe keine Zeit", antwortete Lebrecht trocken, „wo Siegfried ſie hernimmt, weiß ich nicht."

„Für mich hat er immer Zeit", ſagte ſie vergnügt, „ich bin ſolche Hauptſache, für die er ſie zuſammenſpart. Bei uns iſt's nicht wie in der Eiſenbahnreſtauration. Eile hat er nie, fortzukommen, im Gegentheil."

„Ein Weilchen dauert's noch", antwortete Lebrecht, „im erſten Jahr verſäumt ſich jeder Mann bei der Frau."

„Darum iſt auch das erſte Jahr ſo oft das beſte. — Siehſt Du, ſo lange wir ſprechen hatteſt Du doch Zeit, ich habe Dich überliſtet: hier iſt der Kaffee."

Sie bot ihm anmuthig die Taſſe — er dankte aber conſequent und verließ das Zimmer.

„Ein richtiger hanebüchner Spazierſtock, dieſer Vetter", ſagte ſie lachend. „Warum er mich nur immer erziehen will, ich bin doch nicht ſeine Frau!"

„Er denkt, ich verderbe Dich."

„Du — ſolch' ein Vorbild! ſolch' ein Muſter der Geduld, aller Tugenden, die mir fehlen! Nein, wenn ich da verdorben gehe, iſt nichts an mir verloren."

„Meinſt Du?" rief er, ſie küſſend, daß das ehrwürdige Häubchen rücküber flog und den vollen Flechten ihr Recht gönnte, „ich meine es auch, wer durch Liebe verloren geht, an dem iſt nichts verloren."

„So lang' Ihr jung ſeid, geht's", fing Lebrecht am andern Tag ſeine Predigt wieder an, denn er ließ nie eine unvollendet und hatte noch viel zu ſagen. — „Schönheit und Jugend macht ſelbſt den Fehler anmuthig; eine alte Frau, die nicht weiß, was gekocht werden ſoll, oder vergißt den Kaffee in die Maſchine zu thun, wird der Mann ſchwerlich mit einem zärtlichen Kuß belohnen."

„Bin ich erſt alt und runzlich, iſt er's auch", ſagte ſie ſchnell, „und dann küſſen wir uns überhaupt nicht mehr."

„So" — rief Siegfried, „wer weiß! am Ende doch; ich küß' Dir die Hand, die runzliche und ſage: Mütterchen, Kaffee kochen und Eſſen beſtellen iſt Deine ſchwache Seite geblieben; aber Du haſt ſo viel vortreffliche Eigenſchaften und ich habe das in all' den Jahren ſo gründlich erfahren, daß Du mir alten Mann ſchöner ſcheinſt, als wie Du jung warſt. Uebrigens dergleichen lernt jede kluge Frau, wenn ſie nur will."

„Er hält ja aber nun einmal keine Frau für klug, nicht wahr? Vetter, und mich nun erſt gar nicht."

„Verſtand haſt Du genug", antwortete er mit einer richterlichen Miene, als ob er ihn zu vertheilen hätte, „Verſtand genug für eine Frau."

„Die Portion wird immer abgewogen in der Ehe", ſagte ſie ſchelmiſch; „ſo und ſo viel der Mann, alſo ſo und ſo viel die Frau, es iſt doch gewiß nicht gut, wenn ſie klüger iſt?"

„Nein", antwortete Lebrecht, „das giebt uns falsche Prätensionen — ihr Mann muß ihre Welt sein."

„Da muß sie sehr klug sein", antwortete sie schlau, „wenn sie in der großen Gotteswelt, die doch Allen zu gehören scheint, sich so klein einzurichten versteht, etwa wie einer mit einem großen Vermögen, der als Armer lebt."

„Arm nennst Du das?"

„Ja, arm, und der Mann hat das Schlimmste von solcher dummen Gans, die an ihn den Anspruch macht, er solle ihre Welt sein."

„Recht so!" rief Siegfried lustig, „Lebrecht wäre der Erste, der einer so schwierigen Rolle müde würde."

In der Wirthschaft ging es aber nicht gut.

Die Rechnungen wurden immer länger, die Fragen kürzer, der Streit draußen feuriger. Fränzchen war zu Muth wie auf einem Vulcan. „Sie lassen sich gar nicht sagen", klagte sie Siegfried, „und haben auf Alles so gute Antworten; als ich Trude bemerke, die Stube sei nicht rein gefegt, antwortet sie: „Wenn'd Herz man rein is"; — und als ich Trine beeile mit dem Mittagbrod sagt sie, „Recht gut, wenn reiche Leute auch einmal merken, wie der Hunger thut.""

Siegfried lachte.

„Ich wollte", fuhr die junge Frau in Sorgen fort, „die Mutter hätte mir die Trine nicht so groß und alt gewählt, ich habe eine wahre Angst vor ihr — die soll ich schelten, heruntermachen? Versuch' ich's, ist mir nachher, als habe ich einen tüchtigen Zopf bekommen und kann noch zufrieden sein, daß sie sich nicht an mir vergreift. Respect hat die vor nichts. — Du solltest nur sehen, wie sie die Trude schüttelt; es ist noch viel, wenn sie mich in meine eigene Küche hereinlassen — ich bin ganz ausgesperrt. Mit solchen Menschen kann ich nicht leben, Siegfried; ich kann Dir nicht die Wirthschaft führen. Lebrecht hat Recht, ich tauge nicht dazu. — Heut' beschuldigt gar die Eine die Andere, sie habe gestohlen — gestohlen, Siegfried — so etwas Schreckliches in meinem Hause! Und die Trine sagt, sie zöge lieber heut' wie morgen; bei einer Herrschaft, die weder befehlen könne, noch die Wirthschaft führen, bliebe sie nicht länger; was fang' ich dann an!"

„Ich werde einmal dazwischen fahren", sagte Siegfried.

„Du!" rief sie erfreut, „ach, das wäre herrlich! bringe die Sache wieder in Ordnung."

Der Eintritt des Hausherrn in der Küche wurde begrüßt durch ein wirres Geheul und Geschrei von Stimmen. — Fränzchen hörte es mit Entsetzen, es klang gerade als ob Jemand umgebracht würde — darauf tiefe unheimliche Stille.

Den Triumph auf der Stirn, trat Siegfried wieder ein. „So!" sagte er, sich vergnügt die Hände reibend — „das wäre abgemacht!"

Erstaunt starrte ihn Fränzchen an.

„Sind sie wirklich so schnell wieder gut geworden?" frug sie. „Wer

hat denn nachgegeben? Die Trine gewiß nicht, die ist so störrisch wie ein Stück Holz."

„Nachgegeben!" rief Siegfried selbstzufrieden, „dazu hab' ich ihr nicht die Zeit gelassen; ich habe aufgeräumt."

„Aufgeräumt", wiederholte Fränzchen verwirrt.

„Nun ja, oder aus dem Haus geworfen. Wer wird mit solcher Person lange Umstände machen."

„Siegfried!" schrie die junge Frau jetzt vollständig entsetzt, „so meint' ich's nicht! und das Mittagbrod! wer wird denn kochen?"

„Die Trude ist ja noch da!"

„Die Trude! die nichts kann als Klunkermus machen!"

„Das kommt davon", sagte Lebrecht, der mitten in dieser Verwüstung eingetreten war, „wenn man den Mann in die Küche schickt!"

Fränzchen ging hinaus und seufzte.

Lebrecht lächelte zufrieden. Wer freut sich nicht, wenn seine Prophezeiungen eintreffen; er war aber so großmüthig, nicht „Siehst Du!" zu sagen.

„Um dies abscheuliche Ding", rief Siegfried, einen schwärzlichen Lumpen, wegen dessen sich die Mägde gezankt mit dem Fuß fortstoßend, „um diesen elenden Lappen machen sie sich und uns das Leben zur Hölle."

„Nicht doch", antwortete Lebrecht — „um das Mein und Dein — 's ist der alte Streit."

„Welche harte Seele müßte das sein, die solche Leute im Zaum hielte", sagte Siegfried; „eine Art Feldherr, nicht die sanfte anschmiegende Weiblichkeit, die der Mann sich träumt. Haar auf den Zähnen müßte sie haben, eine Frau mit einem Schnurrbart hätte ich mir dazu nehmen müssen."

„Oder eine, die es versteht, besser versteht, als die Leute."

„Richtig, da hast Du es getroffen, das ist wieder, wie ich es meine mit dem Befehlen, wie es überall in Staat und Küche am Besten geht; aber ich habe nun zum Unglück dies unerfahrne kleine Schätzchen liebgewonnen und muß sehen, wie ich mit ihr durchkomme."

Fränzchen trat wieder herein. — „Siegfried, jetzt ist die Trude auch davongelaufen. O, was soll nun aus uns werden! — Trine hat ihr die Kommode aufgerissen. — Der Teufel hat sie hergebracht, sagt sie, der Teufel mag sie wieder holen — es lagen von meinen Sachen darin. Ach Siegfried, bis heut' hab' ich nicht gewußt, daß es schlechte Menschen giebt! — und wir mit ihnen unter einem Dach und Alles Lüge, Zank und Falschheit. — Ich wollt' ich wäre todt! ich hätt' es nie erlebt!"

„Du machst Deinem Mann gut den Kopf warm; andere Hausfrauen machen so Etwas mit sich ab."

„Wie der spartanische Knabe, den der Fuchs unterm Mantel todtbiß", sagte Siegfried; „klage nur, Fränzchen, aber freue Dich, daß nun reiner Tisch ist."

„Wie soll ich mich darüber freuen", schluchzte sie; „wir können reineweg verhungern, denn ich — kann nicht einmal Klunkermus kochen!"

„Ich würde Euch anbieten bei mir zu essen", sagte Lebrecht; „aber leider bin ich wieder im Stadium der weggejagten Wirthin."

„Du siehst, es geht auch anderen Leuten so", rief Siegfried; „trockne Deine Thränen, Fränzchen; wir wollen wie zwei lustige Burschen im Café essen — in demselben, das mich als Junggesellen bewirthete."

„Dorthin", rief Lebrecht entrüstet, „führst Du Deine Frau — in die Gesellschaft! wie unpassend!"

„Lauter gute Jungen", antwortete Siegfried, „vernünftig oder unvernünftig, wir müssen jetzt etwas zu essen haben."

VII.

„Draußen zu wenig oder zu viel,
Im Hause nur ist Maaß und Ziel."

Im Café gab es großen Jubel, als die Drei eintraten. — Siegfried's alte Kameraden umringten, Bekanntschaft fordernd, die hübsche junge Frau.

Unter grünen Bäumen wurde die Tafel gedeckt; oft machten die Gläser die Runde, lustiges Geschwätz, etwas laut aber nichts Böses dabei, ging von Mund zu Munde. Fränzchen, in vergnügtester Laune, brach in Lob über Lob auf das herrliche Leben aus.

„Ich begreife, daß Ihr nicht heirathen mögt", sagte sie; „wenn ich ein Mann wäre, ich hätte es auch noch aufgeschoben. — Wie gut es schmeckt, so von Feenhänden angerichtet und wenn man nicht immer weiß, was kommt. Man kriegt die Gerichte so satt, mit denen man seinen Sinn schon vorher ordentlich vollgestopft hat. — Und die Köchinnen! Jede hat ihren Kreislauf, das hat man bald weg; ihr Küchenzettel ist wie die Walze beim Leierkasten — abgespielt, geht das alte Lied von vorne wieder an. — O, ich bin der Sache gründlich müde!"

Sie ließen die Studentenwirthschaft leben, die Männer rauchten, erzählten schnurrige Geschichten. — Lebrecht war längst zu Haus als Siegfried in der Abendluft mit seiner vergnügten kleinen Frau nach Hause wanderte.

„Nicht wahr", bat sie, „wir nehmen gar keine Köchin wieder, das Feuer macht so hitzig! Nur ein junges Ding vom Land, vor der ich keine Angst habe, es ist noch dazu billiger und gar zu herrlich!"

Umsonst redete, warnte Lebrecht. „Es ist so unweiblich, Dich dort wohl zu fühlen, Fränzchen — wer hätte das von Dir gedacht! — Schüchterner als ein Hase vor den Dienstboten und hier, zwischen all' den Männern!"

„Sie haben mich gern, Jeder von ihnen" — antwortete sie; „statt daß ich zu Hause bei meinen Riesen immer die Idee hatte, am liebsten vergiften sie Dich. Du weißt nicht, Lebrecht, wie schrecklich es ist", fuhr sie ernsthaft eifrig fort, „mit dem Haß unter einem Dach zu wohnen. — Ich liebe die Menschen, ich möchte die ganze Welt lieben können und

nun zu fühlen, wie sich täglich das Herz vergällt und mit Bitterkeit füllt — es ist eben sehr traurig, daß das im eignen Haus sein kann, so unnatürlich, aber es war so — da lebe ich lieber nicht so intim, aber herzlicher."

„Zwischen einer solchen Menge von Leuten!"

„Je mehr je besser, wenn's gute Freunde sind — in den Städten sind Einsiedler nur solche, die kein Mensch mag."

„Wie sie Dich immer angucken; fremde Menschen stieren Dir in das Gesicht."

„Nun ja, ich bin eine Seltenheit hier; in die Wirthshäuser geht Ihr Männer lieber allein."

„Gott sei Dank, daß es so ist, daß die deutsche Frau —"

„Lieber allein zu Haus sitzt", fiel Fränzchen munter ein, „wenn der Mann schwärmt. — O, ich weiß, wie es in der Welt zugeht; früher dacht' ich auch, Frau und Mann die säßen immer beisammen auf einem Zweig wie die Inseparables. Lebrecht", rief sie mit all' ihrer Lustigkeit und tragischen Stimme, „wo ist der Mann für die deutsche Frau!"

Fast ein Jahr führten sie dies Leben durch, Lebrecht gab sie verloren. Die weiblichen Bekannten schüttelten den Kopf. Das reizende Fränzchen wurde bekannt, man zeigte sie sich; wäre Siegfried empfindlicher gewesen, mehr auf die Form aus, er hätte sich doch wieder eine Köchin gemiethet.

Eines Sonntag Abends saß das Pärchen wie gewöhnlich mit Lebrecht im Café — er begleitete sie treu wie ihr Gewissen und versäumte nie, Fränzchen allerlei störende Wahrheiten zuzuraunen.

Der Tag war ein vollkommener gewesen, der Abend wurde ihm gleich. Wie Glühwürmchen glänzten die bunten Lampen durch die dunklen Zweige, dazwischen der Mond, eifersüchtig auf das Licht; sanfte Musik, die Soli gesungen von Frau Nachtigall, den Tact schlugen die Ruder im Wasser, denn der Garten lag an einem klaren Strom. Festlich wogte die Menge auf und ab — Fränzchen schwamm in Wonne, das war ganz etwas für sie und nun noch in Erwartung das Feuerwerk, wie sie zuvor keins gesehen hatte und auf das sie sich kindisch freute.

„Du stellst es Dir viel zu schön vor", sagte Lebrecht, „wer kann in diesem Gedränge irgend etwas genießen?"

Siegfried hatte viel Freunde gefunden, Waffengefährten, Leute, die zusammen den Tod gesehen ohne Zucken, die sich verbrüdert hatten durch Entbehrung und Noth, nicht beim Glase Champagner. Zum ersten Mal war's, als vergäße er Fränzchen über den Freunden, sie blieb in Lebrecht's Obhut. Der Platz neben ihr, eigentlich Siegfried's Platz, wurde selten leer von guten Bekannten, die gern mit der lustigen kleinen Frau plauderten. Lebrecht saß mißmuthig daneben.

„Ich begreife nicht, wo Siegfried bleibt!" sagte er — „es ist gradezu leichtsinnig, Dich hier so allein zu lassen."

„Allein! Du sitzest ja neben mir."

„Ich versteh' mich auf Händel nicht."

„Händel! wir werden doch keine anfangen."

„In diesem Café ist Niemand davor sicher — man ist hier in sehr gemischter Gesellschaft", bemerkte er, sich mißtrauisch umblickend. „Dicht neben sich duldet man Menschen, die aus jedem Salon flüchten müßten — Schufte, wie's nur welche giebt, Schwindler."

„Schwindler?" wiederholte Fränzchen neugierig, „so einen möchte ich wol einmal sehen."

„Unser Nachbar dadrüben zum Beispiel. — Sieh ihn nicht so starr an, er wird aufmerksam — in der Studentenzeit waren wir Freunde, Dutzbrüder, jetzt kennen wir ihn nicht mehr, wenden ihm den Rücken, wo wir ihn sehen."

„Ihr kennt ihn nicht mehr und ward Dutzbrüder, wie grausam — wie hart."

„Das verstehen Frauen nicht."

„Er sieht gar nicht so übel aus, Lebrecht!"

„Das ist es eben — fein, elegant und der roheste Schlingel, den die Sonne bescheint — freilich, ihm wäre ein Gruß von anständigen Leuten, wie wir es sind, Geld werth — Fränzchen, daß Du nicht mit ihm anbindest."

„Wie sollt' ich — wenngleich er mir leid thut."

„Er ist zudringlicher, als eine Fliege! schon mehr als einmal sah er nach Dir, warum hast Du Dir auch heut' gerad' den Hut mit der Rose aufgesetzt?"

„Steht er mir nicht?" frug sie lächelnd.

„Du weißt recht gut, was ich meine; er ist auffallend — Du ziehst die Augen auf Dich, die Frau aber soll sein wie das Veilchen."

„Das Jeder sucht und gern hat", ergänzte Fränzchen; „ich freue mich, wenn ich gefalle und nehme das Compliment in Siegfried's Namen an."

Ein Bote trat auf Lebrecht zu.

„Wie widerwärtig", sagte der junge Arzt. — „Was fang' ich nun mit Dir an? — ich werde plötzlich zu einem Kranken gerufen — am besten wär's, Du kämst mit mir — ich brächte Dich nach Haus."

„Und Siegfried und das Feuerwerk! Die Beiden lass' ich nicht im Stich, Lebrecht; was soll mir geschehen? — Suchen wir ihn."

Vergeblich durchstrichen sie in jeder Richtung den Garten, Siegfried mußte wol auf kurze Zeit in einen Kahn gestiegen sein.

Rathlos sah sich Lebrecht nach Bekannten um, sie waren verschwunden wie beim Regenwetter die Droschken.

„Es wird mich Keiner wegtragen", sagte Fränzchen, sich ruhig wieder auf ihrem alten Platz einrichtend, versucht's aber Einer, so schrei' ich. Unter der Menge wird wol eine gute Seele sein, die mir zu Hülfe kommt."

„Spaße nicht", fiel Lebrecht ein, „Du kennst dies Leben nicht, ich verwünsche es und wollte, Du säßest zu Haus hinter Deinem Strick-

strumpf, wie es einer Frau geziemt. — Sehr ungern lasse ich Dich hier und komme zurück, so bald ich irgend kann."

Sie wartete erst geduldig — dann wurde sie etwas bös auf Siegfried. Ihre Augen suchten im Garten umher. Der abgedankte gefährliche Freund war ihr näher gerückt; er war ihr gewissermaßen interessant, wie den Frauen oft Schlechtigkeit, die sie nicht verstehen. — Als sie ihr Taschentuch fallen ließ, hob er es, mit sehr anständiger Höflichkeit auf, gab ihr den Concertzettel, sie war sehr verlegen, wußte ihn aber nicht auszuschlagen.

„Lebrecht macht Alles schlimmer", dachte sie, „wer weiß ob's so arg ist."

Der Fremde nannte seinen Namen, nannte sich Siegfried's Freund — sie ließ ihn reden, nur dann und wann den Kopf schüttelnd oder nickend. — Es war ihr doch nicht wol dabei; mit steigendem Schrecken sah sie ihn Glas auf Glas hinunterstürzen — hitziges Getränk, das merkte sie wol an seinen Reden, bald würde er seiner nicht mehr mächtig sein — vor Trunkenen aber hatte sie eine kindische Angst — und Siegfried kam und kam nicht. — Tausend Mal hatte sie schon überlegt, ob aufstehen besser sei; aber dann war die letzte Möglichkeit eines Zusammentreffens mit Siegfried verloren und am Ende würde er ihr folgen, der schreckliche Mensch. Er wurde immer zudringlicher, fast zärtlich — den Arm hatte er über die Lehne ihres Stuhls gelegt — sie wagte sich nicht zu rühren. — O, Lebrecht hatte Recht, säße sie doch zu Haus bei ihrem Strickstrumpf. Ihre Angst hatte den höchsten Grad erreicht, da erschien Siegfried's mächtige Gestalt. — Am Ausdruck seines Gesichts ging der jungen Frau erst auf, daß ein neuer Schrecken begann. — Sie zu sehen, mit diesem Menschen in so naher Berührung — mit Einem, den er — den alle Welt verachtete, war mehr als er ertragen konnte. Maßlos in seiner Heftigkeit riß er ihn fort. — der Fremde wehrte sich — ein Messer, das er vom Tisch genommen, schimmerte in seiner Hand; aber eh' er es noch gebrauchen konnte, lag er von Siegfried überwältigt am Boden — besinnungslos — Alles ging wie ein Blitz, zu schnell, es zu verhindern. — Um die beiden Männer schloß sich ein dichtgedrängter Kreis, der die junge Frau ausschied. — Zitternd stand sie da, was würde daraus werden? Siegfried war unverletzt, das kam ihr als einziger Trost zurück.

„Geh' nach Haus", redete sie Einer an; es war Lebrecht, dem die Besorgniß keine Ruhe gelassen hatte. „Geh' nach Haus, Du kannst hier nichts helfen."

Sie schlich ängstlich durch den dunklen Garten an der Mauer entlang ihrem Hause zu. O, wie sie sich fürchtete, wie sie den Schirm und das Dach ihrer Heimat begrüßte! — Wäre nur Siegfried erst wieder hier, nie wollte sie sich herauswünschen — lieber immerfort im Kampf mit Trinen und Truden.

Sie saß und wartete. Minuten wurden lang wie Stunden; die

Alte, die bei ihnen aufwartete, war längst fortgegangen. Einsam saß die junge Frau da.

Endlich hörte sie Jemanden an der Pforte — es war Lebrecht. „Geh' zu Bett", sagte er; „was nutzt das Aufsitzen. Siegfried ist gesund. Ich begreife nicht, daß er sich's so zu Herzen nimmt mit dem Schuft, es ist ja gut, wenn er um die Ecke kommt — auch das Gericht kann ihm nichts anhaben, wir sahen Alle, wie der Lump das Messer nahm."

„Wird er sterben?" frug sie erschreckt.

„Wahrscheinlich — er fiel unglücklich mit dem Kopf — die Nacht muß es entscheiden. Siegfried besteht darauf, bei ihm zu wachen. Er hat gar keinen Sinn; ein Krankenwärter wäre gerad' so gut. — Gut' Nacht — sei Du wenigstens vernünftig und geh' schlafen."

Sie ging wieder hinein — schlafen — ja, vernünftig wär's. Man kann aber oft nicht vernünftig sein. — Sie saß die ganze Nacht. — Am Morgen kam Siegfried.

„Gott sei Dank!" sagte er und sein Gesicht strahlte ordentlich, der Mensch wird nicht sterben, Fränzchen, ich kann wieder glücklich und vergnügt sein. — Du glaubst nicht, was in diesen Stunden mir durch die Seele gegangen ist, als ich ihn so liegen sah — er hat Frau und Kinder, Fränzchen; als ich die jammervolle elende Wirthschaft sah, dies Leben, dies zerstörte, kummervolle Dasein — dem ich das Herz gehabt hatte, in meinem stolzen Glücksbewußtsein, in meiner hochmüthigen Ehre den Todesstoß zu versetzen — wie miserabel kam ich mir vor, wie verächtlich. Gott sei Dank, daß er leben wird", rief er wieder, seine Frau an das Herz drückend; „aber wir werden doch wieder eine Köchin nehmen müssen, das Essen, so billig es war und so bequem, wäre uns doch fast theuer zu stehen gekommen."

VIII.

„Ein Festtag soll dich stärken
Zu deines Werktags Werken."

„Jetzt will ich eine richtige Hausunke werden", sagte Fränzchen, „sogar Vetter Lebrecht soll mit mir zufrieden sein."

Mit dem Eifer, der ihr eigen war, warf sie sich auf das Studium der Kochbücher, lief herum bei ihren Bekannten, holte Rath, probirte dies, probirte jenes — das Schwierige war nicht, es gut zu haben, das kann Einer zuletzt immer in der großen Stadt fertig bringen, es galt, es besser zu haben, als es eigentlich für das Geld zu schaffen war — es galt diesen großen Krieg mit mangelhaften Truppen, der in so vielen Häusern geführt wird — die meisten Frauen werden alt daran vor der Zeit, wie die Leute auf dem Land bei harter Arbeit.

Immer in Eile, immer geschäftig, sah man Fränzchen vom Morgen bis Abend im Kampf mit Wäsche, Kleidung, Speise — ja, ihre Träume waren davon erfüllt — Siegfried hörte sie eilig im Schlaf den Küchenzettel machen — Morgens ging die Sorge von frischem an, wie eine

Danaiden-Arbeit — ihm wurde ganz schwindlich dabei. Ob das nun der ideale Zustand war, von dem Lebrecht träumte? Jeder lobte das Haus, die Ordnung darin, die vortreffliche Verpflegung.

„Für Manche mag's gehn", sagte Siegfried dem Freund, „für Solche, die nichts merken im Haus, die nicht wissen, wo der Wind herbläst, die da meinen es fiele für sie Alles vom Himmel. Mir paßt es nicht — mein Fränzchen ist mir schrecklich als Hausfrau. Sie ist gar nicht mehr dieselbe. Wie sie herumfährt und wutschelt und rutschelt und sorgenschwer nur dann und wann auf der Kante vom Stuhl sitzt, das nimmt mir alle Ruhe."

„Undankbarer!" antwortete Lebrecht, „sie erfüllt die Bestimmung der Frau! — eine Kräftigere, Charaktervollere würde mehr darüber schweben, sie geht darin unter."

„Und das soll ich so ruhig mit ansehen, diesen Selbstmord?"

Lebrecht lächelte — „für Dich lebt sie! nennst Du das einen Mord?"

„Für mich!" wiederholte er — „für ihre Saucen, Fricassées, Hausordnung, was weiß ich für eine Menge Lappalien, die nicht der Mühe werth sind auf die Welt zu kommen."

„Es ist merkwürdig" fuhr Lebrecht fort, „wie rasch es die kleine Frau gelernt hat. Meiner Wirthschafterin gebe ich das Doppelte und habe die Hälfte dafür."

„Armes Fränzchen!" rief Siegfried. „Was setzt sie zu, ihre Gesundheit, eine Stück ihrer Seele; damit wir besser essen und trinken als uns zukommt, verliert sie sich ganz in irdische Sorgen, kaum sich Zeit lassend einen Blick nach Oben zu werfen."

„Wenn Du die Frömmigkeit meinst, die geht bei Allem nebenher wie die Liebe und am besten bei der Arbeit für Andere."

„Arbeit! Dies ist eben keine rechte Arbeit, ein Verlieren ist's in unwesentlichen Dingen, die keine Seele zu Gott erhebt. Ihm ist's gleich, ob wir Sauce à la reine oder Remouladen-Sauce oder wie das Zeug alles heißt, essen. Es macht ihr eben Spaß, das ist's. — Diese Wonne am Kleinlichen, die die Frauen so leicht packt, die ihnen so gefährlich ist, wie uns Männern die Politik, hat sie erfaßt. — Es gehen mehr als sie daran zu Grunde und man singt noch Loblieder auf sie von Aufopferung und erfüllter Bestimmung. Keines Menschen Bestimmung ist's, das Wohlleben auf Erden mehr zu pflegen, als das Leben der Seele."

„Welche ascetische Ansicht. Laß die Frauen nur dergleichen hören! Und Deine, die eben auf richtigem Wege war!"

„Auf dem Wege, Alles zu verlieren, was sie mir reizend macht. Zänkisch mit den Leuten, mißtrauisch, geizig, wie eine Art Lastthier niederer Art. — Lieber will ich Kartoffeln essen, Tag für Tag."

„Halt, halt!" rief Lebrecht, das wird doch langweilig; es ist die alte Geschichte, Du hättest Dir eine wählen müssen, die besser um sich weiß."

„Gerade das“, entgegnete Siegfried, „gefällt mir an ihr, dies Unschuldige, wie aus einer anderen Welt.“

„Ich werde mir meine Frau doch für diese Welt aussuchen.“

„Lebrecht“, rief Siegfried, „wer weiß, ob Du besser thust, selbst für sie; es kommt eine Zeit, wo wir mehr brauchen! Alles nutzt sich ab, wird zur Gewohnheit, Alter, Krankheit verkehrt den Gesichtspunkt. Eins nur bleibt immer neu, überraschend, schön wie der Frühling: wenn wir eine Seele neben uns fühlen, die mit uns verwandt ist, deren Blühen ist wie das Blühen am gleichen Stamm, wie zwei, die der liebe Gott für einander geschaffen hat.“

„Kann denn das nicht zusammentreffen?“

„Es ist das Ideal! Dir steht es noch offen, ich bin zufrieden mit meinem Fränzchen. Wenn ich sie nur erst aus dieser Wirthschaftsfurie heraus hätte.“

Es war schwerer als er dachte. Oftmals stand er an der Küchenthür und suchte sie umsonst zum Spaziergang zu verlocken.

„Du glaubst nicht, Fränzchen“, sagte er, „wie nöthig es die Seele hat, dann und wann aus der eignen Wirthschaft dem lieben Gott in die Wirthschaft zu gucken.“ Aber fast immer schickte sie ihn fort — oder er sollte warten, sagte sie.

„Nur nicht hier, Siegfried; ein Mann in der Küche ist unausstehlich! Hier ist unser Reich, das erkennt selbst Vetter Lebrecht an; ich thue es ja nur für Dich, damit die Leute sehen, was Du für eine gute Frau hast. Ich sage Dir, es ist ein wahres Wettrennen zwischen uns Hausfrauen und ich habe immer den Preis. Bist Du nicht stolz auf mich?“

„Du bist eine perfecte Köchin geworden.“

„Ja“, rief sie begeistert — „mit Leib und Seele Köchin vom Fuß bis zu der Zeh'! ich wußte nur nicht, wie beglückend es ist. — Ich sage Dir, wenn das Gelée steht, ist mir als habe ich die halbe Welt erobert!“

„Befiehl ihr doch mitzugehen“ rieth Lebrecht.

„Als ob das Etwas hälfe“, seufzte Siegfried; „die Sonne sähe sie für einen Pudding, den Mond für einen zinnernen Teller an.“

Wie er sich keinen Rath mehr wußte, kam der liebe Gott ihm selbst zu Hülfe.

Ein Kindchen wurde erwartet. Die junge Frau mußte still auf ihrem Sopha liegen. Sie weinte oft tagelang darüber.

„Mein Haus geht zu Grunde“, rief sie, „wer soll all' die wichtigen Geschäfte besorgen!“

„Mag es besorgen, wer da will, wenn Du Dich nur schonst und nicht um Dinge, die nicht der Rede werth sind, das höchste Glück in Gefahr bringst.“

Nach diesem Tage war sie abgeschlossen von der Sorge des täglichen Lebens und war wie im Paradies. (Schluß folgt.)

Frühling am Rhein.

„Nun bricht aus allen Zweigen das maienfrische Grün!“ — singt einer von den Herausgebern des „Salon“, dessen Namen zu nennen mir die Bescheidenheit des Mitarbeiters verbietet. Die milde Luft des Frühlings weht durch das Rheinthal, die Gletscherwasser treiben schon lustig im Bette des „deutschesten Stromes“ dem Meere zu und neu belebt ist das Treiben an den Ufern, in den Städten und Dörfern des vielbegehrten Flusses. Der Rhein! jetzt der Stolz des Norddeutschen, die Grenze Süddeutschlands, das Eldorado der Dichter und Weintrinker, das Ziel der Wünsche Frankreichs — wenn auch vielleicht nicht des französischen Volkes . . .

Es liegt etwas unendlich Sorgloses in der Natur des Rheinländers. Wie sollten ihm auch trübe Gedanken kommen, da gerade jetzt Alles sich vereint, ihm den Genuß der erheiternden Bacchusgabe, die in seinen Thälern, auf seinen Bergen so trefflich gedeiht, zu würzen? Denn was der Rheinländer trinkt, bezahlen Andere! Es wird nicht überall Glauben finden, wenn wir versichern, daß in den letzten Tagen ein rheinisches Weinhandlungshaus (A. Wilhelmy) von einem Producenten in Rauenthal ein Stückfaß Wein kaufte, von welchem die einzelne Flasche im Faß auf 10 Thaler Courant sich stellte. Was müssen wir denn wol für das Glas von jenem Göttertranke zahlen, wenn dergleichen überhaupt an uns Leute käme? Das kleine Spitzglas edlen Weines etwa zwei Thaler! Das hätte vor zehn Jahren noch kein Rheinländer für möglich gehalten. Aber mit dem Jahrgang Siebenundfünfzig vollzog sich eine durchgreifende Aenderung im Handel und Consum des rheinischen Weines, welche besonders im Rheingau einen Wohlstand hervorrief, den diese Gegend zuvor nie gekannt.

Man hat in der That keine Anschauung davon, wie die Weinproduction am Rhein sich gehoben. Weit weniger die Menge des Productes als die rationelle Bewirthschaftung der Rebberge ist es, welche den Wohlstand des Winzers so gesteigert hat. Schon auf dem erfolglosen Fürstentage zu Frankfurt, im Jahre des Bundes 1863, wurden Rauenthaler Weine credenzt, welche mit sechzehn Gulden für die Flasche bezahlt worden sind und gerade das genannte Weindorf Rauenthal, auf sanfter Anhöhe malerisch und anlockend zugleich am rechten Ufer des Rheines gelegen, ist es, welches seinen Weinen eine so rasche Berühmtheit erworben. In Paris und London, in Köln und Hamburg bei Gelegenheit der Weltausstellungen, schlug Rauenthal die bewährten Ritter vom

Steinberg, wie die geistreichen, gehaltvollen Mönche vom Johannisberg siegreich aus dem Felde. In Paris — ein harter Schlag für die rothen Hosen von Burgund — bestand kein Franzmann im Turnier mit dem deutschen Kämpen. Dort, wie anderwärts war es der Vater des aller Orten rühmlichst genannten Violin-Virtuosen Aug. Wilhelmy, welcher die ersten Preise für Rauenthal errang. In seinem Besitze finden sich zur Zeit die ausgezeichnetsten Collectionen rheinischen Weines — durch Nichts übertroffen und als Lager einzig in ihrer Art.

Der französisch-deutsche Handels-Vertrag — an den uns eben die Erwähnung Frankreichs erinnert — war ehemals ein Schreckbild für den Rheinländer; er fürchtete die Concurrenz des billigeren, häufig nur künstlich dargestellten französischen Rothweins. Die rheinische Schaumweinfabrikation befürchtete ihren Untergang, da die Benutzung französischer Etiquetten und des Stopfenbrandes französischer Fabriken durch jenen Vertrag streng untersagt wurde. Die Sache kam aber anders. Den schlechten französischen „Rambaß" trinkt eine rheinische Kehle nicht, und das erwähnte Verbot brachte den rheinischen Schaumwein erst zu Ehren. Jahrelang tranken die Gutschmecker aller Länder Millionen Flaschen rheinischen Schaumweins unter der erborgten französischen Marke und schwer wurde in diesem Falle an dem heimischen Fabrikat gefrevelt. Was werthvoll ist, bahnt sich immer seinen Weg, auch ohne die geschminkte Lüge. Die Rheingegend producirt jetzt eine solche Masse wahrhaft guten Schaumweines, daß es Thorheit scheint, dem heimischen Producte zu Gunsten des importirten geringere Beachtung zu schenken. Die überseeischen Sendungen von Schaumweinen, die Lieferungen nach England, Amerika, Japan, China, sind sogar bereits viel bedeutender vom Rheine aus, als von Frankreich. Unsere deutschen fabricirten Weine sind haltbarer und — kräftiger. Wären nur die Wirthe ehrlich genug, den Wein immer nach der Fabrik zu nennen und nicht die schlechtesten, d. h im Einkauf billigsten Sorten ihren Gästen vorzusetzen! Ein nationaler Sieg auf volkswirthschaftlichem Felde würde die sichere Folge sein.

Die Champagne exportirte im Jahre 1866, nach dem Ausweis der Handelskammer in Rheims, etwa zehn Millionen Flaschen Champagner. Der Rhein übertrifft an Flaschen-Zahl der jährlich fabricirten Weine Frankreich um ein Bedeutendes. Allein die Hochheimer Champagner-, d. h. Schaumwein-Fabrik versendet jährlich etwa 700,000 Flaschen und hält ein beständiges Lager von mehreren Millionen Flaschen, wobei freilich anzumerken ist, daß die Fabrikation des Schaumweines ein bedeutendes Flaschenlager unbedingt zur Nothwendigkeit macht. Der Engländer schwört auf seinen „hock". Ihm ist Alles, was am Rhein wächst: „hock", das heißt Hochheimer. „Sparkling hock" ist moussirender Hochheimer, moussirender Rheinwein überhaupt. „Good hock keeps off the doctor!" Guter Rheinwein erspart den Arzt! — In Mainz sind Kupferberg u. C., Clemens Lauteren Sohn, Henckell u. C. u. a. zu bedeutendem Aufschwung gekommen. Besonders die Fabrikgebäude der Erstgenannten in Mainz, sowie die des obengenannten Hoch-

heimer Etablissements, sind gewaltigen Umfangs und stattlich in der äußeren Erscheinung. In Schierstein hat sich die „Rheingauer Schaumweinfabrik" von Söhnlein und Dennemann in kürzester Frist eine ausgedehnte Kundschaft und guten Namen erworben. Eltville — das alta villa (?) der Römer — repräsentirt die deutsche Schaumweinfabrikation in der weitbekannten Firma M. Müller und macht dem rheinischen Producte Ehre. Die Firma Dietrich u. Ewald in Rüdesheim, besonders am Rheine sehr beliebt, versendet einen Mousseux, der dem besten französischen die Waage hält; Bingen producirt gleichfalls und Coblenz hat mindestens acht Fabriken im Betrieb, welche sich sämmtlich des günstigsten Erfolges erfreuen. Es scheint uns eine Pflicht, auf das vaterländische Fabrikat aufmerksam zu machen, da in Sachen des Geschmacks das Sprüchwort vom Propheten im eigenen Lande nur allzuhäufig maßgebend ist. Und, was unsere Nachbarn jenseits der Ardennen — nicht des Rheines, denn diese Bezeichnung können wir Rheinländer nicht gelten lassen — nie eingestehen wollen: die Leiter der Fabriken in der Champagne sind fast alle Deutsche, wenngleich die „Marke", nach dem mercantilen Ausdruck, für andere Nationen immer fremdländischen, d. h. französischen Klang haben muß. Auch das gehört zum Geschäft. Sämmtliche rheinische Häuser, besonders wenn wir die Silligmüller in Würzburg und die pfälzischen Fabriken hinzu rechnen, produciren mehr als das Dreifache der Champagne.

Wir brechen gern eine Lanze für unsere heimische Industrie und so sei uns denn auch diese Ausführung, um des vaterländischen Zweckes willen, verziehen. —

Für den ruhigen Beobachter gewährt die Beurtheilung der politischen Stimmung am Rhein zur Zeit ein eigenthümliches Bild. „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust, die eine will sich von der andern trennen!" sagt Goethe. Der Vers ist zur Zeit mehr als zutreffend. Man darf dabei die geographische Lage des Rheinlandes nicht außer Augen lassen. Der Verstand des Rheinländers hängt dem Norden an; Gemüth und Geblüt sind überwiegend — süddeutsch. Es wird der Zeit bedürfen, um uns mit Allem auszusöhnen und vertraut zu machen, was die letzten Jahre uns gebracht und — genommen. Wir halten uns, indem wir diese Bemerkung aussprechen, von jeder politischen Parteimeinung fern; allein nach unserer Meinung liegt in der oben ausgesprochenen Behauptung die ganze Erklärung für die bisherige Haltung der Stadt Frankfurt. Norddeutscher Verstand und Intelligenz, aber — süddeutsches Gemüth. Frankfurt verkehrt mit dem Süden Deutschlands, es rechnet mit ihm, es handelt mit ihm, es kneipt mit ihm, es gehört zu ihm; es gehört so gewiß zu ihm, als Süddeutschland dereinst, zusammen mit dem Norden, unsern Traum erfüllen wird: „das ganze Deutschland muß es sein!" Nur — und darin liegt der Schwerpunkt: der Norden muß auch seinerseits Etwas dazu thun, den Süden — verstehen zu lernen. Das scheint uns die Frage, welche man in Berlin zu lösen suchen sollte. Es waltet hier das Verhältniß des Bräuti-

gams zur Braut. Und es ziemt sich, daß der Bräutigam werbe, es ziemt sich für den Norden die Rolle des Freienden. Vielleicht ist die Zeit nicht fern, wo die widerstrebende Braut sich, Schutz suchend, in die Arme des kräftigeren Bräutigams flüchtet. Frankfurt, wenn auch zur Zeit nicht auf dem Höhepunkt kaufmännischen Glanzes wie vor wenigen Jahren, ist bei alledem von einer Bürgerschaft bewohnt, die bei vielen Eigenthümlichkeiten ein achtungswerthes Selbstgefühl besitzt. Man findet nicht viele Städte, die ihre Wohlthätigkeitsanstalten so splendid ausgerüstet haben wie Frankfurt; nicht viele Städte, die der Armenunterstützung so reiche Opfer bringen, als die ehemalige freie Reichsstadt. Es war ein unglücklicher Augenblick, in welchem die edle Vermittlung des Königs in der bewußten Millionenfrage als Gnadengeschenk bezeichnet wurde. Die Thatsache hätte alle Frankfurter, alle Süddeutschen gewonnen; die Bezeichnung konnte es nicht. Man geht zu weit, wenn man dem Frankfurter Geldstolz und nichts als Geldstolz vorwirft, denn es liegt in ihm zugleich das Bewußtsein eines gewissen Bürgerthums, das frei und offen auf einen selbsterrungenen Wohlstand blicken darf. Der Bundestag, wenn auch ein Vortheil für die Bewohnerschaft, hat Frankfurt nicht allein zur wohlhabenden Stadt gemacht. Waren die Fugger, die Welser nur geldstolz, wenn sie sich auch einmal zu der Thorheit verleiten ließen, den deutschen Kaisern die Kamine mit Zimmet zu heizen? Sie waren und bleiben für ihre Zeit das Sinnbild des deutschen Bürgerfleißes, das Muster kaufmännischer Größe. Lerne der Norddeutsche den Süddeutschen näher kennen und suche er ihm näher zu kommen; es ist nichts Abstoßendes im Charakter des Volkes, welches um und jenseits der Mainlinie haust. Noch ist gar Manches zu thun, um Gegensätze auszugleichen, welche der Vermittlung dringend bedürfen. Der Sachsenhäuser Volkswitz, am Rhein hinlänglich wegen seiner urwüchsigen Derbheit bekannt, spielt denn auch gegenwärtig seine stärksten Trümpfe aus. Bekanntlich liegt Sachsenhausen jenseits des Mains und auf die Frage eines Officiers, der kürzlich in einem Nachen über den Main fuhr: „Wo denn eigentlich nun hier im Main die Mainlinie sei?“ antwortete der derbe Sohn des Ruders: „Wisse Se, des is nit schwer zu merke. Stecke Se emal de Finger in de Maa'n. Wann Se'n erausziehe un's Wasser is nit mehr dreckig, dann sinn Se iwwer der Maa'nlinie driwwer!“

Von den rheinischen Städten, welche durch die Ereignisse des großen Jahres 1866 eingreifend berührt wurden, ist wol Mainz am übelsten gebettet. Hier dauert die Wirkung jener Tage lange nach. Der Mainzer weiß in der That nicht, was er eigentlich ist, wohin er sich rechnen soll. Die Festung Mainz ist preußisch, die Regierung darmstädtisch, die Post nordbündisch, das Militair (zur Hälfte wenigstens!) polnisch, die Landesfarbe hessisch, das Gesetz französisch und die Sprache deutsch!

Durch die gegenwärtig waltenden Umstände sind leider die bürgerlichen Verhältnisse in Mainz wesentlich getrübt. Der Mainzer gilt als

leichtblütig und lebensfroh. Es hat sich aber hier eine Aenderung in der politischen Stimmung vollzogen, welche alle Kreise berührt. Nirgends wol stehen sich jetzt in politischer Beziehung die Elemente so schroff gegenüber als in Mainz. Das zeigt sich bei den Wahlen, ja selbst im Umgangsleben. Die Stadt des rheinischen Carnevals kann keine Carnevals-Sitzung mehr zu Stande bringen. Dahin ist jener harmlose Humor, der, wenn auch zuweilen auf das politische Feld überspielend, doch immer von allen Parteien gepflegt und belacht wurde. Der Sinn dafür ist den Leuten abhanden gekommen, sie wissen nicht mehr die ungetrübte Stimmung für derartige Zwecke zu finden. Als man im letzten Fasching einen Versuch machte, die Schellenkappe wieder aufzusetzen, geriethen die Parteien so hart an einander, daß eine politische Färbung die andere nicht zum Reden kommen ließ. Und mit dem Humor war's vorbei. Ausgesprochene Süddeutsche kämpfen mit den Anhängern des Nordbundes, Hessen mit Preußen und — dazwischen circulirt wol auch ein wenig französisches Blut. Der Mainzer ist leicht erregt, wenn er auch sehr gemüthlich bei der Flasche sein kann. Gebe auch hier der Himmel, daß jener Dualismus baldigst ein Ende finde!

Das Mainz gegenüberliegende **Biebrich** wird man bald nicht mehr wiedererkennen. Ehedem die Residenz des „reichsten Fürsten", des reichsten wenigstens was die zauberische Anmuth seines Ländchens anbetraf, ist das Städtchen jetzt seiner Bevorzugung als Residenz entkleidet. Viel und hart ist der vormalige Herzog von Nassau getadelt, angegriffen und verläumdet worden; seiner Vorzüge hat man wenig gedacht. Sie wurden alle seinen politischen Fehlern zum Opfer gebracht. Daß er ein trefflicher Familienvater ist, haben seine Gegner nie gelten lassen — indem sie es verschwiegen. Wol hörte man oft genug, er habe sich an den im Lande concessionirten Spielbanken bereichert. Ueber diesen Vorwurf hat die Geschichte bereits ihr freisprechendes Erkenntniß gegeben; denn es hat sich bei den Auseinandersetzungen der Regierung mit den Spielbanken auf das Klarste herausgestellt, daß ihn ein solcher Vorwurf in keiner Weise trifft. Seine Gegner beurtheilen ihn jetzt milder und er selbst scheint mit seinem Geschick, oder — wir dürfen es doch wol so nennen? — seinem politischen Mißgeschick versöhnt.

Das schöne Schloß, welches den Rhein hier in der Uferfronte schmückt, sieht verwaist und dürfte wol für die nächste Zeit schwerlich wieder von dem ehemaligen Herrscher des Landes als Wohnsitz aufgesucht werden. Ein Schaden für den Ort und seine Bewohner. Die ehedem von nah und fern aufgesuchten, weitberühmten Gewächshäuser Biebrichs wandern gleichfalls aus. Sie sind von einer Frankfurter Gesellschaft angekauft und sollen dort als Palmgarten wieder aufgestellt werden. Auch dieses Anziehungsmittel fällt den politischen Geschicken zum Opfer. Der vielgerühmte Park erfreut sich nicht mehr der schaffenden Meisterhand seines früheren Leiters, des Gartendirectors Thelemann; die poetischen Reize Biebrich's schwinden, dafür aber gewinnen seine **volkswirthschaftlichen** Verhältnisse. Seitwärts des Städtchens hat

sich eine ganze Colonie kaufmännischer Unternehmungen und gewerblicher Fabriken aufgebaut. Eisen- und Glashütten, chemische Fabriken und Maschinenbau-Anstalten verleihen dem Vorort Amöneburg ein wahrhaft achtunggebietendes Ansehen. Es ist eben der Zug der Zeit, der überall durchbricht und sich nun auch an den poetischen Ufern des dahinströmenden Flusses, „den der Alpe dunkler Geist beschworen", seine Werkstätten erbaut.

Von allen Städten am Rheinstrom hat Wiesbaden anscheinend am Meisten gewonnen. Die Stadt hat in kurzer Zeit eine so veränderte Physiognomie angenommen, daß heute ein Vergleich mit früher in keiner Weise mehr zutreffend erscheint. Die Einwanderung aus den alten Provinzen ist wahrhaft massenhaft. Wo früher Feld und Wiese die Stadt umrahmten, dehnen sich jetzt prächtige Häuserreihen aus. Mitten in die Spazierwege der Umgebung bauen sich helle Landhäuser auf. Vor zehn Jahren eine Stadt von etwa 19,000 Einwohnern, zählt Wiesbaden jetzt etwa 32,000 Seelen. Diese Verhältnisse sind so außergewöhnlicher Natur, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn die Besitzer eines leidlich großen Stückes Ackerlandes in der Nähe der Stadt über Nacht vermögende Leute werden. Nicht als ob die Speculation keinen Theil an den massenhaften Bauten hätte; die Häuser sind aber trotz exorbitanter Preise begehrt und werden meistens sofort verkauft. Man zählt zur Zeit allein 28 pensionirte Generale aus den alten Provinzen, welche in Wiesbaden ihre Ruhetage verleben, von den anderen pensions-, renten- und glücksbegabten Menschenkindern gar nicht zu reden. Die Einbuße der Residenz konnte die Stadt verschmerzen, da sie — zum Kummer Frankfurts — Regierungsbezirks-Hauptstadt wurde. Das Spiel — nun, zur Zeit besteht es noch; aber seine Tage sind gezählt, und wie wird es nach Ablauf der Spiel-Pachtverträge werden? Zum Glück liegt es nicht in der Natur des rheinischen Volkes allzu vorsorglich der späteren Tage zu gedenken. Kommen andere Zeiten — nun, der Rhein behält seine idyllischen Ufer und seine Anziehungskraft, wenn nicht etwa die vielgefürchtete Rhein-Correction ihn darum bringt.

Die Rhein-Correction! Ein Barbarismus der modernen Weltanschauung. Dem häufig trügerischen und flachen Fahrwasser der Dampfboote und Rheinschiffe sollen des Rheines Ufer zum Opfer gebracht werden. Man will da eindämmen, wo das Bett des Flusses sich zu weit hinausgedehnt. Der freie Strom, zum Canal herabgedrückt! Uns will das Vorhaben, trotz aller vielleicht zu erringenden Vortheile, nicht behagen. Steindämme wären für den Rhein das Todesurtheil seiner Poesie! Wo die Rebberge des feuchten Niederschlags während der Sommernächte zu ihrem Gedeihen bedürfen, kann man nicht, ohne den Weinbau schwer zu schädigen, die Ufer hinausrücken. Jene grünen, wunderbaren Eilande, recht eigentlich poetisch: „Auen" am Rhein genannt, sollen dem festen Lande zugeführt werden, indem man durch aufzuführendes Mauerwerk die durch Wasser ausgefüllten Zwischenräume, also die Flußarme, versanden lassen will. Sehen wir ab von den ersten Jahren, in denen Sumpfbildungen hier unvermeidlich sein, von den Mias-

men, welche die sprichwörtlich „freie Luft“ des Rheingaus ersticken werden: der Rahmen und Reiz des Bildes wird dahin sein, wenn ein langgestreckter, nur hier und da unterbrochener Steindamm den herrlichen Strom einzwängt. Die Poeten sollten dem Beginnen der nüchternen Rechenmenschen entgegentreten. Wo rechts und links die Eisenbahnen ihre Zugrosse dampfen lassen, kann der Handelsweg sich schon andere und zweckentsprechendere Bahnen erschließen, ganz abgesehen davon, daß der Gütertransport auf der Wasserstraße des Rheins in den letzten Jahren wesentlich geschwunden ist. Die Prosa hat ihr Recht; doch auch die Poesie hat ihres, und in diesem Fall ist ihr natürlicher Verbündeter der goldschimmernde, herzerhebende Bacchus — das echte Rheingold! Denn günstig kann dem Wein nicht sein, daß man die Stätte seiner Geburt umwandelt. Liegt doch das Geheimniß seines Entstehens in den localen Verhältnissen, gedeiht doch nur an unseres Stromes Ufer die rheinische Rebe, so oft man sie auch in Ungarn, in Amerika durch deutsche Winzer anbaute. Darum Krieg dem Materialismus, Ihr Herren Poeten, und eine Lanze für den Rhein und seine Poesie — und „wär's nur um den Wein!“

F. Hey'l.

Pause.

Sonett von Albert Roffhack.

Horch'! sage ich zu meinem Herzen gerne,
Wenn es ganz stille draußen um die Mitte
Der Nacht auf einmal wird, und auch die Tritte
Des letzten Wandrers leis verhallen ferne.

Am Himmel ziehen lautlos alle Sterne
Zusammt dem Mond in ruhig gleichem Schritte,
Und streu'n ihr traulich Licht nach ew'ger Sitte
Still auf die Erde, die's empfängt so gerne.

Horch'! sag' ich, und nun horcht mein Herz und waget
Zu schlagen nicht, nur leise noch zu beben,
Und selbstvergessen neiget sich sein Wille.

Was mag es horchen? Hab' es oft gefraget,
Doch keine Antwort hat es mir gegeben,
Und still belauschte weiter es die Stille.

Von der andern Seite des Wassers.

New-Yorker Plauderei.

New-York, Mai 1869.

Die ganze amerikanische Gesellschaft ist durchwachsen von Schwärmern, seltsamen Heiligen, Mäßigkeits-Fanatikern, Sectirern und Propheten. Vor allen lustig und erfolgreich aber treibt die große, lawinenartig anwachsende Gemeinde der Spiritualisten ihr Wesen unter den vierzig Millionen der Unionsbewohner. In jeder Schicht der Bevölkerung haben sie ihre Getreuen; auch sind sie es, die sich allen Ernstes für die erste Commune jener Zukunftsreligion erklären, die bestimmt ist, dereinst die ganze Menschheit zu umfassen. Es ist noch keinen Monat her, daß in unserer Stadt eine große Versammlung ihrer Vertreter abgehalten wurde, bei welcher Gelegenheit man erfahren konnte, daß die Anhänger dieser neuen Form, dem menschlichen Drange nach Ueberirdischem zu genügen, bereits nach Millionen zählen soll, und daß sich täglich die Zahl Derer vermehre, die im klopfenden Tisch und im Röcheln einer Somnambule die Gottheit erkennen.

Trotz dieser Versicherungen genießen die neuesten Heiligen das öffentliche Vertrauen nur erst in sehr beschränktem Maße, und wie wenig sie selbst vor den rohen Händen der Sicherheitsbehörde geschützt sind, wenn ihre überirdischen Ausübungen mit dem Codex irdischer Gesetzgebung in Widerspruch gerathen, das haben sie erst in diesen Tagen in der Person eines ihrer erfindungsreichsten Priester erfahren. Sein Name ist Mummler, sein Gewerbe Spiritualismus und Photographie. Er begnügte sich nicht damit, die Geister wie bisher durch Stühle und Tische sprechen zu lassen. Er zwang sie in seine Camera hinein — ja, sie ihres bisherigen Vorrechts, unsichtbar bleiben zu dürfen, beraubend, nöthigte er sie im Abbild neben Denen zu erscheinen, die sie auf photographischer Visitenkarte neben sich zu sehen wünschten. So lieferte er trauernden Hinterbliebenen die Bilder längst geschiedener Lieben; Großväter und Urgroßmütter, zu deren Lebzeiten noch Niemand an Daguerre's Kunst dachte, erfreuten sich durch ihn der pietätvollen Exposition in saffian-gebundenen Familien-Albums; die ersten Einwanderer wurden dem Staub ihrer Gräber entführt, und ihre längst vergessene Form vor das Auge nachgeborner Enkel und Urenkel hingezaubert. Der Wundermann erfreute sich eines brillanten Geschäfts, und es giebt eine Menge Leute, welche zu jeder Versicherung bereit sind, wohlgetroffne Bildnisse ihrer Verstorbenen auf diese Weise empfangen zu haben. Dennoch fand endlich die Polizei Veranlassung, dem wohlbestallten Schwarzkünstler des Zwischenreichs das Handwerk zu legen. Ein Proceßverfahren wegen Schwindels ward eingeleitet, und bei der großen Theilnahme, welche der photographische Vermittler zwischen Himmel und Erde genießt, ist der Gerichtssaal noch besuchter als es seiner Zeit sein Atelier war. Gläubige und Ungläubige sind bei den Verhandlungen zahlreich vertreten und wohnen mit den getheilten Gefühlen moderner Guelfen und Ghibellinen den überaus amüsanten Zeugenverhören bei.

Unter letzteren machte diejenige Barnum's, des großen Barnum's, besonderen Eclat. Unter dem schallenden Gelächter der Versammelten erklärte der auf beiden Seiten des Oceans gleichberühmte König des Humbugs, er habe sich in seinem Leben sehr viel mit der „Enthüllung" von Humbugs beschäftigt, worauf der Anwalt folgende Frage an ihn stellte: Wie lange sind Sie im Humbuggeschäft?

Barnum: Ich war nie im Humbuggeschäft.

Anwalt. Haben Sie die Leute nie behumbugt, um Geld zu verdienen?

B. Nein, nie.

A. Wie war es mit dem wolligen Pferde, das Sie in Ihrem Museum sehen ließen?

B. Das Thier war, wofür ich es ausgab — ein wolliges Pferd.

A. War es wirklich wollig oder nur mit Wolle bedeckt?

B. Es war wirklich wollig. Die Welt möge endlich darüber aufgeklärt werden. Ich ließ die Leute ruhig sagen und schreiben, es sei nur ein Humbug, weil mir das als Reclame diente. Aber das Pferd war thatsächlich eine Curiosität, die ich von einem Farmer in Ohio gekauft.

A. Wie war es mit der Fidschi-Meerjungfrau — war das auch kein Humbug?

B. Ich sagte dem Publicum über die Meerjungfrau nur, was mir selbst über dieselbe gesagt worden war, als ich sie kaufte. Bisweilen drappirte ich sie allerdings ein wenig.

A. Wie war es mit Washingtons Amme? War sie wirklich echt?

B. Als ich sie für tausend Dollars kaufte, hielt ich sie für echt. Später stiegen allerdings einige Zweifel über die Echtheit der guten Joyce Heth in mir auf. Aber auch hier that die Drappirung das Ihrige.

Eine solche Gerichtsverhandlung macht nothwendig den Eindruck einer Comödie. Ueberhaupt wird der New-Yorker Gerichtssaal mehr und mehr zum Schaugerüst, auf dessen Bretern Farcen oder schaurige Sensationsstücke aufgeführt werden. Der Ausgang ist meistens kein tragischer. Bei der notorischen Bestechlichkeit unserer Beamten findet sich stets Rath, so lange noch opferwillige Freunde da sind, die den Richter mit unwiderstehlichen Argumenten zu Gunsten des Angeklagten zu erleuchten verstehen.

Wird so der Gerichtssaal zur theatralischen Schaubude, so wird umgekehrt die Schaubühne mehr und mehr zum Gerichtssaal, in welchem der gute Geschmack processirt und seine Sache meistens kläglich verliert. Weit über ein Dutzend Theater sind in New-York in voller Operation. Auf so und so vielen herrscht Offenbach und findet die freisinnigste Interpretation. Eine große Oper gab es während der abgelaufenen Saison auch, an der nichts groß war, als die Unverschämtheit des einst erfolgreichen Impresario, der dritten Großstadt der Erde eine Sängergesellschaft zuzumuthen, mit der in Europa kein Theater dritten Ranges vorlieb nehmen würde. Die Lagrange war der Stern der Truppe; es sollte ihre letzte Saison sein, — arme Lagrange, sie hätte eine bessere Umgebung für ihren Schwanengesang verdient! Auf einer Anzahl anderer Bühnen herrscht die Ausstattungsburlesque, der volle Unsinn des Pied de mouton und der Biche aux bois, noch dazu in's Irisch-Amerikanische übersetzt, und auf einer jener Bühnen von Lydia Thompson (ganz neu — für Amerika) besonders ungenirt vertreten. Eine Ausnahme in diesem hundertkehligen und hundertbeinigen Hexensabbath theatralischen Cancans macht Edwin Booth mit seinem neuen Prachttheater, auf

dem ausſchließlich Shakeſpeare gepflegt wird, Wallack, deſſen Bühne dem feineren Luſtſpiel gehört und in gewiſſem Sinne auch das deutſche Stadttheater. Letzteres hatte für die abgelaufene Saiſon außerordentliche Anſtrengungen gemacht. Es hatte drei Gäſte von Europa verſchrieben, während Fanny Janauſchek mit eigner Truppe zwei längere Cyklen von Tragödien den New-Yorkern in der Academy of Muſic vorführte. Jenes Dreigeſtirn beſtand aus Hermann Hendrichs, welcher der Tagespreſſe ſehr wohl, weniger dem Publicum gefiel, bis er verſtimmt und enttäuſcht vor der Zeit nach Europa heimkehrte. Ihm folgte Auguſte v. Bärndorf, die dem Publicum ſehr gut, der Preſſe jedoch nur theilweiſe gefiel. Endlich erſchien Friedrich Haaſe, der Kritik wie Publicum in gleich hohem Grade für ſich zu gewinnen verſtand. Der Schluß, den man hieraus ziehen könnte, iſt jedoch keineswegs der, daß Haaſe thatſächlich der größte Künſtler dieſer Trias ſei; er lautet vielmehr für Denjenigen, der die deutſchen Preßverhältniſſe unſerer guten Stadt kennt dahin, daß er mindeſtens eben ſo viel Menſchenkenntniß als Bühnenkenntniß beſitzt und ſeine Leute zu nehmen weiß. Frau v. Bärndorf ſcheint in jeder Beziehung übel berathen geweſen zu ſein. Sie ward von einem Theil der täglichen Blätter in wenig ritterlicher Weiſe als Künſtlerin wie als Frau angegriffen. Selbſt Fanny Janauſchek hat bei uns keine beſonderen Ernten gehalten. Wenn ſie die außerordentlichen Koſten ihrer zweimaligen amerikaniſchen Expedition gedeckt hat, ſo iſt es ſicherlich nicht New-York geweſen, welches ihre Kaſſe in der dazu hinreichenden Weiſe gefüllt. Jetzt gedenkt ſie ſich der engliſchen Bühne zuzuwenden. Mit welchem Succeß, wird, wie man verheißt, ſchon der künftige Winter uns lehren. Es wäre zu beklagen, wenn die deutſche Bühne eine gute Darſtellerin verlieren ſollte, damit das amerikaniſche Theater eine vielleicht nur mittelmäßige gewänne. —

Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters.

An den Herausgeber des „Salon".

Aus Deutschland, im Juni 1869.

Erlauben Sie mir, lieber Freund, daß ich zu meiner Rechtfertigung Etwas aus der Schule plaudere. In dem Augenblick, da ich diese Zeilen schreibe, heißt Geheimrath Delbrück in allerhöchstem Präsidialauftrag, im Namen der verbündeten Regierungen und aller zu erwartenden Steuern die Mitglieder des Zollparlaments in Berlin willkommen; wenn aber diese Zeilen den Lesern des „Salon" zu Augen kommen, hat das Zollparlament vielleicht schon wieder das Zeitliche gesegnet, die mannhaften Kernschwaben sind dann möglicherweise schon heimgekehrt

„Zu Karl Meyer, zu den süßen
Gelbveiglein des Vaterlandes
Und den frommen Metzelsuppen";

der patriotische Sepperl jodelt in altbayerscher Mundart sein schönes Lied vom deutschen Vaterland vor einem dankbarern Publicum bierverdummter Mannen, als er es in dem frivolen Berlin finden möchte, und Jacob Lindau erzählt seinen schwarzen Schwarzwäldern Schauergeschichten von den Unthaten der nordischen Freimaurer. In unserer schnell lebenden Zeit sind drei, vier Wochen — und ein solcher Zeitraum liegt zwischen der Abfassung und der Veröffentlichung dieser Zeilen — eine kleine Ewigkeit; ich muß daher ein für alle Mal darauf verzichten, die Rose zu pflücken, eh' sie verblüht — ich könnte sie Ihnen ja doch nur getrocknet anbieten und der frische Parfüm des Zeitgemäßen wäre längst verflogen — vielmehr muß ich mich mit den Dornen begnügen, die dem Schicksal des Vergänglichen weniger unterliegen, als die zarte Blume. Das Bild von der Rose und den Dornen, das ich eben gebraucht habe, ist freilich nicht sehr neu, aber Sie wissen ja: „alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß."

Ich möchte Ihnen diesmal von meinen Reiseabenteuern etwas erzählen, Selbsterlebtes, Wahrheit und Dichtung, nennen Sie es, wie Sie wollen. Denn ich bin ein echter deutscher Wandervogel; mit dem Maimonat erwacht eine unbezwingliche Reiselust in mir, und ich fühle das dringende Bedürfniß irgendwo „den Geist der Zusammengehörigkeit zu stärken", und dafür bietet sich in unserm lieben Vaterland, dem Himmel sei's gedankt, immer eine geeignete Gelegenheit dar. Es ist ein herrliches Ding um diesen Geist der Zusammengehörigkeit. Welcher weitläufigen Auseinandersetzungen und Ausflüchte bedurfte es früher nicht, um der gestrengen Gattin die Nothwendigkeit eines sommerlichen Ausflugs ohne Begleitung plausibel zu machen! Die „dringenden Geschäfte" waren längst abgenutzt und wollten nicht mehr verfangen; da erfand ein feiner Kopf das „Stärken des Geistes der Zusammengehörigkeit", und diese Zauberformel erschließt uns im Nu den häuslichen Käfig und vogelfrei fliegen wir von dannen. Ich packte also meine Siebensachen zusammen und machte mich zur Abreise bereit.

„Willst Du verreisen?“ fragte mich meine Frau.

„Ja, liebes Kind“, erwiederte ich, „in dem lachenden, an Fürsten gesegneten Thüringen tagen die Fürnehmsten der deutschen Dichter und Denker. Ich will den Geist der Zusammengehörigkeit stärken, die gemeinsamen Berufsinteressen wahren, einige sehr wichtige Resolutionen fassen helfen, und dann —“

„Er muß ja ein wahrer Riese sein, Euer Geist der Zusammengehörigkeit“, unterbrach mich meine Frau, „nach all' den Stärkungen der letzten Jahre . . .“

„In der That, recht kräftig“, versetzte ich. „Sieh, liebes Kind, Du wirst doch begreifen, wie nothwendig es ist, daß die Leute, welche durch die Gemeinsamkeit ihres mehr oder weniger verfehlten Berufs geistig miteinander verbunden sind, von Zeit zu Zeit sich aussprechen, ihre Gedanken — oder was sie sonst in Ermangelung von Gedanken haben — austauschen, ihre Pläne für das allgemeine Beste entwickeln u. s. w. Zu diesem Behuf hat man sogenannte „Tage“ eingerichtet, Lehrertage, Juristentage, Schriftstellertage, Mühleninteressententage, Schornsteinfegertage ꝛc. Die Abwesenden haben bekanntlich immer Unrecht, und auf diesen „Tagen“ ist die Fiction, daß die zufällig Erscheinenden die legitimirten Vertreter ihres Standes oder Berufs seien, durchaus maßgebend. Darin sind wir komisch. Ich werde also ein Billet nach Weimar lösen und auf diese Weise Vertreter der deutschen Schriftsteller werden. Als solcher gedenke ich verschiedene Reden zu halten und eine ganze Reihe äußerst dankenswerther Resolutionen zu beantragen. Ich hoffe zuversichtlich, daß dieselben von der Versammlung angenommen werden, und Du kannst die Wichtigkeit derselben leicht ermessen. Sie werden allesammt sorgsamst protocollirt und in den Archiven aufbewahrt. Sollten sie aber verworfen werden, nun, so schadet es auch nichts — es bekümmert sich ja doch kein Mensch darum.“

„Das Alles ist schön und gut“, antwortete meine Frau, „nur Eines verstehe ich nicht: was haben denn Eure Resolutionen für eine practische Bedeutung?“

„Sie haben die practische Bedeutung, alle Jahre einmal aus allen „Gauen Deutschlands“, wie es gewöhnlich in den Einladungen heißt, Diejenigen, die man theoretisch als Gleichgesinnte zu betrachten gewissermaßen berechtigt ist, auf einem Fleckchen Erde zu versammeln.“

„Und was haben diese Versammlungen für einen Zweck?“

„Resolutionen zu fassen.“

Ich schwieg im Bewußtsein meiner siegreichen Logik. Meine Frau sah mir scharf in's Auge und versetzte nach einer kurzen Pause: „Ich verstehe noch immer nicht.“

„Aber Gattin, Mutter, Weib!“ rief ich aus, „das ist doch klar wie die liebe Sonne! Die Versammlungen sind der Resolutionen wegen da und die Resolutionen der Versammlungen halber. Und umgekehrt wären die Versammlungen zwecklos, wenn keine Resolutionen gefaßt würden, und die Resolutionen hätten keinen Sinn, wenn sie nicht die Versammlungen veranlaßten. Das ist doch einleuchtend, das versteht doch jedes Kind. Wechselursache und Wechselwirkung nennt man das auf Deutsch. Und das eben ist es, was den Geist der Zusammengehörigkeit —“

„Schon gut!“ unterbrach mich meine Frau, „Du versäumst den Zug. Hast Du alle Deine Sachen beisammen?“

„Ich denke, ja.“

„Auch Deine Reisebibliothek?"

„Du rettest meine Ehre, Engel! Ich hätte sie wirklich beinahe vergessen."

Und meine brave Gattin holte die wenigen unscheinbaren Bände herbei, deren der geistreiche und gründliche Schriftsteller auf Reisen nicht gern entbehrt: den kleinen Brockhaus, vier Bände, Heyse's Fremdwörterbuch, Horaz im Urtext und in der Dreimänner-Uebersetzung, Büchmann's „Geflügelte Worte" und was man sonst noch braucht, um unvorbereitet gediegen und schlagfertig zu sein. Und damit Gott befohlen! Wir nahmen zärtlich von einander Abschied, und ich fuhr in meiner Eigenschaft als Vertreter der deutschen Schriftsteller unter ermäßigten Fahrpreisen — in welche natürlich das Gepäck nicht mit einbegriffen war, da man bei einem rechtschaffenen deutschen Schriftsteller selbstredend keine Bagage voraussetzen kann — in den Frühling und in das liebe Thüringen hinein.

Ueber die Vorgänge in Weimar lassen Sie mich schweigen. Mir ist an meiner Anonymität wirklich gelegen und ich suche Alles zu vermeiden, was meine scharfsinnigen Collegen und Colleginnen auf die richtige Spur leiten könnte. Und überdies bedarf es keines Berichtes.

„Froh empfanden wir uns auf classischem Boden begeistert,
Vor- und Mitwelt sprach lauter und reizender uns."

Der Rothwein war gut, der Champagner schmeckte nicht nach dem Pfropfen, die Verhandlungen waren langweilig, die Tischreden amüsant; wir stärkten Kehle, Magen und den Geist der Zusammengehörigkeit, man drückte uns vielfach „im Geiste die Hand", „weilte im Geiste in unserer Mitte" und darauf trennten wir uns, in der Ueberzeugung, daß das Fest des heiligen Geistes vor Allem in Thüringen das „liebliche" genannt zu werden verdient.

Arglos durchwanderte ich das schöne Land, für das ich immer eine besondere Vorliebe gehabt habe, und traf am 24. Mai Abends in Hildburghausen ein. Dort sollte das Verhängniß mich ereilen. Nichts Böses ahnend, legte ich mich zu Bett und träumte von Tempelteу's „Klytämnestra" — es war ein schrecklicher Traum. Plötzlich werde ich durch ungestümes Pochen geweckt. Noch schlaftrunken rufe ich „Herein!" In demselben Moment stürzen sich zwei reich galonirte Kammerdiener auf mich, zerren mich aus dem Bett, waschen, rasiren, frisiren mich, putzen mir die Zähne, stecken mich in Galatoilette, packen meine Sachen zusammen, bezahlen meine Rechnung und befördern mich, ehe ich noch meiner Bestürzung Herr geworden bin, in eine Equipage, die mich am Bahnhof aussetzt. Dort werde ich von zwei anderen ebenfalls handfesten Dienern in reicher Livrée aufgegriffen und in ein Coupé geschleppt; die Locomotive pfeift, wir dampfen ab — ich glaubte, meine letzte Stunde hätte geschlagen. Endlich hält der Zug. Ich will die Thür öffnen. Vergeblich. Ich stecke den Kopf zum Wagenfenster hinaus.

„Mein Herr", donnert mir ein Beamter vom Perron aus entgegen. „Machen Sie keine vergeblichen Fluchtversuche, Sie entwischen uns nicht!"

„Aber, mein Herr, ein Irrthum, ein Mißverständniß . . ."

„Ja wol, Mißverständniß!" replicirt der Beamte und lächelt mit arger List. „Alles Parlamentiren wird Ihnen nichts helfen. Schreien Sie nicht, sonst kommen Sie in's Proscenium!"

„Beim Tempel des Wolkensammlers und beim Tempelteу schwöre ich Ihnen . . ."

„Herr Hofrath, ich muß Sie dringend ersuchen, sich ruhig zu verhalten!"

„Hofrath?“ schrie ich, „da haben wir's! Es ist eine Verwechselung, sage ich Ihnen, ich bin kein Hofrath.“

„So bereuen Sie die Unvorsichtigkeit, mir diese Unterlassungssünde gestanden zu haben“, sprach der Beamte mit unwilliger Strenge und, indem er sich an einen andern Herrn, der in seiner Nähe stand, wandte, sagte er die fürchterlichen Worte: „Ein Patent für den Herrn!“

„O, mein Weib, meine Kinder!“ jammerte ich und rang die Hände.

„Alles bereit?“ fragte der Beamte einen Lakai, der auf ihn zukam.

„Ja wol, Herr Hofrath“ lautete die Antwort.

„Nun, dann kann die Execution beginnen!“

Die Wagenthür wurde geöffnet. Es stürzte sich wieder auf mich, ich fühlte mich geknebelt an Armen und Beinen; was noch mit mir geschah, weiß ich nicht, die Sinne verließen mich.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einem geräumigen, hochgestochenen und äußerst elegant eingerichteten Gemach vor einer reich besetzten Tafel. Neben mir saß, theilnahmvolle Blicke auf mich richtend, ein Herr von sehr distinguirtem Aeußern.

„Fühlen Sie sich wohl?“ fragte er mich recht mitleidig.

„Ich danke, es geht“, replicirte ich.

„Seien Sie gefaßt, mein Herr. Prüfungen stählen die Seele.“

„Sehr wahr!“ antwortete ich durchaus parlamentarisch, „aber“, fuhr ich fort, „um aller Schützenfeste willen, befreien Sie mich aus dieser fürchterlichen Ungewißheit. Was habe ich gethan und was soll mit mir geschehen? Erhellen Sie diese aegyptische Finsterniß. Ich bin ein ganz unbescholtener Mensch, ganz unbescholten, ich schwöre es Ihnen! Ich bin nämlich erst einmal bestraft zu 25 Thalern Geldbuße und den Gerichtskosten wegen Beleidigung des Grafen Leopold zur Lippe. Sie sehen, hier waltet ein Mißverständniß ob. Wo sind wir hier? Und mit wem habe ich die Ehre, zu sprechen? Aber so antworten, antworten Sie mir doch! Sie sehen ja, ich bin auf der Folter!“

„Fassung, Fassung, mein Herr! Sie sind in Coburg, ich bin der Hofrath X., von einem Mißverständniß kann nicht die Rede sein. Es ist Alles in schönster Ordnung. Bitte, greifen Sie zu!“ Der Hofrath reichte mir eine Trüffelpastete, von der ich mir eine anständige Portion nahm. „Weiß oder roth?“ fragte er mich. Mir wurde schon gemüthlicher.

„Beides, wenn ich bitten darf!“ Und der Hofrath füllte die Gläser mit ausgesuchtem Clos Vougeot und „Liebfrauenmilch vor der Kirche“ Mir wurde recht gemüthlich. Wir stießen an. „Schöne Stadt, Coburg! Recht amüsant, viel Leben, Tempeltey!“ renommirte ich.

„Spaßvogel!“ erwiederte mein freundlicher Gesellschafter, „Apropos, haben Sie einen?“

„Einen was?“ fragte ich.

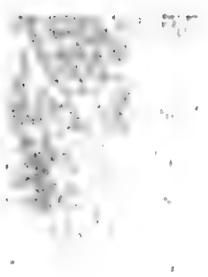
„Einen Vogel natürlich!“

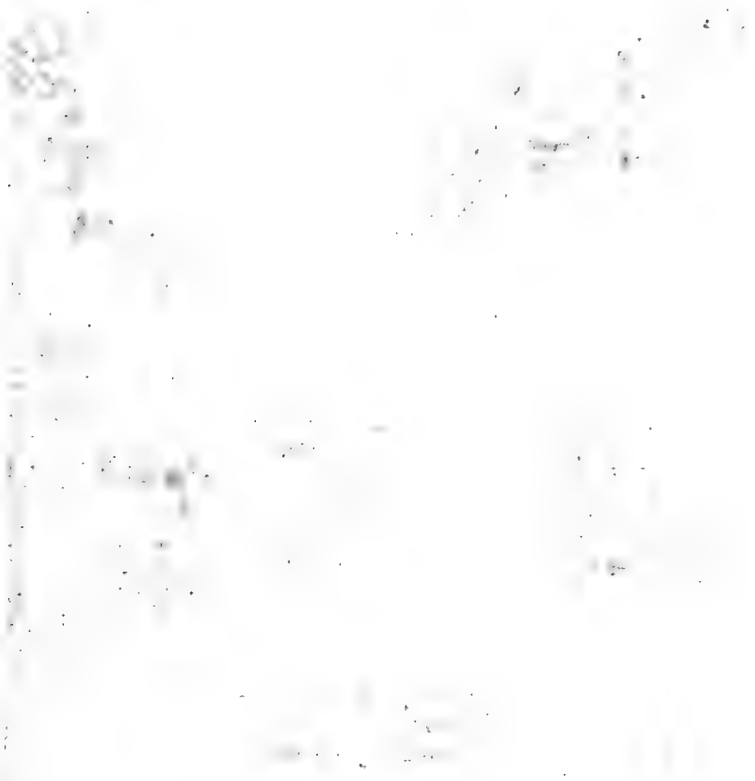
„Nein, aber mein Nachbar hat die Medaille von Langensalza.“

Der Hofrath schauderte; er wurde leichenblaß.

„Pst! Schweigen Sie!“ sprach er sehr gravitätisch. „Sprechen Sie dies Wort nie wieder aus! Sie wissen doch, der „Volksbot'“ in München, Zander . .“

„Ach so!“ — Ich bemerkte, daß ich einen dummen Streich begangen hatte. Um der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, trank ich die beiden Gläser aus. Während der Hofrath die Gläser von Neuem füllte, hub er also an: „Ich bin Ihnen noch eine Aufklärung schuldig. Gestern





Digitized by Google

Gezeichnet v. C. M. Webb. *Gestochen von Th. John*

Der alte Steuermann.

Digitized by Google

Digitized by Google

wurden die hiesigen Behörden telegraphisch davon in Kenntniß gesetzt, daß ein Fremder in Hildburghausen eingetroffen sei. Wir ließen Sie in Folge dessen per Extrazug hierher befördern, um der heutigen Galavorstellung im Hoftheater beizuwohnen. Trösten Sie sich: Sie haben viele Leidensgenossen. Alle Fremde, deren wir habhaft werden konnten, sind unter sicherer Escorte heute hier eingetroffen. Sie werden mit meiner Gesellschaft bis heute Abend nach dem Schauspiel fürlieb nehmen müssen. Ich habe die strengste Weisung erhalten, Sie nicht aus den Augen zu lassen. Wir werden also zusammen diniren, spazierenfahren, wenn Sie wollen, und dann auf alle Fälle den Abend im Theater zubringen. Nach der Vorstellung erlangen Sie die Freiheit wieder."

„I would it were bedtime, Hal, and all well", reciplirte ich aus meinen „geflügelten Worten."

„Murren hilft nichts, Thatsachen beweisen!" entgegnete der Hofrath, der sich ebenfalls eines Citats nicht entschlagen zu dürfen glaubte, und er reichte mir den Zettel.

Ich las: „Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück. Ein Lustspiel in fünf Acten von Gotth. Ephr. Lessing. Personen: Major v. Tellheim: Herzog Ernst; Minna v. Barnhelm: Miß E. Barnard; Graf v. Bruchsall: Hr. v. Schrabisch, preußischer Major; Franziska: Frau v. Ruttenstein; Just: Hausmarschall v. Wangenheim; Wachtmeister Werner: Emil Devrient; der Wirth: v. Sommerfeld, preußischer Oberstlieutenant; eine Dame in Trauer: Frau v. Schrabisch; Feldjäger: Flügeladjutant v. Branconi; Riccaut de la Marlinière: Oberhofmarschall v. Löwenfels; erster und zweiter Diener: die Lieutenants Blomeyer und Schneidewind. Die Scene ist abwechselnd in dem Saale eines Wirthshauses und einem daran stoßenden Zimmer."

„O! meine Ahnung!" rief ich und fiel in Ohnmacht.

Die feierlichen Klänge einer Festouvertüre weckten mich. Ich blickte um mich, berauscht, entzückt. Ich saß in der Prosceniumsloge des herzoglichen Hoftheaters, neben mir rechts der Hofrath und links Dr. Zander, der Redacteur des „Volksboten", den man aus München ad hoc deportirt hatte. Das Haus war natürlich ausverkauft; die Gesellschaft glänzend. Langsam hob sich der Vorhang. Unter gespannter Aufmerksamkeit verliefen die ersten beiden Scenen. Da plötzlich beifälliges Murmeln, treues Herzschlagen aller Landeskinder: er erscheint, Tellheim! Der Souffleur (Tempeltey, wenn ich mich nicht versehen habe) verbeugt sich im Kasten und stammelt: „Wenn Hoheit zu sagen geruhen wollen: Just!"

„Just!" ruft Tellheim, auf den sich alle Operngläser richten. Unbeschreibliches Wohlgefallen in der Versammlung. Und so folgt jedem Worte, das von Tellheim's Lippen fällt, Wonne und Behagen. Bei seinen Worten: „Freund, nicht zwei dumme Streiche für einen!" lächelte sogar Nachbar Zander und denkt an seinen Proceß. Wie rührend, wie ergreifend, wenn Tellheim spricht: „Sie finden mich in einer Stunde, wo ich leicht zu verleiten wäre, wider die Vorsicht zu murren." (1 Act 6. Auftr.) Norddeutscher Bund, lispelt Zander, der überhaupt die Unart besitzt, von Zeit zu Zeit die Worte Tellheim's mit Bemerkungen zu begleiten, deren Beziehungen ich absolut nicht habe verstehen können. So z. B. als Tellheim spricht: „Vor allen Dingen, daß meine Pistolen, die hinter dem Bette gehangen, nicht vergessen werden" (1. Act 10 Auftr.), räuspert sich Zander; und er wiederholt dies, als das Fräulein im ersten Auftritt des zweiten Actes sagt: „Freund und Feind sagen, daß er der tapferste Mann von der Welt ist. Aber wer

hat ihn von Tapferkeit jemals reden hören?" Und er wiederholt dies zum dritten Mal, als das Fräulein in der Schlußscene des zweiten Actes also redet: „Ich wüßte auch nicht, was mir bei einem Soldaten nach dem Prahlen weniger gefiele, als das Klagen. Aber es giebt eine gewisse kalte, nachlässige Art, von seiner Tapferkeit und von seinem Unglück zu sprechen."

Zander öffnete die Lippen zu einer Bemerkung, ich gebot ihm aber Schweigen und lauschte andächtig auf Tellheim's Worte: „Sie meinen, ich sei der blühende Mann, voller Ansprüche, voller Ruhmbegierde, der seines ganzen Körpers, seiner ganzen Seele mächtig war, vor dem die Schranken der Ehre und des Glückes eröffnet standen . . . Ich bin der Verabschiedete . . ." Der Souffleur — ich konnte es von der Prosceniumloge aus sehen — zog sein Taschentuch und trocknete die unterthänigen Thränen. Das Taschentuch war mit einem T. gezeichnet; ich glaube wirklich, es war Tempelter im Kasten.

Diese „Minna v. Barnhelm" ist wirklich ein köstliches Stück. Wie kernig, wie natürlich, wenn z. B. Just (3. Act. 2. Auftr.) von Tellheim sagt: „Mein Herr versteht den Rummel", selbst Dr. Zander konnte es nicht unterlassen, durch ein kräftiges: „Sehr wahr!" der Wahrheit der Empfindung und des Ausdrucks hier beizustimmen. Wie urgesund Tellheim's Wahlspruch: „Man muß Soldat sein für sein Land, oder aus Liebe zu der Sache, für die gefochten wird!" (3. Act 7. Auftr.) Der Darsteller sprach diese Worte mit zündendem Feuer. Wie neckisch Franzisca's Scherze (3. Act 10. Auftr.): „Kommen Sie in Schuhen und lassen Sie sich frisch frisiren. So sehen Sie mir gar zu brav, gar zu preußisch aus!" Militairconvention, brummte Zander — was das bedeuten sollte, habe ich natürlich nicht verstanden. Ich sah mich aber veranlaßt, an meinen ultramontanen Nachbar das eben so höfliche wie entschiedene Ersuchen zu richten, seine überflüssigen und unverständlichen Bemerkungen gefällig zu unterlassen; und in der That, während des vierten Actes ließ er mich ungeschoren. Auch im letzten Acte sprach er nichts, aber er lachte beständig, selbst an Stellen: wo es gar nicht am Platze war: z. B. im fünften Auftritt, als Tellheim sagt, „Aergerniß und Wuth hatten meine Seele umnebelt", ferner „Der Trieb der Selbsterhaltung erwacht"; ferner im neunten Auftritt des Schlußactes, als Tellheim den Brief des Königs verliest: „Ich möchte nicht gern einen Mann von Eurer Bravour und Denkungsart entbehren", und als er selbst spricht: „Die Dienste der Großen sind gefährlich und lohnen der Mühe, des Zwanges, der Erniedrigung nicht, die sie kosten . . . Ich ward Soldat aus Parteilichkeit, ich weiß selbst nicht für welche politischen Grundsätze, und aus der Grille, daß es für jeden ehrlichen Mann gut sei, sich in diesem Stande eine Zeitlang zu versuchen, um sich mit Allem, was Gefahr heißt, vertraulich zu machen und Kälte und Entschlossenheit zu lernen. Nur die äußerste Noth hätte mich zwingen können aus diesem Versuche eine Bestimmung, aus dieser gelegentlichen Beschäftigung ein Handwerk zu machen. Aber nun, da mich nichts mehr zwingt, nun ist mein ganzer Ehrgeiz wiederum einzig und allein, ein ruhiger und zufriedener Mann zu sein"

Bei diesen schönen Worten greinte der einfältige Zander — ich möchte wol wissen, was dabei zu lachen ist.

Durch diesen eingehenden Bericht über die Galavorstellung in Coburg, der — wie ich nicht bezweifle — auf jeden Leser den Eindruck der völligen Unbefangenheit und Objectivität gemacht haben wird, glaube ich Sie für den

Ausfall meines Referats vom Schriftstellertage gewissermaßen entschädigt zu haben. Ich bitte Sie, gefällig zu bemerken, daß ich jede Anspielung auf Schützen-, Turn- und Sängerfeste sorgfältig vermieden habe, und Sie werden mir zugeben, daß das Gute nahe lag. Aber ich kenne den Comment, ich bin kein darmstädter Bundesbevollmächtigter, ich bin mir der Pflichten, welche mir meine angeborene Harmlosigkeit auferlegt, wol bewußt und betrachte meine Aufgabe als erledigt, wenn ich über die interessantesten Vorfälle des Monats getreu und vollständig berichtet habe.

Im Uebrigen war die Ausbeute der letzten Wochen gering. Die Lehrer haben in Berlin getagt und die Regulative erfreuen sich des besten Wohlseins. Mende „hat gesprochen" und die Welt ist nicht aus den Fugen gegangen. Der Reichstag hat der Regierung „Steine statt Brod" verabreicht und der Staat ist nicht zu Grunde gerichtet. Napoleon's Adler hat das Zeitliche gesegnet und die Dynastie besteht noch.*) Graf Bismarck hat unsere Sprache um das schöne geflügelte Wort bereichert: „langweilig wie der Staatsanzeiger" und Dr. Küttgen ist noch immer Chef des „literarischen" Büreaus im Staatsministerum. Wir haben das allgemeine gleiche und directe Wahlrecht und die Classenunterschiede sind zum lebhaften Verdrusse der Lassalleaner noch immer nicht beseitigt; namentlich werden dieselben von den verschiedenen Eisenbahngesellschaften mit unbegreiflicher Schroffheit aufrechterhalten. Mit einem Worte· es ist Alles beim Alten geblieben, die Gräfin Hatzfeld, das Deficit u. s. w.

*) Bringen Sie meinen Brief jedenfalls in der nächsten Nummer des „Salon", da sonst möglicherweise die obige Bemerkung nicht mehr zutreffend wäre.

Der Harmlose.

Der alte Steuermann.

Da sitzt der alte Steuermann
Vergnügt in seinen vier Pfählen;
Er hat die Welt gesehn und kann
Von Abenteuern erzählen.

Doch hört man ihm nicht gläubig zu,
Dann zieht die Stirn sich in Falten,
Dann krächzt und schreit der Kakadu
Und nimmt Partei für den Alten.

Verschwiegen hockt im Stroh der Hund;
Der kennt als Reisebegleiter
Die Schiffermärchen aus dem Grund
Und denkt: Na, lüge nur weiter!

H. G.

Büchertisch des Salon.

Moralische Novellen. Von Paul Heyse. Achte Sammlung. Berlin. Wilhelm Hertz. 1869.

Wird „Frau Toutlemonde in Berlin" neuerdings wirklich so prüde in der Wahl der Lectüre für — ihre Töchter, wie die Vorrede es annimmt? Es sollte uns leid thun um unsere „feine Gesellschaft", wenn deren neueste Geschmacksrichtung wirklich die Schutzrede so nothwendig macht, welche Heyse hier dem siebenten Band seiner Novelle („Novellen und Terzinen"), so wie dem guten, unverjährbaren Rechte des Dichters auf Darstellung der Conflicte zwischen Sitte und Sittlichkeit glaubt halten zu müssen. Darum ist diese Vertheidigung nicht weniger zutreffend ausgefallen. Heyse erinnert an die intime Verwandtschaft der sogenannten öffentlichen Moral mit den Erwägungen und Instincten der ganz äußerlich gefaßten Nützlichkeitsrücksichten. Die Gesellschaft soll und will bestehen und giebt demnach ihr Gesetz. Mag das Einzelleben zusehen, wie es innerhalb dieser Schranke zurecht kommt. Die Natur aber spottet der Abstractionen; stets gab es neben und unter der demokratisch-conservativen Masse eine aristokratisch-reactionäre Minderzahl, der die Sittlichkeit in der Sitte nicht aufging, die den Muth und die Kraft hatte, das Gewissen höher zu stellen als „Public Opinion." Und diese „wurden dann in die Poesie verbannt"; oder, erlauben wir uns hinzuzusetzen, die Poesie, die des Wortes oder die der That, war vielmehr ihre Heimat, als deren getreue Kinder sie kämpften und litten. So hat denn auch die Novelle, noch mehr als das Drama, sich von jeher gern mit Ausnahmefällen, mit sittlichen Problemen beschäftigt, Partei genommen für die Natur gegen den Schein, die Allerweltsmode, den „Götzen Cärimonia." Denn der Dichter, wenn er ein Dichter ist, denkt während des Schaffens nicht an die Gesellschaft, nicht an die gebildeten Töchter, auch nicht einmal an die Mütter, vielmehr nur daran, wie er das, was ihm innerlich erscheint, unverfälscht aus sich heraus gestalte. Seine Göttin ist die Wahrheit, der Einklang zwischen Erscheinung und Wesen, zwischen Form und Inhalt, das Urgeheimniß aller Schönheit. Und somit kann denn auch ein echtes Kunstwerk nimmermehr unsittlich wirken. Denn nur das Wahlverwandte zieht an, die Unsittlichkeit gedeiht nur in der Lüge, die Frivolität wird nur verführerisch, wo sie heuchelt, den Schein wahrt in unpoetischer Schwäche und Halbheit. So seien denn die ersten sieben Bände der „Novelle" sittlich, allerdings bloß sittlich gewesen: der vorliegende achte aber ist auch „moralisch". Seine Geschichten bewegen sich zufällig nicht auf jenem Grenzgebiete, wo das Recht der Gesellschaft mit dem Recht des Einzelnen streitet. Doch will Heyse nicht dafür stehen, daß es künftig nicht vielleicht wieder desto bunter hergehen wird. Hat doch auch der Novellist seine sittliche Mission, die er erfüllt, wenn er dazu beiträgt, einige seiner Leser zur Freiheit zu erziehen, nämlich die, welche zur Freiheit Talent haben. So macht Heyse der

Dame Toutlemonde sein Compliment, aber mit einem Protest, der es auch uns erlaubt, in jene Huldigung mit einzustimmen. — Sehen wir uns nun die Novellen unter den vom Dichter selbst angedeuteten Gesichtspunkt an, so steht auf der vollen Höhe Heyse'scher Novellistik gleich die erste der Erzählungen: „Am todten See", eine gar treffliche psychologische Studie. Sie behandelt in edler, wirksamer Form das uralte, unerschöpfliche Problem von der heilenden, versöhnenden Kraft der dem Menschenwohl dienenden That. Ein junger Arzt hat durch hochmüthig-zuversichtliche, irrthümliche Diagnose seine reizende Pflegeschwester in's Grab gebracht. Da er zu seinem Unglück kein Wagner ist, sondern eine Faustnatur, vermag sein Diplom ihn nicht zu beruhigen. In wüthender Selbstanklage verzweifelt er an seiner Wissenschaft und am Leben. Er entsagt der Praxis mit feierlichem Gelübde, irrt (da der wohlthätige Zwang zur Arbeit ihm fehlt) trost- und ruhelos in der Fremde umher. Erschöpft, gebrochen beschließt er, in einer dunkeln Stunde, ein Ende zu machen. In dem einsamen Alpen-Wirthshause am Todten See hat er den letzten Brief an seinen Freund geschrieben, schon sind Nachen, Strick, Steine zur letzten traurigen Fahrt gerüstet. Da führt der Zufall eine junge Wittwe mit ihrem todtkranken Kind an die einsame Herberge. Das Pflichtgefühl des Arztes siegt über die Verzweiflung des angehenden Selbstmörders. Das Kind wird gerettet und — man erräth das Uebrige. Zeichnung und Farbe sind nicht nur sauber und correct, was sich bei Heyse von selbst versteht, sondern auch kräftig und warm. — Die nächste Nummer „Lorenz und Lore" ist ein wirksames Genrebild, das vom düsteren, unserer alltäglichen Erinnerung und Erfahrung leider nur zu vertrautem Hintergrunde sich abhebt. „Die Liebe als Arzt" ist das in hohem Grad dramatisch durchgeführte Thema. Ein Gymnasiallehrer will in schwerer Cholerazeit seinen alten Eltern tröstend zu Hülfe eilen. Er findet das Städtchen unheimlich verödet, die Eltern entflohen; aus dem Fenster des ausgestorbenen, öden Nachbarhauses giebt Lorchen, die halb vergessene Jugendgespielin, dem Klopfenden und Rufenden diese trostlose Auskunft. Meisterhaft, erschütternd wahr ist das lähmende Entsetzen gemalt, dem das Mädchen erliegt. Wer je den eisigen Griff des mörderischen Gespenstes an sich oder den Seinigen fühlte (und wie viele Mitlebende sind nicht in der Lage?), der wird in Heyse's Schilderung den Meister bewundern. Die Verwickelung und Lösung erfolgt dann in einfachster Weise und doch nicht ohne große poetische Wirkung. Das Mädchen, in sicherer Todeserwartung, läßt sich das Geheimniß seiner Liebe entschlüpfen, will dann, als sie in einem ruhigen Zufluchtsorte aus langem Schlafe erwacht, vor Scham vergehen und wird durch einen geschickt angelegten Coup getröstet und mit dem Geliebten vereint. — Das Thema der „beiden Schwestern" ist der Sieg eines gediegenen, wenn auch unscheinbaren Mädchens über eine glänzende Salondame: eines jener reizenden Bilder, in deren sicherer Anlage und glücklicher Ausführung die Kunst Heyse's am Bewundernswerthesten hervortritt. Eine schalkhafte Liebenswürdigkeit zieht sich durch diese Reihe von Mädchenbriefen; alle Töne, die eine Mädchenbrust bewegen, werden angeschlagen, von der Munterkeit der Pensionsjahre bis zum Heroismus der Entsagung. Da es jedoch glücklicherweise dazu nicht kommt, sondern Alles höchst befriedigend abschließt, so klingt die heitere Stimmung des Ganzen heiter aus. — Da Heyse nicht nur ein feiner Humorist, sondern (wie wir zu unserem Vergnügen aus seinem eben im „Salon" erscheinenden „Feenkind" gesehen haben) auch ein Satyriker

ersten Ranges ist: so könnten wir uns fast versucht fühlen, zu glauben, daß die vierte Novelle „Gabriel", mitten in diesem „moralischen" Buch als eine Satyre gegen das „moralische Princip" gemeint sei. Ein geärgerter Liebhaber macht an einem Abend den Weg von sentimentaler Verzweiflung durch heroischen Junggesellentrotz bis zur — Verlobung mit einer Kellnerin durch, welche letztere er so gut als zum erstenmal sieht. Die spröde Geliebte wird hierauf von verhaltener Liebe krank, das neugebackene Fräulein Braut wird ihr zur Kammerzofe gegeben und durch diese gute Seele dann die erwünschte Aufklärung zu allseitiger Befriedigung herbeigeführt. So viel „Glück" hat selbst die Tugend doch allenfalls nur in der Roulette, nicht im Gedicht. Allein da Heyse nun einmal allen Ernstes, in diesem Band, entschlossen scheint, mit Madame Toutlemonde seinen Frieden zu machen, so wollen wir ihm nicht hindernd in den Weg treten! — „Der Thurm von Ranza", frei nach Guerazzi, ist keine Novelle im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern eine vortrefflich erzählte Episode aus dem Kampfe der Korsen gegen Frankreich, in leichtem novellistischen Rahmen.

Es ist möglich, daß man diesem Band Heyse'scher Novellen eine Ehrenstellung in dem Bücherschrank junger Damen anweisen wird; allein, wir würden dem Dichter im Voraus schon gern unsere Absolution ertheilen, für den Fall, daß ihre Nachfolgerin wieder — im „Giftschrank" stände!

Fr. Kreyßig.

Victor Hugo, L'homme qui rit. Paris. Lacroix Verboeckhoven et Co. 4 vols. 1869.

Wer außerhalb Frankreichs oder besser außerhalb Paris' sich mit französischer moderner Literatur befaßt, muß oft in den Fall kommen, sich selbst das Eingeständniß zu machen, er werde an seinem eigenen Urtheil irre. In der That ist nicht selten das Aufsehen, welches gewisse Erzeugnisse der neufranzösischen Belletristik machen, nicht mehr zu verstehen, sobald man die famosen Thiers'schen Festungswerke von 1840 im Rücken hat. Von allen modernen Autoren Frankreichs ist für deutschen Geschmack der am wenigsten leicht verständliche jedenfalls Victor Hugo, besonders in der gegenwärtigen Periode seines Schaffens. Und dennoch besitzt gerade er einen Einfluß von so entscheidender Bestimmung auf seine Nation, daß die Geister zu zählen sind, die es wagen, an seiner Suprematie zu rütteln und die laut sich dazu bekennen, dem Fetischdienst fernbleiben zu wollen, der eine große gläubige Gemeinde dem einst verbannten und jetzt nur in freiwilligem Exile lebenden Dichter widmet. Unleugbar hatte und hat zum Theil noch Victor Hugo alle die glänzenden Eigenschaften im vollsten Maße zur Verfügung, die den wahren dichterischen Genius kennzeichnen; aber seitdem es ihm zum Bewußtsein geworden, daß sein Name allein eine Kirche, eine Gottesidee gleichsam repräsentirt, seitdem ist auch das glückliche Gleichgewicht verschwunden, das früher die Offenbarungen seines Geisteslebens auszeichnete und seitdem auch ist es dem unbefangenen Leser seiner Schöpfungen unmöglich, etwas Anderes in ihnen zu erblicken, als ein seltsames Zwitterding von Apokalypse und Hanswursterei.

Schon die letzten Werke Victor Hugo's, denen ungemein geschickt geleitete buchhändlerische Reclame einen in den Annalen der Lesewelt fast unerhörten Erfolg verschafft hatten, leisteten Erkleckliches in diesem Gebiete. Sein homme qui rit aber ist das Meisterwerk des Genres.

Es ist hart und schwer, ein solches Urtheil auszusprechen, namentlich der Schöpfung eines so hochbegabten Mannes gegenüber; aber da wir uns glücklicherweise in der Lage befinden, das Anathem nicht zu fürchten, das in Frankreich Jeden trifft, der am Werke des Meisters zu mäkeln wagt, so dürfen wir uns schon die Freiheit nehmen, die volle ungeschminkte Wahrheit zu sagen.

Victor Hugo lehnt sich diesmal an historische Vorgänge aus der Regierungszeit der Königin Anna von England; aber er benutzt dieselben in wahrhaft unverantwortlicher Weise. Um dem im Grunde sehr mageren Faden der romantischen Erfindung folgen zu können, muß man tausend und eine Excursion in feudales Recht, in Flibustier-Philologie, in abstruse Philosopheme, in mittelalterliche Poetik und was weiß ich sonst noch in den Kauf nehmen und das Alles in einem Offenbarungsstil, der das Unerreichte leistet in schwülstiger Aufgedunsenheit und charakteristischer Leere.

Die Lectüre des „homme qui rit" muß selbst den naivsten Leser in jenen krankhaften Zustand versetzen, den wir „nervös" zu nennen gewöhnt sind. Hin und wieder kommt in dieser unendlichen Wüste prunkender Gedankenlosigkeit eine Oase des wahren Genius zum Vorschein; aber auch da muß man sich noch sehr in Acht nehmen und genau zusehen, ob man nicht über dem bloßen Wohlgefallen an harmonischem Sylbenfall gesunden Menschenverstand und nüchterne Logik in ihren Rechten verkürzt.

Wie der Geist Gottes über dem Chaos, schwebt die Tendenz des Dichters über dem zusammenhangslosen Wirrwarr seines Romans, der angeblich dazu bestimmt ist, die Schäden der „Aristokratie", wie sie vor 1789 sich überall entwickelt hatte, bloszulegen.

Aber eine harmonische Gestaltung des Dargestellten hat Victor Hugo nicht herzustellen gewußt; fast scheint es, als gehe ihm das dazu nöthige mathematische Combinations-Vermögen ab, wenn man nicht annehmen will, daß er als höherer penny-a-liner, um ein Honorar für vier Bände herauszuschlagen, all den Mischmasch halbverdaut aus alten Scharteken zusammengetragen, den er uns in unverständlichen Kapiteln aufzutischen die Stirn hat.

Wenn je, so stellte sich hier heraus, wie sophistisch, man könnte sagen „officiös" gedacht, das Wort des Römers ist: in magnis voluisse sat est; denn wahrlich das große „Wollen" Victor Hugo's vermag auch den Geduldigsten nicht mit dem geringen Rest seines „Könnens" auszusöhnen.

Pariser Monats-Chronik.

Paris, im Juni 1869.

Ich fürchte, ich fürchte, daß diesmal meine Chronik einen argen politischen Anstrich bekommt, aber ich kann wirklich nichts dafür: ich folge dem allgemeinen Zuge, nämlich die Straße hinauf nach der Mairie, wo für die Neuwahlen zum Gesetzgebenden Körper votirt wird. Hinein darf ich freilich nicht, denn ich bin ein armer Fremder, dem die große Nation nur gestattet, sich bescheiden an ihren gastfreien Herd zu setzen, Notabene, wenn ich im Stande bin, die Mittel meiner bürgerlichen Existenz nachzuweisen, mit anderen Worten, Kost und Logis aus meiner Tasche zu bezahlen, wofür sie mich, um mich doch nicht ganz leer ausgehen zu lassen, in die Liste ihrer Steuerpflichtigen aufnimmt (nicht in die ihrer Wähler) . . . also, wie gesagt, hinein darf ich nicht, aber Niemand kann mir verwehren, draußen an der Thür stehen zu bleiben und die Männer an mir vorüberziehen zu lassen, welche die politische Zukunft Frankreichs auf einem kleinen weißen Zettel in der Tasche tragen, oder auch offen und stolz in der Hand, wenn sie zur Opposition gehören und kein Hehl daraus machen.

Doch ich will historisch verfahren. Wir haben hier wirklich ein Stückchen Revolution gehabt, ganz en miniature, weshalb ich auch den Setzer bitten werde, das schlimme Wort so klein wie möglich zu drucken; aber es hat doch Lärm gegeben und blutige Köpfe, Zusammenrottungen und Verhaftungen, wenn auch nicht mehr als nöthig war, um das Ganze sehr amüsant zu machen, allerdings nicht für Diejenigen, welche man erwischte. So war denn doch endlich in die langweilige Einförmigkeit der Boulevards und in das leere Geschwätz der Trottoirs und Kaffeehäuser ein neues Element gekommen, ein frischer Windstoß mit einem leichten Frühgewitter, das den Staub niederschlägt und die Fluren erquickt und neues Leben bringt. Das Pariser Volk gehörte einmal acht Tage lang sich selbst an, die Zügel und der Maulkorb, den es nun bald zwei Decennien lang geduldig getragen, wurden ihm abgenommen und jetzt, wo das Fest vorüber ist und ihm die Herren den Doppelschmuck wieder anlegen wollen, zeigt es sich ungeberdig und dürfte wol nicht mehr so folgsam sein wie sonst. Doch das gehört der Zukunft an, über die wir kein vorschnelles Urtheil fällen wollen.

Aber wie war denn das Alles eigentlich so fast über Nacht gekommen?

Ich muß zur Beantwortung dieser Frage, um mich eines trivialen Ausdrucks zu bedienen, etwas weit ausholen, auch einen ernsteren Ton als gewöhnlich anschlagen; indeß dürfte es manchem Leser vielleicht lieb sein, unsere augenblickliche politische Lage, die doch unleugbar ganz Europa beschäftigt, offen und kurz und von einem unbefangenen Zuschauer dargestellt zu sehen.

Es wurden im letzten Januar zwei Jahre, als der Kaiser einst eines Abends in seinem dunkelgrünen Arbeitscabinet, das aber ein großer Saal ist, mit Landkarten an den Wänden und Globen und Festungsmodellen auf

den Tischen, einen Mann empfing, der im Schlosse bereits bekannt sein mußte, denn er war durch die Vorzimmer an den Huissiers und an den Ordonnanzofficieren ruhig vorübergegangen, ohne angehalten zu werden, und ein Privatsecretair hatte ihn auch sofort zu Se. Majestät geführt. Dieser Mann, dem Ansehen nach kaum ein Vierziger, war schlank von Statur, mit sorgfältiger Eleganz gekleidet, nur wurde leider sein bleiches, ausdrucksvolles Gesicht durch eine große Brille entstellt. Er nahm den Sessel nicht an, den ihm der Kaiser anbot, sondern blieb aufrecht neben dem Schreibtisch stehen, im vollen Schein der Kerzen, die unter grünseidenen Schirmen auf den hohen Candelabern brannten. Nach einem kurzen Dialog stand der Kaiser auf und maß mit heftigen, hastigen Schritten das Zimmer; er trat dann an das Fenster, dessen Vorhänge er zurückschlug und sah eine Zeit lang schweigend hinaus auf das gasflimmernde Paris, das in nebelhaften, phantastischen Umrissen vor ihm lag . . . der ewig drohende Vulcan. Dann kam er zurück, stellte sich dicht vor seinen Gast und sagte langsam: „Wer bürgt mir dafür, daß es zum Heile führt?" Dieser legte die Hand auf's Herz und begann lebhaft, ja begeistert zu reden, etwa wie ein Anwalt, der von der Unschuld und dem guten Recht seines Clienten überzeugt ist und sich nun bemüht, dies dem Richter auf das Eindringlichste begreiflich zu machen. Der Kaiser hörte ihm aufmerksam und geduldig zu. Es war fast eine Scene wie in Don Carlos:

. . . „ein Federzug von dieser Hand!
Geben Sie Gedankenfreiheit!" . . .

. . . „Sonderbarer Schwärmer!" . . .

Endlich sagte Napoleon, indem er dem Redner die Hand reichte und damit zugleich die Audienz beendigte: „Gut, ich will es versuchen"; — und am nächsten Morgen, es war der 19. Januar 1867, erschien das berühmte kaiserliche Decret, das Preßfreiheit und Vereinsfreiheit verhieß.

Ich brauche wol jetzt kaum dem Leser zu sagen, daß jener Mann niemand anders war, als Emil Ollivier, der schon seit Langem bei dem Kaiser in hoher Gunst stand und der seinen Einfluß benutzt hatte, denselben zu diesen liberalen Concessionen zu bewegen. Denn das waren sie von Hause aus entschieden; nur als sie später auf ministeriellem und administrativem Wege praktisch durchgeführt werden sollten, umgab man sie mit so vielen Einschränkungen und Hindernissen, daß schließlich von dem wahrhaft freisinnigen Geiste, der sie dictirt hatte, nur wenig übrig blieb. Die kurzsichtigen Diener fürchteten, daß der Herr in seiner großmüthigen Regung zu weit gegangen sei und suchten den Fehler, wie sie es nannten, durch kleinliche reactionaire Maßregeln wieder gut zu machen.

Anfangs wußte man dies aber noch nicht, die Freude und Genugthuung waren allgemein und der Name Ollivier war in Aller Munde. Man sprach sofort von einem Systemwechsel, von einer Ministerkrisis, der glänzende Stern Rouher's, des „Vicekaisers", begann zu verbleichen, man gab sein Portefeuille bereits dem neuen Günstling und meinte, die langverheißene „Krönung des Gebäudes" (le couronnement de l'édifice) sei endlich gekommen.

Aber auf den Rausch folgte die nüchterne Ueberlegung und auf die poetische Illusion die prosaische Wirklichkeit. Die dunkeln Ereignisse, welche später die „schwarzen Punkte" am politischen Horizont Frankreichs bilden sollten, waren nicht aufzuhalten und die bittre Frucht einer unheilvollen

Saat reifte. Nach Außen der Fall Mexiko's mit dem schrecklichen Drama von Queretaro, die Luxemburgische Frage und die klägliche Nullität der französischen Politik nach dem Siege von Sadowa; im Innern das fatale neue Militairgesetz, die in's Grenzenlose anschwellende Staatsschuld, die stets zunehmenden Steuerlasten — dies Alles zusammen war nicht geeignet, die Mißstimmung zu heben und die obigen liberalen Concessionen brachten somit nicht die gehoffte günstige Wirkung hervor. Im Welt-Ausstellungsjahr 67, wo sich (natürlich abgesehen von der hohen internationalen Bedeutung des großen Völkermarktes) der Pariser Schwindel in seiner vollen Blüthe entfaltete, begnügte man sich noch mit dem Glanze der Festlichkeiten und nahm die Complimente der gekrönten Häupter Europa's, die fast sämmtlich, vom Czaren bis zum Sultan, nach Paris gekommen waren, für baare Münze; aber als das Bankett, das volle sechs Monate gedauert hatte, beendet war, stellte sich auch die alte Unzufriedenheit wieder ein.

Das Jahr 68 brachte uns darauf die Broschürensündfluth, deren Reigen die Rochefort'sche Laterne eröffnete, die durch ihre maßlosen Uebergriffe und ihr ganzes unwürdiges Verhalten der Sache der Freiheit mehr schadete als nützte; denn selbst die Laterne, obwol sie mit unleugbarem Talent geschrieben war und sogar bis nach Australien gegangen sein soll, beleuchtete im Grunde nichts als die unsauberen Schattenseiten bekannter Persönlichkeiten, und der moderne Diogenes mußte endlich eine unfreiwillige Reise nach Belgien antreten, um sich dem Gefängniß zu entziehen.

Das Schlußereigniß zur Aufregung der Gemüther bildete alsdann die Affaire des Montmartre-Kirchhofes, die den sonstigen Mißgriffen der Regierung die Krone aufsetzte, aber eine Krone, die vollständig einer Narrenkappe ähnlich sah. Eine officielle Blamage, wie sie Gottlob nur selten in civilisirten Ländern vorkommt. Was ein ungeschickter, von Gespensterfurcht besessener Minister leisten kann, wenn er sich einfallen läßt, den Staat und die Gesellschaft zu retten, das haben wir bei dieser Gelegenheit gesehen, und seltsam! auch hier war es, wie so oft bei großen Ereignissen, ein unbedeutendes Nichts, genau genommen ein Kind, ein Schulknabe, der diesen gewaltigen Kataclysmus, der glücklicherweise in eine Posse umschlug, herbeiführte; wie ein scharrender Vogel auf der Alpenhöhe die Ursache einer schrecklichen Lawine sein kann. Die Sache ist wirklich interessant genug, um sie hier kurz zu erzählen.

Bei der feierlichen Preisvertheilung der vereinigten Pariser Lyceen, in der großen Aula der Sorbonne, wurde unter andern Schülern auch der junge Cavaignac aufgerufen, um aus den Händen des Unterrichtsministers den verdienten Kranz in Empfang zu nehmen. Der Knabe blieb aber sitzen und rührte sich auch dann nicht, als sein Name zum zweiten Male proclamirt wurde und ihm sein Director befahl, an die Estrade zu gehen. Plötzliche Stille . . . und wie ein Blitz durchfliegt es die Versammlung, in welcher der Erzbischof, Marschälle, Senatoren, Generäle und eine Menge der höchsten Staatsbeamten zugegen waren, daß diese Weigerung eine Demonstration in sich schließt. Cavaignac, der persönliche Gegner Louis Napoleon's, der Mazas-Gefangene des 2. Decembers, das Opfer des Staatsstreiches! Um die Verlegenheit der Herren noch zu vergrößern, lassen sich die anderthalbtausend Schüler einfallen, ihrem Kameraden Beifall zu klatschen (Jugend hat keine Tugend) und somit ist völlig der Teufel los. Am nächsten Morgen steht der pikante Fall in allen Zeitungen und Tags darauf noch einmal und

zwar mit den lautesten und gehässigsten Recriminationen, denn man hat in Erfahrung gebracht, daß der junge Cavaignac seines kecken Streiches wegen relegirt worden ist. Einige Wochen später fällt der Todestag des Generals Cavaignac, und seine ehemaligen Freunde und Gesinnungsgenossen verabreden sich, ihm ein Paar Kränze auf seine Gruft zu legen; die Polizei bekommt Wind davon und besetzt den Montmartrekirchhof, wodurch sie natürlich einige tausend Gaffer mehr herbeizieht, ohne die übrigens an sich sehr unschuldige Huldigung verhindern zu können. Aber diese ist bereits zur Nebensache geworden, denn nicht weit von dem Grabe Cavaignac's hat man einen anderen Leichenstein entdeckt, ganz zufällig und ohne auch nur im Allergeringsten daran zu denken — der Name Baudin ist urplötzlich auf Aller Lippen und richtet sich als ein blutiges, Rache heischendes Gespenst auf. Baudin war nämlich der einzige Volksvertreter, der beim Staatsstreich auf einer Barricade im Faubourg Saint-Antoine das Leben verlor, also ein Märtyrer der Volksfreiheit. Unter uns gesagt, hatte man den sonst unbedeutenden Mann, der aber eines heroischen Todes gestorben sein soll, im Laufe der Jahre längst vergessen, nun war er auf einmal von den Todten auferstanden. Die Oppositionsblätter beuteten auch dies wieder aus, indem sie für den Allerseelentag eine großartige Volksdemonstration auf dem Montmartrekirchhofe ankündigten, und nun bekam der obenerwähnte Minister des Innern die Angst. Die arme Excellenz beging Verkehrtheiten über Verkehrtheiten und steckte ihre sämmtlichen Collegen, sogar den besonnenen Marschall Niel an. Die ganze Garnison von Paris wurde für jenen Tag in den Casernen consignirt, gegen 48,000 Mann, und jeder Mann erhielt 30 scharfe Patronen (ich übertreibe mit keiner Silbe und keiner Patrone), auch an die in Versailles, Saint-Germain und Saint-Cloud stationirten Regimenter wurde gemessene Ordre geschickt, sich auf den ersten Wink marschfertig zu halten; daß man Paris nicht in Belagerungszustand erklärte, war Alles. Unterdessen hatten sich etwa 10,000 Köpfe vor dem Kirchhof versammelt, der natürlich geschlossen war, man schrie und lärmte, jodelte und pfiff, und die Polizei, die doch nicht ganz müssig bleiben durfte, arretirte ein Dutzend Schreier, unter ihnen zwei zitternde Eckensteher, einen tauben, aber dafür stark betrunkenen Droschkenkutscher und ähnliche „Rädelsführer." Die Sonne des folgenden Tages (dieselbe Sonne, die einst über Austerlitz aufging) beleuchtete einen nie dagewesenen Bock, den der Minister Pinard geschossen, der auch noch an demselben Abend seinen Abschied nahm. Das Ganze erinnerte meiner Seel' an das Goethe'sche Schneiderlied (Pardon Mesdames!):

„Die Spatzen machen leider
Dem Nachbar viel Verdruß:
Drei Spatzen und ein Schneider,
Die fielen bei dem Schuß.
Die Spatzen von den Schroten
Der Schneider von dem Schreck,
Die Spatzen in die Schoten,
Der Schneider . . . .

Haben wir aber damals gelacht! Und nun bin ich wieder in der richtigen humoristischen Stimmung, um in meinem obenangefangenen Revolutionsbericht fortzufahren. Nur muß ich vorher noch hinzufügen, daß sich unter den Advocaten, welche die an jenem Abend Arretirten vor dem Polizeigericht vertheidigten, auch Gambetta befand, ein bis dahin unbekanntes Talent, aber ein Ledru-Rollin und Rienzi in einer Person, dessen fulminante Rede

von ganz Paris gelesen wurde und dessen Name vor einigen Tagen aus der Wahlurne hervorging. Er ist jedenfalls einer der wildesten und unerbittlichsten Oppositionsmänner und wird der Regierung manche schwere Stunde machen. So war also der kleine Cavaignac wirklich der scharrende Vogel gewesen; quod erat demonstrandum.

Das erlangte freie Vereinsrecht gestattete die Vorberathungen zu den Neuwahlen, und daß es in jenen Versammlungen stürmisch herging, kann sich der Leser leicht denken. Die Localitäten waren sämmtlich zu klein, zehn-, zwanzigtausend Menschen mußten in einigen Wahldistricten draußen bleiben, und auf einmal erscholl die Marseillaise aus ebensoviel Kehlen. Wer dachte noch an Emil Ollivier und an seine constitutionelle Opposition? Er war längst zu den Schwachen und Halben geworfen, der mit den Tuilerien liebäugelte und persönliche ehrgeizige Absichten verfolgte. Und doch hatte man ihm alle jene Freiheiten zu danken. Aber lag nicht auch der tarpejische Felsen dicht neben dem Capitol? Und hat nicht von jeher der große Hause seinen Lieblingen heute Hosannah! und morgen Kreuzige ihn! zugerufen?

Als indeß der Lärm gar zu wild wurde und die Stadtsergeanten in geschlossenen Colonnen zu Hunderten aufmarschirten, hielt ich einen ehrenvollen Rückzug am angemessensten und machte, daß ich davon kam. In meinem Stadtviertel war es übrigens auch sehr lebendig, aber anderer und wenn man will, mehr spaßhafter Art. Die Hauptversammlung wurde nämlich auf dem Triat'schen Turnboden gehalten, wo d'Alton Shée, ein Graf, aber ein rother, gegen den officiellen Candidaten Devinck, den bekannten Chocoladenfabrikanten, auftrat. Schon Tags zuvor hatte man in allen dortigen Kaffeehäusern die Phrase gehört: „Garçon! une tasse de chocolat, mais pas de Devinck!" Ein Bonmot steht dem Pariser gleich zu Gebote. Thiers, der eigentliche Candidat jenes Bezirks, war nicht erschienen; er hatte einfach auf die Einladung geantwortet: „Man kennt mich; man weiß, wer ich bin; wer mich haben will, mag mir seine Stimme geben." Der kleine große Mann hatte ganz recht; er ist 72 Jahre alt, dabei Millionair und hat Lorbeeren genug gesammelt, um darauf auszuruhen; es gehört daher von seiner Seite wahrhaftig viel Patriotismus und Aufopferung dazu, noch einmal ein Mandat anzunehmen. Dem rothen Grafen war aber Thiers zu gemäßigt und er donnerte gewaltig gegen die Unentschlossenen und Lauen, die vor den Radicalmitteln, die allein ein Volk vom Untergange retten können, zurückschrecken. Thiers theilte mithin das Schicksal Ollivier's. Die gräfliche Rede schmeckte wirklich ein bischen nach dem Nationalconvent und nach der Guillotine. Der arme Herr Devinck wollte sprechen, aber man ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern schrie von allen Seiten: „wir kaufen unsere Chocolade bei Perron in der Rue Vivienne, die ist viel besser als Ihre!" Schallendes Gelächter. O Volkssouverainetät, wie nobel und groß! und wie haben die Franzosen Recht, sich la grande nation zu nennen! In Parenthese, lieber Leser: ich bin auch kein Freund der Devinck'schen Chocolade; aber was bedeutet denn Rede- und Meinungsfreiheit, wenn nicht Jeder sagen darf, was er denkt? Schließlich erhielt übrigens Thiers doch die meisten Stimmen. Der Hauptspaß war aber nicht auf der Tribüne, sondern im Saale selbst, wo die Zuhörer buchstäblich über und auf einander standen, schwebten und hingen; denn viele von ihnen waren auf die Turngerüste geklettert und hielten sich nun an den Strickleitern, Tauen und Stangen, oder schaukelten sich in den Trapezen, und die Muthigsten klommen

an den hohen Masten hinauf. Einer executirte gar auf dem Reck die „Mühle“ und ein Anderer auf dem Barren die „Scheere“, unter lautem Applaus, den der rothe Graf auf sich bezog und mit tiefgerührtem Dank annahm.

Aber ich vergesse ganz meine eigene Wahlsection in der Rue de Grenelle und doch hatte ich es so bequem, daß ich nur von meinem Schreibtisch auf- und an die entgegengesetzte Seite der Straße hinüber zu schauen brauchte, wo an einer langen Mauer die Proclamationen unserer drei Candidaten in unzähligen buntfarbigen Exemplaren angeklebt waren. Mit meinem Operngucker konnte ich sie sogar ganz gut lesen. Der radicale Ferry, ein Gesinnungsbruder Gambetta's, der sich Danton und Robespierre zum Muster nimmt (merci, merci! aber da trinke ich lieber eine Tasse Devinck'sche Chocolade), der gemäßigtere Guéroult, in der verflossenen Session ein Mitglied der Linken, und der conservative Cochin, den sie den clericalen nennen, lieber Gott, weil der gute Mann Sonntags in die Kirche geht, was doch auch viel tausend andere anständige Leute thun, und z. B. meine Wenigkeit auch.

Der alte Louis, der den Lesern meiner „sämmtlichen Werke“ längst als mein Factotum, Stiefelputzer, Zimmerfrotteur und Ausläufer bekannt ist, fragte mich am Pfingstmontage, dem Hauptwahltage, nach meiner Ansicht über die verschiedenen Candidaten und um Rath, für welchen er stimmen solle. Da nun jede Beeinflussung streng verboten war, und ich in dieser Beziehung selbst dem alten Louis nicht traute, denn er konnte mich ja möglicherweise in Versuchung führen wollen, so antwortete ich einfach, alle drei Candidaten seien in ihrer Art gleich gut und empfehlenswerth und daß ich deshalb .... „O alsdann“, unterbrach er mich schnell, „stimme ich für Ferry, denn Ihr Urtheil beruhigt mich. Man sagte mir gestern, Ferry sei ein schlechter Kerl, der den Kaiser fortjagen wolle.“ Ich hatte also durch meine Ungeschicklichkeit diesen demokratischen Zuwachs im Corps législatif auf meinem Gewissen und sann auf ein Mittel, den Fehler wieder gut zu machen. Da fiel mir mein Portier ein, aber ich nahm mir vor, behutsamer zu Werke zu gehen. Als er mir daher nach einer Stunde die Morgenzeitungen brachte, spielte ich nur so zufällig und von fern auf das Scrutinium an. „Monsieur“, sagte er sofort und in einem Tone, den ich noch nie von ihm gehört hatte, aber an einem Pariser Wahltage hält sich der simpelste Schuster, wenn er nur stimmfähig ist, für wenigstens ebensoviel als ein Minister, „Monsieur, Sie kommen zu spät, wenn Sie mir vielleicht einen Rath geben wollen; ich votire für Cochin, schon aus Princip; er gehört zu den reichsten Hausbesitzern und nur durch sie existiren die Portiers.“ Der Grund ließ sich hören und ich sprach meine laute Zustimmung aus. „Jetzt noch Guéroult“, sagte ich zu mir, „dann hast Du, ohne selbst zu votiren, für alle Drei gewirkt, und dadurch die Wahlfreiheit am deutlichsten bewiesen.“ Eine Stunde später kam mein Barbier, und auch in Paris sind die Barbiere redselig wie in anderer Herren Ländern. „Glauben Sie, Monsieur, fragte er mich unter dem Einseifen, daß Ferry wirklich eine Verminderung der Abgaben durchsetzen wird, wie er es in seiner Proclamation verspricht?“ — „Schwerlich“, antwortete ich, „denn der Staat braucht viel Geld; aber für Cochin würde ich trotzdem nicht stimmen.“ Der beßte Diplomat, so schien mir, hätte nicht besser antworten können. — „Mir bleibt noch immer Guéroult“, begann der Bartkünstler nach einigem Nachdenken.... „Ich wollte Sie nicht influenziren“, sagte ich rasch; „aber da Sie ihn selbst nennen, so darf ich Ihnen wohl gestehen, daß ich für Guéroult stimmen würde. Bitte, nehmen Sie sich in Acht, mich nicht zu schneiden.“ So endete meine Wahlcampagne.

Alle dachten indeß wol nicht ſo ruhig und ſorglos über das ſechs Millionen große Scrutinium und gewiß am allerwenigſten der Herr in dem dunkelgrünen Landkarten- und Globencabinet der Tuilerien, vor deſſen Schreibtiſch am Donnerſtage nach Pfingſten, wo das Reſultat bekannt geworden war, wieder der bleiche Mann mit der großen Brille ſtand, aber mit nicht ſo unbefangenem Geſicht wie damals. Hatte ihm der Kaiſer Vorwürfe gemacht? denn auf die ſchwierige, faſt bedrohliche Lage paßt ganz der Angſtruf des „Zauberlehrlings“: „Die ich rief, die Geiſter, werd' ich nun nicht los!“ .... und die Zeit iſt längſt vorüber, wo der Meiſter den Sturm durch die bloßen Worte beſchwichtigen konnte: „In die Ecke, Beſen! Beſen!“

„Die hannöverſchen Emigranten in Frankreich.“

Wir brachten im „Salon“ (Band III, Heft 6) einen Artikel „Die hannöverſchen Emigranten in Frankreich“, in Bezug auf welchen uns von zuſtändiger Seite eine berichtigende Mittheilung zugeht, zu deren Aufnahme wir uns verpflichtet halten. Man ſchreibt uns:

„In dem genannten Artikel iſt von einem politiſchen Duell zwiſchen dem Major D. und einem hannöverſchen Edelmann, ſowie von einer öffentlichen Scene in einem pariſer Kaffeehauſe die Rede: beides Dinge, die nur auf Grund irrthümlicher Informationen in jenem Aufſatz Erwähnung finden konnten, da ſie in Wirklichkeit ſich nie zugetragen.

„Auch was über das Verhältniß der hannöverſchen Officiere zu den Mitgliedern der ſogenannten „Welfenlegion“ geſagt iſt, beruht in verſchiedenen Einzelheiten auf völliger Verkennung der Sachlage, namentlich überall da, wo auf eine illegale Preſſion dieſer Herren, ihren Untergebenen gegenüber, zum Zwecke ſie in Frankreich zurückzuhalten, hingedeutet iſt.“

Da wir dem Schauplatz der geſchilderten Perſonen und Dinge zu fern ſtehen, um ein eigenes Urtheil uns bilden zu können, ſo haben wir geglaubt, dem alten „audiatur et altera pars“ gerecht werden, und dieſe auf den Privatcharakter der Betheiligten ſich beziehende Berichtigung unſeren Leſern nicht vorenthalten zu ſollen.

Die Redaction des „Salon“.

Im Rauchzimmer.

Wir machen Diejenigen unter unseren Lesern, welche keine lyrischen Dichter sind (denn bei den Anderen hilft es doch nichts), auf einen Zusatz in unserer redactionellen Notiz aufmerksam: „Eine Verpflichtung, unverlangte Manuscripte, namentlich Gedichte, zurückzusenden, können wir nicht übernehmen.“ Unsere Leser werden finden, daß diese Bemerkung nicht sehr höflich ist und die Betroffenen schwer kränken dürfte, welche — nach dem Ausspruch des Horaz — „genus irritabile“ sind, ein reizbares Völkchen. Wir aber sagen: nein! Horaz irrt sich. Es giebt kein Völkchen auf der ganzen Erde, welches, wie es scheint, mehr vertragen könnte, als diese Lyriker, die unverlangte Manuscripte senden. Warnungen helfen nichts. Drohungen sind unfruchtbar. Sie trotzen selbst dem Papierkorb. Horaz irrt sich noch einmal. Er hätte von der Poesie der „Unverlangten“ sagen sollen, was er von der Natur sagt: „ . . . expellas furca, tamen usque recurret.“ Nun, lieber Leser, wir sind nicht so unhöflich, den Classiker in diesem Zusammenhang verdeutschen zu wollen. Aber es paßt nichtsdestoweniger auf unsere bitteren Feinde, diese „unverlangten Dichter“, welche, wenn es so fortgeht, unsere Mappen sprengen und unsere Schränke zerbrechen werden. Auch heute hat die Post wieder einen eigenen Beutel mit den Zuschriften derselben beladen müssen. Die Meisten von ihnen sind übrigens bescheiden. Sie verlangen nicht gedruckt, sondern nur gelesen, und wenn auch verworfen, doch vorher geprüft zu werden. Einige möchten allerdings gedruckt werden, aber nicht „um schnöden Mammons Lohn“, sondern nur um in „die Hände der Süßen“ zu gelangen, von welcher sie zufällig erfahren, daß sie Abonnentin des „Salon“ ist. Ein Anderer ist so freimüthig, zu gestehen, „wo meine Gedichte gedruckt werden, ist mir gleich, im „Salon“ oder in anderen Journalen — wenn sie nur gedruckt werden.“ Ein Vierter (poste restante, Neustadt, Dresden) wünscht nur „genügenden Rath darüber, ob sich eine Fortsetzung seiner poetischen Beschäftigungen lohnen dürfte“, und setzt dann hinzu: „Da vielleicht die Kenntniß meines Alters nicht ohne Einfluß auf Ihre Beurtheilung ist, so thue ich Ihnen hiermit zu wissen, daß ich kaum erst sechzehn Jahre alt geworden bin.“

Dieser sechzehnjährige Unbekannte, poste restante, interessirt uns ungemein. Zuerst: ist es ein Unbekannter oder eine Unbekannte? Der Brief selbst verräth darüber nichts; es ist das diplomatischeste Actenstück dieser Art, welches uns jemals zu Gesicht gekommen. Aus einem der Gedichte möchten wir fast schließen, daß wir es mit einer jugendlichen Sappho zu thun hätten, dasselbe beginnt nämlich:

„Die Mädchen fragten die Sterne:
„Liebt mich, die ich erwählt?“
Den Sternen wurde ganz unwohl,
Weil man sie zu oft gequält.“

Ein Jüngling von sechzehn Jahren würde nicht so ungalant sein, zu behaupten, daß den Sternen „ganz unwohl“ werde, weil die Mädchen sie „zu oft gequält.“ Das sechste Gedicht der Sendung jedoch macht uns wieder irre. Hier wird nämlich die Nachtigall redend eingeführt.

„Ich ging zu ihr, ich sprach sie an:
Sag, süße Sängerin, wie kann
Ich recht den Mai genießen?
Von Allem nichts genügte mir,
Was mir gerathen, Bach und Thier
Und Pflanz' auf Feld und Wiesen.“

Worauf die Nachtigall sich vernehmen läßt: „O Thor! Einfältig dummer Wicht!“ — eine ganz passende Bezeichnung, gegen die wir nichts einzuwenden haben. Nachdem also unser Unbekannter aus Neustadt-Dresden in seinem Gedichte verrathen, was er in seinem Briefe verschwiegen hat, brauchen auch wir uns nicht länger mit der Vorfrage zu beschäftigen, sondern können ihn für einen Jüngling von sechzehn Jahren nehmen und ihm demgemäß den „genügenden Rath“ ertheilen. Wir wählen das siebente seiner Gedichte.

„Ich knieet' an der Quelle im nassen Sand
Und griff nach der Welle mit kühner Hand.
Sie ließ sich nicht fassen, entwand sich mir,
Die Hände, die nassen, nur zeugten von ihr.
So eilen die Wochen, die Wellen der Zeit,
Ununterbrochen zur Ewigkeit.
Du kannst sie nicht fassen, nicht halten im Glück,
Sie fliehen und lassen nur — Spuren zurück.“

Wir haben, ohne dem Urtheil unserer Leser vorgreifen zu wollen, an dem Gedicht zunächst auszusetzen, daß es nicht logisch schließt. Die letzte Strophe hätte, um dem „tertium comparationis“ zu entsprechen, so heißen müssen:

„Du kannst sie nicht fassen, nicht halten im Glück,
Sie fliehen und lassen nur — nasse Hände zurück.“

Das wäre freilich nicht metrisch gewesen. Allein, wir finden, daß der Dichter, um zu diesem Endergebniß zu kommen, auch gar nicht nöthig gehabt hätte, weder an einer Quelle zu knieen, noch Verse zu machen. Um „nasse Hände“ zu bekommen, genügt es, sich zu waschen; wobei man noch den Vortheil hat, in jeder gut eingerichteten Wirthschaft neben dem Waschbecken ein Handtuch zu haben, um sich wieder abzutrocknen.

Der „Jüngling von sechzehn Jahren“ schließt seinen Brief mit dem Wunsch: „Die Gedichte mögen sie immer dem Feuer anvertrauen.“ Mein Gott, welch' einen Rauch würde das geben — Feuer und Wasser! — „Sie müßten denn Eines oder das Andere für würdig halten, in dem von Ihnen herausgegebenen „Salon“ abgedruckt zu werden. Doch bis dahin sollen sich meine Wünsche nicht versteigen.“ Da wir uns unter unserm Neustadt-Dresdner den wohlerzogenen Sohn (Secundaner) eines guten Hauses vorstellen, so dürfen wir nicht voraussetzen, daß er Goethe's Wahlverwandtschaften schon gelesen habe, sonst würde er darin folgenden Satz gefunden haben: „Das Schicksal gewährt uns zuweilen unsere Wünsche; aber auf *seine* Weise.“ Braver Jüngling von sechzehn Jahren! Dein Wunsch ist Dir gewährt worden! Dein Gedicht ist abgedruckt! Aber ich glaube, daß das Feuer Dir lieber gewesen wäre.

Und nun noch ein Wort an die Anderen. Vivant sequentes! (Da sich unter unseren Einsendern mehr als ein Corpsbruder befindet, wird er den Ausdruck verstehen.) Schickt so viel Ihr wollt. Die Postkasse des Norddeutschen Bundes, welche so bitterlich über Ausfälle klagt, hat nichts dagegen. Aber verlangt von uns nicht das Unmögliche: weder Rath, noch Hülfe, noch Urtheil, noch sonst Etwas. Fordert nicht von uns, daß wir die Vermittler Eurer Liebesseufzer, noch die Großsiegelbewahrer Eurer Herzensgeheimnisse sein sollen. Convenirt es Euch dagegen, hin und wieder die Gesellschaft des „Rauchzimmers“ durch Eure Gegenwart zu erheitern, so begrüße ich Euch mit den Worten, die Zeus an Eure Unglücksgefährten richtete: „So oft Ihr kommt, Ihr sollt willkommen sein!“

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Facsimile von W. Steinhausen.

Facsimile von A. Rosenstand & Co.

Ich bin so froh, ich bin so frei,
Ich bin so froh, ich bin so frei,
Ich bin so froh, ich bin so frei,

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Salon.

Der Salzgräber von Hallstadt.

Eine Geschichte von **August Silberstein**.

Als könnten es die hölzernen, theils zierlich neu geschnitzten, theils mobrigen, kleinen, weißbraunen Häuser Hallstadts mit ihren Glasaugen oder Fenstern gar nicht ertragen, hintereinander zu stehen und nicht freiaus in den weiten Umkreis des von Alpen umschlossenen Sees hinauszugucken; als hätten sie sich auf die Zehen gestellt, um die Köpfe im Hintergrunde immer höher zu heben und sich übereinander emporzustrecken, damit ihnen ja kein Regen und Bewegen, kein sonniges Spiegeln und düsteres Wettern auf ihrem geliebten See und den Alpenkuppen ringsum entgehe; so schichten sie sich an dem felsigen Abhange des Salzberges stufenförmig empor; so klammern sie sich förmlich hartnäckig und mühselig an der rauhen Gesteinwand, hart beim Ufer.

Zwischen ihnen braust ein Sturzbach, ein wilder Wasserfall herab und spritzt seinen Gischt, die hinfliegenden Nebel seines zerstäubenden Schaumes, auf sie; — sie stehen übereinander, klammern sich an den Felsen, achten seines Tobens und Schlagens nicht, sondern schauen unverwandt in den weiten, schönen, düstern, trotz seines trüben Ernstes doch unendlich lieblichen, alpenumringten See hinaus!

Und daß im tiefsten Hintergrunde, eigentlich auf der höchsten Stelle der Ortschaft, die Kirche sich erhebt, alle Häuser überragend, alle Dächer übersehend, ist ihr Recht. Sie soll dem Himmel zunächst sein, den man in dieser Einsamkeit und Oede frömmer anrufen muß, damit er die armen und mühseligen Arbeiter hier erhalte, denen kaum ein Fruchthalm auf dem Gestein wächst, die ihr Erndtefeld, ihren einzigen Bodensegen, unter der Erde, in den Salzstücken haben, welche aus dem Gestein und Geschiebe des Berges herausgegraben, herausgeschlemmt werden müssen. Und diese Kirche schirmt auch, in dem sie umgebenden kleinen Friedhofe, die Todten. Der Garten der Todten hebt die seiner Hut Anvertrauten dem Himmel näher, und die noch auf der Erde und dem Berge Lebenden kommen hierher, um ihre Neugeborenen taufen, ihre seligen Hochzeitspaare segnen zu lassen und auf eine Weile überglücklich zu machen.

Unten, an dem kleinen Stückchen Ufer, das der See angeschlemmt oder der Berg durch Jahrtausende hinabgebröckelt hat, steht noch eine Kirche, weiß, rein, nett, mit einem schlanken Thürmchen, es ist die der Evangelischen.

Doch rings um sie ist's jetzt stille; aber dort hoch oben an der

Mauer, welche sich um die Kirche im Halbkreise zieht, an der Brüstung, welche den kleinen, künstlich hergestellten Platz um die Kirche schützt und hält, ähnlich dem Vorsprung eines Festungsbaues, dort oben regt sich's von Gestalten. Sie sind zahlreicher als sonst versammelt und sie gucken eifrig in den See hinaus, als suchten und erwarteten sie von dort Etwas.

Plötzlich regt sich's und bewegt sich's lebhafter unter den Burschen, Männern, Weibern und Mädchen dort oben, einzelne Arme strecken sich aus, um nach einer Richtung und Stelle zu weisen. Gruppen bilden sich und die Einzelnen gehen wieder auseinander, um einen Standpunkt zu gewinnen. — Plötzlich donnert ein Schuß an der sogenannten Kesselwand, wirbelt seinen Rauch aus dem grünen Tännig auf und wirft sein erschütterndes Echo wie einen fortrollenden Donner von Alpenwand zu Alpenwand. Und in den mächtigen Wiederhall mischt sich der antwortende Juchschrei, markig und durchdringend, daß die Menschenbrust unwillkürlich den Wiederhall der Freude giebt, wie die Felsenwand jenen des wilden Donners.

Es ist ein Hochzeitszug, welcher naht.

Von dem gegenüber, am andern Ende des Sees liegenden Dörfchen Obertraun, rudert ein Schiff heran mit den Brautleuten und der Verwandtschaft.

Ein Hallstädter Salzarbeiter hat sich ein Dirnl' von drüben, von dem freundnachbarlichen, stamm- und berufsverwandten Dörfchen geholt, und hier in der alten Pfarre soll die Hochzeit sein.

Noch ein Schuß, der zweite und ein dritter rufen alle Donner in dem weiten Kreise des Sees wach. Und das Jauchzen der Menschenbrust antwortet mit aller Kraft auf diese zierliche Aufmerksamkeit, welche Befreundete erwiesen.

Und sanfte Töne schwellen immer stärker und stärker an. Einzelne Trompetenstöße werden von den streichenden Lüften herübergetragen. Es ist die Hochzeitsmusik, welche auf dem Schiffe spielt und von den Aelplern und Bergarbeitern mit schlichter Kunst, aber frischfreudigem Herzen geleistet wird.

Bald macht sich die innige, aufjauchzende und wieder elegisch hinziehende Weise des heimischen „Landlers" ganz hörbar, verschönt durch die sanft verhauchende und vermittelnde Ferne. Allmälig zieht das größere Schiff, dem die Hochzeitstheilnehmenden zugleich Ruderer sind, so weit heran, daß die einzelnen Menschen sichtbar, daß die Melodieen ganz und klar hörbar werden.

Das Schiff ist mit grünem Reisig umflochten, grüne Gewinde hängen um die Seitenwände des Schiffes, vorne an der Spitze ist eine grüne Krone aus Fichtennadeln gewunden, und ein weißroth Fähnlein flattert lustig im sanften Winde. Hinter dem Schiffe schleppen sich die herabhängenden grünen Gewinde nach, welche die Enden der gesammten Zierde bilden und selbst noch auf den Wellen eine Art von Wald- und Blumenteppich legen, zu Ehren der Hochzeiter.

Braut und Bräutigam sitzen in inniger Umschlingung, Sie hat

das Rosmareienkränzlein in den Haaren, Ihm prangt es an der Brust, zunächst dem rothen „Brustfleck", welcher sein schlagendes Herz einhüllt. Und alle Hochzeitsgäste sind mit Alpenblumen und dem Rosmarein geziert, Alte und Junge, sicherlich auch die kleine, dralle, besonders helläugige Dirne, welche heute Kranzeljungfer ist und in deren goldblondem Haar das grüne Kränzlein doppelt zierlich sich halb birgt, halb scharfbegrenzt, gleich einem Gebilde auf goldigem Hintergrund abzeichnet.

Die Leute, die auf der Höhe an der Kirchenmauer gestanden, sind herabgeeilt an's Ufer, das Schiff wird mit Jauchzen begrüßt, dem die rastlose Musik zweier Pfeifen und einer Trompete unaufhörlich entgegnet, und der Zug ordnet seine Reihen rasch, um die zwischen den Häusern an dem Berge sich emporwindenden, stufenartig übereinanderliegenden Wege zur Kirche zu ziehen.

Die Alten, die Elternleute sind selig, und sie gedenken der Zeit, in der sie den gleichen Weg, vor langen Jahren, zu diesem Ziele gewandert. Braut und Bräutigam schreiten mit aller Innigkeit und Würde, welche dem heutigen Tage gebührt, inmitten der sie Umringenden. Er wandelt vorn bei den Männern, zwei bekränzte Jungfrauen an der Seite, Sie schreitet in der Frauen- und Mädchenreihe, von zwei geschmückten Burschen, den „Junggesellen", geleitet.

O, der Bräutigam wird seine Braut, selbst wenn der Pfarrer den Segen gesprochen, nicht so leicht erlangen; und wenn ihm der Zug die Neuangetraute auch getreulich in's Wirthshaus zum Seeauer hinunterbringt, mag er doch bald darauf sehen, wo er sie finde! Er wird sie in einiger Zeit vermissen. Die geschickten Burschen und Männer werden die Braut rauben, entführen, verstecken, und der Bräutigam mag sie auslösen, damit er sie nur wieder zu Gesicht bekommen könne. Möge nur der Durst der Bergarbeiter nicht so groß sein, daß es ihm scheine, sie hätten heute mehr Salz geschluckt, als je gegraben!

Und als der Zug auf den Kirchhofsplatz und zur Kirche kömmt, da steht auch der Cenz (Vincenz) davor und sieht alle Vorüberziehenden an. Er grüßt und lächelt bei Dem und bei Jenem.

Als aber die blonde, kleine Dirn', die Heidl (Adelheid) vorübergeht, mit ihrem grünen Kränzlein im Haar, da ist's ihm, als müßte sein Blick sie festhalten, als könnte er sie gar nicht vorüberziehen lassen und müßte ihr sagen: Bleib' bei mir! Laß alle Anderen gehen und thun, was sie wollen — bleib' bei mir!

Er war dereinst schon ein großer Bursche und trat aus der Schule, um zum Salzbergwerk als kleiner Truchenknecht und Werkbub zu gehen, da die Heidl noch mit dem Täfelchen und Büchlein in der kleinen Hand in die untersten Classen kam. Aber er erwies dem Mädl schon damals Gefälligkeiten, trug es über die abschießenden Gewässer, wenn der Regen stark niedergegangen war, fuhr es im Einbäuml', im kleinen Kahn, spazieren, schenkte ihm kleine Schnitzereien und schützte es vor dem Uebermuthe der Stärkeren oder Böswilligen. Er hatte das aufwachsende Dirnl' gesehen, geliebelt mit ihm, hatte es später auf der Grasboden-

Alm besucht, wo es im Sommer die kleine Heerde der Eltern hütete; — aber er hatte Heidl wieder fahren gelassen. Eigentlich nicht ganz und nicht recht fahren gelassen; aber sich auch nicht zu ihr gehalten, wie ein rechter Verliebter; es war zwischen ihnen nicht, wie bei zwei Leuten, die für einander leben wollen und sich sagen: Wir wollen für die ganze Welt Eins sein, und die ganze Welt bedeutet für uns nichts, wenn sie uns nicht zusammengiebt und dazu da ist, um für uns die Hausung zu schaffen!

Jetzt aber, gerade wie er sie sah im seltenen Kranz- und Feiertagsschmuck, hell und frisch — da war's ihm mit einem Male, als könnte er nimmer anders denken, als fiele es ihm wie Schuppen von den Augen und zeige ihm sein nachlässiges, sein früheres bequemes Thun, in dem er so hingeträumt, als könnte ihm jede Dirne recht sein, ob einst Diese oder Jene, oder auch gar Keine!

Er sah, was er versäumt, welche Gefahr bei dem Mädchen sein könnte — bei einem solchen Mädchen, das doch von Einem, von Vielen, ja von Allen geliebt werden muß; und er nahm sich vor, Heidl heute beim Tanz recht anzugehen, sich recht um sie zu bekümmern, ihr zu zeigen, wie sein Herz sie wieder verlange und liebe, gleichwie doch seit lange schon! Nur, daß er sie nicht sogleich beim Arme faßte, sie herausgriff und ihr sagte: Bleib bei mir! — alles Andere war in ihm binnen einem kurzen Augenblicke fertig, in jenem Augenblick, als der Hochzeitszug an ihm vorüberzog.

Er drängte nach.

„Na, Cenz!" sagte eine hohle, mehr gekeuchte als klingende Stimme, fast von unten zu ihm empor, „was drängst denn gar so unschickli nach!" Die Stimme kam aus dem Munde seines gebeugten Vaters, der auf einen Stock gestützt mühselig einherging, dessen alte, spitze Kniee im Winkel gebogen waren, theils aus Schwäche, theils durch gichtische Krankheit, welche in diesem, einen großen Theil des Jahres kaltfeuchten Klima, so viele Leute befällt. Das blasse, faltenreiche Gesicht des Alten und die dunkelglühenden Augen darin, wirkten wie plötzlich festhaltend, wie bezähmend auf den ungestüm Gewordenen.

„Befallt Dich wieder die fliegende Hitz'", greinte der, eine unwiderstehliche Macht über seinen Sohn übende Alte, aus seinen schmalen, faltenumzogenen Lippen heraus. „Ein Mal ganz still und leer, das andere Mal überschießend und Lärm machend, wie der Hirschbrunnen drüben!"

Die Worte des Alten fielen wie Stücke Eis auf die Gluth des Herzens in Cenz.

„Narr!" sagte dieser sich, „denkst an Liebeln und Heirathen, an's Gassel- und Hüttelgehen, und sollst heim, in Deines Vaters arme Hütte, daß Du ihm einen Kreuzer zulegst, verdienst und dem kranken Alten ein Gut's thust. Wie willst Du Elender an ein solches Dirnl' denken, und hast daheim Deinen mühseligen Vater, der nicht mehr arbeiten

kann und vom Salzwerk ein Gnadenbrod kriegt, das kaum für das tägliche Schmalz zur Wassersuppe ausreicht!"

Er ließ den Alten und die Anderen Alle vorüberziehen. Sein Auge sah in die dunklen Hallen der Kirche, durch die alte, marmorumrahmte, kleine Pforte nach.

Dann, als Alle vorüber waren, ging er auch hinein und lehnte sich in die Ecke nahe der Thüre, und sah unverwandt nach der Stelle, wo die Brautleute standen und wo das kleine, blonde Dirnl' mit dem grünen Kranze sich befand.

Er überlegte, ob er zum Wirthshause mitziehen sollte.

Wäre es nicht besser, daheim zu bleiben und fern vom Feuer, auch sicher vor der Hitze?

Durfte er jedoch fern bleiben? Durfte er es, ohne wieder von den Kameraden der alte Kopfhänger gescholten zu werden? Vielleicht sogar ein geiziger Filz? „Und", beschwichtigte er sich ferner, „will nicht mein Vater bei dem Ehrentage auch seinen Trunk thun und den armen, kranken Leib ein wenig auffrischen? — Es soll ihm an meinem Beutelchen nit fehlen, ich gehe hin! — Und der Kamerad, der da heirathet, verdient doch auch, daß ich mich ihm zeige und daß ich seinem Ehrentag anwohne! Meinem Alten und dem Kameraden zu Lieb' — ich gehe hin!"

„Und wegen Heidl? . . ." frug es in ihm.

Er gab sich selbst vorläufig noch keine bestimmte Antwort.

Aber beim Seeauer war er in der Gaststube. Und dem Alten hatte er einen besonderen Krug mit einem „Wohl bekomm's, Vater!" hingesetzt. Und auch bei dem Tanze war er.

Als er aber Heidl, die schon hochgeröthet von dem ersten gebührenden Herumtanzen mit dem Bräutigam war, sich nähern und sie zum Tanze bitten wollte, als er fast schon den Arm ausgestreckt hatte, um ihre Hüfte zu fassen und zu umschlingen — ihm die Worte schon auf den Lippen lagen — da drängte sich ein anderer, starker Arm zwischen ihn und Heidl, da rief eine Stimme: „Halt! Oho! Da muß ich noch früher d'ran!" Und der stramme, hohe Leib eines „Junggesellen" drängte sich zwischen sie, nämlich der Madei (Amadeus), welcher heute ein besonderes Anrecht hatte, erfaßte Heidel, und wirbelte mit ihr im Tanze dahin, vor seinen Augen, in den hebenden und senkenden Wellen der Musik, welche Beide, wie jene im See, zu tragen und zu schaukeln schienen.

Cenz schlich bei Seite.

Ein Anderer hätte ungestüm vorgedrängt, hätte vielleicht dem Tänzer das Dirnl' halb abgeschmeichelt, halb abgezwängt, um sogleich und wenigstens eher daran zu kommen! — Cenz ging abseits und sann und überlegte wieder.

Er war ein Träumer. Er war nicht, wie so viele andere Bursche, immer gleich fertig mit Wort und Lustigkeit und irgend einem Thun; er bedurfte zu Allem ein Sinnen und Grübeln, ein Denken und Ueberlegen. Er war eine weiche, eine in sich versenkte Natur. Und als er aus dem Knechthause hoch oben vom Salzwerk wieder nach mehreren Tagen heim-

kam, um einmal auszuruhen, da war der alte, sieche Vater, der sich kaum von der Thüre hinweg rühren konnte, wieder froh, einen Menschen zum Sprechen zu haben. Und er erzählte ihm von den uralten Zeiten, von den goldenen Zeiten, da man hier so vieles gelbes, edles Erz grub, als jetzt graues und weißes Salz, und er theilte ihm die Märchen der Väter mit.

Wie ihm sein greiser Großvater, den er noch kannte, erzählt hatte, habe dieser es in dem Schacht einmal aufleuchten, vor ihm wie eine Flamme ziehen und in wunderlichen Strahlen spielen gesehen; und als er hinsteigen gewollt und einen freudigen Aufschrei that, war Alles wieder verschwunden, war all' das funkelnde Gold nur die alte schwarze Erde und das gelbe Gestein, wieder Salzstücke und Schmutz, so wie vormals. — O, der glückliche Unglückliche hätte nicht schreien und lieber still beten und sanft um Begehr fragen oder sich selbst hart vertheidigen sollen! — Sicherlich, in dem Berge steckt auch Gold und nicht nur Salz. Man hat in verschütteten Gängen schon Gerippe gefunden, bei ihnen Hammer und Spaten und funkelnd Gestein. Bei Einem kannte man an Lappen schwarzen Zeuges, daß es ein „Venediger" war, eines jener Männchen, welche aus unbekannter Ferne kamen, und das Gold zu finden, aus dem Gestein zu schlagen wußten, wo sonst kein Mensch etwas zu entdecken vermochte!

Der alte, unglückliche Vater träumte in seinem Elende von Gold, wie der Hungerige von schwelgenden Tafeln träumt. Er lechzte, und seine Fantasie gaukelte ihm in den engen, räucherigen Wänden der Hütte vor, wie es wäre, wenn er den kranken, verkrümmten Leib könnte in einen Tragsessel heben, zu warmen Heilquellen bringen lassen, und wenn er, plätschernd in den weichen, spiegelnden Wellen, Gesundheit, frisches Leben und neue Kraft gewänne, so daß er wieder verjüngt emporstiege!?

Und grub man nicht oben bei dem Salzwerke, in der Nähe des Rudolfsthurmes, welcher die wolkennahe Berg- und Seewacht seit Jahrhunderten hält, Gräber und Leichen auf, bei denen blinkes blankes Gold und Geschmeide lag? — Das waren Heiden und noch keine Christen, und schon trugen sie Geschmeide hier, den Wolken nahe, wohnten hier, lebten und starben hier. Nur des Goldes wegen, das sie hier fanden, konnten sie hier gewesen sein! Das stand fest in des Alten Glauben, in des Alten Sagen und Reden, die er mit seinem stillen, sinnenden, durch ihn immer ernster und träumerischer werdenden Sohn wechselte.

Jetzt stand der Cenz auf dem Tanzboden und sollte so frischlustig sein wie die Anderen. Aber während ein Anderer das Dirnl' rasch aufgefangen hätte, wenigstens in dem Augenblick, als es der erste Tänzer aus seinen Armen gelassen, stand Cenz und dachte daran, wie schön und gut es jetzt wäre, die Kunst eines venediger Männchens zu besitzen und Gold statt Salz zu graben. Ha! wie wollte er das Gestein klopfen, Stück um Stück heben! Es thürmten sich vor ihm die Körner, Klumpen und Schätze. Mehr und immer mehr förderte und förderte er aus dem Schacht! — Noch immer Alles zu wenig! Und mit den unabsehbar ge-

häuften Schätzen wollte er hintreten vor Heidl und sagen: „Der Salzberg, nein, der Goldberg, die ganze Gegend, der See und die Ortschaften hüben und drüben, die ganze Welt gehört Dir — sei mein! Laß die Anderen Alle — bleib' bei mir — sei mein!"

Als er noch in seinem Träumen war (und wer weiß, wohin er sich geträumt hätte), schlug ihm die Hand Madei's auf die Schulter. Dieser sagte: „So, jetzt kommst Du daran! Heidl, verlier' aber den Cenz nit und bring' ihn wieder auf die Stell' zurück, sonst hast kein' Tänzer und find'st 'leicht selbst nit wieder her!" Er lachte, that einen lustigen Sprung in die Höhe, juchzte und schnalzte dazu mit den Fingern und verlor sich in der Menge der Tanzenden, Dirnen und Burschen.

Cenz sah auf, sah Heidl in das geröthete Gesicht, aus dem die Augen noch einmal so schön himmelblau herausleuchteten, und wollte sie zum Tanze nehmen.

„Geh'", sagte sie sanft, „laß' mich einmal ausruhen und zu Athem kommen, ich könnt' fast nimmermehr. Gelt, Cenz, Du versparst's mir auf später?"

„Du willst Dich setzen?" sagte er sanft und liebevoll zu ihr und suchte nach einem Platze.

Es war kein leerer Sitz zu finden.

Sie hatte unwillkürlich nach seiner Hand gegriffen, in dem Augenblicke, da sie sich ausathmend an die Wand lehnte. Und als ihr die zur nahen Thüre hereinziehende frische Luft entgegenkam, folgte sie der raschen Eingebung, ein Weilchen das Freie zu suchen. Ihre Hand hielt dabei, fast ihr unbewußt, die des Cenz; er folgte dem leisen Druck und Zug, er ging selig mit ihr hinaus in's Freie, in das kleine Vorplätzchen und Vorgärtchen am See.

Da saß er neben ihr auf einem Steine und sah ihr in's Angesicht und Auge.

Die Musik wiegte und schmetterte von der Stube heraus, sanfter, verschönt, das Schlagen und Schleifen der tanzenden Sohlen war im Tacte vernehmbar und stimmte die Herzen nur noch erregter, die aus der Ferne, an einem trauten Plätzchen, zwischen See, Himmel und Bergen, dies vernahmen.

„Ich hab' Dich lang' nit gesehen!" sagte er.

„Und warum nit?" sagte sie. „Es ist Deine Schuld!"

„Ja, Heidl, Du hast Recht. Aber wenn ich einmal Dich seh' und zu Dir komm', muß ich immer wieder und wieder kommen!"

„Und was wär's? Du kommst lieber gleich gar nit!"

„Ich möcht' aber kommen."

„So komm'!"

„Heidl!" rief Cenz entzückt und faßte ihre Hand fest und warm. „Du möchtest vom Herzen gern, daß ich . . ."

In demselben Augenblick tönte ein lustiger Aufschrei in ihrer Nähe, ein Bursche war schon wieder von dem Tanzboden da, und der Madei war's.

„Das geht nit, daß man davonschleicht und da sitzt. Wir brauchen die Dirnl'n; — Heidl, es geht wieder los, Du mußt wieder tanzen; komm'!"

Und der Junggeselle faßte das Mädl, führte es in die Stube wieder hinein und fort von Cenz, welcher allein blieb.

Er hätte mögen in den See springen vor Zorn und doch wieder in die Höhe vor Freude. Sagte sie nicht „komm!" Frug sie nicht, warum er sich nicht sehen ließ?

Er stürmte hinein, und als Heidl den ersten Augenblick von ihrem Tänzer frei war, erfaßte er sie, wirbelte mit ihr im Tanze herum, endlos, bis zur Erschöpfung und Ermattung, bis Beide mühselig athmeten, bis sie sich zugleich aus dem Kreise wendeten, an die Wand lehnten und stumm ausathmend da verharrten.

Der kärgliche, geschnürte Beutel Cenz's wurde leer und leerer. Seinen letzten Kreuzer wendete er daran, dem Mädl eine Freude und Aufmerksamkeit zu erweisen; — sie tanzte und nippte von seinem Glase, oder nahm von seinen Leckerbissen, und tanzte wieder mit einem Andern. Der Träumer träumte bunte Dinge und vergaß auch seinen Alten nicht. Aber den Himmel sah er offen und die Hölle zugleich. Und er wußte zuletzt nicht, wie das Schiff wieder über den See und mit den Gästen heimgefahren, und wußte sich zuletzt nur zu besinnen, daß er heimgewankt, seinem Vater nach, welcher längst auf dem Lager sich dehnte, daß dieser bunte Dinge sprach, und daß er, Cenz, einschlief, um zu erwachen, als im Morgengrauen die Kirchenglocke zur ersten Frühmesse klang.

Da raffte er eilig sein Ränzlein auf, warf Brod, Mehl und ein Schmalznäpfchen hinein, um eilig den Salzberg emporzusteigen und am Stollen seine Grubenlampe zu nehmen, damit er seiner „Schicht", der Arbeitszeit von sechs Stunden, unter der Erde folge und seine Pflicht thue, bis ihn das Lager am „Grat", auf der allgemeinen Holzpritsche im Knechthause, wieder aufnehme und er sich für die nächsten sechs Stunden in der Nacht stärke.

In der Nacht! Als ob es unter der Erde Tag oder Nacht gäbe. Als ob es dem Salzgräber nicht gleich wäre, wenn draußen die hellstrahlende Sonne die Welt mit Glanz erfüllt, oder wenn die sanft glitzernden und schimmernden Sterne herunterleuchten!

Hier unten im tiefen Schacht ist es Nacht. Der Arbeiter geht in den Stollen hinein [illegible] geht auf dem Gestängewege, der für den „Hund" oder Karren gelegt ist, in dem feucht-dunstigen schmalen Raume, der ihm kaum die Arme zu breiten gestattet, und während von Minute zu Minute schwere Tropfen auf ihn herab von der niederen Decke sickern, fort und fort, eine viertel, eine halbe Stunde lang, in das Eingeweide der Erde und des Berges, zieht durch Kammern und Löcher, auf und ab, über Leitern und über Rutschbäume, und dann kauert er sich in der Finsterniß neben seinem matt leuchtenden Grubenflämmchen, oder legt sich auch auf den Rücken, um das Gestein und Erdreich herabzuschlagen,

dem ein- oder auszulassenden Wasser Raum zu machen, zu arbeiten und zu arbeiten!

Sechs Stunden hatte Cenz wieder einmal unablässig gearbeitet und war dann aus der Nacht zum Licht hinausgefahren, dem Punkte entgegen, der sich am Ende des Stollens von weiter Ferne zuerst wie ein Stern im Dunkel zeigt und der, indem ihm der Karren auf abschüssiger Bahn eilig entgegenrollt, immer größer und größer, immer buntfarbiger wird, bis er sich in den breiten, hellen, unendlichen Lichttag unter Gottes freiem Himmel, hoch über dem See und aller Menschenwelt, verwandelt!

Cenz lag im rußigen Knechthause auf dem Grate, starrte nach dem verlöschenden Feuer des Heerdes, welcher sich fast der ganzen Länge nach, inmitten des großen Raumes und der beiden Grate, die an den Längswänden sind, hinzieht, als eines Jeden Heerd, Ofen und Tisch zugleich, und neben Cenz lag Madei, welcher hier arbeitete, gleich ihm.

„Was bist denn Du gar so traurig seit einer Zeit, seufzst und 'barmst Dich selber gar so? Hat Dich ein Erdmannl' angehaucht?" sagte Madei.

„Ein Erdmannl'?" sagte Cenz trübselig lächelnd. „Hm! Aber an ein Almdirnl' denk' ich Tag und Nacht und möcht' es heirathen können!"

„So? Und das ist?"

„Die Heidl!"

„Heidl? . . ." sagte Madei gedehnt und etwas überrascht.

„Sag', Madei", rief Cenz nun etwas stärker auf, „ist's wahr, liebst Du das Mädl? Gehst Du zu ihm und willst's für Dich haben?" Dabei sah er ihm mit seinen dunklen, tiefliegenden Augen starr in's Gesicht.

„Nit ganz und nit gar!" sagte Madei gelassen, ein wenig lächelnd. „Du kennst mich, ein bißl' liebeln, ein bißl' plauschen, ein bißl' so thun, als wär's nur gleich Ernst — und dann ein Sprung über's Gassel oder über'n Stein zu einer Andern:

„Ein Sprung über's Gassel
Und ein Juchezer drauf —
Geh' mein lieb's Dirnl',
Und mach' mir g'schwind auf!"

„Und Du giebst mir Deine Hand, daß Du's nimmer besuchst? nimmer zu ihm auf d'Alm gehst?"

„Wenn Du magst, meinetwegen!"

„Gieb mir die Hand!"

„Da hast Du sie!"

Sie reichten sich die Hand, sie schüttelten sie.

Eine Weile darauf lag Cenz still. Dann sagte er: „Höre, Madei!"

„Höre aber wol und schweige", fügte er nochmals hinzu. „Unten im Schacht wird die neue Sulzstube gegraben."

„Das weiß ich."

„Beim Graben der Stube bin ich schon auf seltsames Gestein ge-

stoßen. Es glitzert und blitzt so seltsam. Mein Vater sagt, wenn man auf Gold stoßt, hört man immer ein seltsam Geräusch und sieht auch allerlei Gestalten. Mannigsmal kommen Einem die besten Freund', Lebende und Verstorbene vor, selbst die eigenen nächsten Verwandten. Das ist mir schon geschehen!"

„Und Du glaubst an solche seltsame Sachen?"

„Frag' meinen Vater, ob ihm es sein Großvater nicht beschworen!"

„Und was weiter?"

„Gold hab' ich gefunden!"

„Gold! Dummes Zeug!"

„Komm' in den Schacht. Du sollst und mußt mir helfen. Ich allein erarbeit' es nicht. Es geht langsam und liegt gerad' ein großer Stein dort, den wir wegarbeiten müssen. Ich habe Splitterchen, Blätter im Gestein gefunden und einen größern Stein, den ich unten verborgen hab'. Komm, Du nimmst mir mein Dirnl' nit — und ich mach' Dich glücklich!"

Madei starrte ihn an.

Was Cenz sagte, hatte so viel Unglaubliches und doch wieder Wahrscheinliches an sich. Warum sollte der Träumer ihm das sagen? — Der Verliebte? — Ja, der Verliebte wollte ihn gewinnen. Er konnte ihn aber nur mit dem wirklichen Schatze gewinnen. — „Wolan, wenn es so sein soll, so mag es sein!"

„Ich will noch Eines", sagte Cenz. „Du mußt mich nit treiben und drängen. Ich hab' Dir's gesagt, bewahr's. Ich muß noch mit meinem Vater drüber reden. Der weiß mehr und besser, was zu thun ist. Erst Ende der Woche, über den Sonntag, komm ich heim. Sei indeß still, red' nichts, und, was die Hauptsache ist, geh' mir nicht zu Heidl!"

„Wie Du willst", sagte Madei, dem die Sache in seinem aufgeweckten Sinn so vorkam, wie ein halber Traum. Beinahe hätte er gespottet und den Cenz zum Besten gehabt; aber wozu sollte er das? War der Bursche, der dem reifen Mannesalter zuging, ein Träumer, ein auf Märchen versessener Abergläubischer, wozu sollte er nutzlos disputiren und ihm Dinge ausreden, die er ihm nimmer aus dem Kopfe brächte? Hat Cenz einen Fund wirklich gethan, so komme er ihm, dem Madei, gar trefflich zu Statten! Er wollte ruhig abwarten, in der nächsten Woche müßte es sich ja entscheiden.

Der müde Bergarbeiter, der bei dem Reden unwillkürlich in die spielenden Flammen auf dem offenen Heerde, der vor ihm war, hineingesehen hatte, fühlte seine Augenlider schwer und blinzte noch einmal nach dem Leuchten und gelbrothen Lichtspielen hin — er drückte die Augen zu und schlief ein.

Als er wieder aufwachte, eigentlich als der „Geiml" (der Knecht für alle Knechte, welcher kocht, Feuer unterhält, Wasser trägt, die Zeit für Jeden berechnet und anweist), ihn aufweckte, war Cenz schon fort, wieder an seine ihm zugewiesene Arbeit gegangen.

Madei entsann sich wieder der Dinge, die er mit Cenz besprochen. Und wenn er Alles für unglaublich und unwesentlich hielt, oder in graue Ferne verschieben konnte, Eines wollte ihm nicht aus dem Sinn: die Almhütte der Heidl; und sie stellte sich gerade durch das Gespräch wieder so lebhaft vor den Sinn und die Augen hin, daß ihm das Mädl das Herz warm zu machen begann und er sich förmlich um die kleine, dralle Almerin mit den rothen Wangen und den hellblauen Augen sehnte!

Ueber die Sonntagszeit war Cenz heimgegangen und berieth also mit dem Vater.

Ueber den Sonntag konnte Madei zu Heidl gehen; was wußte Cenz davon! — Den lustigen, leichtsinnigen Burschen gelüstete es gerade, und die Leichtfertigen sind am ehesten daran, das gerade durch den Sinn Schießende auszuführen, ohne weitere Ueberlegung, ohne viel Nachdenken, ohne noch Anderes zu Rathe zu ziehen, als gerade ihren flüchtigen Willen.

Noch ging er Sonntags zur Kirche, sah auf dem Vorplatze mehrere Kameraden und sprach allerlei Leute, überzeugte sich auch, daß der Cenz daheim war; — dann gelüstete ihn sein Sonntagsvergnügen, dann überkam's ihn, wie Spaß, heiterer Widerstand und Lust zum Schnippchenschlagen; — er fuhr über den See, hin an den Berg, und stieg empor zur Alpe, wo Heidl ihre Sennhütte hatte.

Erst zog sich der Weg an der steinigen Wand empor, schlängelte sich dann durch den Nadelwald, um einen Felsen, bald in's Dickicht hinein, bald wieder zu der Wald- und Felsenlichtung hervor, so daß man den Spiegel des Sees immer tiefer und tiefer blitzen, dämmern, die ganze Welt wie hinabsinkend unter sich im Abgrunde sah. Dagegen erschlossen sich die Höhen wie neue Welten. Was Spitze und Schroffe von unten schien, war hier breites Feld, Wald, Wiese oder weithin sich streckendes Steingebiet. Die Kähne unten im See waren nur wie dunkle Fischlein, die langsam und träge dahinschlichen, der Himmel öffnete sich immer mehr und gewann in seiner lichten Unendlichkeit dort, wo er sich für die Menschen unten schon abschloß, wo er hier über neue, grüne Wälder, schroffe Alpen und stille Gebiete sich streckte.

Madei fühlte sich so wohl! und er schwang, auf eine Felsenzacke vortretend, seinen Hut, einen Juchschrei ausstoßend, den ihm die Berge vielfach wiedergaben, und dann sang er:

„Da droben auf'm Berg
Ist der Himmel so weit,
Ist die Welt voller Pracht
Und's Herz voller Freud'!

Die Alm voller Sommer,
Der See voller Schein,
Es kann auf der Welt
Nix mehr Schöneres sein!"

Der See röthete sich bereits im Abendsonnenscheine, hinter dem langhingestreckten Saarstein vollendete sich das wundervolle, wechselnde Farbenspiel, mit dem der Tag Abschied nimmt. Der See glitzerte in

Grün, Gold, Purpur, und selbst das Schwarz der Nacht schien an Uferstellen sich gelagert zu haben; — die blaß durchsichtige Scheibe des Mondes zog schon ihren Ring hinter der Koppe des schroffkantigen, kahlen Blassensteins herauf.

Da schritt aber noch ein Anderer denselben Weg, zur Alpenhütte Heidl's, welche auf einem grünen Fleck im Felsengewände stand. Er aber sang nicht, schritt düster und eilig, er wollte Heidl einmal wieder sehen und seine Hoffnung stärken, seine Wünsche kräftigen, es war Cenz.

Kühl wehte die frühe Nachtluft schon, und dennoch war seine Stirn von Schweiß umrahmt. Er stieg und stieg. Er seufzte erleichtert bei jeder Strecke auf, die er zurückgelegt, denn er wollte morgen wieder im Schachte und beim Graben sein.

Da — er hatte die Höhe erreicht, auf der er nur mehr ein sanftes Steigen und Hingehen auf der moosigen Ebene und zwischen dem am Boden hinkriechenden Krüppelholze bedurfte — der Mond schien silbern helle — war's ihm, als hörte er eine Stimme, sanft und klingend, freudig jauchzend und selig schallend daherziehen.

Er stand und horchte.

Es war keine Mädchenstimme — es war eine kundige, treffliche Männerstimme, die ihr Lied sang.

Nein — doch nicht — es war eine Mädchenstimme.

Vielmehr, was jetzt, den zweiten Absatz sang, war eine Mädchenstimme, die erste gehörte einem Mann.

Und endlich melodirten, schallten und jauchzten Beide zusammen.

Eine andere Dirne konnte da nicht sein, hier war Heidl allein.

Sie also sang so fröhlich in die einsame, klare, von Mond und Sternen beschienene Nacht hinaus, hoch in der stillen, nur von Lüften durchstrichenen Alpe, über aller andern Menschenwelt.

Hätte er sie allein gehört, Cenz wäre selig gewesen!

Nun aber sang eine Männerstimme mit ihr.

Wer war der Bursch, der sie vielleicht umschlang, jetzt küßte?

Cenz ging näher.

Nur sein Schatten auf dem dunkelgrauen, stellenweise leuchtenden Moose folgte ihm.

Stille, unendliche Stille ringsum. Nicht einmal das sanfte Läuten einer Heerdenglocke, der Ton eines Thieres. Dies ruhet in der Hütte.

Nur der Gesang der Lieder war wach. Und wem gehörte die Stimme?

„Und wenn 's Dirnl' nit wär'
Und ihr Almenhütten,
Wo thät' denn ich
Um a Herberg bitten?

Du Dirnl', Du jung's,
Du Lamperl, Du frumm's,
Du Schatzerl, Du klein's,
Geh', tandeln wir eins!

Ich druck' Dich an's Herzl',
Und küß' Dich noch mehr —
O, Du himmlischer Vater,
Da schau' amal her!"

Cenz ging leise, leise, vorsichtig näher.

Die Stimme war die Madei's; — es war die Madei's — kein Zweifel! —

Cenz warf sich auf den moosigen Grund und weinte, weinte in seine Hand hinein!

Dann erhob er sich wieder, kehrte um, ging den Weg zurück, kletterte im Gestein abwärts bis zum See, zur Stelle, wo sein Kahn halb auf den Sand gerückt stand, drückte ihn vom Ufer in's Wasser hinein, ruderte über die finsteren Flächen, die im Schatten der Berge lagen, und dann vor, in die silberne Bahn hinein, die der spiegelnde Mond gezeichnet hatte.

Er sah sich im Spiegelbild im See. Gespenstig und unheimlich.

Sollte er, anstatt das Ruder in's Wasser zu tauchen, sich selbst, statt des Scheinmannes da unten, hinabschleudern und sollte er in der Einsamkeit der Nacht und der schweigsam starrenden Berge, die den See rings wie die Wände eines Riesenbrunnens umgaben, verderben?

Ja, wenn das Gold nicht wäre! Wenn das Gold nicht oben im Schacht, auf der Höhe, von welcher der Rudolfsthurm nicht größer wie ein Adler herabstarrte, von Licht umflossen; wenn das Gold nicht schon oben tief im Schachte und schon fast gefördert wäre!

Er wollte Madei verderben! Heidl erlösen!

Er ging nicht einmal heim in die Hütte zu seinem Vater. Er band den Kahn an. Dann nahm er den Rost-Ranzen von dem langen, hölzernen Nagel im Vorraum, der unter dem vorspringenden Geländer des Dachraumes sich hinzog, hing die geringe Last auf den Rücken und schritt den Weg auf dem Salzberge empor.

Der Morgen dämmerte auf, und die sanften, noch fast durchsichtigen Schatten der Bäume lagerten sich auf den rothgoldenen Rasen. Die Vögel erwachten und sangen. Die Bergwände ringsum wurden röther und röther, die niederstürzenden Wildbäche schienen noch einmal so stark zu schlagen, zu rauschen und zu dampfen, die ganze Welt hüllte sich in Licht und Strahlenhelle!

Cenz ging in den dunklen Schacht, in die lange Nacht seiner Arbeit, hämmern und schlagen im finstern Erdreich, an Seite seines mattleuchtenden Grubenflämmchens, im Eingeweide des Berges.

Er that seine Arbeit wie sonst. Er sprach kein Wort zu Madei.

Dieser ließ ihn vorerst in Ruhe und gewähren.

Aber es vergingen Tage, es verging eine Woche, Madei wartete vergebens auf die versprochenen Auskünfte wegen des Goldes, auf dieses selbst.

„Du", sagte ihm dieser dann eines Tages, als sie allein in der Knechtsstube am Heerde saßen und sich am Feuer ihr geringes Mahl,

aus Mehl, Wasser und Schmalz, bereitet hatten, „Du, Cenz, was ist's denn mit dem Golde und den Schätzen, die Du mir versprochen hast?"

Cenz wendete ihm den Rücken zu.

Madei sagte ihm flüsternd: „Ich kann Dich verrathen!"

Cenz hielt ihm den Rücken zugewendet und schwieg. Er ging dann aus der Hütte, setzte sich ein Weilchen auf die Bank vor der Thür zu Anderen, rauchte und sah in den Sonnenschein, hörte das Wasser des Sturzbaches schlagen, die Geier kreischen.

Madei dachte, hier und jetzt ist nicht Ort und Zeit dazu, weiter zu sprechen und auszureden. — Der Trotz Cenz's hatte Macht über ihn! Konnte der Schatzgräber so schweigen und trotzen, wenn er nicht wirklich mehr vermochte, als Andere?

Ihn bitten? Ihn durch Zorn reizen? Ihn viel fragen über die Gründe seiner Abweisung?

Konnte Cenz wissen, daß er bei Heidl gewesen?

„Und warum hast Du es eigentlich gethan?" warf sich Madei selbst vor. „Es war der alte Leichtsinn, der alte Trotz und der Spaß, der gerade gern thut, was die Anderen nicht wollen! Was liegt mir an Heidl! Sie ist mir so viel wie alle Anderen oder irgend Eine!

„Zwei schwarze Federn,
Bei'n Spitzeln gebogen,
Und jetzt hab' ich schon wieder
A Dirnl' ang'logen.

Dreizehn Dirnl' lieben,
Alle in ein' Kranz —
Holt eine der Teufel,
Bleibt's Dutzend doch ganz!"

Aber um Cenz auf die geheimnißvollen Schliche und auf die immer dringlicher werdende Wahrheit zu kommen, gab's noch ein anderes Mittel, dachte Madei.

Man mußte ihn überraschen, man mußte über seine Heimlichkeiten kommen! Man mußte ihn treffen, wenn er in dem Schachte, wo die Sulzstube gegraben werden soll, und er an jenem Stein arbeitete, von dem er gesprochen!

Madei ließ den Cenz noch kurze Weile in Ruhe.

Er versuchte zwar noch einmal, den Mann zum Reden zu bringen. Dieser aber schwieg mit seinem abgehärmten Träumergesicht, aus dem nur die dunklen Augen glühten.

In Madei stand es fest, was er von diesem Trotz zu glauben, wie er sich zum eigenen Wohle ferner am besten zu benehmen hatte!

Der nur erst halb ausgehöhlte Raum, in dem Madei arbeitete, lag über einer andern Sulzstube, zu der ein Rutschbaum hinabführte. Es ist dies ein einfacher, starker Balken, der schräg gelehnt, mit dem untern Ende auf den tiefern Boden, mit dem obern an die Wand gestützt wird, zunächst der oberen Ausgangshöhlung des großen Loches oder der Sulzstube, in die der Weg hinunter führen soll. Eine solche Sulzstube wird dann mit Tagwasser, mit den Wellen irgend eines Wasser-

gerinnes, das den Berg herabstürzen will, gefüllt, bis an die Decke. Das reine, klare Wasser leckt an der salzhaltigen Decke des Raumes, lockert sie, und während das ausgewaschene Salz im Wasser gelöst und schwebend bleibt, sinken Erde und Steine zum Grunde. So hebt sich allmälig die Sulzstube von selbst höher, indem die Decke immer mehr zum Grunde sinkt. Röhren leiten dann die Sulz oder Soole hinaus an Stellen, wo der Bergschaffer oder der Hüttenmeister sie prüft, zuerst langsam tröpfeln läßt und entscheidet, ob sie salzhaltig genug und zulangend reichlich gesättigt. Dann, ist dies der Fall, wird die Soole vollends in den „Strenn-Weg" abgelassen, in die gehöhlten Baumstämme, welche meilenweit über Berge und Schluchten, über Brücken und Abgründe, über Quellen und Sturzwasser gelegt sind, bald über, bald unter der Erde. Und sie führen die Soole oder Sulze in ihren Strähnen oder Strängen (Strenn) dem Sudhause entgegen, wo angelangt dieselbe in Pfannen abgekocht, abgedampft und endlich zu Trockensalz gestaltet wird.

Zuweilen findet sich das Salz als Gestein, und es wird einfach gegraben, herausgehauen.

In einer neuangelegten Sulzstube oder Sulzkammer arbeitete also Cenz, von der man zu einer andern, tiefer unten sich hinziehenden gelangen konnte, und zwar mittelst des Rutschbaumes. Dieser ist auf der obern Fläche nur sanft zu einer Rinne gehöhlt, damit der Sitzende weniger schwanke und besser geleitet werde. Einmal hinaufgesetzt, wie ein Reiter in den Sattel, und den Strick, welcher an der Seite hängt, losgelassen und man fährt blitzschnell in die Tiefe, einen Weg, den man sonst mühsam und lange klimmen und steigen müßte!

Cenz arbeitete im Schacht.

Er arbeitete an jener Stelle, von welcher er Madei und seinem Vater heimlich gesagt. Dieser hatte ihn beschworen, nur fein tapfer anzugehen und nicht nachzulassen. Selbst wenn Gestalten ihn warnen sollten und abziehen von dem Goldwege, so soll er recht fest bei der Sache bleiben, und selbst zur Noth, wenn es in der Wehre sein müßte, den Truggestalten an den Leib gehen, wenn er sich zuvor bekreuzt!

Madei, welcher eigentlich an ganz anderem Orte zu arbeiten hatte, kletterte, stieg, schlich mit seinem Grubenlicht zur Stelle, wo Cenz arbeitete.

Er sah ihn, durch den dunklen Raum, von ferne schon an jenem Stein schlagen, von dem er ihm gesagt. Er sah, wie Cenz eifriger als sonst, emsiger arbeitete, als man dies beim gewöhnlichen Salzgraben thut. Er sah, wie dieser abschlug und prüfte. Er sah ein freudiges Erregen in dem Blicke desselben, in seiner Geberde, in seinem Starren. Er glaubte zu sehen, wie Cenz etwas Abgeschlagenes barg und in sein Kleid verhüllte.

„Cenz!" — rief jetzt plötzlich Madei in der schauerlichen Stille der Grubennacht im Berge.

Cenz wendete sich um.

„Cenz! gieb her! was Du hast!"

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ rief Cenz und bekreuzte sich.

„Alle guten Geister!“ rief auch Madei.

„Bist Du Madei?“

„Ja! Und gieb das Gold her, das Du hast. Gieb das Gold!“ Dabei griff er an die Brust Cenz's.

„Dir nicht und Dir nimmermehr!“

„Du giebst's!“ rief jetzt der erhitzte, der jach aufbrausende und jähzornige, auch habsüchtige Madei. „Du mußt!“

Er faßte ihn am Leibe, und der trutzige Cenz wehrte sich.

Der rasche Madei war mehr aufgeflammt, als er gewollt. Habsucht und herausfordernde Rechthaberei loderten in des Leichtfertigen, Heißblütigen Brust im Augenblicke auf. Die Männer, die sich einmal erfaßt hatten, erhitzten sich im Ringen, im Balgen und Kampfe. Sie kamen dem Loche nahe, das die Tiefe, die Sulzstube unten öffnete.

Cenz erkannte die Gefahr und wollte abbeugen.

Da strauchelte er über einen Stein — und Madei, der sich ganz vergriffen in ihn hatte, stürzte mit ihm, über ihn.

„Fort! — von der Tiefe!“ — stöhnte Cenz.

Madei fühlte, daß er derselben nahe war und nur durch einen Ruck sich retten könnte, welcher Cenz nach vorne warf, ihn aber zurück. — Er schleuderte Cenz mit den Händen und einem Fußstoß von sich. — Dieser hatte sich aber an die Jacke seines Peinigers geklammert — er fiel durch die Oeffnung in die Tiefe — er schlug auf den Rutschbaum und umklammerte ihn — er hing. — Madei war in die Luft gefallen — der Stoß, welchen er Cenz gab, schleuderte ihn im Rückstoße selbst weiter von der Stelle — er schrie: „Jesus Maria und Joseph!“ — dann ein dumpfer Fall — dann Schweigen. —

Cenz klammerte sich endlich mit den umschlingenden Füßen am Rutschbaum wie ein Kletterer — er wollte nicht hinab, er strebte halbbewußt nach der Höhe — er griff nach dem zur Seite hängenden, dem Rutschbaum sich entlang streckenden Strick — er zog sich empor und athmete wieder .... doch nur in einem andern dumpfen, von seinem Grubenlicht nur auf kürzester Strecke matt erhellten Schacht.

Er setzte sich vorerst nieder. Er wischte den reichlich ausbrechenden Schweiß von Stirn und Nacken. Er fühlte ein Zittern durch alle Glieder. Seine Knice schwankten, Alles an ihm bebte. Er spürte, wie die Hand, welche mit dem Tuche über das Gesicht fuhr, kaum mit demselben nach der Stirn und geradewegs an eine Stelle gelangen konnte Trotz des Schweißes fieberte er bald. Er fühlte, wie sich die erkalteten Tropfen, das kaltnasse Gewand, gleich Eis an seinen Körper legten. Er lehnte sich zurück, an den Stein, wo er gearbeitet hatte. Er schloß die Augen — und Thränen lösten sich. Er hätte sterben mögen, nachdem er eben sein Leben gerettet!

Die Freundschaft, die Liebe gebrochen, das Herz dazu
Und das Gold?

War es Gold, was er gefunden?

Und durfte er dies jetzt sagen, dort oben, dem Hütten- oder dem Bergmeister? Durfte er erzählen, was er mit Madei vorgehabt und wie sie zusammengekommen?

Durfte er sagen, daß er Madei hinabgeschleudert?

Wo ist er?

Ja, wo ist Madei — lebt er?

Er erhob sich von seinem Stein. Er ging schwanken, wankenden Schrittes, bebenden Herzens, mit seiner Grubenlampe an die Stelle, an das Loch hin.

Er leuchtete hinab.

Als ob er mit diesem Lichte die Tiefe zu erhellen vermöchte! Vergebliches Thun!

Er legte sich auf den Boden, horchte hinab.

Kein Seufzer, kein Ton, kein Regen und Rühren ließ sich vernehmen. Nur einzelne Wassertropfen sickerten auf den Stein und gaben von Secunde zu Secunde ein leises, kurzes Plätschern.

Cenz wollte rufen.

Die geschnürte Kehle versagte ihm.

Endlich faßte er so weit Kraft und Muth, daß er hinabrief, mehr tonlos hinabhauchte: „Madei . . . Madei!"

Die alte Stille und die einzelnen Tropfen, welche wie Thränen fielen, machten sich allein bemerkbar.

„Todt?" sagte sich Cenz und rang die Hände.

„Todt!" antwortete er sich, nach einer kurzen Stille und Weile, verdeckte mit einer Hand die Augen und blieb so, steif und starr stehen.

Der Frost schüttelte ihn wieder.

Er erwachte nun vollends aus seinen Träumen.

Was thun?

Madei war nicht in diesen Schacht vom Steiger und Vormeister commandirt. Er ging allein seiner Wege, und sicherlich ohne daß die Anderen wußten wohin. Er wird sich gehütet haben, zu sagen, was er mit ihm, dem Cenz, vorhatte und wozu er, ja, daß er überhaupt ihn beim geheimen Thun überraschen wollte.

Madei war verschwunden — Niemand wußte also wohin — er sollte verschwunden bleiben!

Kein Wörtchen aus Cenz's Munde sollte sein Kommen und sein Bleiben verrathen.

Wird er gefunden dereinst — morgen — wann immer — so lautet die Rede: Er ist gestürzt! Er ging allein, wer hieß es ihn — er war todt und hatte sich selbst verfallen!

So war Cenzen's Entschluß.

Er berührte im Bewegen unwillkürlich den naheliegenden Hammer mit der Hand. Er nahm ihn auf und wollte arbeiten. Aber der Arm war zu schwer, er versagte den Dienst. Auch ward es dem Mann jetzt zu dumpf, zu eng, zu erdrückend, von allen Seiten um ihn und über ihm

sich schließend, fast heranrückend, zu finster ringsum, er wollte Licht, Luft — in die Freiheit!

Er hörte Tritte in einem nahen Schacht. Ein Salzgräber verließ also seine Arbeit — es mußte die Zeit weit vorgerückt und die Schicht zu Ende sein.

Wie die Zeit ungeahnt verrann!

Er nahm die Lampe und schloß sich den Hinausgehenden an, die von mehreren Seiten mit ihren Lichtlein durch die Dunkelheit herankamen.

Die hereinschreitenden Arbeiter mit ihren Grubenlampen begegneten ihnen und begrüßten sie: „Glückauf!“

„Glückauf!“ wiederholte sich der blasse Cenz im Innern. Gab's für ihn noch ein Glück?

Jetzt gab es nur vorerst für ihn ein Streben nach Luft und Licht. Die enge, finstere, modrigfeuchte Gasse des Stollens war für ihn nur ein verlängerter schwarzer Sarg!

Nie noch sah er so eifrig nach dem Stern aus der Ferne, welcher eigentlich das Tageslicht war, nie noch blitzte derselbe ihm so in's Herz, fühlte er das veränderliche, sich ausbreitende Farbenspiel von außen und vom Himmel mit solcher Macht auf ihn dringen, erlösend; — er fühlte es fast wie einen Ton, wie einen hellen, sich ausweitenden Schrei — da doch seine Brust und sein Mund verhalten waren!

Als es hell und weiß vor ihm lag, als er die Stollenwände bereits grau sah, als er das Grün des nächsten Hochwaldes gegenüber, als er endlich den blauen, weißgewölkten Himmel erblickte; — er hätte mögen hinsinken vor der Stollenwölbung und dies schon für eine Erlösung betrachten!

Er ging in's Knechthaus. Aber er konnte nicht ruhen und schlafen. Ihm war's, als müßte er aus umschließenden Wänden fliehen. Er suchte nur immer den Himmel, als müßte er sich mit diesem vertrauter machen, als könnten ihn Luft und Licht und Aufblick und Freiheit nimmer verlassen, zu denen er so hielt, an die er sich anschloß mit allen Fäden und Klammern und Begehren seiner Seele!

Still war er früher, fast stumm ward er jetzt. Jedoch nur auf Zeit und Weile. Manchesmal drängte es ihn, als könnte er nicht genug rasch und viel schwätzen mit irgend einem Menschen. Dann aber hielt er ein, versank er wieder in sich, und man achtete nicht des altgewohnten Träumers.

Den Madei vermißte man nicht so rasch. Er konnte vom Schacht heimgegangen sein, vom Meister zu irgend einem Botenamt verwendet. Man frug in den ersten Stunden um ihn, dann kümmerte sich Jeder um seine eigenen Sachen, des Einen ward im allgemeinen Thun nicht gedacht.

Tage vergingen.

Da kam der Bergschaffer einmal und sagte: „Ich weiß nicht, was das sein mag; aus der Röhre, die von dem Mittelschacht heraufführt, geht die Sulz so langsam, und dann stockt sie zuweilen ganz. Es muß ein

Schaden dort sein; es muß die Leitung irgendwas verlegt haben. Der Steiger soll seine Leute austheilen und allseits nachsehen lassen!"

Der Steiger kam, vertheilte seine Leute, strich mit ihnen selbst herum, und beauftragte den Einen da, den Andern dort hinabzusteigen, zu leuchten und zu untersuchen.

Auch den Cenz nahm er mit zu diesem Wege und zu dieser Arbeit.

Der Cenz war ein fleißiger, ein guter Knapp, man konnte sich auf ihn verlassen. Und als der Steiger ihm die Stelle bezeichnet hatte, wohin er sich verfügen müsse, verließ er ihn, um weitere Anordnungen zu treffen.

Cenz ging in eine große, weite Kammer. Sie lag unter jenem Stollen, in dem er kürzlich gearbeitet hatte. Mündung fügte sich an Mündung, damit man hinauf und hinab gelange. Die Stube oder Kammer, oder die Halle (denn sie war weit genug, so genannt zu werden), hatte nunmehr eine Art See in einem Theile, zu dem es ein- und von dem es wieder abfloß.

Cenz streckte seine Lampe vor, umging den Rand . . . ha! da lag ein Körper — da starrte ihn dessen Gesicht an — geballt hatte er die Fäuste, die Augen offen — Cenz that einen Schrei, ließ die Lampe fallen und verhielt sich das Gesicht vor dem entsetzlichen Anblick des Todten!

Cenz trat zurück und wollte fliehen. Aber er stieß den eiligen eigenen Leib bald an die finsteren Wände — er kehrte um, es gab selbst kein Verbergen ohne die Grubenlampe vorerst. — Er bückte sich um sie, er mußte fast unwillkürlich den todten Körper berühren — dieser schwamm im See und wendete sich, bewegte sich bei der Berührung — Cenz lief im Entsetzen davon!

Er klomm die Leiter hinauf und dann wieder eine — er wollte, fast ohne recht zu wissen, was er that, mehr im Geiz- und Rettungs-Triebe, nach dem Stein, von dem er alle Lösung und Beglückung hoffte; er eilte jedoch nur mit einem sehnsüchtigen Blick daran vorbei, er mußte vorbei, er lief eilig zu dem Schacht hinaus — er meldete, daß er abgestürztes Erdreich gefunden und weggeräumt, man möge nimmer um die Stelle suchen; — die Röhre floß wieder!

Er aber hatte innerlich keine Ruhe, er mußte fort, fort! Ihn trieb es, ihn duldete es nirgends mehr, hier nicht länger!

Er ging auch nicht heim. Er wollte den siechen Vater und die schlechte Hütte nicht sehen. Ihm war nur mehr eine Stelle genehm und sehnsuchtweckend, jene am Stein, am wunderbaren, erlösenden Stein, welcher sein Gold barg, welchen er wegräumen mußte, um vollends zu jenen Schätzen, jenen geträumten Schätzen für sich und die Seinen zu gelangen!

Es war kein ruhiges Sinnen mehr, es war wol Wahnwitz, welcher sich vollends seiner bemächtigte.

Aus aller Trübsal, aus allem Elend und Gewissensleid sollte ihn Gold, Gold erretten!

Ha, dort lag es! Die Anzeigen trügen nicht! Sein Vater lehrte sie ihm, sagte sie ihm — des blitzenden, blinkenden Steines wegen hatte er den Madei erschlagen!

Erschlagen den Madei?

Hatte nicht dieser ihm an's Leben gewollt?

Hatte nicht dieser ihn zuerst gepackt?

Es war Nothwehr, Zufall! Und seine Heidl hatte er ihm genommen!

War Heidl wirklich genommen? — Nur verführt, umschwärmt, verwirrt gemacht! Noch stand jene lichte Alpe, noch ragte sie unter Gottes Sonnenschein zum Himmel, und die stille, sanft läutende Heerde umgiebt sie auf dem grünen Rasen, hoch über aller andern Menschenwelt!

Dort hinauf wollte Cenz. Ueber den See empor und emporsteigen, ihn tief unter sich lassen, auch den Salzberg in der Ferne, und ihr, der Heidl, in der stillen Hütte sagen: „Da, Heidl, ist Gold! viel Gold! Alle Schätze gebe ich Dir, komm mit mir, sei mein — komm zum Vater, oder wir gehen zusammen in ferne Lande, und eine Alpe, so schön wie das Paradies, soll einzig Dein sein!"

So schwärmte er sich im Geheim vor, so trieben ihm die wüsten, wirren Sinne im Innern umher.

Er schlief nicht, er lag nur kurze Zeit auf dem Grate und meldete sich zur Arbeit. Er wachte und grub, er grub und wachte.

Das bleiche Gesicht ward bleicher. Die dunkel glühenden Augen wurden schwärzer und leuchtender.

Wer kümmerte sich um den armen, stillen Knecht? Sind der stillen, unter der Erde alt und blaß gewordenen Knechte doch so viele in den Berg- und Salzwerken! Die Mühseligkeit macht still, die Eintönigkeit des Lebens giebt der Worte nicht viele.

Cenz arbeitete und häufte die Steine, in denen er ein Glimmerchen, ein glänzend Plättchen fand.

Er arbeitete und ging nicht heim und lebte kärglichst, sparte die Portionen auf's Doppelte, aß selbst nur einige Bissen harten, schwarzen Brodes.

Aber der alte, sieche Vater unten in der Hütte kümmerte sich. Als Cenz zum ersten Mal nicht heim kam, frug er die Anderen. Sie sagten ihm, Cenz sei oben wohl und arbeite. Er beschwichtigte sich.

Als aber Cenz zum zweiten Mal nicht heimkam, frug der Alte nicht wieder. Er nahm den Stock und ging den sich schlängelnden Weg empor, zum Salzwerk hinauf.

Lange ging er, beschwerlich war der Weg.

Er keuchte und setzte sich oft.

Maß mit den Blicken immer wieder, wie weit er habe.

Und immer sah er noch den Rudolfsthurm weit und ferne über sich.

Ach, er dachte, wie er da einst frisch gewandelt, als Bub hinaufgehüpft, als Bergarbeiter und Häuer oder Salzgräber ein Mannesalter lang hinaufgegangen, sein Brod verdienen, in Sturm und Wetter, im

Sonnen- und Sternenschein — und jetzt ... er bewegte sich so mühselig ... sollte es das letzte Mal sein, daß er ging?

Oben waren Gräber, unten lagen sie an der Kirche; überall auf Erden Gräber — das Alter sieht diese ringsum und fast nur diese allein mehr!

Der greise Mann stieg bereits die in den Fels gehauenen Stufen hoch oben empor, die sich zwischen einem Geländer und einem wild rasenden, abwärts schäumenden Wasser in rauher, zerrissener Kluft hinzieht; dann wendete er zum Knechthause und frug um Cenz.

Dieser war in der Grube.

Es hieß, er mache heute doppelte Schicht und wäre also noch viele Stunden lang nicht zu sehen.

Der Alte mochte nicht müßig sitzen und die Zeit verbringen. Er wollte Cenz sehen und sprechen.

Er machte sich also auf und wollte in den Schacht hinein.

Er war jetzt seit so vielen Jahren nicht darinnen gewesen. Er wollte ihn einmal wieder und doch als alter Salzgräber vielleicht zum letzten Male sehen. Er käme nimmer wieder!

Er nahm eine Grubenlampe bei der Hütte am Stollen.

Er ging hinein, er kannte die Wege!

Er hörte noch am Eingang beim Stollenhause reden, daß man eine schadhafte Stelle suche; eine Röhre, die erst kürzlich schlecht floß, stocke abermals.

Er drang vorwärts.

Und die alte, schaurige Umgebung stimmte ihn düster. Er athmete die letzten Tage doch im Lichte, er hatte die besten Jahre hier, wie ein elender Wurm, in der Erde gegraben und gegraben!

Cenz hatte gehört, man suche die Ursache des Schadens an der Röhre. Eine Verwirrung seiner Sinne, ein stiller Wahnsinn bemächtigte sich seiner.

Er grub an der verheißenden, gleißenden Stelle. Er sah nur Glanz und in den Splittern Schimmer, wo kaum einer, — oder nur vom Quarz und Glimmer war.

Jetzt glänzte es vor ihm auf!

Er hieb in den Stein hinein, als müßte er den Berg erschüttern, er glaubte sich seinem Ziele näher, er sah im Wahne die Schätze vor sich!

Der Vater drang mit seiner Lampe vorwärts und rief ihn an.

Cenz hörte nicht.

Der Alte schritt näher und rief wieder.

Cenz wendete sich um und sah ein Licht mit einer bekannten Gestalt herankommen — die doch ferne, in der Hütte am See unten sein mußte.

Die Nebel machten die Umrisse der Gestalt noch seltsamer, verschwommen, verzerrt. Und doch blieb sie, trotz alles Schwankenden und der wogenden Umrisse im Kerne doch immer dieselbe!

„Ha, ein Gespenst, ein Trugbild, das mich um mein Gold bringen will!“ rief er im Innern auf.

In seinem Gehirn lebten die Gespensterſagen und der Aberglaube seines Vaters empor.

Jetzt dünkte er sich erst recht am Ziele, jetzt glaubte er alle Vorhersagung eingetroffen, an das Gold fest, weil er an die Truggestalt vor sich um so eher glaubte.

Er rief: „Gespenst, hinweg von mir!“

Der Vater rief: „Cenz! Cenz! Ich bin's, Dein Vater!“ und faßte ihn an.

Cenz dachte an Madei und den Mord.

Wie Jener ihn erfaßte!

Er hob den Spaten und wollte schlagen.

Der Vater fiel ihm in den Arm.

Cenz ließ den Spaten fallen und griff nach des Alten Leib, an dessen Kehle!

„Alle guten Geister! . . .“

Der Greis schrie und fiel zu Boden. Cenz fiel mit ihm im schlüpfrigen Grunde — Beide schrieen sie — Entsetzen und Wahnsinn stießen ihre markdurchschütternden Rufe aus!

Heute war es lebhafter im Bergwerk als sonst. Die Leute waren nach dieser Seite geschickt, um die schadhafte Stelle zu finden und zu lösen.

Von allen Seiten eilte man mit den Grubenlichtern herbei — man entwirrte den lebenden Menschenknäuel — man hielt die Beiden auseinander und suchte über ihr Thun klar zu werden.

Der Greis stöhnte und keuchte.

Cenz blickte stier und wahnsinnig, er sprach wirre Reden.

Und wie sie die Beiden nach einer größeren Halle geführt, den Alten mehr gehoben und getragen hatten, nach einer Stelle, wo der Karren zur Grubenfahrt stand, da sprang Cenz plötzlich vorwärts, warf sich auf den ersten Karren, gab ihm einen Stoß und rollte auf der abschüssigen Bahn wie mit Dampf, wie ein Blitz vorwärts, zum Tage und unter den Himmel hinaus.

Der Steiger und mehrere Bergknechte, den Alten in ihrer Mitte, bemächtigten sich rasch des zweiten größeren Karrens und trieben ihn mit Stangenstößen nach, zur eiligsten, eben so raschen Ausfahrt.

Sie langten noch gerade recht an, um zu sehen, wie Cenz an dem Schachthause vorüberlief, den Weg entlang und über den Rasen dahin, zu einem Felsenrande nächst dem Rudolfsthurm, von welchem er . . . sich hinabschleuderte . . . hinabsprang auf die nächste ungeheure Felsenstufe — dem See tief unten entgegen — dem schweigsamen, stillen See, der heraufblitzte und den Wolkenhimmel spiegelte. —

Der Alte war krank. Tief und schwer seufzte er auf dem Lager, zu dem man ihn hinabgebracht.

Ach, er hatte den Sohn selbst die Märchen gelehrt, den Wahn vom Golde in Herz und Gehirn geträufelt!

Heidl kam im Herbste, als sie von der Alpe abgetrieben hatte, der erste Schnee oben lag, und pflegte den Vater des Cenz.

Und sie? Heidl?

Ueber zwei Jahre kam wieder ein Schiff mit lustiger Musik und Hochzeit, und sie war die Braut.

Als ob über Gold und Dirnen nicht der Burschen viele stürben, sich verderben, erschießen, erschlagen würden!

Gold und Liebe, die zwei bewegendsten Träume und Leidenschaftsursachen in der Welt!

Die Mädchen lieben nicht Alle, von denen sie geliebt werden. Heidl wurde eine treue Gattin, sprach ihre Vaterunser an den Gräbern, und sie war eine tüchtige Hauserin inmitten ihrer Kinder.

Sie graben Salz, jauchzen über den See und auf den Alpen und zeugen wieder Aelpler und Salzgräber; — die Welt ist kugelrund, und die Alpen sind doch nur Sandkörner, die Seen halbvertrocknete Tropfen darauf.

Wäre sie nicht schön, trotzdem?

Wer mag nicht heiter sein darauf, trotzdem?

Die Mühle.

(Zu dem Bilde von Keßler.)

In einem kühlen Grunde — das alte liebe Lied,
Das oft zu stiller Stunde mir durch die Seele zieht,
Zum, ach, wievielten Male erklingt es, nun der Pfad
Mich wieder führt zum Thale, da geht ein Mühlenrad!

Mein Liebchen ist verschwunden, das, ach, vor manchem Jahr,
Als wir uns hier gefunden, mir treu gewogen war.
Ich hab' umsonst geworben; im Qualm der großen Stadt
Ist all' das Glück gestorben, das hier gewohnet hat.

Ich möcht' als Spielmann reisen und wandern immerzu,
Um Dich im Lied zu preisen, einsame Mühle Du.
So trüg' ich laute Kunde vom stillen Müllerhaus
Aus diesem kühlen Grunde weit in die Welt hinaus.

Hermann Grieben.

Die Secten Amerika's.

Von **Fr. Kreyßig.**

Das religiöse Leben der Vereinigten Staaten hat sich bekanntlich nicht weniger selbstständig und eigenartig entwickelt, als die politischen und socialen Verhältnisse der Republik. Von den eleganten episkopalen Kirchen mit ihren für theures Geld ermietheten oder erkauften Sitzen bis zu den tollen Scenen der Methodisten-Versammlungen und der Camp-Meetings; von der klösterlichen Zucht der neu-engländischen Sonntagsfeier bis zu den Zügellosigkeiten der Mormonen-Harems und der Gesellschafts-Halle von Oneida-Creek; von dem religionslosen Staate und der confessionslosen öffentlichen Schule, bis zu den sonntäglichen Katechisationen, in welchen hervorragende Politiker, Generale, Advocaten, Geschäftsleute den Kindern ihrer Gemeinde den Katechismus auslegen, steht der Europäer, besonders der Deutsche, hier vor lauter Räthseln.

Es war ein stolzes Wort, in welchem William Draper kürzlich für Amerika die Aufgabe in Anspruch nahm, fortan durch Sittlichkeit und Intelligenz die Culturarbeit weiter zu führen, an welcher der Religions-Staat der alten Welt vergeblich seine Kräfte versucht habe. Die amerikanische Verfassungsurkunde mit ihrer gründlich durchgeführten Trennung von Kirche und Staat, die neu-englische Volksschule mit ihrer Ausschließung jedes confessionellen Religionsunterrichts scheint für diese Auffassung zu sprechen, und schwerlich dürfte sie durch den Umstand widerlegt werden, daß die Städte und Landschaften dieser „religionslosen" Republik mit Kirchen übersät sind, daß die Geistlichen dieser Kirchen im Ganzen besser gestellt sind, als ihre europäischen Amtsgenossen, daß man sie überall als wahre Vertrauensmänner des Publikums an der Spitze geistiger gemeinnütziger Unternehmungen sieht, und daß Amerika für christliche Liebeswerke mehr Geld übrig hat, als, England ausgenommen, irgend ein Land der Welt. Diese Dinge bestärken uns vielmehr nur in der trostreichen Ueberzeugung, daß echte Bildung auch dem religiösen Leben stets zu Gute kommt und daß wahre Religiosität, wie andere gute Dinge, am besten in Freiheit gedeiht. Auf der andern Seite haben wir auch nicht die Absicht, Schroffheiten und unerfreuliche Züge des amerikanischen Kirchenwesens, wie die weltlich-vornehme Ausschließlichkeit der Episkopalen, den hochgespannten Zelotismus der Methodisten und Baptisten gegen die Lobredner amerikanischer Aufklärung und Bildung gar zu scharf zu betonen. Diese Dinge sind, sammt der berüchtigten Sonntagsfeier, bekanntlich nicht amerikanischen, sondern europäischen, englischen Ursprungs, eine von der alten Welt angetretene Erbschaft. Höchstens

treten sie jenseits des Meeres markirter auf, dem ungestümeren, volleren Zuge des ganzen amerikanischen Lebens entsprechend. Es giebt aber andere Symptome neuamerikanischen Lebens, gegen welche die Draper'sche Bildungstheorie auf den ersten Blick einen schwerern Stand haben möchte, und bei welchen wir mit europäischen Vorstellungen und Erinnerungen nicht recht mehr auskommen: wenigstens müssen wir weit zurückgehen, in die Krisen des Zeitalters der Kreuzzüge, um jenen Massenausbrüchen religiösen Wahnsinns zu begegnen, wie sie in den amerikanischen Revivals sich vor den erstaunten Augen des neunzehnten Jahrhunderts vollziehen: und die chronischen religiösen Krankheiten, welche aus diesen Fieberanfällen sich entwickelt haben oder ihnen doch zur Seite gehen, scheinen zum Theil geradezu auf die schlimmsten Symptome des Zersetzungsprocesses der antik-heidnischen Welt zurückzuführen. Der äußere Verlauf jener „Erweckungen", welche periodisch, in der Regel in dem halbcultivirten Westen beginnend, das geistige Leben der Yankee-Bevölkerung erschüttern, ist jedem Leser amerikanischer Reisebeschreibungen bekannt. Eine lebendige Schilderung giebt Hepworth Dixon in dem mehrfach citirten Werke, „New-America", nach eigener Anschauung. „Es mag fünf Uhr sein, an einem stillen Octobernachmittage, wenn Myriaden gelber Blumen und rother Moose auf dem Rasen leuchten, wenn die Blätter der Eiche und der Platane sich bräunen, wenn der Ahorn hellroth glänzt und der Hickory goldig schimmert. Zwischen den Wurzeln und Stämmen der Bäume, unter summenden Insecten und zwitschernden Vögeln, erhebt sich eine Menge Buden und Zelte von seltsamem, aber freundlichen Anblick: denn während dieses Lager religiöser Eiferer den Wohnungen eines Araber- oder eines Indianerstammes sehr ähnlich sieht, hat es Erscheinungen, welche Auge und Ohr an die Scenen eines englischen Jahrmarkts oder einer irischen Leichenwache erinnern. Karren und Wagen sind abgespannt, die Pferde streifen, Gras suchend, im Wiesengrund umher. In einem Dutzend großer Buden sitzen essende, trinkende, rauchende Männer. Manche Bursche spielen, manche lagern auf dem Rasen, machen Feuer an, kochen Essen, schneiden Fichtenäste ab, während Mädchen Wasser holen. — Unterdessen steht mitten im Lager ein bleicher Mann auf einem Baumstumpf und schreit und brüllt zu einer erhitzten Menge von Hörern, meistens Farmer und Farmersfrauen, neben ihnen einige grotesk geputzte Neger und bemalte und befiederte Rothhäute, Alle ebenso erhitzt wie der Redner, Theilnehmer seines Eifers und Nährer seines Feuers. Bald werden seine Perioden durch Aufschreien und Schluchzen unterbrochen, Gekreisch und Stöhnen antwortet seinen Schilderungen der ewigen Verdammniß; ohne Pause tobt er, einen Orkan von Worten und Gebrüll loslassend, während die Männer um ihn sitzen, blaß und still, zitternd und todtenbleich, mit gepreßten Lippen, mit gefalteten Händen, voll Entsetzen und Verzweiflung über ihre Sünden. Die Frauen aber stürmen wild durch's Lager, erheben ihre Arme, stöhnen ihre Bekenntnisse hervor, werfen sich zur Erde in plötzlichen Ohnmachten, mit rollenden Augen und schäumendem Munde. Die starren Indianer sehen mit

Verachtung auf diese Erbärmlichkeiten der „bleichen Squaws" hinab, und die Neger beginnen zu jauchzen, brechen in krampfhaft entzücktes Rufen aus: „Glory, Glory, Halleluja!"

„Manche Theilnehmer werden krank und sterben auf der Stelle. Alle Leidenschaften sind los. Arzt, Richter und Advocaten bekommen bald zu thun. Es giebt Streit, Kämpfe. Dann, nach einer Woche, einem Monat beginnt das religiöse Feuer zu sinken. Das Bowiemesser, das rohe Lachen bekommt die Oberhand. Die Menge lichtet sich und nichts bleibt endlich zurück, als verkohlte Baumstämme, ein entweihter Wald und einige frische Gräber."

In diesen wüsten Tumulten aber hat der Herr seine Ernte gehalten. Alle extremen Secten recrutiren sich aus den Revivals. Selbst der Mormonismus führt sich auf einen solchen religiösen Krampf- oder Fieberanfall der amerikanischen Gesellschaft zurück, und bei Betrachtung dieser Krankheitsablagerungen wird es dem Freund des amerikanischen Volkes bänglicher zu Muthe, als bei den tollen Ausbrüchen des Paroxismus selbst.

Vor Allem: Die amerikanischen Secten vertreten im Allgemeinen keineswegs, gleich den meisten Heterodoxien der alten Welt, Verirrungen des in das Unfaßbare sich grübelnd versenkenden Verstandes (wie man das von den ewig rechnenden „Dollaranbetern" vielleicht erwarten möchte), sondern weit eher eine gewaltsame Reaction der Phantasie (und oft genug geradezu mit einem bedenklichen, grobsinnlichen Zuge) gegen die ausschließliche Macht des Gedankens. Wenn irgendwo, so gewinnen auf diesem Gebiete hie und da jene Anklagen der „Ver-Indianerung", der Ausartung der kaukasischen Race auf dem westlichen Continent, einen Schein von Wahrheit. Der rothe Mann lebt bekanntlich in beständigem Verkehr mit unzähligen Geistern. Sie umschweben ihn in Wald und Prärie, sprechen zu ihm aus dem Donner des Wasserfalls und aus dem Brausen des See's, sie ruft er zu Hülfe auf dem Kriegspfad und auf der Jagd, und wenn er krank wird, so sind sie es, gegen die ihn der „Medizinmann" vertheidigt. Nun hat der kluge, starke Yankee die Wälder gefällt, die Wildniß ihres Zaubers entkleidet. Die Manitou's sind mit ihren rothen Kindern vor der Axt und der Locomotive entflohen. Aber sollte man nicht glauben, sie wären im Begriff, nun ihrerseits die stolzen, bleichen Gesichter zu unterwerfen, wenn man von gewissen märchenhaften Vorgängen liest, welche drüben gegenwärtig in Zeitungen und Versammlungen besprochen werden, als wären sie selbstverständliche, alltägliche Dinge? Nur freilich, daß die Naturgeister des amerikanischen Urwaldes bei ihrer Einbürgerung unter den puritanischen Yankees eben an Poesie nicht gewonnen haben.

Gegen drei Millionen Amerikaner nehmen gegenwärtig bereits mehr oder weniger Antheil an den Gnadenwirkungen des hellsehend machenden Wundergeistes, den Mutter Ann Lee, die Prophetin der Shaker-Gemeinde, in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts dem Schuster Andrew Davis und den Schwestern Kate Fox und Carolina

Fox in Poughkeeprie mittheilte. Nicht einmal die Methodisten (die stärkste amerikanische Religionsgemeinschaft) zählen so viele Mitglieder. Die Spiritualisten (Geisterseher), in Neu-England am stärksten vertreten, sind über die ganze Union und in allen Classen und Ständen verbreitet. Sie zählen Generale und Staatsmänner zu den Ihrigen, nicht nur Wunderdoctoren und Humbugmacher. Sie geben Journale heraus, halten zahlreich besuchte Versammlungen und lassen es dabei an Resolutionen nicht fehlen. Ihre Lehre geht dahin, daß eine neue, unmittelbare, so zu sagen, handgreifliche Offenbarung der übersinnlichen Welt fortan die alten Kirchen mit ihren historischen Ueberlieferungen ersetzen werde. Ihre „Mediums" verkehren mit den Geistern der Abgeschiedenen und mit den himmlischen Heerschaaren wie mit Ihresgleichen. Im Jahre 1864, mitten im Kriegslärm, hielten sie einen Congreß in Chicago, 1865 einen andern in Philadelphia; 1866 kamen sie in Providence (Rhode-Island) zusammen, wo achtzehn Staaten und Territorien durch gehörig beglaubigte Abgeordnete (meist Damen) vertreten waren. Die Eröffnungsrede richtete sich nicht nur an die sichtbare, sondern auch an die unsichtbare Versammlung, d. h. an die anwesenden Seelen verstorbener Glaubensgenossen. Die Resolutionen gingen nicht nur auf Errichtung spiritualistischer Lyceen und Förderung der spiritualistischen Presse, sondern auch — auf Abschaffung des Tabaks und der starken Getränke, denn im Verkehr mit den Geistern spielt der schönere, diesen Genüssen abholde Theil der Gesellschaft selbstverständlich weitaus die hervorragende Rolle.

Die vielbesprochenen Shakers bilden eine besondere spiritualistische Secte, und zwar, wie schon angedeutet, ist die ganze seltsame Bewegung ursprünglich von ihnen ausgegangen. Mutter Ann Lee, die Grobschmiedstochter aus Manchester, welche 1780 mit sieben Gesinnungsgenossen (fünf Männern und zwei Frauen) den amerikanischen Boden betrat, ist ihre Prophetin. Grund und Mittelpunkt ihrer Lehre ist die Verkündigung, daß die Weissagungen der Propheten nunmehr erfüllt sind, daß unmittelbarer, persönlicher Verkehr mit Gott für die Auserwählten fortan jeden Zwang des Gesetzes aufhebt. Engel und abgeschiedene Seelen sind ihre stete Gesellschaft; mitten unter den Geschäften des Tages, selbst in Gegenwart Ungläubiger, geben sie dem Verkehr mit den Geistern nicht selten in plötzlicher, starrer Extase sich hin. Nicht anders betrachten sich die Perfectionists und Bible-Communists, als eine durch täglich neue Offenbarung von Gott selbst geleitete Gemeinde, und derselbe Grundzug der gegen den Gedanken rebellirenden Einbildungskraft, mit mehr oder weniger grob-sinnlicher Färbung, ist in der Lehre der Mormonen deutlich genug zu verfolgen. Das von den Engeln geschriebene Buch Mormon stellt sich den himmlischen Reiseberichten der Mediums würdig zur Seite, und ihre Lehre von der körperlichen Person Gottes, von den ebenfalls körperlichen Untergöttern und Engeln, ehemaligen Menschen, endlich von den uns umschwebenden, auf die Bekleidung mit einer körperlichen Hülle (durch die Geburt) noch wartenden Geistern ist nur ein für besondere Zwecke zurecht gemachter Spiritualismus.

Das Bedenklichste ist bei dem Allen, daß man in diesen Bacchanalien einer der Zucht des Gedankens entlaufenen Phantasie sich keineswegs auf theoretischem Gebiete hält. Sinnlichkeit, positive wie negative, Genußsucht und Askese, spielt in dem ganzen Treiben eine nur zu praktische Rolle. Am wenigsten ist noch gegen das harmlose protestantische Mönch- und Nonnenthum der Shakers zu sagen. Hamlet's Wort: „Ich habe keine Lust am Manne — und am Weibe auch nicht" — wird in einer, von allen Genuß- und Folter-Instrumenten der Civilisation bearbeiteten Gesellschaft immer seine Bekenner finden. Aber schon für das Treiben der Perfectionisten-Colonie in Oneida-Creek hat die alte Welt kein Seitenstück aufzuweisen. Was die St. Simonisten nur träumten, das haben diese nüchternen Yankees zur Wirklichkeit gemacht: eine Gemeinde von mehr als dreihundert Personen, Männer und Frauen, bildet in der verwegensten Bedeutung des Wortes eine Familie und lebt dabei friedfertig und in blühendem, selbsterworbenen Wohlstande! Und nun gar die Mormonen! Wie ein orientalisches Märchen muthete es uns an, als die erste Kunde zu uns herüber drang von dieser Gemeinschaft freier, aus einer protestantischen und republikanischen Gesellschaft, zum großen Theil aus dem Kern Neu-Englands hervorgegangener Menschen, welche die härteste Form der Priesterherrschaft unter sich einführten und durch eine verschärfte und verschlimmerte Form der Polygamie, d. h. durch eine Polygamie ohne verschlossene Harems, unter mehr oder weniger fanatischer Zustimmung der Frauen, der Grundlage aller europäischen Cultur, den Absagebrief schrieben! Jetzt ist die Sache kein Scherz mehr. Die Krankheit hat nachgerade ein Stadium erreicht, in welchem die Heilung, und wäre es durch eine schmerzhafte Operation, ohne Gefahr für den ganzen socialen Organismus nicht mehr lange verzögert werden darf, und wahrscheinlich wäre diese Heilung auch schon erfolgt, wenn ein besonderer, echt amerikanischer Zug des transatlantischen Sectenwesens nicht gerade hier in besonders bestechender Form sich entwickelt hätte. Wir meinen jenen eminent practischen und thatkräftigen Geist der amerikanischen Gesellschaft, der sich selbst in ihren Fieberanfällen nicht verleugnet, und der den Menschenkenner über die Bedeutung aller dieser Verirrungen für die Zukunft der großen Republik wesentlich beruhigen muß. Diese Leute mögen der erhitzten Phantasie und einer in Freiheit und materiellem Gedeihen groß gezogenen Sinnlichkeit noch so rücksichtslos den Zügel schießen lassen: kaum berühren sie die Mutter alles amerikanischen Lebens, wir meinen den Boden der freien Arbeit, auf dem in unerbittlicher Concurrenz der Kampf um das Dasein sich vollzieht, — so sind sie mit einem Schlag andere Menschen. Wird doch selbst den asketischen Shakers ihre antisociale Lehre, weit entfernt, sie träge und hülflos zu machen, vielmehr zum Sporn höherer Leistung. Jene endliche Erlösung vom Gesetz und von der Strafe darf sich nach ihrer Ansicht nicht auf den wiedergeborenen Menschen beschränken. Auch die vernunftlose Creatur, vom Hausthier bis zum Kraute des Feldes herab, hat, wie sie meinen,

den Fluch der Sünde mit uns getragen. So soll sie denn auch der Erlösung zur Freiheit mit uns theilhaft werden. Die Schöpfung hört auf die Beute des Menschen zu sein, sie wird seine Freundin, seine Geliebte. Die ihrer Pflege gewidmete Arbeit wird zum Gottesdienst, und in der Pflanzung, dem Felde, dem Walde, der die Geweihten umgiebt, duftet, blüht und reift der Segen der weltumfassenden Liebe in jeder Blume, jeder Frucht ihnen entgegen. Auch die Erde, die Pflanze, das Thier vergilt Liebe mit Liebe, das ist ihr fester Glaube. „Ein Baum", lehren sie, „hat seine Wünsche und Bedürfnisse wie wir. Der Gärtner muß sie studiren wie der Lehrer seine Zöglinge." Danach handeln sie, und ihre Erfolge geben ihnen nicht Unrecht.

Es giebt gegenwärtig achtzehn Shakergesellschaften mit 6000 bis 7000 Brüdern und Schwestern, davon drei in New-York (Water-Vliet, Lebanon, Groveland), vier in Massachusets (Hancock, Tyringham, Harward, Shirley), zwei in New-Hampshire (Enfield, Canterbury), zwei in Maine (Alfred, New-Gloceſter), eine in Connecticut (Enfield), vier in Ohio (White-Water, Water-Vliet, Union-Village, North-Union), zwei in Kentucky (Pleasant-Hill, South-Union). Alle sind sie Muster der Arbeitsamkeit, Reinlichkeit und dabei eines Schönheitssinnes, der den amerikanischen Farmern ein sehr nachahmungswerthes Beispiel giebt. Die Shaker-Besitzungen, mit ihrer reizenden Abwechselung von wolgepflegten Gärten, Feldern und Baumpflanzungen werden als kleine Paradiese geschildert, namentlich das berühmte Lebanon bei New-York, dessen Sämereien, Blumen und Parfums auf dem Markt von New-York und London eine Ehrenstelle behaupten. Das Leben der Leute, ganz der Gegensatz gegen ihre phantastischen Lehren, ist ein Muster von Eintracht und Ordnung in freier Thätigkeit. Jedem Genossen steht der Austritt stets frei, und zwar unter Mitnahme des eingebrachten Vermögens. Die Eintretenden entsagen ausdrücklich allen weltlichen und staatlichen Verhältnissen und verpflichten sich zu körperlicher Arbeit. Ihr Leben ist still, freundlich, fleißig, wie einst das der Essäer. Man speist schweigend, Brüder und Schwestern an demselben Tische, dreimal des Tages, um 6, um 12 und um 6 Uhr. Die Kleidung ist originell und unschön, aber bequem; für die Männer eine zugeknöpfte, bis auf die Schenkel fallende Joppe, kurze, weite Beinkleider, Schuhe und Strümpfe, Beduinenmantel mit leinenem Kragen und breitrandiger Hut; für die Schwestern ein langes, faltenloses Kleid, weiße Strümpfe, Schuhe, kleine, weiße Mousselinmütze, ein weißes Tuch um Brust und Schultern. Der Gottesdienst wird unter Tänzen und fröhlichen Gesängen gefeiert, deren Text und Melodie sie nach ihrer Behauptung den Engeln verdanken. Nach den Proben zu urtheilen, sind die himmlischen Heerschaaren, wie man längst vermuthete, mehr musikalisch als poetisch. — Eigenthümlich ist die grundsätzliche Verbannung der Aerzte aus den Shaker-Niederlassungen und deren guter Erfolg. Sie verlassen sich auf ihre Geister, und die guten Geister der Mäßigkeit, Reinlichkeit, Thätigkeit wissen dieses Vertrauen zu lohnen. Ihre musterhafte Ventilation ist ihr be-

sonderer Stolz. Sie haben in Lebanon in siebenunddreißig Jahren nur einen Fieberanfall gehabt, und zwar, wie sie versichern, auch diesen lediglich durch ihre eigene Schuld. Neben der Feldarbeit und dem Handwerk thun sie Viel und Liebevolles für Erziehung von Kindern, obwol sie selbst deren keine besitzen. Ihre Niederlassungen sind Schulen und Spielplätze der Kleinen aus der Nachbarschaft. Eine einheitliche, durch sichtbare Personen vertretene Regierung ihrer Gemeinschaft haben sie seit dem Tod der Mutter Lucy, 1821, nicht wieder eingesetzt. Es hat jetzt jede Union ihren „Elder" und ihre „Elderness", und die wesentliche Uebereinstimmung der ihnen aus dem Jenseits kommenden Offenbarungen wird durch Conferenzen aufrecht erhalten.

Ein noch merkwürdigeres Seitenstück zu dieser eminent praktischen Selbstbeschränkung in der Freiheit, ja in der Zügellosigkeit, ist ferner die oben schon erwähnte Gesellschaft der Perfectionisten oder Bibel-Communisten in Oneida-Creek (New-York). Auch hier begegnen wir dem Grundgedanken dieser ganzen jung-amerikanischen Richtung, so zu sagen der religiösen Monroedoctrin: „Himmel und Erde für die Amerikaner." Wie Shakers und sonstige Spiritualisten nehmen die Perfectionisten als Träger der stets sich erneuernden Offenbarung völlige Freiheit von jeder Ueberlieferung in Anspruch. Ihre Gemeinschaft ist ihnen die Erneuerung jener wahren Kirche, welche Christus bei seiner Wiederkunft, zur Zeit der Zerstörung Jerusalems, gestiftet haben soll. Ihr Stifter Noyes (aus Massachusetts) wurde während des großen Revivals von 1832 vom heiligen Geist ergriffen, studirte dann Theologie im Yale-College und ging darauf an die Gründung seiner Kirche. Mit seinen ersten Gläubigen war er nicht glücklich. Dann, im vierten Jahre, führte der Herr ihm eine reiche und eifrige „Schwester im Geiste" zu, Miß Harriett Bolton, und so entstand in seiner Heimat Putney eine Perfectionistenfamilie von zwölf Personen. Das gemeinsame Leben, unter Arbeit, Studien und gesellige Freuden getheilt, nahm seinen lustigen Aufschwung. Noch einmal säete ihm dann der Teufel Unkraut unter seinen Weizen. Die „sittliche Vollkommenheit", in abstracto, das einzige von der Gemeinde anerkannte Gesetz, bewährte sich nicht gleichmäßig. Der Eine aß zu viel, der Andere trank, ein Dritter wollte nicht arbeiten, ein Vierter verliebte sich an unpassender Stelle. Es folgten Streit, Klatsch, Skandal, endlich Processe. Erst in Oneida-Creek, einer den Oneida-Indianern im Staate New-York abgekauften Domaine, siegte (1842) die Beharrlichkeit und der praktische, amerikanische Sinn des Propheten. Noyes machte seine gefährliche Theorie von der unbedingten Vollkommenheit und Freiheit jedes Gläubigen zur Lanze des Achilles, indem er das Gesetz „der Sympathie" erfand, d. h. der „Gesammtoffenbarung", welche die besonderen „Offenbarungen" der Einzelnen controlirt und beschränkt. Alles ist den Brüdern und Schwestern erlaubt — aber unter der Bedingung, daß „Public Opinion" am Abend, in der Gesellschaftshalle, sich nicht dawider erklärt. Seitdem geht die Sache. Die Versammlung der Brüder und Schwestern sitzt an jedem Abend mit

souverainer Gewalt über ihre Genossen zu Gericht. Eine öffentliche, verzweifelt freimüthige Kritik, gegen die man nur schriftlich sich verantworten darf, hält die Unerfahrenen und Leidenschaftlichen im Zaum. Wer ein Anliegen hat, und wäre es auch nur die Bewilligung eines freien Tages, hat die „Sympathie" zu befragen. Namentlich die delicaten Punkte des Antheils am gemeinsamen Gewinn und der Verbindungen zwischen Brüdern und Schwestern werden auf diese Weise geregelt. Es darf sich Niemand unpassend verlieben, namentlich wird darüber gewacht, daß jüngere Brüder sich immer nur älteren, erfahreneren Schwestern anschließen und umgekehrt. So gedeiht seitdem diese merkwürdige Communistengesellschaft nebst ihren beiden Schwestergesellschaften in Wallingford und Brooklyn, ja sie ist zu bedeutendem Wolstand gelangt und „vermehrt sich nicht stärker als sie will". Um mit Noyes zu sprechen: „Aus der Versöhnung mit Gott und der Befreiung von Sünde erwächst Freiheit, Wolstand und Glück." Wir Weltkinder würden sagen: „Die zügellose Sinnlichkeit, die der Zucht des Geistes entlaufene Phantasie erkauft sich hier, wie auch anderwärts, durch Unterwerfung unter die niederen Gewalten des Lebens die Befreiung von dem Zwang der höheren, sittlichen Mächte. Der disciplinirten Gemeinheit gelingt, was die zügellose vergeblich erstrebt."

Und noch in ganz anderen, größeren Verhältnissen tritt derselbe Grundzug im Mormonismus zu Tage, dem stärksten und lebenskräftigsten dieser neu-amerikanischen Schmarotzergewächse. Seine Entstehungsgeschichte ist vielfach erzählt worden. Mit einer Erbitterung, in der man eine ahnungsvolle Voraussicht durchfühlt, hat die amerikanische Gesellschaft, sonst so duldsam gegen religiösen Unabhängigkeitssinn, diese Genossenschaft von sich gestoßen, trotz ihres echten Yankee-Ursprungs. Joe Smith, der Stifter, hatte neununddreißig Mal vor Gericht gestanden, seine Streitsucht, seine gemeine Sinnlichkeit hatten sein Ansehen bei der Gemeinde untergraben, als die Rowdies von Carthago ihn in roher Gewaltthat zum Märtyrer machten und durch sein Blut dem Mormonismus die Weihe gaben. Der Zimmermann Brigham Young, jeder höheren Bildung baar, aber energisch und von klarem, praktischen Verstand, füllte die in entscheidender Stunde erledigte Stelle aus. Es folgte der mexikanische Krieg (1846), der die Auswahl der mormonischen Jugend stählte, statt sie zu vernichten, dann die jedem Vergleich gewachsenen Thaten und Leiden des Zugs durch die Wüste, ein furchtbares Unternehmen, an die hünenhaften Gestalten der Völkerwanderung erinnernd, nur mit dem Unterschied, daß damals die Lockungen der Culturwelt vor den Wanderern lagen, hier aber hinter ihnen. Mehr als zweihundert (deutsche) Meilen weit dehnte sich zwischen den Pilgern und ihrem Ziel die westliche Wüste aus, bisher nur von Büffelheerden, Bären, Prairiehunden und ärmlichen Indianertrupps belebt, steinig, dürr, ohne Bäume, im Sommer mit Salbey und Sonnenblumen bedeckt, den Kennzeichen der Unfruchtbarkeit. Es war aber Winter, Februar, und die Wüstenstürme heulten über die Schneefelder. Dort lag hinter Berg-

ketten von der Höhe der penninischen Alpen, hinter Felsenwällen ohne Weg und Pfad, ein weites, wüstes, steiniges Thalland, voll stinkender Quellen, bitterer Bäche, salziger Seen: der Lohn, das Ziel des Wagnisses, das Kanaan des „Volkes der Heiligen". Mit den nothwendigsten Lebensmitteln, Geräthen und Saaten versehen, die rüstigsten Männer als Vorhut und Pioniere voran, die Frauen und Kinder auf Karren, trat man den Zug an. Viele starben durch Kälte und Beschwerden, aber das Ziel wurde erreicht — und jetzt, nach neunzehn Jahren, sehen die Felsengipfel des Wüstengebirges auf paradiesische Thäler hinab, in denen der Mais und der Weizen reiche Erndten liefern, wo zierliche Landhäuser aus Pfirsichhainen hervorlugen, wo Heerden auf üppigen Wiesen ihre Nahrung suchen, wo Mühlen und Fabriken lärmen, die Straße mit Wagenzügen bedeckt ist und zwischen den beiden Seen das „neue Jerusalem" sich stattlich erhebt. Ein geschicktes System künstlicher Bewässerung hat die Quellen und Bäche des Gebirges der Culturarbeit dienstbar gemacht. Sämmtliche Straßen der Mormonenstadt sind von klaren, bachartigen Rinnsalen durchströmt, Alleen von Ailanthus und Akazien schützen gegen Hitze und Staub. Die Häuser zeigen das Gemisch junger Colonien. Der steinerne Palast aus rothem Sandstein und Granit erhebt sich aus den Reihen der Ziegelgebäude und der Blockhäuser. Die Magazine der Kaufleute sind mit Allem gefüllt, was die europäische Cultur dem Reichthum anzubieten hat, denn „Jerusalem" ist das Emporium, aus welchem die Minendistricte von Nevada und Montana und die Californien-Karawanen sich versorgen. Den Blick von der Gebirgsterrasse auf das Thal und die Stadt zählen vielerfahrene Touristen zu den wenigen reinen und vollkommenen Landschaften, welche die bekannte Erde dem Auge des Naturfreundes bietet. „Eine reiche, prachtvolle Thalweite, in tropischem Sonnenglanz ausgebreitet. Zur Linken erheben sich die Oquirohberge bis zu den Wolken und umkränzen den großen Salzsee. Vor uns sieht die funkelnde Stadt aus ihren Baumdickichten hervor. Hinter ihr führt der „Jordan" die Wassermassen des Thales dem Salzsee zu, dessen weite, tiefe, blaue Fläche die blendenden Farben des Bildes wolthätig mildert. Aus seinem dreißig (deutsche) Meilen langen und zwanzig Meilen breiten Becken erheben sich purpurn und bergig zwei Inseln, Antilope-Island und Stansbury-Island, während jenseits des blauen Wassers Ketten unregelmäßiger, malerischer Höhen sich hinziehen, die dürre Sierra von Utah und Nevada". Ueber der Stadt aber, von einem Hügel herab, weht aus dem Lager der Unionstruppen das Sternbanner der großen Republik herab: hier ein ernstes Vorzeichen des rasch heran schreitenden Verhängnisses, dem diese ganze, wunderbare Episode aus dem Leben der großen Republik allem Anschein nach in Kurzem erliegen wird.

Denn das Geheimniß, welches diese Wunder gewirkt hat, ist dem wachsamen Auge der Yankees nicht verborgen geblieben und sie sind kaum in der Lage, seinem Wirken noch lange unthätig zusehen zu dürfen. Es besteht einfach in einer merkwürdig geschickten Verbindung des uralten,

asiatischen Priester-Despotismus mit dem Arbeits- und Genuß-Princip der modernen, industriellen Gesellschaft, also in einer Bekämpfung der letztern mit ihren eigenen Waffen und mit den besten Kräften ihres eigenen Wesens. „Work and Faith" — Arbeit und Glaube, und durch beide sinnlicher Genuß: das ist die Seele der Mormonen-Politik. Wie die Shakers und Perfectionisten beseitigt Young den Gedanken durch das uralte orientalische Hausmittel, Erregung der Phantasie in der Richtung des Glückseligkeitstriebes; wie diese seine amerikanischen Geistesverwandten weiß er den angelsächsischen Arbeitsgeist in seine Dienste zu zwingen. Aber seine Mittel sind energischer, großartiger combinirt, und greifen weit über den Bereich einer still für sich dahin lebenden Gemeinde hinaus. Der Mormonismus ist aggressiv. Das hat der feine, amerikanische Instinct von vorn herein herausgefühlt. Young wendet sich, als echter Prophet, nicht an die Gebildeten, nicht an die Denker. Seine Apostel suchen die Armen und Gedrückten auf. Wie die Socialisten weist er diese auf ihren Platz an dem Tische hin, welchen die Natur für alle ihre Kinder deckt. Aber er ist nicht zufrieden, ihrem Verstand die Nothwendigkeit der Arbeit zu zeigen; er macht die Arbeit ausdrücklich zum Gottesdienst. Sie ist ihm der einzige Weg zur Seligkeit im Jenseits, wie zum Genuß und zur Ehre hienieden. Amerika hat von der Arbeit den Fluch der Geringschätzung genommen, den sie bei uns, trotz alledem und alledem, als ein Erbtheil unserer kriegerisch-barbarischen Vorzeit noch mit sich herum trägt. Young geht weiter. Er legt ihr die priesterliche, segnende Hand auf, setzt sie auf den Thron des Diesseits wie des Jenseits. Sie macht seine Gläubigen nicht nur reich, sondern auch geehrt und heilig, sie ist ein Gott dargebrachtes Opfer, und zwar das wohlgefälligste von allen. „Bete und arbeite", heißt es auch anderwärts, aber der Priester theilt mit den Laien, und nimmt für sich das Gebet und von der Arbeit nur seinen Antheil an deren Früchten. Nicht so die Mormonen. Ihre Propheten, Bischöfe, Aeltesten beziehen keinen Pfennig Gehalt. Sie sind „Working Men", wie die Anderen. Young selbst ist Mühlenbesitzer, Baumwollenpflanzer und Farmer, Kingball macht Mehl und Leinöl und mästet Schlachtvieh, Smith ist Farmer und Müller, ebenso bauen Hock und Woredruff das Land, Prett giebt mathematischen Unterricht, um zu leben, Cannon ist Drucker und Zeitungsschreiber. Die meisten von ihnen sind dabei reich geworden; aber auch die Armen machen an den Gemeinsäckel keinen Anspruch. Und wie die Vorsteher, so die Gemeinde. Nicht umsonst haben sie die Biene zu ihrem Sinnbild gemacht, nennen sie Young's Wohnung „The Beehive". Selbst die Vielweiberei, ihre berüchtigte Specialität, verliert in dieser scharfen, amerikanischen Luft den narkotischen Parfum, durch den sie das Leben des Orients vergiftet. Young, der vor Kurzem die einunddreißigste Frau nahm (außer der großen Menge seiner blos „angesiegelten, spiritual wives, „Seelenbräute"), leidet keine Müßiggängerin, keine Drohne in seinem Bienenstock. Seine Frauen und Töchter sind Muster von Fleiß und industrieller Geschicklichkeit. Sie lassen, wie alle Ameri-

kanerinnen, die schwere Arbeit selbstverständlich den Männern; aber sie sticken, weben und nähen, ziehen Blumen und Obst, machen Pfirsiche ein (auch zum Verkauf), spielen öffentlich Komödie, zur Ergötzung der Heiligen, singen und schriftstellern, je nach ihrem Talent. Young's leiblicher Bruder ist als Obsthändler auf dem Markt zu sehen. Es giebt keinen müßigen Gentleman in der Gemeinde der Heiligen. Charakteristisch ist die Predigt, mit welcher Young einmal eine Gesellschaft neu angekommener Mormonen, Leute aus aller Herren Ländern, bewillkommnete: „Brüder und Schwestern im Herrn Jesu Christo! Ihr seid durch Gott aus der Welt erlesen und durch seine Gnade in dieses Gebirgsthal geführt, um sein Königreich aufrichten zu helfen. Ihr seid müde und matt von Eurer Reise. So ruhet denn einen Tag, einen zweiten Tag, wenn Ihr es nöthig habt. Dann erhebt Euch und sehet zu, wie Ihr leben möget. Macht Euch nicht viele Sorge um Eure religiösen Pflichten. Ihr seid zu diesem Werke auserwählt, und Gott wird dabei für Euch sorgen. Seid guten Muthes. Sehet Euch in diesem Thale um, in das Ihr gerufen seid. Zuerst müßt Ihr lernen, einen Kohlkopf zu ziehen, eine Zwiebel, einen Liebesapfel (Tomate), eine süße Kartoffel; dann ein Schwein zu mästen, ein Haus zu bauen, einen Garten zu pflanzen, Vieh zu erziehen und Brod zu backen. Mit einem Wort: Eure erste Pflicht ist, zu leben. Die nächste Pflicht, für Die, welche Dänen, Franzosen, Schweizer sind, ist — Englisch zu lernen, die Sprache Gottes, die Sprache dieses heiligen Buches Mormon, die Sprache dieser „jüngsten Tage". Diese Dinge müßt Ihr zuerst thun. Das Uebrige wird Euch nachher zufallen. Gott segne Euch und der Friede unseres Herrn Jesu Christi sei mit Euch."

Man sieht, es ist das umgekehrte Evangelium. Dieser Mystiker versteht — englisch. Seine Heilige ist Martha, nicht Maria. Aber er weiß sehr gut, daß es mit der Predigt, und auch mit dem Beispiel noch nicht gethan ist. Dem Lahmen ist eine Krücke lieber, als das ermunternde Beispiel des besten Tänzers. Das begreifen die Mormonen, und sie nehmen es mit ihrem Marthadienst ernstlich. Sie sind doch nicht die Männer der „billigen Regierung", wie man nach ihrer Abneigung gegen Gehalte und Diäten vermuthen sollte. Ihre Gemeindekasse nimmt den vollen Zehnten alles Erwerbes, und darüber hinaus, wenn es Noth ist — aber man verwendet diese Mittel nur zu gemeinnützigen Arbeiten und zur Ausrüstung von Arbeitern. Wie ihre Aeltesten, Apostel und Bischöfe absolut keine Faullenzer dulden, so auch keine Elenden und Hungrigen. Reichen alle Mittel des „Ward" (des Bezirks) nicht aus, so hilft das Zehntamt. Man sieht in den Mormonengemeinden keine Bettler, wie man keinem Betrunkenen begegnet. Sie haben das sociale Problem gelöst, aber freilich in ihrer Weise — durch Ertödtung der persönlichen Freiheit.

Und diese ist vollständig. „Es wäre einem Mormonen besser, zur Hölle zu fahren, als dem erzürnten Blick Young's zu begegnen" — dieses Geständniß eines ihrer Bischöfe, enthält den Kern ihrer Politik:

die eines Despotismus, der es versteht, den Geist auszutreiben, ohne die Energie des Willens und der Thatkraft zu schwächen. Ihre merkwürdigste Leistung in dieser Richtung sind *ihre Missionen*. Young sendet sie aus in alle Welt, wie einst ein Anderer und Größerer that, „daß sie den Armen das Evangelium predigen." Er sieht einen Mann, auf den er sein Auge geworfen, bei der Arbeit, beim Spazierengehen, in der Gesellschaft. Er ruft ihn heran, sagt ihm, daß der Herr ihn erlesen, sein Werk zu fördern, für ein, zwei, drei Jahre, in China, in England, in irgend einem Winkel der Erde. Und er ist sicher, daß der Beauftragte, ohne mit den Augen zu zucken, sich unterwirft und am andern Tage die Reise antritt.

Und welche Reise! Es ist mormonischer Grundsatz, daß der Missionär *nichts* mit sich nimmt, als die Kleider, die er trägt, den Glauben in seinem Herzen und die rüstige, geschickte Arbeitshand, mit der er „zu beten" gelernt hat. Als Fuhrleute, als Maulthiertreiber ziehen sie von dannen, durch die Prairie. Unter den „Heiden" angekommen, ist ihnen kein Dienst, keine Arbeit zu schwer und zu gering. Die Arbeit der einen Woche muß die Reise der anderen bezahlen. Als Matrosen, als Schiffsarbeiter finden sie den Weg über das Meer und die Genossen ihrer Mühen und Leiden, die Matrosen, die Arbeiter, nicht die Gebildeten und Reichen, sind die Gemeinde, der sie die Lehre predigen, welche dem gläubigen und gehorsamen Arbeiter Erlösung von seinen Leiden verspricht, und welcher der Prediger selbst seine gedeihende Farm, seine Werkstatt oder seinen Kramladen im Lande der Heiligen verdankt.

Und mit besonderer Sorgfalt wird darauf gedacht, daß dieser unbedingte Gehorsam *ein fröhlicher* bleibe. Young hütet sich, den Bogen zu scharf zu spannen. Die strenge Yankee-Polizei der Mormonen, die keine Trink- und Spielhäuser duldet, selbst den Gasthofbesitzern den Verkauf des doch in allen Privathäusern getrunkenen Weines verbietet, sie ist keine finstere Quälerei kopfhängerischer Sectirer. Es ist bezeichnend, daß in „Jerusalem" das Casino und das Theater eher fertig geworden sind, als der Tempel, für den erst der Platz geebnet ist. Picknicks, Landpartien sind gern gesehen und an der Tagesordnung; drei Töchter Young's sind Schauspielerinnen, und des Propheten Humor, wenn er in seinem Schaukelstuhl, unten im Parterre, den recht guten Vorstellungen beiwohnt, erinnert mehr an einen behäbigen Rentier mittlerer Classe, als an den despotischen Beherrscher eines Volkes. Und kein geringes Reizmittel, für einen Theil der Gläubigen wenigstens, ist dabei Young's verhängnißvoller Abfall von dem Grundprincip aller christlich-germanischen Sitte und Bildung, *die Vielweiberei*. Sie ist bekanntlich durchaus Young's Werk, der vergeblich versucht hat, sie mit dem Namen und Ansehen seines Vorgängers Smith zu decken. Man muß sich dabei aber keineswegs eine einfache Nachahmung des Propheten von Mekka denken, als welche die Gläubigen im Keim entnerven würde. Die Mehrheit der Weiber ist kein *Recht* aller Gläubigen, vielmehr in jedem einzelnen Fall nur eine von dem Gutachten des Bischofs und von

Young's Zustimmung abhängige Belohnung. Wol lehrt die Mormonenkirche, daß des Mannes Familie sein Königreich ist, von dessen Größe sein dereinstiger Rang im Himmelreich abhängt, so wie, daß das Weib nur durch ihre Verbindung mit dem Mann an der Herrlichkeit der Auserwählten Antheil bekommt, die für Jungfrauen und Junggesellen nicht da ist. Aber nur der Prophet und die Bischöfe kennen die Gläubigen, und sie wissen dieselben stets unter der Zahl ihrer reichsten und zuverlässigsten Anhänger zu finden. Es ist kein Wunder, daß auf diesem delicatesten von den delicaten Gebieten bereits jetzt die schwache Stelle des Systems sich fühlbar macht. Nicht alle Mormonen sind mit den Entscheidungen der Bischöfe zufrieden, und trotz der vielfachen, glänzenden Schilderungen, welche man von dem polygamistischen Eifer der Mormoninnen gegeben hat, scheint die Sache auch auf dieser Seite doch nicht ganz richtig zu stehen. Es fehlt nicht an Mormonenmädchen, die in die „Heidenwelt" zurückkehren, aus Ekel vor der Vielweiberei. Die Söhne des Joe Smith gehören alle vier zu den Gegnern der „particular institution", und ihre Anhänger, wenn auch eine Minderzahl, öffnen doch bereits die Spalte, in welche der sprengende Keil einst eindringen wird. Ob leicht, und ohne Erschütterung der Union? — Es ist zu wünschen, doch nicht ganz sicher. Vor achtunddreißig Jahren (1830) gab es sechs Mormonen. Jetzt zählen sie in den Niederlassungen der großen Wüste 155,000 Seelen, in anderen Theilen der Union 10,000, in Australien 20,000 und an 50,000 in Europa. Ihre Polygamie giebt ihnen, so lange ihnen Frauen und Mädchen aus dem Heidenthum zuströmen, in der Bevölkerungs-Zunahme einen wesentlichen Vorsprung, und daß sie keineswegs geneigt sind, sich gutwillig dem Gesetze der Vereinigten Staaten zu unterwerfen, dafür zeugt der Eifer ihrer Rüstungen. Sie sind bis an die Zähne bewaffnet, und man excercirt in „Jerusalem" so fleißig, wie in Potsdam. Es wird nicht ganz leicht sein, mit diesen kaltblütigen, woldisciplinirten, abgehärteten Fanatikern fertig zu werden, daß es aber versucht werden und auch gelingen wird, ist ganz außer Frage. Der Mormonen-Feldzug ist bereits in die republikanische Platform aufgenommen, und kommt zuverlässig an die Reihe, sobald die Verhältnisse des Südens geordnet sein werden.

Wie weit man in Amerika die Pflicht religiöser Duldung zu üben den Willen und den Muth hat, dafür liefert das amerikanische Sectenwesen täglich vollgiltiges Zeugniß. Der Freiheitsinstinct des amerikanischen Volkes geht darin weiter, als es in irgend einem europäischen Lande bis jetzt für ausführbar galt. Wie man die Geschwornengerichte dort nicht aufhebt oder beschränkt, weil sie gelegentlich einmal von irischen Strolchen eingeschüchtert oder gemißbraucht worden, so mag man die völlige Trennung des Staates von der Kirche, das Lebensprincip der religiösen Freiheit, nicht in Frage stellen, wenn irgendwo eine vereinzelte Gemeinde von Schwärmern oder von phantastischen, denkträgen Genußmenschen dasselbe mißbraucht, um Aergerniß zu geben. Man schießt dort nicht mit Kanonen nach Sperlingen. Aber anders stellt sich die Sache,

wenn die Krankheit ansteckend ist oder wenn Gefahr da ist, daß sie Ablagerungen erzeugt, welche den Functionen des ganzen Organismus schaden können. Die Mormonen, wie die ganze staatsfeindliche und antisociale Bewegung, die in ihnen gipfelt, *sind ein Erzeugniß nicht des heutigen Amerika*, sondern jener Periode des übermüthigen, selbstsüchtigen Sondergeistes, welche, einem materiellen Gedeihen ohne Gleichen entsprungen, das Unkraut mit dem Weizen in tropischer Urfülle emporwuchern ließ und endlich in dem Unwetter des Bürgerkrieges sich austoben mußte. Sie stehen der verjüngten Republik fremd gegenüber, wie ein parasitisches Gebilde, welches die überwundene Krankheit zurückließ. Aber sie haben eine zu feste Organisation und damit ein zu selbstständig fortwirkendes Leben gewonnen, als daß man ihnen gegenüber sich ohne Weiteres auf die heilende Macht des Nationalgeistes verlassen könnte, der das spiritualistische Fieber seiner Zeit schon beseitigen wird. Der Mormonismus ist ein Geschwür, welches operirt werden muß und wird. Er ist ein offenbarer Rückfall in die disciplinirte Barbarei, ganz besonders gefährlich durch die Geschicklichkeit, mit welcher seine Führer die beste Lebenskraft der Union, den *Arbeitstrieb* des angelsächsischen Stammes, für ihre Zwecke verwenden. Es ist nicht unmöglich, daß die paradiesischen Thäler von Deseret wieder der alten Wüste anheimfallen werden, wenn die Hand der Mormonen über ihrer Scholle gelähmt wird. Man kann nicht wissen, ob die Hand der Weltkinder sich der Aufgabe gewachsen zeigen wird, dem Acre dieses steinigen Bodens einunddreißig Bushel Weizen abzugewinnen, wie Young sie auf seiner Farm erzwingt. Aber das Krebsgeschwür der bodenlosen Entsittlichung, welche in der Polygamie der Mormonen und unter ihrem priesterlichen Despotismus sich ausbildet, wird und muß man, unbekümmert um diese Nebenfragen, mit kräftigem Schnitt entfernen. Im Uebrigen mag die Union mit gerechter Zuversicht den Tadlern ihres zerfahrenen Sectenwesens die großartige Wolthätigkeit ihrer freien kirchlichen Genossenschaften, und den spöttischen Kritikern des spiritualistischen Unfugs ihr mächtig aufblühendes Schulwesen und ihre freie Presse entgegen halten. „In Amerika macht man den Versuch, durch Bildung zu regieren, und dieser Versuch wird gelingen." Wir hoffen, das stolze Wort des wackern Draper wird sich trotz alledem und alledem bewähren. Was uns in den geistig-sittlichen Zuständen des großen Brudervolkes gegenwärtig befremdet, sind entweder Ueberreste einer bereits glücklich durch die Krisis gegangenen Krankheit, oder vorübergehende Störungen, immerhin schlimm genug, um vor blinder Vergötterung zu warnen, aber keine Rechtfertigung für pharisäische Selbstzufriedenheit unsrerseits, oder gar für kleinmüthiges Verzagen an dem Genius der Freiheit.

Die neue Präsidentenwahl hat unser Vertrauen glänzend gerechtfertigt. Die gegenwärtige Krisis konnte nicht mit Staatsstreichen und muthwilligem Bankerott enden, sondern mußte zum Siege des Gesetzes und der gedeihlichen Wiederaufnahme der Segen spendenden Arbeit führen.

Der Herr des Hauses.

Erzählung von **Werner Maria.**

(Verf. von „Frau Evchen", „Die Verlobte" ꝛc.)

IX.

„Gern litt ich und werde mein süßes Licht,
Viel Schmerzen um dich noch erleben;
Ach! lebt von Schmerzen die Liebe nicht
Und nicht von Liebe das Leben?"

Ein neuer wirklicher Tyrann kam in das Haus. Am 21. März, mit Frühlings Anfang, öffnete nach schweren, angstvollen Stunden ein Knäbchen, wie geblendet vom Leben, ein Paar schüchterne Augen, blau wie draußen die Märzveilchen.

Der große gewaltige Mann hielt das kleine Stückchen Dasein gerührt im Arm.

Verliebter war wol selten ein Elternpaar in den ersten Sohn, als Siegfried und Fränzchen. Eifersüchtig bewachte sie ihr Kind. — Niemand durfte heran. — Sie wusch es — wickelte es — tränkte es. Dann und wann, als große Gnadenbezeigung, legte sie es Siegfried in den Arm, der dann auf und ab ging, stolzer als ein Kaiser und im zartesten Ton Puthänecken oder Hule Gans sang. Leuchtenden Blickes folgte sie und das Kind sah sich nach ihr um und schrie vor Vergnügen, wenn es die Mutter erblickte.

„Ihr seid wie verrückt", meinte Lebrecht, „es ist nur gut, daß nicht um alle Kinder solch' ein Wesen gemacht wird. — Und Du bist der tollste, Siegfried. — Du glaubst nicht, wie lächerlich Du bist, wenn Du, als wärst Du Mutter Nante, den Wickel hältst oder in Deinem Zimmer Dinge duldest, für die ich keine Worte habe."

Siegfried lachte. „Was willst Du", sagte er; „jetzt sind sie mir zu stark zur Opposition — Zwei gegen Einen — ich bin der Märtyrer! Aber wenn ich denke, daß es mein Junge ist! — Lebrecht", fuhr er eifrig fort, „wie ich den Bengel liebe, kann ich Dir nicht sagen! — Den Kopf könnt' ich mir für ihn abschlagen lassen, jeden Finger einzeln und sollte nicht einmal ein paar Strümpfchen oder derlei für ihn an meinem Ofen trocknen lassen, weil's ihm fehlt? — Lebrecht, da kommen die beiden Tyrannen; im Nachtröckchen ist er nun geradezu unwiderstehlich."

„Hänschen kommt gut' Nacht sagen", kündigte die Mutter feierlich an; „aber küss' ihn nicht wieder so rauh, daß er schreit."

Er küßte Mutter und Kind so zart er konnte.

„Möchtest Du nicht auch solch' ein Pärchen haben?" frug er Leb-

recht, indem er mit entzückten Blicken den beiden lieblichen Gestalten nachsah; „ich habe Dir sonst nie zum Heirathen zugeredet, aber seit ich den Jungen besitze“ —

„Ich habe keine Vorliebe für Kinder“, antwortete Lebrecht trocken, „sie sind unbequem und unreinlich. — Aber wie ist es, bekommen wir heut' keinen Thee?“

„Wir werden wol warten müssen, bis der kleine Mann schläft“, antwortete Siegfried lustig, „ich thue das immer — der hat einen regen Geist — oft wird's zehn Uhr, und um fünf macht er schon wieder Tag, außer den nächtlichen Ständchen, die er uns bringt.“

„Das gehört wol auch zu den Annehmlichkeiten?“ meinte Lebrecht.

„Nicht gerade“, antwortete Siegfried, „mehr zu den Sorgen, die uns festketten an Das, was wir pflegen; jedes Opfer ein neues Glied.“

„Da bin ich ja in diesem Augenblick besser daran mit meiner Wirthschafterin als Du mit Deiner Frau; eine gewisse Regelmäßigkeit könntest Du aber doch verlangen.“

„Ich könnte es, aber Fränzchen litte noch mehr darunter.“

„Du hast jetzt so gut wie gar nichts von ihr.“

„Richtig; aber da sie mich weder zu wickeln, zu wiegen, noch zu warten hat, cedire ich sie für einige Zeit meinem Herrn Sohn. Bist Du auch für die Ehemänner, die begleitet werden müssen von den Frauen, versorgt, amüsirt auf die Gefahr hin, daß währenddessen ihre Kinder sich den Hals brechen oder in allerlei Gefahr kommen?“

„Als Deine Frau ihre Pflicht in der Küche that, warst Du nicht so leicht zufrieden.“

„Wie sollt' ich? Unwichtiges damals, jetzt das Wichtigste, was meine Frau zu thun hat. Du, Lebrecht, als Arzt müßtest Das doch wissen.“

„Die Leute sind ja da; sie könnte ihnen mehr überlassen.“

„Das denk' ich oft auch, wenn sie sich so abhetzt, aber Lebrecht — je mehr sie sich plagt für unser Kind, je lieber wird sie mir, je weniger sie seinethalb bei mir ist, je näher rückt sie meinem Herzen.“

„Ein wahrer Mustervater!“ schloß Lebrecht, „ich hätte Dir diese Entsagung nicht zugetraut.“

„Ja, Lebrecht, wenn Du erst einen solchen Jungen hast wirst Du es verstehen.“

X.

„Nur eine Mutter weiß allein,
Was lieben heißt und glücklich sein.“

Hänschen war jetzt bald ein Jahr, ein blonder Krauskopf, dem Vater aus den Augen geschnitten.

Wenn er weiß angethan, die goldenen Haare vom Schlafe gesträubt von seinem sorgfältig gestickten Lätzchen wie eine kleine Sonne herablächelte, mußte dem fremdesten unfühlendsten Menschen das Herz aufgehen.

Es war ein sehr intimes Verhältniß zwischen Vater und Sohn,

wo er Siegfried sah, schrie der Kleine, streckte die Arme aus und wollte genommen sein.

„Es ist wegen Deiner Stärke", sagte die müde Mutter, wenn sie ihn nach ewigem Herumschleppen plötzlich still werden sah in den kräftigen Armen. „Das kleine Ding hat es gleich weg, wie sicher Du ihn trägst."

„Du verziehst den Jungen wie Du Deine Frau verzogen hast", schalt Lebrecht, „so bald der Junge schreit, nimmst Du ihn."

„Weil er bei mir still wird; ist das nicht ganz die richtige Stellung zwischen Vater und Sohn? Ich tröste ihn, wenn er Kummer hat."

„Hau'n solltest Du ihn, da wird er auch still."

„Das sind verschiedene Manieren, ich halte meine für die bessere; beim Hauen wird er still, aber nicht zufrieden. Warum soll ich meinen Jungen nicht zufrieden stellen, wenn es möglich ist?"

„Weil er früh fühlen muß —"

„Daß ich tüchtig hauen kann und stärker bin als er? Damit ist wenig gewonnen, das weiß der kluge Junge schon lange — er rechnet nur auf meine Güte, Lebrecht, und wahrhaftig, da wird er sich sobald nicht verrechnen."

Sie fanden Fränzchen, einen offenen Brief in der Hand. — Das Kind lag auf ihren Knien, es lächelte, aber die Mutter weinte als ob sie sich in Thränen auflösen wollte.

„Lies", sagte sie, „Siegfried — so steht es zu Haus und ich wußte nichts davon, ich dachte nur an mein Kind; wer weiß, ob ich die Mutter noch lebend finde."

„Du mußt gleich fort", sagte er erschüttert, „sie verlangt Dich."

„Ja gleich", sagte sie aufstehend, „Du sorgst für den Wagen, Siegfried, in einer Stunde kann ich fertig sein."

Draußen heulte ein wilder Decemberwind. Regen und Schloßen prallten gegen die Fenster, die Thüren klapperten, ein Klageton ging durch den Kamin.

„Pack' Alles ein, Nette", sagte die junge Frau, „für das Kind die wollne Jacke und das wärmste Mützchen!"

„Das Kind willst Du doch nicht mitnehmen!" rief Lebrecht entsetzt, „in diesem Wetter, nach einem Landhaus, wo es immer zieht und kalt ist, wo eine Todtkranke liegt, die alle Aufmerksamkeit für sich in Anspruch nimmt!"

„Ich werde mein Kind über Nichts vergessen, nicht einmal über meiner Mutter", schloß sie schluchzend, „obgleich ich doch jetzt weiß, was es heißt eine Mutter sein. Sie würde es auch mitnehmen, sie hat uns nie verlassen!"

„Sei vernünftig Fränzchen", bat Siegfried; „laß das Kind hier — für Euch Beide ist's besser — ich bin ja noch da und die Nette."

„Die Nette versteht nichts davon, ist auch noch zu jung."

„Zu jung! Eine Woche jünger als Du", warf Lebrecht ein.

„Aber nicht seine Mutter! Er ist so an mich gewöhnt und Du

bist ein Mann, hast Dein Amt, Siegfried — ich lass' es nicht hier, auf keinen Fall", fuhr sie fort, schroff werdend, weil sie merkte, daß es einen Kampf galt.

„Nette ist ganz zuverlässig", bekräftigte Lebrecht.

„Zuverlässig! Wie willst Du das wissen?" rief sie. „Mir ist kein Mensch dafür zuverlässig, kaum ich selber; alle Tage bitte ich den lieben Gott, daß Er mich keinen Fehler bei dem Kind machen lasse und mir das rechte Verständniß gebe."

„Hörst Du das Unwetter! Es kann der Tod des Kindes sein."

„Sprich nicht so grausam, Lebrecht, schon das Wort ist mir ein Stich durch das Herz; überall kann es sterben, aber ich will's nicht verlassen, und muß es mir genommen werden, soll's Gott aus meinen Armen nehmen, in die er's hineingelegt hat."

„Reg' Dich nicht auf, Fränzchen", sagte Siegfried, ihr die glühende Wange streichelnd, „um die paar Tage! Es ist ja nicht der Rede werth. Wie viele Mütter lassen ihre Kinder länger allein, gezwungen oder ungezwungen."

„Das mag schon sein, da kann Jedes nur für sich selbst urtheilen. — Mir aber ist's, als wär' ich ein Posten, der seine Wache im Kriege verläßt."

„Laß' es Dein Gewissen nicht beschweren", fuhr er schmeichelnd fort, „ich nehme Alles auf mich, spiele einmal Herrn im Hause und behalte den Jungen mit Gewalt zurück."

Sie ging aber auf seinen scherzenden Ton nicht ein, sondern erwiederte scharf:

„Ich nehme Hänschen doch mit — in kleinen Dingen magst Du befehlen; in diesem Fall, wo jede Seele nur allein weiß, was sie zu thun hat, geht es nicht."

„Ho — ho —", sagte er immer noch scherzend, aber doch heftiger — „Gewalt gegen Gewalt?"

„Ja", sagte sie, „mag ich Dir noch so schwach erscheinen, ich wehre mich, ich lasse mir das Kind nicht nehmen. Siegfried", rief sie schluchzend, „wer hätte das von Dir gedacht, daß Du — so großmüthig, so gütig — im Grund auch nicht besser wärst —?"

„Als die Uebrigen", ergänzte Lebrecht. „Wir sind Alle Tyrannen, die zu Eurem Besten in den Fällen, wo Ihr den Kopf verliert, die Zügel nehmen."

„Ich hasse Dich", rief die junge Frau außer sich, „mit Deiner Weisheit, die hohler ist als eine taube Nuß. In meinem ganzen Leben hab' ich nicht so viel böses Blut über die ganze Männerwirthschaft in mir verspürt als heut'. — Die Herren verstehen Alles besser, selbst die Kinderwartung. — Auch darin müssen sie uns bevormunden, überall die Regierung führen bis in die Küche und Kinderstube! Davon wissen sie Nichts, wissen nicht einmal, wo ein Kind hingehört — zur Mutter — möchten sein wie der liebe Gott — ach, wenn sie so barmherzig wären", rief sie schluchzend, „wären wie der Mann in der Bibel, dem

wir unterthan sein sollen. — Siegfried", sagte sie und hing an seinem Halse, „sei barmherzig, laß mir das Kind, wenn Du mich lieb hast — laß mir das Kind — Du kannst es mir schon anvertrauen", fuhr sie fort und versuchte unter Thränen ihn anzulächeln, „so unvernünftig ich sonst war — wild — unbändig, bin ich nicht weise und gesetzt geworden? — Selbst Lebrecht sagt, eine bessere Pflege kennt er nicht."

Nette brachte den Kleinen.

„Sieh nur", sagte sie.

„Eben darum, Herzensschatz", antwortete Siegfried. „Willst Du die Gesundheit Deines Kindes einer sentimentalen Laune wegen auf das Spiel setzen?"

„Ihr versteht mich nicht", sagte sie unwillig, „aus Angst nehm' ich's ja mit; wüßt' ich wen, der es besser wartet, und wär's wer weiß wer und sollt' ich wer weiß wie lang' sein liebes Gesicht nicht sehen, ich gäb' es hin, so schwer es mir würde."

„Quäle mich nicht", sagte Siegfried erregt, weil es ihm schwer wurde gegen sie zu sein. „Das Kind kann ich nicht mit geben — bleib auch hier, wenn es Dir unmöglich scheint, es bei mir zu lassen."

„Das sagst Du nicht aus Deinem Herzen", antwortete sie, ihn scheu ansehend, „so schlecht bist Du nicht, die Mutter ruft mich und ich sollte hier bleiben! Bestell mir den Wagen."

Sie drehte den Männern den Rücken und ging mit ihrem Kind in das Schlafstübchen — dort brach sie wieder in Thränen aus, wenn sie an all' die tausend kleinen Dienste dachte, die sie ihm selbst leistete, all' seine Mienen, die sie allein verstand.

„Ich kann Dich nicht lassen, Hänschen", sagte sie, den Jungen an sich pressend. „Sie sind selbst schuld, wenn wir Frauen zweizüngig, listig, versteckt werden — könnt' ich's, ich nähme den Jungen heimlich mit. Ich nehme Dich mit, auf alle Fälle", antwortete sie mit der ganzen Heftigkeit ihrer leidenschaftlichen Natur, als das Kind die Aermchen nach ihr ausreckte — „ich kann Dich nicht hier lassen, komme was da wolle!"

Seine Sachen packte sie sorglich ein, setzte ihm das Pelzmützchen auf, hüllte ihn in ihren Mantel. Wenn er sieht, daß ich so resolut bin, wird er Dich mir schon lassen, kleiner Bengel — grad' wie der Vater sieht er aus, grad' solchen erzieh' ich wieder. — Zu Anfang und später, immer kosten sie unser Herzblut."

Der Wagen stand vor der Thür — Siegfried kam sie holen — sie hatte den Mantel über das Kind geschlagen, es verrieth sich aber und jauchzte, denn es hielt die Sache für ein Spiel.

„Ich nehme ihn doch mit", sagte sie halb drohend, halb flehend, das rosige Gesichtchen enthüllend.

„Fränzchen!" rief er schmerzlich und die Zornader schwoll an seiner Stirn; „das hätte ich nicht von Dir gedacht — auf die Art lass' ich mir nicht das Regiment nehmen. — Hättest Du mich betrogen, wäre es aus

zwischen uns gewesen. Gott hat das verhütet. Gieb mir den Jungen gutwillig, mit meinem Willen kommt er nicht fort."

„Ohne Deinen Willen denn", sagte sie aufgeregter, verwundbarer gemacht durch den Schmerz um Mutter und Kind, Alles vergessend — Zukunft und was nachher werden würde. Er wurde schneebleich wie Einer, dem alles Blut nach dem Herzen geht.

„Fränzchen!" rief er und faßte sie eisern am Arm, „noch bin ich Herr im Haus! Wähle zwischen mir und dem Kind."

Der Kleine und die Mutter erschraken über den Ton — der Junge fing kläglich an zu schreien. Sie sagte kein Wort, machte seine Aermchen von ihrem Halse los und legte ihn Siegfried in den Arm — sie sah sich nicht mehr um, küßte ihn auch nicht — stieg in den Wagen, die Pferde zogen an — sie hörte das Kind noch lange weinen oder glaubte es zu hören.

Der Sieger im Kampfe ging gedrückt mit seiner kleinen Last in das Haus — Lebrecht traf ihn auf der Schwelle.

„Hätt' ich doch nicht geglaubt, daß sie Dir den Jungen lassen würde", sagte er; „Du hast doch mehr Macht, als ich glaubte."

„Und mir ist fast leid, daß ich sie gebrauchte", antwortete Siegfried. — „Nun ich den Befehl gab scheint es mir plötzlich als könne sie doch Recht haben, oder vielmehr, als hätte ich ihr das überlassen sollen. Ein andermal, Lebrecht, glaub' ich, thue ich das."

XI.

„Schweig Herz, kein Schrei,
Denn Alles geht vorbei."

Der alte Job stand vor der Thür, als die arme junge Frau ankam. Das Unwetter hatte noch nicht nachgelassen.

Es war ihr, als könne es nie wieder blauen Himmel geben, als sei etwas in Stücke geschlagen, etwas zerbrochen an ihrem Herzen. Nicht einmal den Schmerz um die Mutter konnte sie gesund empfinden, Alles nur wie ein dumpfes Wehgefühl.

In der Kinderstube saßen die Geschwister zusammen gedrängt, wie die Vögel beim Gewitter. Der Vater kam und gab ihr die Hand. „Sie schläft", sagte er, „es geht Alles gut." Er konnte sich nicht denken, daß sie sterben könnte, daß er ohne die lieben Gewohnheiten werde leben müssen, die ihm wie sein Dasein schienen.

Als er heraus war, drängten sich die Kinder um die Schwester und das Stumpfnäschen flüsterte ihr in das Ohr:

„Der Vater will es nicht sehen, wie es steht; mir aber, als der Stärksten, hat es der Arzt gesagt, es ist keine Hoffnung mehr. — Du weißt, Luzie kann Gemüthsbewegung nicht ertragen — Einer aber muß sein, der den Kopf oben behält und für das Haus sorgt, es geht ja doch nicht von selbst."

Fränzchen sah auf das kleine Ding, wie es so heldenmüthig da-

stand, der Liebling, der Verzug der Mutter, ihr am Aehnlichsten. „Gestern, als ich bei ihr im Zimmer war", fuhr das Mädchen fort, „nahm sie Abschied von mir: Bertchen, sagte sie — wer wird für Euch und den Vater sorgen, wie Ihr's gewohnt seid, der Vater mit all' seinen Eigenheiten, Luzie krank und kann's nicht, Fränzchen hat Mann und Kind. Kann ich's Mutter? frug ich. — Du kannst's, wenn Du mich lieb hast, sagte sie — ich kann's", schloß das Mädchen, aber das brave Herz verließ sie und ihre Versicherung ging unter in Thränen.

Fränzchen schlich sich in das Zimmer der Mutter, sie hatte eine grenzenlose Sehnsucht, einmal noch von ihr geküßt zu werden wie in alter Zeit — sie hatte es eigentlich erzwingen wollen. Aber es lag etwas Feierliches, Fremdes auf dem Gesicht, das sie zurückhielt. Ihr eignes Herz schlug so angstvoll — sie hätte noch nicht so ruhig daliegen und sterben können — ihr Kampf begann erst. Die Mutter hatte ihn auch gekämpft, es war nicht leicht gewesen, sich unterzuordnen wie sie es gethan, freiwillig, bis sie sich dem Manne unentbehrlich machte, abhängig wie ein kleines Kind — er commandirte und befahl noch bis zuletzt sehr laut und wußte nicht einmal wie lange die wahre Gewalt schon in ihre gütigen Hände übergegangen war. Jeden Stein hatte sie aus dem Weg geräumt, alle Unannehmlichkeiten auf sich genommen.

In ihr Leben mit den Kindern hatte er sich aber nie gemischt, darin war ihr ganz freie Hand gelassen; im Gegentheil, er überließ ihr eben Alles, alle Arbeit, alle Mühe, darum sah auch jetzt wol in der Ruhe des letzten Schlafes das Gesicht so selig aus.

Ruhe hatte sie im Leben nie gehabt — es war auch als ob das Antlitz Fränzchen's sage: „Gönne es mir, rufe mich nicht zurück!"

Keinen Rath konnte sie ihr mehr geben, keinen Trost — allein stand sie Siegfried gegenüber.

„Wenn es auch dies Mal gut geht", dachte sie, „Kampf wird mein Leben sein, Kampf um meine heiligsten Rechte."

Sie wußte nicht wie lange sie dort gesessen hatte; es war dunkel geworden.

Der Vater, die Geschwister traten ein.

Der Arzt bekräftigte, was er längst wußte. Laute Klage füllte das Zimmer.

Der alte Mann allein wollte es nicht glauben, immer wieder faßte er nach dem Puls, nach dem Herzschlag. — „Es ist nicht möglich", sagte er, „so stattlich und frisch, wie sie noch vor acht Tagen war — sie ist ja jünger als ich!"

Der treue Job tröstete ihn.

„Gnädiger Herr", sagte er schluchzend, „wissen am besten wie unsere gnädige Frau war, immer voraus bei allen Mühen, damit Sie's Nest schon warm fänden; jetzt ist sie auch voraus in den Himmel und bestellt dort beim lieben Gott Quartier — es ist nur ein bischen weiter ab, sehen wir, daß wir nachkommen."

Lebrecht erschien — er brachte die besten Nachrichten von Haus.

Da hier nichts mehr zu thun war, wie er sagte, ging er gleich wieder zurück zu seinen Kranken in der Stadt.

Auch Fränzchen wollte nicht warten, bis sie die Mutter in das Grab gelegt hatten. Alle wunderten sich darüber.

„Du wirst es verstehen, Mutter", sagte sie in Thränen, als sie Abschied von der Hülle nahm, „mir ist so bange um Hänschen. — Ich wollte wir lägen Beide hier neben Dir; Du hast es gut — Du hast verstanden, eine gute Frau, eine gute Mutter zu sein — ich weiß es nicht zu vereinigen. Gott helfe mir!"

Lebrecht war der Vorläufer der jungen Frau. „Siehst Du, sagte er, „es war gar nicht all' den Lärm werth. Frauen haben eine Vorliebe für Scenen! Wenn sie morgen früh kommt und Alles beim Alten findet, mag sie Dir den vielen unnützen Kummer abbitten, den Du Dir darüber gemacht hast. Komm! meine Wirthschafterin hat Alles für uns zurecht."

„Erst muß ich dem Jungen gut' Nacht sagen."

„Schön, aber mach's kurz, ich warte hier."

Mit verstörtem Gesicht kam Siegfried wieder heraus. — „Dem Jungen ist Etwas", sagte er, „Nette meint, er ist müde — aber dem Jungen ist Etwas. — Sieh' ihn Dir an, Lebrecht."

„Was wird es sein? ein Schnupfen, die Zähne, man merkt, daß Du das Kinderwarten nicht gewohnt bist, Du siehst aus wie ein Geist."

Als Lebrecht aber an das Bettchen trat, nahm sein Gesicht denselben Ausdruck an. „Was ist hier vorgefallen?" herrschte er das Mädchen an — „lüge nicht! — was ist hier vorgefallen?"

Während dessen befaßte er sorgsam den kleinen Körper des Kindes, das im Fieber den Kopf auf den Kissen hin und her bewegte.

„Lüge nicht!" rief Siegfried außer sich dazwischen. „Was hast Du gethan!"

Wimmernd, zitternd, selbst kaum ihrer mächtig, gestand Nette, daß das Knäblein gefallen sei.

„Er ist immer so unbändig", jammerte sie, „wir spaßten miteinander, er warf sich rücküber, gnädiger Herr — gnädiger Herr", schluchzte sie, seine Knie umfassend, „ich sterbe ja selbst vor Kummer."

Siegfried antwortete nicht. — Sie nahmen das Kind heraus, um es ihm zu erleichtern — es lag in Krämpfen bis am Morgen auf Siegfried's Knieen — Lebrecht umsonst bemüht, mit allen Mitteln, die die Kunst hat, das theure kleine Leben zu erhalten.

Zehn Stunden mußte Siegfried die Qual seines Lieblings mit ansehen — er zuckte nicht; — er redete mit den süßesten Schmeichelnamen zu dem Knäbchen, aber das Kind erkannte den Vater nicht mehr.

Um sechs Uhr kam die Mutter — es hielt sie Keiner auf, es bereitete sie Keiner vor; was hätte man sagen können. — Den Schrei, den sie ausstieß, als sie ihr Kind fand, werden die Nachbarn nicht vergessen.

Man übersteht Vieles, was man nicht geglaubt hätte aushalten

zu können. — Sie lag ein paar Tage krank — unterdeß begrub Siegfried den Kleinen. — Fassungslos fand ihn Lebrecht, als es vollbracht war.

„Mein Junge! mein Junge, mein Schatz", schrie er unaufhörlich, „mein Hänschen!"

Die Mutter hörte seine Klage nicht — sie mochte ihn nicht sehen. Wenn er die Thür aufmachte, wo sie lag, wandte sie sich nach der Wand.

Als sie wieder aufstand, schien's als sei sie gewachsen, das kindliche Contour Oval geworden — es war eine Verwandlung mit ihr vorgegangen. Um den Mann kümmerte sie sich nicht, obgleich sie Alles im Haus heimlich ordentlich besorgte — es war eine gewisse Vollkommenheit darin und doch das Beste, der Glanz des Lebens fehlte, das, was manche Schwäche, manche Entbehrung gern übersehen läßt.

Meist saß sie im Zimmer des Kleinen und ordnete wol zum tausendsten Mal seine Kleiderchen, küßte auch eins oder das andere verstohlen, oder saß an der leeren Wiege in Thränen.

„Du mußt sie da herausreißen, Siegfried", sagte Lebrecht — sie bringt sich um. — Die Wiege wird ja wieder voll werden mit der Zeit, wenn sie nur vernünftig ist — wäre das Kind nur erst da — dann bist Du über den Berg, darüber vergißt sie Alles."

Siegfried sah ihn düster an. — „Den Jungen kann sie nie vergessen, wie ich auch nicht."

„Nenne es wie Du willst, aber vor Allem bring' sie da heraus, aus diesem unseligen Zimmer."

„Ich vermag nichts mehr über sie", antwortete er muthlos.

„Dann werde ich es thun", fiel er ein — „geschehen muß Etwas — macht eine Reise miteinander, schöne Luft, schöne Gegend, das thut oft Wunder; es ist ein großes Unglück, daß Euch das Kind starb und es war ein reizender Junge, aber wie viel Eltern verlieren zwei, drei, eh' sie eins behalten."

„Es ist nicht allein, daß das Kind starb; aber daß es so sterben mußte, ohne sie" . . . und er stockte, „als wär' ich Schuld daran . . ."

„Grillen! Du wirst auch Hypochonder. Fränzchen hätte ebenso gut selbst den kleinen Unband fallen lassen können, es war oft nahe genug daran, ich sah's mit Besorgniß."

Die junge Frau leistete nicht den Widerstand, den Lebrecht erwartet hatte, als sie sich von ihren Erinnerungen trennen sollte.

„Es ist mir gleich, wo ich bin", antwortete sie, „er braucht nur zu befehlen, er weiß ja, ich gehorche."

Nur als Lebrecht auf das Kind anspielte, das sie unter dem Herzen trug, wurde sie bitter und scharf. „Das gehört mir wol auch nicht mehr", sagte sie höhnend; „mit dem mache ich was ich will."

XII.

„Weißt du keine Grabstätte für mich?
Sieh der Frühling kommt nun wieder
Und die Nachtigall;
Und wir singen Frühlingslieder
Und dann fallen in den Schall
Tausend weiße Blüthen nieder.
Weißt Du keine Grabstätte für mich?"

Keine schöne Luft half ihr — kein blauer italienischer See, kein Gebirge im durchsichtigen Abendlicht — nicht Venedig mit all' seinen Gondeln, nicht Rom mit seiner Pracht. Geduldig sah sie sich Alles an; es war trostlos sie so herumzuführen.

Eigentlich achtete sie auf nichts mehr, nicht auf ihre Kleidung, nicht auf ihre Gesundheit. Wie Eine, die den Tod sucht, schlich sie umher, ihre Schönheit verzehrt von Gram, ihre Jugend verhüllt durch alternden Schmerz.

Mancher, der das Paar vorüber gehen sah, dachte wol über das Räthsel nach, das die Beiden verhindere, glücklich zu sein.

Je jammervoller sie wurde, je heißer drängte Siegfried's Herz zu ihr hin; sie stieß ihn zurück, wo sie konnte, suchte einsame Wege. Oft mußte er lange forschen, eh' er sie fand, bei jedem Wetter draußen, manches Mal in Lebensgefahr.

Auch heut, auf schlüpfrigem Pfad, am Felsenabhang fand er sie. — Unter ihr brüllten die donnernden Fluthen, eine Welle die andere tödtend, stürzten sie hinab — trüb fiel ein unabläßiger Regen auf die zarte Gestalt.

„Geh' nach Haus, Fränzchen", bat Siegfried, „was machst Du hier? Du tödtest Dich! Schone Dich des Kindes wegen, das sein Leben von Dir fordert."

„Weißt Du", antwortete sie wild, außer sich, „warum ich Gott täglich bitte? — es möge todt sein."

„Fränzchen!" rief er fassungslos, „Du weißt nicht, was Du thust — Geh hinein."

Folgsam wie immer stand sie auf und wandte sich dem Hause zu. — „Nein", sagte sie, „ich weiß nicht, was ich thue, noch was Kindern gut ist; das weißt Du allein."

Er sah sie sich entfernen — was half es, daß er folgte — zusammen kamen sie dennoch nicht.

Der nächste Tag brachte einen Brief von Lebrecht — das war so verwunderlich und erstaunlich, daß Siegfried fast erschrocken das Siegel brach.

So schrieb der Freund.

„Ich habe Euch etwas zu melden, was Euch überraschen wird; Ihr wißt, ich schreibe nie unnütz. Seit acht Tagen bin ich mit meiner Cousine Luzie verheirathet — es ging sehr schnell, das ist wahr. — Wie ich dazu kam, weiß ich selbst kaum und doch ist mir jetzt als hätt' es nie anders sein können. Erst fuhr ich nur heraus, die armen Kinder

und den Onkel zu trösten — drei Wochen fuhr ich alle Tage heraus, da lag wol der Fehler; wer sich in Versuchung begiebt, kommt darin um. In Einem Wort: wir konnten es nicht lassen — und das gerade jetzt, wo ich die erste gute Wirthschafterin habe."

„Wir konnten nicht anders — grad als ob ich's geschrieben hätte", wiederholte Siegfried; „auf dem Boden begegnen sich doch die verschiedensten Leute wunderbar."

Mißmuthig hörte Fränzchen die Nachricht. „Anderen", rief sie, „räth er zum Unglück, sich aber hilft er zum Glück!"

„Glück nennst Du das! Krankheit wird bei dem armen Freund Herr im Hause sein."

„Wir verstehen uns nicht mehr", antwortete sie scharf; „ich könnte ihn beneiden."

Muthlos schlugen sie den Heimweg ein.

Lange schon waren sie im Gasthof eingerichtet, da hörten sie noch immer rufen, klingeln, Trepp ab, Trepp auf laufen.

„Es ist eine Kranke", erklärte die rosige Hauswirthin; „mein Himmel, grad' als hätten wir zwölf statt einer. Wie Die sich hat, und der Mann, wie der herumspringt, um Alles zu besorgen! Es ist gut, daß nicht Jede so 'nen Mann braucht. Der Herr ist Doctor", fuhr sie fort, „das ist noch das Beste an der Sache, ein Anderer hielt's erst gar nicht aus."

„Lebrecht! gewiß er ist's" flüsterte Fränzchen Siegfried zu, „ich kann ihn nicht sehen; ich kann Niemand sehen und am wenigsten ihn."

„Aber Schwester Luzie!"

„Niemand, Niemand", wiederholte sie ängstlich und eine fiebrige Röthe ergriff ihre Wange; „ich kann kein Wort von Liebe hören, ich kann das Leben nur ertragen, wenn man mich in Ruhe läßt."

„Wer weiß, ob sie es sind?"

„Ich weiß es, geh — geh."

Kaum herausgetreten, umfing Jemand Siegfried mit stürmischer Umarmung.

Konnte das Lebrecht sein? er war es wirklich; mit einer Fluth verliebter Wonne überschüttete er den Freund — dann legten sich die Wogen und endlich stand er wieder vor ihm, der Alte.

„Was hat sich nun geändert in den Verhältnissen?" frug der Freund.

„Nichts", antwortete der beschämt — ich allein, ich liebe sie — da hast Du die ganze Auflösung des Räthsels — wer's nicht erfahren, kann nicht darüber reden — Du aber verstehst mich."

„All' Deine Grundsätze, Lebensregeln inconsequent, Lebrecht?"

„Für mich, ja" — gab er zu, sich die Cravatte zurechtzupfend — „im Allgemeinen nie — das Princip bleibt dasselbe — es ist schauderhaft unvernünftig. — Jedem werd' ich abrathen, ich konnte nicht anders."

„Grad' wie ich damals."

„Nicht grad', mein Freund. — Du gingst unbewußt hinein, ich bewußt — Herr meines Schicksals — wissend, was ich zu erwarten hätte."

„Herr Deines Schicksals! Lebrecht! — O, wir sind elende Herren, wir armen Menschen", fuhr er tiefbekümmert fort — „Nichts vermag ich über die, die ich mehr liebe, als mein Leben. Befehlen könnt' ich von Morgen bis Abend, es würde Alles ausgeführt werden und doch — ich, ihr Herr! — nicht dienen, nicht einmal helfen kann ich ihr, nicht über eine Faser dieses armen gequälten Herzens hab' ich Macht. — Fort mit dem ganzen Plunder Eurer eingebildeten Herrschaft — ein Stückchen Liebe — ich könnte darum betteln, Lebrecht!"

Erschreckt stand der Freund neben diesem Kummer, er tröstete wie so Viele trösten. „Du hast keine Schuld", sagte er. „Alle Männer werden Dir Recht geben, sogar die meisten Frauen — nur Wenige haben diese fixe Idee, daß das Kind immer an ihrer Schleppe hängen muß — wenn sie vernünftig wäre, sähe sie lange ein, daß es ebensogut vor ihren Augen hätte geschehen können."

„Was nützt das Alles?" antwortete er muthlos, „ich habe ihre Liebe verloren, ihr Vertrauen, ich habe sie vernichtet; wenn Du sie sähst, Du würdest sie nicht wieder kennen."

„Es ist eine schreckliche Wirthschaft mit den Frauen", sagte Lebrecht, dem Angst in der Sache wurde; „eigentlich müßte es doch so leicht sein, so einfach, aber nein, der stärkste Mann kann an ihnen zu Grunde gehen." Ermanne Dich, Siegfried — denk' an Deine Kunst, an Dein übriges Leben — ein Mann lebt doch nicht nur durch seine Frau!"

„Wenn Etwas im Herzen nicht recht ist", antwortete er, „ist immer die ganze Welt nichts werth. Laß uns von anderen Dingen reden. Kann ich Deine Frau sehen?"

„O ja", sagte Lebrecht ängstlich, „das heißt, man darf ihr nicht von betrübten Sachen reden. Ich lasse so zu sagen alles Elend draußen zurück, wenn ich bei ihr eintrete."

Siegfried erkannte den Egoismus der Liebe. „Ihr lebt in einer Welt apart", sagte er, „wie die Glücklichen immer — auf einer Oasis in der Wüste."

„Ja", erwiederte er, scheu des Freundes große Gebirgstiefel betrachtend, „wir gehen so zu sagen auf Socken durch das Leben, jede Klingel ist umwickelt, die Stuhlbeine mit Filz versohlt. — Aber es ist auch eine himmlische Stille, eine friedliche Stille."

„Wahrhaftig ein großes Lob für Haus und Hausfrau", antwortete Siegfried.

„Hausfrau! ja weißt Du, eigentlich bin ich die Hausfrau."

Der Freund lächelte. — „Also nur so", rief er, „hast Du Dein Ideal verwirklichen können!"

Sie ließen einen glänzenden Sonnenuntergang draußen, einen prachtvollen Anblick auf das Grün, auf den ewigen Schnee der Alpen und traten in das dunkelverhangne Zimmer. „Wie gemüthlich es hier ist, nicht wahr?" sagte Lebrecht; „draußen der blendende Sonnenschein thut selbst gesunden Augen fast weh."

Als Siegfried die Wonne sah, die sich bei Lebrecht's Eintritt über Luziens Gesicht verbreitete, begriff er Alles.

Der Mann überschüttete die kränkliche Frau mit den zärtlichsten Schmeichelnamen, recht lächerliche darunter, wenn man sie dazu ansah und doch — die Heiligkeit echter Liebe ließ keinen Spott aufkommen.

Als Siegfried die Thür wieder hinter sich schloß, athmete er hoch auf; ihm war als müsse er ersticken in dieser lautlosen Atmosphäre. „Das wäre kein Leben für mich", sagte er. „Ob ich es gekonnt hätte? Und er — grade er. — Welche Knechtschaft! — ihm wird sie zur Seligkeit."

Immer schöner schmückte sich der Abend. — Einsam schlich Siegfried umher, dachte an das dunkle Zimmer des Freundes, an ein anderes dunkles, in dem sich die Geliebte verbarg — würde sie je wieder lächeln? — ihm lächeln wie Luzie dem Freund?

„Ich gehe mit ihr so schnell ich kann nach Haus", sagte er nächsten Morgen Lebrecht; „es war besser dort als hier."

Müde an Leib und Seele kamen Beide Abends in einem einsamen Gebirgshäuschen an — Kranke, die umsonst mit schwerer Mühe und vielen Opfern eine Heilquelle gesucht, die nutzlos war. Hänschens lieblicher Geist hatte die Eltern begleitet; wo sie hinsahen, sahen sie nur ihn, wie einen Friedensengel, und doch konnte er nie einer für sie werden. Während die Leute ihnen die Stube zurecht machten, es war eine sehr armselige Wirthschaft, saßen sie am Feuerheerd in der Küche. Eine Alte, mit braunem Mumiengesicht und auf dem Wirbel zusammengedrehten grauen Haaren, kochte das Abendbrod, ein kleines Mädchen war ihr dabei zur Hand. Unterdeß ging die Thür auf und eine junge Frau trat ein, an der Hand einen Knaben, den zweiten auf dem Rücken festgebunden.

„Mußt Du immer fortlaufen, Sabine?" brummte die Alte sie an; „und während dessen sind Herrschaften gekommen; wer soll das Alles zurechtmachen? Vom Mann hast Du doch gewiß nichts Erfreuliches gehört. — Der Galgenstrick! wird er bald zurückkommen, Dich schlagen, mißhandeln?"

„Aber Mutter", flüsterte die junge Frau, „sprecht doch nicht so und noch dazu vor Fremden. — Wenn er nur wieder hier wär', möcht' er mit mir machen was er wollte."

„Und ich, Deine Mutter, kann das nicht länger mit ansehen", rief die Alte zornig; „ich muß es mir von der Leber reden und wenn Du nicht klagst, klage ich, — zeuge gegen Dich vor Gericht! Du weißt, daß ich keine Unwahrheit sage, wenn ich sage: er ist —"

Die junge Frau hielt ihr den Mund zu. — „Es nutzt Euch doch nichts, Mutter", sagte sie mit einem eigenthümlichen Lächeln; „nur ich kann ihn in dieser Sache verklagen, es ist Keiner dabei gewesen als ich."

„Ich sage Euch", wandte sich die Alte zu Siegfried, „sie hat ein Herz wie Wachs für den Bösewicht und hart wie Stein gegen mich — wenn ich nicht noch die Liset hätte, ich verginge. — Er bringt uns Alle

in's Verderben, sie hält still dazu, bered't mich immer von Neuem; aber jetzt laß ich mich nicht länger bereden, er ist ein schlechter Kerl, Dein Alois — und verdient nicht, daß Du ihn lieb hast. — Warum hast Du ihn lieb, den Schuft?"

Die junge Frau stand betrübt und erröthend da, man sah, daß sie viel erduldet hatte, gewiß auch manchen Schlag; eine frische Narbe zog sich wie ein rother Strich über die Schläfe.

„Alois ist mein Mann", sagte sie wie entschuldigend gegen Siegfried, „der Vater von meinen Buben."

„Ein schöner Vater", rief hitzig die Alte, „es ist nicht seine Schuld, wenn die Jungen nicht lahm und krüppelig geschlagen sind! Du erniedrigst Dich, Sabine, bist nicht besser als der Packesel, der seinem Herrn die Säcke nachträgt — Prügel der Lohn, Du solltest Dich schämen."

„Wie soll ich mich schämen, daß ich ihn lieb habe?" antwortete sie kurz, „was ich trage, ist meine Last und ist mir noch nie zu schwer geworden. Der Junge da", sagte sie, ihn losnestelnd, „ist so plump wie ein Stein, ich trag ihn hin und her den ganzen Tag und, gelt Schatz", fuhr sie fort, ihn an die Brust drückend, „nicht um ein Haar möcht' ich Dich leichter haben." Damit nahm sie den Zweiten an die Hand und verschwand mit Beiden in die Kammer.

„Da seht Ihr's", murrte die Alte, „mit dem Alois kam das Unglück in's Haus — Er muß leben wie ein Prinz, wir mögen satt werden von den Resten. — Meist merkt er nicht einmal, wie sich's die Frau am Munde abspart. — Mach' Licht, Sabine", rief sie der wieder Eintretenden zu, „leuchte der Dame!"

Sabine nahm das Licht — der Kleine lag ihr schlafend an der Brust — stumm ging sie voraus, die Stiege hinauf. Oben standen sich die beiden Frauen gegenüber. Junge Frauen haben immer einen Zug zueinander; Fränzchen frug nach dem Knaben — „ich hatte auch so einen", brachte sie nicht über ihre Lippen, wenngleich ihre Seele es wie ein Schrei rief.

Die Mutter lüftete das Tuch und zeigte stolz den derben Kleinen.

„Es ist ein ganz toller Junge", sagte sie entzückt. „Der haut Alles in Stücken; thue ich nicht gleich, was er will, haut er sogar nach mir, der Schlingel."

„Und darüber freut Ihr Euch?"

Sabine sah sie erstaunt an; „nun ja — es giebt einen tüchtigen Burschen, wie der Vater. Wär' der Alois nur wieder da", fuhr sie in ihre Schürze schluchzend fort, „ich kann's gar nicht mehr ohne ihn machen. 'S ist mir Alles verleidet."

„So liebt Ihr ihn?"

„Ich bin ja seine Frau", antwortete sie einfach, „ich weiß nicht, was das Gericht will. Wenn ich's nicht werde aushalten können, werde ich schon klagen; was hat es sich in unser Haus zu mischen? Der Alois liebt mich. — Wenn ich damit zufrieden bin, mögen sie's auch sein. — Die Mutter ist Schuld mit ihrem Winseln; sie liebt den Alois nicht."

„Wie kann sie ihn lieben, wenn er Euch mißhandelt?“

„Sie versteht es nicht, gnädige Frau; nur das hitzige Geblüt vom Alois ist schuld, hinterher ist er wie ein Kind. — Mir wäre ein Zänker viel schwerer zu ertragen. Ihr werdet nicht weiter davon reden — so kam's. Schlagen thut er mich alle Tage, daran hat sich die Mutter schon gewöhnt; aber seht, am Johannisabend haben sie mich gefunden dort unten am Wasserfall, besinnungslos — aus der Wunde“, sie zeigte auf ihre Schläfe, „floß das Blut — die ganze Nachbarschaft erhob Geschrei, wie einen Mörder hetzten sie ihn. — Als ich zu mir kam, sah ich ihn vor mir, ich vergeß es nicht und werd' ich hundert Jahre, Handschellen hatten sie ihm angelegt — meinem Alois! — Gesteh, Du thatest es — er that's, fuhren Alle auf ihn ein.“

Sabine sah Fränzchen wieder mit dem eigenthümlichen Lächeln an; „ich aber blieb dabei, daß ich gefallen wär' auf einen Stein. — Die Mutter schrie dagegen, sie glaubte mir nicht, aber ich bleibe dabei, ich fiel auf einen Stein, mögen sie mit mir machen, was sie wollen; mit gutem Gewissen kann ich's sagen, denn ich lag auf einem Stein und wie ich dahingekommen, weiß ich nicht. Sie werden ihn mir wiedergeben, nicht wahr?“

Fränzchen sah ihr verwundert in das wettergebräunte unschöne Gesicht, auf dem noch die Thränen rannen — ihr erschien wie in einer Verklärung die Alles duldende Liebe, die nichts erniedrigen kann, die oft grad auf dem gemeinsten Elend wie ein Zeichen vom Himmel, wie ein Zeichen der Erlösung ruht.

„Er wird wiederkommen und ein Anderer werden“, sagte sie tröstend.

„Wenn er nur wiederkommt! ein Anderer wird man nicht so leicht, es ist auch nicht nöthig, ich bin so an ihn gewöhnt.“

Sie hob den eben erwachenden Knaben in die Höhe und schüttelte ihn kräftig.

„Du Schlingel“, sagte sie, „Du liebst mich doch, so oft Du mich auch beißt.“

Der Junge reckte die Aermchen sehnsüchtig nach ihr hin und äußerte einen halb befehlenden, halb empörten Schrei.

„Wie er commandirt“, sagte sie lächelnd, „ich glaub', die Männer sind Alle so.“

Damit ging sie hinaus.

Fränzchen stand in Gedanken. „Sie ist eine ungebildete Frau“, sagte sie sich. „Körperschmerzen überwindet man, aber Seelenschmerzen! — Wenn ich mich auch zwänge. — Die Liebe ist todt, es wäre nur Heuchelei. — War der Schmerz das Kind zu verlieren nicht allein groß genug? — Mußte ich auch ihn darüber verlieren?“

Draußen zog ein Gewitter mit mächtigen Schlägen auf. — In der kleinen Kammer war es drückend, die Fenster eng wie Löcher, ließen keine Luft ein. — Heimlich schlich sie heraus. Wie ein Raubnest in Felsecken lag das Haus, sie fand leicht einen Versteck. — Ueber ihr hingen die schwarzen Wolken, alles Lebende verbarg sich.

Plötzlich hörte sie neben sich im Gebüsch ein Flüstern.

„Alois!“ hörte sie dann einen unterdrückten Schrei der Wonne.

„Still, Sabine“, antwortete der Mann, „Du verräthst mich.“

„Die Mutter ist drinnen beschäftigt — kommst Du wirklich nach Haus?“

„Ich bin ihnen entsprungen“, sagte er finster, „das halt ein Anderer aus in ihrem Loch! Sie werden streiten, daß es möglich ist herunterzukommen, wo ich's that, aber es geschah doch!“

„Konntest Du nicht abwarten?“

„Warten! das kann ich nicht, wie Du weißt“, antwortete er heftig.

„Sie werden Dir nachstellen! Dich greifen“, flüsterte sie erschrocken — „wo verberg' ich Dich?“

„Ich habe das Verbergen satt — das ganze Leben hier! Uebrigens nutzt es nichts mehr, daß Du meinethalben lügst — Sandel, der Kuhhirt, hat Alles mit angesehen, wie ich Dich stieß und wie ich das Messer zog — mir ist nicht zu helfen“, schloß er muthlos. „Zum Besten muß ich in ihrem Loch ein Paar Jahr sitzen, lieber auf der Stelle sterben! Waldvögel kann man nicht im Bauer halten. Ich will fort, Sabine.“

„Fort! — aber nicht ohne mich“, rief sie, Alles vergessend und sich an seinen Hals klammernd.

„Still“, sagte er wieder — „Du thust mir weh, der Arm ist verrenkt, ich könnte nicht einmal meinen Jungen tragen, wenn Ihr mitwolltet.“

„Ich trag' sie Beide“, rief sie eifrig, wie oft that ich's den langen Weg, nur um Dich eine Minute zu sehen und jetzt . . .“

„Aber die Mutter!“

„Sie hat noch die Liset! Du hast Niemanden als mich!“

„Das ist wahr“, sagte er bitter, „gehetzt, verachtet, verfolgt wie ein Wild — elend bin ich.“

„Elend“, wiederholte sie, „und ich bin so glücklich, Dich wiederzuhaben — so glücklich, als ginge das Leben heut' wieder von vorn an. Komm, ich nehme die Kinder schlafend, Gepäck ist ja nicht viel“, fuhr sie lächelnd fort; „in den Bergen kann man sich leicht verstecken. Tags ruhen wir, Nachts wandern wir zusammen. Alois, dort sieht uns Keiner — Keiner spürt uns nach und in der neuen Heimat finden wir wol ein Fleckchen, wo Du mit mir leben kannst wie Du willst.“

„Wie Du willst“, sagte er; „Du hast Gewalt über mich; die Leute wissen nicht, was sie reden, wenn sie meinen, ich knechte Dich.“

„Laß sie reden“ fuhr Sabine fort — was kümmert es uns!“

Fränzchen hörte sie sich dem Hause zuwenden, sie würde sie nicht verrathen, um keinen Preis. Welch' ein Leben die Frau muthig auf sich nahm, als wär's Glück!

„Wer so lieben könnte!“ seufzte die junge Frau. „Ob wol je die starre Kälte, die mein Herz umgiebt, nachlassen wird!“ und sie sehnte sich nach dieser Erlösung, wie die Natur nach dem Frühling.

Ehe sie es sah, stand Siegfried neben ihr. Sie fühlte ihr Blut

empört zu ihrem Herzen dringen. Zornig, anders wie sonst, empfing sie ihn.

„Komm herein", sagte er wie damals — „Du tödtest Dich."

„Und wenn es wäre", antwortete sie wild, ihn trotzig aus den blauen Augen anblickend — „mein Leben gehört mir!"

„Nein", rief er leidenschaftlich. — „Mir gehört's"!

„Natürlich, Euch gehört Alles hier auf Erden."

„Nicht deshalb", antwortete er, „nicht weil Du meine Frau bist, sondern weil ich Dein Leben mehr liebe als Du, mehr als mein eignes."

Er hob sie in seinen Armen auf wie ein Kind; mit erwachendem Bewußtsein fühlte sie sein Herz zum ersten Mal wieder nah dem ihren schlagen.

„Ich bin der Mächtige! Dein Herr!" rief er, „das ungebildete Weib da drinnen versteht mehr von der Ehe als Du."

„Das weiß ich längst, daß Ihr die Gewaltigen seid, die die Kraft haben", sagte sie erregt; „wenn Du mich mißhandeln willst, thue es. — Kein Schlag kann mich mehr verwunden, als Du es schon gethan."

„Fränzchen", rief er, „ich meine eine andere Macht, eine Macht, die Du nicht hast, die das arme Weib hat, die ich habe — die Macht zu vergeben, zu lieben — mir kannst Du nicht verzeihen, mich kannst Du nicht wieder an Dein Herz lassen, so viel ich auch gelitten habe. Täglich versündigst Du Dich ganz anders, als ich es gethan, bewußt, vorsätzlich, und ich liebe Dich! — Darin bin ich Dein Herr, Fränzchen, darin bin ich Dir überlegen und werde Dich überwinden, wie der Stärkere den Schwachen."

In derselben Nacht wurde ein kleines Mädchen geboren, zwei Monate zu früh, ein schwächliches, jammervolles Ding.

Es war große Verwirrung. — Sabine mit den Kindern blieb verschwunden.

„Sie ist sicher zum Mann gelaufen", schalt die Mutter; „hier hatte sie es zu gut, sie will es nun einmal schlecht haben. — — Es wird sterben, gnädiger Herr", sagte die Alte von dem Kind, „und grämt Euch nicht, es ist besser so."

Fränzchen richtete sich hoch im Bett auf und reckte die Hände nach dem Kind aus.

„Gebt es ihr nicht", fuhr die Alte fort, „so schwächlich wie das Ding scheint, sterben ist nie leicht und schaurig anzusehen."

Aber Siegfried nahm dennoch das Kleine und legte es der Mutter in den Arm.

Sie schluchzte und lachte Alles in einem Athem. „Es lebt! es lebt!" rief sie und immer wieder, „es lebt!"

Sie versuchte es zu stillen, aber die Quelle war versiegt. — Fast klang ihre Klage wie ein Schrei. Sie sah den Liebling verschmachten, wie Hagar Ismael in der Wüste.

Scheu wandte sie sich von Siegfried fort.

„Wenn das Kind stirbt", sagte sie, „darfst Du mich nicht mehr lieb haben."

„Die Liebe hat kein Maß", antwortete er.

Angstvoll verlebten sie die Stunden, während in der Nachbarschaft eine Frau gesucht wurde, die neben dem Ihren das Kleine übernahm. Die Mutter wandte sich ab und weinte.

„Hasse mich", sagte sie, „ich hasse mich selber"; und sie verglich immer wieder die kleinen Milchschwestern.

Siegfried begriff, welch einen Stich in das Herz es der armen Mutter geben mußte. Seine Gedanken wie ihre irrten um ein blondes Köpfchen, das er damals klein, winzig nannte.

Wochen, Monate vergingen, das kleine Dasein schwankte zwischen Leben und Tod.

„Armer Schatz", sagte er oft, sie streichelnd, wenn sie so angstvoll und verzweifelt aussah; „ich weiß, wie Dir zu Muth ist — es ist schrecklich, sich obenein schuldig zu glauben an den Leiden Derer, die man liebt."

Mühsam erhob sich Mutter und Kind, Beide wie Gestalten aus einer anderen Welt, die noch einmal versuchen zurückzukehren.

Die laue Luft, die reiche Natur lockten sie heut' zum ersten Mal hinaus.

Sie trug ihr Kleines — es schlief. — Schwach war sie noch sehr; man hatte ihr das Kind nehmen wollen; aber sie drückte es an sich mit einem Blick, der davon abstehen hieß. Weit kam sie ja auf keinen Fall.

Siegfried ging daneben, — der Platz bei den Myrthen sollte erreicht werden, derselbe, von dem er die Geliebte auf ihr Lager getragen hatte.

Die Büsche hingen voller Blüthen, von durstigen Bienen umschwirrt, sonnige Gluth küßte warm die Wiedererstandenen.

Ein paar Stufen nur ging es hinan, aber der armen Mutter war selbst die kleine Last zu viel — sie strauchelte, schwankte, wäre gefallen. — Siegfried hielt sie mit festem Arm; — tiefe Bläße, ein Schrecken, der sich nicht beschreiben läßt, malte sich in ihren Zügen; sie drängte ihm hastig das Kleine auf, das erstaunt die Augen aufschlug.

Er ließ sie sanft auf die Bank nieder und gab ihr das Kind in den Schooß.

„O", sagte sie, „ich bin es nicht werth, mir darf man nichts mehr anvertrauen!"

„Der liebe Gott muß wol anders denken", sagte er, „und ich auch."

„Du auch", rief sie und drückte sich fast leidenschaftlich an ihn — „vergiebst Du mir wirklich, kannst Du verstehen, wie ich so schlecht wurde? Mein Herz war mir vergiftet — immer wieder sah ich Dich, der mir das Kind entriß, nicht Gott — nicht der Tod — Du warst es, Siegfried — Du, der sich dazwischen drängte. — Es war wie Wahn-

sinn — wie ein Gedanke, um den ich mich drehen mußte. — Jetzt werd' ich wieder gesund; sieh, wie Du trotz Allem an mir gehangen hast — an mir, die ich mich selbst verachte, auf die man mit Fingern weisen könnte, wenn alle Gedanken offenbar wären in der Welt."

„Still!" antwortete er, mit einem glühenden Kuß ihr den Mund schließend; „laß uns nicht miteinander rechnen, wir haben Beide gefehlt. — Aus dem vollen Schatz des Einen laß uns immer wieder die Fülle finden, die des Anderen Mangel deckt."

Der Spätsommer sah sie wieder vor dem kleinen Haus am Thor. Auf dem Grasplatz lag das Heu — stolz führte die Entenmutter ihre goldne Brut nach dem Teich.

Das Kindchen saß auf der Mutter Schooß. „Du, Du!" machte es, einen Blumenstengel in der Hand.

Und der gewaltige Mann lachte sein altes Lachen und rief: „Schlag zu, schlag zu, Elschen! Hau den Herrn des Hauses todt!" und das Kind versuchte es mit der Blume.

Sommer-Mittag.

Zur Mittagsstunde in der Sommerszeit,
Auf Flur und Au welch' wonneselig Schweigen!
Es dehnt der Himmel sich so endlos weit,
Kein Windhauch rührt die Blätter an den Zweigen.

Die Welt so still, als wie entschlafen nun,
Bezaubert mitten in des Tages Helle,
Kein Vogelsang erklingt, die Wälder ruhn,
Durch Gräser sickert müde hin die Quelle.

Wie glüht und zittert rings der Sonnenstrahl
Und wirft sein Goldnetz in die klaren Lüfte!
Aus tausend Blumenkelchen steigt vom Thal
Empor ein Strom betäubend süßer Düfte.

Zum tiefsten Tannendickicht zog das Reh,
Laufkäfer suchen Rast im kühlen Moose,
Und innehält der Nymphe Tanz am See,
D'rauf sich in Träumen wiegt die Wasserrose.

Im Lichtglanz ferne Bergesfirne stehn,
Am Busche schimmern roth die reifen Beeren
Und durch das Kornfeld rauscht ein leises Wehn,
Als ging der Segen Gottes durch die Aehren.

Godfried Wandner.

Die russische Fürstin ....off,

oder

wie man in der hohen Pariser Welt deutsche Literatur treibt.

Von **Ad. Ebeling.**

Eine neue Lection.

„Man wird Ihnen heute die bewußte Chocolade serviren", — mit diesen Worten empfing mich die Fürstin eines Morgens, als ich mich zu einer neuen Lection einstellte.

Diese Chocolade spielt in unseren literarhistorischen Studien eine so bedeutende Rolle, daß ich die Geschichte derselben dem Leser nicht vorenthalten darf, so wenig wie ähnliche spätere, wenn denn auch die Vorlesungen selbst etwas darunter leiden sollten. Ueberhaupt ging es uns mit diesen ein wenig wie bei den Prüfungen der Candidaten auf den mittelalterlichen Universitäten, die auch, bevor man sie zum Baccalaureus oder gar zum Magister liberalium artium machte, von den Professoren so ziemlich über Alles und Jedes examinirt wurden, was den gelehrten Herren nur irgendwie durch den Kopf flog: de omne re scibile et quibusdam aliis, wie man damals sagte. Der Fürstin durfte ich freilich mit keinem lateinischen Citat kommen, denn das Latein, als „todte" Sprache, fand „sie entsetzlich überflüssig und langweilig", ich pflichtete ihr selbstverständlich bei (verzeih mir, Schatten des großen seligen Böckh!) und widersprach ihr auch nicht, als sie einst, wo mir zufällig das Wort entfahren war: „ora et labora" sofort entgegnete: Sie meinen vielleicht, ich verstehe Sie nicht, aber ich kenne das Sprichwort sehr gut: „Morgenstunde hat Gold im Munde" Metaphorisch hatte vielleicht J. Durchlaucht so Unrecht nicht. —

Von unseren Gedankensprüngen (ich habe volle Zeit, denn die Chocolade wird erst gegen zwölf Uhr, zur Frühstücksstunde, servirt) nur eine kleine Probe. Ich redete von Lessing, „dem Reformator der deutschen National-Literatur und des geistigen Lebens in Deutschland" und von seinem unermeßlichen Wirken als Kritiker und Dramatiker. In letzterer Beziehung stellte ich natürlich Minna v. Barnhelm obenan, als „das erste wahrhaft deutsche Schauspiel", und alsdann Emilia Galotti, welche mir von jeher als eine der besten Tragödien erschienen ist, die überhaupt in der Welt geschrieben wurden; und bei solchen Productionen (ich nahm den Nathan hinzu) erklärte Lessing trotzdem bescheiden, er sei im Grunde kein Dichter. Platen mochte daran gedacht haben, als er in Bezug auf die modernen Schicksalsdichter in seinem „Romantischen Oedipus" ausrief: „O Lessing, Lessing! drehe dich im Grab herum!" — „Bei Emi-

lia Galotti", unterbrach mich die Fürstin, „fällt mir ein, daß der junge Werther in der Nacht vor seinem Selbstmorde darin gelesen hat; so wenigstens steht es in Werther's Leiden. Mir ist das immer seltsam vorgekommen, denn der Zusammenhang ist mir nicht klar."

Ich gestehe aufrichtig, daß mir diese durchlauchtige Querfrage höchst unerwartet kam, zumal ich mich im ersten Moment nicht so genau auf die Schlußscene im Werther besinnen konnte, den ich doch als Student halb auswendig gewußt hatte.

„Das Buch steht dort oben in der dritten Reihe", sagte die Fürstin und wies auf ein elegantes Büchergestell an der gegenüberliegenden Wand, auf das ich bereits während meiner Besuche mehr als einen indiscreten Blick geworfen hatte; „Werther's Leiden gehören zu den Büchern, die uns stets auf unsern Reisen begleiten."

„Aehnlich wie Napoleon", entgegnete ich, „der bekanntlich den Goethe'schen Roman auf seinem egyptischen Feldzuge mit sich führte." Ich hatte unterdessen nachgeschlagen und auch die betreffende Stelle alsbald gefunden: „Von dem Weine hatte er nur ein Glas getrunken. Emilia Galotti lag auf dem Pulte aufgeschlagen." Es war nun an mir, diese eigenthümliche Ideenverbindung zu erklären: das Lessing'sche Drama voll von Hofränken und verworfenen Intriguen, der Vorläufer gewissermaßen von Schiller's Cabale und Liebe, und der Goethe'sche Roman, eine bürgerliche Liebesgeschichte, in welcher auch nicht ein schlechter Charakter vorkommt und wo der Held einfach das Opfer seiner eigenen Leidenschaft wird? Vor einem kritischen Auditorium wäre ich vielleicht in nicht geringer Verlegenheit gewesen, hier half ich mir durch einen chronologischen Grund. Beide Bücher erschienen nämlich fast um dieselbe Epoche: Emilia Galotti im Jahre 1772, Werther im Jahre 1774, wo eben das erstere noch das ganze gebildete Deutschland beschäftigte, und vorzüglich eine Lieblingslectüre Goethe's war, wie er später selbst erzählt.

Wir kamen nun auf Werther und auf Goethe zu sprechen, dann auf Napoleon, den ich bereits eben genannt hatte und zwar auf die bekannte kaiserliche Kritik des Werther bei der Audienz in Erfurt.

„Ich habe ihm diese Audienz nie verzeihen können", sagte die Fürstin lebhaft „und noch weniger, daß er am anderen Tage den Orden der Ehrenlegion annahm. Diese Auszeichnung, mit welcher der Usurpator den ersten Dichter Deutschlands zu gewinnen suchte, war eine schwere Beleidigung."

„Man meint Börne zu hören, Durchlaucht", entgegnete ich lächelnd.

„Börne?" fragte die Fürstin neugierig, „ich kenne wol seinen Namen, habe aber nichts von ihm gelesen. War Börne kein Verehrer Goethe's?"

„Das grade Gegentheil, gnädigste Frau; Börne war der Einzige, der dem großen Halbgott in Weimar noch bei dessen Lebzeiten die Wahrheit sagte." Und nun kamen die pariser Briefe und die Julirevolution und die politischen Dichter Deutschlands auf's Tapet ... und so weiter .. und so weiter ...

Doch ich kehre zur Chocolade zurück, deren Entstehungsgeschichte ich

noch schuldig bin, zumal an dem Tage, wo sie getrunken wurde, die Fürstin zweimal meine Lectüre von Ernst Schulze's „Bezauberter Rose" durch ihren electrischen Knopf unterbrach, um sich bei dem Kammerdiener nach ihr zu erkundigen.

Mancher Leser schüttelt vielleicht den Kopf über den eigenthümlichen Gang meiner Vorlesungen und sagt verdrießlich: „bei einem solchen Durcheinander ist an eine geordnete Darstellung gar nicht zu denken; die guten Leute kommen vom Hundertsten in's Tausendste und wenn sie eine Stunde lang ge .... ge .... haben (ich mache Punkte, damit man das Verbum nach Gutdünken ergänzen könne) so — so trinken sie Chocolade.

Meine ganze Entschuldigung ist die, daß ich getreu nach der Natur schildern und daß ich die Warnung des alten Professors M. in Bezug auf die deutsche Gründlichkeit, nicht aus den Augen verlieren wollte. Außerdem hatte die Fürstin noch jedesmal, wenn meine Lection zu Ende war, der Frau Mama versichert, sie habe sich vortrefflich „amüsirt", und das war, nicht zu vergessen, die Hauptsache. Mit der Chocolade — endlich bin ich so weit! — verhielt es sich aber folgendermaßen:

Die Fürstin hatte mich schon in einer meiner ersten Lectionen gebeten, ihr die Chöre aus der Braut von Messina vorzulesen, was ich um so lieber that, als mir jenes Trauerspiel, wenn auch zumeist als lyrische Dichtung, von jeher eine der liebsten Schöpfungen Schiller's gewesen und ich die schönen Verse fast sämmtlich recitiren konnte. Welcher deutsche Knabe hätte auch nicht bei nur halbwegs gutem Schulunterricht jene Strophen als Pensum auswendig lernen müssen, um sie alsdann für sein ganzes Leben zu behalten?

... „Dich begrüß' ich in Ehrfurcht,
Prangende Halle,
Dich meiner Herrscher
Fürstliche Wiege,
Säulengetragenes, herrliches Dach!"

und vollends die andern:

„Schön ist des Mondes
Mildere Klarheit
Unter der Sterne blitzendem Glanz ..."

bis zu dem erhabenen Schluß:

„Selber die Kirche, die göttliche, stellt nicht
Schöneres dar auf dem himmlischen Thron;
Höheres bildet
Selber die Kunst nicht, die göttlich geborne,
Als die Mutter mit ihrem Sohn."

„Solche Verse hat doch Goethe nicht gemacht", unterbrach mich die Fürstin, die, wie ich bereits gemerkt hatte, nur eine sehr bedingte Verehrerin Goethe's war.

„Sie haben Recht, gnädigste Frau, denn Goethe besaß überhaupt nicht jenen Pathos, der eben Schiller's ureigene Seite bildet, der aber zugleich die gefährliche Klippe wurde, an welcher so viele seiner späteren Nachahmer kläglich strandeten. Der Schiller'sche Pathos war eben, wie Hille

brandt sehr treffend sagt, ein ideengetragener und bleibt deshalb stets classisch und groß; die vielen Nachahmer entlehnten nur die Form und es fehlten ihnen leider die großartigen Ideen. Ich führe zu diesem Beleg nur ein Beispiel an, wohl das schlagendste: Theodor Körner, der streng genommen nur der blasse Trabant Schiller's ist und den wir daher, wenigstens als dramatischen Dichter, ohne große Noth in unserer Literatur völlig entbehren könnten. Ich habe als Student seinen Zrinyi in Mannheim aufführen sehen, der, trotz der guten Schauspieler, fast zu einer Carricatur wurde. Deshalb nennt auch Hillebrandt, wohl etwas scharf, aber im Grunde nicht mit Unrecht, Körner den „verkotzebueten Schiller." Aber eine glänzende Lichtseite macht uns wieder Körner unendlich lieb und werth und stellt ihn in die ersten Reihen der deutschen Dichter; das sind seine patriotischen Gesänge, mit denen er unter der qualvollen Fremdherrschaft Napoleon's die Jugend seines Volkes zum begeisterten Freiheitskampfe entflammte; sein „Vater, ich rufe Dich!" „Lützow's wilde, verwegene Jagd", sein Weheruf: „Deutsches Volk, du herrlichstes von allen, deine Eichen stehn, du bist gefallen!" haben ihn unsterblicher gemacht, als seine sämmtlichen übrigen Werke, zumal er jene Lieder mit seinem Tode besiegelte. Um aber auf Goethe zurückzukommen, so könnte ich Ihnen auch wiederum von ihm Verse citiren, so innig und zart und dabei so hochpoetisch, wie Sie deren in den sämmtlichen Gedichten Schiller's nicht finden. Denken Sie nur an den „Fischer."

„Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?"

und an das Lied „an den Mond"

„Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz."

und das echtdeutsche „Blümlein Wunderschön", dessen Naturlaut vielleicht unübertroffen dasteht, und hundert andere."

„Das letztere kenne ich nicht", sagte die Fürstin und schrieb es in ihr kleines rothsammtenes Notizbuch, in das sie überhaupt Alles eintrug, was ihr im Verlauf unserer Gespräche bemerkenswerth erschien, wie z. B. die französische Uebersetzung von Freitag's „Soll und Haben", die Adresse eines Conditors für eingemachte Veilchen, eine ganz neue und äußerst delicate Näscherei, oder eine angezeigte Auction von altem japanischen Porzellan, dann wieder den Umzug Julien's, des ersten Pastetenbäckers von Paris, nach dem Boulevard des Italiens, oder die nächste Sitzung im Institut, zu welcher sich die Kaiserin hatte anmelden lassen, die der Exminister Guizot empfangen würde (sehr pikant!); auch ein Portrait Geibel's und eine verbotene Broschüre von Herzen (wer hatte das von einer russischen Fürstin gedacht!) u. dergl. mehr.

Doch zurück zur Braut von Messina, aber nur, um sie vor der Hand bei Seite zu legen, denn es handelte sich um die Beantwortung

der unvermeidlichen Frage: wer größer sei, Goethe oder Schiller? Ich hätte am liebsten mit der bekannten Goethe'schen Phrase geantwortet: „da quälen sie sich schon Jahre lang und zerbrechen sich den Kopf, wer der größte von uns Beiden ist, anstatt sich zu freuen, endlich einmal ein paar solche Kerle zu haben, wie wir sind"*), aber ich wagte es nicht, wegen des häßlichen Wortes, das der Akademiker Regnier, der ausgezeichnete Schillerübersetzer, am besten mit dem mehr als anzüglichen „Bougre" wiederzugeben vorschlug. Ich ging daher den gewöhnlichen Mittelweg, der mir von jeher als die bequemste Lösung dieser kitzlichen Frage erschienen war, räusperte mich und begann: „Ist es nicht richtiger, wenn wir die beiden großen Meister ebenbürtig neben einander bestehen lassen, wie zwei gewaltige Fackelträger, welche unsere gesammte geistige Sphäre nach allen Seiten hin erleuchten und erwärmen, als über die Intensität und Dauer ihres Lichtes und Feuers zu streiten, oder, um einen passenden Ausweg zu finden, sie zu Einer Flamme zu vereinigen? Schiller war entschieden mehr Poet und Goethe mehr Universalgenie, deshalb ist jener auch stets mehr der Liebling der Jugend und dieser mehr des reiferen Alters, aber beide sind echtdeutsch und aus dem innersten Wesen der Nation hervorgegangen. Den bei dieser Gelegenheit so oft aufgestellten Unterschied von Subjectivität (in Bezug auf Schiller) und von Objectivität (in Bezug auf Goethe) lasse ich indeß nur ganz im Allgemeinen gelten, weil er streng genommen nicht viel mehr als bloße Phrase ist. Denn jeder Dichter kann im Grunde doch nur aus seiner eigenen Individualität herausschaffen, er mag nun die Bilder und Gedanken aus sich selbst nehmen, oder von Außen empfangen, er ist mithin stets subjectiv." (Doctor B. in Berlin, mein sehr guter Freund und daher, wie er selbst gern sagt, mein scharfer Kritiker, unterbricht mich hier, denn er ist mit dieser Deduction nicht zufrieden; aber, cher docteur, ich rede, nichts für ungut, nicht zu Ihnen, sondern zu einer Dame; auch haben Sie ja die norddeutschen Reichstagsverhandlungen, zu denen nun noch diejenigen des Zollparlamentes hinzu gekommen sind, — beide sehr subjectiv, n'est ce pas? und die geben Ihnen doch gewiß reichliches Material zum Kritisiren . . . ich schließe also die Klammer) und fahre fort: „Schiller bewegte sich stets in Idealen und ließ sich leicht von seinem Stoff hinreißen, Goethe dagegen weit mehr in der wirklichen Welt und beherrschte des-

*) Ich citire aus dem Gedächtnisse, wie ich dies, wenigstens in den vorliegenden Lectionen, fast immer thue, da ich mir ja unmöglich meine ganze Bibliothek nachfahren lassen kann. Sonst hat freilich diese Art von Citiren ihr Fatales, denn sie hat mir neulich in meinem Artikel über den Herzog von Braunschweig (Bd. IV, Heft VII) zu einem argen Bock verholfen. Dort lege ich nämlich die Verse: „Der König sei der bessere Mann" u. s. w. Schiller in den Mund, wohingegen dieselben von Claudius sind. Sie scheinen mir indeß trotzdem noch heute jenem Poeten homogener, der gerufen:

„Männerstolz vor Königsthronen,
Brüder, gält' es Gut und Blut!"

als dem frommen Asmus:

„Verschon' uns Gott mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen,
Und unsern kranken Nachbar auch."

halb seinen Stoff ruhig und mit Bedacht; Schiller stellt uns Welt und Menschen dar, wie sie sein sollten, Goethe wie sie sind, jener erhebt, dieser erfreut uns mehr, aber unser Herz wissen sie beide gleich gewaltig zu rühren; dennoch ist Schiller jedenfalls eine edlere, Goethe eine großartigere Natur."

Noch nie hatte ich während meiner Lectionen so lange ohne Unterbrechung geredet; als ich inne hielt, sagte die Fürstin: „Ja, gewiß war Schiller eine edlere Natur, das ist mir ganz aus der Seele gesprochen; denken Sie nur an sein schönes, eheliches Verhältniß, wohingegen Goethe" . . . hier schwieg sie plötzlich, als hätte sie schon zu viel gesagt. Sie dachte natürlich an die Vulpius, allerdings keine Lichtseite im Leben des großen Mannes und ich lächelte im Stillen, wobei mir die Worte Jean Paul's einfielen: „Alle Frauen, von der höchsten bis zur niedrigsten, sind in gewissen Ansichten und Urtheilen ganz dieselben."

Schon um jeder weiteren Erörterung über diesen delicaten Gegenstand vorzubeugen, begann ich von Neuem: „Die Vorsehung, welche sich darin zu gefallen schien, Goethe bis in das höchste Greisenalter hinauf als ein wahres Schooßkind des Glückes hinzustellen, hat Schiller während seines ganzen Lebens sehr stiefmütterlich behandelt; seine Laufbahn war, mit wenigen Unterbrechungen, ein stetes Kämpfen mit materiellen Sorgen, und im besten Mannesalter, in der Fülle seiner Dichtungskraft, erlag er einer Krankheit, die seinen ganzen Organismus zerstört hatte. Aber vielleicht ist auch dies als eine Schickung zu betrachten, um seinem Volk sein Andenken nur noch theuerer zu machen. Leider war er durch seine unregelmäßige Lebensweise selber daran Schuld, denn sie verschlimmerte seinen Zustand dergestalt, daß derselbe zuletzt hoffnungslos wurde."

„In wie fern?" fragte die Fürstin theilnehmend.

„Indem er die gewöhnliche Ordnung der Dinge umkehrte und die Nacht zum Tage machte, erwiderte ich „und sich außerdem noch durch künstliche Reizmittel, durch erhitzende Getränke, die seine Nerven aufregten, in die nöthige poetische Stimmung versetzte."

„Erhitzende Getränke", wiederholte die Fürstin, „aber um Gotteswillen, Schiller war doch kein Trinker?"

„Sie müssen mich nicht mißverstehen, Durchlaucht", antwortete ich und ärgerte mich, das Gespräch überhaupt auf diese an sich unbedeutenden Details gebracht zu haben, „auch Voltaire trank schwarzen Kaffee, wenn er des Nachts arbeitete und versuchte sogar einmal das Opiumrauchen, was ihm aber nicht glückte. Wenn Schiller Abends den Kreis der Seinigen verließ und in sein kleines Gartenhäuschen ging, das noch heute in Jena gezeigt wird, um bis an den hellen Morgen zu schreiben, ließ er sich ebenfalls schwarzen Kaffee oder eine Flasche Rheinwein bringen, bis ihm später einmal seine Freundin, die Frau von Wolzogen, das Recept zu einer Weinchocolade schickte, die er sehr bald allen übrigen Getränken vorzog. Doch ich gerathe auf Nebendinge und will lieber, wenn Sie erlauben, zur Braut von Messina zurückkehren." Ich nahm das Buch und begann die Lectüre eines neuen Chors:

„Durch die Straßen der Städte,
Vom Jammer gefolget,
Schreitet das Unglück —"

.. aber ich merkte unter dem Lesen sehr wol, daß die Fürstin zerstreut war; sie beschäftigte sich mit ihren kleinen Notizen, schrieb einige Worte und blickte dann, wie mir schien, zu mir herüber und in das Buch, als wollte sie sehen, ob es noch lange dauern würde. Ohne Rücksicht auf das schreckliche Schicksal des bereits von Bruderhand gefallenen Don Manuel und der unglücklichen Mutter und Tochter, übersprang ich daher die Antithese des Berengar und schloß mit den letzten Worten Cajetan's:

„Wer besitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz!'

„Die Verse sind sehr schön", bemerkte die hohe Dame, als ich geendet hatte und fügte alsdann, ohne irgend einen weiteren Uebergang hinzu: „aber Sie sprachen eben von Weinchocolade; ist Ihnen vielleicht das Recept bekannt?"

„Das gerade nicht, Durchlaucht", entgegnete ich, „obwol ich manchmal in Deutschland welche getrunken habe, die vortrefflich war. So viel ich weiß, ist übrigens die Bereitung sehr einfach und zwar wie die der gewöhnlichen Chocolade, nur daß hier der Wein die Stelle des Wassers oder der Milch vertritt."

„O dann instruiren Sie gefälligst unsern Koch", rief die Fürstin, vergnügt wie ein Kind, dem man ein hübsches Geschenk versprochen hat, „nicht wahr, Sie erlauben doch?" Ohne meine Antwort abzuwarten (ich hätte ja auch doch nichts anderes antworten können, als eine gehorsamste Einwilligung, obwol mich der Gedanke an eine culinarische Consultation etwas verlegen machte) hatte sie auf das weiße Knöpfchen gedrückt und das feine Glockenspiel zitterte noch, als bereits der Diener den Befehl der Herrin erhalten hatte, echt russisch, nur zwei Worte, obwol auf französisch gesagt: „le chef!" Eine halbe Minute später (die gesammte Dienerschaft mußte wirklich Flügel haben) erschien bereits der so kategorisch Verlangte und blieb mit einer tiefen Verbeugung an der Thür stehen, der Dinge harrend, die da kommen sollten. Der Chef, ein Franzose, war ein schmucker Mann, ganz weiß gekleidet, wie es sein Amt erforderte und zwar ein Weiß wie frischgefallener Schnee. Man bekam unwillkürlich Appetit, wenn man ihn ansah, seine bloße Erscheinung verbürgte Wunderdinge der Kochkunst. Ein solcher Chef ist, nebenbei bemerkt, eine bedeutende Person in einem vornehmen Pariser Haushalt und seine Stellung erinnert an den ehemaligen sogenannten eximirten Gerichtsstand in verschiedenen deutschen Ländern. Er gehört nicht eigentlich zur Dienerschaft und erhält auch keinen Lohn, sondern bezieht einen Gehalt, wie

eamter, in der Regel drei bis vierhundert Franken monatlich, bei

Station und einer Menge von Emolumenten und Accidentien, was

anchem Universitätsprofessor das Bedauern erwecken könnte, nicht eine solche lucrative Carriere gewählt zu haben. Der Koch z. B.

erstorbenen Herrn v. Rothschild „Der berühmte Adolphe", wie man

ihn allgemein nennt, zog sich nach zehnjähriger Wirksamkeit mit 24,000 Franken Renten in die Stille des Privatlebens zurück, heirathete eine reiche Frau und hat jetzt eine Loge in der großen Oper. In Küche, Speisekammer und Keller herrscht der Chef unumschränkt; er ist Herr, wenn auch nicht über Leben und Tod seiner Untergebenen, so doch über ihr Schicksal, indem er sie nach Belieben entlassen und andere engagiren kann, ohne daß eine Appellation an die Herrschaft nöthig ist.

„Treten Sie näher, François", sagte die Fürstin freundlich, „und hören Sie aufmerksam zu; Monsieur wird Ihnen das Recept zu einer Weinchocolade geben, die Sie uns bereiten müssen."

François trat zwei Schritte vor, warf auf mich einen mißtrauischen Seitenblick und sagte, zu seiner Herrin gewendet: „Princesse, wenn das Recept neu ist, so nehme ich es dankbar an, aber Weinchocolade habe ich bereits als Kind zu machen gewußt." Er sprach dies mit bescheidener, jedoch fester Stimme, denn seine Eigenliebe schien durch jene Anrede, die einen Zweifel an seiner Kunst andeutete, verletzt zu sein. Ein französischer Koch hat nämlich eine amour propre in Bezug auf seine Kenntnisse und Fähigkeiten, die nur mit der Sensitive — Mimosa noli me tangere, Linné — verglichen werden kann.

„Comment! François", rief die Fürstin erstaunt, „Sie verstehen Weinchocolade zu machen und haben uns nie welche servirt?"

„Durchlaucht haben nie welche befohlen", entgegnete der Chef und setzte leiser hinzu: „es ist eigentlich kein Getränk für Damen. In Italien und Spanien wird sie viel von Künstlern getrunken und ich erinnere mich, daß mir mein seliger Vater erzählt hat, der berühmte Paganini sei ein großer Freund davon gewesen."

Die Fürstin warf mir einen triumphirenden Blick zu, denn diese Notiz stimmte mit der Schiller'schen vortrefflich zusammen. Ich glaubte daher den Moment günstig, mich in's Mittel zu legen und sagte: „Wie es scheint, gnädigste Frau, versteht sich der Chef sehr gut darauf, so daß Sie ihm völlig freie Hand lassen können."

Diese Bemerkung mußte dem schneeweißen Manne gefallen, er erwiderte wenigstens beruhigt: „Sie haben nur die Weinsorte zu bestimmen, für alles Weitere stehe ich."

„Vielleicht irgend einen feinen Weißwein", bemerkte ich auf's Gerathewohl, denn ich hätte ebenso gut Rothwein sagen können.

„Pardon, pardon!" unterbrach mich der Chef sofort und sehr lebhaft; „Sie wissen doch, daß weißer Wein das Kochen weniger verträgt als rother, er verliert an Gehalt und Geschmack über dem Feuer, deshalb macht man alle Glühweine von rothen Weinen, nur die Weingelées werden manchmal von weißen gemacht und auch da muß man sehr vorsichtig sein; wir können aber jetzt die Gelées auch auf kaltem Wege darstellen."

Der Mann sprach wie ein Buch, als hätte er Chemie und Physik studirt und ich merkte wol, daß ich mich ein wenig blamirt hatte. Wie konnte ich aber auch wissen, als ich Tags zuvor mir die Braut von Mes-

sina annotirte, daß mich die Chöre der Tragödie auf die Bereitung von Weinchocolade führen würden!

„Gut", sagte die Fürstin und beendete damit das eigenthümliche Colloquium, „ich verlasse mich ganz auf Sie, François, sorgen Sie nur, daß wir etwas Gutes bekommen."

Der Chef legte die Hand auf's Herz und entgegnete nur das eine Wort: „Princesse!" aber mit einer Miene, die an den Herzog Alba erinnerte: „So lang ein Herz an diesen Panzer schlägt . . ." dann verneigte er sich tief — der adverbiale Superlativ würde (etwa nach Goethe, der sie sehr liebte) „tiefstens" lauten, aber er schien mir zu hart, obwol er der Reverenz durchaus entsprochen hätte — und verschwand.

* * *

So war denn der Tag der Chocolade gekommen. Wir hatten unterdessen den jungen Alpin auf seinen romantischen Liebeswegen, zur Aufsuchung der Theuren, begleitet:

. . . „An seiner Brust die Ros' und all sein Glück!" . . . und die Fürstin hatte schon dann und wann ihr feines Battisttaschentuch an die Augen gedrückt, um eine verstohlene Thräne zu trocknen. Weshalb auch nicht? Ich könnte dies leicht durch ein pathetisches Citat vertheidigen: „Die ewige Beglaubigung der Menschheit sind ja Thränen!" aber ich thue es nicht, sondern appellire einfach an meine Leserinnen, an alle, denen gewiß die „Bezauberte Rose" noch lieber ist als mir selbst. Wo giebt es auch in unserer Literatur etwas Reineres, Keuscheres und Gemüthvolleres als diese zarte, rührende Dichtung, die zugleich in der graziösesten Form geschrieben ist, die überhaupt unserer Sprache zu Gebote steht? Wer von uns Männern hätte nicht einst in seiner Jugend (jetzt appellire ich an alle Primaner) für das reizende kleine Epos geschwärmt und nicht dem unglücklichen Dichter ein wehmüthiges Erinnern geschenkt, der seiner frühverstorbenen Braut in unendlicher, ungetrösteter Sehnsucht nachsang und nachstarb und der mit diesem Schwanenliede seine kurze poetische Laufbahn ruhmgekrönt und allbetrauert schloß? Steht doch in der Erinnerung meiner eigenen Jugend das Bild einer schönen, jungfräulichen Braut, zu deren Hochzeitstage ich damals, kaum dem Knabenalter entwachsen, ein Rosengedicht verfaßte, beinahe mein erstes Gedicht überhaupt, und das mir sogar von meinem gestrengen Ohm, dessen ich in meiner ersten Lection gedachte, ein lautes Bravo eintrug . . .

„Die Nachtigallen singen ihrem Ruhme:
Dem Lichtrubin im grünen Blätterflor;
Und wie zu einem Götterheiligthume,
Wallt, sie zu schaun, der Schwestern duft'ger Chor . . ."

Armes Blatt, wol längst in alle Winde zerstoben, Andenken einer Zeit, wo wir noch nicht mit Dinte, sondern mit unserm Herzblut schrieben — ach und ich weiß nicht einmal, ob die damalige holde Braut noch am Leben ist — — vorüber! vorüber! denn es thut weh und nun muß ich obenein den Leser noch wegen dieser persönlichen Abschweifung um Entschuldigung bitten.

Die Fürstin hätte sich gewiß gern zum dritten Male unter der Lectüre und trotz ihrer aufrichtigen Rührung, nach der Chocolade erkundigt, doch sie hatte ihren Platz auf der Chaise longue verändert, so daß der weiße Knopf nicht mehr im Bereich ihrer zarten Hand war; ob zufällig oder absichtlich weiß ich nicht. Da erschien, wie gerufen, der Diener, so leise, daß man ihn nur sah und nicht hörte und überreichte seiner Herrin auf einem silbernen Plateau verschiedene Briefe und Papiere, die sie indeß nur annahm, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Sie flüsterte ihm aber schnell einige Worte zu (es war der Italiener), von denen ich nur das eine „cioccolato" verstand, mir jedoch natürlich nichts merken ließ. Wenn diese Chocolade nicht gut wird, sagte ich mir im Stillen, so weiß ich nicht. Dann las ich weiter.

Der Inderfürst hatte schon vergebens sein „trinkbar feuchtes Gold" vor dem verzauberten Rosenbaum ausgeschüttet, der „Mohr von Taprobana's Strande" vergebens seine kostbaren Perlen vor ihm in das Gras geworfen, sogar „Saba's Herr" vergebens seinen Weihrauch, „der nur den Göttern bestimmt ist", angezündet, in der Hoffnung, den Bann zu lösen, die Königstochter aufblühen zu sehen und sie als Preis zu gewinnen . . .

„Doch tiefversteckt in ihrem weichen Moose
Steht unbewegt und unenthüllt die Rose."

Da naht Alpin:

„Dies Lied nur kann der arme Sänger geben,
Sein Letztes ist's, er giebt sein Letztes gern! . . ."

„Und horch, er singt." Die Gräfin war während der letzten Strophen eingetreten, sie winkte mir, fortzufahren und ich konnte die schöne Schlußscene der Entzauberung bis zu Ende lesen. Der Eindruck . . .

„Und mir ist nichts von jener Zeit geblieben,
Als nur dies Lied, mein Leiden und mein Lieben . . ."

war auf die beiden Damen ein fast zu wehmüthiger, denn die Fürstin weinte wirklich. Herrlicher, beneidenswerther Beruf des Dichters, auch wenn er längst entschlafen ist, wie ein Auferstandener unter uns zu treten und durch sein begeistertes Wort die Herzen der Menschen zu erfreuen und zu rühren!

Wir lächelten darauf selbst über unsere sentimentale Stimmung, aber ich mußte der Fürstin doch versprechen, ihr ein Portrait Ernst Schulze's zu verschaffen, es möge kosten was es wolle — direct nach Deutschland schreiben, eine telegraphische Depesche schicken, oder gar einen Cabinetskurier absenden, wie einst Talleyrand den famosen Brie-Käse nach Wien kommen ließ, um seine Congreßcollegen damit zu bewirthen — gleichviel.

Da gingen endlich, endlich! die Flügelthüren des Speisesaales auf, zu beiden Seiten stand ein bunter Lakai, kerzengerade und unbeweglich und im Saale selbst, wo ein paar andere Diener noch die letzten Schüsseln auftrugen, der schneeweiße Chef, der es sich nicht nehmen lassen wollte, die Chocolade in eigener Person zu serviren; denn auch von der Art und

Weiſe des Einſchenkens hängt viel ab, wie ich bei jener Gelegenheit erfuhr. So lernt man ſtets Neues im Leben und hat nie ausgelernt.

Der große ſilberne „Samowahr", die nationale Theemaſchine der Ruſſen, war diesmal zurückgeſetzt worden, gewiß zum erſten Male, denn ein ruſſiſches Frühſtück ohne Thee iſt undenkbar; meine Weinchocolade hatte ihn ſiegreich verdrängt. Möchte ſo für alle Zukunft das deutſche Element das ſlaviſche verdrängen! Sie ſchmeckte aber auch wirklich köſtlich, ich trank (kaum wage ich es, hier vor aller Welt drucken zu laſſen) drei Taſſen . . . wenn mein berliner Doctor mitgetrunken hätte, er würde ihr ſicher das Prädicat „jöttlich!" gegeben haben.

Flügelbote.

Süß wie Liebe dufteſt Du,
Friſch vom Zweig gebrochne Roſe!
Ach, wie ſend' ich, Flügelloſe,
Dich der Allerliebſten zu?
Schwing' Dich auf wie Deine Muhmen,
Knoſpen einſt im Paradies,
Wie die bunten Flügelblumen,
Die der Herr entflattern ließ!

Roſenfarbner Schmetterling
Flatt're, ihr an's Herz zu fliegen!
Sie, mit jauchzendem Vergnügen,
Haſcht nach dieſem ſeltnen Ding.
Greifen will ſie Dich, die Loſe,
Du verwandelſt Dich im Nu,
Und an ihrer Bruſt als Roſe
Dufteſt Du ihr Liebe zu!

Ad. Wilbrandt.

Eine Geschichte aus der Kinderzeit.

Von **M. v. O.**

Wo das Dorf ein Ende hat, hier und da noch ein verräuchertes Häuschen steht, wohnte die alte Anne. — Jedes Kind hat so eine Art Paradieswinkel, nach dem es sich hinsehnt; bald wohnt dort die Freundin, der Freund, bald ist's auch die fremde Häuslichkeit, die ganz etwas Anderes giebt als die Heimat, dem reichen Kind die Beschränkung mit ihrem gemüthlichen Ton, dem armen ungewohnten Glanz.

Mir und meinem hungrigen Geist gab die alte Anne immer neue Nahrung. Sie war als Kinderwärterin im Dienst bei uns gewesen, dann weit herum nach Ost und West, immer aber wiedergekehrt wie eine treue alte Hauskatze, die sich nicht verjagen läßt. In den Reichthümern, die sie auf Reisen eingesammelt, konnte ich ganz versinken und zur Krone der Sache erzählte sie Geschichten — Geschichten, daß Einem die Haare zu Berg standen; solch' guter Bissen wird Kindern selten zu Haus.

So saß ich also auch heut vor ihrer Thür im warmen Sommerlicht, der schwarze Kater strich schnurrend um uns her und die alte weiße Henne, die keine Eier mehr legte, geschweige denn goldne, nahm ein Staubbad.

„Anne", sagte ich und schmiegte mich so recht schmeichelnd der häßlichen Alten an, „erzählt mir Etwas — aber recht schaurig."

„Schäfchen", antwortete sie, „wie kann man Gespenstergeschichten erzählen beim hellen Sonnenlicht!"

„Erst recht", rief ich, „ich hör's doppelt gern, wenn mir der warme Schein so um das Gesicht streicht; 's ist grad' als säß man beim Unwetter geborgen zu Haus."

„Im Grund ist's einerlei, wann man jetzt seine wunderbaren Geschichten erzählt", bemerkte die Alte; „es glaubt doch Keiner daran. Heutzutag sind sie zu klug, hören's Gras wachsen und die Welt wird ihnen nächstens so klar sein wie Fensterglas."

Das gefiel mir, daß wir so klug wären; aber meine Geschichte wollte ich doch nicht dran geben. „Erzählt nur", bat ich, „kluge Leute lassen sich ganz gern einmal anführen."

„Dummes Ding", antwortete sie, meinen Kopf zwischen die Hände nehmend und mir grad' in das Herz schauend. — „Anführen! — Wenn nur Alles in der Welt so wahr wäre, wie meine Geschichte."

Also — 's war Frühjahrszeit. Der Sturm heulte um die Mauerwinkel, brüllend rüttelte er an Thür und Fenster, bis sie sich krachend ihm öffneten — sein wilder Cumpan, der Gewitterregen, vermischt mit

Hagel und Eis, trieb hinein und nahm Besitz. — Tiefe schwarze Dunkelheit — kein Stern — kein Licht — finster wie ein Schornstein.

In der elenden Scheune, die der Sturm fast weggerissen hätte, lag eine Mutter mit ihren Kindern. — Sie lag im Sterben — Keiner kümmerte sich um sie, Schande, Krankheit, Sünde, die hielten ihr Gesellschaft.

Sie wußte, es war der Sold für ihr Leben; das Ende, wie es kommen mußte.

Draußen rasten die wilden entfesselten Geister und frohlockten.

Stumpfsinnig lag die Frau da, sie hatte nichts lieb mehr, nicht ihre Kinder, nicht ihr Leben, sie lag so hin, dem Tode verfallen.

Plötzlich wird es hell — blendendes giftiges Licht — entstellend, verzerrend dringt ein — die Hexen waren es — sie kamen in ihr Reich. Hin und her huschten Irrlichter, die Gestalten grausig beleuchtend: Krötengesicht die Fleckige, Schlangenkopf die Giftige, Eulenauge die Schauerliche, Eberzahn die Blutige, wer mag sie alle herzählen?

Entsetzt richtet sich die Mutter auf, unwillkürlich greift sie nach den Kindern.

Ihre Seele wurde plötzlich jäh wach, als hätt' sie Einer aus dem Schlaf gerüttelt. Nicht sich allein — nein, ein ganzes kommendes Geschlecht hatte sie den Schrecklichen geweiht. Sie sah sie im Geist alle anklagend gegen sich aufstehen, Eine nach der Andern; der Zug wollte kein Ende nehmen und aus dem kleinen Umfang wuchs das Elend riesengroß. — Rettung! — retten mußte sie die Kinder. — Beten — das fiel ihr wol ein, aber kein Licht, kein Wort, kein Schrei nach der Höhe, kein Blick nach dem Himmel — immer nur ihr Leben — Anfang und Ende.

„Her mit den Kleinen", heulte die Schaar, „Dein Maß ist voll, in Sünden geboren und in Sünden gestorben, sie sind unser."

Aus den Armen rissen sie sie ihr; die kennen kein Mitleid, Schmerz ist ihnen Freude und Vernichtung ihr Leben.

Am nächsten Morgen fand man unter Trümmern die Todte.

In dunkler Höhle lagen die armen Kinderchen, kein Himmel sah herein, kein freundlicher Strahl — jämmerlich überkam's sie, als wären sie vergessen von der ganzen Welt. Sie weinten, aneinandergedrängt wie die Spatzen beim Regen, bis sie keine Thränen mehr hatten. Lip, der Knabe, suchte nach Etwas, um seinen Hunger zu stillen, alte Knochen, von Hunden verschleppt, Wurzeln; endlich fand er in einer alten Scherbe eine Brodrinde, ein paar Kartoffeln; die Lisa merkte es gleich, kam herzu, fuhr auf ihn los und nun schlugen sie sich um das elende Brod, bis die Scherbe klirrend zu Boden fiel. — Der Laut hallte endlos wieder durch die Felsengrüfte und wie davon gerufen stand Eberzahn, die Blutige, vor ihnen.

„Recht so, Kinderchen", rief die Hexe, „gönnt Einer dem Andern

Nichts, sie machen's gerad' so in der Welt, nur mit ein bischen mehr Manier."

Erschrocken drückten sich die Kinder aneinander, schaudernd wandten sie sich ab, als Eberzahn rothäugig und ekel anzusehen auf sie loskam, vor ihr her der Kater mit den feurigen Augen.

„Faß uns nicht an", schrieen sie, „Du hast nichts mit uns gemein, wir wollen zur Mutter."

„Als ob Ihr's dort gut gehabt hättet", höhnte die Hexe; „zu der könnt Ihr nicht mehr."

„Du hast uns gestohlen", jammerten die Beiden.

„Gestohlen! geschenkt seid Ihr mir, geschenkt von der Mutter. Bleibt hier in meinem Dienste so sollt Ihr vollauf haben zu essen und Vergnügen so viel Ihr wollt."

Aber die Kinder flohen vor ihr wie gescheuchtes Wild — „Faß uns nicht an!" riefen sie immerfort, „laß uns heraus!"

„Gut", sagte die Alte, „meinetwegen, desto sicherer bleibt Ihr mir, geht nur hinaus in die schöne Welt und seht, was Ihr da für eine Figur macht!" — Damit öffnete sich die Gruft, alle feuchte Dunkelheit verschwand, die Hexe, das Grausen, Alles verlöschte wie ein Traum.

Köstliche weiche warme Luft umgab sie, das Frühjahr mit seinen sehnsüchtigen Knospen. Auf einer großen Wiese voll Anemonen und bunten Blumen standen die Beiden. Bläulich im Morgenduft grenzte der Kieferwald, der Kukuk rief und die erste Nachtigall. Ein stattliches Schloß auf grünem Hügel beherrschte die Gegend.

Die Kleinen waren ganz wild vor Freude; ihre arme Kinderzeit hatte Nichts gesehen von all' der Herrlichkeit, als die Höhlen und Schlupfwinkel des Verbrechens in einer großen Stadt. — Dies war Seligkeit. — Sie kugelten sich im Gras, rauften die Blumen überall aus, warfen sich damit.

Bis in den Wald liefen sie hinein, schwangen sich auf die Bäume, knickten die Zweige im Uebermuth. Als sie die saftigen Schößlinge der Tannen abbrachen, kamen die Leute, denen der Wald gehörte. „Ihr Diebsgesellen, Bettelbande, unnützes Volk!" schrieen sie schon von Weitem, „was wagt Ihr Euch an fremdes Eigenthum; glaubt Ihr, das ist für Euch gewachsen?" Sie hetzten böse Hunde auf die Kinder, mit Schrecken und Noth entkamen die Beiden.

Geängstigt schlichen sie am Schloß herum, hinter den Hecken. Auch hier lockten die Blumen; bald diese, bald jene duftete, als wolle sie sagen, pflück' mich, ich wachse und blühe für alle Menschenkinder — aber sie wagten keine mehr zu berühren. Aus den Thoren des Schlosses sahen sie glückliche, geputzte Kinder kommen mit ihren Müttern. Manche ritten auf kleinen Pferden, andere fuhren, Alle lachten und spaßten; es schien ein großes Fest zu sein. — Auf dem Rasen wurde eine herrliche Tafel gedeckt, die Musik spielte, Kuchen, Wein, was das Herz begehrte, gab es.

Sehnsüchtig gukten die kleinen Zerlumpten zu, der Geruch der

schönen Gerichte stieg in ihre hungrigen Seelen. — Immer näher wagten sie sich mit großen glänzenden Augen.

„Ich will auch Etwas", sagte endlich Lip barsch und trat mitten hinein.

Empört sah die reiche kleine Schaar auf den schmutzigen Betteljungen.

„Du willst Etwas! — lerne erst bitten."

„Mich hungert", sagte der Knabe trotzig, „gebt mir Etwas."

Aber sie lachten und spotteten — „gebt mir Etwas" — und meinten, „Du thust ja als ob Du ein Recht darauf hättest! Auf diese Weise bekommst Du Nichts."

Da stieg der Zorn in ihm auf, er griff nach einem der Knaben und schlug ihn. Eine wilde Jagd entstand, Alles gegen den Lip, sie verfolgten ihn mit Knütteln und Stangen. Ihm war aber, als ob eine finstre Macht ihn schütze und seinen Füßen Flügel gab.

Als er erschöpft mit der Schwester niedersank, war die Schaar verschwunden; vor ihnen aber stand die Hexe.

„Seht Ihr", sagte sie, „was nutzt es, daß Ihr Euch die schönen Dinge draußen ansieht? Ihr habt Nichts davon."

„Gehört uns denn Nichts, Nichts auf der Welt!" riefen die Kinder.

„Nichts! Gar Nichts!" antwortete die Alte; „oder doch: Euch gehört Elend, Hunger, Krankheit, Jammer aller Art; daran seid Ihr reich, wenn Ihr das Leben nehmt wie's Euch bestimmt war. Die Gerechtigkeit dadroben ist eine wunderliche Sache, wollt Ihr darauf warten — mir recht."

„Ich nicht", rief das Mädchen, „in das Schloß will ich, ich will auch so schöne Kleider tragen, will auch an reicher Tafel sitzen, will auch bedient werden, geherzt, gelobt."

„Gut", sagte die Hexe, „aber dann muß Dir Eins dort Platz machen — willst Du das? — ich geb' Dir seine Gestalt — aber das Kind muß Platz machen."

„Willst Du es tödten?" rief das Mädchen erschreckt.

„Nicht grade", lächelte Eberzahn die Blutige, „verwöhnt, wie es ist, stirbt es wol bald von selbst, wenn es in Deine Lage kommt; über Leben und Tod habe ich keine Macht. Und Du, Lip, willst Du nicht auch hinein in das Schloß?"

„Nein", erwiederte der trotzig; „aber rächen will ich mich an ihnen."

„Desto besser", sagte die Hexe, „hier hast Du Gift und Dolch; Du bist mächtig damit wie unsereins, bis Du irgend ein Wesen auf der Welt lieb gewinnst. Davor nimm Dich in Acht, dann mußt Du sterben."

„Ich hasse sie Alle", antwortete er finster.

Am nächsten Morgen erwachte das Mädchen in den Umarmungen der Mutter, der sie das eigne Kind genommen.

Lip ging allein seines Wegs.

Am Schloß hinter einer Hecke sah er das reiche Kind liegen, gestern noch so geputzt, heute im zerlumpten Röckchen der Schwester. Eine frohe Bewegung ging durch sein Herz. „Es ist Dir ganz recht", dachte er, „Du lachtest und freutest Dich, als mich gestern Einer mit dem Knüppel traf."

Das Kind hatte die Augen geschlossen, die Nacht noch kühl und frostig war vielleicht schon genug gewesen, neben ihm winselte ein kleiner Hund, er hatte seine Herrin nicht verlassen, er kannte sie trotz Allem. Als der Knabe näher trat, sah der Hund ihn mit flehenden Augen an, aber der stieß mit dem Fuß nach ihm und griff nach einem Kreuz, das die Kleine am Halse trug. Wüthend fuhr der Hund auf ihn los, immer wieder, so oft er auch nach ihm schlug. „Du bist ein braver Bursche", sagte er endlich, das Kreuz einsteckend, „besser als sie Alle, ich nehm' Dich mit." — Aber der Hund wehrte sich, biß nach ihm — da schlug er ihn halbtodt und ließ ihn liegen.

Andern Tags ging er wieder vorbei an der Hecke. — Das Kind war fort — der Hund lag noch da, wie er ihn zugerichtet hatte. Er nahm ihn auf. „Du wolltest nicht mit, Du mußt mit", sagte er und verband ihm die Wunde so gut er konnte.

Nun ging ein wildes Leben an, voll Dunkelheit und Sünde — ein Kampf gegen Alle, die Freude hatten, Reichthum, Güter des Lebens. — Vernichtend trat er dazu, wo er konnte.

Wenn die Hexen zusammenkamen freuten sie sich über ihn und nannten ihn ihren Sohn.

Die Schwester aber lebte in Herrlichkeit und Freuden, war ein Muster der Tugend, geehrt, bewundert, reich an Allem, was das Herz verlangt.

„Sie wird uns verloren gehen!" riefen einige der Hexen.

„Laßt das gut sein", antwortete Eberzahn die Blutige; „ein fauler Anfang giebt kein gutes Ende."

Jahre auf Jahre verstrichen — da kam der Lip wieder zurück in die Gegend. — Elend sah der Sohn der Hexen aus, alt vor der Zeit, zum Tode reif. Struppig hing ihm das Haar um das knochige, bleiche Gesicht. Mühsam schleppte er die verbrauchten Glieder. Wieder war's um das Frühjahr. — Die Welt reizend wie damals, gemacht zum Genuß, eine Aufforderung an das elendeste Dasein, sich zu freuen, daß es auch einmal sehen darf, wie das junge Grün ersteht, eine Verheißung ewiger Freude.

Auf derselben Wiese stand er, um ihn her dieselben Blumen, wieder riefen Kukuk und Nachtigall; neben ihm ging der kleine Hund, wie er selber abgemagert, bös, räudig, zwei elende Ausgestoßene.

Der Mann setzte sich auf einen Baumstamm. „Heut'", sagte er, als spräche er zu einem Freund, „heut' ist der Tag, da — ich räche mich. Nicht wahr, Du hast Deine Herrin nicht vergessen, die hier hinter der Hecke starb? — Heut rächen wir uns. — Was geht's mich an, ob die Liese darüber mit zu Grunde geht. — Sie hat es lange genug gut gehabt. Es wird wie Balsam für mich sein, wenn ich ihnen sagen kann:

Gezeichnet von Otto Knille. Holzschnitt von L. Rich.

Eine Geschichte aus der Kinderzeit.

Digitized by Google

Eine Schlange habt Ihr im Nest, Euer Kind starb elend, elender als unsereins — denn es war dies Leben nicht gewöhnt. — Nicht wahr", sagte er wieder zum Hund, „Du spielst Deine Rolle gut. — Zerreiß ihr Herz; warum wollen sie es allein gut haben in dieser elenden Welt?"

Als es dämmerte schlich er in den Garten. Da stand die Schwester, blühend und schön, lieblich anzusehen wie die Blumen umher. Er trat an sie heran — sie schauderte — ihr Gewissen sagte ihr, wer es sei.

„Lip", flüsterte sie, „bringe mich nicht in's Unglück!"

„So", sagte er, „nicht wahr — ich soll umdrehen und nicht einmal um ein Stück Brod bitten, damit Du nicht in Deinem Glanz gestört wirst? Mag ich crepiren, wenn Du nur lebst. — Mein ganzes Trachten ist auf heut' gerichtet, der Tag ist da, ich räche mich! — Siehst Du dies Kreuz? — siehst Du den Hund? — Weißt Du, wem Beides gehörte?"

Sie zitterte wie Espenlaub. — Der Hund knurrte und zeigte ihr die Zähne. — Sie legte sich auf's Flehen; aber er war hart und unerbittlich wie das Unglück.

Fest hielt er sie am Gewand, schlich immer hinter ihr her, seine Drohungen flüsternd. Schon waren sie dicht am Schloß. — Die Reihe der erleuchteten Fenster glänzte herab, lustige Musik ertönte — aus den Erdgeschossen stieg ein festlicher Geruch. — Der Hund schnoperte und seine Augen leuchteten gierig. — Alte Erinnerungen von vergangenem Wohlbehagen schienen in ihm aufzutauchen. — Er stutzte, blieb stehen, unschlüssig bald den Herrn, bald das Schloß betrachtend.

Der Elende rief ihn — er winselte, aber kam nicht. — Da ging über das Gesicht des Mannes ein unsäglicher Ausdruck der Bitterkeit und des Schmerzes.

Die Schwester sah es, klug wie ein Raubthier, erfaßte sie ihren Vortheil.

„Lip", rief sie, „gieb mir das Kreuz. — Du schweigst über Alles, oder ich tödte Dir den Hund."

Er streifte sie mit giftigem Blick.

„Tödte ihn", sagte er, „Du siehst, er ist nicht besser, wie Ihr Alle, er verläßt mich!"

Aber, als hätte das Thier verstanden wovon die Rede war: er kam auf seinen Herrn losgefahren, bedeckte ihn mit Liebkosungen, sprang an ihm empor.

„Ich tödte ihn", wiederholte die Schwester, „Du weißt, ich habe die Macht dazu, ich treffe ihn, wo es sei, in Deinem Arm. Die Hexen helfen mir, nur über das dumme Kreuz haben sie keine Gewalt."

Vom Schloß her hörte man suchen, Fackeln nahten sich, der Name der Jungfrau wurde gerufen.

„Schnell", sagte sie, „gieb mir das Kreuz."

Er lachte bitter — „als ob die Hexen nicht auch mit mir wären — ich trotze Dir!"

Aber während er es sagte streckte der Hund die Glieder und lag sterbend vor ihm.

Ingrimmig nahm er das Thier in den Arm und fluchte ihr.

„Gieb mir das Kreuz", wiederholte sie, „noch ist Zeit"

Wild warf er es ihr vor die Füße, die Steine daran glitzerten im Mondlicht. — Sie raffte es auf und verschwand in dem lichten Schloß. Man hörte die Musik doppelt freudig aufleuchten.

Unten saß der Elende. — Der Hund hatte sich noch einmal erhoben, drängte sich dicht an sein Knie, als wolle er nie fort.

Eins nach dem Andern erloschen die lichten Fenster, wie Augen die sich zur Ruhe schlossen. — Der Nachtwind erhob sich. — Der Uhu schrie. — Der Mond ging unter. Fröstelnd suchte der Hund sich bei seinem Herrn zu erwärmen, aber der war noch kälter als er, rührte keine Hand und lehnte am Eichstamm wie leblos.

Um die Geisterzeit wurde es lebendig — schwirrend zogen die Fledermäuse um sein Haupt, Schatten huschten hin und her, wirre Töne durchschnitten die Luft — und als ob die Wolken zu Gestalten würden, standen die Hexen wie damals in der Scheune um ihn her, grausig beleuchtet von den Irrlichtern. — Der Hund winselte, leckte dem Herrn die Hände, drückte den Kopf an sein Gesicht.

„Er stirbt! er stirbt!" heulte die Schaar, „er ist unser — heran, heran! — macht Euch heran!" Aber so viel sie auch Eine die Andere ermunterten, wie nah auch der Kreis gezogen wurde, keine griff an.

Immer näher kam der Morgen — bald wird der Hahn krähen. — Immer wilder heulte die Schaar. „Greift zu. — Greift zu! wir verlieren ihn!" — aber Keine griff zu und als der Morgenstern andächtig am Himmel aufzog — war der Lärm verschwunden und Alles still.

Lip lag todt zwischen den duftigen Kräutern, neben ihm der Hund dicht an seinen Herrn geschmiegt.

„Alte Anne", sagte ich tiefaufseufzend, denn die Geschichte hatte mich erregt — „warum konnten denn die Hexen nicht heran?"

„Nun, da war ja der kleine Hund."

„Solche erbärmliche kleine Bestie!" rief ich tapfer, „vor der fürchten sich die Hexen, die mit Drachen und wer weiß was für Ungethüm verkehren!"

„Ja, ja, es war doch der kleine Hund. Lip liebte ihn und an ein Herz, das noch etwas liebt, können die Hexen nicht heran, das gehört Gott. — Die Lisa werden sie schon holen, obgleich sie im goldnen Schloß wohnt."

„Alte Anne" sagte ich wieder. „Wo kam der Lip hin — direct in den Himmel?"

„Ach was", antwortete sie, in ihrem kirchlichen Gewissen bedrängt, „ich bin noch nicht dort gewesen; eins weiß ich aber: ich hätte den armen Jungen hineingelassen und der liebe Gott wird doch wol noch barmherziger sein, als die alte Anne."

Die letzten Tage König Karl's.

Von Julius Rodenberg.

(Fortsetzung.)

Der Ritter weigerte sich, die Dienstleistung anzunehmen, zu der sich Manuella so liebreich erboten. „Ich weiß", sagte er, „daß die guten Leute dieses Hauses für Alles sorgen werden. Laß ihnen nur Zeit. Nach der Wunde zu sehen und diese zu verbinden, ist das Geschäft des Doctors. Aber es giebt andere Wunden, welche nur die sanfte Kunst des Wortes, die Sympathie des guten Blickes zu stillen und allmälig zu heilen vermag. Geh' nun, mein Kind! Denn ich bedarf der Ruhe! Doch es hat mir sehr wohl gethan, Dich zu sehen und Dich reden zu hören."

Er reichte dem Mädchen die Hand, welche diese mit Zärtlichkeit küßte. Dann ließ sie den Kranken allein. Uebrigens dachte man im Hause nur daran, wie man ihn am besten verpflegen und was man sonst für ihn thun könne. Frau Rebecca, die mit Kranken und Verwundeten umzugehen in der schweren Belagerung von Bristol gelernt hatte, war in der Küche beschäftigt, einen erquickenden und heilsamen Trank für ihn zu bereiten, während Abraham gegangen war, um einen Arzt, der ihm bekannt war, zu holen.

Die Sonne wuchs indessen und erfüllte bald das Haus in Duke-street mit ihrem goldenen Frühlicht. Vertrauen wir nur immer auf Gott. Wer hätte dieses Haus wieder erkannt, wo vor wenigen Wochen, in jener schrecklichen Nacht, der Aufruhr tobte, die wüsten Gestalten sich drängten und rohe Gewalt das Leben, die Sicherheit und Ehre der Bewohner furchtbar bedrohte? Der Schaden war fast ganz wieder ausgebessert; höchstens sah man es nur noch von außen, wo die Kugeln eingeschlagen. Die Treppe war wieder rein; Sonnenstrahlen zitterten am Geländer. Die Thüren waren geschlossen; durch die klaren Fenster blickte der blaue Sommermorgenhimmel. Ruhe war im ganzen Haus und ein stilles Gefühl der Dankbarkeit gegen den Höchsten in Aller Herzen, die es umschloß. Zufriedene Menschen bewohnten es wieder.

Aber doch war in diesem Augenblick Keiner vergnügter darin, als der Capitain Jürgen Joyce, welcher den besten Hafer für sein Pferd gefunden hatte, und reichlich obendrein. „Körner, wie von Gold", sagte er, indem er sie auf der Hand dem Gaul hinhielt, „da friß!" Doch ging es dem Pferd zu langsam oder dem Capitain zu rasch. „Hier", rief er, „hast Du den ganzen Sack." Und Martin Bumpus half ihm dabei, den schweren Sack auf die steinerne Bank zu heben, die vor der Thür war. Der Capitain nahm dem Pferd das Geschirr ab, lockerte den Riemen,

mit dem es unter dem Holzgerüst angebunden war, worauf das Pferd, genannt Manuella, sich mit dem ganzen Hals niederbog und, vor Behagen schnaufend, den guten Hafer fraß. Denn es war von der nächtlichen Reise sehr hungrig.

Als der Capitain in das Haus zurücktrat, kam ihm Manuella, die andere Manuella, entgegen.

„Mein lieber Capitain", rief sie, beide Hände nach ihm ausstreckend, „wie ich mich freue, Euch zu sehen."

Der Capitain, dessen gutes Herz in diesem Augenblick wirklich zwischen beiden Manuellen, dem Mädchen und dem Pferd, schwankte, sagte: „Das ist noch gar nichts; Ihr solltet es fressen sehen!"

Und er zog sie hinaus vor die Thür, wo das Pferd mit dem Kopf ganz im Hafer vergraben stand. Hier fand sie auch Martin Bumpus, der ziemlich niedergeschlagen neben dem Hafersack auf der steinernen Bank saß. Trotz seines Kummers erkannte Manuella den Getreuen von Childerley sogleich wieder. Sie begrüßte ihn auf das Herzlichste. „Was macht Olivia?" fragte sie ihn.

„Mein Gott", erwiederte Martin, „sie sitzt allein in dem öden, großmächtigen Haus und wird einen schönen Schreck haben, wenn ich ihr die Nachrichten von dem gnädigen Herrn Vater bringe."

Manuella blickte sinnend vor sich nieder.

„Das ist übrigens noch nicht das Schlimmste", fuhr Martin fort. „Sie wird auch nicht einmal dort lange mehr bleiben können, so werden die verfluchten Rundköpfe kommen und sie herausjagen."

„Du, Martin, mein Freund", sagte der Capitain, „fluche nicht in meiner Gegenwart und am allerwenigsten über die Rundköpfe."

„Meinetwegen nicht", brummte Martin. „Aber ist's denn nicht wahrhaft ein Gräuel, wie sie uns die schöne Dorfkirche zugerichtet haben und zu denken, daß sie's mit dem Schloß nicht besser machen werden!"

„Dafür sind wir im Krieg, und der ist ein wahrer Gottessegen, beugt die Hochmüthigen, schlägt die Trotzigen zu Boden und legt die Stolzen grad auf die Erde. Dann fühlen sich plötzlich die braven Leute auf Du und Du, Hoch und Niedrig ist dann gleich viel, heute mir, morgen Dir, Die sich zuvor nicht gekannt, ja nicht einmal angesehen, schließen dann in ihrer großen Noth und Betrübniß Kameradschaft, reichen einander die Hand und sagen: Alle Menschen sind Brüder! Freilich ist es zum Lachen, daß sie das erst unter Leichen und auf rauchenden Trümmerhaufen lernen müssen. Ach, mein Fräulein! was für Dinge hab' ich in Deutschland und im deutschen Krieg unter Tilly gesehen! Dagegen ist das hier Alles nur ein Kinderspiel. Indessen bin ich zufrieden damit, danke Gott, daß er mich zum Soldaten gemacht, und sage: Vivat der Krieg! Aus Dir aber, mein guter Martin Bumpus, spricht der Hunger! Ich kenne das. Gebt ihm zu essen und zu trinken, mein liebes Fräulein, und Ihr werdet ein anderes Gesicht sehen."

Manuella lud Beide hierauf in die Stube zu ebener Erde und sorgte dafür, daß ein herzhaftes Frühstück aufgetragen ward, über welches

sich denn auch sogleich Beide, der Sieger und der Besiegte, hermachten, und es mundete Beiden vortrefflich.

Sie hatten noch nicht lange abgegessen und eine tüchtige Flasche dazu getrunken (spanischen Wein, aus Xeres importirt), als der Hausherr zurückkehrte mit der Nachricht, daß der Arzt binnen Kurzem erscheinen werde. Der Capitain zog sein Pfeifchen und sagte: „Danke", als Abraham ihm ein Büchschen, gleichfalls mit aromatischem spanischen Tabak gefüllt, hinreichte. Es war der Tabak, welchen der Magister so liebte. Doch war davon, Gott sei Dank, mehr Vorrath im Haus und der wackere Capitain hatte nichts dagegen, nachdem er sein Pfeifchen gefüllt, das ganze Kistchen anzunehmen. „Ein Soldat kann Alles gebrauchen", war sein Wort; „heut' sitzt er im Ueberfluß und morgen würde er mit einer Brodrinde zufrieden sein. Darum sage ich: mitnehmen. Man weiß nicht, in welche Lage man kommt."

Er begab sich dann vor die Thür, um seinen Gaul wieder aufzuschirren, der übrigens im Punkte der soldatischen Wirthschaftslehre nicht weniger vorsorglich zu denken schien, als sein Herr. Er hatte den Hafersack bis auf dreiviertel geleert und stand nun mit Wehmuth in dem Gefühl, nicht mehr fressen zu können, über dem letzten Viertel. „Mitnehmen, Manuella", rief der Capitain, als er den Ausdruck des Zweifels in den Zügen seines treuen Rosses las und dessen Grund bald errieth. „Mitnehmen." Und dabei band er den Sack oben zusammen und warf ihn auf den Nacken des Pferdes. „Ein Jeder muß seine Fourage selber tragen; willst Du fressen, so mußt Du auch schleppen — er ist übrigens nicht mehr halb so schwer, als vorhin, wo ich ihn Dir brachte. Du denkst auch, es trägt sich nichts leichter, als was man im Bauche hat. Ha, ha, ha, Manuella! Du bist ein kluges Thier!"

Lächelnd hatten Abraham und Manuella, die in der Thür standen, dem Gespräch des Capitains mit seinem Rosse zugehört. Bevor er sich in den Sattel schwang, kam er noch einmal zu ihnen, um für die gute Bewirthung zu danken und die frühe Störung um Entschuldigung zu bitten.

„Seid ganz ruhig, meine guten Leute", sprach er, indem er dabei den Dampf seines Pfeifchens weithin in die klare Morgenluft blies, „es soll Euch nicht vergessen werden, was Ihr an diesem unglücklichen Edelmann thut. Ihr verdient Euch dadurch den Dank eines Höheren, als ich armer Schächer bin."

„Des Höchsten!" sagte Abraham demüthig, indem er die Hände zusammenfügte.

„Nun, nun, ganz so hoch wol auch nicht!" erwiederte der Capitain. „Was den anbelangt, so ist es nicht meine Sache, Versprechungen für ihn zu machen. Nein, ich rede vielmehr von einem Menschen, der höher ist, als ich es bin, der um Euer edelmüthiges Verfahren wissen und es Euch zeitlebens im Guten gedenken wird."

„Cromwell kann es nicht sein", sagte Abraham; „denn der General ist weit weg von hier."

„Der ist es auch nicht."

„Aber Dein Obrist —" rief Manuella, indem sie sich hastig dem Capitain nahte und seinen Arm ergriff — „Frank Herbert — o, wenn es Frank Herbert wäre!"

„Mein liebes Fräulein", versetzte der Capitain ganz ruhig, „laßt es genug sein damit und fragt mich nicht weiter. Ihr wißt, daß Ihr mir Alles aus der Seele herausfragen könnt, wenn Ihr wollt. Aber thut es nicht. Es ist besser so. Denn ich darf es Euch nicht sagen."

Manuella schwieg. Doch zeigte das Lächeln, welches ihr Angesicht verschönerte, sowie der lebhaftere Glanz ihrer dunklen Augen, daß sie nicht aufgehört, daran zu denken.

„Wenn es wahr wäre", dachte sie, „daß Olivia die Rettung ihres Vaters ihm, Frank Herbert, verdankt, so wäre noch nicht Alles verloren. Er wird freilich wol seine guten Gründe haben, es zu verheimlichen. Denn es ist nicht ohne Gefahr für einen Obristen in Cromwell's Diensten, einem Mann das Leben zu retten, welcher so tief in die royalistischen Pläne verwickelt gewesen ist. Ich werde mich deswegen auch wol hüten, Etwas davon verlauten zu lassen. Allein, ich würde Gott doch dafür danken, wenn es so wäre!"

Der Capitain saß nun im Sattel. „Lebt wohl! lebt wohl!" sagte er, mit der Hand noch einmal grüßend, indem er davon ritt, sein Pfeifchen schmauchend und zwischen einem Zug und dem andern die Melodie eines Reiterliedes trällernd, das er irgendwo im deutschen Krieg gelernt. Bald war er um die nächste Straßenecke verschwunden, über welche schon breit der Sonnenschein hereinfiel.

Das Zimmer zur Aufnahme des Kranken war inzwischen hergerichtet worden. Es lag im obersten Stockwerk und hatte den Blick über die Dächer und Straßen hinweg gegen einen Horizont, der damals noch nicht durch Rauch geschwärzt, durch Nebel eingeengt und durch endlose Massen von Kalk und Stein auf Meilen hinaus vermauert erschien. Nein, es war noch ein freier Himmel, mit guter Luft, die von den Hügeln kam. Man konnte diese Hügel, die sich von Osten nach Norden zogen, in der Stube sehen. Des Morgens, wenn die Sonne über ihnen stand, lagen sie im Schatten; doch gegen Abend erleuchteten sie sich von dem westlichen Feuermeer, so daß in dieser Stube immer Licht war — früh von der Morgensonne, spät von dem Wiederschein auf den Hügeln. Oeffnete man die Fenster, so strömte zur Frühlings- und Sommerszeit der Blumen- und Heugeruch herein, den der Wind aus der nicht fernen Umgebung, der offenen Landschaft hereintrug. Welcher moderne Londoner würde nicht lachen, wenn man ihm von süß duftenden Hecken und dem würzigen Hauch der Wiesen in Duke's Place und Petticoat-Lane reden wollte? Doch so war es damals; und in jene Stube voll Licht und Luft und mit einer lachenden Fernsicht führte man den Kranken. Mit dem ersten Blick sah er das mannigfaltige Grün des weiten Thales, das sich gleich hinter der Stadtmauer ausdehnte. Gärten und Gartenhäuser schimmerten in der Sonne. Ein kleines Flüßchen, das von den Anhöhen

herab zur Themse eilte, blinkte dazwischen (jetzt geht er tief unter der Erde, in unergründlichem Dunkel, der arme Fleet-Graben!) — weiterhin war Alles in blauen Sommerduft getaucht, und auf der Spitze der Hügel standen die Windmühlen, deren Flügel sich lustig drehten.

Bald kam der Arzt. Er sagte, nachdem er die Wunde des Ritters untersucht und verbunden, daß dieser weit mehr von der langen Vernachlässigung, als der Gefährlichkeit derselben leide. Bei sorgsamer Pflege fürchte er nichts für das Leben des Mannes; doch würde die Heilung eine langwierige sein. Seine Kräfte seien vollständig erschöpft. Ein Wundfieber werde sich einstellen und ihn noch mehr lähmen. Man müsse ihn vor jeder Gemüthsaufregung schützen, nicht nur jetzt, sondern noch lange hinaus. Das könne der Tod für ihn sein.

Die Berathung fand im Vorzimmer statt, nachdem man den Kranken schon auf sein Lager gebettet. Der Arzt sagte, daß er eine Medicin schicken wolle, die gute Dienste thun werde. Dann gab er der Frau Rebecca Verhaltungsmaßregeln, die diese sehr wol begriff. Abraham sagte dem Doctor, daß der Ritter eine Tochter habe, an der sein ganzes Herz hinge. Ob er nicht glaube, daß es rathsam sei, dem Vater die Freude zu machen, sein Kind an seinem Bett zu sehen? — Gewiß, sagte der Doctor; er glaube das. Einem Kranken eine Freude zu machen, sei das Beste, was man thun könne. Das erwecke die Lebenslust wieder, erhöhe das Zutrauen zu sich selbst und erheitere den Blick in die Zukunft. Freilich werde sein Patient tage-, vielleicht wochenlang die Tochter nicht erkennen. Denn das Fieber habe sich schon erklärt und würde gewiß ein heftiges werden bei langsamem Verlauf. Indessen zweifle er nicht, daß er ihn durchbringen werde, und dann würde für den Genesenden die Nähe seiner Tochter eine große Beruhigung sein und seine Wiederherstellung beschleunigen. Man möge sie daher nur kommen lassen.

Mit pochendem Herzen hatte Manuella dieser Unterhaltung zugehört und als sich der Arzt entfernt, warf sie sich Abraham an die Brust und rief: „Vater! dies war vom ersten Augenblick an mein Gedanke, doch ich wagte nicht, ihn auszusprechen!"

„Komm, mein Kind", erwiederte dieser, nachdem er sie sanft an sich gedrückt hatte. „Laß uns jetzt hinab gehen zu Martin. Ich habe schon vorhin mit ihm davon geredet."

Martin Bumpus wollte sich schwer davon abbringen lassen, seinen Herrn noch einmal zu sehen. „Wir haben treu zu einander gestanden", sprach er, „in den guten sowol, als in den bösen Tagen unseres Lebens, und nun soll ich gehen, ohne ihm noch einmal ein Lebewohl zu sagen?"

„Ihr werdet ihn später wieder sehen", beruhigte Vater Abraham den Getreuen. „Er bedarf jetzt der Ruhe. Niemand, außer dem Arzt und einer oder der andern Person, die zu seiner Pflege nothwendig, darf zu ihm herein. Ihr sollt ihm übrigens einen größern Dienst erweisen."

Er erzählte ihm hierauf, daß es mit Genehmigung des Arztes be-

schlossen worden sei, das Fräulein von Chilberley nach London und in dieses Haus einzuladen, damit sie stets um den Vater sein könne.

Martin sagte: „Wiewol ich es vorausgewußt, so macht es mich doch traurig. Freilich ist es das Beste so. Denn sie werden nun bald genug über unser schönes Schloß herfallen und es mit ihm nicht besser machen, als sie's mit den anderen schönen Schlössern der braven Edelleute gemacht haben, die für den König ausgezogen sind. Mir in meinem schlichten Müllergehöft werden sie nicht viel anhaben. Denn so geht's in der Welt, daß der Sturm die hohen Bäume knickt und die niedrigen Sträucher am Erdboden verschont. O, mein Gott, daß ich es erleben mußte! Da hab' ich nun gedacht, dem Fräulein Olivia bei mir eine Zufluchtsstätte anzubieten. Sie hätte es gut bei mir haben sollen. Sie hätte wie eine Herrin, die sie ist, bei mir schalten sollen. Denn Martin Bumpus ist nicht der Mann, der die Farbe wechselt. Hab' ich nicht Zeit meines Lebens Wohlthaten genossen in Childerley-House? Bin ich nicht Kellermeister gewesen in den guten Jahren und habe daselbst aufgewartet bei manch' einer festlichen Gelegenheit? Doch das ist leider nun vorüber, und wenn Ihr wollt, daß das Fräulein künftig hier sei, so verlaßt Euch auf mich, daß ich sie sicher hierher geleiten und später auf meinen Hof zurückkehren und nicht daraus weichen werde, komme, was da will. Denn eine treue Seele soll auf dem Fleck Erde bleiben, der das Geschlecht der Chilcerleys in seinem Glanze gesehen hat!"

Man reiste damals überhaupt nicht sehr rasch, man hätte denn ganz besonders gute Pferde zu seiner Verfügung haben müssen; und das Fortkommen ward in der Zeit, in der wir uns befinden, noch mehr verzögert durch die belagerten Städte, die man umgehen, sowie durch die zahlreichen Truppen, denen man auf Umwegen ausweichen mußte. Es vergingen daher wol acht Tage, bis Martin Bumpus mit Olivia von Childerley London erreichen konnte. Es war Mittag und im hellsten Sommerwetter, als die beiden Reisenden in Duke's-street waren und das Haus Abraham's sich ihnen öffnete. Manuella flog die Treppe hinab, der Freundin entgegen. Welch' ein Wiedersehen! Sie sanken sich in die Arme und weinten lange. Welch' eine Veränderung der Schicksale! Heute suchte die Beschützerin ein Asyl bei der Beschützten von damals! Und — o, wie gern ward es ihr gewährt. Olivia's erstes Wort war nach dem Vater. Manuella führte sie hinauf. Das kleine Zimmer, welches den Eingang zu demjenigen des Kranken bildete, war kühl und schattig. Aber durch die Fenster leuchtete die Sommerlandschaft von den Hügeln herein und der blaue Himmel war weit darüber ausgespannt. Olivia hielt den Athem an, ob sie nichts aus dem benachbarten Gemach hören könne. Sie bebte, sie vermochte kaum einen Schritt vorwärts zu thun.

„Er lebt", sagte Manuella lächelnd — „und daß er lebt ... o, der Gedanke ist so schön, so heilig ... Gott kann nicht wollen, daß es eine Täuschung sei ... Nein, Olivia! Du darfst noch hoffen! Durch meine Seele strömt es wie eine freudige Gewißheit und ich kann nicht schweigen

Eine Stimme in mir, die nicht lügen kann, ruft: Der Dir den Vater wiedergegeben, es ist Frank Herbert!"

Dieser Name, den Olivia seit jenem jähen Bruch nicht mehr nennen hören, ja, nicht einmal mehr zu denken gewagt hatte, erschütterte sie so gewaltsam, daß sie zusammengesunken sein würde auf der Schwelle, die zu des Vaters Zimmer führte, wenn die Freundin sie nicht unterstützt hätte. Manuella richtete sie langsam wieder auf. Das Antlitz Olivia's war bleich. Doch sah Manuella, daß in den blauen Augen der Freundin ein heller Glanz schimmerte, wie der Sonnenstrahl, der aus einer Wolke scheint und bald wieder verschwindet.

Sie traten dann in die Stube des Kranken, in welche durch die herabgelassenen Vorhänge nur ein sanftes Dämmerlicht drang. Olivia trat an das Bett des Vaters; doch der Kranke lag im Fieber und erkannte seine Tochter nicht.

XIII. Nachrichten aus der Heimat.

Die großen Ereignisse der Welt setzten indessen ihren Weg fort Es geht rasch, wenn sie erst einmal in das Rollen gekommen und eine Kraft hinter ihnen steht, wie die des großen Generals. Cromwell's Geist, seine Energie waren überall in dem Körper des Heeres; auch da, wo er selber nicht war.

Die City war gebändigt. Ich sage nicht, daß sie ruhig war und daß sie sich nicht nach einer Gelegenheit umsah, den Druck abzuschütteln, der auf ihren Seelen und ihren Geldbeuteln lastete. Denn sie mußte hohe Steuern zahlen. Sie haßte das Kriegswesen und liebte den General nicht. Sie lieh das Ohr den Worten der Friedenspartei, die sich im Parlamente hörbar machte, und sah noch einmal hinüber nach Carrisbrooke, wo der königliche Gefangene saß.

Doch verringerte sich die Hoffnung dieses unglücklichen Monarchen von Tag zu Tag. Die Armee setzte ihren Siegesmarsch fort, seine Feinde thaten ihre Schuldigkeit viel besser, als seine Freunde. Jede von ihren Unternehmungen zu seinen Gunsten scheiterte. Entweder sie war nicht reiflich erwogen oder sie ward mangelhaft ausgeführt; Zwistigkeit der Emigranten untereinander oder Verrath nahmen ihren Plänen einer Invasion jeden Schein von Gefahr und im Innern war der Erfolg gegen sie. Die Flotte war nur zur einen Hälfte übergegangen und die andere Hälfte diente dazu, die Küsten Englands vor jener zu decken. Ein neuer Name sollte bald auftauchen, vor welchem die fremden Seen und Schiffe darauf zitterten: William Blake, der wie mit eisernem Besen die Gewässer bald rein fegte von Emigranten und Vaterlandsverräthern, und den Nationen, die sich ihrer gern zur Demüthigung Englands bedient hätten, einen Schrecken einjagte.

Noch schlimmer erging es den Royalisten auf dem Festlande. Mit dem Aufstand des Grafen Holland nahm es in dem Treffen bei Nonsuch ein klägliches Ende. Die Rädelsführer suchten ihr Heil in der Flucht.

Der Herzog von Buckingham entkam und rettete sich nach Frankreich, seit so manchem Jahrhundert schon das Asyl, nicht der bedrängten Männer der Freiheit, die vor der Tyrannei fliehen, sondern der Mißvergnügten, die auf Rache sinnen und auf Hülfe hoffen von der doppelzüngigen Politik dieses Staates. Aber der Graf von Holland gerieth in Gefangenschaft. Wenige Wochen darauf fiel Colchester und auch Lord Capel war ein Gefangener. Der Süden von England war nun still. Aber auch der Norden ward es nicht lange darauf. Pembroke's Mauern stürzten vor den Batterien Cromwell's und die für uneinnehmbar gehaltene Bergfestung ward genommen. Dann bat der General das Parlament um neue Schuhe für seine Soldaten (es scheint, als ob die Vertheidiger der Freiheit immer Mangel daran leiden sollten!) und marschirte der schottischen Armee entgegen, die am 8. Juli wirklich den Tweed überschritten hatte. In zwei blutigen Schlachten wurden die Schotten geschlagen, in einer darauf folgenden Razzia gänzlich vernichtet, entweder verwundet, getödtet oder gefangen genommen. Alles zusammen war das Werk von einer Woche gewesen. Vier Wochen später wehte die Fahne des Generals über einem Haus in der Hochstraße von Edinburgh, zwischen dem alten Stammschloß der Stuarts, Holyrood, dem Wohnsitz Maria Stuart's, und der Citadelle von Castle-Hill. Auch der Herzog von Hamilton war ein Gefangener, und bald darauf bestiegen der Herzog, der Graf und der Lord das Schaffot, auf welchem sie den Tod der Landesverräther starben, durch Henkersbeil. Lauderdale ward verschont. Er zog sich in die Berge zurück und entkam später nach dem Continent.

Alle diese Dinge geschahen in den wenigen Monaten eines Sommers und Herbstes; aber während die Kanonen durch ganz England donnerten, so daß das Echo gleichsam aus den Bergen von Wales bis in die schottischen Hochlandsschluchten antwortete: blieb es still in der Krankenstube von Duke's-street und der Ritter von Childerley hörte nichts davon. Lange hatte das Wundfieber ihn des Bewußtseins beraubt, dann war eine tiefe Erschöpfung eingetreten, eine Mattigkeit, wie der Verlauf solcher Krankheiten zu sein pflegt. Der erste Schimmer wiederkehrender Besinnung zeigte ihm die Tochter: es war eine große Freude für ihn, wiewol er zu schwach war, viel darüber zu sagen. Doch man sah es ihm an, und das machte Olivia glücklich. Die Besserung schritt sehr langsam vorwärts; der Ritter hatte viel gelitten und er war kein junger Mann mehr, dem in solchen Fällen die Fülle der Kraft zu Hülfe kommt. Beständig warnte der Arzt vor aufregenden Mittheilungen und man hütete den Genesenden, so viel man es vermochte. Dies gelang auch besser, als man anfangs dachte. Denn er nahm keinen Antheil mehr an den Dingen der Welt. Zum Wenigsten schien es so. Er sprach niemals davon. Er fragte nicht und vermied fast ängstlich jede Gelegenheit, welche die Rede darauf führen konnte, so daß die Anderen es leicht hatten, nicht davon zu sprechen. Keine Spur der alten Munterkeit war ihm geblieben, aber auch keine der Heftigkeit von früher. Wer hätte in diesem alten, gebeugten Männlein, das am Stocke ging, den aufrechten,

den jovialen, den biedern Ritter von Childerley wieder erkannt — ihn, der eine gute Tafel, ein gutes Glas Wein und ein gutes Gelächter liebte, dazwischen aber auch manchmal auf den Tisch zu schlagen pflegte mit einem Eid für Das, was er hoch hielt, und einem Fluch gegen Das, was er verabscheute. Nicht trübe, nicht finster war er darum geworden; aber still, sehr still. Es schien, als ob er theilnahmlos und stumpf für Alles sei, was einst sein Herz erfüllt; und es wäre kein Wunder gewesen, nachdem er in so kurzer Zeit so viel verloren und gelitten Dagegen war Sir Tobias von einer offenen und ehrlichen Herzlichkeit gegen die Mitglieder dieses Hauses, und er liebte besonders den Vater Abraham. Es kam ihm aus der Seele, wenn er ihm die Hand drückte. Vater Abraham wünschte sich nichts Besseres, als dieses gute Verhältniß. Er behandelte den Ritter und alle Uebrigen behandelten ihn wie einen Gast von Auszeichnung, der durch seinen Aufenthalt ihrem Hause eine Ehre erwiese. Was er thun konnte, sowol zu des langsam Genesenden Wohlbefinden, als zu seiner Unterhaltung, das that Abraham. Wenn er aus dem Comptoir zurückkam, das in der benachbarten Straße von Bevin Marks in seines Schwiegersohnes Del Blanco Hause war, so ging er immer zuerst hinauf, um nach des Rittes Gesundheit zu fragen, und am Abend leistete er ihm Gesellschaft.

Am Nachmittag, wenn der Vater schlummerte, pflegten die beiden Mädchen, Olivia mit der Freundin, sich an das Fenster zu setzen, das über den Dächern der City nach dem Freien hinaussah. Sie thaten ihre Handarbeit und flüsterten dabei. Der Lehnstuhl des Vaters stand entfernt genug, in einer entgegengesetzten Ecke des Zimmers; sie störten ihn nicht, indem sie sich der vergangenen Zeiten erinnerten und von dem sprachen, was ihnen theuer war. Diese Nachmittagsstunden am Fenster waren ihnen die liebsten in der ganzen Runde des Tages. Denn hier, wiewol der Vater in der Nähe, waren sie dennoch allein, durften sie sich unbelauscht den süßen Träumereien des Herzens hingeben. Hier konnten sie mit einander plaudern, wie Mädchen plaudern, die jung und schön und in der Fülle des Lebens, doch schon tief geliebt und tief gelitten haben. O, diese Augen voll blauen Glanzes und jene voll dunkler Schwärmerei hatten schon bitterlich geweint, um ein verlorenes Glück die Eine, um ein nie besessenes die Andere. Wer war die Beklagenswerthere von Beiden? Wer die Stärkere? Sie, die schwieg, oder sie, die verschwieg? Manch' ein Leidenstag hatte diese reinen Stirnen schon beschattet — schönes Vorrecht der Jugend und der Unschuld, dennoch unverfinstert zu bleiben! Manch' ein Sturm des Wehs und der Leidenschaft hatte schwer durch diese Busen getobt, die sich, den Knospen gleich, in ahnungsvoller Schönheit kaum dem Licht erschlossen: aber es war jetzt stiller in ihnen geworden.

„Ich möchte nur wissen", sagte Olivia halblaut, denn der Vater schlummerte noch, „was uns diese Ruhe giebt. Es hat sich doch in meiner Lage so wenig verändert — und wenn ich die Wahrheit sagen soll, sie hat sich verschlimmert gegen das vorige Jahr. Doch vorausgesetzt,

daß der liebe Gott das Leben meines Vaters erhält und mir zu irgend einer Zeit Beruhigung zu Theil werden läßt über das Schicksal meines Bruders, so bin ich zufrieden."

„Es ist", erwiederte Manuella, „daß Du Dich bei Menschen weißt, welche Dich lieben. Man sagt wol, daß die Natur und Einsamkeit eine wunderbare Wirkung auf das Herz üben sollen und daß das Zusammenleben mit den meisten Menschen auf reizbare Gemüther, die viel gelitten haben, immer nur einen peinlichen Eindruck machen kann. Denn die Menschen haben eine große Macht, uns wehe zu thun, und sie machen entweder aus Theilnahmlosigkeit für uns oder aus bösem Willen von dieser Macht häufigen Gebrauch. Allein, daß in Zeiten des tiefsten und scheinbar hoffnungslosesten Kummers nichts so sehr die gebeugte Seele wieder aufrichten kann, als die Nähe guter Menschen: das rettet in meinen Augen die Menschheit und giebt ihr einen Vorrang vor der Natur. Daß es weniger gute Menschen giebt, als gleichgiltige Menschen oder solche, die nur an sich denken, ist freilich wahr. Doch es giebt gute Menschen, denen zu begegnen eine Wohlthat ist; und ich glaube, daß uns Gott mit ihnen immer wieder zusammenführt, wenn wir ihrer bedürfen, sei es früher oder später. Man muß nur nicht verzweifeln."

Dankbar drückte Olivia der Freundin die Hand. „Du hast Recht, Liebe", sagte sie mit jener sanften Betonung der Worte, die so sehr zu ihren blauen Augen und blonden Flechten stimmte. „Wie trostlos einsam habe ich mich im vergangenen Herbst gefühlt! Das Haus, in welchem ich meine Kindheit verlebt, war noch da, wie ehedem. Da war noch die Flur, auf der ich gespielt, und der Park und das Thal, durch welches der kleine Bach rinnt. Doch jede theure Stätte rief mir nur die Erinnerung an Etwas wach, das ich verloren hatte, und Nichts war da, das mich darüber trösten konnte. So stumm, so stumm war Alles um mich her! Mein Vater sah mich mit kummervollem Blick an, und dieser Blick selber verbot mir das Einzige, was mich erleichtert hätte: zu weinen! O Freundin, nicht weinen dürfen, wenn das Herz voll ist zum Zerspringen . . .!"

„War Doctor Hewitt damals schon nicht mehr in Childerley?"

„Nein", erwiederte Olivia. „Das Haus, in welchem der gute Pfarrer gelebt und in welchem nun ein fremder Geistlicher lebte, den ich nicht kannte, rief mir nur immer sein Bild und seine frommen Lehren zurück. Ihn selber habe ich nicht wieder gesehen. Wie Du Dich erinnern wirst, ging er im Gefolge des Königs, als einer von seinen Caplanen, mit nach Hampton Court, zugleich mit meinem Bruder, der damals des Königs Page geworden. Tief mit in seinen Fall hat der unglückliche Mann Beide gerissen. Wir haben ihm nun Alles geopfert, was wir hatten." Olivia sagte das ohne jegliche Bitterkeit; sie blickte zu Boden und zwei große Thränen traten ihr in die Augen. „Mein Bruder compromittirte sich bei dem mißlungenen Fluchtversuch des Königs und irrt nun in den Wäldern umher, oder hat — was Gott geben mag! — bei irgend einem treuen Edelmann ein Versteck gefunden, bis er sich retten

kann. Der Doctor soll auf dem Schlosse seines Freundes, des Grafen von Lindsay, leben — so sind Alle zerstreut in der Welt, Einer weiß nicht vom Andern, und nicht einmal das Grab meiner Mutter soll ich wiedersehen!" Langsam rollten die Thränen an ihren Wangen herab und fielen ihr in den Schooß.

Manuella hatte von einem kleinen Tisch, der in der Fensternische stand, ein kleines Buch genommen, das in purpurnen Sammet gebunden war. Es lag dort immer verborgen, damit der Vater es nicht sehen sollte. Doch oft, um diese Stunde, sahen sie hinein. Es war viel darin gelesen worden; das erkannte man. Denn das Gold an den Blättern trug die Spuren davon. In der langen Einsamkeit von Chilberley Castle hatte Olivia die Poesie seiner Sprache verstehen gelernt und Trost daraus geschöpft. Es war das einzige Pfand der Liebe, das ihr, geblieben. Es waren Milton's Gedichte. Olivia hatte nicht gesehen, wie die Freundin es jetzt genommen; aber sie hörte nun die Worte, die sie las:

„Sei still! — mit festem Vorsatz, lichter That
Nährst Du der Lampe duft'ge Flamme sacht
Mit Hoffnung, die nicht trügerisch. Du darfst sicher sein,

Daß Dir, wenn mit den Festgenossen naht
Der Bräut'gam um die Mitternstund' der Nacht,
Eintritt gewährt, jungfräulich Weib und rein!"

Betroffen blickte sich Olivia nach dem Vater um. Doch dieser hatte die Augen noch geschlossen.

„Du verstandest den Dichter früher, als ich", sagte sie mit einem traurigen Zug um den Mund; „schon in Chilberley lasest Du diese Strophen gern, da ich noch nicht mehr darin fand, als eine schöne Melodie."

„Das Leben", versetzte Manuella, „hat mich früher darauf geführt, in den Worten der Weisen und der Dichter Trost zu suchen. Denn ich hatte damals ihn noch nicht in mir gefunden."

„Wie bist Du geistig gewachsen seitdem!" sagte Olivia, die Freundin mit einem Blick aufrichtiger Bewunderung ansehend.

„Mach' mich nicht erröthen!" erwiederte Manuella lächelnd. „Ich habe nun gefunden, daß man in sich den Halt entdecken muß, den man draußen vergeblich sucht. Einen Zweck haben und für diesen Zweck leben, das giebt uns einen Halt."

„Du bist ruhiger geworden und siehst mit Vertrauen in die Zukunft."

„Wenn nicht mit Vertrauen auf die Zukunft, so doch mit dem Vertrauen auf mich, daß ich nicht mehr an mir selber irre werden, nicht mehr verzweifeln kann."

„Und doch hast auch Du von der Heimat so lange nichts mehr gehört."

„Ich habe mich halb und halb darein ergeben, daß ich dort vergessen worden bin, auch von Denen, die mir einst theuer waren und ewig theuer bleiben werden. Lange lehnte sich mein Herz gegen diesen Gedanken auf.

Ich brannte vor Zorn und Ungeduld, mich vor ihnen zu rechtfertigen oder durch eine große That ihnen zu beweisen, wie sehr sie mich verkannt. Das gab mir eine Unruhe, die mich zu nichts kommen ließ. Mein Blick verdunkelte sich, meine Seele ward trübe, vergebliche Wünsche verzehrten mich. Jetzt sage ich mir, daß der Mensch in seinen guten Tagen leicht das Höchste leistet; daß er sich aber in den bösen mit Dem begnügen muß, was seine Kraft ihm zu thun erlaubt. Was darüber hinaus liegt, ist ein unnützes Ringen, das uns zuerst gegen uns selbst und dann auch gegen die Welt verstimmt. Ich habe diesen Kampf aufgegeben und das hat mich beruhigt. Die Freudigkeit, welche die Arbeit zu einem Genuß macht, und die Hoffnung, die sie mit Gelingen krönt, sind nicht von uns. Aber sie werden uns nicht immer fehlen!"

„Und glaubst Du wirklich, daß man Dich daheim vergessen habe? Das ist unmöglich."

„Nein", sagte Manuella, „ich halte es auch selbst nicht für möglich. Ich urtheile nach mir selber. Ich denke an sie Alle mit Liebe zurück, und wenn dieses lange Schweigen vielleicht ein Unrecht von ihnen wäre, mit Verzeihung. Man kann nicht vergessen, was einst unser gewesen. Man kann ihm grollen oder entsagen; aber vergessen — niemals! . . ."

„Nein — niemals!" sagte Olivia, mit einem tiefen Seufzer.

„O, meine Freundin", rief Manuella lebhaft, indem ihr schönes Auge blitzte; „Dich kann ich nicht arm nennen, denn Du bist von ihm geliebt worden — wirst noch von ihm geliebt! Was bedeutet die Vergänglichkeit, wenn man in sich das Gefühl einer solchen Ewigkeit trägt? Blick' hinaus in die Landschaft. Dort wechselt und wandelt Alles, es ist eine fortwährende Veränderung. Wir aber bleiben in unserem Leid und unserer Liebe dieselben; und das Beste, was wir haben, ist schon hier auf Erden unsterblich!"

So gingen die Tage, die Wochen an ihnen vorüber, unhörbar fast wie die Wolken am Himmel, der sich vor ihnen ausspannte, wenn sie an diesen Fenstern saßen. Sie hatten den Sommer hinschwinden sehen an den fernen Hügeln mit seinen langen, goldenen Tagen und seinen dunkelblauen Abenden; dann den Herbst kommen, der das Laub der Bäume dort wie mit Feuerflammen färbte, bis die Blätter immer purpurner schimmerten, sich in ihrer eigenen Gluth zu verzehren schienen, welkten und einzeln abfielen. Nun waren die Gärten öde, die Hügel kahl. Der Nebel hatte sich eingestellt, der Regen riß die Blätter massenhaft herab und der Sturm vollendete das Werk des Regens. Man war tief im Herbst ur. es war ein kalter, trüber Nachmittag.

Die Mädchen saßen wieder an ihrem lieben Platz, der Ritter, in Decken bis über die Kniee gehüllt, schlummerte in seinem Sessel. Er schlummerte jetzt noch länger und tiefer, als sonst, und wenn er erwachte, so war seine Theilnahmlosigkeit für Alles, was nicht den engsten Kreis seiner Umgebung betraf, noch größer geworden als zuvor. Wenn Martin Bumpus ihn gesehen hätte, seinen armen, unglücklichen Herrn, so würde die Stille desselben ihn bedenklicher gemacht haben, als sein lär-

mendes Wesen sonst jemals vermocht. Denn wer hatte das Tischtuch ihm so oft fortgenommen, den Humpen so lange Jahre gefüllt? Er kannte ihn, besser als die eigene Tochter; aber Martin Bumpus war jetzt ein einsamer Mann in der Mühle zu Chilberley und die Uebrigen täuschten sich. Sie nahmen für ein Zeichen der Genesung, was doch die gefährlichere Krankheit war. Fest in sich verschloß er seinen Schmerz, den er für so heilig hielt, daß er Niemanden den Anblick davon gestatten wollte. Als seine körperlichen Kräfte wiederzukehren anfingen, begann dieser heftige Kampf in ihm, der ihn aufrieb, weil er ihn, seiner Natur zuwider, verbarg. Er hatte nichts vergessen. Heftiger als jemals war in ihm der Gram um die verlorene Sache; und ob man es ihm auch verschwieg, er wußte dennoch Alles, er ahnte es mit jenem Instinct der arbeitenden Seele, die von dem Gegenstand, den sie erfaßt, nicht abläßt. Diese unnatürliche Anstrengung, welche die Thätigkeit seines Innern zuweilen bis zum kaum noch Erträglichen steigerte, ließ in dem kranken Körper eine Ermattung zurück, die ihm häufiger als früher die Augen schloß und das Bewußtsein nahm. Die beiden Mädchen sahen mit stiller Freude den Schlummer des Kranken; aber sie wußten nicht, um welchen Preis er ihn erkauft, und daß es einer von jenen Schlummern sei, in denen man zuletzt sein Geheimniß hinüberträgt in das Jenseits. O, wenn die Todten von diesen Qualen sprechen könnten! Aber es ist besser, daß sie stumm sind.

Die Mädchen hatten eben ihre Handarbeit wieder genommen; es war trübe im Zimmer und trübe draußen. Die Dämmerung rang mit dem Tage, wiewol Mittag noch nicht lange vorüber. Der Himmel hing schwer auf die Erde herab und ein Zug Raben flog kreischend am Fenster vorüber. Selbst das Feuer im Kamin brannte gedrückt.

Da ward leise an die Thür gepocht. Olivia erhob sich, um zu öffnen. Es war Abraham, der hereintrat. Er ging behutsam, um den Ritter nicht zu erwecken. Es war eine ungewöhnliche Stunde für Abraham. Um diese Zeit war er regelmäßig in dem Comptoir. Doch sein ehrwürdiges Haupt und seine Gestalt zu sehen, die so fest und so ruhig auftrat, machte immer einen angenehmen Eindruck. Man sagte sich: das ist ein Mann, auf den man sich verlassen kann. Manuella ging ihm entgegen. Eine ruhige Heiterkeit schien ihn zu erfüllen. Er legte die Hand auf Manuella's Haupt und sah ihr lange in's Auge. Dann sagte er: „Meine Tochter, Du hast gewartet und bist nicht ungeduldig geworden, noch hast Du gemurrt. Der Herr, gelobt sei Er! — hat Dich erhört und endlich erfüllt es sich doch. Komm herab! Nachrichten aus der Heimat!"

Manuella ward bleich bei diesen Worten. „Was? wer?" brachte sie zuletzt mit gepreßter Stimme hervor.

„Komm herab, mein Kind", sagte Abraham, und auf den Arm des guten Mannes gestützt, stieg Manuella die Treppe nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Die Deputirten von Paris.

Die große Wahlschlacht des Jahres 1869 ist geschlagen und das Kaiserthum als persönliches Regime ward durch sie in seinen Grundvesten erschüttert. Schon die Vorbereitungen zu den Wahlen des Frühjahres 1869 zeigten, daß ein Strom ganz neuer Ideen und Bewegungen im gesammten Volke pulsire. Alles schickte sich an, dem persönlichen Regimente, das noch immer in den officiellen Candidaturen culminirte, den Gnadenstoß zu geben.

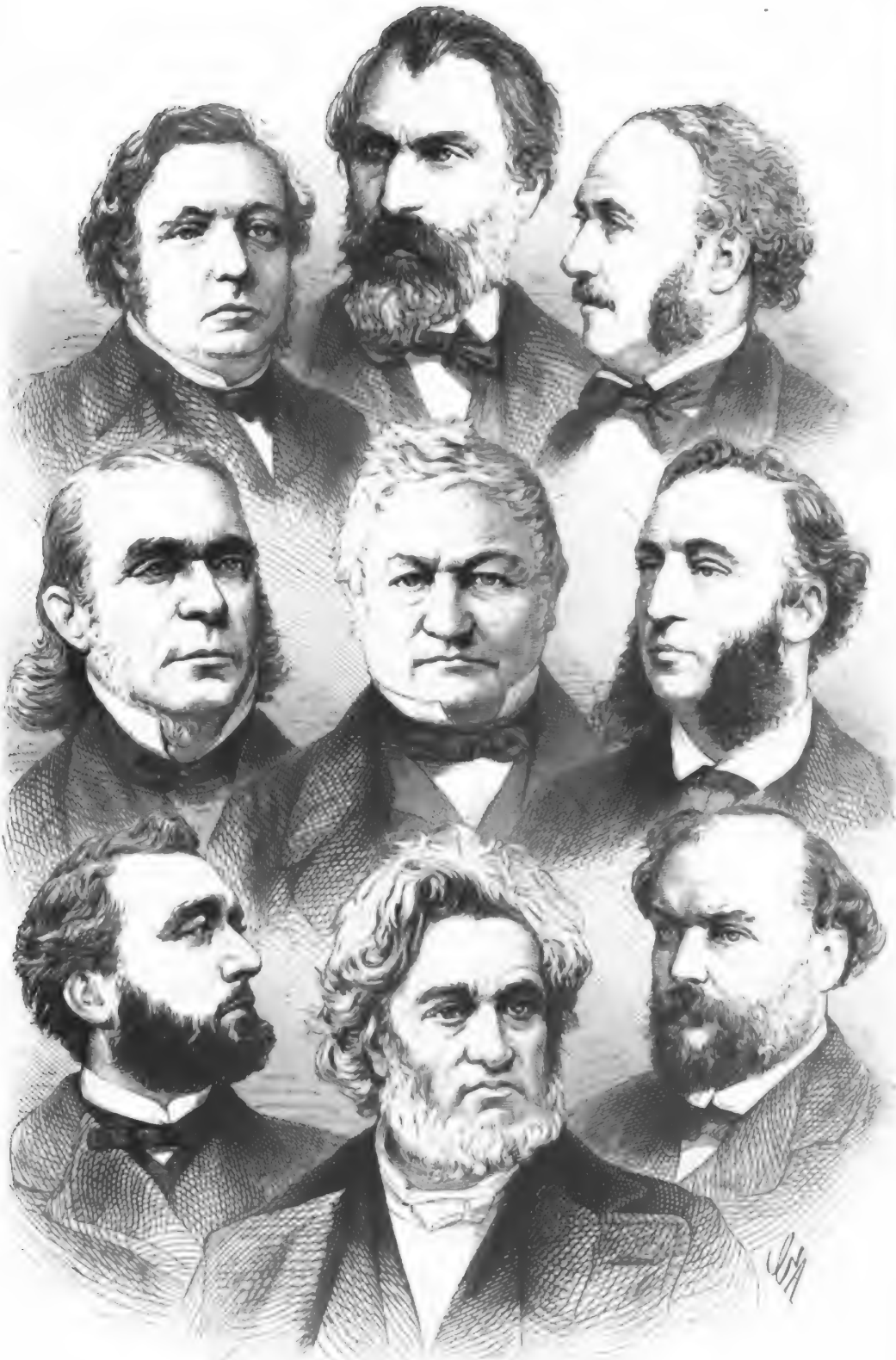
Paris ging, wie immer, bei dieser Bewegung als Standartenträger der Freiheit voran. Eine Anzahl neuer Namen, mit entschiedenstem Programm, das sich einen Moment sogar den Männern der alten Linken des gesetzgebenden Körpers überaus feindlich zeigte, tauchte auf und verdrängte theilweise für immer jene Deputirten, deren mehr vermittelnde Stellung sie nicht als unversöhnliche Gegner des napoleonischen Regierungssystems erkennen ließ.

So trat namentlich gleich im ersten Pariser Wahlkreis ein junger Advocat, Herr Gambetta als Wahlcandidat gegen den greisen und wirklich ehrenwerthen, wenn auch im Grund unbedeutenden Carnot auf, dessen sonst zuverlässige demokratische Gesinnung ihn nicht davor schützte, gleich im ersten Anlauf von der Mehrzahl seiner alten Wähler im Stich gelassen zu werden.

Wer aber war eigentlich Gambetta? Ein junger Advocat von etwa 34 Jahren, der, in Cahors, der Stadt Heinrich IV. geboren, in Paris die Rechte studirt hatte. Sein erstes Debut vor der Barre fand im Jahre 1861 in der Sache der „geheimen Gesellschaft der sogenannten 54" statt. Hier vertheidigte er einen angeklagten Mechaniker mit solcher Wärme, daß der ganze Saal tief innerlich ergriffen in Thränen ausbrach. Dies erste Debüt hatte ihn unter seinen Berufsgenossen, den Advocaten von Paris bekannt gemacht; sein zweites, es ist kaum nöthig, den Leser daran zu erinnern, in der Baudin-Angelegenheit, machte ihn populär in Paris und bekannt in der ganzen Welt.

Solche Kühnheit der Rede war seit Michel de Berryer, dessen dramatische Accente Gambetta wieder aufleben lassen zu wollen schien, im weiten Justizpalaste nicht erhört worden und die versammelte Menge der jungen Advocaten trug den Redner wie im Triumph auf die Straße und sein Ruhm verbreitete sich riesenschnell in alle Quartiere der großen Stadt. Sofort ward er der Held des Moments und schon wenige Tage darauf trug ihm eine Deputation radicaler Wähler das Mandat für den ersten Pariser Wahlkreis an. In der Folge trat er denn mehrmals in Wahlversammlungen auf, in denen er durch seine weniger correcte als hinreißende und heftige Beredsamkeit die Massen geradezu begeisterte und sich jenen Triumph sicherte, den ihm der Abend des 24. Mai gebracht.

Digitized by Google



Die Pariſer Deputirten.

E. Picard, Eugen Pelletan, Jules Simon,
Garnier-Pagès, Thiers, Jules Ferry,
Gambetta, Jules Favre, Bancel.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gambetta ist einäugig und wie natürlich ist die Geschichte des Verlustes dieses einen Auges bereits mit einer Menge von Legenden geschmückt. Die Wahrheit ist, daß er als junger Mann, noch ehe er die Universität bezog, in einer Fechtübung mit einem Freunde durch einen unglücklichen Fleuretteſtoß um das rechte Auge gebracht wurde. Von vorn gesehen hat sein Antlitz einen ziemlich unheimlichen Ausdruck erhalten, während das Profil durch die mächtig hervortretende Stirn und Nase, bei allem südlichen Accent den das Gesicht zeigt, dennoch einen bedeutenden Eindruck macht.

Vor seiner Berühmtheit gehörte Gambetta zu jenem Kreise ehrgeiziger junger Advocaten, der mit parlamentarischen Ideen und orleanistischen Reminiscenzen coquettirt. Doch liegt dies Alles jetzt weit hinter ihm, ebenso wie jede freundschaftliche Beziehung zu Emil Ollivier, mit dem er früher eng verbunden war, dem er aber in's Gesicht sagte, als er von seinem Besuch in den Tuilerien hörte: „Ich konnte Sie wol bis an die Thür dieser „maison publique" begleiten, seine Schwelle mit Ihnen überschreiten durfte und mochte ich nicht!"

Durch Gambetta's Ernennung hat die Kammer eine wahrhaft rednerische Kraft gewonnen und es gehört kein Prophetenblick dazu, um ihm eine bedeutende Rolle in der Geschichte der französischen parlamentarischen Versammlungen vorauszusagen, wenn er nicht selbst — was bei seiner Jugend keineswegs unmöglich ist — dereinst noch zu eingreifenderer Stellung in die Geschicke seines Vaterlandes berufen wird. Leider ist er augenblicklich sehr halsleidend, so daß ihm der Arzt jede oratorische Aufregung streng verbieten und ihn sogar aus der Kammer hinweg nach den wohlthuenden Bädern von Cauteret in den Pyrenäen schicken mußte. Seine parlamentarische Wirksamkeit wird mithin erst in der nächsten Wintersaison beginnen können.

Der Vertreter des zweiten pariser Wahlkreises ist der greise Thiers, der nationale Geschichtsschreiber, der Minister der Julimonarchie, ohne Zweifel der bedeutendste Kopf des gesammten gesetzgebenden Körpers. Der Erfinder der Phrase: „Der König herrscht, aber er regiert nicht", hatte nur nach hartem Kampfe im zweiten Wahlgange diesmal seine Candidatur durchsetzen können. Ist er doch dem Napoleonismus gleichzeitig der verhaßteste und der gefürchteste aller Gegner.

Wenn er, der kleine untersetzte Mann, mit seiner klaren, kristallhellen Stimme, eine seiner stundenlangen, bis in's kleinste Detail fleißig ausgearbeiteten Reden hält, hängt die ganze Versammlung athemlos an seinen Lippen und wenn die kaiserlichen Mamelucken und Satisfaits nicht bei jeder Kraftstelle applaudirten, so geschah es eben nur, weil sie sich bisher unter den Augen des zornsprühenden Rouher wußten und sich mühsam dazu zwangen, ihren Beifallsdrang zu unterdrücken. Thiers ist vor allen Dingen national und als Vollblut-Franzose muß man ihn betrachten, wenn man ihm gerecht werden will.

Ist Thiers als Deputirter vor Allem klar, leicht verständlich und selbst nüchtern, so ist eine der hervorleuchtendsten Eigenthümlichkeiten des

neuen Vertreters des dritten Bezirks, Bancel, im Gegentheil ein gewisser oratorischer Schwung, der den Ausflüssen seiner politischen Leidenschaft einen poetischen Reiz verleiht. Bancel, im Departement des Drôme geboren, trat, etwa 26 Jahre alt, im Jahre 1849 in die Assemblée législative ein. Hier schloß er sich sofort den Männern des Berges an und theilte nach dem Staatsstreich das Schicksal der Meisten von ihnen: das Exil.

Er ging nach Brüssel und fristete dort ehrenvoll, wenn auch oft kümmerlich genug, sein Leben durch Unterrichtgeben und öffentliche Vorlesungen. Bekannt als einer der entschiedensten unter den Entschiedenen, stellte man ihn, den „Unversöhnlichen", dem „wort- und mandatbrüchigen" Ollivier gegenüber, und er siegte.

Im Privatleben von bezaubernder Liebenswürdigkeit, hat er sich schon jetzt auch in den politischen Zusammenkünften mit seinen ganzen und halben Gesinnungsgenossen bei Weitem urbaner gezeigt, als man nach seinem Auftreten gegen Ollivier hätte erwarten sollen und so hat er namentlich die Initiative ergriffen, sich freundschaftlich zu Thiers zu stellen, dadurch bei weitem mehr Hofluft eingesogen, als sein verhaßter Concurrent; man merkt es seinem schönen gutmüthigen Antlitz und der stattlichen, aber behäbigen Erscheinung bald an, daß sie, trotz allen Festhaltens demokratischer Grundsätze, vom wilden Jacobiner sehr wenig an sich hat und daß der Ruf, den man ihm künstlich als Ultra der unversöhnlichsten Sorte gemacht, eben nur für die Hitze des Wahlkampfes berechnet war.

Von Picard, dem Deputirten des vierten Pariser Bezirks, hätte man Aehnliches nie behaupten können und wollen. Er ist der wahre Ausdruck des frondirenden Bourgeois der Hauptstadt, der gern allem Bestehenden seine Unzufriedenheit bezeugt, so lange er sicher ist, daß das Bestehende trotzdem dadurch nicht umgestürzt wird. Picard ist derjenige Abgeordnete der Linken, der am sichersten auf seine Wiederwahl in Paris rechnen durfte und wie sein Wahlkreis im Herzen der Hauptstadt liegt, so war er auch derjenige seiner Collegen, der mit der größten Majorität, ja ohne einen eigentlich gefährlichen Rivalen zu besitzen, gleich im ersten Wahlgange siegte. Seine Specialität im gesetzgebenden Körper ist zugleich die dankbarste für einen Vertreter von Paris, da sie die Finanzwirthschaft des Paschas des Seinedepartements, des Herrn Haußmann, zum nimmererschöpften Gegenstande ihrer Sarcasmen, ihres kaustischen Witzes und der beißenden Lauge ihrer scharfen Dialectik genommen hat.

Picard ist eine behäbige Erscheinung und seine parlamentarische Laufbahn, trotz der Schlagfertigkeit seiner Logik, trägt durchaus den Stempel derselben. Er liebt es nicht, in seinen bürgerlichen Gewohnheiten gestört zu werden und während er vor der Wahlzeit sich nie dazu bequemen mochte, in einer der vielen öffentlichen Versammlungen dem souverainen Volke seine Verbeugung zu machen, kostet es ihm eine nicht geringe Ueberwindung später sich in Wahlversammlungen zu zeigen

und seinen Wählern, die ihn stets mit stürmischem Beifall empfingen, die nöthige Reverenz zu machen. Weniger elastisch in seinen Ueberzeugungen wie Jules Simon, weniger ehrgeizig auf die Führerschaft in der Opposition pochend, wie Jules Favre, ist er heute Derjenige unter den Männern der alten Opposition, der sich durch den radicalen Gesammteindruck der Wahlen von Paris am wenigsten hat beeinflussen und weiter nach Links drängen lassen. Er verdankt seine advocatorische Praxis, so wie seine parlamentarische Carrière zum größeren Theile dem Einfluß und der Verwendung Favre's, in dessen Bureau er früher thätig war, ehe er sich selbstständig machte. Seine Dankbarkeit gegen den Protector verleugnet sich auch heute noch nicht und als in diesen Tagen Jules Favre die Demüthigung erlitt, einen Moment lang von Rochefort im Schach gehalten und von einem guten Theil der Demokratie in Stich gelassen zu werden, da war es Picard, der für den alten Herrn der „Fünf" eintrat und es offen als eine Schmach bezeichnete, wenn das Volk von Paris den bewährten Kämpfer der Freiheit elend verließe. Picard ist eine wohlthuende und in ihrer politischen Aufrichtigkeit wirklich erfreuliche Persönlichkeit, die, wenn sie sich auch an Talent mit manchem der Genossen nicht zu messen vermag, doch an Ehrenfestigkeit des Charakters nicht wenige überragt.

Ich möchte diese Ueberlegenheit Picard's selbst auf Garnier-Pagès, den Mann des fünften Wahlkreises ausdehnen, wie fest auch sonst der Biedermannsruf grade dieses Volksvertreters erhärtet sein mag. Ist er doch zunächst ein Beweis dafür, wie gut es ist, selbst in der gleichheitdürstenden französischen Demokratie, der Sohn oder Bruder eines berühmten Mannes zu sein, dessen Andenken in den Annalen der Partei fortlebt. Es giebt nirgend so sehr als in Frankreich derartige Fideicommisse der Renommée und Garnier-Pagès, der Bruder, Carnot, der Sohn eines großen Patrioten, sind sprechende Beweise für diese Art erblicher Pairie im Reiche der Opposition. Freilich in neuester Zeit fängt das Volk an, sich von dem Zauber abzuwenden, dem ja noch im Jahre 1848 Louis Napoleon selbst zum größten Theil den Erfolg seiner Bewerbung um die Präsidentschaft der Republik zu verdanken hatte.

Carnot mußte schon bei den diesjährigen Wahlen die Erfahrung machen, daß demokratische Ahnen nicht mehr ausreichen in dieser neuen Zeit und Garnier-Pagès entging blos mit genauer Noth der gleichen Nemesis, da er selbst im zweiten Wahlgange nur mit einer unendlich kleinen Majorität über den concurrirenden Raspail siegte, der, wäre er nicht schon in Lyon gewählt gewesen, ihn auch in Paris ohne Zweifel erdrückt haben würde.

Garnier-Pagès ist eine Art Reiseprediger der Demokratie und nimmt gern internationale Aufträge an, handle es sich darum, in England mit den Leitern der Reformbewegung Banalitäten zu wechseln oder in Berlin die kosmopolitische Idee der Verbrüderung aller Völker salbungsvoll zum Besten zu geben. Er führt seine riesengroßen Vatermörder und seine langen grauherabwallenden Locken gern in andere

Länder spazieren und es ist ein ihm eigener Zug von Pfiffigkeit, der ihn, trotz der Ehrenhaftigkeit seines bürgerlichen Charakters, darauf speculiren läßt, die Originalität seiner äußeren Erscheinung werde in etwas verdecken, was seinem inneren Menschen an Eigenthümlichkeit fehlt.

Wenn Garnier-Pagès vor der Februarrevolution kaufmännische Geschäfte betrieb und sich erst mühsam, wie die Franzosen sagen, „une tête" machte, d. h. sich einen originalen Anstrich verlieh: so hat sein neuer College Jules Ferry vom sechsten Wahlbezirk ein Aeußeres, das so ziemlich einem deutschen Geschäftsreisenden, mit etwas semitischem Typus, entspricht, dessen wohlgepflegte „Favoris" die mit einem gewissen schlauen Zuge ausgestattete Physiognomie angemessen umrahmen.

Ferry, Advocat wie fast alle jungen Deputirten, debutirte journalistisch zusammen mit dem jetzigen Oberofficiösen des Kaisers, Clément Duveruois, im Jahre 1861 in Courrier de Paris, einem ziemlich kurzlebigen Journale. Er ging dann unter die Phalanx Girardin's, als dieser noch die „Presse" leitete und siedelte endlich in den Temps über, wo er sich durch eine zu Wahlzwecken zugestutzte Campagne gegen Haußmann und sein neues Paris bemerklich machte. Wie Gambetta hatte er in dem Proceß der „Vierundfünfzig" plaidirt, aber ohne den Erfolg, der Jenem zu Theil geworden. Ferry ist sehr unterrichtet und hat die Eigenthümlichkeit, im Grunde ziemlich gemäßigte Dinge in einer so heftigen Form vorzubringen, daß man momentan über ihre Natur getäuscht wird. Allem Anschein nach ist dies auch seinen Wählern so gegangen, die ihm zu Liebe den politisch wetterkundigen Gueroult fallen ließen.

Aber schon heute ist man über Ferry beruhigt; er steht in der Kammer zwischen Picard und Gambetta und auf seine „Unversöhnlichkeit' ist nur so lange etwas zu geben, als sie nicht ernstlich auf die Probe gestellt ist. Ferry ist kein eigentlicher Redner; er spricht wie ein Advocat, ist nicht immer Meister seiner selbst, verwickelt sich nicht selten in seinen Phrasen, und was schlimmer ist, ermangelt des nicht nur in Parlamenten, sondern auch in Volksversammlungen so nöthigen Tactes Hätte doch nicht viel gefehlt, daß ein tactloses Witzwort ihn um die Erfolge seiner Candidatur gebracht, als er, zum großen Mißvergnügen seiner Zuhörer, in einer Wahlversammlung auf seinen etwas clericalen Concurrenten, Cochin, anspielend, ausrief: „Wir wollen französische Politik treiben, mais pas de politique romaine on cochinchinoise." Auch Ferry gehört zu jener Jugend, die durchaus darauf brennt, in der Kammer zum Wort zu gelangen; etwas besonders Neues wird man von ihm jedoch schwerlich hören, und keinenfalls ist er, der einst sich den Prinzen des Hauses Orleans hatte vorstellen lassen, was er feig genug war, seinen Wählern gegenüber abzuleugnen, ein so selbstständiger Charakter wie Gambetta und dürfte im Laufe der bevorstehenden Session gar Manches von seiner jetzt noch in frischer Talmi-Vergoldung strahlenden radicalen Aureole einbüßen.

Neben diesem jugendlich mit tausend Masten auf das politische

Meer sich hinauswagenden Deputirten steht der Veteran der französischen Demokratie, steht die ehrwürdige Figur Jules Favre's, der so gedemüthigt aus dem Wahlkampfe dieses Frühjahrs hervorgehen sollte. In mehr als zwölf verschiedenen Wahlbezirken hatte dieser Mann, dessen Recht zur Führerschaft der Linken bis dahin noch Niemand bestritten hatte, seine Candidatur aufgestellt und überall hatte das Verdict des allgemeinen Stimmrechts gegen ihn gelautet, selbst in Paris im ersten Wahlgange. Hatte er doch in diesem siebenten Wahlkreise den besonderen Schmerz, sich fast ausgestoßen zu sehen, durch einen politischen Flaneur der Boulevards, einen Mann, der von den Geheimnissen der Politik weit weniger verstand, als von denen der Coulissen und Boudoirs, der nichts besaß als eine unentwegte Frechheit, die Dinge öffentlich bei jenen Namen zu nennen, die man in der guten Gesellschaft übereingekommen ist, nicht zu erwähnen; der, aller soliden Kenntniß bar, sich plötzlich als echter und rechter Volkstribun aufstellen ließ, der das Problem der socialen Frage durch wortspielreiche Antithesen und durch den obligatorischen Unterricht allein lösen zu können vorgab — mit einem Wort, durch Henri Rochefort bei einem Haar aus dem Gedächtniß des Volkes verdrängt zu werden.

Das war eine bittere und harte Lection für den alten Kämpen, der sich an den Gedanken seiner unumschränkten Herrschaft über das demokratische Frankreich schier so sehr gewöhnt hatte, daß er darüber vergaß, dem souverainen Volke, wie in jüngeren Jahren, den Hof zu machen. Aber das Volk läßt sich nicht ungestraft vernachlässigen, am wenigsten von einem Manne wie Favre, der sich den aristokratisch-literarischen Ehrgeiz hatte beifallen lassen, Mitglied der französischen Akademie zu werden und vermittelst einer Connection der orleanistischen und clericalen Elemente dieser Versammlung sich die Pforten zu dem Heiligthum der Sprachschönheit zu öffnen.

In der That ist die Beredtsamkeit Favre's eine durchaus akademische, wenn in ihrer Wirksamkeit auch gleichzeitig eine so allgemein überwältigende, daß selbst seine politischen Gegner ihrem Reize nicht widerstehen können; wie es ja erinnerlich, daß im Jahre 1848, Proudhon, gewiß keiner seiner Freunde und Parteigenossen, an die Rednerbühne gelehnt, auf der eben Favre eine feurige Ansprache beendete, sich nicht enthalten konnte, laut auszurufen: „C'est sublime! C'est sublime!"

Favre's Familienleben entzieht sich der Oeffentlichkeit, weil es ihm nicht vergönnt war, die Dame seines Herzens, eine von ihrem Manne getrennt lebende Frau, vor aller Welt zu seiner Gemahlin zu machen und es die Gesetze der katholischen Kirche nicht gestatten, unter solchen Umständen eine Ehe zu segnen.

So schwer es dem bejahrten Manne auch ankommen mag, der im Jahre 1835 seine erste größere Vertheidigungsrede, die der angeklagten Lyoner Republikaner, mit den Worten begann: „Je suis republicain", der Führerschaft zu entsagen, auf die ihm noch die bedeutende Rolle, die er im Jahre 1848 gespielt, noch sein muthiger jahrelanger Kampf als

Haupt der „Fünf" besondere Anrechte verlieh: so wird er sich doch darein ergeben müssen, mindestens die Herrschaft zu theilen; und sein Hauptmitstreber um diese Ehre ist Jules Simon, derjenige Abgeordnete, der im letzten Wahlkampfe die meisten Stimmen in ganz Frankreich auf sich vereint hat und den außer dem achten Pariser Bezirke noch Bordeaux in den gesetzgebenden Körper schickt.

Jules Simon ist ein feiner Kopf. Ein Eclektiker der genialsten Sorte, der mit den Republikanern republikanisch, den Orleanisten orleanistisch und selbst mit den Kaiserlichen kaiserlich zu sprechen versteht, letzteres natürlich nur wenn es sich — Notabene! — um die Uebernahme des Unterrichtsministerums handeln würde.

Jules Simon ist seit langer Zeit Ritter der Ehrenlegion — aber wenn er zu den Arbeitern geht, hütet er sich wohl, ihr Gleichheitsbewußtsein durch den Anblick des rothen Bändchens im Knopfloch zu choquiren und sein gut instruirter Diener unterläßt dann nie, es aus seinem Rock mit löblicher Vorsicht verschwinden zu lassen, während es natürlich im Knopfloch prangt, wenn er in der palmengestickten Uniform der Mitglieder des Instituts sich nach den feierlichen Sitzungen der Akademie begiebt.

Jules Simon ist vor Allem ein Freund der Armen und Elenden und wenn er die arbeitenden Classen haranguirt, verfehlt er selten darauf hinzuweisen, daß auch er so gut, wie sie, eine bescheidene Mansardenwohnung innehabe; aber es geschieht ebenfalls nur, um ihnen nicht wehe zu thun, daß er verschweigt, daß seine Wohnung im fünften Stock im elegantesten Quartier der Stadt am Boulevard de la Madeleine belegen ist und daß er dafür ein Minimum von 5000 Franken Miethe zu zahlen hat. Indessen, diese Schwächen eines sonst hochbegabten Mannes werden ziemlich aufgewogen durch seine wirklich angestrengte Thätigkeit in der Kammer, in der seine etwas thränenselige, wenn ich so sagen darf, oelige Beredsamkeit manche Erfolge aufzuweisen hat. Auch außerhalb der Kammer unterhielt er eine ergebnißreiche Agitation für die Ausbreitung des Elementarunterrichts, der in Frankreich noch immer ziemlich vernachlässigt ist und für die Verbesserung der Lage der Arbeiterinnen, deren Loos er in überzeugender Weise der öffentlichen Berücksichtigung durch zahlreiche Wandervorträge, Broschuren und Werke, zu empfehlen wußte.

Diesmal fühlte er sich bereits als Führer jenes Theils der Linken der sich von den Ausschreitungen des Radicalismus frei weiß, und so war auch er es, der bei den jüngsten Wahlprüfungen als geschickter parlamentarischer Tactiker den Stier bei den Hörnern angriff und die Debatte in einer für die Opposition ungemein günstigen Weise eröffnete.

Einen gewaltigen Gegensatz zu seiner Art Eloquenz bildet der letzte, der neunte Abgeordnete der Hauptstadt, Eugen Pelletan. Seine Erscheinung hat etwas, das an die Heroen der großen Revolution erinnert, wie denn auch seine Ausdrucksweise in gewissen prophetischen Wendungen ihre Eigenthümlichkeit besitzt, die sie wieder der Sensibili-

tät — ich finde kein deutsches Wort dafür — des Meisters Michelet entlehnt zu haben scheint. Pelletan ist unumschränkter Herr über alle Schlagworte der Partei, die er bei jeder Gelegenheit in die Debatte hineinwirft, ohne sich ängstlich davor zu scheuen, schon oft Gesagtes in alter Form zu wiederholen. Seine Sprache ist an manchen Stellen unnatürlich aufgebauscht und läßt hinter hochtönenden Worten hier und da einen originellen Gedanken vermissen, während sein Organ leider nichts von den eines Redners besitzt, da er mit perpetuirlicher Heiserkeit behaftet scheint. Pelletan ist Journalist von Profession und jetzt, nachdem er Jahrlang besonders an Girardin's „Presse" thätig gewesen, Hauptredacteur der „Tribüne". Wie als Redner, so gebietet er auch als Schriftsteller über einen bedeutenden Vorrath von Wärme, die aber zuweilen auf Kosten nüchterner Logik ihn zu phantastischen oder gar mystischen Gedankensprüngen verleitet. Sein auch in Deutschland mit Recht beliebtes Buch: „Neu-Babylon" ist eine sehr zutreffende Satyre moderner Sitten und Zustände, wenn auch nicht immer darin die Erinnerung an das früher erschienene Werk Laboulaye's, „Paris in Amerika" sorgfältig umgangen ward.

Ehrlich und ehrenwerth in seinen Ueberzeugungen ist und bleibt Pelletan und selbst sein Schwung und seine prophetenhaften Sprachwendungen lassen ihm inmitten der abgeplatteten Erscheinungen des politischen Alltagstreibens ein absonderliches Gepräge, das sich nicht leicht verwischen läßt.

Das sind die neun Abgeordneten von Paris, die in ihrer Gesammtheit durchaus nicht jenen hochrothen Charakter tragen, durch den man sie anfänglich hat kennzeichnen wollen. Sie gehören allesammt der Opposition an, aber wie mannichfach ihre Begabung auch sein mag, sie repräsentiren kaum eine Ordnung der Dinge, die unter ihrer Leitung segenbringend für Frankreich sein dürfte und vor Allem gilt von ihnen das weise Wort Balzac's, des großen Moralisten:

„Der Besitz der Gewalt, so umfassend er auch sein mag, verleiht noch nicht die Wissenschaft, sich seiner zu bedienen. Das Scepter ist ein Spielzeug für ein Kind, ein Beil für Richelieu, ein Hebel für Napoleon, die Welt aus den Angeln zu heben. Die Macht läßt uns wie wir sind und nur den wahrhaft Großen macht sie größer."

Arthur Levysohn.

Die Season in London.

Ende Juni 1869.

Die Season! Nach dem Kalender ist's Juni, nach dem Thermometer April, wie wahrscheinlich überall in Europa. Doch hat uns das Wetter in England so sehr an seine Launen gewöhnt, daß wir uns darüber wenig wundern und beklagen, als anderwärts der Fall sein wird. Daß es im Januar angenehm warm und im Juni ernstlich kalt sein kann, ist dem Londoner nichts Neues.

England ist das Land der Widersprüche und Inconsequenzen. Zu einer gewissen Jahreszeit muß man keinen Lachs oder keine grünen Erbsen oder Erdbeeren essen, nicht etwa, weil sie nicht zu haben wären (denn man kann hier Alles haben, wenn man's bezahlen kann), sondern weil diese Artikel nicht seasonable sind. Aber ist die „Season" selbst nicht im höchsten Grade unseasonable? Im Frühling, wo jeder Mensch sich glücklich schätzen sollte, das staubige, neblige und lärmende London zu verlassen, kommt hier Alles, was Beine, Wagen, Pferde, Geld und Zeit hat, vom Lande nach der Stadt, um in heißen Salons, Concertsälen und Theatern die Season zu genießen; und abgesehen von dem Staub, der Hitze, dem Lärm, wie viel harte Arbeit, Sorge, Mühe, Noth und Unbequemlichkeiten sind mit diesem Genuß verbunden!

„Da sind wir wieder zur guten Stunde und machen unsere alte Runde", singen oder denken die blasirten Habitués. „Und ist das die Londoner Season?" murmelt wie verzückt Miß Mary Grasbutter, die eben frisch vom Lande angekommen ist, London noch nie gesehen hat und zum ersten Male ihr Glück in dem großen Wettrennen um Stellung, Ehre, Reichthümer und Ehemänner versuchen will. Anders die welterfahrene „junge" Dame im Westend, die geborne Londonerin. Sie hat längst schon die Lethargie des Winters abgeschüttelt, und die alten Moden mit neuen vertauscht. Banken mögen falliren, Capitalien zu allen vier Winden fliegen — für die reizenden Damen von Belgravia und Mayfair bleibt die Season immer dieselbe, mit immer denselben Feldzugsplänen, Intriguen und Pflichten, welche immer mit demselben fashionablen Langeur erledigt werden.

Es wird Zeit, daß wir zur Sache kommen. Vier Seasons giebt es; wenigstens belehrt uns so der Dichter Thomson, der es als Engländer doch wissen mußte. Aber wir glauben den Dichtern nicht mehr. Die Welt ist anders. Wir kennen hier nur Eine: namlich the season. Was ist sie, worin besteht sie? Die Season ist die Zeit, wo Alles, was fashionable, vornehm, reich ist, der Metropole zuströmt. Sie beginnt uneigentlich im Februar, wenn sich das Parlament wieder versammelt, und dauert bis Anfang August. Dann gehen die Damen an's Meer, die reichen Herren der Insel kreuzen in ihren Yachten an den englischen Küsten oder eilen dem Continent zu, oder gehen nach „des Nordlands Mooren", um wilde Hühner zu schießen. Die eigentliche Season fängt aber erst an, wenn die Bäume grün werden und die Nachtigallen singen. „Was ist Rellstab?" fragte einst Jemand einen berliner Gudkästner. „Wenn 'ne neue Oper is", sprach der Weise. Was ist

Digitized by Google

Gezeichnet von A. Kessler. *Gestochen von Kätsch & Rochlitzer.*

Die Mühle.

Digitized by Google

ie Londoner Season? Wenn eine neue Oper versprochen und nicht gegeben wird. Im Allgemeinen besteht die Season aus so und so vielen Fatalitäten, itteren Enttäuschungen, Fiascos und anderen Nichterfolgen, einigen Millionen nnütz verschwendeter Pfund Sterling, ein paar Levers am Hofe, wobei die Königin abwesend ist, so und so vielen Netzen arglistiger Mütter für arglose Jünglinge, tausend letzten verzweifelten Kämpfen schier dreißig Jahre alter unger Damen, Körben, Heirathen und Verlobungen, ein, zwei, drei, vier Skandalen, tausend fashionablen Diners um acht Uhr Abends und doppelt oder dreifach so vielen Abendgesellschaften zwischen zehn und zwei Uhr Nachts; fünfzig bis sechzig Vorstellungen alter, abgeleierter Opern, die Jeder auswendig kennt, einigen hundert Morgenconcerten um drei Uhr Nachmittags und Nachmittagsconcerten um acht Uhr Abends, Therese Tietjens, Pauline Lucca (aber nur nominell!), Adelina Patti, Christine Nilsson, Joachim und Clara Schumann, mehreren Pferderennen in Ascot, Epsom (Derby-Tag), Windsor, nebst den darauf folgenden Bankerotten hoher Personen. Letztes Jahr ruinirte sich der junge Marquis von Hastings. Diesmal folgte der Herzog von Newcastle mit 200,000 Pfund. Uebrigens hat er 70,000 Pfund Renten und seine Frau 10,000.

Welch' ein Leben diese fashionable Welt führt! Vor zehn, elf oder zwölf Uhr ist von keinem Frühstück die Rede, höchstens in den herrschaftlichen Küchen. Während der Zeit gehen die fashionablen Kinder mit ihren Wärterinnen (die viel stolzer und hochnasiger sind, wie sie) im Parke spazieren.

Von zwölf bis ein Uhr reitet die vornehme Welt, Herren und Damen, in Rotten-Row, Hyde Park, oder geht auch auf den naheliegenden Fußpfaden zu beiden Seiten der Reitbahn spazieren, wenn sie belieben. Alles hat seine Regel. Das eine Jahr ist es fashionable, auf dieser Seite zu gehen, das nächste auf jener; einmal parallel mit Park Lane, das andere Mal weiter nach Kensington Gardens hin. Darüber entscheiden die Tonangeberinnen. Will man daher die vornehme Welt haufenweise beisammen sehen, so finde man zuerst die dermalige fashionable Promenade aus und gehe zwischen Zwölf und Eins dort spazieren! Bald darauf wird Alles leer. Zwischen Eins und Zwei ist Luncheon-Zeit. Um Drei etwa fahren die Damen aus, um sich in den glänzenden Läden von Regent Street oder Bondstreet mit Einkauf oder Bestellung der neuesten Moden zu amüsiren (shopping) oder auch an den Häusern ihrer besten Freunde und Bekannten anzuhalten, um Besuche zu machen, d. h. Karten abzuwerfen. Jeder erwartet, Niemanden zu Hause zu treffen, und würde daher sehr enttäuscht sein, wenn das Gegentheil der Fall wäre. Diese Fahrten haben ihre Geschichte.

Viele Geschichten passiren bei der Gelegenheit. Ja, zuweilen kommt es vor, daß bei der Gelegenheit irgend eine Dame gänzlich vom Schauplatz verschwindet. Nachher steht dann in den Illustrated News, daß eine junge „geborne Lady" bei Marshall und Seelgrove's Laden an der einen Seite vorfuhr, um sich einen Shawl zu kaufen, und durch eine Nebenthür auf der andern Seite fortging, um mit einem gefeierten Musiklehrer, der draußen sammt Cab und Gepäck auf sie wartete, zu entfliehen. Oefters aber werden diese Spazierfahrten dadurch in anständigerer Weise unterbrochen, daß man ein fashionables Concert von Benedict, Jacques Blumenthal oder Arabella Goddard besucht, oder eine Vorlesung im Westend anhört, um sich der Abwechslung halber eine Viertelstunde lang zu ennuyiren und sagen zu können, daß man da gewesen ist. Zwischen Sechs und Sieben Uhr ist der Verkehr der

der vornehmen Welt im Hyde Park am Lebhaftesten. Darauf fährt [illegible] nach Hause, um Toilette für das Diner zu machen; oder man [illegible] schon um Fünf oder Sechs Uhr zu einem fashionablen Thee, Kettle drum genannt, der eben wieder en vogue ist. Dabei behalten die Damen ihre Hüte und Shawls oder Mantillen an und essen Erdbeeren oder Kirschen und ähnliche Delicatessen der Season. Thee vor dem Diner! Es ist nun einmal die Mode. Das Diner findet um Sechs, Sieben oder acht Uhr statt, je nach Belieben, und je *später*, je *fashionabler*. Nach dieser schweren Arbeit fährt man zur Oper oder geht auf einen Ball, oder verbringt die überflüssige Zeit in zwei bis zehn Abendgesellschaften in Belgravia. Jedes dieser wichtigen Geschäfte erheischt natürlich eine besonders angemessene Toilette. Die Abendgesellschaften sind besonders amüsant. Ihre Eigenthümlichkeit besteht darin, daß gewisse Leute Himmel, Hölle und Erde in Bewegung setzen, um hineinzukommen. Vielleicht aber kommen sie nicht weiter als bis in's Vorzimmer, wo sie oft, in einer Ecke zusammengequetscht, möglicherweise den ganzen Abend zubringen können, ohne die Löwen des Abends zu sehen, derentwegen sie gekommen waren. Ja, es trifft sich sogar zuweilen, daß selbst Damen gar nicht in den Hauptsalon gelangen können, sondern auf der Treppe sitzen müssen, bis das Feld frei wird. Ich habe oft genug Damen mit einem Glase Eis oder einer Tasse Thee demüthig auf der Treppe kauern sehen, wenn ein Löwe, wie Disraeli, Gladstone oder ein indischer Prinz, oder sonst ein Sohn der Wildniß drinnen war. Uebrigens bleiben eine Menge Besucher nur ein paar Minuten, höchstens eine Stunde da, um etwaige bekannte oder ihnen unbekannte Berühmtheiten zu sehen, und gehen, sobald ihr Zweck erreicht ist, um noch ein paar andere Gesellschaften zu besuchen. Auf diese Weise kann man bald zehn Gesellschaften absolviren, ohne viel Zeit darüber zu verschwenden. Denn Alles, was in London zur „Welt" gerechnet wird, wohnt nahe beisammen. Es ist jetzt auch sehr fashionabel, Sonntagspartien nach Virginia Water und Bushey Park zu machen. Dies thut übrigens nur der sogenannte fast set, d. h. die bösen Leute, die ausschließlich für Vergnügen leben, während die alten Papas und Mamas und die jungen, eitler Weltlust abholden Damen von vierzig Jahren zwei Mal sonntäglich in die Hochkirche, wo nicht gar zu den Ritualisten gehen. Geht nicht selbst Gladstone zu diesen Ritualisten? Ja, vor einer wichtigen Sitzung hat man ihn dort, in brünstigem Gebet knieend, gefunden, welche erstaunliche Thatsache einige Tageblätter sofort getreulich berichteten und illustrirten.

Es giebt auch noch ein Mittelding. Man kann Sonntag Nachmittags in den Zoologischen Garten gehen und die Bären füttern. Hier findet die großartigste Promenade statt, die man nur sehen kann; und wer das Beste, was London in der Season an Rang, Schönheit und splendiden Toiletten hat, mit Muße betrachten will, muß sich ein Billet auf Sonntag Nachmittag von einem der Mitglieder zu verschaffen suchen. Denn *verkauft* werden am Sonntag keine, damit Nichts die olympische Ruhe der vornehmen Welt störe. Eine größere Mannigfaltigkeit von phantastischen Costümen, Frisuren, Chignons, Schleppen wird man schwerlich beisammen finden. Man wird an Watteau's Gemälde erinnert. Es giebt sogar Erfrischungszimmer, die übrigens freundlicher Weise nur für die stets hungrigen „Foreigners" da sind, welche ihr Leben nicht genießen können, ohne zu essen und zu trinken. Die englische Aristokratie würde es höchst vulgär, ja bärenhaft finden, hier ein Stück Kuchen oder ein Glas Eis zu nehmen. Der Bär in dem Zoologischen

Garten weiß ein Liedchen davon zu brummen, Sonntag ist für ihn ein hochwichtiger Tag, der schönste der ganzen Woche. Denn er wird dann am Meisten mit Zuckerbrödchen gefüttert und zwar hauptsächlich von den schönsten, reichsten und vornehmsten Händen Londons. Wenn er früh Morgens die Glocken läuten hört, mag er sich wol die Tatzen reiben, im Vorgefühl der Wonnen, die seiner harren. Diese Glocken bedeuten für ihn alle Leckerbissen der Welt. Was würde der Bär aber antworten, wenn ich ihn fragen wollte: Ist es recht, daß die „oberen Zehntausend" Dich lebendigen Bären besuchen und mit Zuckerbröden tractiren dürfen, während es den „unteren zwei Millionen" nicht einmal verstattet ist, Sonntags Deinen todten Kameraden, den ausgestopften Bären im Britischen Museum zu bewundern? Warum ist es recht und schicklich für die Aristokratie, Sonntags die Fütterung der Löwen anzusehen, und schwere Sünde für das Volk, das Bild von Daniel in der Löwengrube in der Gemäldegalerie zu betrachten? Sind Gemälde geeignet, sechs Wochentage lang die Sitten zu veredeln, und am siebenten sie zu verderben? Warum ist es verboten, die Bildergalerien Londons zu besuchen, und erlaubt, die Sammlungen in Hampton Court zu betrachten? England ist nun einmal das Land der Widersprüche, beim Wetter angefangen und mit der Musik aufgehört, welche eines der vorzüglichsten Elemente der Londoner Season ist.

Die musikalische Season fing, vom specifisch englischen Standpunkt aus betrachtet, sehr traurig an. Die „musikalische Welt" verlor eins ihrer verzogensten Schooßkinder, die berühmte Liedercomponistin Claribel. Sie war das Ideal der Aristokratie im Allgemeinen und der sentimentalen Pensions-Elevinnen im Besonderen. Ihr Genre war sehr klein, winzig sogar; aber sie war groß in ihrem Genre. Alles, was sie erdachte, erfand, componirte und für sich schreiben ließ, war „klein". Sie schrieb fast alle ihre Texte selbst. Sie hatte ein Miniaturtalent für alles Mögliche, spielte Clavier, Harfe, Harmonium, sang, malte, besonders Carricaturen — Alles im kleinen Styl, en miniature — von Allem ein Bischen. Die Gattin eines Landpfarrers, der tausend Pfund Gehalt, einen Vicar und daher nichts zu thun hatte; kinderlos, äußerst nervös, wenig Kopf, sehr liebenswürdig, äußerst affectirt und verbindlich u. s. w., blieb ihr nichts weiter übrig, als etwa sechzig Liederchen zu componiren, von denen einige — zwanzig (zwanzig!) Auflagen erlebten. Merkt es Euch, Ihr deutschen Componisten! Da sie dieselben von einem Musiker arrangiren, aufschreiben und druckfertig machen ließ, so blieb ihr auf dem Lande noch genügende Zeit für Canarienvögel-, Hunde- und Blumenzucht. Die Season pflegte sie nebst ihrem Gemahl, der ihr treulich überall folgte, in London zuzubringen. Abends in zehn verschiedene Gesellschaften zu gehen und überall eins oder zwei ihrer Sächelchen zu singen, war ihr Nichts oder vielmehr es war ihr Alles. Sie wurde so viel bewundert, daß sie aus Dankbarkeit Alles schön fand, was andere Componisten, besonders Dilettanten, schrieben. Sie hatte für 2000 Pfund Ruhm (wenigstens beliefen sich ihre Lieder-Tantièmen jährlich auf obige Summe), aber sie wollte noch für einen Penny mehr Ruhm und Bewunderung haben. Ob das Lob aus gebildetem Munde oder aus dem ihrer Domestiken kam, denen sie Morgens früh selbstcomponirte, vierstimmige Choräle einstudirte, blieb sich gleich. Nicht ein einziges ihrer Lieder war originell, alle vielmehr waren sentimental, fade, schaal und flach. Aber sie hatte just das Talent, eine Melodie zu erfinden, welche unmusikalischen Menschen sofort auf's Ohr fiel; ihre Compo-

sitionen waren außerdem so leicht zu spielen und zu singen, daß wenig dazu gehörte, den größten Eclat damit zu machen. Der ephemere Charakter derselben bedingte natürlich eine fortwährende frische Zufuhr für den unmusikalischen Markt, welche auch regelmäßig statt- und stets Absatz fand. Das unerhörte Glück einer Dilettantin, ohne die geringste solide musikalische Bildung (sie konnte ein Viertel kaum von einem Achtel unterscheiden), erregte natürlich den giftigsten Neid unter Musikern und Verlegern. Alle musikalischen Zeitschriften schrien Zeter und Mordio über Claribel's Erfolge. Selbst die politischen Blätter und komischen Wochenjournale schleuderten giftgetränkte Pfeile gegen die arme Person. Aber das kam Niemandem gelegener, als dem Verleger. Nun sprach man erst recht von Claribel und der Absatz stieg immer höher. Der Verleger veranstaltete Liederconcerte und engagirte Sänger und Sängerinnen, die regelmäßig gegen eine Tantième, Royalty genannt, Claribel's Ergüsse öffentlich singen mußten.

Die Times, der Telegraph und selbst die unvergleichlich theure Illustrated News enthielten spaltenlange Anzeigen von Claribel's Liedern. Sie stand auf dem Gipfel ihres Ruhms. Täglich empfing sie Dutzende von Briefen, worin sie von stillen und lauten Verehrern und Anbeterinnen um nur „Eine Zeile ihrer Hand" gebeten wurde. Ihr Verleger zahlte ihr für jedes verkaufte Exemplar ihrer Lieder vier oder sechs Pence und ihre Einnahme stieg, wie gesagt, auf 2000 Pfund. Trotz all' dieses schwindelerregenden Glückes machten ihr die unaufhörlichen Invectiven der Presse bange. Sie wurde plötzlich von der Furcht befallen, daß sie „aus der Mode" kommen könne und wünschte sich den Tod. Zufällig traf es sich so, daß ihre kleine Stiefschwester vom Typhusfieber befallen wurde. Sogleich eilte die gute Seele hin, sie zu „pflegen"; böse Zungen wollten behaupten, um sich auf sentimentale Weise den Himmel zu verdienen. Der Tod ließ sich auch nicht zwei Mal herausfordern. Binnen zwei Wochen fiel sie ihm zum Opfer. Sie starb zur rechten Zeit, auf der Höhe ihres Ruhms, von der Aristokratie, den Pensionsbackfischen und Musikalienhändlern als Gottheit verehrt, und beweint von ihrem Verleger, dem ihre Unsterblichkeit natürlich am meisten am Herzen liegt. Er veranstaltete sogleich nach ihrem Tode ein großes Claribel-Concert, wo einige zwanzig ihrer Compositiönchen unter tiefster Rührung und einer Menge obligater weißer Taschentücher abgesungen wurden.

Was sonst die Musik anlangt, so sind wir schon seit vielen Jahren in London daran gewöhnt, uns musikalisch in bestimmten Kreisen herumzudrehen. Etwas wirklich Neues kommt in unserer Concert- und Opernsaison eigentlich nie vor. Jahr aus, Jahr ein singen dieselben Sängerinnen in zwanzig oder dreißig verschiedenen Concerten dieselben Concert- oder Opernarien, dieselben Clavierspieler spielen dasselbe Weber'sche Concertstück, dasselbe Mendelssohn'sche G-moll-Concert u. s. w. Höchstens kommt Rubinstein mit ein paar neuen Werken, bleibt aber so kurz, daß man sehr wenig von ihm hat. Ebenso Joachim und Clara Schumann, die sich so schnell wie möglich wieder entfernen. Jedes Jahr verspricht die Regie der Oper Wagner's Lohengrin oder Tannhäuser und jedes Mal wird Nichts daraus. Die gewöhnlichen Concerte sind so lang und langweilig, daß selbst geduldige Menschen nicht darin ausharren können. Die einzige Oase für Musikkenner und strebsame Studenten sind die Krystallpalast-Concerte. In letzter Season zeichneten sich dieselben ganz besonders dadurch aus, daß jedes Mal drei oder vier entweder ganz neue, oder doch wenigstens hier nie gehörte Stücke aufgeführt wurden, obwol die

wenigsten davon gefielen. Wagner's frischer und kröftiger Meistersingermarsch ging sonderbarer Weise spurlos vorüber, dagegen gefiel ein Entreact aus Reinecke's König Manfred. Des meisten Erfolges erfreuen sich schon seit zwei oder drei Jahren Franz Schubert's Orchesterwerke, die hier früher ganz unbekannt waren; auch Schumann erwirbt sich immer mehr Freunde. Dem Dirigenten Manns gebührt das große Verdienst, die Musik dieser Componisten beim englischen Publicum eingeführt zu haben. Wie viel dabei der Mode zuzuschreiben ist, wollen wir hier nicht untersuchen. Jedenfalls ist es ein Trost, daß auch diese Componisten endlich einmal in die Mode gekommen sind.

Das Krystallpalast-Orchester giebt jeden Tag ein, wo nicht zwei Concerte; doch Sonnabends ist der Tag, wo man das Beste aller Zeiten in der besten Weise hier aufgeführt hören kann. Will man freilich einen Platz zu diesen Concerten haben, so muß man jedenfalls eine Stunde vor Beginn derselben kommen. Plätze zu belegen ist nicht erlaubt und nach Anfang des Concerts werden die Hauptthüren des kleinen Glashauses, dieses imperium in imperio, geschlossen. Schon seit frühem Morgen sitzen hier alte und junge Damen mit ihren Stickereien oder sonstiger Arbeit, ihrem Roman von Miß Braddon oder Trollope, und ihren Körbchen, gefüllt mit „Sandwiches" und Wein — Alles, um einen guten Platz zu behaupten. Welche Geduld, von 10 bis 3 Uhr!

Man kann sich übrigens auch kaum ein glänzenderes Schauspiel denken, als das Centrum des Krystallpalastes am Sonnabend Nachmittag. Wenn man oben auf den Sitzen des großen Händel-Orchesters, unter der Orgel Platz nimmt und das brillante Auditorium unten im Schiffe anschaut, so wird Einem, als sähe man ein ungeheures Blumenbeet belebter Rosen, Lilien, Tulpen, während der männliche Theil der Zuhörer mit ihrer schwarzen Kleidung das Erdreich bilden, gleichsam den schwarzen Grund, auf welchem die holden (echten und gemachten) Rosen, Tulpen und Lilien sich wiegen. Wie ein Zephyrhauch die Blätter und Blüthen erregt, so wirkt das Umwenden der Blätter des Programms. Aber das Klatschen! Wer wollte noch sagen, daß die englischen Damen klatschen, wenn man hier sehen kann, wie sie graziös mit holdem Lächeln ihren Beifall durch das Klopfen ihrer Sonnenschirme oder Fächer auf die Stuhllehnen zu erkennen geben?

Constatiren wir, bevor wir zur Oper übergehen, daß die beste und erwähnenswertheste Novität der Season keine Oper, sondern eine Messe war, Rossini's „Messe solonelle", welche bereits zweimal mit großem Eclat aufgeführt worden ist. Die Messe ist ein Werk, wie man es von Rossini erwarten durfte, — durchaus weltlich. Sie erinnert stark an das „Stabat Mater" und noch stärker an „Wilhelm Tell". Ueberhaupt aber ist sie eine der hübschesten und angenehmsten „Opéras", welche Rossini geschrieben. Ihr einziger Fehler besteht darin, — eine Messe zu sein.

Politische Bündnisse zeichnen sich gewöhnlich durch die charakteristische Gewißheit aus, mit welcher sie gelöst werden. Sie sind wie die Krusten der Fasanpasteten nur dazu da, um zerbrochen zu werden. Wir können dies jedoch nicht auf die Alliance anwenden, welche am Anfang der Season zwischen den Directoren der beiden italienischen Opern geschlossen wurde. Her Majesty's Theater, wo die Damen Tietjens, Trebelli und Nilsson alle Welt bezauberten, brannte leider und bekanntlich im letzten Jahre ab. Die ganze herrliche Bibliothek, wie überhaupt das ganze Innere mit allem Zubehör

(der Helm des Sever in Norma ausgenommen) ward zerstört. Die Außenseite, die Schale, blieb jedoch, außer einigen Fenstern, beinahe unversehrt und schon ist dies Opernhaus wieder völlig restaurirt. Bisher hatten die beiden Häuser unermüdlich und mit bestem Erfolg concurrirt. Anfangs April wurden wir durch die Anzeige der zwischen Gye und Mapleson (den Directoren der zwei Häuser) abgeschlossenen Alliance überrascht, welche erst großes Mißbehagen bei den Künstlern erregte und uns beinahe der unvergleichlichen Christine Nilsson beraubt haben würde. Ein solch' glänzendes Personal hat schwerlich eine Oper in Europa, ja, in der ganzen Welt aufzuweisen. Auf der einen Seite Pauline Lucca (die nicht kommt, jedenfalls bis jetzt nicht gekommen ist) und die „deliciöse" Adelina Patti, auf der andern die „königliche" Therese Tietjens, die „originelle" Ilma de Murska und vor Allem die „bezaubernde" Christine. Schneller hat sich kaum eine Künstlerin zu einer solchen Höhe des allgemeinen Ruhms erhoben. Ihre Stimme ist der frischeste und sympathischeste Sopran, den man sich denken kann, ihr Gesang im höchsten Grade fein und brillant und ihr Spiel durchaus wahr, lebensvoll und ergreifend. Was ihre äußere Erscheinung anbelangt, so kann man sich keine schönere Lucia wünschen. Ihre Hauptliebhaberei oder auch Hauptforcen sind die „Wahnsinnsscenen" in modernen Opern, und da fast jede neuere Oper wenigstens etwas „Wahnsinn" enthält, so gebietet sie über ein großes Repertoire. Dinorah ist verrückt von Anfang an, und Lucia, Margarethe, Ophelia werden es.

Adelina Patti hat seit 1861, wo sie als achtzehnjähriges Mädchen schon beim ersten Auftreten in London Furore erregte, enorme Fortschritte gemacht; auch in ihrer persönlichen Erscheinung hat sie sich sehr zu ihrem Vortheil verändert. Anziehend, höchst begabt und sofort vom großen Publicum als Stern erster Größe bewundert, ließ sie sich doch das Köpfchen nicht verrücken, sondern studirte brav und fleißig, um die höchste Höhe zu erklimmen. Daß sie ein Genie war, sowol als Schauspielerin wie als Sängerin, mußte Jeder sofort erkennen; aber daß sie die Erwartungen der strengsten Richter so sehr übertreffen würde, war nicht vorauszusehen. Selbst Jenny Lind hat keine so schwärmerische Verehrung genossen, als dies kleine, verzogene Schooßkind des Glücks. Ihre Vielseitigkeit ist großartig. Sie singt mit gleicher Bravour und gleichem Effect Lucia, Valentine, Martha, Adina im Liebestrank, Rosine und Nachtwandlerin. Es ist schwer zu sagen, worin sie Besseres leistet, in der komischen oder ernsten Oper. Sie besitzt außerordentliches Talent für Beides. Im Reiche der großen tragischen, echt dramatischen Oper herrscht Therese Tietjens nach wie vor unumschränkt. Ihre Norma, Lucrezia, Valentine, Fidelio, Medea stehen unübertroffen da. Leider passirte ihr kürzlich ein Unglück auf der Bühne. „Aus Versehen" erhielt sie von einem der Sänger, Signor Foli, einen fürchterlichen Faustschlag in's Gesicht. Die Folgen waren so bedeutend, daß sie längere Zeit die Bühne nicht betreten konnte. Frau Fama sagte, sie habe dem Signor Foli für eine unpassende Artigkeit eine graziöse Ohrfeige verabreicht, worauf derselbe sich mit allem Stolz und Muth seines Italiens umgürtet und ihr den Schlag mit Zinsen zurückgegeben habe. Signor Foli sollte sich schämen! Hätte er Hafis gelesen, so würde er wissen, daß man eine Frau nicht einmal mit einer „Rose" schlagen soll!

Wenn hier einmal (denn zweimal kommt so etwas in Einer Season nicht gerade vor) eine „neue" Oper gegeben wird, so ist sie gewöhnlich nicht

mehr neu, sondern meist schon zwanzig Jahre alt. So Nicolai's „Lustige Weiber von Windsor", die hier vor zwei Jahren als „Nicolai's neues Werk" angezeigt wurde.

Dieses Jahr bringt uns denn endlich eine zweifache Ausnahme von der Regel. Die Oper „Hamlet" von Ambroise Thomas ist nicht nur eine wirklich neue Oper, sondern sie ist, trotz des Versprechens der Operndirection, wirklich am 19. Juni hier in Coventgarden gegeben worden! Sie wurde so oft aufgeschoben, daß wir für sie ein ähnliches Schicksal wie für Lohengrin erwarteten. Für England war diese Oper ein Wagniß, wenn man die abgöttische Verehrung bedenkt, welche Shakespeare genießt. Man nennt ihn die „zweite Bibel". Alle möglichen patriotischen Vorurtheile und das größte Mißtrauen begegneten wie Gounod früher in Deutschland, so Thomas hier in England. Aber die beiden Franzosen kannten das Publicum besser. Faust hat durchgeschlagen und Hamlet ist hinter ihm nicht zurückgeblieben. Thomas ist weder ein Meyerbeer, noch ein Auber, nicht einmal ein Gounod, wenn er auch bedeutend höher steht, als Flotow oder Balfe. Dafür hat er aber auch alle Maschinen in Bewegung gesetzt, um sein Ziel zu erreichen, und keinen Fleiß und keine Geschicklichkeit gespart, um seiner Aufgabe zu genügen. Er hat die Rolle der Ophelia für die Nilsson so mundgerecht geschrieben, wie nur immer möglich. Der Gesang fließt so natürlich von ihren Lippen, daß man fast versucht wird zu glauben, sie habe die Rolle selbst componirt; es ist, als sänge sie ihr „Eigenstes" in Tönen, Weisen und Phrasen, die mit ihrem Herzblut getränkt. Der Jubel des Publicums war maßlos. Selbst ganz ruhige Spießbürger im Parterre riefen sich heiser nach der Nilsson und schwenkten ihre Hüte und Taschentücher. Drei Mal mußte Christine wieder erscheinen und es schien, als ob das Publicum sich nicht satt an ihr sehen könnte.

Die Nilsson ist keine Dänin, aber sie stellt in ihrer äußern Erscheinung und ihrem Costüm eine Ophelia dar, wie sie sich weder Engländer noch Dänen idealer hätten träumen lassen können. Wenn sie in ihrem letzten feenhaften, fast durchsichtigen Costüm, mit Blumen bekränzt, unseren Blicken entschwindet, so glaubt man einen Engel ohne Flügel zu sehen, der gen Himmel schwebt. So lange die Nilsson die Ophelia singt, wird die Oper nicht vom Repertoire verschwinden. Der Grund, daß die Oper gefällt, ist die Ophelia. Der Grund, daß die Ophelia gefällt, ist — Christine Nilsson.

B. A.

Von der andern Seite des Wassers.

New-Yorker Plauderei.

New-York, Mitte Juni 1869.

Man nenne Amerika nicht prosaisch! Nicht weniger ursprünglich braust hier die Poesie des Lebens dahin, als in der mütterlichen Welt der östlichen Hemisphäre, — nur in beflügelterem, ungestümeren Tactmaße liebt sie es sich zu bewegen. Das Leben hier ist nicht sentimental; aber dennoch empfängt auch das Gemüth seinen vollen Antheil bei der großen Jagd nach äußerem Erfolg. So sehen wir den Cultus vergangener Größe über der voranhastenden Gegenwart keineswegs vergessen, Erinnerungen gepflegt und Uebungen der Pietät veranstaltet, welche dadurch, daß sie an allen Orten des ungeheuren Landes zu gleicher Zeit stattfinden, den Charakter culturhistorischer Vorgänge gewinnen und alles Aehnliche in Schatten stellen, was je in europäischen Ländern üblich gewesen. In diesem Sinne geschieht es, daß das Volk der Vereinigten Staaten am letzten jedes Mai's die Gräber seiner Gefallenen, die Opfer jenes großen Krieges, dessen Zeugen wir erst vor wenigen Jahren gewesen, mit Blumen bekränzt. Aus den Städten strömen die Tausende nach den Nationalfriedhöfen, benannte und unbenannte Todtenhügel der Geschenke des verjüngten Jahres theilhaftig werden zu lassen Benannte und unbenannte Gräber — die letzteren überwiegen. Aber was thuts? Nicht dem Einzelnen gilt die duftende Weihegabe. Es ist das große Volk seiner Todten, welchem das Volk der Lebenden huldigt! Und während man dort, wo Britisch Amerika an das Gebiet der mächtigen Republik stößt, noch die ersten Kinder des Frühlings zu diesem frommen Dienste verwendet, bietet sich in den mittleren Staaten das Geschlecht der Rosen in unendlicher Schönheit und Fülle dazu, ist es am Golf bereits die Farben- und Duftpracht des halbtropischen Sommers, die zur selben Stunde den gefallenen Legionen dargebracht wird.

Es ist eben ein enormes Land, das sich unter dem Sternenbanner dahindehnt. Entfernungen, wie sie Europa entweder gar nicht, oder trotz seines entwickelten Verkehrs nur in Ausnahmefällen bietet, sind für den amerikanischen Reisenden Alltäglichkeiten. Die Gewalt des nationalen Gedankens, durch endlose und nach allen Seiten hin sich verbreitende Schienenwege und Telegraphenleitungen vermittelt, giebt ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, das durch keine Entfernungen, durch keine natürlichen Hindernisse zu unterbrechen oder aufzuheben ist. Mit jedem Jahr schließen sich die Maschen jenes Schienen- und Drahtnetzes enger um den Riesenkörper der Republik — mit jedem Jahr gewinnt das Gefühl dieser Zusammengehörigkeit an lebendiger Stärke, und der größte Schritt zu seiner vollen Entwickelung ist mit der Vollendung der ersten Pacificbahn soeben geschehen. Wer sie erlebt, wird jene Mittagsstunde des zehnten Mai niemals mehr vergessen, wo auf der Hochebene von Utah, nördlich von dem großen Salzsee, an dessen Ufern die Mormonen ihre blühenden Heimwesen gegründet, der letzte Bolzen, (er

war von Gold und Colorado hatte ihn gesendet), in die von Osten und Westen her einander zustrebenden, nun vereinten Schienen geschlagen wurde; wo Glockengeläut durch die ganze Union den bedeutungsvollen Vorgang signalisirte, und der Funke, der sonst nur geheimnißvolle Botschaften vermittelt, auf Einmal alle Glocken auf allen Hauptthürmen und Feuerwehr-Stationen aller großen Städte der Vereinigten Staaten in Bewegung setzte — die bewegende Kraft des Jahrhunderts, die sonst immer stumm ihre Arbeit thut, plötzlich in hundert, in tausend Zungen zu reden begann, in Zungen von Erz, in dröhnendem Klang — weithin vernehmbar durch die Lande — jeder Hammerschlag ein gleichzeitiger Glockenschlag, den ein Jeder zu deuten wußte, und den der Jubel von Millionen beantwortete. — War das nicht auch Poesie? Poesie — von der unsere Schulweisheit bisher sich Nichts träumen ließ — die Poesie des modernen Lebens. *)

Aber wunderbar — während man in der neuen Welt die Poesie dort findet, wo man sie in der alten Welt zuletzt voraussetzen würde — in Kundgebungen der Volksmasse, als Begleiterin von Eisenbahnunternehmungen und auf den Schwingen des Telegraphen das Land durchstürmend — schlägt der entgegengesetzte Versuch, sie dort zu suchen, wo sie in der alten Welt heimisch ist, nicht minder entgegengesetzt aus. Die Flucht aus dem Rausch der Oeffentlichkeit, des Geschäfts und der Politik in das Heiligthum des Hauses, in die Idylle der Familie zu Füßen der Weiblichkeit, soll dem neuesten socialen Hirngespinnst der Berufung des Weibes zur Theilnahme am politischen Leben — geopfert werden. Amerika ist auf dem besten Wege seine Frauen zu verlieren. Frauen-Emancipation in ihrer radicalsten Form: das ist zur Zeit das Feldgeschrei, das mit so gellender Stimme und mit solcher Aufdringlichkeit sich überall vernehmbar macht, daß man das schüchterne Frauenwort, welches dagegen demonstrirt, unmöglich vernehmen kann. Eine lärmendere und leidenschaftlichere Minorität hat sich noch nie geltend gemacht, als die Minorität der stimmrechtwüthigen Amazonen, die seit Jahresfrist etwa alle Rednerbühnen unsicher machen, und in eignen Organen ihr neues Evangelium predigen. Bliebe nicht die Zuversicht auf Das, was aller Orten und in allen Zungen als das ewig Weibliche verehrt, den schönsten Schmuck des Lebens der Menschheit bildet — man könnte wirklich glauben, der Tag der Umkehr aller der Verhältnisse sei gekommen, auf deren Basis sich die Jahrtausende alte Civilisation aufbaute, in welcher die Menschheit bis zum heutigen Tage herangediehen ist. Eines bleibe bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt. Die deutschen Frauen in den Vereinigten Staaten huldigen nur in den seltensten Fällen der neuen Doctrin von dem politischen Beruf des Weibes. So ist es in unserer Stadt seit einigen Monaten bereits im Werk, ein eigenes deutsches Blatt — „Die Neu-Zeit" soll es sich nennen — zu gründen, welches das sechszehnte Amendement zur Verfassung**) auf sein Banner schreibt. Aber selbst der angestrengtesten

*) Wir haben dem hochwichtigen Ereigniß, welches sich mit der Vollendung der Pacificbahn für Amerika, ja für die Welt vollzogen, bereits im vorigen Heft eine Betrachtung gewidmet (siehe: „Die Metropole der westlichen Welt", S. 284) und werden in den nächsten Heften eine Reihe von Skizzen aus der Feder unseres New-Yorker Correspondenten beginnen: „Von New-York nach San Francisco mit der Pacificbahn", mit Illustrationen an Ort und Stelle für uns aufgenommen.

**) Das fünfzehnte Amendement zur Vereinigten Staaten-Constitution führt das Negerstimmrecht für sämmtliche Staaten der Union ein. Unter dem sechszehnten Amendement wird von den Frauenstimmrechts-Verfechtern, der nächste Zusatz

Propaganda dafür konnte es bisher nicht gelingen, die nöthigen Actien unterzubringen — und doch haben wir hier allein 300,000 Deutsche, während Chicago, St. Louis und Cincinnati mindestens dasselbe Contingent an Landsleuten stellen. Nun sehen sich die Herausgeberinnen des künftigen deutschen Frauenstimmrechts-Organs genöthigt, an ihre amerikanischen Schwestern — weiblichen und männlichen Geschlechts — einen Nothschrei zu erlassen, und aus amerikanischen Taschen das fehlende Geld herbei zu lamentiren. Ist das nicht ein gutes Zeichen für unsere Landsmänninnen, diesseits des atlantischen Oceans?

Leichter wurde es den Gründerinnen des amerikanischen Frauenstimmrechts-Moniteurs, der den bezeichnenden Titel „The revolution" führt. Schnell hat das hübsch ausgestattete Wochenblatt eine beträchtliche Verbreitung gefunden und da seine Redactricen — unter diesen befand sich bis vor Kurzem auch ein höchst originelles männliches Exemplar, der verschrobne Fenier George Francis Train — nicht nur mit den Federn kämpfen, sondern auch als wortgewaltige Reiseprediginnen das Land durchziehen, so mangelt es ihnen nicht an Anhang und Unterstützung aller Art. Sie besitzen im fashionabelsten Theil der Stadt ein wahres Bijou-Redactionsbureau, von ihren Gläubigen werden sie gehätschelt und fetirt, ihre Theegesellschaften genießen eines weitverbreiteten, eigenartigen Ruhms, und endlich halten sie öffentliche Conventionen ab, die selbst in diesem Lande, dem Paradiese der öffentlichen Versammlungen, einzig in ihrer Art sind. So tagten sie kurz nach Präsident Grant's Inauguration in Washington und förderten unter parlamentarischen Kämpfen, die eines neucreirten Südsee-Insulaner-Reichstages würdig gewesen wären, und welche durchzukämpfen nur die Lungen leidenschaftlicher Weiber im Stande waren, eine Menge Beschlüsse zu Tage, deren jede einen Juvenal verdient hätte, von ihm satyrisch verewigt zu werden. „Der Staat ist in Gefahr. Nur noch Frauen und deren Eingreifen in die Politik vermögen ihn zu retten." Dies war das Axiom, um das sich alle jene Beschlüsse drehten. Vielleicht war die Erkenntniß dieser Gefahr auch der Grund, daß die neuen Ratherinnen des amerikanischen Gemeinwesens ihre Operationsbasis von New-York fort und hart an die Schwelle des Washingtoner Capitols verlegten. Jedenfalls wurden ihre Rettung verheißenden Töne innerhalb des marmornen Riesenbaues vernommen.

Dieses Wunder von Convention fand vor einigen Tagen sein Seitenstück zu New-York und zwar in einer gleichfalls mehrtägigen Versammlung, die in der gesammten Geschichte parlamentarischer Verhandlungen ohne Gleichen dastehend, die hiesigen Zeitungen ohne Unterschied der Sprache und des politischen Glaubensbekenntnisses zu mehr als einer Betrachtung veranlaßte, welche einer Umschreibung des Schiller'schen „Da werden Weiber zu Hyänen" auf ein Haar gleich sah. Classisch in ihrem Sarcasmus war die „New-York Tribüne". Man höre die Spötterin:

„Unmöglich ist es fortan, die Thatsache zu bezweifeln, daß Frauen das Recht haben zu stimmen, denn die Scenen, deren Schauplatz Steinway-Hall während ihrer gestrigen Convention war, lieferten den Beweis, daß sie in ihren Versammlungen eben so sehr mit der Ordnung auf gespanntem Fuß stehen können, als Legislaturen oder sonstige politische Körperschaften von Männern dies nur vermögen. Die Widersacher des Frauenstimmrechts ha-

zur Verfassung, durch welchen den Frauen das Stimmrecht ertheilt wird, verstanden. Es ist unnöthig, hinzuzufügen, daß es bis zur Erlassung dieses Amendements noch gute Wege hat.

ben immer geltend gemacht, daß Frauen zu zart, zu empfindlich für die rauhen Obliegenheiten von Männern ſeien, und haben ihnen das Ballot aus demſelben Grunde vorenthalten, aus dem eine beſorgte Mutter ihrem Kinde das Raſirmeſſer, mit dem es ſpielen will, aus den Händen nimmt. Wir beſorgten, daß ſich dieſe theuren Geſchöpfe an den Stimmkäſten drücken und wehthun würden — eitle Furcht! Sie ſelbſt haben uns den Beweis geliefert, auf wie falſcher Fährte wir uns befanden. Mit einer diplomatiſchen Feinheit, die wir gar nicht genug bewundern können, war das Erſte, was ſie bei ihrer großen Convention thaten, den Beweis zu liefern: daß ſie gerade ſo gut wie Männer im Stande ſind, einen feſten Scandal zu arrangiren und eine Verſammlung in die heilloſeſte Confuſion aufzulöſen. Noch einige Conventionen dieſer Art — und die Frauen werden nicht nur die Erlaubniß erhalten, zu ſtimmen — nein, man wird ſie ſogar dazu zwingen. Ein Congreßbeſchluß wird paſſirt werden, daß Frauen ein ſo wunderbares Talent zur Verwirrung von öffentlichen Verſammlungen haben, daß ſie hinfort nicht mehr vom öffentlichen Leben ausgeſchloſſen werden dürfen. Sie haben bewieſen, daß ſie ſich eben ſo tumultuariſch wie eine New-Yorker demokratiſche Maſſenverſammlung benehmen können, und daß ſie namentlich alle unſere Redner in der Fähigkeit auf ein Mal und unter einander zu ſprechen, übertreffen. Wer den Lärm in Steinway-Hall gehört, wird getroſt darauf ſchwören, daß er ſich zu dem Aufruhr in einer noch ſo lebhaften Männerverſammlung verhielt, wie ein Tornado zu einem Zephyr. Wer die Energie ſah, mit der Herr Barleigh, einer der männlichen Redner des Tages, der den Amazonen mißliebige Wahrheiten ſagte, niedergeſchrieen und niedergemacht wurde, der kann nicht länger zweifeln, daß unſere Damen keinen Schaden nehmen werden, auch wenn ſie in einem irländiſchen Stadtviertel oder in einer unſerer verrufenſten Vorſtädte an die Stimmkäſten gehen würden. Auf ihre Qualität als höher organiſirte Weſen und auf ihre engelhafte Zartheit hin werden Frauen in Zukunft nicht mehr den Laſten öffentlicher Verpflichtungen entgehen können. Die fürchterliche Vermuthung liegt nahe, daß die Männer ſeit Jahrtauſenden in hämiſcher Weiſe getäuſcht worden ſind, und daß wir fälſchlicher Weiſe zu der Annahme gedrängt wurden, das ganze Gewicht gewiſſer Laſten auf uns nehmen zu müſſen, welche die Frauen mit uns zu theilen beſtimmt ſind. Wir fordern und verlangen daher, daß in der Abhaltung ſolcher Conventionen fortgefahren werde, damit die Thatſache, daß die Frau ebenſo ſchlimm ſei wie der Mann, noch fernerhin der Welt in unwiderleglicher Weiſe vor Augen geführt werde."

So die „New-York-Tribüne", und mit ihr die geſammte Preſſe des Landes. Die Portraits der Oberprieſterinnen des neuen politiſchen Dogmas, der Choragen der neuen Landes-Retterinnen-Legion ſeien einem nächſten Briefe vorbehalten. Die Frage ſteht im Augenblick ſo ſehr im Vordergrunde, daß es an zwingender, durch tägliche Vorkommniſſe gebotener Veranlaſſung, ſich mit ihren Trägerinnen zu beſchäftigen, Ihrem regelmäßigen amerikaniſchen Correſpondenten ſobald noch nicht fehlen wird.

Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters.

An den Herausgeber des „Salon".

Aus Deutschland, im Juli 1869.

Ein derbes deutsches Sprüchwort sagt: In der Noth frißt der Teufel Fliegen. Wenn Sie mir zugeben, daß die Hundstage für einen Chronikschreiber eine „Noth" sind, wenn Sie ferner meinen, daß unter „Teufel" auch ein armer Teufel und unter „Fliege" die widerwärtigste Sorte derselben verstanden werden kann, nämlich die gemeine Schmeißfliege (Musca vomitoria), die vom Fette Anderer lebt, so werden Sie gewiß nichts dagegen einzuwenden haben, daß ich diesmal einige Socialdemokraten verspeise. Ich kann allerdings nicht verschweigen, daß mir Rebhühner lieber wären; sie sind jedenfalls schmackhafter und appetitlicher.

Was ist denn eigentlich „Socialdemokratie" hier zu Lande? Einer meiner Freunde beantwortete mir diese Frage mit den Worten: „Socialdemokratie" nennt man jetzt die Gewalt, welche den Unrath aus den Kloaken der Gesellschaft an's Sonnenlicht fördert und nichtsnutzige Mittelmäßigkeiten in die Parlamente bringt." Indessen das ist eher eine Grobheit als eine Definition. Ich habe von der Socialdemokratie natürlich eine ganz andere Meinung. Ich halte sie für die hehre Göttin, die da berufen ist, die große enterbte Masse des Volks aus den aegyptischen Plagen unserer jetzigen socialen Zustände zu befreien und sie zu geleiten in das gelobte Land, wo Milch und Honig fleußt. Dazu erwählt sich die Socialdemokratie einen Führer, dieser Führer heißt Herr von Schweitzer, und Herr von Schweitzer ist also ganz mein Mann.

Vielleicht haben auch Sie in ihrer Großstadt davon gehört, daß bisher im Schooße unserer deutschen Socialdemokratie ein fürchterlicher Bürgerkrieg wüthete; die Kinder derselben Mutter zerfleischten sich und schlugen sich, je nachdem sie männliche oder weibliche Neigungen in sich verspürten, entweder zu Herrn v. Schweitzer oder zu Herrn Fritz Mende, welcher sich des besondern Wohlwollens der langjährigen Freundin — langjährig und Freundin in des Wortes verwegenster Bedeutung — Ferdinand Lassalle's, der Frau Gräfin Hatzfeld zu erfreuen hatte. Mit Klauen und Krallen hieben die „Führer" auf einander ein. Herr v. Schweitzer bezeichnete Herrn Fritz Mende, welcher bis dahin à la Peschke als „Doctor Fritz Mende" öffentlich und privatim herumturnte, als einen weggejagten Handlungscommis, der es allerdings bis zur Prima einer Elementarschule gebracht habe, und Herr Mende antwortete auf diese jedenfalls verleumderischen Angaben damit, daß er schleunig den Doctortitel ablegte und Herrn v. Schweitzer an gewisse unliebsame Vorfälle in Mannheim erinnerte, welche dem Letzteren eine Gefängnißstrafe zuzogen. Herr v. Schweitzer wurde inzwischen in's Parlament gewählt und Präsident des „allgemeinen deutschen Arbeitervereins" in Berlin; Herr Dr. Mende wurde Präsident des „Allgemeinen deutschen Arbeitervereins" in Dresden und ließ ebenfalls dem Norddeutschen Reichstag seine Wahl angedeihen. In ihren Blättern, dem „Socialdemokrat" und der „Freien Zeitung", wurde jahrelang eine duftige Polemik zwischen den Inhabern derselben Firma geführt. Beide behaupteten, wie alle Jean Maria Farina's in Köln, die ältesten Destillateure des allein echten Universalmittels aller gesellschaftlichen Schäden zu

sein, und Beide beschütteten sich mit einer stilistischen Brühe, die allerdings an nichts weniger als an Eau de Cologne erinnerte. Das dauerte Jahrelang.

Da brachte plötzlich und unvermittelt in der dritten Woche des Juni der „Socialdemokrat" die Mittheilung, daß die Einheit der Lassalle'schen Partei wiederhergestellt sei. Die Führer, die sich bisher in den Haaren gelegen hatten,

„In den Armen lagen sich Beide
Und weinten vor Schmerz und vor Freude!"

Mende und Schweitzer kamen „umarmend sich entgegen am Thron der hohen Einigkeit!" Es war ein großer Tag, es war ein Freudentag, es war ein Hundstag. Mögen niedere Seelen, die da nicht im Stande sind, Großes zu erfassen, die Schultern verächtlich in die Höhe ziehen und sagen: „Pack schlägt sich, Mende und Schweitzer verträgt sich" — ich fühlte mein Herz gehoben, ein frommer Schauer durchrieselte mich, als ich die im Monumentalstil abgefaßte Proclamation der beiden erlauchten Führer an alle Völker des Erdenballs las, jene herrliche Proclamation, welche in dem Satze gipfelte: „Seid mir umschlungen Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt!" Und mit durstigem Auge verschlang ich die zweite Proclamation, welche Fritz Mende allein verfaßt hat. Und ich las zu meinem Entzücken: „Wenn das Werk der Einigkeit und Verbrüderung gelingt, dann werde ich es als das herrlichste Werk meines Lebens betrachten und fortan sagen können — ich habe nicht vergeblich gelebt!" (Siehe „Socialdemokrat" vom 18. Juni, Nr. 70, 2. Columne, 2. Spalte.)

„Ich habe nicht vergeblich gelebt!" Herrliches Wort! Fritzchen, Fritzchen, Du hast mir warm gemacht. Ja, jetzt begreife ich den gewaltigen Zauber, mit welchem Du die spröde Schönheit bannst, jetzt begreife ich Dich ganz. „Ich habe nicht vergeblich gelebt!" Mit welcher Erhabenheit darfst Du, mein Goldjunge, herabblicken, auf den armen Schächer Elias, der unter dem beschämenden Geständniß „Ich begehre nicht mehr zu leben, denn meine Tage sind vergeblich gewesen" vor Dir im Staube liegt! Du hast nicht vergeblich gelebt (nimm's mir nicht übel, daß ich Dich dutze, ich will Dich auch immer „Doctor" nennen!) Dich preiset meine Prosa, und juble mit, lieber Doctor!

„Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen
Mische seinen Jubel ein!"

Siehst Du, Doctorchen, der Dichter hat Dich geahnt; denn Dir belesenem, elementar-akademisch gebildetem Manne brauche ich nicht zu sagen, daß diese Verse nicht von mir auf Dich und Dein Verhältniß zu Herrn v. Schweitzer und der Gräfin Hatzfeld, sondern von Schiller gedichtet sind, der Dir jedenfalls von der Schillerlotterie her bekannt sein wird. Ja, Doctorchen, ich kann's Dir nachweisen, daß Du unseren großen Dichtern prophetisch vorgeschwebt hast. „Verbrüderung der Geister ist der unfehlbarste Schlüssel zur Weisheit", schrieb Schiller an Körner im Hinblick auf Deine Aussöhnung mit Schweitzer. Und noch deutlicher sagt's Goethe im „Götz von Berlichingen": „Einigkeit vortrefflicher Männer ist wohlgesinnter Frauen sehnlichster Wunsch." Als Goethe das schrieb (1772), warst Du, mein lieber Jugendschriftführer, noch lange nicht und Deine Freundin kaum geboren; aber der Dichter ahnte Dich und begriff Dich, als er in seiner „Iphigenie" sagte:

„Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort
Der Frauen weit geführt."

Weit hast Du's gebracht, bis an die Sterne weit. Du hast nicht vergeblich gelebt. Laß Dich nun begraben. — —

Und nun wende ich mich wieder an Sie, mein geehrter Freund, an den Herausgeber des „Salon". Vielleicht machen Sie mir einen Vorwurf daraus, daß ich mich mit einer kleinen Persönlichkeit, die gar nicht der Rede werth ist, allzu lange beschäftigt habe. Witzeleien auf Kosten eines Wehrlosen sind allerdings spottwohlfeil. Indessen, lieber Freund, die Sache ist doch etwas ernster, als sie auf den ersten Blick hin erscheint. Ich begreife Milde und Schonung überall — der aufdringlichen Mittelmäßigkeit und der spectakelnden Nichtigkeit gegenüber niemals. Wenn der Frosch sich zum Stier aufbläht, daß Aller Blicke auf ihn fallen müssen, und wenn sein blödes Gequake unser Ohr zerreißt, so ist es an der Zeit, daß dies unschöne und lärmende Wesen beseitigt wird. Um das zu erreichen, ist es aber nicht nöthig, daß die Kritik mit Dreschflegeln dreinschlage oder gar daß die würdige politische Polemik mit eherner Faust es zermalme, ein kleiner, gutapplicirter Nadelstich, und das aufgeblasene Ding schrumpft in seiner Kläglichkeit zusammen. Schlimm genug für eine Nation, welche sich ihrer Intelligenz rühmt, wenn es so einer Parodie auf alles Menschlich-Vernünftige, Gott weiß mit welchen Mitteln, gelingt, sich über Verstand, Bildung und Verdienst hinweg den Weg zu bahnen und sich auf einen Platz zu drängen, wo wir die Caricatur immer vor Augen haben müssen. Dort mag sie dann erfahren, daß sie sich nicht ungestraft in die Gefahr, besehen zu werden, begeben hat. Jedem Tropfe, der die nöthige Unverschämtheit besitzt, sollte es unverwehrt sein, sich vor der Oeffentlichkeit hinzuflegeln und dort der Ehren zu genießen, welche der edelste Bürger zu empfangen stolz ist? Das sollte dem Tropfe gestattet sein und dazu sollte geschwiegen werden, weil er eben ein Tropf ist? Gegen das Ineinanderlaufen und die Gleichberechtigung der Bildung und der Thorheit, der Tiefe und der Flachheit, des Verdienstes und der Nichtsnutzigkeit sollte nicht protestirt werden? Das wäre doch gar zu bequem für diese kleinen Herren, und vornehmes Todtschweigen wäre in diesem Falle übel angebracht, wie mir scheint. Gefällt es ihnen nicht, sich besehen zu lassen, nun, so mögen sie zurückkriechen in ihre dunkle Ecke, die sie zu ihrem eigenen Besten nie hätten verlassen sollen; sie dürfen überzeugt sein, daß wir sie dort nicht aufsuchen.

Ich bin unwillkürlich in einen etwas pathetischen Ton gerathen — die pathetischen Ereignisse der letzten Wochen haben mich dazu verleitet. Ich denke an die ergreifende Scene in der Sakristei der Berliner französischen Kirche: „Meine Tochter, was hast Du gethan?" — und schwub! da hast Du eine! Sie können sich denken, daß mich das nicht zum Lachen reizt. Ob Ohrfeige, ob lebhafte Gesticulation, das war hier die Frage. Die Richter haben entschieden: Ohrfeige. Bei allem Respect, welchen ich jedem richterlichen Erkenntniß entgegenbringe, erlaube ich mir doch, die Ansicht des Herrn Generalsuperintendenten Dr. Hoffmann zu theilen, und stimme für lebhafte Gesticulation. Wenn ich z. B. wie zum Schritt den rechten Fuß etwa sechszehn bis achtzehn Zoll erhebe und das Bein mit aller Macht vorschnelle, wobei der vorgestreckte Fuß möglicherweise auf ein entgegenstehendes Hinderniß, etwa auf einen menschlichen Körper, unsanft stoßen könnte, so würden das viele Leute einen Tritt nennen, ich aber nenne das eine lebhafte Gesticulation. Und den möchte ich sehen, der mir verbieten wollte, meinen Tritt so zu nennen, wie mir gut scheint. Nun will man allerdings ganz deutlich einen

Schall vernommen haben, welcher, ich kann das nicht in Abrede stellen, der Vermuthung Raum geben könnte, daß das Resultat der lebhaften Traugesticulation zur Kategorie jener Berührungen gehört habe, für welche unsere sinnreiche Sprache eine erhebliche Anzahl musikalisch klingender Bezeichnungen besitzt: als da sind Maulschelle, Backpfeife, Knallschote ꝛc.; indessen, wenn wir's nicht schon von Shakespeare wüßten, Mende würde uns rechtzeitig daran erinnern, daß oft viel Lärm um Nichts gemacht wird. Also auch der Schall kann hier nicht in Betracht kommen. Soweit meine positiven Argumente für die von mir behauptete lebhafte Gesticulation. Aber auch e contrario will ich beweisen, daß von einer Ohrfeige untergebens — jetzt gerathe ich in den Advocatenstil — nicht die Rede sein kann. Denn was ist eine Ohrfeige, meine Herren Richter? Eine Ohrfeige ist eine lebhafte Gesticulation mit schallendem Ausgang und von verdrießlicher Wirkung. Selbst die lebhafte Gesticulation mit schallendem Ausgang zugegeben — wo ist die verdrießliche Wirkung, welche einen gar wesentlichen Bestandtheil der Ohrfeige bildet? Wo ist sie, meine Herren Richter? Man schaffe sie uns zur Stelle! Man zeige uns diese Wirkung. Man hat sie uns nicht gezeigt, man hat sie uns nicht zeigen können, weil sie eben gar nicht vorhanden war. Im Gegentheil, haben wir von den Zeugen selbst, welche das öffentliche Ministerium gegen uns geladen hat, vernommen, wir haben von ihnen vernommen, meine Herren Richter, daß die Hochzeitsgäste fidel und guter Dinge unter Absingung des schönen Liedes:

„Wir winden Dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide"

den Heimweg angetreten haben. Ist das eine verdrießliche Wirkung? Nein, meine Herren Richter, das ist keine verdrießliche Wirkung. Fällt diese aber fort, so wird die behauptete Ohrfeige ein wesenloses Ding, sie zerfällt in sich und mit ihr stürzt der ganze künstliche Bau, welchen eine gewissenlose Demagogie in dieser Anklage gegen uns errichtet hat, zusammen. Ich bitte Sie, Herr Präsident und meine Herren Richter, um völlige Freisprechung meines Clienten.

So ungefähr würde ich sprechen, wenn mir die Ehre zu Theil würde, in zweiter Instanz die Vertheidigung zu führen. Ich autorisire Sie deshalb, dem Betreffenden, aber auch nur ihm allein, auf Verlangen meine genaue Adresse mitzutheilen.

Von dem andern Processe, welcher mit der Annahme des Antrags, den Angeklagten auf Unzurechnungsfähigkeit zu untersuchen, einen vorläufigen Abschluß gefunden hat, kann natürlich in einem anständigen „Salon" nicht die Rede sein. Nur mit dem Antrag auf Unzurechnungsfähigkeit darf ich mich beschäftigen, und da brauche ich wohl kaum zu sagen, daß mich die Annahme dieses Antrags im höchsten Grade erfreut hat. Ein gemeiner Verbrecher aus der Hefe des Volks, ohne Bildung, ohne sittlichendes Beispiel vor Augen, nun, mit dem braucht man's so genau nicht zu nehmen. Bei ihm kann man wol ohne Weiteres den Grad von Zurechnungsfähigkeit, welcher erforderlich ist, um die Verantwortlichkeit für ein begangenes Verbrechen zu tragen, voraussetzen. Sehen wir aber einen Mann vor uns, der aus einer der ehrenhaftesten und besten Familien des Landes entsprossen, des Glückes einer guten Erziehung theilhaftig geworden und in Verhältnissen groß geworden ist, welche ihm nicht gestatten, die Marklinie zwischen Erlaubtem und Strafbarem zu übersehen — sehen wir einen solchen Men-

schen im tiefsten Abgrund sittlicher Verkommenheit sich herumwälzen, so können wir natürlich nicht annehmen, daß dieses Wesen die zur Bestrafung für das Verbrechen ausreichende Zurechnungsfähigkeit besitze. Und je raffinirter das Verbrechen an sich, je teuflischer die Schlauheit ist, mit welcher es zur Ausführung gelangt, desto mehr werden wir geneigt sein, den Thäter für verrückt zu halten. Wir werden uns sagen: das kann nicht mit rechten Dingen zugehen! Und wenn wir nun gar erfahren, daß eine angeheirathete Großcousine des Angeklagten sich bisweilen recht sonderbar benommen hat, und bedenken, daß der Wahnsinn erblich ist, so wird auch der letzte Zweifel in uns schwinden; wir werden überzeugt sein: der Mensch ist toll. Ueberhaupt kann man wol ohne Uebertreibung annehmen, daß, niedrig gegriffen, 99 Procent der Menschheit nicht recht bei Sinnen ist. „Nullum ingenium magnum sine mixtura dementiae" — ein bischen rappelt's bei Jedem, auch bei dem Gescheidtesten — sagt schon Seneca. Es wäre doch ein ganz eigenthümliches Malheur, wenn der Angeklagte nun gerade der Hundertste wäre, der im Vollbesitz aller seiner Verstandeskräfte sich befände. „Gebt mir eine Zeile, geschrieben von eines Menschen Hand, und ich bringe den Schreiber an den Galgen", sagte bekanntlich ein vielgewandter Diplomat. Vielleicht mit noch größerer Berechtigung könnte man behaupten, daß jede That eines jeden Individuums genügt, um aus ihr eine Art von Tollheit herauszudemonstriren.

Dabei fällt mir eine Geschichte ein, die in aschgrauner Vergangenheit in einem fremden Lande — in Siam war's — gespielt haben soll. Dort hatte der Kaiser einen seiner früheren Günstlinge, dessen er sich entledigen wollte, durch das Tribunal der Talapoinen verurtheilen lassen. Dem Verurtheilten, Ra-Phra, bot sich — ich weiß nicht mehr, wie das geschah — bald die Gelegenheit dar, dem Kaiser einen wesentlichen Dienst zu erweisen. Das rührte den Kaiser, welcher ein gar kluger Mann war, und er sprach zu Ra-Phra: „Ra-Phra, wie konnten die Talapoinen einen Mann von Deiner Redlichkeit verurtheilen?" — „Ach, Majestät!" erwiederte Ra-Phra, „mit allem Respect, welche ich Ew. Majestät schulde, zu vermelden, die Talapoinen sind ja rein verrückt." — „So sollst Du Deine Freiheit haben und die Talapoinen sollen auf Unzurechnungsfähigkeit untersucht werden." Es versteht sich ganz von selbst, daß sie allesammt in's Irrenhaus spazirten. Nun geschah aber — in Siam passirt dergleichen von Zeit zu Zeit —, daß der Kaiser vom Throne verdrängt wurde. Sein Nachfolger war Ra-Phra nicht gewogen. „Weshalb läufst Du frei umher?" fragte der neue Kaiser, als er Ra-Phra eines schönen Tages auf den Boulevards von Bankok begegnete, „haben Dich die Talapoinen nicht verurtheilt zu schwerer, durch Fasten verschärfter Kerkerstrafe?" — „Mit Verlaub, ja! allergnädigster Herr! Aber die Sachverständigen haben ermittelt, daß die Talapoinen, wie man in Siam zu sagen pflegt, einen Sparren zu viel im Oberstübchen hatten." — „So führe man mir die Sachverständigen vor, ich will die Sache prüfen." Daß nun die Sachverständigen für unzurechnungsfähig erklärt wurden, füge ich nur der Vollständigkeit halber hinzu. Damit ist aber die Geschichte noch lange nicht zu Ende. Wer sich für den Schluß interessirt, der kann ihn selbst nachlesen. Diese wahrhaftige Begebenheit steht in dem alten encyclopädisch-biographischen Werke von Moreri an irgend einer Stelle; wenn in meiner kleinen Stadt das Werk aufzutreiben wäre, würde ich Ihnen ganz genau sagen können, wo? Das ist übrigens auch ziemlich gleichgültig; die Hauptsache ist die Moral von der Geschicht', daß allesammt Recht hatten: Ra-Phra, die Sachverständigen

und der neue Kaiser, der, beiläufig bemerkt, ebenfalls wegen Geistesstörung vom Throne entfernt wurde. Könnte man denn nicht mit einigem Fug behaupten, daß Denken an sich schon ein Wahnsinn sei?

Ich muß meine psychiatrischen Studien hier abbrechen, um in aller Kürze, wie gewöhnlich am Schluß meine Briefe, ein Verzeichniß über einige „Ereignisse des Monats" zu geben. Es tagt sich munter fort in Deutschland. Damit sind die Ereignisse des Monats ziemlich erschöpfend charakterisirt. In Bielefeld hat ein Verein, der gern von sich reden macht und den ich deshalb natürlich nicht nenne, die glückliche Idee gehabt, einen „Dichtertag" zu arrangiren — der liebe gutmüthige Freiligrath, der in England unsern biedern deutschen Glorificationsschwindel nach Gebühr zu würdigen gelernt hat, war eines der auserkorenen Opfer localer Reclame. In Wien tagen die „Journalisten" — nicht mit den „Schriftstellern" zu verwechseln, das wäre eine tödtliche Beleidigung für Beide — stärken natürlich den Geist der Zusammengehörigkeit und fühlen sich gehoben durch das Bewußtsein des gemeinsamen Strebens. Der „Juristentag" steht unmittelbar bevor, und wenn diese Blätter den Lesern des „Salon" zugehen, ist der „Musikertag" schon vorüber. Dem letzteren werde ich beiwohnen. Ich habe mir nämlich vorgenommen, folgende Resolution durchzusetzen:

„In Erwägung, daß vor Allem auf dem Musikertage ein guter Ton herrschen muß, beschließt die Versammlung, daß, wenn irgend ein Individuum nicht den Tact besitzt, zu vermeiden, daß eine Dissonanz im Durchgang vorkommt — wodurch natürlich die Harmonie und der Einklang gestört werden würden — dasselbe zunächst mit einem G-Schlüssel zu versehen ist. Wird diese Anspielung nicht verstanden, so läßt die Versammlung eine Pause von einigen Secunden eintreten; dann aber zieht sie andere Saiten auf und ergreift, sobald sie überzeugt ist, daß keine enharmonische Verwechselung eintreten kann, mit einer Schwingung den Inculpaten und wirft ihn, ohne Intervalle in gesteigertem Tempo und mit einem leisen Nachschlag derart die Scala herauf, daß er ohne Accompagnement, aber nicht ohne Tremolo auf dem Resonanzboden ankommt."

Kann auf Verlangen fortgesetzt werden.

Büchertisch des Salon.

1) Väter und Söhne. Von Iwan Turgénew. Mitau. Behre. 1869.

Höchst lehrreiche und anziehende Bilder aus der neuesten russischen Culturbewegung. Das junge Rußland (die „Nihilisten"), dann die liberalen Beamten neuesten Schlages, der Adel, auf dessen Kosten die Umwandlung zumeist sich vollzieht, die mehr oder weniger emancipirte russische Damenwelt, liefern die handelnden Personen. Der Verfasser gewinnt schnell das Vertrauen des Lesers durch seine ruhige, sichere, bei aller kritischen Schärfe von positiven, wohlwollenden Ueberzeugungen getragenen Haltung. Er versteht es, mit und neben dem Lächerlichen auch das Berechtigte und Achtungswerthe in allen Parteien zur Geltung und Anschauung zu bringen. Der Titel des Werkes geht auf zwei hoffnungsvolle Söhne des jungen Rußlands und ihre mehr oder weniger herablassenden Bemühungen um die — Erziehung ihrer hinter dem Zeitfortschritt bedauerlich zurückgebliebenen Väter. Eugen Bazaroff, der Wortführer der „Nihilisten", ist eine Gestalt vom höchsten culturhistorischen Interesse und von markiger, sicherer Zeichnung. Was sind „Nihilisten"? So hat sich seit einem Jahrzehnt wol mancher Zeitungsleser gefragt. Man ist geneigt, an Republikaner, Socialisten, Communisten zu denken. Aber diese Wortbezeichnungen mittel- und westeuropäischer Malcontenten würden hier nicht zutreffen. Wir haben es hier mit keinem politischen oder socialen Glaubensbekenntniß, mit keiner Partei oder Secte zu thun. „Ein Nihilist ist ein Mensch, der sich vor keiner Autorität beugt, der ohne vorgängige, eigene Prüfung kein Princip annimmt und wenn es auch noch so sehr im Ansehen steht." So belehrt uns Turgénew durch den Mund seines jungen Adepten. Man sieht, mit solchen Grundsätzen läßt sich keine „Parteidisciplin" schaffen. Revolutionäre waren von jeher gläubige und gehorsame Leute. Wer je mit einer extremen politischen Partei zu thun hatte, wird uns verstehen. Jene kritische Bewegung des „jungen Rußland" richtet sich eben nicht zu Gunsten eines neuen Systems gegen das bestehende, sie huldigt keinem Dogma. Vielmehr trägt sie eminent den realistischen Zug der beiden letzten Jahrzehnte, in scharfem Gegensatz gegen den doctrinären Idealismus der dreißiger und vierziger Jahre. „Aristokratie, Liberalismus, Principien, Fortschritt — wie viel unserer Sprache fremde Wörter! Was sollen diese Abstractionen? Wir kennen nur die Rücksicht auf das Nützliche. Heutzutage scheint es uns nützlich, zu verneinen, und wir verneinen. Alles! Durchaus Alles!" — „Wir haben damit angefangen, die Aufmerksamkeit auf die Leuteschinder von Beamten, auf den Mangel an Straßen, auf die geringe Entwickelung von Handel und Wandel, auf die Art und Weise zu lenken, wie bei uns Justiz geübt wird. Ferner haben wir bald eingesehen, daß es nicht genügt, über unsere fressenden Wunden zu schwatzen, daß unsere vorgeschrittenen Männer, unsere Divulgatoren, sich mit Dummheiten beschäftigten, z. B. mit dem Parlamentarismus und solchen Alfanzereien, während wir an unser tägliches Brod denken sollten, während uns der crasseste Aberglaube erstickt, während alle unsere Actiengesellschaften aus Mangel an ehrlichen Leuten Bankerott machen, während sogar die Aufhebung

der Leibeigenschaft am Ende nicht einmal Gutes stiftet, weil unser Bauer im Stande ist, sich selbst zu bestehlen, um in die Kneipen zu laufen und vergiftete Getränke zu saufen." — So weit wäre dieser Nihilismus einfach eine gesunde Gegenwirkung des zu sich selbst kommenden practischen Menschenverstandes gegen Barbarei und Ueberbildung. Aber seine Bekenner sind eben und fühlen sich als eine junge und kühne Opposition und schlagen selbstverständlich über die Stränge. Nicht nur die politischen Stichwörter, sondern auch Musik, Poesie, Freude an der Natur, von der Religion nicht zu reden, sind ihnen „romantische Alfanzereien". Sie kennen nur Chemie, Mathematik, Landwirthschaft und was sonst Geld bringt. Ein Mensch, der sich betrübt, wenn man ihn „Schurke" nennt, ohne ihn zu prügeln, ist ihnen theoretisch eben so verächtlich, wie Der, welcher sich freut, wenn man ihn rühmt, ohne ihm Geld zu geben. Bei alledem sind sie im Grunde von gutherziger Art, keine Wüthriche. Der junge Arkad Kirsanoff, eben von der Akademie zurückgekehrt und voll von der neuen Weisheit, gönnt seinem guten, in der Bildung zurückgebliebenen Vater nicht nur das Cello und die Naturschwärmerei, sondern auch — eine hübsche Haushälterin. „Welche Idee, sich über so Etwas entschuldigen zu wollen!" bemerkt er wohlwollend, als Papa mit schüchternem Erröthen das Verhältniß andeutet. Höchstens nimmt er dem alten „Romantiker" gelegentlich seinen Puschkin fort und schiebt ihm dafür Büchner's „Kraft und Stoff" unter. Das Haupt der jungen Richtung ist bei Turgénew bezeichnend genug nicht etwa ein junger aristokratischer Mirabeau, sondern ein derber, echter Plebejer, Arzt seines Zeichens, Sohn eines pensionirten Regimentsarztes, Enkel eines befreiten Leibeigenen. Er rühmt sich damit, daß sein Großvater den Pflug führte, spricht mit den Bauern in ihrer Sprache, imponirt den Edelleuten durch offenherzige Grobheit und ist in seiner schroffen Verstandeskälte und rücksichtslosen Energie der geistige Mittelpunkt des Romans. Die scharfe Ironie, mit welcher Turgénew den plump-anmaßenden Formen seiner jungrussischen „Stürmer und Dränger" den Spiegel vorhält, darf nicht über die Theilnahme täuschen, welche er im Grunde für die Bewegung empfindet. Jedenfalls vertritt unter den Gestalten des Romans der Führer der „Nihilisten" allein den festen, unbeugsamen Willen, das Urgeheimniß der Macht. Ob sein tragisches Ende (er stirbt in Folge einer Leichensection, weil der anwesende russische Bezirksarzt — keinen Höllenstein bei sich hat, um eine kleine Verwundung sofort zu ätzen), ob das Fiasco, welches seine schwächeren Gesinnungsgenossen machen, den Unglauben Turgénew's an dem Erfolg der Reformbestrebungen symbolisch andeuten sollen? Es wäre unvorsichtig, aus einem Roman so viel zu schließen. Jedenfalls hat Turgénew keinen Vorrath an Enthusiasmus für die großen Worte, mit welchen ein Theil der europäischen Presse das Jungrussenthum in Scene setzt. Die jungrussischen „Naturforscher", welche den Unterschied zwischen Sauerstoff und Kohlenstoff nicht kennen, aber über die deutsche Wissenschaft verächtlich die Achseln zucken; die neumodischen „liberalen" Beamten mit ihrer urkomischen Wichtigthuerei, ihrer Unkenntniß und Arbeitsscheu; die faulen und insolenten Bauern, die eisig blasirten Weltdamen, die schmutzige Lächerlichkeit einer gewissen Classe von emancipirten Frauen; die eleganten Slavophilen neuesten Schlages, die nie ein russisches Buch lesen, aber ihren Aschenbechern die Form eines russischen Bauernschuhs geben; die naive Bigotterie der großen Mehrzahl neben dem rohen Materialismus der Denkenden: alles Das setzt gerade kein schmeichelhaftes Bild

zusammen. Bemerkenswerth ist nur, daß Turgénew, darin den gewöhnlichen Malern russischer Zustände unähnlich, in allen diesen Kreisen zwar viele lächerliche, aber keinen einzigen boshaften und schlechten Menschen vorführt. Er ist kein Schmeichler seines Volkes, wol aber dessen verständiger Freund. — Die Composition des Romans ist künstlerisch wirksam, trotz ihrer sich nirgend versteckenden lehrhaften Absicht. Der Reiz der Wahrheit, der realen, sinnlich greifbaren Anschauung giebt der an sich einfachen Handlung die höchste Bedeutung. Die deutsche Uebersetzung, vom Verfasser ausdrücklich als treu anerkannt, liest sich vortrefflich. Wir können das Buch als eine höchst anziehende Studie zeitgenössischen Culturlebens empfehlen.*)

2) Die schöneren Stunden. — Rückblicke von Karl Gutzkow. Stuttgart, Hallberger. 1869.

Es sind gesammelte, meist früher schon gedruckte Aufsätze, die Gutzkow hier bietet, alt zum Theil, aber nicht veraltet: Reisebilder aus Italien, sociale Studien im Feuilletonstyl, Literarisches (Schiller- und Körner-Festspruch), Lessing und Emilia Galotti, Besuch in Coppet, Erinnerungen an Zeitgenossen (Heinrich Meidinger), endlich eine reizende Scene aus dem Leben des Verfassers: „Zwei Gefangene". Gutzkow saß in Mannheim, um für seine „Wally" zu büßen. Da knarrt eines Tages der Schlüssel im Schloß, unter Verwünschungen und Protesten wird ein Leidensgefährte zu ihm hereingebracht, die Thür wieder verschlossen. „Ja! Diese Bande! — Was sind denn dreizehnhundert lumpige Gulden? — Freilich, wenn man sie gerade nicht hat — Aber darum mich auf Nummer Sicher zu bringen! — Das ist dieser Musterstaat! Das ist das Land der constitutionellen Freiheit! Rotteck, Welcker, Itzstein, hört meinen Fluch! Ich sage, dreizehnhundert Donnerwetter sollen in diese Gerichte schlagen!" — So tobte der Ankömmling. Gutzkow wurde lange Zeit ganz ignorirt. Dann schwieg der Sturm und — Theodor Döring machte sein Compliment. Er hatte sich in Hamburg engagirt und sollte der Intendantur nun erst seine dreizehnhundert Gulden Vorschuß zurückzahlen. Die dramatischen Kunststücke, welche er während seiner kurzen Haft mit bekannter, wunderbarer Portraitirkunst zum Besten gab, werden vom Verfasser reizend geschildert. — Unter den anderen Aufsätzen empfehlen wir: „Eine ewige Jüdin", „Ein ländliches Fest", „Lessing und Emilia Galotti" und „Ein Besuch in Coppet" besonderer Beachtung.

3) Aus bewegten Tagen. — Neue Gedichte von Julius Große. Stuttgart, Cotta. 1869.

Die Sammlung enthält viel Erotik, von dunkler und heiterer Farbe, Reisebilder, Genreartiges, Tagebuchblätter, ernsteren Betrachtungen gewidmet, und Zeitbilder, voll von großdeutschem Patriotismus, der aber über die süddeutschen Stimmungen vom Frühling 1864 nicht hinausgeht, mithin unter dem bittern Beigeschmack unseres neuesten Zersetzungsprocesses noch nicht leidet. Die Form ist überall sehr gut. Es wird dem Buche an Freundinnen und, hoffen wir, auch an Freunden nicht fehlen.

---

*) Wir wollen unsere Leser bei dieser Gelegenheit auf zwei Sammlungen kürzerer Erzählungen Turgénew's aufmerksam machen, welche mit zu dem Schönsten und Ergreifendsten gehören, was die neuere erzählende Literatur aufzuweisen hat: „Erzählungen von Iwan Turgénew", deutsch von Friedrich Bodenstedt. Zwei Bände (München, Rieger, 1865) und „Nouvelles Moscovites", traduction par Prosper Mérimée et l'Auteur. 1 vol. (Paris, Hetzel, 1869).

Die Redaction des „Salon".

4) Giacomo Leopardi's Dichtungen. — Deutsch von Gustav Brandes. — Mit einer Einleitung über Leben und Wirken des Dichters. — Hannover, Karl Rümpler. 1869.

Giacomo Graf Leopardi wurde 1798 zu Recanati bei Loretto im Kirchenstaat geboren und starb 1837 zu Neapel. Sein Leben, wie es nur zu treu in seinen Gedichten sich spiegelt, war eine Kette jener härtesten Prüfungen, welche das tragische Vorrecht geistig hervorragender, aber für den Kampf um's Dasein und um die Güter des Lebens nicht organisirter Naturen zu sein pflegen. Vornehm von Geburt, für wissenschaftliche Forschung und dichterisches Schaffen gleich begabt, energisch und fein fühlend, sah er sich zu beständiger und bewußter Entbehrung alles Dessen verurtheilt, wonach seine Natur leidenschaftlich verlangte. Der Sohn eines alten Hauses war blutarm; der stolze, glühende Patriot lebte im — Kirchenstaat in der dunkelsten Reactions-Epoche; der nach Glück und Liebe dürstende Künstler quälte sich bis an sein Ende mit einem siechen, verkümmerten Körper. Dabei lag der Weltschmerz in der Luft seiner Zeit. Die Epigonen der großen Revolution kamen nicht leichten Kaufes über den furchtbaren Rückschlag des zweiten und dritten Jahrzehntes dieses Jahrhunderts hinweg. Im Tone von Byron und Alfred de Musset haderte die Elite der poetisch fühlenden Jugend mit dem Geschick, und Heine's höhnendes Gelächter schien nicht Wenigen die treffende Antwort auf die Frage nach der Bedeutung und dem Werthe des Lebens. So lassen auch Leopardi's Dichtungen (Canzonen, Terzinen, Versi Sciolti und ähnliche lyrische Productionen) nur zwei Grundtöne hören: Heroische Liebe zum Vaterland mit Ingrimm gegen dessen einheimische und ausländische Unterdrücker gepaart, und tief verbitterter, bis zum Hohn gegen Leben und Menschheit sich steigernder Trübsinn. Der Uebersetzer giebt sie in reiner, kräftiger, wohlklingender Form wieder. Man fühlt überall eine gewaltige, männliche Seele durch und beugt sich in tiefem Mitgefühl vor solchem Leid und solcher Kraft, auch wo man den Reflexionen und Schlüssen nicht zustimmen mag. Dennoch würden wir das mit der Stimme einer Gott Lob überwundenen Zeit zu uns sprechende Buch hier nicht erwähnen, wenn es nicht die treffliche, von dem Uebersetzer beigegebene Einleitung enthielte. Dieselbe zeichnet in Leopardi's und seines hochherzigen Freundes, des noch lebenden Deputirten Ranieri, Leben nicht nur ein ergreifendes Bild menschlichen Leidens und menschlicher Seelengröße, sondern sie gewährt auch auf beschränktem Raume einen sehr lehrreichen und anregenden Ueberblick über die neueste geistige Bewegung Italiens bis zur Revolution von 1860. Bei der innern Nothwendigkeit, welche Deutschland und Italien künftig mehr als je auf einander anweisen wird, kann es nicht schaden, wenn die Theilnahme an dem schönen Lande und seinem hochbegabten und hartgeprüften Volke auch über die Kreise der Touristen und der Kunstenthusiasten hinaus mehr und mehr sich verbreitet. F. Kreyßig.

Literarische Notizen.

Im Verlag der literarisch-artistischen Anstalt (Julius Ohswald) in Triest hat die Publication eines neuen Prachtwerkes begonnen: „Bilder aus Griechenland. Nach der Natur gezeichnet von A. Löffler, mit beschreibendem Text von Dr. Moritz Busch". Die sieben ersten uns vorliegenden Lieferungen bewähren in ihrem Bilderschmuck, ihrem Text und ihrer außerordentlich schönen Ausstattung sowol den Ruf des leider zu früh verstorbe-

nen Landschafters J. Löffler, des geistvollen und scharf beobachtenden Dr. Moritz Busch, als auch der literarisch-artistischen Anstalt, welche bereits früher auf ähnlichem Gebiete Bedeutendes geleistet hat. Das Werk ist auf zehn Lieferungen mit achtzehn Stahlstichen und sieben Holzschnitten berechnet. Wir werden nach seiner Vollendung darauf zurückkommen. — Die vier neuesten Bände von Brockhaus' „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert" bringen Goethe's Faust (Band 19 und 20) mit einer Einleitung und Erläuterungen von Moriz Carriere und Bürger's Gedichte (Band 21 und 22) mit Einleitung, Anmerkungen und einer Biographie des Dichters von Julius Titmann, welche auf einige der bisher dunkelsten Partien von Bürger's Leben ein überraschend neues Licht wirft. — Das 18. u. 19. Bändchen von Bodenstedt's Shakespeare-Uebersetzung (Leipzig, Brockhaus) enthalten: „Ein Sommernachtstraum", übersetzt von Bodenstedt und „König Richard III." von Gildemeister. — Aus dem Bibliographischen Institut in Hildburghausen empfangen wir als Fortsetzung der trefflichen von Heinrich Kurz herausgegebenen „Bibl. der deutschen Nationalliteratur": Chamisso's Werke (Gedichte, Peter Schlemihl, Reise um die Welt) in 6 Lieferungen; ferner die zwölfte Lieferung der kritischen Schiller-Ausgabe von H. Kurz, mit welcher der IV. Band abschließt. Die „Bibliothek ausländischer Classiker" bringt Sterne's „Tristram Shandy", deutsch von Gelbcke, und „Robinson Crusoe", deutsch von Altmüller. Von Brehm's Illustrirtem Thierleben", in der Bearbeitung „für Volk und Schule" von Schödler ist der II. Band vollendet, welcher „die Vögel" behandelt, ein III. (Kriechthiere, Fische ꝛc.) wird sich anschließen. — Die Lieferungen 57—60 der „Classischen Theater-Bibliothek aller Nationen" (Stuttgart, Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung) enthalten: Shakspeare, Macbeth (Bearbeitung von Schiller); Holberg, politischer Kannegießer; Euripides, der Cyclop, und Iffland, Verbrecher aus Ehrsucht. Jedes Heft, welches immer ein vollständiges Stück nebst instructiver Einleitung giebt, kostet drei Sgr. — Eugen Laur hat eine höchst scharfsinnige, von gründlichstem Fleiß und seltener Kenntniß der altfranzösischen Literatur zeugende Studie „Malherbe" (Heidelberg, Winter's Universitätsbuchhandlung) erscheinen lassen, welche wir Freunden und Kennern jener Zeit nicht genug empfehlen können. — Einen anziehenden und zugleich durchaus populär gehaltenen Beitrag zur comparativen Sprachforschung giebt Dr. C. Abel in seiner kleinen Schrift „Ueber Sprache als Ausdruck nationaler Denkweise" (Berlin, Dümmler). Ueberaus amüsant sind die Vergleiche zwischen dem, was der Franzose „ami", der Deutsche „Freund" nennt, sowie andrerseits zwischen dem englischen „equitable" und „fair" mit dem deutschen „recht und billig". — Von unsres gelehrten Landsmanns Emanuel Deutsch berühmtem Essay: „Der Talmud" (er ging im englischen Original innerhalb zweier Monate durch sieben Auflagen, und vollendete in weniger als einem Jahre in allen möglichen Uebersetzungen, Nachdrücken und Ausgaben „le tour du monde") ist soeben eine sorgfältig gearbeitete deutsche Uebersetzung in autorisirter Ausgabe (Berlin, Dümmler) erschienen. — Ein neuer Roman Karl Frenzel's: „Im goldenen Zeitalter" erscheint gegenwärtig im Feuilleton der Wiener „Presse". —

Pariser Monats-Chronik.

Episoden aus der jüngsten „Schreckenszeit": Die Boulevard-Krawalle aus der Perspective. — Der unbekannte Retter. — Ein Besuch im Fort von Bicêtre. — Nummer 127. — Noch einmal der unbekannte Retter. — Freiheitsmahl bei Champeaux. — Kaleidoskop: der Vicekönig von Aegypten und das Oppenheim'sche Ballfest, der Riesenballon auf dem Marsfelde und die Lambert'sche Polarexpedition; das neue Weltwunder: die Prinzessin Félicie.

Wer hätte geglaubt, als ich in meiner letzten Chronik von Revolution sprach, aber das Wort sehr klein drucken ließ, weil die ganze Geschichte im Grunde nicht der Rede werth war, daß ich in meinem heutigen Briefe das schlimme Wort wiederholen und sogar mit großen Buchstaben drucken würde, denn nun haben wir sie wirklich, wirklich gehabt, die Revol . . . ., doch nein, ich thue es nicht, obwohl es uns diesmal, wenn auch nicht an den Kopf, so doch an den Kragen ging, und da in der Regel der letztere nicht weit vom erstern, oder der erstere nicht weit vom letztern ist, so — so — aber wie gesagt, die Schreckenstage der zerschlagenen Schoppengläser, Fensterscheiben und Straßenlaternen, der umgerissenen Zeitungskioske, der zertrümmerten Tische, Stühle, Bänke liegen längst hinter uns; „die Auferstandenen vom Schlachtfelde", um mit Jean Paul zu reden, „begreifen den vorigen, vergessenen Krieg nicht." Ich spreche also nicht weiter davon, weil, wie gesagt, das wilde Ereigniß etwas Altes ist und weil sich ein guter Chronist nicht genug vor der Moutarde après diner hüten kann, und doch darf ich mit dem classischen Dichter ausrufen; „quorum pars magna fui" — auf Deutsch: ich bin mit dabei gewesen, wenn dann auch das magna zu viel ist, da ich gottlob nicht mit arretirt wurde.

Drei Abende hatte bereits der unerhörte Skandal gedauert: mitten auf den eleganten Boulevards eine Bande lärmenden Gesindels, das schreiend und tobend über die Trottoirs zog, den anständigen Leuten die Hüte vom Kopf schlug und allen denkbaren Unfug anrichtete, ohne auf großen Widerstand zu stoßen. Am vierten Abend, dem schlimmsten, hatte ich mich richtig von einigen Freunden beschwatzen lassen, mit in's Café des Variétés zu gehen, dem eigentlichen Mittelpunkte des Aufruhrs. Aus dem Estaminet der ersten Etage, wo wir im Laufe der Jahre so manche gemüthliche Partie Billard gespielt, konnten wir die ganze tolle Wirthschaft bequem und ohne Gefahr für unsere theure Person mit ansehen. Diesmal bestanden aber die Tumultuanten aus wenigstens sechs- bis achthundert Mann, die von der Porte Saint-Denis herabstürmten und ihren rohen Muthwillen an Allem ausließen, was ihnen in den Weg kam. Im Nu waren die Zeitungskioske und Bänke umgerissen und gerade vor unserem Kaffeehause bauten die Wildesten von den Trümmern eine ansehnliche Barrikade, zum Entsetzen aller guten Bürger, die etwas so Fürchterliches im Jahre des Heils 69, und nach dem bald zwanzigjährigen Frieden des glorreichen zweiten Kaiserreiches, gar nicht mehr für menschenmöglich gehalten. Als endlich die Polizisten in geschlossenen Reihen heranzogen, stäubte Alles auseinander, und wer den Blauröcken unter die Fäuste kam, wurde arretirt. Ich darf hier die Parenthese nicht vergessen,

die man damals von jedem Kinde hören konnte, weshalb nämlich die Polizei das Gesindel bis in diese Gegend hatte kommen lassen und dasselbe nicht schon an den Barrieren, die zum Sammelplatz dienten, festnahm? Ein großes verworrenes Räthsel, das zu den befremdlichsten Gedanken und Hypothesen Veranlassung gegeben und das wohl nie aufgelöst werden wird. Während wir nun so an den Fenstern standen und auf die hin- und herziehenden Menschenmassen hinabschauten (auf einen Tumultuanten kamen ungefähr tausend Neugierige) füllte sich plötzlich, wie in der Schlußscene des dritten Actes von Wallenstein's Tod, der Saal, d. h. unser Billardzimmer, mit Bewaffneten, die unter lautem Fluchen auf uns eindrangen und, auf Ehre, nicht wenige von ihnen mit gezogenem Degen. Alle Wetter! wie ich in jenem Moment verwünschte, den Freunden, die indeß ein ebenso bestürztes Gesicht machten, gefolgt zu sein; und dabei wußten wir gar nicht, was man von uns wollte und was der plötzliche Ueberfall bedeutete. Endlich erfuhren wir den Grund: man hatte aus unseren Fenstern mehrere Schoppengläser (hoffentlich leere, sagte ich zu mir im Stillen) auf die Straße und auf die unten stationirte Polizeimannschaft geworfen, mithin die bewaffnete Macht attaquirt, „résistance à la force publique", was der Code Napoleon schwer ahndet. Wir protestirten natürlich wie Ein Mann, aber unser Protest würde sehr wahrscheinlich nicht viel geholfen haben, denn ein Brigadier trat vor, von drei Mann gefolgt, und faßte Einen von uns sehr unsanft beim Arm, um ihn fortzuführen, und die anderen Blauröcke schickten sich an, es mit uns Uebrigen eben so zu machen. Da plötzlich — wenn die Noth am größten, ist auch in einem Pariser Straßenkrawall die Hülfe am nächsten (wenigstens war es Gottlob für uns so) — stand ein ältlicher Herr unter uns, kein Mensch wußte wo er hergekommen war und Niemand hatte ihn vorher bemerkt; dieser Herr, der etwa aussah, wie ein pensionirter Oberst oder Major, näherte sich dem Brigadier und sagte ihm ein paar Worte in's Ohr, auch schien es uns, als ob er ihm eine Karte oder ein Papier zeigte .... Der Brigadier grüßte militairisch und zog sich ehrerbietig mit seinen Leuten zurück. Man kann sich vorstellen, was wir für Augen machten, und wir hatten uns noch nicht von unserem Erstaunen erholt, als der Unbekannte, zu uns gewendet, hinzufügte: „Nun aber, meine Herren, beeilen Sie sich, nach Hause zu kommen; ein zweites Mal dürften Sie nicht so glücklich entschlüpfen." Bei diesen Worten verschwand er, von dem Wirth mit Reverenzen bis an die Treppe begleitet. Natürlich bestürmten wir diesen sofort mit Fragen nach dem räthselhaften Gaste, der ihn aber ebenfalls nicht kannte und ihn zum ersten Male in seinem Leben gesehen hatte. Mir fiel der fürchterliche Mann ein aus der Beschwörungsscene in Schiller's Geisterseher ... „Taschenspieler, Du wirst keinen Geist mehr rufen! ...", aber ich nahm zugleich meinen Hut und trieb die Freunde zur schleunigen Flucht. Wir hörten noch das wilde verworrene Getöse des Aufruhrs hinter uns, die klirrenden Fensterscheiben, die dumpfen Schläge an die eisernen Läden der Waffen-Magazine, die glücklicherweise den Meuterern widerstanden, den Gesang, richtiger das Gebrüll der Marseillaise und ein unaufhörliches „Vive Rochefort!" Aber in demselben Moment zogen auch schon die Kürassierregimenter, die man von Versailles hatte kommen lassen, die Boulevards herauf und machten rein Haus, wobei es ohne Fußtritte von Pferden sowohl wie von Menschen, und ohne Püffe und Beuten nicht abging. Wir gelangten durch ein Hintergebäude des Kaffeehauses in die Rue Vivienne und eilten dann, wie Homer sagt, „mit beflügelten Ferſen"

bis in's Palais-royal, wo wir in Sicherheit waren. In dem schönen Garten rauschte der Springbrunnen, eine Menge Herren und Damen spazierten im Mondschein ruhig auf und ab, die Fenster der Kaffeehäuser und Restaurants an den beiden Façaden waren hell erleuchtet und die hundert Läden unter den Arkaden schimmerten und blitzten wie immer .... ein seltsamer Contrast, der die Freunde veranlaßte, im Café de la Rotonde eine Bowle zu bestellen, um sich von den Emotionen des Abends zu erholen.

So weit die erste Episode; die zweite spielte Tags darauf.

Ich erhalte am Nachmitag ein Schreiben, das auf dem Couvert in großer blaugedruckter Schrift den befremdlichen Stempel trägt: „Fort de Bicêtre." Ein böses Omen. Ich löse die nichts weniger als einladende Hülle und es fällt mir ein unsauberes Stück Papier entgegen, auf welchem, noch dazu mit Bleistift, die folgenden Worte geschrieben stehen:

„Man hat mich arretirt, weil ich mit im Gedränge war und nicht nach Hause finden konnte. Um Himmelswillen machen Sie Anstalt, daß ich befreit werde. Ich habe hier eine schreckliche Nacht zugebracht. Ich rechne fest auf Sie. Bei Allem, was Ihnen heilig ist, kommen Sie und so schnell wie möglich! Ihr unglücklicher Leopold v. R."

Ich falle aus den Wolken, wie ich diesen Namen lese und diesen Angstruf aus gepreßter Brust, „le cri de la nature", wie man auf Französisch sagt; aber der gute Leopold verstand und wußte kein Wort Französisch und konnte nicht einmal versichern, daß er innocent sei, tout-à-fait innocent, wie ein neugeborenes Kind. Und was hätte auch eine solche Versicherung in dem wilden Moment der Massen-Arrestationen geholfen? Mit gefangen, mit gehangen! Aber zum Henker, wer hieß das kleine rothwangige Bürschchen sich in den Tumult hineinbegeben? Dasselbe Motiv, lieber Leser, das schon die unglückliche Madame Loth zur Salzsäule versteinte, und das sich von Generation zu Generation bis auf unsere Zeiten fortgeerbt hat und nicht unter der schöneren Hälfte des Menschengeschlechts allein: die Neugier. Hatten wir es denn besser gemacht? Nur daß wir uns vorsichtig in das Café des Variétés begeben hatten und selbst dort waren wir ja nur mit Noth und Mühe den Fäusten der Stadtsergeanten entgangen. Doch zum Philosophiren war augenblicklich keine Zeit; es galt, schnell zu handeln, um dies arme Schlachtopfer den Klauen seiner Verfolger zu entreißen. Nach kurzer Ueberlegung wußte ich auch schon, was ich zu thun hatte.

Ich nahm Hut und Stock, d. h. Hut und Schirm, denn es regnete stark, wie tagtäglich in diesem kläglichen Sommer, der eigentlich gar keiner ist, und begab mich zu dem Polizeicommissar meines Stadtviertels, den ich seit langer Zeit kenne und zu dem ich aus guten Gründen in freundschaftlichen Beziehungen stehe. Ein solcher Mann hat wie ein König lange Arme und kann Einem sehr nützlich sein, Notabene, wenn er Einem wohlwill. Dem erzähle ich die Unglücksgeschichte. Leopold v. R. ist ein ehrlicher, blutjunger Mecklenburger von guter Familie, und speciell an mich empfohlen; er studirt in Bonn und hat sich einen kleinen Urlaub genommen, um in Paris mit einem Onkel zusammenzutreffen, der aus London kommen soll, aber noch nicht angekommen ist. Er ist im Hôtel Violet abgestiegen und flanirt tagüber auf den Boulevards, setzt sich in ein Kaffeehaus, um sich das amüsante Trottoir-Panorama zu beschauen und wagt sich höchstens bis an die Madeleine hinunter, oder bis an die Bastille hinauf, um nach einigen Stunden, matt und müde von dem gewaltigen Toben und Treiben der Weltstadt,

wieder in's Hôtel zurückzukehren, wo er mich erwartet, um ihn zu Tische abzuholen. Seine einzige Gesellschaft ist der Bädecker und ein deutsch-französisches Conversationsbuch — kurz, in dem ganzen modernen Babylon gibt es keinen ungefährlicheren Menschen als ihn. Wie er, der blöde, unerfahrene Kleinstädter in den Tumult und in's Gefängniß gerathen war, blieb mir ein Räthsel. Der Polizeicommissar lachte und gelobte mir, zu thun, was in seiner Macht stände; und als ich dringender wurde, gab er mir einen Brief an den Gefängnißdirector, um mein Heil zu versuchen, wobei er mir nicht verhehlte, daß ich wahrscheinlich einen schweren Stand haben würde, denn die Befehle seien sehr strenge.

Mit diesem Briefe warf ich mich in den ersten besten Fiaker und versprach dem Kutscher, nicht wie die Dumas'schen Romanhelden zehn Louis-d'or, aber doch ein doppeltes Trinkgeld, wenn er seine Rosinante nicht schonen wollte. Der gute Mann that sein Möglichstes mit Peitschenhieben und sanften Flüchen; trotzdem bedauerte ich unterwegs, daß sich die schöne Erfindung der Dampfkraft noch nicht auf die gewöhnlichen Droschken erstreckte. Endlich fuhren wir, auf der route de Fontainebleau, an der kleinen Kapelle vorüber, die man dem Gedächtniß des hier in den schrecklichen Junitagen 48 meuchlings ermordeten Generals Brea erbaut hat, und nach weiteren zehn Minuten hielten wir vor der Zugbrücke des Forts.

Die Schildwachen ließen mich ungehindert passiren und ich gelangte gleichfalls unangefochten in den zweiten Hof, wo die Kasematten liegen. Es ist überhaupt eine bekannte Sache, daß man in jedes Gefängniß viel leichter hinein als wieder heraus kann.

Ich übergab einem Unterbeamten den Brief und bat ihn, mich bei dem Director anzumelden. Dieser empfing mich sehr freundlich, erklärte aber, daß er den Delinquenten so ohne Weiteres nicht entlassen könne (ich bekam einen Schreck, wie wenn man mich selbst arretirt hätte), daß er mir aber gern gestatten wolle, ihn zu besuchen. Zugleich bemerkte ich im Vorzimmer eine Menge Herren und sogar einige Damen, die vermuthlich in ähnlicher Absicht gekommen waren wie ich. Der Director hatte unterdessen in verschiedenen Protocollen nachschlagen lassen und richtig, der Name fand sich: Leopold v. R., Nummer 127; aber die Rubrik, in welcher die Vergehen der einzelnen Gefangenen, also der eigentliche Grund der Verhaftung, aufgeführt sind, und die bei den übrigen verschiedentlich lauteten: „Rebellion, aufrührerische Rufe, das Tragen von Waffen, Widersetzlichkeit gegen die Polizei, Thätlichkeiten, zertrümmerte Laternen und Fensterscheiben" ꝛc., diese Rubrik war bei meinem Schützling leer, ein wichtiger Umstand, auf den ich mir sofort erlaubte, den Director aufmerksam zu machen. Er zuckte trotzdem die Achseln, aber er begleitete mich doch in die Kasematten.

Eilen wir, schon aus Rücksicht für die Leserin, schnell an diesem traurigen Bilde vorüber. Man hatte die sämmtlichen gewölbten und bombenfesten Räume mit größter Hast in provisorische Gefängnisse umgewandelt, weil man die anderthalb tausend Arretirten anderswo nicht unterzubringen wußte.

Das Licht fällt nur durch die Schießscharten der vier Fuß dicken Mauern hinein und etwa durch die hohen eisenbeschlagenen Thüren, wenn die Wärter dieselben aus Mitleid offen lassen. Aber jetzt sträubt sich meine leichte, nur der heiteren Causerie bestimmte Feder, den Eindruck zu schildern, der mir ward, als ich die Kasematte Nr. 4 betrat, wo der Director sofort einen der Wärter beauftragte, Nr. 127 zu rufen. Alles nach Nummern, Gott verzeih

mir's, wie das liebe Vieh. Der Geruch, der mir entgegenschlug, war entsetzlich, überwältigend, was sich indeß erklärt, wenn man bedenkt, daß dort gegen 150 Menschen zusammengepfercht waren, von denen gut neun Zehntheile aus Vagabonden und schofelem Gesindel bestanden. Der arme Leopold fiel mir weinend um den Hals, er sah bleich und zerstört aus wie ein zum Tode Verurtheilter und zitterte dabei am ganzen Körper, denn er hatte augenscheinlich das Fieber. „Sie kommen, mich zu erlösen", schluchzte er, „das lohne Ihnen Gott! O, ich wußte wohl, daß ich auf Sie rechnen konnte; mein ganzes Vermögen" . . . Ich beruhigte den guten geängsteten Burschen und hatte natürlich nicht den Muth, ihm zu gestehen, daß es mit der Erlösung noch gar nicht so gewiß sei. Ein Blick auf den Director sagte mir dies nur zu gut, denn er zuckte wieder die Achseln. Rathlos schaute ich umher, denn das hatte ich mir bereits im Stillen gelobt: entweder meinen jungen Freund mit fortzunehmen, oder, oder . . . mir wurde wirklich ganz wirr im Kopf. Da geschah Etwas, das sich in einem Roman nicht unerwarteter und wunderbarer hätte fügen können, das sich aber einfach so zutrug, wie ich es erzähle.

In dem kleinen, von gewaltigen Palisaden umzäunten Hofe gingen mehrere Herren auf und ab, die ich bereits bemerkt hatte; plötzlich tritt einer von ihnen auf mich zu und wer ist es? Niemand anders, als der Unbekannte aus dem Café des Variétés, der mich schon einmal gerettet. Ich glaube meinen Augen nicht zu trauen, aber er ist es wirklich. Dieselbe hagere, lange Figur in dem schwarzen, bis an das Kinn zugeknöpften Oberrock. Er hat mich ebenfalls erkannt, denn er macht eine Handbewegung, wie wenn er mit dem Finger drohte, redet darauf eine halbe Minute mit dem Director, der, zu mir gewendet, die Worte spricht . . . sie klangen uns wie eines Engels Stimme . . . „Lassen Sie Ihre Adresse zurück und dann nehmen Sie Ihren jungen Freund mit. Er ist frei. Der Herr da bürgt für Sie Beide." — In jenem Moment hätte ich gern eine große weiße Fahne haben mögen, um sie als Generalpardon vor sämmtlichen Gefangenen zu schwenken:

. . . „allen Sündern soll vergeben"
und die Hölle nicht mehr sein! . . ."

aber wie ich mich umsehe, um dem Retter zu danken, ist er verschwunden. Wenn das kein romantisches Abenteuer ist, so weiß ich nicht.

Doch nun auch keinen Augenblick länger verloren, der Boden brennt uns unter den Füßen; hinein in den Fiaker und meinetwegen drei-, vierfaches Trinkgeld, nur schnell in's Hôtel und dann in ein Bad, — und ein anderes Mal bleib hübsch zu Hause, die Straßenkrawalle können schon ohne Dich fertig werden. Hörst Du wohl, Du schlechter, aufrührerischer Patron, Du Barrikadenheld, Du . . .; er hörte mich nicht, denn kaum eingestiegen, fiel er todtmüde in die Wagenecke und schlief ein. Der kann den Freunden in Bonn Räubergeschichten erzählen, sagte ich lachend zu mir selbst, als ich dies Muttersöhnchen daliegen sah, ungekämmt und mit schmutzigen Händen, die feine Wäsche zerzaust, der neue Hut voll Beulen und der elegante Anzug vollständig ruinirt.

Ja, ja, die Freiheit ist ein köstlich Gut! Am nächsten Abend speisten drei Herren, der Onkel aus London war am Morgen angekommen, in dem eleganten Garten von Champeaux an der Börse, unter plätschernden Kaskaden, Palmen und Blumen, und schienen sehr guter Dinge zu sein; der jüngste von ihnen entkorkte lustig eine Flasche Röderer und ließ, ganz gegen die Pari-

ſer Sitte, den Pfropfen knallend an das Glasdach fliegen, alsdann eingeſchenkt und angeſtoßen und ausgetrunken und wieder eingeſchenkt . . . „Leopold, trink nicht zu viel, Du ſiehſt ſchon wieder ganz roth aus“ . . . wer hätte wol in dieſem ausgelaſſenen Bürſchchen die unglückliche Nummer 127 von geſtern geahnt! —

Nun laſſe ich den Vorhang geſchwind fallen, denn das Drama iſt aus; aber ich ziehe ihn ebenſo geſchwind wieder in die Höhe, um auf den noch übrigen Seiten (ich wollte, ich hätte deren noch ein volles Dutzend) die eigentliche Monatschronik zu beginnen, deren Material mir dergeſtalt unter den Händen anſchwillt, daß ich es kaum bewältigen kann.

Ich laſſe die Politik des Monats dabei gänzlich aus den Augen; es würde zu viel ſein und zu ſpät kommen; nur ſo viel, daß Gambetta der Löwe des Tages namentlich bei den Damen, die bereits einen Chapeau-Gambetta tragen . . .

Aber auch in dem großen geſellſchaftlichen Kaleidoſkop der Weltſtadt, dieſem gewaltigen auf- und abwogenden Ocean, wo ſich die verſchiedenartigſten Ereigniſſe ſo maſſenhaft drängen und ſich oft dergeſtalt überſtürzen, daß ſelbſt ein gewiſſenhafter Chroniſt ſie mit dem beſten Willen nicht ſämmtlich berückſichtigen kann, ſind in dem verfloſſenen Monat eine Menge Bilder aufgetaucht, unter denen das farbenbunteſte unſtreitig die Erſcheinung des Vicekönigs von Egypten iſt, ſchon der überprächtigen Coſtüme wegen, in denen er und ſein aus mehr als fünfzig Perſonen beſtehendes Gefolge auftrat. Grade wo ich dies ſchreibe (am 6. Juli) iſt Ismail Paſcha zum zweiten Male auf ſeiner europäiſchen Rundreiſe in Paris eingetroffen, nachdem er bereits im vorigen Monat acht Tage lang der König der Boulevards geweſen. Eigentlich müßte ich Vicekönig ſagen, aber der Leſer kennt ſo gut wie ich die geheimen Pläne des Großneffen Mehemet-Ali's, um den anticipirten Titel gerechtfertigt zu finden. Ismail-Paſcha iſt übrigens kein unbekannter Gaſt in der Seineſtadt, denn er hat uns ſchon mehrfach beſucht, ſo unter anderem vor zwei Jahren bei Gelegenheit der Weltausſtellung, wo das egyptiſche Viertel auf dem Marsfelde, das ihm über vier Millionen gekoſtet haben ſoll, außerordentliche Senſation machte. Er ſelbſt freilich ſah ſich durch den Beſuch des Sultans ſehr in Schatten geſtellt, deſſen Ankunft er auch nicht abwartete, ſondern vermied, indem er vorher nach Vichy ging. Diesmal iſt er aber faſt wie der Sultan ſelbſt empfangen worden; der Kaiſer ſtellte ihm den Palaſt des Elyſée zur Dispoſition und Ismail-Paſcha bezog dieſelben Säle und Gemächer, welche damals der Padiſchah bewohnte, der nominell noch immer ſein Herr und Gebieter iſt, obwol der Diener und Unterthan grade in dieſem Moment darauf ausgeht, das loſe und längſt imaginair gewordene Joch völlig abzuſchütteln. Er ſoll indeß ziemlich enttäuſcht von ſeiner Rundreiſe und namentlich von London zurückgekehrt ſein, und die Politiker ſehen bereits wie ein Gewitter am fernen Horizont eine neue orientaliſche Frage aufſteigen. Trotzdem kann man dem Vicekönig ſeine Sympathien nicht verſagen und zwar wegen des Suezcanals, den er von Anfang an allerdings zunächſt im Intereſſe ſeines eigenen Landes, unter ſeinen mächtigen Schutz genommen und der jetzt ſo weit gediehen iſt, daß ſeine Eröffnung nahe bevorſteht. Wir dürfen dies Rieſenunternehmen, das mit dem transatlantiſchen Kabel und der Pacificbahn wol das großartigſte Friedenswerk unſeres Jahrhunderts iſt, nicht nennen, ohne dabei zugleich des Mannes zu gedenken, der vor mehr als fünfzehn Jahren den gigantiſchen Plan faßte und

denselben unter namenlosen Schwierigkeiten und unter unbeschreiblichen Mühen und Sorgen jetzt endlich verwirklicht sieht: des Herrn von Lesseps, der sich dadurch ein Monument gesetzt hat: aere perennius. Da begreift sich der Wunsch des Vicekönigs sehr leicht, die feierliche Einweihung des Canals durch die Gegenwart der gekrönten Häupter Europa's zu verherrlichen und es ist in Wahrheit zu beklagen, daß sich eine Menge politischer Bedenken, noch dazu der ernstesten Art, wie man uns versichert, der Erfüllung dieses Wunsches entgegenstellen. Die französische Kaiserin hat freilich die Einladung sofort für sich und den kaiserlichen Prinzen angenommen (der Kaiser selbst kann unmöglich so weit außer Landes gehen), aber jetzt scheint auch die Reise der Kaiserin auf Schwierigkeiten zu stoßen, wenigstens hat sie bereits Veranlassung zu diplomatischen Noten gegeben. Mir wird dabei fast wie dem guten Max Piccolomini zu Muthe:

. . . „O diese Staatskunst! wie verwünsch' ich sie! . . ."

Doch lassen wir das; wir können es ja doch nicht ändern. Schauen wir lieber einen Augenblick, wenn auch nur durch das Schlüsselloch, hinein in das schöne Hôtel der Rue Pigalle, wo Herr Oppenheim, der Banquier des Vicekönigs, Sr. Hoheit ein Fest gegeben, das man mit Recht die tausend und zweite Nacht der Märchenerzählerin Scheherezade genannt hat.

Die Berichterstatter sind außer sich über die dort entfaltete Pracht und nennen in ihrem Enthusiasmus den Amphytrion bald Oppen- bald Hoffen- bald Hopfenheim; aber wenn man für eine Soirée 50,000 Franken ausgeben will, so kann man auch etwas haben für sein Geld. Eine mehr als hundert Fuß lange und eigens zu diesem Zwecke erbaute Spiegelgalerie voll von blühenden Tropengewächsen, mit parfümirten Springbrunnen, zahllosen Kronleuchtern und Candelabern, kostbaren Stoffen und Gehängen, goldenen Möbeln und Geräthen, diente zum Empfangssaal; auch Theater wurde gespielt: ein kleines Stück von Alfred de Musset und die bösen Zungen, die nichts verschonen, erzählen, der Gastgeber hätte sich nach der Adresse des Dichters erkundigt, um ihn ebenfalls einzuladen. Herr Waldteufel, der Kapellmeister mit dem bösen Namen und der köstlichen Musik, dirigirte das Orchester und das Souper soll gradezu an's Fabelhafte gestreift haben. Madame Oppenheim, nebenbei bemerkt eine der schönsten Frauen von Paris und ebenso liebenswürdig wie schön, trug eine mit echten Perlenschnüren besetzte rothe Atlasrobe (ich citire nur diese eine Toilette, sonst würde ich ewig nicht fertig) und der persische Gesandte mit einer von Gold und Edelsteinen strahlenden Suite, vollendete das phantastische orientalische Bild. Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als der Monster-Cotillon eben erst begonnen hatte . . . sie tanzen am Ende noch, sage ich zu mir selbst, während ich diese Notizen niederschreibe.

Am Sonntage vorher fand ein ungeheuerer Zusammenlauf von Menschen auf dem Marsfelde statt, aber ein durchaus friedlicher, denn man wollte den großen Lambert'schen Luftballon aufsteigen sehen. Herr Lambert ist der bekannte Nordpolfahrer, d. h. bis dato in spe, denn er ist noch immer nicht abgereist. Im Gegentheil, seine Actien stehen sehr schlecht, oder mit anderen deutlicheren Worten; es fehlt ihm an Geld, so daß vorläufig seine Expedition noch nichts mehr als ein Project ist. Wahrlich kein Compliment für die französische Nation, die bei jeder Gelegenheit laut und prahlerisch behauptet, sie stände an der Spitze der modernen Civilisation und trüge die Aufklärungsfackel den übrigen Völkern voran und was dergleichen hohle Phrasen

mehr sind. Während Deutschland bereits die zweite Polfahrt ausgerüstet und abgesandt hat, kann der arme Herr Lambert seine elenden zwei, dreimalhunderttausend Franken nicht zusammenbringen, trotz aller Reclamen, Annoncen und Anpreisungen, und von Oben herab ist so gut wie nichts geschehen, ihn in seinem doch jedenfalls sehr verdienstlichen Unternehmen zu unterstützen. Als man im vorigen Winter der Patti vor ihrer Abreise nach Petersburg „ein kleines Andenken" schenken wollte, waren die hunderttausend Franken für das Collier, deren sie jetzt drei, vier hat, in wenig Stunden gezeichnet und die Sache blieb doch ganz en famille, unter dem Publicum der Italienischen Oper und den Mitgliedern des Jockey-Clubs; Herr Lambert schüttelt dagegen schon zwei Jahre lang seinen Klingbeutel und sagt für jeden Franken ein rührendes „Vergelt's Gott", lichtet aber noch immer nicht die Anker. So war auch der neuliche Luftballon als Speculation verfehlt, denn die meisten Zuschauer waren außerhalb der Enceinte geblieben, deren Entrée doch nur fünfzig Centimes kostete, oder sie hatten sich auf die gegenüberliegenden Terrassen des Trocadero begeben, wo man das Schauspiel vortrefflich sehen konnte und obenein gratis, was die Hauptsache war. So kam die pariser Bevölkerung, „die ebenso hochherzige wie intelligente", den Bestrebungen eines ihrer Mitbürger entgegen. Herr Lambert stieg dann auch mit seinen sechs Gefährten in die Luft und am Abend desselben Tages in der Nähe von Chartres glücklich wieder herab; soll aber ein starkes Deficit erleiden, da die Herstellungskosten des Ballons den Ertrag der Einnahme bedeutend überwiegen. Möge dies nur kein böses Omen für seine Polarreise sein!

Jetzt zum Schluß (denn ich sehe, ich bin überlang geworden und hätte doch noch so viel zu erzählen) ein Wort über das neue Weltwunder, das erst vor einigen Tagen hier eingetroffen ist und außerordentliche Sensation erregt: die Prinzessin Félicia; freilich nur eine Theaterprinzessin, aber von so überaus kleinen Dimensionen, daß diesmal die Reclame wirklich Recht hat, wenn sie das Püppchen als die kleinste lebende Zwergin der Welt ausposaunt. Das Fräulein ist nämlich nur fünfzig Centimeter hoch; also genau anderthalb rheinische Fuß — ich bitte die Leserin, das Maß an ihrem Sonnenschirm und den Leser an seinem Spazierstock zu nehmen, und mir zu sagen, ob dies kleine Wesen, das ißt und trinkt, lacht und schwatzt, tanzt und singt, wie jedes andere Menschenkind, nicht das phänomenalste aller Phänomene ist? Man brachte sie gleich nach ihrer Ankunft zur Kaiserin, die sie in ein Arbeitskörbchen legte und zu ihrem Herrn Gemahl hinübertrug, auf dessen Schreibtisch sie eine Zeitlang hin und herspazierte, über Bücher und Papiere wegsprang, sogar einen Purzelb . . ., doch nein, es ist eine Dame, und ich brauche nicht zu übertreiben, die Sache ist schon an sich komisch und possierlich genug.

Die Prinzeß Félicia ist übrigens erst sieben Jahre alt und die Aerzte, die sie untersucht haben, prophezeihen ihr noch ein gedeihliches Wachsthum von wenigstens acht bis zehn Centimeter, wodurch sie auf etwa zwei Fuß Länge käme. Der berühmte Tom Pouce, der fast drei Fuß mißt, bleibt also im Vergleich zu ihr noch immer ein Riese, auch ist derselbe ja längst verheirathet und ehrbarer Familienvater und doch fiel er mir unwillkürlich ein, als ein Herr neben mir im Cirque de l'Impératrice, wo die Kleine allabendlich zu sehen ist, an seine Nachbarin die wehmüthige Frage richtete: „Sollte das Geschöpfchen wohl je einen Mann bekommen?" Und wenn dies, setzte ich (natürlich in Gedanken) hinzu, auch Kinder?

Im Rauchzimmer.

„Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern find'st Du nit." Dieser Kamerad liebte das Reisen, aber er haßte den damit verbundenen Aerger (über Gepäckträger, Schaffner, Oberkellner ꝛc.) und verabscheute die Kosten. Jedesmal daher, wenn der Sommer kam und der Touristenzug gen Süden oder Westen, an das Meer oder in die Berge begann, machte er es folgendermaßen. Zuerst, um sich in die Stimmung zu versetzen, sang er das schöne Lied von Platen:

„O wonnigliche Reiselust,
An Dich gedenk' ich früh und spat —"

Dann stellte er sich vor das Schaufenster irgend einer Buchhandlung und musterte mit der Frage: „Wohin reisen wir?" die Auslage. Damals war noch die Zeit der Bädecker. Jedesmal daher, wenn ein neuer Band dieser Collection erschienen war, fiel er eifrig über ihn her, kaufte sich denselben für $1^1/_2$, höchstens 2 Thaler und trug ihn freudig nach Hause. Hier nun benutzte er alle freie Stunden, um die Haupt- und Nebentouren zu studiren, die großen Städte zu besuchen, in den großen Städten die Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen, in den guten Restaurationen derselben zu speisen und Ausflüge zu machen nach den bemerkenswerthesten Punkten der Umgegend. Solch' eine Reise dauerte gewöhnlich drei bis vier Monate; denn mein Freund war sehr gründlich und beruhigte sich nicht, bis er jeden Winkel des betreffenden Landes kennen gelernt hatte. Dafür hatte er aber den Vortheil, viel mehr von der Schweiz, von Tyrol ꝛc. zu wissen, als diejenigen seiner Bekannten, welche wirklich dort gewesen, und er pflegte dieselben, wenn sie nach vierwöchentlicher Abwesenheit wiederkehrten, in ein Examen zu nehmen, welches sie meistens sehr schlecht bestanden. Er aber rieb sich dann die Hände und lachte und rief: „Meyerchen, Meyerchen! Was seid Ihr für ein Narr! Zweihundert Thaler laßt Ihr's Euch kosten, laßt Euch von den Mücken stechen und von den Fliegen kränken, zankt Euch mit den Wirthen und werdet handgemein mit den Hausknechten, reist in die Schweiz, und geht von Brunnen nach Schwyz den steilen Weg über die St. Hubertuskapelle! Wäret Ihr zu Haus geblieben, wie ich, und hättet den Bädecker gelesen, so würdet Ihr wissen, daß es jetzt einen viel besseren Weg giebt und einen, der näher obendrein ist, durch die Wiesen!"

Meyerchen, Meyerchen! Ich fürchte, daß Dein Beispiel verführerischer ist, als das meines guten Kameraden, der den Bädecker studirt. Tausende werden den steilen Weg über die St. Hubertuskapelle gehen und nicht Einer wird zu Hause bleiben, um den Weg durch die Wiesen zu finden. Aber — wie Heine sagt: „und der Eine — ach! bin ich." Anstatt im „Rauchcoupé" zu sitzen, sitz' ich noch im „Rauchzimmer", der Letzte meiner Brüder, und sende den Dampf meiner Cigarre melancholisch in's Abendroth, werfe ein Schnupftuch in die Luft und seufze: „Wohin?" — Wenn ich nun mein Kamerad wäre, so würde ich den Bädecker nehmen. Allein die Welt, welche — nachdem Platen und Heine gesprochen, ist es billig, daß auch Uhland einmal zu Worte kommt — also, die Welt, welche mit jedem Tage schöner wird, hat mir seitdem die Wahl zwischen Bädecker und Berlepsch gegeben, und ich muß gestehen, daß ich seit meiner ersten Schweizerreise Berlepsch als mei-

nen ganz besondern Freund betrachte. Ueberall fand ich ihn zuverlässig und wolunterrichtet, in der Schweiz und Südfrankreich, in Westdeutschland und Thüringen, in London und Paris, und ich ergreife daher mit Begier die Gelegenheit, an seiner Hand auch die Orte kennen zu lernen, an welchen — wie verlockend für einen Berliner! — sich augenblicklich die wenigsten Berliner befinden, nämlich — Berlin und Potsdam.

Dieser kleine berliner Führer ist nur ein Auszug und Vorläufer des großen Werkes über Norddeutschland, welches demnächst erscheinen wird; allein, so klein er ist, so vollständig ist sein concis gefaßter, übersichtlich gegliederter Text, so vorzüglich sind seine Karten und Situationspläne, so sorgfältig gearbeitet seine Tabellen und Namensregister, so nützlich und originell sein „Orientirungsfahrten-Verzeichniß für den Kutscher." Nur die Kost gefällt uns nicht! Das heißt: sie gefällt Berlepsch nicht. Bei Tische, sagt er, trinkt man französische oder Rhein-Weine; dagegen läßt sich nichts einwenden. Es ist eine goldene Regel, daß man entweder den einen oder den andern trinkt, wenn man es nicht etwa wie unser Kleinstädter macht, der beide trinkt. Aber warum dieses Ausrufungszeichen hinter „französisch"! warum dieses Fragezeichen hinter „Rhein-Wein"? Und warum, wenn dem freien Sohn der Schweizer Republik „die königlichen Firmen mit königlichem Essen und Trinken bei königlichen Preisen" ein Dorn im Auge waren, wandte er sich dann nicht vom Café Prince Royal und Café Royal zu dem bescheidenern Hiller gegenüber, der zu seiner Empfehlung nicht Scepter, noch Krone, sondern nur einen Speisezettel hat, eine Elle lang und eine halbe breit? Warum bringt er Borchardt in den Verdacht, daß derselbe nur kalte Speisen und auch die nur an Gourmands und Officiere verabreiche? Wir, die wir das Letztere zu sein nicht die Ehre, das Erstere zu werden nicht die Aussicht haben, erinnern uns trotzdem manch' eines warmen Diners und manch' eines noch wärmeren Soupers, das wir in dem großen Hinterzimmer von Borchardt fröhlich verspeist. Und wie tief ist Kranzler gesunken! „Einst berühmtes Local der Gardeofficiere, jetzt in den Abendstunden kleine Börse, besonders Israeliten", sagt Berlepsch. „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, doch neues Leben blüht auf den Ruinen", sagt Schiller. Und welch' absonderliche Meinung hat Berlepsch von der Verpflegung in unseren Salons und den Abwegen, auf welche der Hunger die Besucher derselben hinreißt! — „Nacht-Conditoreien: zum Theil nicht im besten Geruch stehend, von der Polizei streng überwacht, dienen nicht selten denjenigen unglücklichen Gesellschaftsopfern noch als rettendes Restaurationsasyl, die überhungrigen Magens aus einer ästhetischen Theevisite kommen." Allein die „unglücklichen Gesellschaftsopfer", welche die Nacht-Conditoreien frequentiren, pflegen nicht „aus einer ästhetischen Theevisite", sondern meist aus dem Orpheum und der Walhalla zu kommen, und wenn sie „überhungrigen Magens" sind, so ist das ihre eigene Schuld, indem an den genannten Orten für Geld Alles, selbst Speis' und Trank zu haben ist. Berlepsch ist ein so vortrefflicher Führer in den Straßen, den Museen, den Theatern, den Sehenswürdigkeiten Berlins, kurz, auf allen Gebieten, daß wir ihn auch auf dem der Gastronomie gern frei von dem veralteten Vorurtheil sähen, nach welchem man in unsern Salons Hunger litte und in unsern Restaurants nicht viel fände, denselben zu stillen.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der Salon.

Der Sträfling.

Erzählung von **Adelheid von Auer.**

Es war nicht das erste Mal, daß Frau von Holm, die mit ihrer Dienerin die untere Etage des Lindenhofes, eins der kleinen, ländlichen, zur Aufnahme für Gäste eingerichteten Häuser des Badeortes S., bewohnte, durch einen in den oberen Räumlichkeiten stattfindenden Lärm aus dem ersten frühen Schlummer geweckt wurde. Oben wohnte ein reicher Bankier, Herr Salhof, eigentlich ein unangenehmer Patron, eben so reich als geizig, eben so hochfahrend gegen unter ihm stehende Leute, eben so rücksichtslos sich gegen diese in leidenschaftlicher Heftigkeit gehen lassend, als er glatt und gefeilt sich in der Gesellschaft bewegte.

Es wohnte Niemand in dem kleinen, etwas weit ab vom Brunnen und dem Mittelpunkt des Städtchens gelegenen Hause als unten die Dame mit ihrer Dienerin, oben der Bankier mit seinem, übrigens nur für die Saison engagirten Diener oder, wie der Bankier ihn prahlend zu nennen pflegte, seinem Privatsecretair. Der junge Mensch sah sehr anständig aus, ließ es scheinbar an Aufmerksamkeiten für seinen Herrn nicht fehlen, war still und unterwürfig, dienstfertig gegen die übrigen Hausgenossen und so schwer es ihm manchmal werden mochte, die vielfachen Launen und die rohe Behandlung seines Herrn zu ertragen, so verrieth sich dies doch wenigstens in Gegenwart Anderer nur durch seine zusammengepreßten Lippen, den Wechsel seiner Farbe, nie durch unehrerbietigen Widerspruch. Herr Salhof behauptete, er tränke, und ein paarmal war es der Dame selbst so vorgekommen, als sei der Verdacht nicht ganz ungegründet, wenn Friedrich mitunter etwas länger bei Besorgung der Aufträge seines Herrn fortblieb, als dieselben erheischten, dann mit erhitztem Gesicht zurückkehrte und seine Bewegungen so gewiß hastig und unsicher waren. Das konnte aber eben so gut andere Gründe haben, die Verspätung eine zufällige sein und die Angst vor des Bankiers Rohheit ihm diese Unsicherheit und Hast geben, denn wirklich zweifellos betrunken hatte ihn die Dame nie gesehen.

Frau von Holm war wol halb und halb auf diese Störung ihrer Nachtruhe gefaßt gewesen. Kurz ehe sie sich dazu in's Haus zurückzog, war der Bankier noch zu ihr gekommen, ihr seine Noth mit dem unzuverlässigen Menschen zu klagen.

„Heut' bin ich hinter Etwas gekommen, das ihm den Hals bricht", sagte der Bankier, „und wenn ich irgend Aussicht hätte, ihn jetzt hier ersetzen zu können, jagte ich ihn noch heut' fort. Da ich das aus Rück-

sicht für mich nicht kann, kostet es ihm wenigstens ein Drittel seines Lohnes. Denken Sie, der Mensch ist verheirathet, hat Frau und Kind."

„Was schadet das?" fragte die Dame; „verheirathete Leute können allerdings unbequem werden, aber da Sie den Diener nur für die Reise gemiethet haben, nur für kurze Zeit —"

„Gleichviel, ich will auch für diese kurze Zeit nur für einfache, nicht für dreifache Rechnung bestohlen werden", entgegnete der Bankier. „Zudem, ich hatte es als Bedingung gestellt, der Mensch hat mich frech belogen, als er sich für ledig ausgab. Er ist ein Lügner, ein Heuchler, ein Säufer. Er hat eine jähzornige Gemüthsart, die er nur künstlich unterdrückt. Ich kann Sie versichern, ich fürchte mich manchmal vor den wilden, tückischen Blicken, mit denen er meine Zurechtweisungen aufnimmt."

Dies Gespräch fand des Abends statt, als die beiden alten Herrschaften, die Rücksicht auf ihre Gesundheit zu nehmen hatten, die Plätze vor der Thür verließen, um das Zimmer aufzusuchen. Als sie durch die Gartenpforte gingen, Frau von Holm voran, trat ihnen ein Mann entgegen, der, seinen Hut hinhaltend, etwas brüsk um ein Almosen bat. Frau von Holm fuhr ein wenig erschrocken zurück, langte aber augenblicklich nach ihrem Portemonnaie und reichte dem Bettler eine Gabe.

„Hier wird nicht gebettelt", wies der Bankier ihn rauh ab.

„Hier wird auch wol nicht gehungert", entgegnete der Mann verbissen, „wenn Eins nicht sein soll, stellt doch erst das Andere ab und schreibt Eure Gesetze nicht mit vollem Magen."

Der Bankier hob seinen Stock.

„Ho ho!" machte der Mann, trat aber doch einen Schritt zurück, wobei er sich aufrichtete und seine volle, muskulöse Gestalt zeigte, die wol Bedenken vor einem thätlichen Angriff seiner Person einflößen konnte.

Auch ging der Bankier mit einem leise gemurmelten: „Es ist nicht mehr auszuhalten, ich werde die Polizei auf den Unfug aufmerksam machen", an ihm vorbei in's Haus.

„Was war das für ein Gesicht, das vergesse ich in meinem Leben nicht", bemerkte Frau von Holm, leicht zusammenschauernd.

„Das kommt Alles von der unaufmerksamen Bedienung", fuhr der Bankier zu schelten fort. „Solch' ein Herumtreiber von Bedienten! Na, der Mensch soll nur heut' kommen!"

Das war das Vorspiel zu der nächtlichen Scene, die, wenn der Lärm auch nur in gedämpften Tönen in das untere Geschoß drang, dennoch Frau von Holm aus ihrem leisen Schlaf erweckte.

Sie hatte wenig Sympathie für den Bankier und mehr Mitleid mit dem Diener, der ihr ein trauriges Loos gezogen zu haben schien. Ihr war nichts so fatal, flößte nichts so viel Verdacht gegen äußere und innere Bildung des Menschen ein, als brutale Behandlung von Untergebenen, die damit in die demoralisirende Nothwendigkeit versetzt werden, um ihrer äußeren Existenz willen ihre Menschenwürde preiszugeben.

Je mehr der Bankier eine feine Umgangsform mit Seinesgleichen oder Höherstehenden festzuhalten verstand, desto mehr nahm sie es ihm übel und hielt es für einen Mangel an richtigen Herzenseigenschaften, daß er jegliche Form der dienenden Classe gegenüber rücksichtslos verletzte. Diese Betrachtungen waren es noch mehr als die Unruhe oben, die sie nicht wieder einschlafen ließen.

Sie hörte des Bankiers scheltende Stimme, sie hörte, wie Friedrich antwortete, anfangs ruhig, gemessen, dann wieder der Bankier, dann Beide lauter werdend, zugleich sprechend, zu verstehen war kein Wort. Frau von Helm ärgerte sich theils über die Rücksichtslosigkeit des Bankiers, der seinen Zorn, wie sie mit Recht meinte, wol bis zum andern Morgen hätte zügeln können, theils fing sie an sich zu ängstigen. Man kann ja nie wissen, welch' einen Ausgang ein Streit nimmt, bei dem beide Theile die Herrschaft über ihre Leidenschaft verlieren. Sie erhob sich halb im Bett, indem wurde die Thür oben heftig aufgerissen, ein dumpfer Ton, wie von dem Fallen eines schweren Körpers herrührend, ertönte gleichzeitig. „Er wirft ihn zur Thür hinaus, der arme Mensch muß hingefallen sein," dachte sie, und daß sie abermals die Thür aufreißen und heftig in's Schloß fallen hörte, bestärkte sie in dem Gedanken.

Oben im Zimmer ertönten hin- und hereilende Schritte, auch hörte sie wieder sprechen, konnte aber nicht unterscheiden, ob es der Bankier oder Friedrich war. Sie fühlte sich von einer seltsamen Unruhe ergriffen, stand rasch auf und kleidete sich an, indem dauerte aber das Hin- und Hergehen fort, wenn auch nicht mehr von scheltenden Stimmen begleitet. Dann öffnete sich wieder die Thür, es kam Jemand die Treppe hinunter, rasch, aber leise, wie um die schlafenden Bewohner des Hauses nicht zu stören, als er an ihrer Thür vorübereilte, öffnete sie diese.

„Friedrich!" sagte sie leise, dennoch fuhr der Mensch vor dem Ton so erschrocken zurück, als habe sie ihm ein Pistol auf die Brust gesetzt.

„Was ist los oben, was hat der Herr Ihnen gethan, wo wollen Sie hin?" fragte sie hastig.

„Fort, weggejagt, hinausgeworfen", preßte er zwischen den Zähnen hervor.

„Waren Sie das, der so hinfiel? Haben Sie sich verletzt und —. Kommen Sie herein, Friedrich", fuhr die mitleidige Dame fort.

„Nein, nein", sagte er hastig. „Ich danke sehr, Sie sind sehr gütig, aber er hat mich fortgejagt, ich gehe; o, der Herr ist ein Satan, der kann ehrliche Leute zu Spitzbuben und Mördern machen, man ist doch auch nur ein Mensch!"

„Sie haben sonst immer ruhig sein Schelten hingenommen, heute nicht, ich hörte es, da haben Sie ihn gereizt."

„Ich war nicht ganz bei mir, ich hatte getrunken", sagte er trotzig.

„Also thun Sie das doch, da hatte er ja Recht, Sie zu schelten."

„Ja, er hatte Recht" — gab Friedrich kleinlaut zu.

„Sie hatten ihn auch belogen —"

„Ja, auch darin hatte er Recht, aber so braucht kein Mensch den andern herunter zu reißen, so nicht; Herr Gott, lieber will ich auf der Straße umkommen, ehe ich mir das gefallen lasse.“

Der Mensch war so aufgeregt, daß er an allen Gliedern zitterte und sein farbloses Gesicht vor Leidenschaft zuckte.

„Ich möchte Sie so nicht fortlassen“, sagte Frau von Holm. „Bleiben Sie in meinem Vorzimmer, wir sprechen morgen weiter über die Sache.“

„Ich werde lieber wiederkommen, jetzt möchte ich hinaus, in die Luft, ich bin schon ganz nüchtern“, versicherte er, „ich kann auch in ein Wirthshaus gehen und da schlafen, ich habe Geld, ich bin abgelohnt, wenn auch knickrig genug. Es ist eine Schande für einen so reichen Herrn. Gute Nacht, gnäd'ge Frau, und vielen Dank für Ihre Güte.“

Er wartete eine weitere Einwendung nicht ab, sondern stürzte an ihr vorüber zum Hause hinaus.

Sie öffnete das Fenster, sah ihm nach und sah ihn den zum Brunnen und zur Promende führenden Weg einschlagen, setzte also voraus, daß er sein letztes Wort erfüllen und sich ein Nachtlager in einer der in jener Richtung liegenden Wirthshäuser suchen werde. Der Gedanke beruhigte sie. Sie dachte es sich gar so traurig, so allein in der Nacht auf der Straße wie ein Ausgestoßener umherzuwandeln, Grimm gegen seine Mitmenschen im Herzen, der in der Einsamkeit anschwillt zu giftigem Haß. Weiß Gott, zu welchen Entschlüssen man in solcher einsamen Nacht kommen kann, in der alle Gefühle wild durcheinander toben. Die Nähe der Menschen legt ihnen Zwang auf, der Schlaf sänftigt sie vollends und das Gute, das da in Gefahr war, verloren zu gehen, ist dann am Morgen doch unverfälscht da und hilft wieder eine Strecke weiter auf der rauhen Bahn des Lebens.

Sie nahm sich vor, morgenden Tages recht mütterlich mit dem armen Menschen zu sprechen, sich nach seinen Verhältnissen zu erkundigen, ihm so recht gründlich auf den Zahn zu fühlen, wie es wol mit seiner Moral stehe, und ihm dann nach Kräften zu einer neuen und bessern Stellung zu verhelfen.

Mit diesen menschenfreundlichen Vorsätzen begab sie sich auf's Neue zur Ruhe, den versäumten Schlaf nachzuholen, aber er wollte sich nicht recht erquickend und stärkend einstellen. Sie schlief wol, aber unruhige Träume quälten sie. Immer und immer wieder war es der Lärm oben, der Streit zwischen dem Bankier und Friedrich, der den Inhalt derselben bildete, aber Beides in der Undeutlichkeit der Vorstellung, der wirren Uebertreibung, welche die Wirklichkeit in dem Spiegel des Traumes anzunehmen pflegt. Einmal fuhr sie erschrocken empor, es war ihr doch gerade, als hätte sie einen erstickten Hülferuf vernommen, sie lauschte ängstlich, aber Alles war still und sie mußte sich wol überzeugen, daß sie nur geträumt hatte.

So brach der Morgen an. Er lachte so freundlich in's Fenster hinein, blitzte so frisch aus dem thauigen Grase und färbte den Himmel

so rosenroth, daß Frau von Holm sich freute, den Anblick desselben mit dem wenig erquicklichen Schlaf vertauschen zu können. Sie lachte jetzt über sich und ihre Unruhe und erzählte der Dienerin davon. Sie nahm es sich vor, dem Bankier Vorwürfe über seine mangelnde Galanterie zu machen, ihm seine Rücksichtslosigkeit gegen den Schlaf seiner Hausgenossen gründlich, wenn auch in den Grenzen des Scherzes vorzuhalten, sie blieb auch bei dem Vorhaben, mit Friedrich zu sprechen und sich womöglich seiner anzunehmen, aber das Alles hatte doch eine ganz andere Färbung als in der Nacht, war Alles so viel einfacher, natürlicher. Die Härte des Bankiers schien ihr nicht mehr in's Maßlose gesteigert, Friedrich's verbissene Leidenschaft hatte den gefährlichen Charakter verloren, der sie einen Augenblick fürchten ließ, er könne sich an sich selber vergreifen, genug, der helle Morgen behauptete auch in ihrem Gemüth sein Recht und verjagte die Schattenbilder der Nacht, nicht leidend, daß sie mit ihrem dämonischen Spiel sich in das heitere Wesen des Tages mischten.

Zur bestimmten Stunde ging die Dame nach dem Brunnen. Der Bankier pflegte immer etwas später zu kommen, heute schlief er wol noch, wenigstens waren die Fensterläden oben noch verschlossen.

„Heut' kann er sich hübsch allein beim Anziehen helfen", sagte Frau von Holm, nicht ohne eine kleine Schadenfreude.

Die Promenade war wie immer sehr belebt. Die Bekannten fanden sich zusammen, die böhmische Musikbande spielte ihre heiteren Tänze und da das Bad keines von denen war, die einer letzten Hoffnung meist das Todesurtheil sprechen, man also keines dieser blassen Gesichter, keine der hinschwindenden Gestalten erblickte, die wie ein verkörpertes memento mori Denen, die im Badeleben nur Zerstreuung und Erholung suchen, alle Freude daran verkümmern, so war das Lebensbild, das sich dem Beschauenden darbot, ein recht helles.

Frau von Holm hatte bald vollends die Eindrücke der Nacht vergessen.

„Wo bleibt heut' Herr Salhof?" fragte eine ihrer Bekannten.

„Mein Gott, wo bleibt er?" fragte auch sie erstaunt. Die Zeit, zu der er zu kommen pflegte, war längst vorüber. Es war nun wol eigentlich kein Grund, ernste Besorgnisse zu hegen, wenn ein Mann, der, wie sie wußte, in seiner Nachtruhe durch Aerger gestört worden war, die gewöhnliche Zeit verschlief; vielleicht war er auch unwohl, wer konnte das wissen, in jedem Fall ließ sich sein Ausbleiben ganz natürlich erklären und dennoch ängstigte sie sich deshalb.

Sie kürzte ihren Spaziergang ab und eilte ihrer Wohnung zu. Eine kurze Strecke davon entfernt begegnete ihr der Brunnenarzt und schloß sich ihr an. Er war ein gesprächiger, netter Mann, mit dem sie sich sonst sehr gern und meist lebhaft unterhielt, diesmal war sie seltsam zerstreut und einsilbig in ihren Antworten. Er wollte eben fragen, ob ihr Etwas fehle, als sie, die Seitenallee einschlagend, die direct auf den Lindenhof zu führte, ganz erschrocken ausrief:

„Die Fensterläden sind wahrhaftig noch immer zu.“

Der Doctor sah sie erstaunt an.

„Der Bankier Salhof muß krank sein, er ist nicht nach dem Brunnen gekommen, er scheint noch nicht aufgestanden, sehen Sie, seine Läden sind noch nicht einmal geöffnet“, entgegnete sie mit besorgter Miene.

„Da wollen wir doch gleich einmal nachfragen“, sagte der Doctor und öffnete das Pförtchen, das den die Vorderseite des Hauses einschließenden Garten von der Straße trennte. Dort fanden sie die Dienerin der Frau von Holm damit beschäftigt, den Tisch vor der Thür ihrer Wohnung zum Frühstück zu decken.

„Hast Du nichts von Herrn Salhof gehört, ihn nicht gesehen, war der Friedrich nicht hier?“ fragte Frau von Holm eilig.

Das Mädchen schüttelte den Kopf: „Der Herr müssen noch schlafen, er hat noch nicht einmal geklingelt und der Friedrich hat sich auch noch nicht sehen lassen. Ach, gnädige Frau“, setzte sie hinzu, „da wird's wol gestern noch was gesetzt haben. Der Friedrich ging fort in der Absicht, sich zu betrinken und seinen Herrn zu ärgern, der Herr Bankier ist auch gar zu schlimm.“

Während Herrin und Dienerin sich so unterhielten, war der Doctor hinauf in die Wohnung des Bankiers gegangen, nach etwa zehn Minuten kam er mit verstörter Miene und bleichem Gesicht zurück.

Frau von Holm hatte nicht den Muth zu fragen, die schlimmsten Befürchtungen stiegen in ihrer Seele auf, sie sah den Doctor mit sprachloser Erwartung an.

„Sie müssen hier fort, gnädige Frau, wir müssen sogleich eine andere Wohnung für Sie suchen, dort oben ist Unerhörtes geschehen; der Bankier ist todt, ein Mord —“

„Unmöglich!“ schrie Frau von Holm erschrocken.

„Ein Mord ist begangen worden“, fuhr der Doctor fort. „Er liegt in seinen Kleidern auf dem Bett, die Kissen in Unordnung, das Haar wirr durcheinander. Er hat sich entschieden gewehrt, aber die Spuren an seinem Halse zeigen, in welcher Weise er überwältigt wurde. Kasten und Schränke weit offen. Mord, Raubmord — das ist hier nicht geschehen, so lange ich denken kann!“

„Und der Mörder?“ fragte Frau von Holm in größter Spannung.

„Wer weiß es! Sein Diener ist fort, dessen Bett unberührt!“ entgegnete der Arzt in bedenklichem Ton.

„Er hat ihn fortgejagt, mitten in der Nacht, ich habe die Scene gehört, ich habe den Menschen gesprochen. Der Bankier war ein schlimmer Herr. Ich hörte, wie er die Thür aufriß, wie Jemand hinfiel, dann kam Friedrich heruntergestürzt.“

„Und der Fallende war Friedrich gewesen oder der Bankier?“ fragte der Doctor.

„Friedrich, aber ich weiß es nicht, ich vermuthete so“ — stammelte Frau von Holm.

„Und Sie sahen, Sie sprachen ihn, welchen Eindruck machte Ihnen der Mensch? — Hätten Sie denken können, daß er von einer solchen That kam?“

„O nein, eher daß er zu einer solchen gehen könnte. Er war furchtbar aufgeregt und unterdrückte mühsam seine Leidenschaft.“

„Er ging aber fort, wirklich fort?“ fragte der Doctor wieder.

„Ich selbst sah ihn gehen, ich sah ihm nach, bis er in der nach dem Brunnen führenden Allee verschwand.“

„Und zurückkommen haben Sie ihn nicht sehen und oben war Alles still?“

„Still wie im Grabe. Und doch, einmal, o, aber dies war ein Traum, ich glaubte wenigstens gewiß, daß es ein Traum war. Ich träumte sehr wirr durcheinander. Dann riß mich ein unterdrückter Hülferuf aus unruhigem Schlaf empor. Ich lauschte, Alles still wie im Grabe, ich war überzeugt, daß ich geträumt hatte, o Gott, und doch passirte da gerade vielleicht das Schreckliche!“ — sie schloß schaudernd die Augen.

„Wie man sich in den Menschen irren kann“, setzte sie dann langsam die Augen wieder öffnend mit tief bewegtem Tone hinzu: „Nie, nie hätte ich das dem Friedrich zugetraut.“

Zwei Jahre waren seit dem Vorfall verflossen. In dem wenn auch geräumigen, doch düstern Hofe des Arbeitshauses zu N. spielte in der Nachmittagsstunde eines schönen, klaren Julitages ein kleines Mädchen, goldlockig, mit rothen Wangen, großen, hellbraunen Augen, die dunkel bewimpert waren und jenen reizenden Blick der Unschuld hatten, der an den Spruch des Herrn erinnert, der den Kindern das Himmelreich verheißt. Die Kleine ist die Enkelin des Schließers. Die Fenster seiner Wohnung blicken auch auf den düstern Hof hinaus und sieht man zuweilen hinter einem derselben das blasse Gesicht einer jungen Frau, der Mutter der Kleinen, die Augen fast unverwandt auf die Arbeit geheftet, die in ihren Händen rasche Fortschritte macht und die sie nur auf Augenblicke ruhen läßt, um nach Hannchen zu sehen, die ihren Spielplatz für gewöhnlich in dem kleinen, schmalen Garten hat, der unter dem Fenster vor der Thür zu ihres Großvaters Wohnung liegt. Sie arbeitet aber auch sehr viel außer dem Hause und dann führt der Großvater die Aufsicht über Hannchen oder das halb erwachsene Mädchen, die im Haushalt helfen muß, da Frau Bertha eben selten den Tag über daheim sein kann; am meisten aber ist's wol der liebe Gott, unter dessen schützendem Auge das Kind aufwächst und wunderbar gedeiht und einen rechten Instinct für alles Gute und Schöne hat, obgleich so viel widerliche Bilder es umgeben. Ja, vielleicht gerade deshalb. Der eigenthümliche Sinn, der Kinder wie Erwachsene so oft über das Gegebene hinausdrängt und dem Fernen zustreben läßt, veranlaßte Hannchen, zuweilen ihren Spielplatz auf den Hof zu verlegen. Der war so hübsch groß und

der Garten so klein und eng. Es that ihr auch leid, daß außer den Lindenbäumen in der Ecke dort gar nichts wuchs und sie versuchte immer wieder, hier und da kleine Beete anzulegen und mit Blumen zu bepflanzen, die aber in dem sandigen Boden schlecht gediehen.

Nun hatte der Großvater sie belehrt, sie müsse gute Erde aus dem Garten dorthin bringen, wo sie ihre Blumen pflanzen wolle, und da war sie nun eifrig beschäftigt, in ihrem kleinen Schubkarren Erde aus dem Gärtchen von einer Stelle, wo der Großvater ihr zu graben erlaubt hatte, nach dem Winkel zu karren, wo die Lindenbäume standen. Sie war fast allein auf dem Hofe. Trine, die kleine Dienerin, saß strickend im Garten und bewachte von da ihr Spiel, und unter den Linden, keine zehn Schritte von der Stelle entfernt, wo Hannchen ihren Garten anlegte, saß ein finster blickender Mann, die Augen fest auf den Boden geheftet und mit dem Stock, den er in der Hand hatte, Figuren in den Sand malend. Er war einer der Gefangenen, ein berüchtigter, schon vielfach bestrafter Dieb, durch den Urtheilsspruch der Richter zu so langer Gefängnißstrafe verurtheilt, daß weder ein Schimmer von Hoffnung auf ein frisch zu beginnendes besseres Leben ihm den Gedanken an das Ende der Strafzeit erleichtern, noch ein der Menschheit geweihtes Rachegelübde Aussicht auf Erfüllung hatte. Beinahe wäre ihm auf andere Weise Befreiung geworden. Der Tod rüttelte an den Eisenstäben seines Kerkers, aber es war noch nicht Zeit. Er zeigte dem unbußfertigen Sünder die Schreckniſſe der Ewigkeit, dann schwebte er vorüber; ob sein Warnungsruf an die Seele gedrungen — wer wußte es zu sagen!

Der Mann schien langsam zu genesen. Die Lungenentzündung, die ihm beinah den Tod gebracht, war gehoben, die Stiche in Lunge und Brust hatten nachgelassen und der Husten war weniger quälend; aber er war noch unfähig zu irgend einer Arbeit, war noch der Schonung, der Pflege bedürftig und so stellte man ihm alle Tage für ein paar Stunden einen Stuhl je nach der Witterung in den Sonnenschein oder in den Schatten der Linden und ließ ihn dort sitzen, bis die Sonne hinter den Mauern der Gebäude versank. Einen Wächter brauchte er vorläufig nicht. Seine Schwäche war ein besserer Wächter, als einst Schloß und Riegel dem verwegenen Spitzbuben gewesen waren, und diese Freiheit, die er zu benutzen außer Stande war, mochte niederdrückender auf ihn wirken, als einst die Gefangenschaft, da ungebrochene Kraft seine listigen Anschläge unterstützte.

Da sitzt er und flucht innerlich seiner Schwäche und wünscht brennend Genesung herbei.

Kein anderer Gedanke beschäftigt ihn, als der neuer Flucht, und wie das wilde Thier im Käfig rastlos auf- und niedergeht, so rastlos bewegen sich seine Gedanken immer nur um den einen Punkt.

Welcher Contrast zwischen den Beiden, dem Mann mit seinen schwarzen Phantasien, dem Kinde mit seinem harmlosen Spiel. Tag und Nacht können nicht verschiedener sein und doch gingen auch sie aus

demselben schöpferischen Geist hervor und ist der göttliche Funken in Keinem getödtet.

Während der Gefangene über seinen wilden, schmerzenden Gedanken brütet und die Kleine die Erde zu ihrem Blumengarten zusammenträgt, haben wir Zeit, den Schauplatz ein wenig zu schildern, auf dem diese beiden Existenzen ihre Lebenspfade auf- und abwärts spinnen.

Das Gefängnißgebäude ist ein ehemaliges Schloß, das confiscirte Eigenthum eines Staatsverräthers, der vor vielen Jahren sein verwirktes Leben im Gefängniß beschloß und dessen Stamm mit seinem Leben erlosch. Der kleine Flecken, der einst dem Besitzer des Schlosses lehnspflichtig war, ist längst zur Stadt erweitert und erhoben und schließt eine sehr betriebsame, Handel und Ackerbau treibende Bevölkerung in seinen Mauern ein.

Das Schloß, auf dem Plateau eines Berges erbaut, den gleichfalls hoch gelegenen Ort überragend, bildet namentlich von der Seite des unten vorüberströmenden Flusses aus einen herrlichen Ruhepunkt für das durch die Landschaft vielfach gefesselte Auge und giebt den waldbesetzten Höhen, die sich in malerischen Linien längs des linken Flußufers hinziehen, einen imposanten Abschluß. Es blickt mit seiner steinernen Ruhe majestätisch in die durch Vogelsang belebten Wipfel der alten Rüstern, Buchen und Eichen hinein und hinüber auf das Wiesen- und Waldland des jenseitigen Ufers, mit seinen hübschen Staffagen weidenden Viehs, es spiegelt sich im Strom und wirft allmorgendlich blitzendes Sonnenlicht von seinen Fensterscheiben zurück, als hätte es einen solchen Ueberfluß an Helle, daß es den Lichtstrom nicht zu bergen wüßte, während doch die meisten seiner Bewohner daran darben und selten einmal ein heller Funke in eins der verstockten Gemüther dringt.

Recht wie zum Spott auf die Zwingburg fluthet unten der Strom in lachender Freiheit vorüber. Zahlreiche Holzflöße schwimmen auf ihm dahin, die den Reichthum der russischen Wälder nach holzärmeren Gegenden ausführen. Sie verleihen dem stillen Landschaftsbilde einen seltsam fremden Charakter, einen eigenthümlich romantischen Reiz, besonders wenn der Tag mit seiner Thätigkeit, seinem wechselnden Geräusch zu Ende geht, wenn die Sägemühle schweigt, die dort unten am Stromesufer ihren Arbeitsplatz hat, wenn die Lichter in den Häusern verlöscht sind oder ihr Schein, durch Fensterläden abgeschlossen, nicht die kommende Nacht draußen erhellen kann und dann jenseits auf den Wiesen die Hirtenfeuer auflodern oder auch auf den Flößen die rothe Flamme aufzüngelt und die wilden Gestalten der Szimkis beleuchtet. Es sind dies die Führer der Flöße, arme Polacken, die fast nicht vom Wasser herunterkommen und mit ihren sonnverbrannten, schmutzigen Gesichtern, dem verworrenen schwarzen Haar, in ihren braunen Kitteln oder auch die Brust blos mit dem Hemd bedeckt, durch ihren Anblick fast Furcht einjagen können, während es harmlose, gute Geschöpfe sind. Das Floß ist ihr Haus, ihr halbes Leben verfließt auf demselben. Man hört sie in ihrem polnischen Jargon von einem Floß zum andern hinüber ein-

ander zurufen, sie fechten ihre Streitigkeiten mit geläufiger Zunge in weithin tönenden, polternden Scheltworten aus, ihre Lieder, melancholische Melodien in weichen Molltönen, ziehen auf den schwarzen Flügeln der Nacht weithin in die Ferne.

Auch glückliche, fest in der Heimat wurzelnde Herzen ergreift dann wol ein plötzlicher Zug ungerechtfertigter, unbeschreiblicher Sehnsucht. Das Auge versenkt sich in den dunklen Schooß der Wellen, bei Tag so durchsichtig blau, bei Nacht so undurchdringlich schwarz durch die Bäume blickend und über den Sand am Ufer mit eintönigem Geräusch hinspielend, die Sterne tauchen hinein, der Mond wirft silberne Lichter darüber und unten spiegelt sich die rothe Flamme, an der der Szimki seine Abendsuppe kocht.

Welch' abgeschlossenes, bedürfnißloses, äußerlich armes Leben führen die Leute auf ihrem heimatlichen Strom, wie geräuschvoll dagegen die Welt an beiden Ufern! Wie tausendfältige streitende Interessen beleben den dort wogenden Menschenstrom, wie wild ist der Herzschlag des Lebens, wie ungleich, wie wechselnd das Geschick, wie zweifelhaft, wie chimärisch das Glück!

Wahrlich! So Mancher möchte seinen Lebensnachen vom Ufer lösen können, an dem die gegebenen Verhältnisse ihn festhalten, und auf ihm fortschwimmen, weit fort mit den Wellen in die Nacht hinaus, zwischen den ewigen Sternen oben und den verglimmenden Feuern unten. Fort, fort, wie das Wasser zieht, aber wohin? Ja, so wie man das denkt, ist der Zauber gebrochen und die Heimat hält die abtrünnige Seele fest mit ganz anderen, viel stärkeren Zauberbanden, als die verfliegende Sehnsucht um die erregte Phantasie schlingt.

Auch zu den Gefangenen hinauf klingen die Lieder, glühen die Feuer und dringt die Musik der rauschenden Wellen. Wie Wenige mögen darauf hören! Die Leute haben den Tag über hart gearbeitet. Ihr bester Freund ist die Müdigkeit, ihr größter Wohlthäter der Schlaf, der alle Erinnerungen, alle Wünsche schweigen läßt.

Ja, viele endlos lange Nächte hat der Gefangene, den wir da grübelnd unter dem Lindenbaum sitzen sehen, vergeblich nach ihm geseufzt und die Freiheitsträume, die er wachend träumt, zehren das Mark des Lebens auf, statt ihm, wenn auch nur kurzes, Vergessen zu bringen. Es ärgert ihn Alles: der Sonnenschein und die Sommerluft, der blühende Lindenbaum und die Bienen, die in den Blüthen schwirren, am meisten das spielende Kind, das doch sein Spiel mit solchem Ernst treibt und nicht wie andere Kinder abgepflückte Blumen in den Sand steckt, sich mühelos ein täuschendes Vergnügen zu verschaffen.

Hannchen hatte schon oft auf dem Hofe gespielt, wenn der finstere Mann da saß und Figuren in den Sand zeichnete. Nach Kinderart gerade durch seine Abgeschlossenheit gereizt, vielleicht auch durch seinen unverkennbaren Trübsinn zu sanftem Mitleid bewegt, zog sie sich allmälig immer mehr in seine Nähe, als wollte sie ihn in die Zauberkreise ihrer unschuldigen Spiele einschließen.

Trine eiferte gegen diese Annäherung und wollte, der Großvater oder die Mutter sollten dem Kinde verbieten, den Hof zu betreten, wenn der Gefangene draußen war.

„Ein Spitzbube", sagte sie, „ein solch' schlechter Mensch!"

„Er wird die Kleine nicht vergiften", entgegnete der Großvater, den die lange Gewöhnung an sein trauriges Amt, der fortwährende Verkehr mit Missethätern etwas gegen verletzende Eindrücke abgestumpft, dem sie vielleicht auch manche Gelegenheit zu milderen Anschauungen gegeben hatte.

„Kannst Du in ihn hineinsehen, ob gar nichts Gutes in ihm ist?" fragte Frau Bertha.

„Er ist todtkrank und so schwach wie eine Fliege, was sollte er dem Kinde thun! Er sitzt da und grübelt, ein Wort habe ich noch nicht von ihm gehört", fuhr der Schließer fort. „Vielleicht wird ihm besser zu Muth, wenn Hannchen um ihn herum spielt."

„Es haben ja Gefangene an einer Maus, an einer Spinne Freude und es muß sehr traurig in der Gefangenschaft sein", setzte die Frau mit himmlischem Mitleid hinzu.

„Na, dann soll ich also Hannchen nicht zurückrufen, wenn sie unter den Linden spielt, während der gräßliche Mensch da sitzt?"

„Nein, laß sie", wiederholte die Mutter, „es weiß Keiner, ob ihr Anblick ihm nicht gut thut, weiß Keiner, wie Viele außer ihm gerade Trost aus solchem glücklichen, unschuldigen Gesichtchen schöpfen würden."

„Ich habe die Bertha auch auf dem Hofe spielen lassen, als sie klein war; hat es sie schlecht gemacht?" fragte der Schließer. „Freilich, wenn sie Alle hier draußen sind, habe ich sie nicht hinausgelassen und das soll Hannchen auch nicht, aber so ein Einzelner, der krank ist — himmlischer Gott, wer weiß, ob der Friedrich schlecht geworden wäre, wenn er es schon in seiner Kindheit gesehen hätte, wie's dem Schlechten auf Erden geht."

Er warf einen hastigen Blick auf die junge Frau. Dieser stürzten die Thränen aus den Augen. Sie trocknete sie schnell ab und sagte zu Trine gewendet und auf den Gefangenen deutend:

„Vergiß nicht, daß er Gottes Geschöpf ist wie Du und ich und daß Jeder einmal wenigstens im Leben unschuldig war."

So war die Streitfrage entschieden und Trine hinderte das Kind nicht, um den Gefangenen herum zu spielen, wenn sie selber sich auch so fern als möglich hielt. Bisher hatte Hannchen den Mann niemals angeredet, hatte nicht anders mit ihm gesprochen, als mit freundlichen Blicken, die seine Theilnahme vergebens herauszufordern suchten. Er bemerkte sie nicht einmal oder wollte sie nicht bemerken. Heut' aber versuchte sie einen directen Angriff. Sich dicht vor ihm hinstellend und ihn mit ihren braunen Augen offen ansehend, sagte sie auf einmal:

„Sei doch lustig, es ist solch' schönes Wetter!"

Er sah auf, zog die Stirn in tiefe Falten und warf ihr einen grimmigen Blick zu.

„Ich fürchte mich nicht", sagte sie, „die Trine wol, aber ich nicht. Mutter sagt, Etwas gut sind alle Menschen."

Ein wilder Hohn zuckte um die Lippen des Gefangenen, aber er antwortete nicht.

„Bist Du stumm?" fragte Hannchen betroffen.

„Nein, aber ich habe keine Lust zu sprechen", fuhr er sie an.

„Ich darf nie sagen, ich habe keine Lust, dann schilt Mutter. Du hast wol keine Mutter gehabt?"

„Tausend Schock Schwerenoth, scheer Dich weg, lauf zu Deiner Mutter, meinetwegen auch zu des Teufels Großmutter, mich laß ungeschoren."

„Meine Mutter ist zu der neuen Frau Directorin gegangen", sagte Hannchen, als wolle sie es entschuldigen, daß sie dem rauhen Gebot nicht gleich Folge leiste, dann, anstatt sich zu entfernen, noch einen Schritt näher an den Mann herantretend, fragte sie halb neugierig, halb ängstlich: „Du, hat der Teufel denn eine Großmutter? Aber zu der gehe ich nicht", setzte sie hastig hinzu.

Es flog Etwas über des Mannes Gesicht, was wie der Schatten eines Lächelns aussah, aber augenblicklich wieder in Finsterniß unterging.

„Marsch!" schrie er sie abermals an.

Halb bestürzt, halb gekränkt durch die brutale Zurückweisung, schlich Hannchen zu ihrem Gärtchen, harkte die Beete zurecht, setzte Pflanzen ein und begoß sie, immer von Zeit zu Zeit verstohlen zu dem Mann hinüberschielend, der so böse auf sie gewesen war, sie konnte es nicht begreifen warum.

Oben in ihrem Wohnzimmer ging die neue Frau Directorin mit übereinander gekreuzten Armen langsam auf und ab.

Der Posten, den ihr Mann bekommen hat, ist ein Ruheposten, also hier wird sie ihr Leben beschließen, das bisher an den Ufern des Rheines verfloß, des schönen Stromes, der wie ein Frühlingsgott in smaragdgrünem, perlengestickten, rauschenden Gewande durch das reich gesegnete Land dahinzieht, an dessen Ufern die altersgraue Sage noch frische Kränze der Romantik in das heitere Leben der Gegenwart flicht.

Die Frau konnte einen leisen Seufzer nicht unterdrücken und ein Schatten verdunkelte für einen Augenblick das freundliche, wohlwollende Gesicht der Matrone. Dann sah sie sich prüfend im Zimmer um. Die tiefen Fensternischen haben etwas Gemüthliches, wie aparte kleine Zimmer scheiden sie sich von dem großen Gemach. Die Fensterflügel stehen offen, Wellenrauschen dringt an ihr Ohr, arbeitsames Leben regt sich unten in der Sägemühle. Gottlob, hier ist nichts von dem Gefängniß zu gewahren, das sie mit herzbeklemmendem Grauen erfüllte, als sie von der andern Seite kommend durch das hohe Thor in den düstern Hof einfuhr, überall die vergitterten Fenster sie an die traurige Bestimmung des Ortes mahnten und ihr mitleidiges Herz schmerzlich bewegten. Ihr war wieder ganz wohl zu Muth, wie sie so in die freie, offene Landschaft

hinausblickte und das leichte rheinische Blut wallte wieder warm durch die Adern. Da weckte ein leises Klopfen an der Thür sie aus ihren Betrachtungen und auf ihren Ruf trat Bertha Redlich in das Zimmer.

„Ach, das ist schön, daß Sie kommen, liebe Frau", rief die Directorin ihr freundlich entgegen. Ich habe Sie schon gesehen, als mein Mann und ich hier ankamen; und den ersten angenehmen Eindruck, den ich hier empfing, hatte ich durch Ihres Vaters ehrliches Gesicht, Ihren freundlichen Gruß und durch den Anblick Ihres hübschen, kleinen Mädchens."

Bertha antwortete nur durch einen dankbaren Blick, die Dame fuhr fort: „Sie haben einen hübschen Namen und Sie sehen aus wie Ihr Name. Ihr Vater sagt mir, daß Sie allerhand feine Arbeit und auch die Schneiderei verstehen und ich kann Ihnen reichlich zu thun geben, wenn Sie freie Tage für mich haben."

„Gewiß, sehr gern, gnädige Frau", sagte Bertha, „ich werde lieber hier arbeiten, wie in der Stadt; ich bin hier schneller wieder zu Hause, aber die alten Kunden darf ich nicht vernachlässigen und", setzte sie schüchtern hinzu, „mehr als einen Tag in der Woche könnte ich leider nicht zu Diensten stehen."

Die Directorin nickte ihr wohlwollend zu. Die ruhige, bescheidene Miene der jungen Frau gefiel ihr. Es lag Etwas im Gesicht und im Ton derselben, was sie rührte; der Ausdruck des Gesichts war so schwermüthig, die Stimme in ihrem leisen, bedeckten Ton hatte etwas tief Trauriges — unwillkürlich sah die Dame auf Bertha's Anzug, aber sie erblickte kein schwarzes Trauerkleid, wie sie erwartet haben mochte.

„Ich habe nur Sie und Ihre Kleine und den Vater gesehen; sind Sie Wittwe, liebe Frau?" fragte sie dann unwillkürlich.

„Nein", sagte Bertha, „wenigstens weiß ich es nicht."

Die Directorin sah sie betroffen an.

„Wenn Sie es erlauben, möchte ich wol über meinen Mann mit Ihnen sprechen, gnädige Frau", begann Bertha zagend.

„Gewiß, sehr gern, über Alles, was Sie wollen, ich habe herzliche Theilnahme für Sie. Kommen Sie, setzen Sie sich zu mir."

Sie zog sie zu sich auf das kleine Sopha, das in der Fensternische stand.

Bertha schien einen schweren Kampf mit sich zu kämpfen. Die Hände, die auf dem Schooß gefaltet ruhten, preßten sich krampfhaft zusammen, die Stimme zitterte, als sie abgebrochen und in Pausen sagte:

„Sie heißen Holm, gnädige Frau, ich habe den Namen einmal gelesen, ach nein, nicht einmal — tausendmal. Vor zwei Jahren — Sind Sie dieselbe, die vor Gericht gegen den Mörder des Bankier Salhof auftrat?"

„Ja, die bin ich, leider bin ich's; aber Sie, liebes Kind, was haben Sie mit der traurigen Geschichte zu thun?" rief Frau von Holm lebhaft aus.

„Der Mörder, oder er, der für den Mörder gehalten wird, ist mein Mann!“ schluchzte Bertha leise.

„O, mein Gott!“ rief Frau von Holm erschrocken, „o, nun beklage ich es noch viel, viel mehr, daß ich in die Geschichte verwickelt wurde, daß ich aussagen mußte, was ich irgend wußte. Es war meine Pflicht, ich durfte nicht anders handeln.“

„Gewiß, ich mache Ihnen keinen Vorwurf“, sagte Bertha, nun wieder in ihrem ruhigen, sanften Ton.

„Aber, Sie sagen, der für den Mörder gehalten wird; Sie glauben also nicht, daß er es ist?“ fragte Frau von Holm dringend.

„Solche Dinge kann man von Keinem eher glauben, als bis man sie weiß, von dem Angeschuldigten selber weiß. Ich habe aber Friedrich nicht wieder gesehen seitdem“, entgegnete Bertha.

„Und darin sehen Sie keinen Beweis seiner Schuld?“ fragte Frau von Holm vorsichtig.

„Nein, nein, für mich giebt's keinen Beweis, als sein Geständniß“, fuhr Bertha lebhafter fort, „und“, setzte sie mit eigenthümlichem Aufleuchten der Augen hinzu, „wenn er's mir selber sagte, ich, ich meine, ich könnt's auch dann nicht glauben.“

Frau von Holm sah sie gerührt an. Bertha fuhr fort:

„Morden, vorsätzlich morden, kann er nicht. Freilich — im Jähzorn — da kann Manches geschehen. Der Jähzornige weiß nicht, wohin er trifft, und eine tückische Macht, nicht der eigene Wille leitet den Arm. Aber Eins ist nun und nimmer wahr: gestohlen hat Friedrich nicht. O Gott, er ist heftig und kennt sich nicht, wenn Wuth ihn packt; aber keines Menschen Vortheil würde er aus gemeiner Habsucht verkürzen. Stehlen kann er nicht, und darum, sehen Sie, gnädige Frau, glaube ich auch nicht, daß er der Mörder ist. Der Bankier war bestohlen.“

„Ich habe es Ihrem Mann auch nicht zugetraut“, sagte Frau von Holm, „aber die Umstände sprechen alle gegen ihn.“

„Dann hoffe ich, daß Gott für ihn sprechen wird, darauf hoffe, darauf harre ich, das erhält mich bei Vernunft“, fuhr Bertha erregt fort.

„Und Sie haben gar keine Ahnung, wo er sein kann, warum er die Flucht ergriff, wenn er doch unschuldig war?“ fragte Frau von Holm.

„Ich weiß nichts, ich kann mir auch nichts darüber ausdenken“, sagte Bertha kummervoll; „der Bankier war ermordet, mein Mann war um ihn in der Nacht, sie hatten einen Streit mit einander und seitdem ist er fort, das Alles ist klar und spricht gegen ihn. Mein Hoffnungsstrahl knüpft sich an den verübten Diebstahl. Mörder und Dieb ist eine Person und mein Mann ist der Dieb nicht.“

Sie sagte das mit der größten Zuversicht; Frau von Holm war nicht grausam genug, ihr zu widersprechen.

„Wollen Sie mir wol erzählen, was Sie davon wissen, aber Alles recht genau?“ bat sie.

Frau von Holm willfahrte dem Verlangen. Sie schilderte ihr den Verlauf der Nacht mit lebhaften Farben; wie sie den Streit oben gehört, dann ein Geräusch, wie ihn der Fall eines schweren Körpers hervorbringt; wie sie nun eilig aufgestanden, um hinauf zu gehen; dann abermals Schritte oben vernommen hatte und erzählte ihr schließlich Wort für Wort ihr Zwiegespräch mit Friedrich.

„Sah er Ihnen denn aus wie ein Mörder?“ fragte Bertha verzweiflungsvoll.

„Liebe Frau, ich habe an nichts weniger als solche Dinge gedacht; ich schrieb seine Erregung dem Streit mit seinem Herrn, dem Aerger über seine plötzliche Entlassung zu. Beides rechtfertigte da vollständig die Stimmung, in der ich ihn sah“, sagte Frau von Holm.

„Was glauben Sie aber, was denken Sie von ihm?“ fuhr Bertha zu fragen fort.

„Sie haben mir vorhin eine Lehre gegeben, die ich beherzigen will“, lautete die Antwort; „die: nicht eher etwas Schlimmes zu glauben, als bis man es weiß.“

Welch' einen Zauberspiegel voll froher Zukunftsbilder enthüllt das Leben den lachenden Blicken der Jugend, wenn Liebe zum erstenmal mit mächtiger Hand in die goldenen Saiten ihrer Lyra greift und mit unwiderstehlichem Loreleylied die Seele aus den Kindesträumen wachruft! Aber die Jahre kommen und gehen, Mißtöne klingen in dem Liede und Schatten ziehen über die glatte Fläche des Spiegels. Wehe, wenn nur die Phantasie hinein geblickt und nicht das volle Herz, denn jene ist keinem und diese jedem Kampf gewachsen. Wie bald hatte Mißgeschick und Schuld Bertha's Eheglück getrübt, Beides schwer zu scheiden und Eins das Andere hervorrufend, Eins dem Andern den Weg weisend und bahnend.

Bertha heirathete wider den Wunsch des Vaters den hübschen, jungen Menschen, den Friedrich Redlich, der, als sich das Verhältniß zwischen Beiden entspann, Gartengehülfe beim Gärtner des damaligen Herrn Directors war. Der Vater schalt und warnte, rieth ab und verbot; sie hielt fest, denn sie liebte. Es war mehr gegen den jungen Menschen, der übrigens sein Fach verstand und es wol hätte zu Etwas bringen können, es war mehr gegen ihn zu sagen, als daß er arm war. Seine leidenschaftliche Gemüthsart war bekannt, sein widersetzlicher Sinn, der sich nirgends recht fügen wollte, erregte Bedenken für sein Fortkommen; was wußte Bertha von beiden Fehlern! Sein heißes Temperament erhöhte nur die Macht seiner Liebe, und daß er, der sich so schwer fügte, gegen sie sanft und nachgebend war wie ein Lamm, erhielt sie in der Illusion von der weitreichenden Kraft ihres Einflusses. Der Gärtner des Directors erhielt eine Anstellung in einem der königlichen Gärten; die Stelle wurde frei und der Director gab sie dem jungen Redlich.

Nun hatte der Vater keinen Vorwand mehr, die Heirath hinaus-

zuschieben und zu verhindern und Friedrich's Leidenschaft wie Bertha's sanfte Festigkeit besiegten den Alten, die Hochzeit fand statt, die Geigen am Himmel musicirten, die kleine Häuslichkeit sah schmuck und nett aus, Friedrich hielt sich gut, Bertha war eine fleißige, wirthliche Frau; noch vor Ablauf des ersten Jahres wurde Hannchen geboren, so weit hatte Alles seinen natürlichen, glücklichen Verlauf.

Aber dann kamen die Schatten und der Zauberspiegel verfinsterte sich. Wie und wo sie zuerst aufstiegen, wie sie stärker wurden, sich zu Sturmeswolken am Himmel sammelten — ja, das läßt sich in der Rückerinnerung kaum mehr erkennen. Ein störrischer Sinn und heißes Blut sind zwei schlimme Klippen im Charakter eines Menschen, dessen Lebenspfad der enge, schwere der Abhängigkeit ist. Friedrich entzweite sich mit seinem Herrn, er wechselte die Stelle, dann wurde er dienstlos. Er war stolz und nahm nicht die erste beste wieder an, entschloß sich nach langem Kampfe erst zu einer, bei der er sich verschlechterte. Das machte ihn mißmuthig, unwirsch. Die Frau hatte schwer darunter zu leiden. Wenn er auch seine böse Laune nicht gerade an ihr ausließ, so ist es doch eine schwere Aufgabe, den eigenen Lebensmuth fortwährend durch die finstere, kleinmüthige Stimmung eines Andern herabgedrückt zu sehen, sich sagen zu müssen, wie eng seine Laune mit seinem Schicksal zusammenhing und wie leicht dies zu ändern gewesen wäre, wenn er sich selbst hätte ändern wollen.

Was war aus Bertha's heiteren Zukunftsträumen geworden, was aus den heiteren Illusionen, die das Loreleylied erweckt! Auf sturmhohen Wellen schwankte ihr Lebensnachen, aber die Liebe warf den Anker aus. Wenn auch ihre Phantasie Falsches geträumt, das Herz hielt fest. Es war mancher gute Keim in ihrem Mann. Er war fleißig, wenn man ihn nach seinem Sinn arbeiten ließ, er hing an der Frau mit treuem Herzen, er war von unverbrüchlicher Rechtschaffenheit und gut und verständig, wenn seine Leidenschaft nicht erregt, sein widerspruchsvoller Sinn nicht gereizt war. Das waren genug gute Eigenschaften, die Liebe der Frau zu erklären; nicht genug, ihn im Leben vorwärts zu bringen, ja, ihn nur im Gleichgewicht zu halten. Wer aber das nicht kann, mit dem geht es rückwärts, und das war bei ihm der Fall. Mit Riesenschritten ging er rückwärts und zog die Seinen nach. Der alte Schließer wollte das Paar trennen, wollte die Tochter und ihr Kind wieder zu sich nehmen, ihn seinem Schicksal überlassen; Bertha wies es fest zurück.

„Dein Ungehorsam gegen mich hat sich bestraft, bewahre Dich und Hannchen vor seinen Folgen", drang er in sie; sie vermochte es nicht einzusehen, daß pflichtloses Verlassen ihres Mannes den Ungehorsam gegen den Vater sühnen könne. Sie hielt zu Friedrich. Wie einst von Herzen, liebte sie ihn jetzt mit Schmerzen, dankte Gott für jeden kleinen Sieg, den ihre unnachlassende Sanftmuth und Liebe über ihn errang. Er war wieder einmal dienstlos, bemühte sich vergebens um eine neue Stelle und knirschte mit den Zähnen vor Wuth über sich selber, vor Scham und Reue, daß er auf der Bärenhaut liegen und sich von der Frau ernähren

lassen mußte, als ein zu wiederholten Malen in verschiedenen Zeitungen enthaltenes Inserat des Bankier Salhof, der einen zuverlässigen und treuen Menschen zum Diener und Reisebegleiter suchte, seine Aufmerksamkeit erregte und den Entschluß weckte, sich anzubieten.

Ein anständiges Aeußere, Gewandtheit und Ehrlichkeit waren ganz besonders in dem Verlangen des Bankiers betont.

„Der Mann ist gewiß ein schlimmer Patron oder er bezahlt schlecht, weil er so oft seinen Aufruf wiederholen muß", dachte Friedrich, beschloß aber doch, sich zu der Stelle zu melden. Er konnte seine jetzige Lage nicht länger ertragen; er fühlte, er würde ganz schlecht werden, ging es so fort. Nur erst wieder einen Anfang machen, nur die geringste Lebensaussicht wieder gewinnen, und er meinte, dann würde Alles gut werden.

Er wünschte sich aus der Gegend fort, in der er sich einen schlechten Namen gemacht, er meinte, auf Reisen Gelegenheit zu finden, sich nach vortheilhafteren Plätzen umzusehen, er nahm sich fest vor, sein Temperament zu zügeln, als ein gebesserter Mensch zu seiner Bertha zurückzukehren, sie doch noch glücklich und Alles gut zu machen, was er ihr Schlimmes gethan.

Ihre Einrede fürchtend, sagte er ihr kein Wort von seinem Entschluß. Er hatte in der Stadt, in der der Bankier lebte, einen guten Freund, an den wendete er sich, und obgleich dieser ihm abrieth, so saß ihm doch ein Sporn in der Seele, der ihn in die Hölle getrieben hätte, nur um dem unerträglichen Zustand des Augenblicks ein Ende zu machen.

Er ließ sich dem Bankier durch seinen Freund und dessen Connexionen empfehlen und ging, ohne sich zu besinnen, auf das ihm gebotene sehr kümmerliche Salair ein. Dann erst, als Alles abgemacht war, theilte er seiner Frau den Entschluß mit, ihr mit heiligen Gelübden zuschwörend, nun ein anderer Mensch werden zu wollen.

„Ich muß etwas thun, so gehe ich zu Grunde", sagte er; „ich werde es wahrscheinlich sehr schwer haben, aber es soll nur eine Prüfungszeit sein. Ich will gehorchen, will mich beherrschen lernen, ich sehe es, anders komme ich nicht durch. Ich will mich in der Welt umsehen, wie ich mein Metier wieder anfangen kann, hilf mir nur jetzt, laß mich jetzt nur fort, mach' es mir nicht schwer, ich komme wieder und bringe Dir das Glück wieder, das ich Dir gestohlen habe."

Was sollte sie thun? Ihre Vernunft sagte Ja zu dem Entschluß. Arbeitslosigkeit thut keinem Menschen gut; der Versuchung fliehen, heißt noch nicht sie besiegen. Wenn überhaupt aus Friedrich Etwas werden sollte, mußte er sich kräftig emporraffen. Ging er zu Grunde, lag's an ihm, hier und dort; die Verhältnisse allein thun es selten, meist nur dann, wenn man ihnen seine schwachen Stellen bloßgiebt.

Bertha konnte nichts Anderes sagen als: „Geh' mit Gott!" Er ging und sie zog einstweilen mit dem Kinde zu ihrem Vater. Das war der Verlauf ihrer Ehe, so stellte sich die Wirklichkeit gegen die Bilder im Zauberspiegel. Sie schaute nicht mehr hinein, aber sie schaute

hinauf und dann vor sich auf den Weg, den sie für sich und ihr Kind zu ebnen hatte.

Dann kam die entsetzliche Katastrophe. Die Ermordung des Bankiers, die Flucht ihres Mannes, seine steckbriefliche Verfolgung, der ganze Kummer, die ganze Schmach der traurigen Begebenheit.

Bertha's unverschuldetes Unglück fand allgemeine Theilnahme. In zarter und rauher Weise, wie es Jedem eigen war, wurde ihr diese gezeigt. Sie blickte nur in den Quell hinein, aus dem sie floß, und erhöhtes Vertrauen zu den Menschen erwuchs aus der bittern Täuschung, die der Eine über sie gebracht hatte.

Alle kamen ihr mit Trost, Viele mit Hülfe entgegen. Sie nahm letztere nur an, wo sie ihr in Gestalt von Arbeit dargeboten wurde und eine zweite Wohlthat erwuchs ihr daraus. Arbeit kürzt die Zeit, Arbeit wehrt müßigen Gedanken und hier, wo sie sich und dem Kinde eine Existenz damit zu schaffen hatte, knüpfte sich noch das stille Bewußtsein treu erfüllter Pflicht an den durch die Nothwendigkeit gebotenen Fleiß.

In Hannchen's neu angelegtem Garten unter der Linde gedieh Alles vortrefflich.

In kleinen, grünen Spitzen schossen die Pflänzchen aus der Erde, wurden größer, entfalteten sich, dann erregte hier und da eine sich bildende Knospe des Kindes Jubel und vor der ersten Blume stand Hannchen sprachlos vor Entzücken, die Hände gefaltet, die Augen voll Thränen und doch nichts als Sonnenschein in dem unschuldigen Gesichtchen. Staunend sah der Gefangene sie an.

„Sich an einer Blume so zu freuen!" dachte er in seinen mürrischen öden Gedanken und doch klang ein ganz leiser Ton in seiner Seele, der Nachhall einer längst vergangenen Zeit, die Zeit, in der auch er einst unschuldig war und sich an Dingen zu freuen vermochte, die in späteren stürmischem Begehren selbst nicht mehr als Erinnerung ein Recht an das verwandelte Empfinden haben. Hannchen hatte seit jenem ersten verunglückten Versuch ihren stummen, unzugänglichen Nachbar nicht mehr angeredet. Ein zutrauliches, aber kein zudringliches Kind lebte sie fast ganz auf dem neuen Spielplatz und trug selbst Das gern dorthin, was schon als Pflichtanforderung an ihr junges Leben herantrat. Der Großvater hatte ihr eine kleine Bank in dem neu angelegten Gärtchen zusammengezimmert, dort saß sie und strickte die ihr aufgegebene Anzahl Touren, dort lernte sie die Gesangbuchverschen oder andere kleine Liedchen, die sie für die Abc-Schule, die sie jeden Morgen ein paar Stunden besuchte, zu lernen hatte und erst wenn Alles beseitigt war, wurde die graue Schürze umgebunden und die Gartenarbeit begann. Sie grub und harkte, bis ihr die Schweißtropfen auf der Stirn perlten und wenn sie sich dann auf ihre Bank setzte und ausruhte, war die Befriedigung auf ihrem Gesicht fast beneidenswerth. So spann sich ihr Leben ab, Tag für Tag und der Gefangene sah demselben zu Tag

für Tag und theilte in Gedanken die Stunden nach ihrem Kommen und Gehen ein.

Es war acht Uhr, wenn sie an dem vergitterten Fenster vorüberging, das die Welt für ihn absperrte; denn dann fing die Schule an. Wenn sie wiederkehrte, waren zwei Stunden vorüber, lange, nicht enden wollende Stunden. Er saß dann noch am Fenster und starrte ihren leichtfüßigen Bewegungen nach. Wie ein Vogel flog sie meist an dem Fenster vorüber, wie ein freier, lustiger Vogel. O, er hätte alle Vögel todtschlagen mögen, so ärgerte er sich an ihrer Freiheit. Um diese Zeit schien die Sonne grell auf den Gefängnißhof, nur das Gärtchen des Schließers hatte Schatten und dort saß dann der alte Mann und rauchte seine Pfeife und die Kleine spielte um ihn herum oder saß zu seinen Füßen und an ihrer lauschenden Stellung und den Pausen, in denen der Alte rauchte, konnte man entnehmen, daß er ihr etwas erzählte.

„Eins von den dummen Märchen, in denen es Gold regnet und den Frauenzimmern Rosenblätter und Perlen aus dem Mund fallen, wenn sie reden; hat sich was mit der schönen Welt", dachte der Gefangene ingrimmig, aber er mußte doch hinblicken und wider Willen tauchte aus seinen wilden Gedanken ein helles Bild auf und er sah sich selber auf demselben in dem Alter des kleinen Mädchens und wie dieses lauschend auf Das, was die alte Großmutter erzählte, die, von dem Heerdfeuer grell beleuchtet, am Spinnrocken saß, während die Mutter den Tisch zum Abendbrod zurichtete und das Wasser, in dem die Kartoffeln kochten, in großen Blasen sich aufwellte.

„Fort mit dem Bilde!" und der Gefangene ballte die Fäuste gegen den Garten und wünschte das Kind dorthin, wo der Pfeffer wächst.

Am Nachmittag, wenn er draußen saß, war's noch schlimmer; denn da hatte er die unschuldige Thätigkeit, das unschuldige Spiel dicht vor Augen, da hörte er das Kind im Eifer des Spiels mit sich selber oder zu ihrer großen Puppe sprechen, lauter kindische Reden aber voll wunderbaren Zaubers, er sah es wie einen Schmetterling auf dem Hof hin und her flattern, sah ganz in der Nähe sein glückliches Gesicht, das er in Gedanken neben das seine stellte, bitter auflachend über den Vergleich. Hannchen spielte noch lange dort, wenn er schon wieder in seine düstere Stube zurückgeführt wurde, man ihm die Abendsuppe hinstellte und dann allein ließ. Seine Krankheit und die Menschenfreundlichkeit des neuen Directors hatten ihm diese einsame Kammer verschafft und es war ihm recht so; denn er haßte, wie die ganze Welt, so auch seine Schicksalsgenossen. Meist warf er sich dann auf's Bett und versuchte zu schlafen, so weit sein Husten und gewisse häßliche Traumbilder, die immer wieder kehrten, ihn schlafen ließen. Kam der Morgen, so setzte er sich wieder an's Fenster, den Kopf in die Hand gestützt und das Gesicht mit dieser deckend, aber unter derselben hervor verfolgte er des Kindes Thun auf Schritt und Tritt und wenn es in die Stube gegangen, ließ er die Hand vom Gesicht hernieder sinken und stierte zu den Fenstern der Schließerwohnung hinüber, blieb sitzen, bis Hannchens Mutter heimkehrte,

der die Kleine oft bis über den ganzen Hof hinüber entgegen lief, so laut jubelnd, daß sich in ihm Alles umdrehte vor Grimm und Haß und er Verwünschung über Verwünschung murmelte.

Aber die Augen wendete er nicht ab von dem Bilde und von den Fenstern auch nicht, bis das Licht hinter denselben verlöscht war. Dann warf er sich seinem wilden wüsten Schlaf in die Arme, der wol auch ein ganz anderer Gesell war als der da drüben einkehrte und das Kindergesicht rosenroth färbte, während es ihm kalte Schweißtropfen auf die Stirn trieb.

Hu, solcher Schlaf! Besser keiner; besser sich zu Tode wachen, wenn der Tod nicht noch viel schlimmer wäre und schon der Gedanke daran ihn kalt durchschauerte. Ob das Kind wol schon einmal an den Tod gedacht hat, ob es sich wol vor ihm graut, wie er es thut?

Es könnte ihn ordentlich die Lust anwandeln, es danach zu fragen, es mit dem Gedanken zu peinigen, zu erschrecken.

Aber das Kind ist wie von einer Zaubermacht umgeben. Er kann nicht hindurch, er hat das Wort nicht, das den Zauber löst und so läßt er's um sich herum sein Wesen treiben und sieht stumm und finster Tag für Tag, Stunde für Stunde und wie ein sich ewig um sich selbst drehendes Rad arbeiten in ihm die nicht zu beherrschenden Gedanken.

Inzwischen macht die Krankheit ihre langsamen, sichern Fortschritte. Er vermochte es kaum noch, auf seinen Stock gestützt, ein paar Schritte unter den Bäumen hin und her zu gehen, aber er stemmt sich gegen die übermannende Schwäche. Er zittert vor dem Gedanken, einsam auf seinem Bett liegen zu sollen, ohne andere Gesellschafter als seine Gedanken. Hier draußen vertrieb ihm doch das alberne Spielen des Kindes die Zeit so sehr, daß er sich auch an demselben ärgerte. Was war das nun wieder kindisch und thöricht, sich an einer Blume so zu freuen. Er hatte nichts auf der Welt, woran er sich zu freuen vermochte und dem Mädchen wurde jeder Grashalm zur Quelle des Genusses.

Er sah grinsend zu, wie sie in Andacht versunken vor den Blumen stand, sein böser Dämon packte ihn. Sollte sie sich immer freuen, immer lachen, immer glücklich sein? „Ha, wir wollen einmal die kleine Hexe fassen, daß sie den Pferdefuß zeigt", dachte er höhnisch und den Stock erhebend schlug er nach dem Gegenstand ihres andächtigen Jubels und hieb mit einem Schlage das liebliche Blumenhaupt von seinem Stengel herunter.

Hannchen stand wie erstarrt, dann brach ein Thränenstrom aus ihren Augen, die sie vorwurfsvoll zu dem Mörder ihrer unschuldigen Freude erhob. Er wollte höhnisch hinauslachen, aber die Kehle war ihm wie zugeschnürt und ein heftiger Hustenanfall, der ihn plötzlich ergriff, drohte ihn ersticken zu wollen. Sein ganzer Körper bebte und er mußte sich an den Baum lehnen, um nicht umzusinken.

Hannchen dachte nicht mehr an die Blume; sie sah erschrocken den Mann an, in ihrer besorgten, aber noch so schmerzlich verzogenen Miene lag nichts als Mitleid, nichts als der Wunsch, ihm helfen zu können. Auf einmal blitzte es in dem nachdenklichen Gesichtchen hell auf.

„Warte, warte, jetzt weiß ich", rief sie aus und eilte geflügelten Laufes über den Hof.

Der Gefangene hatte sich mühsam bis zu seinem Platz hingeschleppt, dort ergriff ihn ein neuer Anfall, nur gesteigert durch die Heftigkeit und Ungeduld, mit der er sich dem ihn schüttelnden Krampf überließ. Als dieser sich gelegt und er todesmatt von der Anstrengung den Kopf wieder erhob, stand Hannchen vor ihm, eine Tasse lauwarmer Milch in der Hand.

„Trinke mal", sagte sie freundlich, „Milch ist gut für den Husten." Sie reichte ihm die Tasse hin — er stierte sie an.

„Trinke, ehe sie kalt wird", fuhr sie fort ihm freundlich zuzureden.

Er nahm ihr wortlos die Tasse aus der Hand. In seinem Gesicht zuckte es, seine Hand bebte, als er den dargebotenen Labetrunk zum Munde führte und seine Augen ruhten mit seltsamem Ausdruck auf dem Kinde, als er ihn langsam hinunter schlürfte. Es war die für sie zum Vesperbrod bestimmte Milch.

„Ist das gut? dann kann ich Dir alle Morgen und Nachmittage welche bringen, wenn Mutter es erlaubt", fuhr sie in derselben freundlichen Weise fort.

„Nein, nein, es thut gut, aber ich will nicht", stammelte der Mann und setzte dann in wildem Ton hinzu: „ich habe Dir Schlechtes gethan, ich habe Dir einen Possen gespielt und Du — sage Kind, war Dir viel an der Blume gelegen?"

„Ach, die Blume!" sagte Hannchen in einem Ton, der gleichgiltig scheinen sollte, durch den aber die verhehlte Betrübniß hindurchklang, „sieh' mal, es war die erste aber", tröstete sie sich selbst, „es werden bald mehr kommen Es schadet nicht so viel. Warum konntest Du sie aber nicht leiden?"

„Ich konnte Dich nicht leiden", stieß der Mann heraus. Hannchen schüttelte ungläubig den Kopf. „Das glaube ich nicht, ich habe Dir ja nichts gethan", sagte sie, „dann hättest Du ja auch mich schlagen müssen und nicht die Blume", setzte sie naiv hinzu, denn sie begriff es nicht einmal, daß man eine so ungerechtfertigte Handlung begehen könne, nur um einen Andern zu kränken und zu ärgern.

Er sagte kein Wort auf ihre Bemerkung. Er reichte ihr die Tasse hin und nickte einen stummen Dank.

Indem rief Trine ihr vom Hause aus zu, sie solle gleich in den Directorsgarten kommen; Hannchen klatschte fröhlich in die Hände. Der zu dem ehemaligen Schloß gehörige Garten, der sich terrassenartig den Berg hinunter bis zum Stromesufer zog und dessen Benutzung dem Director zustand, mit seinen Laubgängen, seinen seltenen Ziergewächsen, war für sie der Inbegriff alles Schönen. Sie mochte sich das Paradies ungefähr so vorstellen und es war für sie jedesmal ein Fest, wenn sie die Erlaubniß erhielt, hinein zu gehen; sie hüpfte bei Trinen's Ruf fröhlich auf, sie wollte sich auf einem Fuß umdrehen, da glitt ihr die Tasse aus der Hand, fiel unglücklicher Weise auf einen Stein und zerbrach in tausend Stücke.

„Ach die Mutter!“ sagte sie erschrocken. „Ich soll nichts von den Geschirren auf den Hof tragen, das habe ich vergessen.“

„Ist die Mutter schlimm, wird's was setzen?“ fragte der Mann fast eben so erschrocken als die Kleine.

„Das wird's setzen“, entgegnete diese, bedeutungsvoll mit der rechten Hand auf die linke schlagend; „aber schlimm ist die Mutter nicht, gut ist sie, sehr gut.“

„Weißt Du was! sage ich hätte die Tasse zerschlagen“, rieth der Gefangene.

„Pfui lügen!“ sagte sie und wendete sich unwillig ab.

„Wenn Du's noch nicht gethan hast, wirst Du es im Leben noch oft genug thun, warte nur erst, wenn Du groß sein wirst“ — meinte der Gefangene roh.

„Ich werde es nicht thun“, sagte sie, mit dem kleinen Fuß aufstampfend. „Erst kommt das Lügen und dann das Betrügen und dann das Stehlen“, sagt Großvater und das Alles will der liebe Gott nicht haben, weißt Du denn das nicht?“

Eine Blasphemie schwebte auf des Gefangenen Lippe, er unterdrückte sie, beschämt und ergriffen von des Kindes Zorn. Hannchen aber, der es eingefallen war, weshalb der kranke Mann und so viele Andere hier in dem dunkeln Hause mit den vergitterten Fenstern eingeschlossen war, wurde dunkelroth, bückte sich eilig die Scherben aufzusuchen und folgte nun mehr niedergeschlagen als freudig Trinen's abermaligem Ruf.

Von da an brachte Hannchen jeden Morgen und jeden Nachmittag die für sie selber bestimmte Milch dem Gefangenen, sich selbst mit dem trocknen Brod begnügend, das sie dazu bekam. Die Mutter hatte es ihr nicht nur erlaubt, ihr Frühstück und Vesperbrod zu theilen, sie küßte sie auch noch zärtlich auf die Stirn, als sie darum bat und der Tadel, den sie für die zerbrochene Tasse bekam, war nicht von dem gefürchteten Schlag auf die ungeschickte Hand begleitet gewesen. Dem Großvater wollte es nicht in den Kopf, daß Hannchen ihre Milch entbehren sollte:

„Sie kann haben und der Gefangene auch“, meinte er, aber Bertha widersprach:

„Das ist doch eigentlich erst das rechte Geben, daß man von seiner Armuth und nicht von Anderer Ueberfluß giebt“, sagte sie; „laß doch das Kind seinem glücklichen Instinct folgen, Vater.“

So blieb es dabei und Hannchens Wangen strahlten nicht weniger in den Farben der Gesundheit, ihr Auge blitzte nicht minder hell und sie war nicht weniger vergnügt, weil sie ihr Brod nun trocken aß.

Es war nicht das kleine Liebesopfer, hinter dem der Gefangene nicht einmal eine Entbehrung vermuthete: es war ihr friedlich reines Wesen, ihr freundliches, zutrauensvolles Herz, das nach jener Scene mit der Blume einen vollständigen Sieg über sein finsteres Gemüth erfochten hatte. Im Augenblick, wo er ihr absichtlich Schlimmes zufügte, that sie ihm wohl; das schlug durch die harte Rinde seines verstockten Ingrimms

und warf ihm die Waffen gebrochen vor die Füße, mit denen er sich schon lange immer schwächer gegen den überwältigenden Einfluß dieser holden Natur gewehrt. Wie ein lichtscheuer Vogel hatte er sich vor ihr in den finstersten Winkel seines umnachteten Gemüths zurückgezogen. Nun war ihm ein Stern darin aufgegangen und der Stern zog ihn nach. Durch jede kleine Spalte drang er wärmend, leuchtend; gescholten, verworfen, gescheucht war er dennoch da, selbst seine harte Natur, seine öde Existenz mußte einen Schimmer der göttlichen Wohlthat in sich aufnehmen. In seinem Thun und Treiben war wenig verändert. In derselben Weise spann der Tag sich ab, verging ihm die Nacht. Noch immer war Hannchen der Magnet für seine Blicke, mochte er nun dasitzen und Figuren in den Sand zeichnen, oder an die Linde gelehnt ihrer Gartenarbeit zusehen oder vom Fenster aus ihr unschuldiges Treiben beobachten; aber er sah nicht mehr hin, sich an ihrem Dasein zu ärgern, nicht mehr mit Verwünschungen ihrer Freuden, die sich wie giftige Dolche in seine Seele gebohrt: sondern mit einem neu erwachten Gedankenstrom.

Was er dachte und empfand, sagte er Keinem, vielleicht fehlte ihm selbst noch der rechte klare Begriff, ohne den sich die Worte nicht finden; aber er war doch in fast unverkennbarem Fortschritt, ein Anderer geworden.

Es merkte es Jeder, der mit ihm zu thun hatte: der Arzt, der ihn besuchte; der Director, der zuweilen nach ihm sah; vor Allem der Schließer und Bertha, wenn sie an ihn herantrat, ihn nach seiner Gesundheit zu fragen und ihm dies und jenes zu seiner Erquickung zu bringen.

„Das macht die Schwäche, der nahende Tod", sagte der Arzt, der ihn längst aufgegeben hatte und konnte sich mit dem Director, einem gleichfalls sehr gebildeten und gescheidten Mann, in interessante Gespräche über physische und psychische Einwirkungen vertiefen, die menschliche Seele zergliedern, wie die Körper- und Gemüthszustände mit schwindenden und wechselnden Kräften in logischen Zusammenhang bringen. Sie berathschlagten mit einander, wie ihm doch beizukommen sei, die unbedingt günstige Stimmung zum Heil des Kranken zu benutzen; berathschlagten, ob man ihm nicht einen Geistlichen schicken solle, was er immer zurückgewiesen. Humanität lag den Gesprächen zu Grunde; Krankheit, Tod Gewissensbisse, ewiges Gericht, Reue und Besserung, das waren die Schlagwörter der angestellten Seelenforschungen. Der Klugheit der erfahrenen Männer unbewußt spottend, löste indeß ein Kind die Frage; ein Kind, das nichts von alledem wußte, das nichts that als in Unschuld und Fröhlichkeit Zeugniß ablegen für die Güte des Schöpfers, die ursprüngliche Reinheit der Welt.

Eines Tages kam die Directorin über den Hof, während der Gefangene unter den Bäumen saß und Hannchen wie gewöhnlich in ihrem Gärtchen spielte, in dem nun schon die herbstlichen Astern die Sommerblumen abgelöst hatten. Sie wußte von dem Verkehr des Gefangenen mit dem Kinde, der allmälig ein immer intimerer geworden, und vielleicht war es nicht ohne Absicht, daß sie den Weg über den Hof einschlug,

während sie sonst bei Weitem den Ausgang zum Seitenflügel vorzog, auf dem sie das den Gefangenen angewiesene Terrain gar nicht berührte.

War es Neugier, die sie von ihrem sonstigen Verfahren abweichen ließ, so wandelte sich dies doch bald in Mitleiden um, als sie die gebrochene abgezehrte Gestalt des Kranken erblickte, auf dessen Antlitz der nahende Tod seine unverkennbaren Zeichen tief eingeprägt. Sie schauerte leicht zusammen, als sie auf dessen verwüstetem, wilden Gesicht ein Lächeln gewahrte. Ein blasser Mondstrahl, der ein Schlachtfeld erleuchtet, könnte nicht tiefer ergreifen als dies Lächeln im Verbrechergesicht.

Es löschte die Vergangenheit nicht aus, es beleuchtete sie. Aber es war doch immer ein Strahl von Oben und der schwächste Strahl baut die Brücken zum Himmel.

Hannchen kam grüßend der Frau Directorin entgegen, deren gütiges Herz alle Kinder anlockte. Kinder und Hunde wissen instinctiv, wer es gut mit ihnen meint. Frau von Holm setzte sich auf Hannchens Bank und ließ sich von dem Kinde vorschwatzen.

„Dies also ist Dein Garten, den hast Du ganz apart für Dich angelegt; aber warum so weit ab von Großvaters Garten?"

„Hier sind die Bäume und hier sitzt der Wolf", erklärte Hannchen

„Wolf? heißt der Mann so?" fragte Frau von Holm.

„Ja, so hat er mir gesagt", bestätigte Hannchen. „Es ist kein hübscher Name, aber der Mann ist gut."

Frau von Holms Blicke schweiften zu dem Gegenstand der Besprechung hinüber. Er hatte sich halb zur Seite gewandt und starrte finster zur Erde in dem niederdrückenden Gefühl, der Gegenstand der Beobachtung zu sein. Frau von Holm rieb sich die Stirn, sprach mit der Kleinen weiter, sah wieder und wieder hin. Plötzlich stand sie auf und näherte sich dem Mann.

„Bleibt sitzen", sagte sie freundlich, als er Miene machte, vor ihr aufzustehen; er sank kraftlos in seinen Stuhl zurück.

„Ich muß Euch schon gesehen haben", fuhr sie gedankenvoll fort.

„Um so schlimmer für Sie", antwortete der Gefangene mürrisch.

„Ist Wolf Euer wirklicher Name?" fuhr sie fort.

„Ich weiß keinen bessern", entgegnete er in derselben rauhen, abweisenden, scheuen Art, die allmälig seit seinem Verkehr mit dem Kinde an die Stelle widersetzlicher Grobheit oder hartnäckiger Schweigsamkeit getreten war.

„Es stimmt Alles, die Gemüthsart, das Leben; nur der Tod mag bei dem gejagten Wolf ein rascherer und lustigerer sein! Euer Tod mag leicht ein sanfter sein, wenn Ihr Eure Seele dem Himmel empfehlt", sagte Frau von Holm sanft.

„Still davon", wies er sie ab. „Ihr habt Alle immer den Himmel im Munde, das ist leicht. Gezeigt hat ihn mir nur Eine, und die sprach das Wort kaum aus. Das war aber ein Kind und ich kann kein Kind wieder werden."

Der Directorin schwebte eine warme Entgegnung auf den Lippen, mit einer nicht mißzuverstehenden Bewegung schnitt er diese ab.

Sie kam auf den Anfang ihres Gesprächs zurück.

„Ich habe solch gutes Gedächtniß, es quält mich, daß ich mich nicht besinnen kann, wo ich Euch gesehen habe."

„Vielleicht als Bettler auf irgend einer Heerstraße," sagte er und wendete sich mürrisch ab.

Ein Blitz der Erinnerung zuckte in ihrem Antlitz auf.

„Wart Ihr jemals in S.?" fragte sie.

„Nein", antwortete er kurz.

Ein seltsamer Gedanke regte sich in Frau von Holm's Geist, als die Erinnerung an den Mann und wo und wann sie ihn gesehen, in ihr aufstieg. Sie zweifelte nicht, sie hatte den Bettler vor sich, der sie am Abend vor des Bankiers Ermordung angesprochen; dessen Gesicht ihr so tiefen Widerwillen eingeflößt hatte. Sie wußte selbst nicht, warum sie nicht früher an ihn gedacht und warum es ihr jetzt auf einmal einfiel, ihn mit der unglücklichen Geschichte in Zusammenhang zu bringen; vielleicht des verübten Diebstahls wegen, an dem, wie Bertha heilig versicherte, Friedrich unschuldig sein müsse. Genug, eine Reihe von Combinationen machte sich plötzlich geltend.

„Kanntet Ihr den Bankier Salhof?" fragte sie plötzlich, den Gefangenen scharf betrachtend.

„Nein", antwortete er in derselben Weise und keine Spur von Erregung in seinem Gesicht verrathend, das machte sie halb und halb wieder irre. Sollte er im Stande sein, so ohne alle Bewegung den Namen anzuhören, wenn er dessen schuldig war, was sie kaum wagte einen Verdacht zu nennen und was sie doch nicht völlig zurückzuweisen vermochte?

Ihn immer noch fest ansehend, sagte sie ruhig, aber nicht ohne jedes Wort deutlich zu betonen:

„Dann habe ich mich getäuscht, ich glaubte in Euch einen Bettler erkannt zu haben, der dem Bankier und mir bis in's Haus folgte, als wir am Abend vor seinem Tode vom Spaziergang heimkehrten. Der Bankier war hart gegen solche Leute. Es wurde in der Nacht bei ihm eingebrochen und man fand ihn des Morgens ermordet auf seinem Bett. Sein Diener, mit dem er Abends vorher einen heftigen Streit gehabt, war verschwunden und galt für den Mörder. Sein Diener", sie bückte sich zu dem Gefangenen hinunter und flüsterte ihm die folgenden Worte leise in's Ohr, „sein Diener ist der Vater des Kindes hier und noch immer verschwunden."

Der Gefangene fuhr zusammen, ein heißer wilder Blick schoß zu Hannchen hinüber, sein blasses Gesicht wurde noch bleicher. — Frau von Holm wußte nicht zu unterscheiden, ob Schuld, ob Reue, ob Mitgefühl für das kleine Mädchen seine Erregung veranlaßt.

Es war eine jener finsteren Nächte, in denen die Sterne selbst kaum die Macht haben, den tiefschwarzen Himmel zu erleuchten; in denen, wenn man in's Freie tritt, Alles in undurchdringliche Schatten gehüllt scheint, bis das Auge sich allmälig an die Dunkelheit gewöhnt und das Landschaftsbild, wenn auch nur in nächster Nähe, sich erkennbar aus der Anfangs undurchdringlichen Finsterniß heraushebt.

Im Arbeitshause waren fast überall die Lichter verlöscht. Nur aus dem Studirzimmer des Directors blickte heller Lampenschein in die finstere Nacht hinaus und unten in der Wohnung des Schließers glimmte in der Stube, in der seine Tochter mit Hannchen schlief, noch ein mattes Licht und erzählte eine trübselige Geschichte von zwei Augen, die Kummer und Sorge oder zwingende Arbeit weit über die gewohnte Ruhestunde wach erhielt.

Die Arbeit war es aber diesmal wol nicht, die der jungen bleichen Frau die Stunden des Schlafs verkürzte. Es war nirgends etwas davon zu gewahren. Sie saß, die Hände gefaltet auf dem Schooß, weit ab vom Licht, das nur zu brennen schien, die Zeiger der großen Wanduhr zu erleuchten, zu denen ihre Blicke unaufhörlich hinflogen und die Secunden zählten.

O zu welcher Ewigkeit kann sich ein sonst so flüchtig verfliegender Augenblick ausdehnen, wenn irgend eine spannende Erwartung, eine kaum zu bewältigende Sehnsucht, Furcht, Hoffnung, quälende Ungeduld die Erreichung eines bestimmten Ziels an das Entschwinden der Zeit geknüpft sieht.

Von Zeit zu Zeit nimmt die Frau ein verknittertes Blatt aus dem Busen, das ihr am Morgen auf dem Markt ein Szimki verstohlen in die Hand gedrückt mit den in abgebrochenem Deutsch ihr zugeflüsterten Worten: Nehmt, laßt's Keinen sehen, zu Hause lesen, nicht hier. — Jetzt aber hat sie's gelesen, und nun scheint es endlich Zeit zu sein, dem darin enthaltenen Wunsch oder Gebot Folge zu leisten. Sie erhebt sich von ihrem Sessel, tritt an das Bett ihres schlafenden Kindes, dem sie noch einen Blick voll unendlicher Zärtlichkeit zuwirft, löscht das Licht und verläßt leise das Zimmer.

Dem gewöhnlichen Ausgang kann sie sich nicht zuwenden, der sonst auf den Gefängnißhof und über diesen durch das jetzt fest verschlossene Thor auf die Straße führt; sie kann nur zur Gartenseite hinaus und durch diesen in's Freie. In dem Theil des Gebäudes, in dem die Wohnung ihres Vaters liegt, sind keine Gefangenenzellen, sind nur die Wohnungen der Beamten enthalten, die außer aller Communication mit jenen stehen, so daß von dieser Seite der Ausgang nicht so ängstlich verwahrt ist.

Das Gartenpförtchen ist zwar wol noch Nachts verschlossen, aber der Schlüssel hängt an einem Nagel an der Wand des Corridors.

Sie durchmißt diesen mit leisen Schritten, öffnet die Pforte und schlüpft hinaus in den Garten.

Ein paar Minuten vergehen, ehe sie sich in der ihr entgegen wallenden Finsterniß zurecht findet, aber dann tauchen Linien und Umrisse auf,

der Weg, der hinunter führt, wird deutlich, sie geht erst vorsichtig ein paar Schritte, aber dann kommt ihre Ortskenntniß ihr zu Hülfe und sie eilt, fliegt die Terrassen hinunter an den Strom. Der helle Ufersand, sich scharf gegen die dunkle Hügelkette und die finsteren Wellen des Stromes abhebend, läßt vollends jede Unsicherheit schwinden. Zudem leuchtet hier und da noch ein verglimmendes Feuer auf den vor Anker liegenden Flößen. Mit beflügelten Schritten eilt sie vorwärts, ihr Gesicht ist gespenstisch bleich, ihr Athem geht schnell und unregelmäßig und in ihren Zügen malt sich eine kaum zu bewältigende Aufregung. Manchmal murmelt sie leise vor sich hin: „Was werde ich hören, o Gott, was werde ich hören" und dann preßte sie die Hände krampfhaft zusammen und hob sie flehend zum Himmel empor. So war sie eine ziemliche Strecke am Ufer entlang geeilt, immer die Augen auf die Flöße geheftet, da taucht auf einem derselben eine dunkle Gestalt empor.

„Friedrich!" ruft sie mit halblauter Stimme und die stille Luft trägt den Ruf weiter. „Friedrich!" der Mann stürzt auf sie zu und hält sie in seinen Armen, ehe die brechenden Kniee und zitternden Füße ihr den Dienst versagen.

Am Ufer lagen ein paar alte Weidenstämme; dorthin trägt er sie, dort läßt er sie nieder, setzt sich zu ihr, umfaßt sie, ihre Thränen, jetzt Freudenthränen benetzen sein Antlitz, ihr Jubel erstickt an seiner Brust.

„O nun mag's gehn wie's will, nun habe ich Dich und Du bist kein Mörder, kein Dieb!" sagte sie gepreßt, „ich habe es nie geglaubt, gewiß nie!" setzte sie zuversichtlich hinzu.

„Gestohlen!" rief er hastig aus, „wer sagt das?"

„Alle die da glauben Du habest den Bankier Salhof ermordet", entgegnet sie; „o, die ganze traurige Geschichte hat genug in den Zeitungen gestanden, von Anfang bis zu Ende und der gräßliche Steckbrief auch."

Sie barg ihr Gesicht an ihres Mannes Brust.

„Das ist nicht wahr, bei Gott, das ist nicht wahr!" versicherte er feierlich. „Gestohlen habe ich nicht. Gemordet, o mein Gott, ich wollte es nicht; aber der Jähzorn packte mich, die lange unterdrückte Wuth über vielfache Ungerechtigkeit — er wollte Hand an mich legen, ich mich wehren und da führte der Teufel meinen Arm. Er war ein schlechter Mensch, der Bankier und hat sein Schicksal zehnfach verdient, aber ich hab's nicht herbeiführen wollen; gewiß, ich nicht."

Er hielt inne. Er wartete, ob die Frau etwas sagen würde, sie weinte nur still vor sich hin, da fuhr er fort:

„Es war in der Nacht, ich spät nach Hause gekommen, halb trunken, damit Du nur alles Schlimme weißt, Bertha, da brach das Unwetter los! Er warf mir vor, daß ich mich für ledig ausgegeben, er hatte keinen verheiratheten Bedienten gewollt. Es ist wahr, ich hatte ihn getäuscht; aber was thut das Verheirathetsein, wenn Frau und Kind weit weg sind, meinte ich. Da schrie er, ein lediger Dienstbote sei doch nur ein einfacher Dieb, einer mit Familie aber gleich einer Diebsbande. Das versetzte mich in Wuth. Ich antwortete grob, er wollte mich hinauswer-

fen, ich packte ihn und ſchleuderte ihn zurück. Ich griff ihn an der Kehle und ſchüttelte ihn durch; als ich los ließ, fiel er wie ein Klotz zu Boden. Da war mein Wuthanfall vorbei. Ich ſtand wie verſteinert. Dann hörte ich unten gehen, Thüren auf und zu machen. In der Angſt, man könnte kommen, hatte ich Rieſenkräfte. Ich hob den todten Mann auf und trug ihn auf's Bett. Ich horchte, unten war's wieder ſtill. Ich verſuchte ihn in's Leben zurückzubringen, ich goß ihm Waſſer über, hielt ihm Aether vor, rieb ihm die kalten Hände, immer dazwiſchen horchend ob's noch ſtill im Hauſe bliebe. Das waren gräßliche Minuten, Bertha, und alle Mühe vergebens. Er blieb kalt und ſtarr. Ich mußte endlich an mich denken, kehrte ſein Geſicht der Wand zu, warf ihm die Decke über, nahm eilig meine Sachen zuſammen und ſchlich leiſe die Treppe hinunter. Es wohnte außer uns Niemand im Hauſe als eine ältliche Dame mit ihrer Dienerin. Wie ich an ihrer Thür vorbeiſchleichen will, öffnet ſich dieſe und ſie tritt heraus.

„Sie hatte den Lärm, ſie hatte ſogar den Fall gehört; den Lärm konnte ſie gewohnt ſein, aber auch über den Fall läßt ſie ſich meine Ausrede gefallen. Gott ſegne die gute Dame, die nicht leicht etwas Schlechtes von ihren Nebenmenſchen glaubte, aber auch Mitleid mit mir hatte. Sie ließ mich unangefochten durch und ich war gerettet. Sie müſſen's nicht ſo ſchnell gemerkt haben, was geſchehen war, ich entkam glücklich aller Verfolgung, aber ich kam mir wie ein gehetztes Wild vor, als ich endlich über die Grenze ging und mich nun erſt ſicher fühlte. Aber wovon, wie leben, wie durchkommen, ohne als Vagabond ausgewieſen zu werden? Mir halfen ein paar von den Szimkis durch, die ich von ihrem Holzverkaufe her kannte. Große Wahl blieb mir nicht, ich mußte zugreifen, wo ich Arbeit fand. Es war ein kümmerliches Leben. Und dabei die Gewiſſensbiſſe, die Reue, die Sehnſucht nach Weib und Kind; doch das Alles wuchs nur noch, als es mir beſſer ging. Ich hatte einen Dienſt im Geſchäft eines jüdiſchen Viehhändlers und kam ziemlich viel auf dem Lande herum. Eine polniſche Herrſchaft ſuchte einen Gärtner. Ich meldete mich, Zeugniſſe hatte ich nicht, ſie nahmen es damit nicht ſo genau. Sie nahmen mich auf Probe und als ſie ſahen, daß ich mein Fach verſtand, da bekam ich eine ordentliche feſte Anſtellung und nun hätt's mir können gut gehen, aber nun ging's erſt recht ſchlimm. Das kümmerliche Leben nahm ich als Strafe hin, nun hörte das auf, nun fing's innerlich an mich zu verfolgen und alle Ruhe, alles bischen Glück aus mir herauszujagen.

„Wie ein Geſpenſt verfolgte mich meine That. Ich bin ſo ſanft geworden wie ein Lamm, Bertha; ich trinke keinen Tropfen mehr, in den Stücken bin ich gebeſſert. Aber was hilft mir das, da ich meine Seele dafür wegwerfen mußte? Anderthalb Jahr hab ich's ausgehalten, länger nicht.

„Ich will das Leben nicht. Ich will gehen und mich bei den Gerichten angeben, ich will meine Strafe haben, die mir zukommt, eher werde ich nicht wieder ruhig.

„Ich habe meiner polnischen Herrschaft Alles gestanden, sie wollten mich nicht fortlassen, aber ich ließ mich nicht halten. Ich bin mit den Szimkis den Strom herunter gekommen. Ich wollte Dich erst sehen und sprechen, wollte von Dir erst Abschied nehmen, Dich um Verzeihung bitten, dann mag's kommen wie's will. Ich habe mich dem lieben Gott übergeben. Die stillen Nächte auf dem Wasser haben vollends allen Trotz aus mir herausgebracht. Ich sehe es ein, wie ich mein Leben vergeudet, mein Glück weggeworfen habe. Ich werde im Arbeitshause Zeit genug zu Reue und Buße haben, an's Leben werden sie mir nicht gehen, ich habe nicht vorsätzlichen Mord begangen. Ich wünschte einmal brennend, sie möchten mir an's Leben gehen, jetzt wünsche ich's nicht mehr. Menschen, die das gethan haben, was ich that, dürfen nichts wünschen, dürfen nur still halten."

„Und hoffen!" fiel Bertha ein, „hoffen darf Jeder."

„Worauf?" fragte er bitter.

„Auf Gottes Gnade, Friedrich, wenn seine Gerechtigkeit gegen uns spricht."

Wolf fühlte sich sehr schlecht, als Hannchen am anderen Morgen zu ihm kam.

„Heut' bring' ich die letzte Blume, die allerletzte, die hab' ich aus Großvaters Garten gepflückt", erzählte sie, setzte sich neben das Bett, sah den Patienten zutraulich an und sagte geheimnißvoll:

„Heut Nacht habe ich meinen Vater gesehen. Er bückte sich über mein Bett und küßte mich. Die Mutter sagt, ich hätte geträumt; aber ich weiß, daß ich ihn gesehen habe. Kannst Du Dir's denken, warum ich's nicht wissen soll, daß er wieder da ist?" fragte sie halb gekränkt.

„Deinen Vater, Deinen Vater hast Du gesehen; was will er hier, warum kommt er wieder?" fragte Wolf hastig.

„Ich weiß es noch nicht!" sagte Hannchen, „weiß auch nicht, warum er fort war. Die Mutter weint, wenn ich nach ihm frage, Großvater macht ein finsteres Gesicht und Beide verboten mir, Trinen oder Andere nach ihm zu fragen."

Der Kranke schien gar nicht zu hören was sie sprach; ein heftiger Kampf arbeitete in seinem Innern, Hannchen sah ihn sorgenvoll an, plötzlich faßte er sie bei beiden Händen.

„Geh, hole Deinen Vater, Deinen Großvater, Deine Mutter, den Herrn Director, hole sie Alle herbei. Komm aber schnell, schnell, ehe es zu spät ist! Ich will Dir den Vater wiedergeben, Du hast mir Besseres gegeben als das."

Hannchen flog davon.

Sie fand den Großvater nicht zu Hause, die Mutter, wußte sie, arbeitete bei der Frau Directorin. Sie lief hinauf und ohne zu fragen in das Vorzimmer der Frau von Holm. Sie hatte schon den Mund geöffnet zu ihrer Botschaft, da stutzte sie, blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen und stürzte auf einen Mann zu, der mitten im Zimmer

vor Herr und Frau von Holm stand und bei ihrem Eintreten rasch den Kopf nach ihr umwandte.

„Der Vater, der Vater!“ jubelte sie und lag im nächsten Augenblick in seinem Arm emporgehoben an seiner Brust.

„Du hast mich doch die Nacht geküßt, ich habe nicht geträumt, ach lieber, lieber Vater, wo bist Du so lange gewesen?“ schwatzte sie durcheinander und schlang ihre beiden Arme immer wieder auf's Neue um den Hals des Vaters, der sie fest an sich drückte, als könne der nächste Augenblick sie ihm wieder auf immer entreißen.

„O Gott, so reich sein und so arm!“ stöhnte er.

„Sie bleiben also bei ihrem Vorsatz?“ fragte der Director.

„Ja“, sagte Friedrich, „ich will ernten, wie ich gesäet habe.“

Seine Worte klangen so ernst, daß Hannchen sich betroffen umsah. Ihre Mutter hatte verweinte Augen, Frau von Holm sagte:

„Ich kann nicht los von meinem Gedanken. Ehe Sie Ihren Entschluß ausführen fragen wir Wolf. Er ist ein sterbender Mann, er wird die Wahrheit sagen.“

Wolf! der Name erinnerte Hannchen an ihren Auftrag.

„Ihr sollt Alle zu ihm kommen, Alle hier, er schickt mich, er sagt — ja was sagte er doch!“ Sie sann nach: „Ja, das sagte er! Er wollte mir den Vater wiedergeben, ich hätte ihm Besseres gegeben. Mutter, was hab' ich ihm denn gegeben, ich weiß nichts.“

Ihre Frage blieb unbeantwortet.

„Ich werde Recht haben, es wird Alles so sein, wie ich sagte!“ rief Frau von Holm eifrig aus.

In Bertha's Gesicht ging ein heller Hoffnungsschimmer auf, ihr alter Vater faltete die Hände.

„O Gott, erlöse mich von der Schuld!“ betete Friedrich in seinen stillen Gedanken, dann folgten sie Alle dem vorauseilenden Hannchen in die düstere Zelle des Gefangenen.

Er saß aufrecht im Bett, seine Augen glänzten und auf seinen Wangen brannten fiebrisch zwei dunkle rothe Flecke. Er hatte die Hände gefaltet, er winkte die Eintretenden näher an sein Bett zu treten, bat Hannchen hinauszugehen bis er sie rufen würde und sagte dann mit leiser aber fester Stimme:

„Ich habe vor zwei Jahren den Bankier Salhof, in dessen Wohnung ich in der Nacht des ..... einbrach, mit diesen meinen beiden Händen erdrosselt, als ich ihn wider Vermuthen wach fand und er meinem Gebot zu schweigen nicht folgte. Kein Anderer ist an seinem Tode schuld als ich. Ich bitte Alle, die es hören, Das auszusagen und zu bezeugen, wenn etwa der Verdacht auf einen Unschuldigen gefallen sein sollte!“ Der Eindruck, den Wolf's Erklärung machte, ist nicht zu schildern.

„Entsühnt, o Gott, entsühnt“, rief Friedrich mit erstickter Stimme und sank vor dem Bett auf die Kniee nieder.

„Dafür verzeihe Euch Gott Eure Schuld!“ schluchzte Bertha und

ihr Vater nahm sein Sammetkäppchen und es in der gefalteten Hand haltend, schien er ein heißes Gebet zwischen den Lippen zu murmeln.

Tief gerührt blickte der Director und seine Frau auf die Gruppe.

„Entsühnt!“ sprach der Gefangene leise das Wort nach. Ein eigenthümlicher Schimmer flog über sein Antlitz, die in dem tödtlichen Glanz leuchtenden Augen blickten wie abwesend, der abschreckende Zug, der sonst das Gesicht verfinstert, war fort, der nahende Tod fing schon an, die Spuren eines verbrecherischen Lebens zu verwischen. Der Sterbende war erschöpft in die Kissen zurück gesunken.

„Das Kind“, flüsterte er leise, „laßt es zu mir.“ In der nächsten Minute stand Hannchen an seinem Lager. Er langte nach ihren Händchen, sein umflortes Auge suchte sie. „Ich sterbe“, stöhnte er gebrochenen Tones, „der Tod ruft mich, wohin? sage Du, Dir glaub' ich“, rief er mit letzter Kraftanstrengung sich emporraffend.

„Zum lieben Gott“, sagte Hannchen zuversichtlich.

„Zum lieben Gott“, sprach er langsam nach und sank mit einem schweren Seufzer zurück. Er war todt. Sein schuldvolles Leben geendet, sein Verbrechen gesühnt. An seinen Tod knüpfte sich ein wiederaufleben-des Glück und dankbare Herzen beten an seinem Grabe.

Ruhe seiner Seele und Heil und Glück jedem echten Kindergemüth, das in unbewußtem heiligen Zauber Finsterniß in Licht wandelt und die Schönheit der gottgeschaffenen Creatur zu retten vermag, selbst im ärgsten Sünder.

Gott wirkt mächtig in den Schwachen und den Kindern ist das Himmelreich hier und dort.

Aufsteigendes Gewitter.

(Zu dem Bilde von Kegler.)

Windstille schwüle Luft bedrückt das Thal,
Die Sonne steht im Mittag matt und fahl,
Kein Blättchen regt sich rings an Baum und Strauch,
Träg' aus der Esse drüben quillt der Rauch,
Das Volk der Weide kommt zu Dach und Fach;
Denn hinterm Walde droht das Ungemach.

Schon klimmt im Westen schwer Gewölk herauf,
Blauschwarz, ein blitzeschwangrer Wetterhauf;
Schon grollt es dumpf; bald reißt der Sturm sich los
Und fegt und rasselt durch des Thales Schooß.
Du Dörfchen, wo so gern ich weilen mag,
Gott schütze Dich vor Blitz und Hagelschlag!

Hermann Grieben.

Erinnerungen an Alexander von Humboldt.

Der Fürst der Wissenschaften, der erhabene Herrscher in dem freien Reich der Geister, der große Alexander von Humboldt wurde am 14. September 1769 in Berlin geboren. Die ganze civilisirte Welt rüstet sich nun in würdiger Weise den Tag seiner hundertjährigen Geburt zu feiern und das Angedenken des Mannes zu ehren, den die Natur nur geschaffen zu haben scheint, um sich selbst zu erkennen.

War er auch kein Initiator der Wissenschaft wie Newton, kein Entdecker neuer Wahrheiten wie Lavoisier, kein Begründer neuer Systeme wie Linné und Cuvier: so vereinte er in seinem Geiste wie in einen Brennpunkt die zerstreuten Strahlen des ewigen Lichts, so sammelte er gleich dem Meere alle Ströme und Quellen der Erkenntnisse, indem er hundertfältig wiedergab, was er von allen Seiten aufgenommen.

Wie Goethe eine Weltliteratur, so schuf Humboldt die Weltwissenschaft, die er selbst Kosmos nannte.

Von regem Forschergeist von Jugend auf beseelt, drang er in die fernsten Regionen und Länder, durch den dichten Urwald in die unwirthbarsten Steppen, stieg er hoch empor auf unbetretenen Pfaden zu den himmelhoch emporragenden Gipfeln der Bergesriesen. Und wohin er ging, folgte ihm der Genius, der ihm die Geheimnisse der Natur erschloß, damit er sie der Welt verkündige.

Mit offenem Auge erspähte er die Wunder der Schöpfung, den Lauf der Gestirne, den Bau der Erde, erkannte er die geheimen Kräfte, die unsichtbaren Geister der Luft, die verborgen Ströme des Magnetismus und der Elektricität, deren Bahnen er verfolgte, deren Wege er offenbarte.

Mit offenem Ohre vernahm er die Harmonie der Sphären, den Gesang der leuchtenden Welten und in dem Rauschen des großen Oceans hörte er die Stimme der Gottheit, die Offenbarung des Ewigen, im Flüstern der Palme und tausendjähriger Riesenbäume die Geheimnisse der Pflanzen. Wie König Salomo verstand er die Sprache der Vögel und Thiere, deren innerstes Wesen er belauschte.

Doch das innigste Band umschlang ihn mit der gesammten Menschheit, mit den edelsten Geistern aller Länder und Völker vom fernen Südpol bis zum höchsten Norden. Er vereinigte jene Kette von emsigen Forschern und Beobachtern, die erst durch ihn zu einem gemeinschaftlichen Wirken, zu einem segensreichen Streben verknüpft wurden. Der Mathematiker in seiner einsamen Studirstube, der Astronom auf seiner nächtlichen Sternwarte, der kühne Reisende in der brennenden Wüste oder auf eisigem Gletscher, der unerschrockene Seefahrer auf dem stürmischen

H. BLAIR.
H. BLAIR.
Monument to Rev. Hugh Blair, D.D., and Dr. Hugh Blair.

Ocean blickte auf ihn wie auf ihren Leitstern, wie auf die Magnetnadel, die ihnen die Wege vorzeichnete.

Von ihm erhielten sie Alle Belehrung, Aufklärung und Inspiration, häufig die bedeutendste geistige und selbst materielle Unterstützung. Sein Auge folgte ihrer Richtung, sein Rath ebnete ihren Pfad, sein Beifall stärkte sie und sein bloßer Name reichte hin, sie zu schützen und in den entlegensten Gegenden ihnen eine gastliche Aufnahme zu bereiten wie der Empfehlungsbrief eines mächtigen Monarchen. Was sie erforscht, erhielt durch ihn erst Bedeutung, was sie gefunden, durch ihn erst Werth und Achtung in der Wissenschaft, gleich der Münze, die das Gepräge eines Fürsten zeigt.

Seine Humanität bekundete sich in dieser regen Theilnahme für den Einzelnen wie für die Gesammtheit. Im Gegensatz zu der Mehrzahl der deutschen Gelehrten, welche aus geistigem Hochmuth oder Bequemlichkeit sich zu isoliren lieben, lebte Humboldt seinen Freunden, der Gesellschaft und der Außenwelt.

Er war der treueste Freund, der liebenswürdigste Gesellschafter, human bis zur Selbstverleugnung, aufopfernd selbst für Fernerstehende, bei denen er ein redliches Streben voraussetzen durfte. Niemand ging ungetröstet oder ohne Hülfe von seiner gastlichen Schwelle. Sein Haus stand jedem strebenden Manne offen, der bei ihm Unterstützung oder Belehrung suchte.

Diesem Umstande und der Empfehlung seines Freundes Varnhagen von Ense verdankte ich die persönliche Bekanntschaft mit dem großen Gelehrten, die zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens zählt. Bei den zahlreichen Besuchen, mit denen der berühmte Mann täglich belästigt wurde, sah sich Humboldt genöthigt eine gewisse Ordnung zu beobachten, die er gewissenhaft inne hielt. Jeder Fremde, der seine Bekanntschaft zu machen wünschte, hatte sich deshalb schriftlich an ihn zu wenden.

In dem Falle, daß ihm der Besuch willkommen war, erhielt man von ihm eines jener kleinen Billets in der ihm eigenthümlichen Schrift, deren Hieroglyphen keineswegs ganz leicht zu enträthseln waren. Auf seinen großen Reisen hatte nämlich Humboldt die Gewohnheit angenommen, auf einer über seinen Knieen ausgebreiteten Mappe sowol Briefe wie seine größeren Arbeiten zu schreiben, wobei er sich der lateinischen Lettern bediente.

Da die Zeilen nicht immer die grade Linie streng beobachten und die Worte bald darüber, bald darunter schweben, so bieten diese kleinen Billets selbst den eingeweihten Freunden und Bekannten eine zuweilen kaum lösbare Aufgabe. Aber meist umschließt die charakteristische, wenn auch nicht kalligraphische Schrift wie ein unscheinbares Gefäß den köstlichsten Inhalt. Fast jedes dieser Briefchen, selbst das kleinste, legt Zeugniß für den Geist und die humane Bildung des Absenders ab und wird darum mit Recht als eine theure Reliquie von dem Empfänger aufbewahrt

Ein soches Schreiben beglückte auch mich und lud mich zu einem

Besuch bei Alexander von Humboldt ein. Zur genau bestimmten Stunde stand ich in der Oranienburger Straße vor dem Hause, worin der berühmte Naturforscher seit langer Zeit schon wohnte. Das Gebäude gehörte dem reichen Banquier Alexander Mendelssohn, dem Freunde Humboldt's. Als dieser die ihm lieb gewordene Wohnung, die früher einen andern Besitzer hatte, verlassen sollte und deshalb sich beklagte, kaufte Mendelssohn heimlich das Haus und ersparte so seinem Freunde die Verdrießlichkeit des unangenehmen Umzuges, gewiß ein liebenswürdiger Zug von Seiten des Banquiers, der die vollste Anerkennung dafür verdient.

Voll Erwartung sah ich der persönlichen Bekanntschaft mit dem großen Mann entgegen, als ich mit klopfendem Herzen die Treppe hinaufstieg, welche in die Bel-Etage führte. Das Vorzimmer, wohin ich gewiesen wurde, war mit ausgestopften Vögeln, Fischen und Seethieren fremder Zonen angefüllt. Rings umher standen und lagen verschiedene physikalische, chemische und optische Instrumente. An den Wänden hingen einige Gemälde, meist Landschaften und Bilder einer tropischen Natur. Das Ganze stimmte zu dem Charakter und Beruf des Eigenthümers und bereitete den Gast in würdiger Weise vor. Unwillkürlich überkam mich ein Gefühl der Ehrfurcht, als ob ich vor das Gesicht eines mächtigen Königs treten sollte.

War er nicht auch ein Welteroberer und zwar im höchsten und schönsten Sinne? Ein Napoleon der Wissenschaft, hatte er nicht aus Ehrgeiz, sondern aus Liebe zur Wissenschaft die fernsten Länder aufgesucht, im Triumph das spanische Amerika der Forschung unterworfen, auf dem Chimborasso seine Siegesfahne aufgepflanzt, die Krater der feuerspeienden Vulkane, fürchterlicher als alle Batterien, nicht gescheut und den Stürmen des Weltmeers, den Schrecken der Natur getrotzt.

Während ich diesen nahe liegenden Gedanken nachhing und die Parallele zwischen Humboldt und Napoleon, zwischen dem Heros der Schlachten und dem Helden des Gedankens, die ein Zufall in demselben Jahre das Licht der Welt erblicken ließ, weiter fortspann, erschien ein älterer Mann mit jener unverkennbaren Haltung, die auf den ersten Anblick den gedienten preußischen Soldaten verräth. Das rothe, gutmüthig ernste Gesicht und das ganze stramme feste Auftreten erinnerte unwillkürlich an den ehrlichen „Paul Werner", an den biederen „Wachtmeister" in Lessing's „Minna von Barnhelm."

Das war Humboldt's treuer Kammerdiener Seifert, der bereits länger als dreißig Jahre in dessen Diensten stand und ihn auf der Reise durch die Steppen Hochasiens begleitet hatte. Mit Recht genoß derselbe im hohen Grade das volle Vertrauen seines Herrn, an dem er bis zum Tode mit unerschütterlicher Treue hing, so daß er mehr noch der Freund als der Diener Humboldt's war.

Herr Seifert öffnete mir die Thür und führte mich durch die Bibliothek, die der geniale Hildebrandt in seinem bekannten Bilde abgeschildert hat, in das eigentliche Empfangszimmer, das ich ehrfurchtsvoll wie

das Allerheiligste des Genius betrat. Meine ganze Aufmerksamkeit wurde jetzt ausschließlich von der Erscheinung Humboldt's in Anspruch genommen, die mich unwillkürlich fesselte.

Vor mir stand ein freundlicher Greis in gebückter Haltung und mit einem aufmunternden, liebenswürdigen Lächeln, das meine natürliche Befangenheit bald verscheuchte. Während der mir unvergeßlichen Unterhaltung hatte ich hinlängliche Zeit, das Bild des großen Naturforschers meinem Gedächtnisse für immer einzuprägen. Die Figur war nicht groß, aber kräftig und untersetzt; Füße und Hände auffallend klein; was bekanntlich für ein Zeichen aristokratischer Abkunft oder vielmehr Bildung gilt. Silberweißes Haar umgab das ehrwürdige Haupt mit der hohen gewölbten Stirn, würdig gleich einem geweihten Tempel einen solchen Geist zu beherbergen. Die Augen blau; trotz des hohen Alters lebhaft und seelenvoll, der Mund fein geschnitten, von einem eigenthümlichen, halb sarkastischen, halb wolwollenden Lächeln umschwebt; das ganze Gesicht voll jener geistigen Ueberlegenheit, mit humaner Freundlichkeit und Milde gepaart.

Bekanntlich war Alexander von Humboldt ein Meister der Rede, ein wunderbarer Erzähler, der mit der französischen Leichtigkeit in der Unterhaltung, mit dem geistsprühenden Esprit die Gediegenheit und Gründlichkeit des deutschen Forschers und Gelehrten verband, ohne jemals in die Pedanterie des Letzteren zu verfallen. Dabei verstand er es, seine Worte der jedesmaligen Gesellschaft und der Fassungskraft seiner Zuhörer anzupassen. Ein Schatz von Wissen, eine Fülle von Thatsachen stand ihm zu Gebot, unterstützt durch ein seltenes Gedächtniß, daß ihm bis in das späteste Alter treu geblieben war. Um dies Wunder zu erklären, behauptete die böswillige Fama, daß Humboldt sich auf seine Besuche und für die Abendgesellschaften, in denen er seine Hörer eben so überraschte als entzückte, förmlich vorbereitet haben sollte. Mancher Schriftsteller wurde bei solchen Gelegenheiten nicht selten in Erstaunen gesetzt, wenn der berühmte Mann unerwartet einige Stellen aus dessen jüngst erschienenen Schriften citirte oder mit ihm über den Inhalt eines eben von jenem veröffentlichten Buches eingehend sprach.

Wie ich selbst bei meinem ersten Besuche und bei späteren Gelegenheiten erfuhr, gab es so leicht keine einzige einigermaßen hervorragende Erscheinung in der Wissenschaft, Kunst und Literatur, die er nicht kannte und beachtete. Es schien daher vollkommen räthselhaft, woher Humboldt die Zeit nahm, um allen Ansprüchen, den Forderungen der Wissenschaft, dem geselligen Verkehr, seiner Stellung zum Hofe und einer so ausgebreiteten, über die ganze Welt sich erstreckenden Correspondenz zu genügen.

Nur die zweckmäßigste Zeiteintheilung und Benutzung jeden freien Augenblicks befähigte ihn zu solch außerordentlichen Leistungen. Gewöhnlich stand Humboldt nach acht Uhr des Morgens auf; während des Frühstücks las er die eingegangenen Briefe, die er meist sogleich zu beantworten pflegte. Hierauf zog er sich mit Hülfe seines Kammerdieners an, um die angemeldeten Besuche zu empfangen oder selbst bis zum Mittag Be-

ſuche zu machen. Um drei Uhr ging er zur königlichen Tafel, an welcher er gewöhnlich zu ſpeiſen pflegte, wenn er ſich nicht ſelbſt, was häufig geſchah, in der Mendelsſohn'ſchen Familie zu Gaſt geladen hatte. Erſt um ſieben Uhr des Abends kehrte er in ſeine Wohnung zurück, wo er leſend und arbeitend bis neun Uhr verweilte. Von Neuem rief ihn ſeine Pflicht an den Hof oder auch in die Geſellſchaft, aus der er gegen halb zwölf Uhr wiederkam.

Aber wann arbeitete eigentlich Humboldt, wann ſchuf er jene unſterblichen Werke, die wir bewundern?

Erſt um Mitternacht ſetzte er ſich an den Arbeitstiſch, an dem ihn oft der helle Morgen noch erblickte. Um drei Uhr früh gönnte ſich der jugendliche Greis eine kurze Ruhe, um die nöthige Kraft für ſein neues Tagewerk zu ſammeln. So ſehr herrſchte der Geiſt über den Körper, ſo hatte er ſeine Natur gewöhnt, daß er kaum der Erholung anderer Sterblichen zu bedürfen ſchien.

Eine eigenthümliche Stellung nahm Humboldt zu dem preußiſchen Hofe ein; er war der Freund und Geſellſchafter zweier Könige, ohne daß er darum aufhörte der Freund des Volkes zu ſein. Mit ſeiner loyalen Liebe für den Fürſten wußte er ſich das lebendigſte Gefühl für die Freiheit zu bewahren. Am Hofe lebend war er doch nie ein Höfling geworden. Viele ſeiner Freunde und Verehrer verdachten es dem berühmten Gelehrten, daß er die Kammerherrnuniform angezogen und ich ſelbſt empfand es ſchmerzlich, wenn ich im Theater den großen Mann aufwartend hinter dem Stuhl eines fremden unbedeutenden Prinzen erblickte.

Aber Humboldt verſtand es ſelbſt in dieſer Stellung ſich ſeine geiſtige Freiheit zu wahren und zeigte mehr als einmal, daß er den „Muth der Meinung" im hohen Grade beſaß.

Als täglicher Geſellſchafter des Königs war es ihm vergönnt in vielen Beziehungen ſeinen Einfluß zur Förderung und zum Schutze der Wiſſenſchaft auszuüben. Mit Recht nannte ihn ein berühmter Univerſitätslehrer ein Bollwerk, an dem ſich die Wogen der Reaction brachen, ſeine bloße Exiſtenz eine Bürgſchaft für den Fortſchritt auf geiſtigem Gebiete. So lange dieſe Sonne an dem Himmel der Wiſſenſchaft in Preußen leuchtete, konnte es nicht völlig Nacht werden.

An ihm fand die religiöſe und bürgerliche Freiheit einen beredten Vertheidiger und er nahm keinen Anſtand, die übertrieben pietiſtiſche Richtung ſelbſt in der Umgebung des Königs mit dem ihm reichlich gegebenen Waffen eines ſchneidenden Witzes zu bekämpfen. Als die erſte Kritik über den ſoeben veröffentlichten „Kosmos" in einer Berliner Zeitung erſchien, frug ein hochgeſtellter General in Gegenwart des Königs den berühmten Verfaſſer, ob er die Recenſion ſchon geleſen habe. Als dieſer verneinte, ſetzte der fromme Redner ſarkaſtiſch hinzu: „Ihr Kosmos wird von dem Beurtheiler ein wahres Erbauungsbuch genannt." — „Das freut mich", entgegnete Humboldt. „Jetzt werd' ich wol auch Carriere machen", mit einem Seitenhieb auf den General, der hauptſächlich ſeiner pietiſtiſchen Richtung ſeine ſchnelle Beförderung zu verdanken hatte.

Mit besonderer Liebe hing Humboldt an seinen Angehörigen, besonders an seinem nicht minder berühmten Bruder Wilhelm, dem er eine rührende Pietät bewahrte. Als ich im Laufe des Gesprächs die großen Verdienste des Verstorbenen um den Staat und die Wissenschaft, dessen ausgezeichnete Arbeiten auf dem Gebiete der neueren Sprachforschung berührte, glänzte das Auge Alexander's in jugendlicher Begeisterung und um sein Gesicht schwebte verklärend ein Lächeln der Erinnerung. „Sie hätten meinen Bruder kennen sollen!" sagte er mit liebenswürdiger Bescheidenheit. „Er war entschieden der Begabtere von uns Beiden."

Die Verehrung für den geschiedenen Bruder war zu einem wahren Cultus für den Ueberlebenden geworden, der die bekannten „Sonette" Wilhelm's als eine theure Reliquie veröffentlichte und sich ungemein freute, als ich mit Bewunderung von den herrlichen Dichtungen und der überraschenden Tiefe des Gemüthes sprach, welche sich darin kund gab, wobei ich offen eingestand, dem berühmten Staatsmann mehr Geist als Herz zugetraut zu haben; was Humboldt mir gegenüber eifrig und mit Beibringung mancher charakteristischen Züge aus dem Leben seines Bruders bestritt.

Seine Pietät hielt jedoch Alexander nicht ab, die kleinen Schwächen Wilhelm's im vertrauten Kreise schonend anzuerkennen. Als der bekannte „Briefwechsel Wilhelm von Humboldt's mit einer Freundin" erschienen war und großes Aufsehen erregte, äußerte Alexander gegen Varnhagen in seiner feinen sarkastischen Weise: „Mein Bruder hätte der guten Frau Diede weniger schreiben und mehr geben sollen."

Humboldt blieb bekanntlich unvermählt; die hinterlassene Familie des Bruders war die seinige. Sie verehrte in ihm ihr berühmtes Oberhaupt und sein Geburtstag wurde stets im Kreise der Angehörigen auf Schloß Tegel gefeiert, welches seine Nichte, Frau von Bülow, bewohnte. Dann erschienen in den gastlichen Räumen, die von jeher die edelsten und bedeutendsten Männer und Frauen Deutschlands sahen, die Freunde aus dem nahen Berlin. Zu den Letzteren zählte in früherer Zeit Fichte, Hegel, Schleiermacher, Varnhagen, der Bildhauer Rauch, die geistreiche Rahel, die schöne und liebenswürdige Hofräthin Herz. Später, als der Tod die Reihen der Unsterblichen gelichtet, nahmen andere, nicht minder ausgezeichnete Geister ihre Stelle ein; darunter der bekannte Professor Ehrenberg, der durch seine mikroskopische Forschung die kleine und doch so mächtige Welt der unsichtbaren Infusorien erschlossen, Du Bois-Reymond, der geniale Nachfolger Humboldt's auf dem Gebiete der thierischen Elektricität, Brugsch, der die Alterthümer Egyptens durchforscht und in vergilbten Papierrollen, wichtige, geschichtliche und literarische Schätze entdeckt hat, vor Allen aber Eduard Hildebrandt, der Maler des „Kosmos", dem Humboldt eine wahrhaft väterliche Freundschaft entgegentrug.

Wenn an einem solchen Tage Alexander von Humboldt mit seinem Bruder neben der imposanten Gestalt des Bildhauer Rauch, begleitet von

seinen Jüngern und Verehrern durch die schattigen Gänge des schönen Parks von Tegel in geistig bedeutenden, anregenden Gesprächen wandelte, so konnte man wol an die herrlichen Zeiten der Blüthe Griechenlands denken, wo ein Plato in der Akademie mit süßem Munde Weisheit lehrte, ein Aristoteles die Wunder der Schöpfung offenbarte und ein Praxiteles Bilder der Götter mit dem Meißel schuf.

Nur seinen genauesten Freunden war es bekannt, daß Humboldt den größten Theil seines Einkommens für Wohlthaten und zur Unterstützung junger, strebsamer Gelehrten und Studenten verwendete. Sein Privatvermögen war nicht bedeutend, da er daraus seine großen und kostspieligen Reisen bestritten hatte. Er bezog jedoch vom Könige einen ansehnlichen Gehalt und außerdem zahlte ihm der Buchhändler Cotta für die Herausgabe der Werke eine entsprechende Revenue. Bei der Einfachheit seiner Bedürfnisse war dies Einkommen nicht allein ausreichend, sondern gestattete ihm noch Ersparnisse, von denen er keinen bessern Gebrauch machen zu können glaubte, als wenn er das unverdiente Loos verdienstvoller Männer dadurch verbesserte.

Im Gegensatz zu manchem berühmten Mann steigerte nur die persönliche Bekanntschaft mit Humboldt das Gefühl der Achtung und Verehrung für den großen Gelehrten. So oft ich nach diesem ersten Besuch das Glück hatte, mich ihm zu nähern, wurde der tiefe Eindruck, den seine liebenswürdige Persönlichkeit, sein unerschöpflicher Geist mir hinterlassen, nur noch verstärkt. Selbst in dem letzten Jahre seines Lebens war keine Abnahme seiner geistigen Kraft und Frische in der Unterhaltung zu bemerken. Dagegen klagte der sonst Unermüdliche über große körperliche Schwäche. Als ich ihn zum letzten Mal sah, sprach er von der Nähe seines Todes, indem er wiederholt fast mit Gewißheit andeutete, daß er wol kaum das Jahr überleben würde. Seit einigen Wochen litt er an einem in seinem Alter allerdings bedenklichen Lungenkatarrah, der ihn jedoch nicht abhielt, seine gewohnten Arbeiten zu vollenden.

Nach und nach verschlimmerte sich das Uebel so sehr, daß der Kranke sich wider Willen gezwungen sah, das Bett zu hüten. Die herbeigerufenen Aerzte hielten weniger das Leiden als den zunehmenden Schwächezustand für gefährlich. Die Natur, welche sich in ihm erschaut und erkannt hatte, schien gleichsam zu zögern und Anstand zu nehmen, ihr eigenes Meisterwerk und das Organ, womit sie selbst sich erfaßt, zu zerstören. Aber der Zeiger war abgelaufen und immer näher rückte der Augenblick, wo das Getriebe für immer stehen bleiben sollte.

Die Gefahr, in welcher der hochverehrte Greis schwebte, erregte die allgemeinste Theilnahme. Wie bei der Erkrankung eines mächtigen Herrschers wurden täglich Bülletins über sein Befinden in den Zeitungen und öffentlichen Blättern bekannt gemacht.

Am Nachmittage des 6. Mai 1859, um 2 Uhr 32 Minuten schlossen sich für immer die Augen, in denen sich die Schöpfung wiederspiegelte, verließ der unsterbliche Geist die vergängliche Hülle. Humboldt starb in den Armen seiner nächsten Angehörigen, umgeben von seiner Dienerschaft.

Nur der selbst schwer erkrankte Seifert konnte nicht zugegen sein, um dem geliebten Herrn die Augen zuzudrücken.

Die Nachricht von dem Tode Humboldt's wurde sogleich auf ausdrücklichen Befehl dem damaligen Prinz-Regenten und jetzigen König von Preußen überbracht. Schon während der Krankheit hatte der hohe Fürst Humboldt einen längeren Besuch abgestattet und ihm in der liebenswürdigsten Weise seine Theilnahme und Verehrung zu erkennen gegeben. Auf die erhaltene Trauerkunde eilte der Regent nach dem Sterbezimmer, wo er vor dem schlichten Bettgestell, worauf die Leiche lag, sein Haupt entblößte und tief bewegt einige Zeit verweilte. Die irdische Majestät beugte sich vor der Majestät des Todes; das irdische Herrscherthum brachte seine Huldigung dem geschiedenen Könige der göttlichen Wissenschaft, auf dessen bleiche Stirn die unsichtbare Krone des ewigen Geistes, die Glorie der Unsterblichkeit schwebte.

Am nächsten Tage wurde die Leiche in den einfachen Sarg gelegt und in dem bekannten Bibliothekzimmer Humboldt's, umgeben von Palmen und tropischen Gewächsen, unter denen er so lange und so oft gewandelt und gelebt, öffentlich ausgestellt. Mit ehrfurchtsvollem Schauer betrat ich noch einmal die geweihten Räume, in denen ich zum letzten Mal den Lebenden gesehen und gesprochen. Zwei mir bekannte Diener hielten die Todtenwache und erzählten, als ich sie befragte, unter Thränen, wie geduldig der Verblichene seine Leiden bis zum letzten Augenblick getragen. Sein Tod war nach ihrer Mittheilung so sanft gewesen, wie das Einschlafen eines Kindes, ohne Schmerz und Kampf.

Ein unaussprechlicher Friede ruhte auf den ausdrucksvollen Zügen, welche zwar die Verwesung schon leise berührt hatte, ohne jedoch ihres Adels und ihrer Würde sie zu berauben. Mit Tausenden folgte ich dem großartigen Leichenzuge, der sich vor dem Trauerhause in der Oranienburgerstraße, längs der Friedrichsstraße und den Linden bis zum Dome bewegte, wo den großen Todten auf einer eigens dazu errichteten Estrade der Regent und die sämmtlichen Prinzen des königlichen Hauses mit entblößtem Haupte erwarteten, um ihm die letzte Ehre zu erweisen.

Nach beendigtem Trauergottesdienst blieb der Sarg in dem Dom, bis zur Beerdigung in dem Park zu Tegel stehen, wo Humboldt unter den Mitgliedern seiner Familie beigesetzt wurde. Dorthin wanderte ich an einem schönen Frühlingstage, um die Stätte kennen zu lernen, welche die sterblichen Ueberreste des berühmten Naturforschers umschließt. Der schattige Weg führte mich am „Schlosse Tegel" vorüber, wo die beiden Brüder ihre Jugend verlebt, wo Wilhelm nach seinem Abschiede aus dem Staatsdienste bis zu seinem Tode gewohnt.

Ursprünglich ein altes Jagdschloß erhielt das Gebäude erst 1822 unter Leitung des berühmten Schinkel seine gegenwärtige Gestalt mit den vier charakteristischen Thürmchen. In seinem Innern birgt das Haus manche sehenswerthe Reliqiue, antike Statuen, moderne Bildwerke von Thorwaldsen und Asmus Carstens, Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt, sein Studirzimmer, wo er in mitternächtiger Stunde jene Sonette

dichtete, von deren Existenz selbst seine nächsten Verwandten keine Ahnung hatten.

Weit interessanter als die Wohnung der Lebenden erschien mir das stille Haus der Todten, zu dem vom Schlosse aus eine schattige Allee frühlingsgrüner Linden führte. Keine gothische Kapelle, kein griechischer Tempel bezeichnet die Stelle, wo „die Edlen" ruhen und dennoch ergriff mich die tiefste Ehrfurcht beim Anblick dieses „wirklichen" Friedhofes, dessen Wände dunkle Tannen, dessen Decke der blaue Himmel ist. Hinter dem eisernen Gitter ruhen hier „die Unsterblichen"; die Marmorstatue der „Hoffnung", von Thorwaldsen's befreundeter Künstlerhand geschaffen, sieht von schlanker Säule auf die einfachen Gräber hernieder, welche durch keine prunkvollen Inschriften, sondern allein durch die Namen der hier ruhenden Todten vor der Vergessenheit geschützt werden. Der Säule zunächst liegen Wilhelm von Humboldt, dessen Gemahlin und die älteste Tochter Caroline, an ihrer Seite, als neu Hinzugekommener Alexander von Humboldt zwischen den übrigen Mitgliedern seiner Familie. Auf dem in keiner Weise hervorragenden Leichensteine verriethen nur frische und halbverwelkte Lorbeerkränze seinen unvergänglichen Ruhm.

Ein unaussprechlicher Zauber war über dies in seiner Art einzige Erbbegräbniß und über die ganze landschaftliche Umgebung ausgegossen, ein Geist des Friedens und, fast möchte ich sagen, antiker Heiterkeit, mit classischer Ruhe und Würde vereint. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten die grüne Bergwand, welche den rauhen Stürmen wehrte; die jungen Triebe der Tannen brannten wie die Kerzen eines Riesencandelabers und in den Wipfeln der uralten Eichen und Linden rauschte der Wind und bewegte die Blätter wie Lippen frommer Beter, von heiliger Andacht erfüllt. Ich selbst stand tief ergriffen wie in einem Tempel und spürte die Nähe des Genius, der sich in diesem großen Geiste der Welt kund gethan. Sein Andenken ist unvergänglich und der Name Alexander von Humboldt wird fortleben, so lange Wissenschaft und Bildung auf der Erde lebt.

Max Ring.

Die Bibliothek Alexander v. Humboldt's.

Die Bibliothek Alexander von Humboldt's war der interessanteste und werthvollste Theil seiner nachgelassenen materiellen Habe. War sie doch eine der unversiegbaren Quellen, aus der sein Geist Nahrung und Leben gezogen, und diese Zeugen und Gefährten seiner Gedanken und Arbeiten waren wol geeignet, eine Vorstellung von der geistigen Eigenthümlichkeit des seltenen Mannes zu geben.

Die Bibliothek umfaßte außer den Karten, Kunstgegenständen, Medaillen, Diplomen, astronomischen und physikalischen Instrumenten und einigen Naturalien etwa 9000 Bände, und es ist leicht erklärlich, daß ihr Werth in der ersten Zeit nach dem Tode Humboldt's außerordentlich überschätzt wurde. Es hat dem glücklichen Erben der ganzen fahrenden Habe nicht an gefälligen Colporteuren gefehlt, welche die fabelhaftesten Sensationsnotizen über dieselbe in die Zeitungen brachten. Bald sollte der Berliner Magistrat, bald der damalige Prinz-Regent, bald sollten Engländer, bald Amerikaner sie ganz oder in einzelnen Theilen zu kaufen beabsichtigen und ein Minimalgebot von 50,000 Thlr. gemacht haben.

Das Ende war, daß die Berliner Buchhandlung Asher u. Comp. sie im Sommer 1860 für 10,000 Thlr. kaufte, nach London schickte, von wo sie für anderweitige Rechnung auf amerikanischen Markt nach Newyork gebracht werden sollte. Der inzwischen in Amerika ausbrechende Krieg vereitelte aber die Ausführung dieser Speculation, und die Bibliothek sollte daher von der Buchhandlung Sotheby, Wilkinson u. Comp. in London in öffentlicher Auction versteigert werden. Ein gedruckter „Catalogue of the first portion of the Humboldt library" enthält in alphabetischer Ordnung die Buchstaben A — Froberville: découv. géogr. dans l'isle de Madagascar; 3161 Nummern, unter denen, wie gewöhnlich in solchen Katalogen, die meisten nicht aus der Bibliothek Humboldt's herrühren. — Aber schon am dritten Tage nach Beginn der Auction vernichtete eine Feuersbrunst das Auctionslocal mit allen darin aufgespeicherten Bücherschätzen. Ob und was von der Humboldt'schen Bibliothek durch frühern Einzelverkauf erhalten blieb, war nicht zu ermitteln.

Unter diesen Umständen ist grade in unseren Tagen eine Erinnerung an die Bibliothek Humboldt's nicht ohne Interesse.

Im Allgemeinen war, wie schon bemerkt, ihr Werth sehr überschätzt worden. Das Entstehen dieser Berliner Bibliothek Humboldt's begann erst nach seiner Uebersiedlung nach Berlin, also erst im letzten Drittheil seines Lebens. Seine Büchersammlung in Paris hat er meist verschenkt, nur sehr wenig davon nach Berlin mitgebracht, und auch hier hat er hochherzig mit Hunderten von Werken Andere erfreut, wenn sie dieselben

bei ihren Arbeiten brauchen konnten. Hierzu kam noch: gekauft hat er nur wenig, oder gar Nichts. Von einer großen Anzahl von Werken waren nur die ersten Theile vorhanden, welche Verleger und Autoren als Erstlingsopfer dargebracht hatten, um das unausbleibliche freundliche Dankeswort, das meist nur der persönlichen Artigkeit galt, in Reclamen, als gälte es dem Werke, für Eitelkeit und Gewinnsucht auszumünzen. Und war dieser Zweck bei dem ersten oder zweiten Bande erreicht, so unterblieb die Zusendung der Fortsetzung. — In vielen Werken fehlten einzelne Beilagen, Karten, Tabellen, die Humboldt anderweitig verbraucht hatte. — Seine eigenen Werke waren nicht vollständig vorhanden. „Ich habe nie Geld genug gehabt, um mir ein vollständiges Exemplar meines amerikanischen Reisewerkes anzuschaffen", soll er gesagt haben; — es kostet in der That in der Prachtausgabe über 2000 Thlr.

Nichts destoweniger aber vereinigte die Bibliothek Hunderte der seltensten und werthvollsten Werke, welche ihm von Fürsten, Regierungen, Akademien, gelehrten Gesellschaften, Freunden und Verehrern, in Gesinnungen der Freundschaft, Verehrung und Dankbarkeit dargebracht worden waren, Werke, die zum Theil Unica, zum Theil wegen ihres außerordentlich hohen Preises höchst selten vollständig zu finden sind. Wir erwähnen nur die Chalcographie du Musée Royal, 83 Bände in größtem Elephantenformat und prachtvollsten Lederbänden, ein Geschenk König Louis Philipp's, deren werthvollen Bestandtheil die sämmtlichen Platten der Tableaux du roi in ausgewählten Abdrücken bildeten. Nur noch *ein einziges* Exemplar ist in solcher Vollständigkeit und Vorzüglichkeit im Louvre vorhanden.

An das prachtvolle Aeußere in Humboldt's Bibliothek erinnert das bekannte Aquarellbild Hildebrandt's. Da standen in dem kostbarsten Costüm der Buchbinderkunst eine große Anzahl von Werken, die ihm dedicirt waren. Die Dedications- und Widmungsworte hatten oft der Anerkennung und Verehrung den schwungvollsten Ausdruck, die sublimste Form gegeben. Nur in seinen hinterlassenen 300 Ehren-Diplomen von Akademien und gelehrten Gesellschaften finden sich Blüthen gleicher exotischer Ueberschwenglichkeit. Was jemals fürstlichen Gönnern der Wissenschaft und Kunst in blühenden Schmeichelworten gesagt wurde, Alles erblaßte gegen die Huldigungen, welche *Alexander von Humboldt* in allen Sprachen ausgesprochen wurden.

Brandt widmete seine *Symbolae Sirenologicae*: Humboldt, „Naturae scrutatorum principi" (dem Fürsten der Naturforscher). — Aus *Bartholomers'* „*De Bernardino Telesio*" leuchtete die Widmung: „Aetatis nostrae et lumini et decori Alexandro de Humboldt" (dem Licht und der Zierde unseres Zeitalters). — *Ideler* weiht seine *Meteorologia veterum Graecorum*: „Alexandro ab Humboldt, Germanorum decori." Emphatischer noch klingen die französischen Widmungen. *Pihan de la Foreſt* reicht ihm sein „*Essai sur Schoell*" auf rosafarbigem Blatt mit den Worten: „A l'immortel Alexandre de Humboldt, dont chaque nouvel ouvrage, comme un

flambeau lumineux, placé aux dernières limites de la science, jette sa brillante clarté sur les régions inconnues" etc. — Einfacher widmet ihm d'Orbigny seine Palaeontologie mit den Worten: „A qui pouvais-je penser à dédier mon travail, si ce n'est à vous, dont le génie l'a en quelque sorte inspiré; à vous, que l'Europe a proclamé l'exemple et le modèle des voyageurs philosophes." — In Fremont's Biographie: „Memoir of the life and public services of John Charles Fremont by John Bigdon" sagt das Dedicationsblatt: „To Alexander von Humboldt this memoir of one, whose genius he was among the first to discover and acknowledge, is respectfully inscribed by the author" und hierzu bemerkte Humboldt: „Zarte Worte, etwas künstlich zusammengestellt." Der Minister Noroff überreicht seine Atlantis als „Homage d'une vénération pour le premier savant du Siècle." Ed. Maria Oettinger reicht seine „Bibliographie biographique" „Au premier connétable de l'Europe scientifique". Der Kanzler Pasquier offerirt seine Kammerrede: „en souvenir d'une ancienne et bien précieuse connaissance." Frankl, der Wiener Dichter des Columbus, weiht sein Werk mit den schönen Versen:

„Kein König und kein Schlachtenheld —
Sein Ruhm wird ewig gelten!
Du aber hast in neuer Welt
Entdeckt erst neue Welten!
Der Spruch der Mit- und Nachwelt heißt:
Er gab den Körper, Du den Geist."

Der Reisende J. S. Buckingham widmet seine Sketches of voyages „to the most intelligent, scientific and philosophic of travellers and the friend of human improvement in every form."

Dedicationen: „Dem Großmeister der Naturwissenschaften", — „dem Helden der Wissenschaften", — „dem wissenschaftlichen Columbus", — „dem Gefeierten der gebildeten Welt", — „dem Welteroberer, Seher und Weisen", — kamen zu Dutzenden vor.

Ein eigenthümliches, höchst bedeutsames Interesse bot die Bibliothek durch Humboldt's eigenhändige Inschriften in einer großen Anzahl von Büchern, sowol eignen wie fremden. Sie waren von dem mannigfaltigsten literarischen, bibliographischen, historischen, biographischen, kritischen Inhalt, und gaben ein augenfälliges Bild davon, wie Humboldt mit kurzem, symbolischem Wort Gleichartiges und Fremdes, Nahes und Fernes zu classificiren, zu gruppiren liebte, wie eigenthümlich er sich Alles übersichtlich und vergleichend zurecht legte, und wie das Entlegenste seinem Gedächtnisse gegenwärtig bleiben konnte.

Selbstverständlich boten die eigenen Werke die meiste Veranlassung zu solchen Vermerken. So sind namentlich die inneren Deckseiten und die sogenannten Vorsatzblätter in den Bänden des „Kosmos" und das „Examen critique de l'histoire de la géographie du nouveau continent et du progrès de l'astronomie nautique" ꝛc. voll von solchen Vermerken in der eigenthümlichen, schwer leserlichen mikroskopischen Hieroglyphenschrift. Unsere Illustration giebt nach einer Photographie die

dritte hintere Deckelseite des I. Bandes des Kosmos in der Originalgröße des Formats und der Schrift wieder. Nur mußte sie des Formats wegen am oberen Rande um etwa einen halben Zoll gekürzt werden.

Wir haben damit eins der zwar weniger vollen, aber leserlichsten Blätter vor uns. So läßt sich oben das kleine Materienregister leicht ablesen: „Magnetische Erscheinungen p. 191, Erdbeben p. 223, Vulkane p. 230, Landeshebungen p. 311, Meer p. 326, Lufttemperatur p. 353, Schneegrenze p. 356, Geographie der Thiere p. 375, — der Pflanzen p. 376, Menschengeschlecht p. 378.“ Wir glauben daher mit der Entzifferung des Folgenden dem bekannten Scharfsinn unserer Leser nicht vorgreifen zu dürfen. Doch sei es gestattet an den Vermerk „Meine religiöse Verketzerei“ eine historische Bemerkung anzuknüpfen.

Der Vorwurf der „Seelenmörderei“, den die Wiener Kirchenzeitung Humboldt gemacht, die Kanzelschmähungen des Pater Burgstaller, daß Humboldt den „alten Herrgott nirgends angetroffen, so wenig ihn die milchgebenden Thiere antreffen, welche auch Kräuter sammeln und recht gut botanisiren“, — die Ausfälle Hengstenberg's, Leo's, der ihn „den Goliath mit dem Tressenhut“ nannte, — sie sind bekannt. Aber es ist wenig bekannt geworden, wo, von wem, und über welchen Punkt der erste Angriff gegen den „Kosmos“ ausgegangen, und daran möge hier erinnert werden.

Bald nach dem Erscheinen des ersten Bandes lamentirte die „Augsburger Postzeitung“: „Wenn Alexander von Humboldt am Abend seines vielbewegten Lebens den deutschen Lesern eine physische Weltbeschreibung in die Hände giebt, so ist unsere lebhafte Theilnahme für dieses Geschenk schon von vorn herein begreiflich. Wir kennen den Verfasser als einen der ältesten und achtbarsten Vertreter deutscher Wissenschaft. Destructive Tendenzen sucht man bei ihm vergebens, denn er hat selbst so tief eingehenden Antheil an den politischen Gestaltungen seiner Zeit genommen, daß in seinen Schriftwerken an kein Nebeln und Schwebeln zu denken ist, wie theoretische Schwindelköpfe es sich wol bisweilen zu Schulden kommen lassen ..... Mit solchen Empfindungen sahen wir dem schon vor längerer Zeit angekündigten „Kosmos“ entgegen und die Redaction der Allgemeinen Zeitung war mit uns hierüber einverstanden. Sie begrüßte das Erscheinen des ersten Theiles dieser physischen Weltbeschreibung als eines der bedeutendsten Werke, deren sich die deutsche Literatur rühmen kann. Als Probe gab sie uns ein Bruchstück aus derselben unter dem Titel: „Alexander von Humboldt über das Menschengeschlecht.“ Darin erklärt der große Naturforscher mit den zierlichen Worten seines verstorbenen Bruders die Schöpfungsgeschichte des Moses für eine Mythe, die Abstammung des Menschengeschlechtes von Einem Paare für rein menschliche Erfindung und die mosaische Erzählung selbst als ganz unvereinbar mit den Denkgesetzen des Menschengeistes. Unsere Ueberraschung war groß, wir müssen es gestehen. Wir hatten Alexander von Humboldt's literarisches Vermächtniß vor uns, die Summe seines studienreichen Lebens, und darin wird uns die älteste Urkunde des Men-

schengeschlechtes, die Grundlage aller christlichen Offenbarung als Werk der Lüge hingestellt.

„Die negirenden deutschen Philosophen haben das nämliche Resultat auf ihrem Wege längst schon gewonnen; nun kommt ihnen Humboldt zu Hülfe und bestätigt die Negation mit dem Resultate seiner lebenslänglichen Naturstudien. Es ist allerdings nichts Neues, längst schon war es von allen Dächern gepredigt, und die Freischaaren gegen Luzern sind im Grunde nur der roheste Ausdruck dieser Negation, die in Büchern verkündet und in's Leben umgesetzt in folgerichtiger Entwickelung gegen alles Positive in Staat und Kirche wüthet. Aber daß Alexander von Humboldt dieser Secte das Wort redet, macht die Sache zum Ereigniß.

„Daß man in Berlin vom wirksamsten Standpunkte aus den christlichen Offenbarungsglauben retten will, ist so bekannt, als unter diesen Umständen erfolglos. Eine Stütze nach der andern bricht zusammen...."

Lange hielt man Joseph Görres für den frommen Denuncianten, der die Polizei zur Rettung der Gesellschaft gegen die Wissenschaft Humboldt's aufrief. Erst später rühmte sich das Tyroler Parlamentsmitglied in der Paulskirche, der nachmalige Frankfurter Stadtpfarrer Beda Weber, als Verfasser, der „vollständig darüber im Klaren war, es ist ein Unterschied zwischen der Natur der Welt und der Natur des — Salons!"

Uebrigens enthielten auch noch die anderen Bände des Kosmos ähnliche Vermerke wie unser Facsimile, so namentlich: „II. 25, 29", „III. 10, 15, 312, 431", — „ob Seelenmörder? II. 25—31, 46—52." — Das Novemberheft des II. Bandes (1848) der philosophischen und literarischen Revue „La liberté de penser", das p. 567—579 eine Kritik des I. Bandes des Kosmos enthält von — Ernest Renan, hat auf dem Umschlage Humboldt's Bemerkung:

„Cosmos p. 567 declaré athéé, pathologie des opinions religieuses de l'Auteur."

Nächst dem Kosmos enthielten die Bände des „Examen critique" überaus zahlreiche handschriftliche Vermerke und sehr vieles Material zu einem Materienregister des Werkes, das für den erleichterten Gebrauch desselben unschätzbar gewesen wäre. — Seine selten gewordenen mineralogischen Beobachtungen über einige Basalte am Rhein haben noch seine handschriftliche Widmung: „Herrn Hofrath Gmelin von seinem Schüler A. von Humboldt", und darunter den Vermerk: „Dieses Exemplar ist mir zu meinem 85. Geburtstage von Herrn Theodor Wagener (Heidelberg, Nattergasse Nr. 255) gesandt worden, — eine zarte Aufmerksamkeit. Den 14. September 1854."

Oltmann's „Untersuchungen über die Geographie des neuen Continents ꝛc." nach Humboldt's Beobachtungen und Messungen, zwei Theile, Paris 1810, haben die wichtige Notiz: „Dieses Exemplar*) ist sehr

*) Soll wol heißen Werk. Uebrigens hatte der Verfasser dieses Artikels das Glück, wenige Tage, nachdem er diese Notiz bei Katalogisirung der Bibliothek gelesen, bei einem Antiquar Oltmann's Handexemplar und zwei vollständige Exemplare des 1. Bandes dieses Werkes für wenige Groschen zu erwerben.

selten, da in einer Speculation unter Kaiser Napoleon, englische Waaren in Frankreich für gleichen Werth französischer Bücher durch besondere Vergünstigungen einführen zu dürfen, um der Bücherbesteuerung in Dover zu entgehen, der ganze Vorrath dieser deutschen Ausgabe meiner astronomischen Beobachtungen auf Veranlassung der Buchhandlung in's Meer geworfen wurde. Nur wenige Exemplare sind gerettet worden. Ein Denkmal buchhändlerischer Barbarei!

Potsdam den 4. December 1854. A. v. Humboldt."

Vor sein Handexemplar seines „Essai géognostique sur le gisement des roches dans les deux hémisphères" (Paris 1823. 8.), das mit weißen Blättern durchschossen und voll von Bemerkungen war, hatte er vermerkt: „Dieses Buch, die Kindheit der Geognosie und viele Unruhe des Geistes charakterisirend, wird mit meinen Reisetagebüchern, Magnetica, Astronomica, auf die Sternwarte nach meinem Tode gebracht. März 1853. A. Humboldt." — Ob es geschehen?? —

Seine unterirdischen „Gasarten" enthalten die Notiz: „In dieser Schrift von 1799 war p. 39 zuerst Juraformation wörtlich genannt, aber erste Idee von Juraformation, die ich fälschlich für älter als Muschelkalk hielt, kam mir vor Schweizer Reuß 1795, oft im Tagebuch ein Mittelkalkstein genannt. Das alles hat mir Jemand abgeschrieben Karsten in den Tabellen 1800 p. 64, in Vorrede p. VII. S. noch mein Gisem. des roches p. 281."

Die fremden Werke mit Humboldt's handschriftlichen Bemerkungen zählten nach Hunderten und hatten durch ihn einen besonderen Werthstempel erhalten. Jussieu's „Genera plantarum" 1789 enthielt die Bemerkung: „Dieses Buch war mit mir in den Wäldern des Orinoco und auf den Cordilleren", und auf einem besonderen anliegenden Zettel: „Dieses Buch, die Genera von Jussieu hat Bonpland und mich in die Wälder des Orinoco, auf den Cordilleren, nach Quito und Popayan und nach Mexico begleitet. Juni 1858. Al. Humboldt." — In den ersten Band der „Colleccion de obras y documentos relat. a la historia de las Provincias del Rio de la Plata", 6 Vol. fol. Buenos Ayres, 1836, schrieb er: „Dieses Werk ist überaus selten, es existiren sehr wenige Exemplare in Europa, da es nur von dem Gouvernement der Argentinischen Republik verschenkt wird."

Eine in Havanna 1812 erschienene Zeitschrift „El Patrioto Americano" enthält „Noticia minerologica del cerro de Guanabacoa, communicada al Exc. Señor Marques de Someruelos por et baron de Humboldt el ano de 1804" — eine wenigstens in der Form wenig bekannt gewordene Arbeit. —

Dr. Karl Zerenner's Schrift „Die nationalökonomische Bedeutung der Krimm" hat die Bemerkung „Gedruckt auf Befehl des Herrn Finanz-Ministers v. Bruck, nicht im Buchhandel. Herr Dr. Zerrenner, von mir dem verst. Finanz-Minister empfohlen, ein sehr wissenschaftlich gebildeter Bergmann, war zehn Jahre lang in Diensten des Fürsten Butera zu Alexandrowskoi am nördlichen Ural, wo durch meine Expedi-

tion 1829 daselbst Diamanten entdeckt wurden, die einzigen außerhalb den Tropenländern." —

Ein in San Francisco gedrucktes Buch „The first voyage to the Coast of California made in 1542 and 1543. Ed. by A. S. Taylor" enthält die Bemerkung: „Auszug aus einem sehr bekannten, von mir schon 1809 benutzten Werke: „Viaje de los Goletos Sutil y Mexicana, das gar nicht old und scarce zu nennen ist."

Ainslie's „Materia medica of Hindostan", Madras 1813, hat die Notiz: „Diese Originalausgabe aus Madras, die mir Dr. Ainslie bei seiner Durchreise von Indien nach England in Paris geschenkt hat, ist in Europa überaus selten." — Das Buch „The Liberty Bell by friends of freedom", Boston 1858 enthält die Bemerkung: „Dieses schöne Freiheitsbuch ist mir aus Rom gebracht worden durch die Freundin von Bache, die der Astronomie ergebene Miß Maria Mitchell von Nantikut. Die alljährliche Herausgeberin der Liberty Bell ist Miß Maria Weston Chapmar, Schwester von Anna Warren Weston, jetzt in Rom. Mai 1858. A. Humboldt."

Nicht selten sind die Inschriften kurz, lakonisch und kaustisch. Zu Professor Störig's „Der Landbau in wissenschaftlicher Uebersicht seiner Verzweigungen allegorisch dargestellt", 1811, nur die zwei Worte „Allegorische Albernheit", A. v. H. — Ein Buch über den Kosmos: „Alaston, or the new Ptolemy" (i. e. Humboldt), London 1812, ist handschriftlich stigmatisirt: „rein toll!!", „p. 89. 91", A. v. H. —

Klenke's „Naturbilder aus dem Leben der Menschheit, in Briefen an Alexander von Humboldt" enthalten, wie es scheint, Fragmente an den Verfasser:

„Sie haben Ihrer Schrift die Form einer persönlichen Belehrung gegeben. Ich habe keine Muße, Ihnen zu sagen, was davon in mir gefruchtet" . . . „Gesetze suchen und die innere Ueberzeugung zu haben, daß dem forschenden Manne es geglückt sei" . . . „43 Schriften in kaum zehn Jahren!!" A. v. H.

Ueber einzelne theologische Schriften ist der bitterste Sarkasmus ausgegossen. Marheinecke's „System der christlichen Dogmatik", herausgegeben von Mathies und Vatke, 1847, enthielt auf dem Umschlage den lakonischen Hinweis „mein Register in fine" und dieses Register ist eine Solfatera von Ironie und Spott. Da ist eine Rubrik „Statistisches Büreau, vom Teufel eingegeben p. 198." Hier wird nämlich gesagt, daß nach Chron. I. 21. 13. die von Gott verworfene Volkszählung vom bösen Geiste eingegeben worden sei. — Ferner weist das Register nach: „Schelling findet Engel langweilig, S. 179", „capitulirt mit Engeln, S. 179", — Menschenracen Autochthonen (ich) S. 181". — In Paulus „Positive Philosophie der Offenbarung" lag ein Blättchen: „Für Herrn Prof. Encke: Paulus gegen Schelling, am Ende habe ich ein Register zugestutzt. Ich empfehle die Sanftheit des „todten Hundes."

Auch Pfitzer's Leben Luther's enthält ein scharfes Register „liberal 44. 45. — Fürsten sind Buben 493. — Was Vernunft 497. — ob

Vulgare I 231
Comm. Lebuhy I 311.
14 etc I 320
Lexik Tungr. I 353
Sobrac I 356

Scriptoriches Thier I 375
— Pflanzen I 376

Pferde geschlachtet I 378

Pflege etc I 357 Druff. Tinge über

Dubois will Comm. zuerst 1892
1821 (Comm. 1835 I 234 f.)

Toronto 428.

→ Tafeln I 166. 416

Centr. Ursprung N. v. Serbien
I 231 Comm. I 449 u. 455 (geb 1490)

Pete Bimlg Natura

Die Akt. der Araber zuerst verbreitet durch Sklaven Vorräte 2m Akt. ernährt. 1847.

Jay de Moranville
Ist Leite in Comm. II Landschaftsbericht
neue Folter von Eig. Narrige Gipfel
geb 1424 Reuter des Fiesole Anzeiger
1847 I 408 – 410

Comm I 401 viel mehr Stellen neue Vorkommen
in Tirol in Tirol II 109

neue Comm II 419 Jo. L 38 v. Burg gehört L 65.
Note 38. Jahr viel ind. O Zeiller Cyclus
I 143 Comm. Liste falle Tabr 1803

Theor Comparationes Planetarum earum
quae in Mathematicis Collectionibus utilia sunt exposita
Lectionem utilia sunt expositam latina
Opera nunc primum editam latina
versione ac notis illustratam
ab Ismaele Bullialdo Cultellino
Cant. Iber. Hisp. Fulgur
1644 4°.
1845 I 14.

semitische Konstanz I 284

Hier aufgelöst die Stelle wie oben 3000° 14
auch 1000° Fuß. Liste I 232. Comm I 29 a
Comm Fauna

Religione Vorgeschr. Comm I 16. 32. II 25
44 – 48. 347. III 10

Comm I Lat. 31 Norgen
II – 34 –
III – 41 –

Negro Sol. Ol 78, 1. I 397.
= 468 vor Chr.

Sus Zella I 275. 363

Lesp v Buch, 257 Feb I 403 Pferde Insel I 473

— Celtic pulchr 20 Sept 1847
Sch. rocker 4 Oct

abſetzen? — hier will ſich's klemmen mit der Antwort 501. — Pöbeltyrannei 502. — Wenn König ſtändiſche Rechte untergräbt 304, aber 407. — Leibeigenſchaft 409, 416, 419, 420! — noch ſchändlicher 422—429. — Schön gegen Aſtrologie 901. Ehe 581. Kindesliebe 588, 590." — Die preußiſche Ordensliſte von 1853 enthält folgende Berechnung:

„Abgegangen im Jahre 1852 562,

neu ernannt:

Schwarzer Adler			9	1460;
Pour le mérite Friedensclasse			3	
Rother Adler:				
I. Cl.		33		
II. „	48	117	844	
	69			
III. „	107	173		
	66			
IV. „		521		
Hohenzollern			104	
Johanniter			62	
Ehrenzeichen			373	
Rettungsmedaillen			65	

in Einem Jahre mehr als geſtorben 898! "

So viel genüge. Es konnte nur Weniges, Vereinzeltes hervorgehoben werden. Auch von den geographiſchen Karten, namentlich von denen aus dem Mittelalter, hätte vieles Aehnliche beigebracht werden können; doch bedarf es kaum noch des Mehreren, um auf den eigenthümlichen Werth hinzuweiſen, den die Bibliothek Humboldt's gehabt hat. Wir ſtimmten nicht in die Klagen Derjenigen ein, welche ſie nur äußerlich gekannt, ſie nach unrichtigem Maße überſchätzt und ein gewaltiges Lamento bei ihrer Ausfuhr erhoben hatten. Wir legten ihr aus anderen Gründen einen eigenthümlichen Werth bei, und hofften, daß dieſer ſelbſt jenſeits des Meeres erkannt und ausgemünzt werden würde. Nun iſt dieſe Bibliothek Humboldt's vollſtändig vernichtet und für alle Welt verloren.

Habent sua fata libelli!

J. Löwenberg.

Notiz der Redaction. — Wir wollen dieſe, dem großen Gefeierten des Monats gewidmeten Blätter unſeres Heftes nicht ſchließen, ohne auf ein Werk aufmerkſam gemacht zu haben, welches geeignet erſcheint, das Verſtändniß deſſelben eingehender und dabei populärer, als es bisher für ſolche Darſtellung verſucht, den weiteſten Kreiſen zu vermitteln: „Alexander von Humboldt. Biographie für alle Völker der Erde von Otto Üle. Berlin, R. Leſſer. 1869." —

In Spanien.

Von Eugen Laur.

I. Madrid und Nachbarschaft.

Wie noch heutzutage der Tod eines Jeden, dem das Glück zu Theil geworden älter als hundert Jahre zu werden, wenigstens unter den Vermischten Nachrichten aller kleinen und großen Blätter gemeldet wird, weil jedem Leser der Gedanke wohlthut, es auch einmal so weit zu bringen, trotz Psalm XC V. 10, — so gab es eine Zeit, wo Einer eines gewissen Rufes und Ansehens genoß, wenn ihm gelungen war Frankreich oder England zu besuchen oder gar Italien und vollends Spanien. Das lag Alles in weiter, weiter Ferne und den Meisten geradezu unerreichbar; deshalb war es auch mit dem Schleier der Romantik umwoben, die Berichte von dort klangen fast märchenhaft. Dem Deutschen nicht nur kommt Seltsames spanisch vor oder, nach Goethe's Ausdruck, wie spanische Dörfer, der Franzose gleichfalls bezeichnet seine überschwenglichen Träumereien als châteaux d'Espagne. Der Eigenliebe des Reisenden, der jetzt in die kastilische Hauptstadt einfährt, wird aber wenig geschmeichelt, wenn er mit hundert Andern auf dem Nordbahnhofe in Madrid anlangt und sich sagen muß, daß täglich eine derartige Anzahl Fremder nach den Ufern des Manzanares gebracht wird; man ist eben nur ein verschwindend kleiner Theil der Menge, die an der Hand von Joanne, Murray oder O'Shea die Wunder der pyrenäischen Halbinsel betrachten wird. Als einziger Trost bleibt Einem höchstens, daß Bädeker nicht in Spanien war, — wenn man nämlich nur den Ehrgeiz des Touristen besitzt. Ist man aber Schriftsteller, reist heutzutage in Spanien und besitzt außer dem Ehrgeiz des Touristen auch noch den des Schriftstellers: so giebt es nur ein Mittel, sich von seinen gleichfalls in Spanien reisenden Brüdern zu unterscheiden, indem man nämlich Das vermeidet, was jene suchen, z. B. die Bekanntschaft von Prim oder Serrano oder Castelar; und Das sucht, was jene für unmöglich erklären: nämlich sich in Spanien zu amüsiren. Ich erkläre daher gleich, bei Beginn dieser Skizzen, daß ich nur zum Vergnügen in Spanien bin und daß es mir nicht einfällt, in die Cortesverhandlungen zu gehen, oder den Fractionssitzungen der Unionisten, Progressisten und Republikaner beizuwohnen; daß ich darauf verzichte, der Regentschaft gute Rathschläge zu geben, oder den Hader der Parteien zu schlichten; daß ich vielmehr nur in den Städten und Straßen umherzuschlendern, in die Theater und Stiergefechte zu gehen, und mich (und womöglich auch meine Leser) mit sonstigen Allotriis zu unterhalten gedenke. Billigt daher der Leser, was Spanien betrifft,

meinen vergnügungssüchtigen Zweck, so rufe ich ihm hier gleich auf dem großen Nordbahnhof ein herzliches „Willkommen in Madrid!" zu und beginne mit ihm fröhlich, wie gute Vergnügungsreisende thun, unsere Tour, wiewol bald eine kleine Störung eintritt, wenn die Droschke sich in Bewegung setzt und langsam, langsam den angeblichen Berg bis zu dem Mittelpunkte der Stadt hinanklimmt. Zwar sind die Wege breit und bequem, die Straßen gut erleuchtet, allein dergleichen findet sich allerwärts, und unsere Ungeduld möchte doch recht schnell der Anwesenheit in Madrid sich bewußt werden. Endlich hält der Wagen in der Calle del Carmen — ein Name, der durch Mérimée's entzückende Novelle auf unsere Phantasie erregend wirkt. . . .

Am nächsten Morgen prangt die Puerto del Sol in vollem Glanze. Ist auch von dem alten Thor mit dem Bilde der aufgehenden Sonne keine Spur mehr übrig und an seine Stelle eine blitzende rauschende Fontaine getreten: der Platz, in den acht Straßen münden, stattliche Gebäude herabsehen, sorglose Menschen träge einziehen, hat trotz seiner Unregelmäßigkeit etwas Imposantes. Vor eleganten Läden, belebten Kaffeehäusern Zeitungshändler, Wasserverkäufer, Blumen- und Streichholz-Mädchen, Stiefelputzer; gaffende Fremde, müßige Einheimische stehen oder drängen sich umher; ein paar prächtige Equipagen rollen von der Carrera de San Jeronimo nach der Calle del Arsenal, Soldaten in bunten Röcken ziehen mit klingendem Spiel vorüber, glockenbehängte Maulthiere suchen ihren Weg, verschleierte Frauen schreiten langsam dahin: es ist recht munter und erquicklich anzusehen. Mit fortschreitendem Tage mehrt sich die Menge, hier und da scheinen Einige geschäftshalber schnell zu gehen, werden Käufe abgeschlossen, laute Gespräche geführt, die sonnigen Stellen verlassen, die schattigen aufgesucht. Gegen Mittag wird es leer und leerer, um zwei Uhr ist der Platz beinah öde und beginnt erst gegen vier Uhr sich wieder zu füllen; aber dann wird geritten, gefahren, gestoßen, gedrängt, der „Stolz" der Fußgänger hat aufgehört, jeder will zuerst nach der Alcalà-Straße (in der das Hotel des Grafen von Reus liegt), um der Erste auf dem Prado zu sein, jener anmuthigen Alameda mit vier breiten Alleen, welche für Madrid ist, was der Corso in Rom, die Toledostraße in Neapel, die Champs Elysées in Paris. Aber weil er kürzer ist als die letzteren und namentlich kein bois de Boulogne sich anschließt, kommt es Einem viel besuchter, gedrängter vor. Die elegante Welt ist leichter zu übersehen, und wem es nicht gelang jetzt den einen oder andern der Wagen genau zu betrachten, nach einer Viertelstunde kehrt er sicherlich zurück, um sich bewundern zu lassen von den Tausenden, die hinter den Bronze-Barrieren auf bequemen Stühlen in fünf-, sechs-, siebenfacher Reihe sitzen. Nach etwa zwei Stunden entwirrt sich der Knäuel, die nach der inneren Stadt führenden Straßen werden auf's Neue von den Heimkehrenden durchzogen, die an der Puerto del Sol noch einmal sich kreuzen; allmählich tritt Ruhe ein, bis am späteren Abend die Menge auf den Plätzen vor den Kaffeehäusern „spazieren steht" oder in diesen rauchend und plaudernd sich niederläßt. In der

Nacht, gewöhnlich vom Sonnabend zum Sonntag, wird es an manchen Orten wieder lebendig. Eine Anzahl junger Männer hat sich zusammengefunden und stellen sich in Reih' und Glied. Mit dem Glockenschlag Eilf rücken sie ab. Aus ihrer Mitte erschallen Flöten, Guitarren, Pfeifen. Die rauschende Musik lockt zahlreich Neugierige herbei, die dem Zuge sich anschließen. Er hält vor einem Hause. Zwei bis drei Stücke werden gespielt. Die Fenster öffnen sich und dunkle Gestalten gucken auf die Straße. Nur in einer Etage wollen die weißen Vorhänge sich nicht heben, auf dem Erker scheint kein Schatten, macht nichts Lebendiges sich bemerklich. Dort nämlich wohnt Sie, der die Serenade gilt, aber sie darf es nicht verrathen, daß der Anstifter dieser Huldigung ihr bekannt oder gar theuer ist, und nun glaubt sie trefflich sich verborgen zu haben.

„Liebe wähnt, daß ihren Thaten
Stets der Blick des Spähers fehlt;
Nur was tief das Herz verhehlt,
Glaubt von Allen sie errathen."

Die Nachbarinnen flüstern trotzdem: „Es galt Tomassa!" und wie sollten sie nicht? Unter ihnen ist so Manche, die Tomassa war oder werden will. Jetzt ziehen die Musikanten weiter, denn jeder von ihnen hat den Anspruch auf die gleiche Gefälligkeit seiner Collegen . . . Gott weiß, wann sie nach Hause kehren!

Doch dies verhältnißmäßig geringe Opfer einer Nacht Ruhe verdienen die Spanierinnen zehnfach!

„Schön sind sie wie die Sommernacht,
Die duftige, weiche, warme —"

und nur Dichter verstehen es, die Fülle ihrer Reize würdig zu schildern. Die Poeten aber — c'est leur métier — verschweigen die Mängel und sind mithin Schuld daran, wenn die Realität Enttäuschung hervorruft. Nicht an stolzer Haltung fehlt es den dunkeläugigen Töchtern Iberiens, noch an Rundung der Formen oder lieblichen Zügen: dagegen ist ihre Gestalt, wie eine boshafte Französin richtig bemerkte: faite en paquet. Seit her most gracious Majesty Fisch ohne Messer mit Hülfe einer Brotrinde zerlegt, will bekanntlich keine Engländerin beim Fischessen Anderes als die Gabel gebrauchen; vielleicht ahmten bisher auch die Madrilenas ihrer weiland Souveränin oft eintretende „interessante" Haltung nach, statt sie, gleich den Französinnen seiner Zeit, unter dem Reifrock zu verbergen. Aeußerst kleidsam ist die unvermeidliche Mantilla, welche das Gesicht umrahmt, dem Halse gegen Sonne und Staub Schutz gewährt, an Rücken und Taille innig sich anschmiegt. Sie ist geradezu unentbehrlich für alle Frauen in der Kirche; denn der Apostel Paulus schreibt an die Korinther (I. 10 V. 5 fg.), daß „ein Weib, welches mit unbedecktem Kopfe betet, ihr Haupt schändet, ja auch außerdem, weil sie um des Mannes willen geschaffen, stets ein Oberherrschaftszeichen auf dem Haupte haben soll". Es läßt sich bezweifeln, ob die Spanierinnen dieses Grundes für ihre Tracht sich bewußt sind; aber das wissen sie unbedingt, wie kleidsam praktisch dieselbe ist. Leider haben sie neuerdings

eine große Vorliebe für Schleppen gefaßt. Da sie nicht verstehen mit der graziösen Koketterie einer Pariserin sich aufzuschürzen und nicht die mindeste Veranlassung haben ihre Füße zu zeigen, so werden die Schleppen sehr wirksame Beihülfe der Straßenreinigung, was im Allgemeinen wohl nützlich, aber im Einzelnen wenig reizvoll ist. Nicht zu vergessen den Fächer, welcher, neben der ursprünglichen Bestimmung, Schatten und Kühle zu geben, noch die Stelle als Liebesbarometer und optischer Privattelegraph erfüllt.

Die Spanier ihrerseits haben gebräuntes Antlitz, schwarzen Bart und funkelnde Augen, — was unsere jungen Damen als „interessantes Gesicht" zu bezeichnen pflegen. Ihre Kleidung hat kaum etwas Besonderes, natürlich herrscht auf dem Lande noch die Nationaltracht vor und reicht mit rundem Hut, wollener Decke und kurzer Jacke auch bis in die weniger bemittelten Kreise der großen Städte. Sie tragen ihre ziemlich kleinen Figuren nicht ohne Anstand, so lange sie allein sind und gehen; sprechen aber Zwei stehend miteinander, so tritt, nach der Meinung der schon erwähnten Französin, etwas Bärenhaftes zu Tage, denn es scheint, als ob sie kein Wort hervorbringen könnten, wenn nicht die Hände auf den Schultern des Angeredeten liegen, — eine Pose, die ihnen auch, wie unter uns der Händedruck, bei der Begrüßung geläufig ist. Die castilianische Sprache klingt wie Musik, doch die spanische Musik hat nichts Ansprechendes: ihre Lieder sind von entsetzlicher Monotonie, und nur die Nacht verleiht ihnen einen gewissen Zauber, zumal da geschickte Behandlung, häufiges Arpeggiren verbunden mit eigenthümlichem Aufschlag der Finger auf den Resonanzboden der Guitarre die Phantasie lebhaft erregt. Einfach klagend oder in raschem Rythmus bewegt sich die Melodie und erinnert an jene Klänge, welche auf der Pußta zur Fidel oder auf den russischen Steppen zur Balalaika ertönen. Sind sie durch die Zigeuner hier und dorthin getragen worden, wie durch Wandervögel Blumensamen geführt wird nach entlegenen Ländern? . . .

Wenn alle Wege nach Rom führen, so beginnt in Madrid jede Promenade auf der Puerto del Sol. Die erste richtet sich nach dem Museum, das jedoch erst um Mittag geöffnet wird, so daß Zeit bleibt einen Gang durch den viel genannten Park von Buen Retiro zu machen. Er bietet nichts Besonderes dar, von seiner alten Herrlichkeit ist ihm nur der Name geblieben: ein kleiner See, verschnittene Hecken, beschädigte Statuen, breite Alleen; man könnte wähnen in Versailles zu wandern, wenn nicht die nahen Schneegipfel des Pico de Peñalara, die Kette der Sierra de Guadarrama uns gemahnten, wo wir stehen. Hier haben vor sechzig Jahren die Franzosen unter Murat gehaust und namentlich am 2. Mai 1808 unfern von dieser Stelle auf dem jetzt Campo de la Lealtad getauften, mit einem Denkmal geschmückten Theile des Prado zahlreiche Spanier erschießen lassen. Mit Ehrfurcht gehen die Madrilenen hier vorüber und es bedarf nicht tieferen Scharfblicks, um zu erkennen, daß dieses Grabmal mehr als die Pyrenäen Spanien von Frankreich für immer scheidet.

Um zwölf Uhr ist es gestattet die Galerien in dem von Ferdinand VII. erbauten Palast zu betreten. Der Eingang in die Säle erfolgt durch eine Rotunde, deren Kuppel von acht Säulen getragen wird: weiter weiß ich von dem Gebäude nichts zu sagen, denn der Eindruck, den die Seele bei der Betrachtung dieser langen Reihenfolge von großartigen Meisterwerken empfängt, ist überwältigend, unbeschreiblich. Wer noch nie ein Bild gesehen hätte, dem müßte hier der Sinn für das Erhabene der Malerkunst aufgehen, und selbst Diejenigen, welche die Museen in Paris, London, Berlin, Dresden studirt haben, erhalten erst hier einen Begriff von der Bedeutung der spanischen Maler: so anders wirkt der Anblick einzelner Palmen in Cordova, Sevilla, Malaga und wieder anders der mächtige Palmenwald zu Elche. Bei jedem Schritte vorwärts tauchen neue Schönheiten auf und doch wendet das Auge unwillkürlich sich wieder zurück, das eben Verlassene noch einmal zu schauen, tiefer sich einzuprägen, als sei undenkbar, daß Herrlicheres kommen könne. Und es kommt doch und wieder und wieder . . . So lange Spanien diese Bilder sein eigen nennt, mögen die Beherrscher desselben, wer sie nun auch künftig sein und werden mögen, noch immer mit vollem Rechte ausrufen: „in meinen Staaten geht die Sonne nicht unter!“ Weiter soll von dem Museum nicht die Rede sein; die Namen dieser Schätze enthält der Katalog, Beschreibungen einzelner Stücke finden sich in vielen Büchern, Photographien hängen an hundert Schaufenstern; aber das Alles giebt auch nicht den leisesten Begriff . . .

„Glaube mir gar und ganz,
Mädchen, laß Deine Bein' in Ruh;
Es gehört mehr zum Tanz
Als rothe Schuh.“

Nach der Galerie das Theater, wie sich für Vergnügungsreisende gehört. An dem zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Stylen fortgeführten Bau des Ganzen läßt sich Manches tadeln, aber der Saal ist unstreitig der prachtvollste, bequemste, ansprechendste sämmtlicher europäischen. An Größe vielleicht einzig dem Moskauer nachstehend, übertrifft er dasselbe eben so sehr durch das geschmackvolle Arrangement der fünf Logenreihen wie die Eleganz der Beleuchtung, den Reichthum der statt Foyer dienenden Corridore. Einer Pariser Empfehlung verdankten wir eine Loge im Palco bajo (ersten Rang), wie dergleichen nur für Jahresabonnenten zu haben sind. Der Anblick auf die dicht besetzten Reihen der Zuschauer im Parterre, die glänzenden Toiletten in den Logen der anderen Etagen, die anmuthigen lebhaften Frauen, deren dunkler Teint noch manchen Tropfen Sarazenen-Blut verräth, — das Alles war in hohem Grade erfreulich. Dagegen verdiente die italienische Oper, mit Sujets zweiten Ranges von der Place Ventadour in Paris ausgestattet, nichts weniger als lobende Anerkennung, obgleich es die Spanier an Beifall nicht fehlen ließen. An jede Loge schließt sich ein kleines Empfangzimmer, wo im Zwischenacte Besuche angenommen werden, — eine Einrichtung, die hier und anderwärts den italienischen Schauspiel-

häusern nachgeahmt ist. Nicht mit dem Teatro real zu vergleichen, aber mit Bezug auf die Pariser Theater sind die sieben bis acht anderen Säle in Madrid ebenfalls recht hübsch und sauber zu nennen, indessen war das Repertoire ziemlich mangelhaft. Die Zauberposse, das niedrige Lustspiel, das grauenvolle Drama haben auch hier sich eingebürgert, die Calderon, Lope de Vega u. s. w. sind auf die Provinzbühnen gewandert. Vielleicht kann als Ursache oder Folge davon betrachtet werden, daß der Spanier seine ganze Schaulust für die Stiergefechte aufbewahrt, deren ihm auch überall und in jeder Woche um ein paar Realen geboten werden.

Ein Wort von dieser eigenthümlichen Art der Volksbelustigung zu sagen wird nicht überflüssig sein, wenngleich und weil zahlreiche Beschreibungen schon vorhanden sind. Roh und widerlich, gemein und abgeschmackt sind die Stiergefechte, aber Grausiges und Gefährliches ist nicht dabei, wenigstens nicht mehr als in jedem Schlachthause. Kommen dann und wann ein paar Toreros oder Toreadores zu Schaden, so liegt es zunächst an ihrer eigenen Ungeschicklichkeit, ist aber auch sicher nicht häufiger als die Verletzungen, welche den Hufschmieden beim Beschlagen der Pferde zustoßen. Die Fertigkeit der Stierkämpfer besteht im schnellen Fliehen vor dem immerhin schwerfälligen Thier, das gewöhnlich erst mit Mühe zum Aufgeben seiner „geruhigen Würde" gezwungen und jedenfalls mit dem Todesstoße in den Nacken nicht einmal bedroht wird, bevor es durch Abhetzen und Neckereien zum Hinsinken müde gemacht worden. Der erste Eindruck ist so widerwärtig wie aufregend. Wenn hier ein Pferd stürzt und (nachdem der Reiter schleunigst aus der Arena gelaufen ist) wehrlos dem Horne des Stieres preisgegeben, mit seinen Blute den weißen Sand tränkt, empört sich unser Gemüth, denn „Blut ist ein ganz besonderer Saft"; allein die Unternehmer und Regisseure derartiger Schauspiele wählen nur solche Gäule, die ohnehin nach wenigen Stunden an Auszehrung und Altersschwäche gefallen wären. Und mit der Wildheit der Stiere hat es gute Wege: die Armen fürchten sich gewöhnlich und würden nach dem Stall zurückkehren, wenn dessen Thür nicht verrammelt wäre. Vorhalten rother Tücher, Einstecken von spitzen Pfeilen in die Seiten des Nackens, durch Banderilleros, Stoßen der Lanzen durch die Piccadores, ist nicht hinreichend, den breitstirnigen Wiederkäuer zu anhaltendem Laufen im Kreise und häufigen kurzen Wendungen zu bewegen und auf diese Weise zu ermüden: man muß zu Widerhaken greifen mit Schwärmern, welche in der Wunde sich entzünden, das dumpfe Thier schmerzhaft quälen, damit es durch die Aufregung, das Herumjagen, den Blutverlust allmälig von Kräften kommt und wie resignirt den Kopf senkt — ein Moment, den der vorher bestimmte Matador benutzt, den Dolch oder einen Degen in den Nacken zu bohren. Und lautlos stürzt der Stier zu Boden, um sofort in das Abattoir geschleppt zu werden. Wahrhaft amüsant bei alledem ist das Publicum, das sein südliches Temperament keinen Augenblick verleugnet, den einzelnen Phasen des Kampfes mit gespannter Aufmerksamkeit folgt, von ermunterndem Zuruf

in höhnendes Schelten, von Zornesausbrüchen zu lautem Lachen, von wildem Toben zur Todtenstille in einem Nu übergeht. So haben Kinder nicht Acht, daß sie einem Schauspiel beiwohnen, und nehmen bunten Schein für baare Wirklichkeit mit gläubigem Gemüthe hin.

Noch in der Erinnerung thut es wohl von dem Circo de los Toreros nach der feierlichen Stille des ehemaligen Klosters San Lorenzo el real sich zu versetzen, das durch die Eisenbahn von Madrid aus in etwa zwei Stunden erreicht wird. Die herkömmliche Bezeichnung Escorial hat es von dem ungefähr eine halbe Stunde entfernten Orte gleiches Namens und wird sie im Volksmunde gewiß für immer behalten, denn St. Lorenzkloster klingt zu einfach, während das Unverständliche, Dunkle, Unbestimmte des vocalreichen Fremdwortes nach bekannten Erfahrungen das Gefühl mehr anspricht. Wie im Schlosse zu Fotheringhay, im runden Thurm zu Compiègne, auf dem Rütli weht hier dem Deutschen Heimatluft entgegen: die Gestalt Philipp's II., welche auf allen Wegen, in allen Ecken des gewaltigen Bauwerks spukt, hat etwas Vertrautes für die Landsleute Schiller's, das Bild des finstern Königs bekommt hier einen großartigen Hintergrund. Der im Dorfe San Lorenzo — (von reichen madrider Familien als Sommeraufenthalt benutzt) ansässige Arzt, Dr. Brehm, Bruder des ausgezeichneten Ornithologen und der im jetzigen Seminar als Lehrer wirkende Professor Braun empfingen uns mit dankenswerthester Freundlichkeit und ihrem Einflusse ist es zuzuschreiben, daß wir Manches, besonders von der großartigen Bibliothek sahen, was Anderen verschlossen bleibt. Jedermann weiß, San Lorenzo hat die Form eines Rostes, weil es erbaut worden zur Erinnerung an den Sieg bei St. Quentin, erfochten von den Spaniern über die Franzosen am 10. August 1557, Tag des heiligen Hieronymus, welcher auf einem Roste gemartert worden. Kolossal und düstergewaltig erheben sich diese grauen, im Aeußern schmucklosen Steinmassen an den Vorbergen des Guadarrama, und drinnen verzweigen sich zahllose Kreuzgänge, Corridore, Säle, Höfe, unentwirrbar wie der Geist des Meisters in der Verstellungskunst, welcher den Bau zu errichten befahl. Aber wohl ist ihm hier schwerlich jemals zu Muthe gewesen, auch nicht, wenn er in dem Chorstuhl, dicht bei der geheimen, durch Holzgetäfel versteckten Thür saß, welche ihm gestattete plötzlich in der Kirche zu erscheinen und eben so wieder zu verschwinden. Man sagt Philipp II. habe nur einmal in seinem Leben gelacht und zwar bei der Kunde von der Bartholomäusnacht; Andere versichern, es sei geschehen, als er auf diesem Platze sitzend während des Hochamtes die Nachricht erhielt von Don Juan's Sieg bei Lepanto. Dann habe er den Bischof herbeigerufen und ihm befohlen, sofort das Tedeum anzustimmen, noch ehe die versammelte Menge den Grund für das Absingen der Ambrosianischen Hymne wußte. In einem Marmorgewölbe ruhen die Gebeine der spanischen Könige von Karl V. bis Ferdinand VII. (mit Ausnahme Philipp's V.) und derjenigen Königinnen, deren Söhne den Thron bestiegen haben. Natürlich konnten ihrer nicht alle in la Tumba Platz finden, der Gleichmäßigkeit wegen, da die

Nach einem Bilde von Hornemann. *Gest. von Th. John.*

Verbotener Spass.

Digitized by Google

Monarchen in Bezug auf Anzahl der Frauen manchmal Heinrich VIII. von England nahekamen. Die Nische für den Sarg Isabella's II. war bereits bezeichnet und zwar ausnahmsweise zur Rechten des Altars, weil die Tochter Ferdinand's „Rex" geworden: wer weiß, wo sie nun eine Ruhestätte finden wird. In einem kleinen 1784 erschienenen Büchlein „Figaro in Spanien" heißt es, Philipp II. habe, zum ersten Mal nach Beendigung des Baues (1583) die Tumba betretend, zu seinem ersten Kammerdiener Francisco Osorno gesagt: „Ich würde gern auf der Stelle sterben, wenn ich durch meinen Tod die Annalen der Welt, meinen Namen, mein Reich und alle meine Verbrechen auslöschen könnte." Ob es wahr ist? Jedenfalls erlaubt auch Schiller dem König, seinen „ganzen vorigen Regentenlauf zu lästern" und damals war Don Carlos, war Isabella noch nicht vergiftet! . . . Wieder heraufgestiegen in die Kirche empfindet man doppelt die Macht und Großartigkeit ihrer Architektur. Das Sprüchlein:

„Sevilla en grandeza,
Toledo en riqueza,
Compostela en fortelora
Y Leon en sutilera"

muß vor Ende des 16. Jahrhunderts gemacht worden sein, sonst hätten neben dem grandiosen, dem reichen, dem massiv-soliden und dem zierlichen Dome auch der zu San Lorenzo einen dauernden Beinamen erhalten . . .

Die Eisenbahnfahrt nach Madrid, das Rasseln der Wagen auf dem Pflaster, die Gaslaternen — wie erschien es uns jetzt prosaisch und nüchtern! Darum drängten wir fort nach der Einsamkeit von Aranjuez, an dessen Schlosse die Wogen des Tajo vorüberrauschen, dessen schattige Laubgänge hinter dämmerndem Schleier unsere Sehnsucht erwecken, seit wir sie auf dem entzückenden Gemälde gesehen des einzigen Velasquez de Silva.

Verbotener Spaß.

(Zu dem Bilde von Hornemann.)

„Drei Schritt vom Leibe, guter Freund!
Hier ist der Spielplatz abgezäunt,
Hier steht man hübsch von ferne."
Die Mutter ruft's dem Hunde zu,
Der aber giebt sich nicht zur Ruh',
Er hat das Kind so gerne.

Und immer wieder springt er an,
Er will durchaus den kleinen Mann
Liebkosen mit den Pfoten.
Er hat das Büblein gar so lieb;
Doch weil er's oft zu stürmisch trieb,
Bleibt ihm der Spaß verboten.

Die letzten Tage König Karl's.

Von Julius Rodenberg.

XIV. Die Jugendgespielen.

Als Manuella mit Abraham in die Wohnstube trat, da brannte schon Licht und im Kamin ein gutes Feuer. Von dem Scheine des Feuers beleuchtet, stand neben demselben ein junger Mann, in der einfachen Tracht der bürgerlichen Leute jener Zeit. Er kam offenbar eben von der Reise. Sein Anzug war nicht sorgsam geordnet. Das Haar hing ihm etwas wirr um den Kopf und sein Mantel lag neben ihm auf einem Sessel. Ungeduldig erregt und doch wieder zögernd stand er da; und er ward bleich, als Manuella hereintrat.

Doch diese, noch auf der Schwelle, und als sie den Jüngling mit dem ersten Blick gesehen, rief: „Samuel! Samuel ben Israel! . . ."

Ihr Auge leuchtete, ihre Stirn flammte. Sie wollte dem Jüngling entgegeneilen. Doch sie war zu tief bewegt. Sie blieb stehen und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Er war es, der Freund ihrer Kindheit, der Gespiele der Jugend, Samuel ben Israel, nach der Mutter Soeiro genannt. Er hatte sich wenig verändert, seitdem sie ihn nicht mehr gesehen. Es war noch dasselbe Gesicht, nicht schön, nicht einmal hübsch, aber gut, o, so gut! Es waren noch dieselben Augen — Augen ohne jenen Glanz, der gebieterisch zu der Welt und den Frauen spricht; aber die Treuherzigkeit selber wohnte darin. Es war noch dieser breite Mund, der sich so ungeschickt zum Lächeln verzog, aber auch niemals ein falsches oder ungerechtes Wort gesprochen; dieses spitze Kinn, dem die Grazien fern geblieben, und diese niedere, flache Stirn, auf der die Hoheit nicht thronte, doch die Festigkeit guter Entschlüsse saß. Es war noch dieselbe lange, schmale Figur, unbehülflich, blöde, schüchtern in ihren Bewegungen, und wie er dastand, ganz derselbe Samuel von früher, so unscheinbar und so sympathisch!

Es that Manuella wohl, daß er sich so wenig verändert, fast gar nicht, bis auf den Bart, der ihm inzwischen stärker geworden und welcher von einem röthlichen Gelb war, wie sein Haupthaar. Ihr war, als läge nichts zwischen jetzt und damals; und als sie sich von ihrer ersten Bewegung erholt, schritt sie freudig zu ihm hin und streckte dem Jüngling beide Hände weit entgegen.

„Willkommen!" rief sie mit einem Ton, in welchem die ganze schwesterliche Zärtlichkeit ihres Herzens lag. „Willkommen nach so

viel Jahren!" und sie fühlte die kalte, knochige Hand Samuel's in der ihrigen.

Der Jüngling wagte den Blick kaum zu erheben. War sie es wirklich, die damals, ein halbes Kind noch, aus Amsterdam gegangen? War diese liebliche Jungfrau, die in dem vollen Glanz und Schimmer der Jugend prangte, Manuella d'Acosta, des Nachbars Tochter von nebenan? Ihr so nahe zu sein, machte ihn befangen. Den warmen Druck ihrer Finger zu empfinden, verwirrte ihn, und es verdunkelte seinen Sinn, von ihrem süßen Athem berührt zu werden, das Pochen ihres Busens zu hören. Er hatte die Jahre, drei, vier mochten es gewesen sein, nicht aufgehört, an sie zu denken; jeder Tag davon, jede Minute hatte die Züge ihres Bildes getragen. Doch es war das Bild des Mädchens, das er damals gekannt; nicht Derjenigen, die er nun vor sich sah. Diese Gestalt in der reichen, üppigen Entwicklung ihrer Formen, mit dem wundersamen Hauch und Duft der Schönheit, der sie umwehte, diese mit allen Reizen geschmückte Jungfräulichkeit erschreckte ihn. Sie war ihm fremd. Selbst ihre Stimme hatte jene Fülle gewonnen, welche melodisch an das Herz klingt, wie der Silberton einer Quelle.

Zuletzt suchte sich Samuel zu fassen und fragte, noch immer unsicher in seinem Benehmen wie in seinen Worten: „Manuella, sage mir, ob ich Dich noch Manuella nennen darf?"

Statt aller Antwort schloß Manuella den Jugendfreund an sich und berührte mit den keuschen Lippen seine Stirn.

Nun trat auch Abraham, der bisher rücksichtsvoll bei Seite gestanden, herzu, um dem Jüngling noch einmal die Hände zu drücken. „Wir freuen uns herzlich", sagte er, „den Sohn des berühmten Rabbi Menasse ben Israel aus Amsterdam bei uns in London willkommen zu heißen! So lange Ihr in London seid und in London zu thun habt, sollen sowol mein Haus als das Haus meines Schwiegersohnes sein wie Euer Haus. Geht darin ein und aus nach Eurem Belieben, eßt bei uns und, wenn Ihr wollt, wohnt bei meinem Schwiegersohn Del Blanco, der ein schönes Fremdenzimmer in Bereitschaft hat!"

Samuel dankte bescheiden und sagte, daß er Alles gern annehmen wolle, nur die Wohnung nicht, da er sich in der Nähe der beiden Herren halten müsse, mit denen er gekommen. Er erzählte hierauf, daß die Herren Albert Joachim und Adrian de Pauw aus Amsterdam, welche von den Hochmögenden Herren der Generalstaaten als Gesandte hierher geschickt worden seien, ihn als ihren Dolmetscher mitgenommen hätten.

Manuella's Augen leuchteten, als sie diese Namen und Dinge aus der Heimat hörte. Samuel fuhr fort mitzutheilen, daß diese Herren beauftragt seien, im Namen der Generalstaaten für das Leben und die Sicherheit des Königs Karl mit dem Parlament zu unterhandeln, und daß sie demselben gute Bedingungen dafür vorschlügen. Er sagte dann noch, daß die Ueberfahrt mit großen Schwierigkeiten verbunden gewesen sei; nicht sowol wegen des Winterwetters, als weil alle Seehäfen von England geschlossen wären. Nur mit der äußersten Mühe hätten die

Gesandten, indem sie sich auf ihre Accreditive bezogen, Einlaß erhalten.

„Ja", sagte Abraham, als Samuel schwieg, „wir gehen außerordentlichen Tagen entgegen. Ich weiß es, die ganze Stadt ist voll davon. Die Erwartung von etwas sehr Schwerem lastet auf allen Gemüthern. Aber was können wir thun, meine Kinder, als vertrauen auf den Gott unserer Väter, und ihn anrufen, daß er auch die Sünder nicht nach ihrer Missethat, sondern nach seiner Gnade richten möge."

Hierauf verabschiedete sich Abraham von den Beiden, indem er sagte, daß er sie nun allein lassen wolle bis zu einer spätern Abendstunde, wo die ganze Familie sich hier versammeln würde. Denn sie hätten sich gewiß viel zu erzählen.

Ob sie es hatten? Zum erstenmal seit all' den Jahren ein Gesicht und ein Wort aus der Heimat für Manuella!

„Samuel", sagte sie, den Jüngling zu der Bank am Kamin ziehend, wo sie sich niedersetzte neben ihn, „ich habe gedacht, daß Alle mich vergessen hätten; aber ich habe gedacht, daß Du mich nicht vergessen würdest."

„Du hast Recht gehabt", erwiederte Samuel, „was mich betrifft; aber Unrecht in Bezug auf die Anderen. Kann der Vater, der Dir das Leben gegeben, aufhören, sein Kind zu lieben, auch wenn es ihm sehr wehe gethan?"

Manuella's Augen wurden feucht. „Hast Du jemals mit ihm von mir gesprochen?" fragte sie.

„Nein", antwortete Samuel. „Er würde sich geweigert haben. Seit dem Tage, wo er um Dich getrauert, hat Niemand mehr Deinen Namen über seine Lippen kommen hören. Allein man liebt auch die Todten noch."

„Und er glaubt an meine Schuld?" sprach Manuella beklommen.

„Was soll ich Dir darauf sagen, Manuella?" versetzte Samuel. „Der Schein war gegen Dich, und der stolze Mann ward tief darniedergebeugt, als auf einmal in der Stadt Amsterdam das Gerücht sich verbreitete: des edlen José d'Acosta Tochter, die mit dem großen und fürstlich reichen Miguel de Rivas Altas verlobt war, ist einen Tag vor der Hochzeit von einem englischen Cavalier, dem Herzog von Buckingham, entführt worden!"

Samuel schwieg, wie selber auf's Neue gebeugt von der frischen Erinnerung an jenen Tag.

„Denke Dir", fuhr er nach einer Pause fort, während welcher Manuella trübe zu Boden geschaut hatte, „denke Dir den Schimpf, male Dir die Schmach aus. Und Niemand war da, Dich zu vertheidigen . . ."

„Niemand?" fragte jetzt Manuella, den Kopf ein wenig hebend.

„Niemand", sagte Samuel.

„Auch Du nicht?"

„Auch ich nicht", sagte Samuel. Die Schüchternheit des jungen Mannes war allmählich einer ruhigen Bestimmtheit gewichen, welche

sein ganzes Wesen in einem andern Licht erscheinen ließ, als zuvor — ernst, fest, aber voll Schwung und Milde noch in all' seiner Aufrichtigkeit. Ohne daß der Uebergang ihr deutlich gewesen, machte sich jetzt eine Ueberlegenheit des Jünglings bemerklich, der vorhin so scheu vor ihr gestanden. „Manuella", sagte er sanft, „Du weißt, daß wir Freunde gewesen sind von unseren frühesten Jahren an. Ich kannte Dich wol, ich traute Manuella d'Acosta keinen Schritt zu, der gegen die Ehre wäre. Doch das Urtheil der Welt hat Dich mit Recht getroffen. Sie, die nur die Außenseite der Dinge sieht, richtet nach Dem, was sie sieht; und obgleich ich wußte, daß Du die Schuld, deren sie Dich zieh, nicht trügest, dennoch mußte ich schweigen! Mein Herz sprach Dich frei von jeder niedern Handlung; aber es trauerte nichtsdestoweniger um Dich."

„Ich danke Dir für Deine Worte", sprach Manuella gerührt. „Du hast mir nichts Neues gesagt, nichts, was mein eigenes Gewissen mir nicht schon gesagt hätte. Doch ich sehe nun, daß ich mich nicht in Dir getäuscht habe, daß Du frei von Eigennutz, daß Du streng, wie diese Richterstimme, die wir in uns tragen, aber auch aufrichtig und treu bist, wie sie. Du hast mich nicht vertheidigen können; doch wolltest Du mich auch nicht verurtheilen. Du hast meinen eigenen Seelenzustand geschildert."

Geringere Seelen fühlen sich betroffen, wenn Andere Das aussprechen, was sie selbst über sich denken. Sie werden davon aufgebracht, nicht gegen sich, sondern gegen die Wahrheit, und zürnen Demjenigen, der sie spricht. Nicht so Manuella. Sie hörte die bitteren Dinge mit Ergebung an; ja, sie schienen ihr minder bitter aus dem Munde Samuels, als da sie sich dieselben gesagt. Sie thaten ihr sogar in einem gewissen Sinne wohl. Denn sie richteten ihr Augenmerk fest auf den Punkt ihres Lebens, der noch zu verbessern war, und die Nähe des Freundes aus der Heimat machte sie sicher bei dem Blick, den sie auf den dunklen Theil ihrer Vergangenheit warf.

„Ich gebe zu", sprach sie, „daß der Schritt, den ich gethan, ein unbedachter gewesen, und ich sehe jetzt, daß es andere Mittel gegeben, um mich einer verhaßten Verbindung zu entziehen. Aber sage mir, Samuel, ist es nicht hart, von den Wohlthaten der Heimat und des Elternhauses für immer ausgeschlossen zu sein, weil ich in der Unbesonnenheit meiner Jahre der Furcht eher gehorchte, als der Klugheit? Ist es nicht grausam, ungehört verdammt zu sein? Was wird mich rechtfertigen können?"

„Du kannst es, Du ganz allein!" versetzte Samuel; „Dein Wort und Deine That."

„Doch scheint es nicht so", sagte Manuella mit leisem Zagen. „Ich habe Deinem Vater geschrieben und er hat mir nicht geantwortet . . ."

Da erhob sich Samuel. Sein unschönes Antlitz veredelte sich durch den Ausdruck der innigsten Freude. „Wol hat er Dir geantwortet!" rief er, „hier ist sein Brief an Dich! Ich selber bin der Ueberbringer!" Und er zog aus seiner Brusttasche hervor ein Schreiben, um es Ma-

nuella zu reichen, deren Züge sich verklärten bei dem Anblick der geliebten Handschrift.

„Rabbi Menasse ben Israel hat mir geschrieben?" rief sie, das Siegel küssend, bevor sie es erbrach — „nun ist Alles gut!"

„Es war ein Feiertag für uns", sagte Samuel, „als wir Deinen Brief erhielten, ein froher Tag nach vielen Tagen tiefen Kummers.

„Aber wie geschah es, daß Ihr den Brief, den ich so lange schon mit den Heimkehrenden nach Amsterdam sandte, so spät erst erhalten haben sollt?"

„Wir haben meinen Bruder inzwischen verloren!" sagte Samuel traurig.

„Wie?" rief Manuella, „Joseph wäre gestorben?"

„Er, der nach dem Vater meines Vaters genannt, ist todt! Und fern von der Heimat ereilte das Schicksal ihn. Er war in Geschäften für den Vater nach Lublin gereist, einer Stadt, die weit weg von Amsterdam in Polen liegt. Man muß durch das ganze deutsche Reich reisen, um dahin zu kommen. Es ist viele Tagereisen von uns. Dort ward mein Bruder krank und wir erhielten die Nachricht. Wir machten uns sogleich auf den Weg dorthin, wo mein Bruder lag. Er lebte noch, um den letzten Segen meines Vaters zu empfangen, und er starb in seinen Armen. Ach, mein armer Vater! Joseph war der Sohn seines Herzens gewesen . . ."

Samuel schwieg. Dann erzählte er weiter: „Nachdem wir ihn in der fremden Erde bestattet, kehrten wir heim. Monate waren seit unserer Abreise verflossen; und da fanden wir Deinen Brief, Manuella! Das war wie ein Lichtstrahl in unser dunkles Haus. Der Verlust des Sohnes in der Blüthe seines Alters hatte meinen Vater mit dem furchtbarsten Schmerz ergriffen, und er sagte, daß es einen Eindruck auf seinen Geist gemacht, von welchem er sich niemals wieder ganz erholen werde. Er fühlte sich zu der geringsten geistigen Beschäftigung unfähig. Aber Dein Brief, Manuella, hat ihn aus seinem dumpfen Schmerz aufgerüttelt, hat ihn der Thätigkeit zurückgegeben — und mich, o, mich dem Leben! . . . „Es hilft nichts", sagte mein Vater damals, „und es ist gegen Gottes Gebot, sich in sein eigenes Unglück gleichsam einzuschließen. Die Prüfungen, die der Herr über uns verhängt, sollen uns nicht hart machen gegen die Anderen, die ebenfalls unglücklich sind. Denn wenn die Unglücklichen einander nicht verstehen, wer sollte es dann noch?" — Und er setzte sich hierauf nieder, um den Brief an Dich zu verfassen, und ward ruhiger von der Stunde an und kehrte zu seinen Büchern, seinen Studien und Arbeiten zurück. Ich aber sagte: „Vater, laß mich den Brief selber zu ihr tragen! Und da es in dieser Zeit, wo Britannien einem Heerlager gleicht, nicht möglich war, ohne besondern Schutz hierherzugelangen, so bewarb ich mich um den Posten eines Dolmetschers bei den Gesandten, erhielt ihn durch die Fürsprache der Freunde meines Vaters — und so bin ich sicher hierhergekommen und sehe Dich wieder, Manuella!"

Nachdem Samuel seine Erzählung beschlossen, erhob sich auch Manuella, die bis dahin, dem Jüngling lauschend, vor ihm gesessen hatte. „Samuel", sagte sie, „Du bringst mir gute Nachrichten aus der Heimat. Denn wiewol das Herz meines Vaters noch von mir abgewandt ist, so habe ich doch die Hülfe Deines Vaters, um es mir wiederzugewinnen."

Hierauf entfaltete sie das Schreiben des frommen Rabbi; die Pein und Unruhe, welche sie während der langen Zeit des vergeblichen Harrens gefoltert, ergriff sie noch einmal, als sie das Blatt offen in den Händen hielt. Doch es ward still in ihr, als sie las, und nachdem sie geendet, sagte sie: „Dein Vater hat Recht; die Unglücklichen verstehen einander. Aber man ist nicht mehr unglücklich, wenn man weiß, daß man die Liebe seiner Freunde und die Achtung der tugendhaften Menschen besitzt."

Es war hell und traulich im Gemach, als die Familie sich zum Nachtessen darin versammelte. Leon del Blanco mit seiner Gemahlin war auch herübergekommen. Denn er war besonders froh, Etwas aus Amsterdam zu hören, wo die meisten seiner Verwandten lebten. Samuel saß neben Manuella; und das Gesicht Rebecca's, der guten Hausfrau, strahlte vor Vergnügen.

Nach Tische kam der Herr Magister Edward Nicholas. Er war von der Ankunft Samuel's schon benachrichtigt worden und begrüßte den Sohn des von ihm besonders hochgeschätzten Rabbi mit der größten Herzlichkeit. „Wiewol ich", sagte er, „der Gesandtschaft, zu der Ihr gehört, viel Glück weder voraussagen, noch wünschen kann: so seid Ihr mir darum nicht minder willkommen." Und er schüttelte dabei die Hand des Jünglings. Diesen, in den Anschauungen des Continents aufgewachsen, der die Angelegenheiten Englands noch lange nicht recht würdigte, berührte die Bemerkung nicht angenehm; doch machte das Entgegenkommen, welches ihm persönlich zu Theil ward, einen tiefen Eindruck auf ihn.

„Es freut mich zu sehen, daß mein Vater hier sehr geehrt wird", sagte er leise zu Manuella.

„Hab' ich es Euch nicht geschrieben?" entgegnete das Mädchen.

„Ja", versetzte Samuel; „doch es ist etwas Anderes, es zu sehen. Ich glaube nun auch, daß hier ein Feld wäre für meinen Vater. Schon lange hat er sein Augenmerk auf dieses Land gerichtet, welches das einzige jetzt in Europa ist, in welchem keine Juden wohnen dürfen; und er hat mit manchem hiesigen Gelehrten Briefe darüber gewechselt. Doch er meinte, die Zeit sei noch nicht gekommen."

„Sie wird kommen", erwiederte Manuella. „Hab' ich es Euch nicht mitgetheilt, was Cromwell damals sagte? Das waren Worte! Sie klangen wie Prophetenworte!"

„Die Leute, welche, durch ihn aus der Gefangenschaft befreit, nach Amsterdam zurückkehrten, haben uns auch davon erzählt. Aber ist er nicht der Mann, der dem König nach dem Leben trachtet?"

„Ob er es thut, weiß ich nicht, wiewol ich glaube, daß in Allem,

was er thut, die Gegenwart Gottes beständig vor ihm ist. Aber das weiß ich, daß wir Alle, die Du hier siehst, nicht hier wären, wenn er uns nicht beschützte."

Während des Gesprächs der Beiden, war der Magister mit Abraham in dessen Studirzimmer getreten, hier setzten sie sich an den Kamin, in welchem auch ein hübsches Feuerchen prasselte. Die Thür nach der Wohnstube blieb offen, doch ließ man die Beiden allein, nachdem Rebecca Jedem von ihnen ein Glas guten warmen Weines hereingebracht hatte.

Der Magister erzählte nun seinem Freund im Vertrauen, daß im Parlament heut' eine sehr heftige Debatte stattgefunden. Die Sitzung, welche zu der gewöhnlichen Stunde begonnen, sei jetzt, spät am Abend, noch nicht zu Ende. „Es handelt sich um sehr wichtige Dinge", sagte der Magister, „und ich will nur hoffen, daß es zum Guten führt. Auch Euch, Sir, wäre nichts Besseres zu wünschen."

„Es ist wahr", erwiederte Abraham, „daß die City die Abwesenheit des Generals benutzt, um mich schwer zu bedrücken. Jeden Tag ist ein neuer Vorwand zu einer neuen Steuer gefunden. Bald verlangt man Dies von mir, bald Das. Doch ich fürchte, daß es noch nicht das Schlimmste ist und daß man darauf sinnt, mir weher zu thun, als Geld von mir zu verlangen!"

In der That hatte diese Furcht schon längere Zeit hindurch auf dem braven Mann gelastet. Doch er trug es still für sich, ohne seiner Familie davon zu sagen, um sie nicht unnütz zu erschrecken.

Der Magister sprach ihm Muth ein. „Ihr wißt, wo Ihr Eure Freunde habt und daß sie nicht fehlen werden, wenn man Euch Unrecht thun will!"

„Gott soll es geben", erwiederte Abraham. „Aber ich glaube, der Aufenthalt des kranken, flüchtigen Ritters in meinem Hause ist kein Geheimniß mehr. Wie wäre es auch möglich, dergleichen lange zu verbergen?"

„Was kümmert das die City?" brauste der Magister auf. „Ich, für meine Person, habe, trotzdem Ihr mich dazu aufgefordert, es abgelehnt, die Bekanntschaft dieses Mannes zu machen, der ein Royalist und ein Feind des Vaterlandes ist. Allein, was hat die City, die selber nicht besser, darein zu reden?"

„Ein Grund ist bald gefunden!" erwiederte Abraham nachdenklich.

„Das wollen wir doch sehen!" rief der Magister, noch immer entrüstet. „Laßt es nur an Euch kommen, bis dahin kann sich Mancherlei noch ereignen!"

Als der Magister zu seiner regelmäßigen Zeit und bald darauf auch die Anderen gegangen, eilte Manuella zu der Freundin hinauf und Beide saßen lange noch in ihrem Kämmerchen auf. Lebhaft bewegt von den freudigen Ereignissen des Tages, erzählte Manuella ihr Alles getreulich wieder; „und so siehst Du", schloß sie, „daß wir immer zu viel an uns und immer zu wenig an die Anderen denken. Während ich mei-

nem Herzen kaum verbieten kann, ihnen Vorwürfe zu machen, sind sie selber von dem tiefsten Kummer niedergebeugt worden! Sie verlieren ein theures Leben, das ihnen Niemand wiederbringen kann. Sind sie nicht viel beklagenswerther, als ich? Aber kaum vernehmen sie von mir, daß ich der Hülfe, des Trostes bedarf, so entreißt der Vater sich seinem Schmerz, um mich in dem meinigen aufzurichten, und der Sohn, der ihm geblieben, bahnt sich durch tausend Schwierigkeiten den Weg hierher, um mich zu sehen und mir Nachrichten aus der Heimat zu bringen. Hoffen wir, meine Freundin, hoffen wir! Es giebt noch gute Menschen auf der Welt!"

XV. Der Wahrspruch der Bibel.

Der Magister war ein bedächtiger und ein pünktlicher Mann; ein Mann, wie man so sagt, der seine Stunden hielt. Als er daher am andern Abend über die gewohnte Zeit ausblieb und als er endlich kam, mit einem hastigen Schritt kam, der schon von der Hausflur herauf gehört ward: da wußten Alle gleich, daß sich etwas Besonderes zugetragen haben müsse. Sie waren übrigens selber nicht in der besten Stimmung; denn Abraham hatte sich durch einen inzwischen eingetretenen Fall genöthigt gesehen, ihnen Das mitzutheilen, was er ihnen so lange verborgen und was sich jetzt nicht länger verbergen ließ — daß ihre Sicherheit auf's Neue gefährdet sei.

Doch vergaßen sie, was sie bekümmerte, fast, als der Magister hereintrat. Denn sein dicker Kopf glühte, wie wenn er zerspringen wolle. Fast athemlos, den Hut auf dem Kopf, den Mantel über den Schultern und den Stock in der Hand, erschien er an der Thür und noch bevor er die Schwelle recht überschritten, rief er: „Sie kommen!"

Sein Anblick erschreckte die guten Leute von Duke-street förmlich. Sie hatten niemals geglaubt, daß sein Kopf so dick und sie hatten ihn niemals so roth gesehen.

„Mein Gott!" rief Abraham, „es ist doch nichts Schlimmes! . . ."

„Laßt mich doch erst zu Athem kommen!" entgegnete der Magister. Allein er gönnte sich nicht einmal so viel Zeit und während Sarah del Blanco noch beschäftigt war, ihm den Hut, den Mantel und den Stock abzunehmen, rief er schon wieder: „Sie kommen, sag' ich Euch, sie kommen. Ihr werdet ihre Trommeln noch vor Tagesanbruch hören. Die Armee ist in vollem Anmarsch auf London!"

Diese Nachricht brachte einen unbeschreiblichen Eindruck hervor. Die Armee in London — das bedeutete für die Krisis, in der man sich befand, die Entscheidung. Lange hatte das Parlament diesen Schritt gefürchtet und ihm vorzubeugen gesucht, indem sie der Armee verbot, sich London auf eine gewisse Zahl von Meilen zu nähern. Kam sie dennoch, so kam sie nicht mit der besten Absicht gegen den jetzigen Zustand der Dinge. So viel war klar; und ein Jeder von Denen, welche die Worte des Magisters hörten, sagte sich daher, daß auch für ihre Lage dadurch eine

Wendung herbeigeführt werden müsse. Denn das ist ja die Wirkung solch großer Ereignisse, daß Niemand davon unberührt bleibt.

„Gott mag geben, daß es sich zum Guten wende!" war Abraham's erstes Wort, als er sich von seinem Erstaunen einigermaßen erholt; und „Amen!" fügte Rebecca hinzu, deren Herz beklommen war und selbst in der allgemeinen Aufregung nicht vergessen hatte, daß ein neues Gewitter gegen ihr Haus im Anzuge sei. Denn die Frauen, welche treu ihrer Pflicht leben, sind nicht besonders für die hohe Politik gemacht; sie denken immer zuerst an ihren Mann und an ihre Kinder. „Glaubt Ihr, daß es besser werden wird, Herr Magister?" fragte sie, den feuchten Blick zu den Nachbarn erhebend.

„Meine gute Frau Rebecca", sagte der Magister, der sich nun völlig verschnauft und einen Stuhl genommen hatte, welchen Abraham ihm geboten; „Ihr könnt Gerechtigkeit für kleine Dinge nicht verlangen in einem Lande, wo Ungerechtigkeit in den großen herrscht. Die Armee kommt, um im Namen Gottes an die Thore des Parlamentes zu klopfen und strenges Gericht zu verlangen. Etwas Anderes will sie nicht!"

In der Brust des alten Independenten schienen sich die starren Satzungen des Pentateuch zu beleben; sein Antlitz ward düster, seine Stimme feierlich.

„So lange der große Schuldige lebt, der England tief im Blute begräbt, wird das Auge Gottes, der die Blutschuld verdammt, zürnend auf uns herabsehen. Dieses Volk, welches nach Frieden und Erlösung schreit, wird nicht eher Erhörung finden, bis daß die fürchterliche Sühne vollzogen. Gebt mir Eure Bibel, Abraham", sagte der Magister.

Ergriffen von den Ausdrücken des Magisters, ging Abraham nach seinem Studirzimmer, wo das heilige Buch auf dem Tische lag; und er brachte es zitternd, als ob er den Urtheilsspruch in seinen Händen trage.

Der Magister öffnete die silbernen Spangen des dicken in Leder gebundenen Buches. Er schlug das vierte Buch Mosis auf, suchte den dreiunddreißigsten Vers des fünfunddreißigsten Capitels, hielt den Finger darauf und las langsam mit klar vernehmlicher Stimme:

„Wer blutschuldig ist, der schändet das Land; und das Land kann vom Blute nicht versöhnt werden, das darinnen vergossen worden, ohne durch das Blut deß, der es vergossen hat."

Dann schwieg er und schlug das Buch wieder zu. —

Eine tiefe Stille herrschte in dem Zimmer. Niemand wagte, das Wort zu ergreifen. Der Magister hatte sich wieder gesetzt und blickte stumm und ernst vor sich nieder.

Endlich begann Abraham wieder, indem er fragte: „Wie hat sich das Alles in so kurzer Zeit begeben können, zwischen gestern Abend und heute?"

„Als ich gestern Abend ging", antwortete der Magister, „da dauerte die Sitzung noch fort im Parlament und Niemand hätte geglaubt, daß der Verrath zuletzt siegen würde. Der Kampf war hartnäckig. Die ganze Nacht waren die Säle hell in Westminster. Der Morgen däm-

merte schon und die Redner drängten noch zur Tribüne. Vierundzwanzig Stunden ununterbrochen hatte der Sprecher gesessen und das Scepter auf dem Tische der Gemeinen gelegen. Acht Uhr früh wars, als man zur Abstimmung schritt. Ihr müßt wissen, daß es sich um Englands Heil, um Tod und Leben für Englands beste Männer handelte. Die Partei der Presbyterianer, welche für ihre Dogmen zittert, hatte gemeinsame Sache gemacht mit der City, welcher für ihren Handel bangt und beide zusammen sich in einen niederträchtigen Bund eingelassen mit den Royalisten, welche den König zurückführen und sobald sie ihn zurückgebracht, ihren Fuß setzen wollen auf den Nacken ihrer Bundesgenossen, um Englands Freiheiten zu zertreten für immer; um Rache zu üben an Denen, die das Banner derselben entfaltet; und das Schwert, das Rad und den Galgen wüthen zu lassen gegen die Heiligen des Herrn! O, mein Gott!" und die Augen des eifernden Mannes füllten sich mit Thränen, indem er sie gen Himmel wandte, „was würde aus uns geworden sein, wenn Du nicht Deinen starken und gewappneten Arm für uns erhoben hättest! . . . Vierundzwanzig Stunden mehr und der Gefangene von Carrisbrooke würde den von jedem Verbrechen befleckten Thron seiner Väter wieder bestiegen haben . . ."

Ein Schauder schien seinen Körper zu schütteln, während er dieses sagte. Man hatte den Magister Edward Nicholas niemals so sprechen hören; und seine Worte waren von einer erschütternden Wirkung. Alle lauschten denselben sprachlos, gedrückt und niedergeschlagen.

„Hinter dem Rücken der Armee", fuhr der Magister nach einer Weile fort, haben sie die Verhandlungen angeknüpft, „haben sie Conferenzen und feierliche Zusammenkünfte gehalten mit dem Gefangenen der Nation; ja, sie haben ihn aus seinem Kerker, dem festen Schloß auf dem Hügel, befreit und hinuntergeführt nach Newport, einer offenen Stadt der Insel Wight, mit dem Meer in der Nähe und allen Bequemlichkeiten zur Flucht. Sie haben ihm ein schönes Wohnhaus in der St. James-Straße daselbst gegeben, und einen Hofstaat dazu, haben einen Thronhimmel für ihn errichtet und Commissäre hingeschickt, die sich's in dem guten Wirthshaus zum „schwarzen Ochsen" mächtig wol sein ließen. Und dort haben sie mit Englands Freiheit schnöden Handel getrieben, während Cromwell hoch oben, auf der andern Seite des Tweed, mit den Schotten rang und Irland, von dem listigen Ormond geschürt, in den Flammen neuen Aufruhrs loderte. Sie hatten ihre Zeit gut gewählt, aber sie haben sie schlecht benutzt. Monate verflossen und die Boten gingen hin und her. Karl Stuart hatte sein Ehrenwort gegeben, nicht zu entfliehen. Ihr fragt mich, warum er es nicht gebrochen? Ei, sein treuloses Weib, welches Buhlschaft treibt mit einem ihrer Lords im Schlosse zu Paris, hatte ihn gebeten zu bleiben, weil sie meinte, daß er Alles verlieren und obendrein sie geniren würde, wenn er ginge. Er blieb also, verhandelte und versprach, was man wollte, und schrieb dazwischen an einen jener betrogenen Edelleute, die für sein Leben das ihre gern in die Schanze geschlagen hätten: „Beruhigt Euch, diese neue Negotiation ist

ebensowenig ernst gemeint, als alle andern; es hat sich in meinen Absichten Nichts geändert." Und an seinen Vicekönig in Irland, den Marquis von Ormond, schrieb er: „Gehorcht den Befehlen meiner Gemahlin, nicht den meinen; was ich hier thue, geschieht nur zum Schein." Diese Briefe sind uns in die Hände gefallen, aber sie haben nicht dazu gedient, unserer Gegenpartei die Augen zu öffnen. Umsonst haben ihre besten Redner sie beschworen und ihnen zuletzt gedroht. Es half Nichts. Gegen acht Uhr, als man zur Abstimmung schritt, war kein Zweifel mehr darüber möglich, wie sie ausfallen würde. Die Frage ward gestellt: ob das Haus der Gemeinen, versammelt im Parlament, die Bedingungen, zu Newport vereinbart, für genügend ansehe, den König nach London zurückzuführen, einen Vertrag mit ihm zu schließen und auf Grund desselben ihn in seiner Regierung wiederherzustellen? Die Zählung begann. Vom Dome St. Stephans schlug es acht Uhr Morgens. Aber da ward die Hand Gottes sichtbar. Zwei Männer hatte Cromwell, als er ging, zurückgelassen, um in der Armee zu wachen über den Geschicken Englands, und eher sich selbst, als jene preis zu geben. Plötzlich, als die Zähler kaum ihr Geschäft begonnen, trafen drei Officiere aus dem Hauptquartier von Windsor ein. Es war, als ob der Wind sie herübergetragen. Sie traten in eines der Conferenzimmer des Hauses und nicht lange, so waren einige von den Führern unserer Partei benachrichtigt und bei ihnen. Die Zusammenkunft war kurz, die Verabredung prompt. Da kein anderer von den Geheimschreibern Cromwell's in der Stadt war, so führte ich das Protocoll. Eine Liste ward aufgesetzt. Ich habe das Geheimniß bewahrt, so lange es ein Geheimniß war; es hat jetzt aufgehört, eines zu sein, und in wenigen Stunden wird es die Welt wissen. Wir setzten auf die Liste die Namen derjenigen Parlamentsmitglieder, welche der Sache des Vaterlandes treu geblieben, und die Namen Derjenigen, welche feig oder verrätherisch von derselben abgefallen. Als wir mit unserer Arbeit fertig waren, da war auch die Abstimmung im Saale von Westminster beendet. Einer von unseren Freunden trat mit niedergeschlagenem Blick in das Zimmer. „Wir haben mit 39 Stimmen verloren!" sprach er düster; „eine Deputation des Parlamentes macht sich bereit, dem Manne, der uns vernichten wird, die Antwort des Parlamentes zu überbringen" . . . Da erhob sich Frank Herbert, der Obrist Cromwells, von seinem Sessel . . ."

Bei diesem Namen überströmte Purpurröthe das Antlitz Manuella's, das bisher bleich vor Erregung an dem Munde des Erzählers gehangen. Denn sie erwartete von einem Augenblick zum andern, ihn nennen zu hören.

„Ihr müßt wissen", fuhr der Magister fort, ohne darauf zu achten, „daß Frank Herbert die rechte Hand des Generals ist. — Bei Gott, ein Mann, wie man ihn selten sieht! Das Bild jugendlicher Kraft und Schönheit, — voll Ernst und Festigkeit — und doch mit einem Zuge des Schmerzes um den Mund, der jedem Worte, das er sagt, einen ergreifenden Ausdruck giebt — mit einem Auge voll Feuer und Wehmuth, mit der Stirn eines Denkers . . ."

Unwillkürlich erhob Manuella das Auge, das sie schamhaft zu Boden gesenkt und ließ es auf die schmächtige Figur Samuel's hinüberschweifen, welcher sich bescheiden in eine Ecke des Zimmers, tief in den Schatten zurückgezogen hatte.

„So stand er vor uns", sagte der Magister. „Eben begann es vom Dome herunter zu schlagen. Neun Uhr!" rief Frank Herbert. — „Fürchtet nicht, daß die Deputation, wenn sie die Insel Wight erreicht hat, den Mann noch finden wird, an welchen das Parlament sie gesendet. Um diese Stunde" — und seine Stimme senkte sich und ward dumpf wie der Ton der Glocke, deren Schläge seine Worte begleitete — „um diese Stunde fährt ein einsames Schiff von Yarmouth hinüber nach Hurst Castle. Ein Bataillon von unseren Musketieren begleitet ihn; und am andern Ufer erwartet ihn ein Regiment von unserer Cavallerie. Auf diesem Schiffe fährt Karl Stuart in das Gefängniß, aus welchem ihn nur der Tod erlösen wird . . ."

Kaum ein Athemzug ward gehört. Eine solche Grabesstille hatte sich in dem Zimmer verbreitet.

Da schallte von draußen ein starker Lärm von Schritten, der immer wuchs. Es war, als ob viele Menschen eilig vorübergingen.

„Es wird lebendig in der Straße", sagte der Magister: „Die Nachricht verbreitet sich."

Er erhob sich und näherte sich dem Fenster, um zu lauschen. Die Läden waren geschlossen, aber man hörte das dumpfe Geräusch, das beständig wuchs. „Die Stadt geräth in Bewegung", sagte der Magister; „die guten Leute haben vielleicht Etwas erfahren; nun machen sie sich in so später Stunde noch auf, um nachzusehen, sich zu erkundigen, der Sache auf den Grund zu kommen. Einer frägt den Andern. Sie fühlen sich fortgerissen: Keiner kann sagen, wohin. Die Vermuthungen, die Gerüchte steigen auf; man debattirt den Fall, und entscheidet sich für oder gegen. Indessen, ehe sie mit ihren Plänen vollständig zu Ende; ja bevor sie noch recht wissen, um was es sich handelt, ist das Ereigniß schon geschehen. Sie sehen es überrascht, betroffen, bestürzt; Einige sind zornig, Andere niedergeschlagen, Alle aber beruhigen sich zuletzt und die Ordnung kehrt wieder. Denn die Welt ist nicht anders gemacht; sie würde nicht einen Schritt vorwärts kommen, wenn man sie nicht gleichsam an den Haaren zöge."

Der Magister schwieg und sogleich vernahm man draußen wieder das Getöse. Durch die kleine Straße, sonst um diese Zeit der Nacht so stille, klang das fortwährende Gemurmel von Stimmen und der beschleunigte Tritt von Menschen, die ohne Aufhör einander zu folgen schienen — ein Geräusch, nicht unähnlich dem eines kleinen Gewässers, welches die Mündung in das größere sucht. Dort in den großen Straßen von Bishopsgate und Leadenhall, welche sich in nicht allzugroßer Entfernung um Dukestreet schlossen, sammelte sich die Menschenmenge, um dann in vereintem Strome mit lautem Brausen und Branden, durch Cornhill hinabzuwogen nach einem der westlichen Thore.

Der gute Magister ward von der zunehmenden Unruhe selbst ergriffen. Er wäre ein schlechter Feldherr oder Führer einer solchen Bewegung gewesen, die, wie wir hören, unerschütterlich, gleich einem Felsen stehen sollen, an dem die Flut sich bricht. Doch das war sein Beruf nicht.

„Mir wird so bänglich zu Muthe", sprach er über eine Weile, während der man das Ticken der Wanduhr auf dem Kamin und draußen das beständige Rauschen vernahm. „Es macht mir Angst, den Zeiger auf dem Zifferblatte vorrücken zu sehen", sagte er, auf die Uhr blickend, ein schönes Werk von Bronze mit Schildpat ausgelegt, das er sonst immer bewundert hatte. „Ich wollte", rief er, „sie stünde still oder ginge rascher; ihre phlegmatische Bewegung schnürt mir die Kehle zu."

Der gute Magister! — der phlegmatisch nannte, was Andere, größere Helden, die gleichfalls vor der Uhr sitzend und den Blick fest auf die letzte Minute geheftet, starr und unbeweglich als das Fatum erkannten, das hoch über ihnen dahinschritt, unbekümmert scheinbar, ob das Verbrechen triumphirt oder die Tugend, ob ein Einziger, noch tief gehüllt in das Geheimniß seines Ehrgeizes, den ersten Fuß auf die Stufe des Thrones gesetzt, oder Hunderttausende, des letzten Haltes beraubt in den Abgrund der Sklaverei versinken . . .

„Laßt uns hinaufgehen, guter Freund", sagte zuletzt der Magister. „Ihr habt da oben ein Dachfenster, das sieht weit über London hinaus in das freie Feld, gegen Westen. Man hat dort den ganzen Horizont vor sich. Kommt!"

Abraham, der, während die Symptome der innern Beklemmung bei seinem Freunde sich gezeigt, keinen Augenblick die Ruhe seines Gemüthes verloren, sondern jene Sammlung des guten und des weisen Mannes bewahrt hatte, der sich vor Nichts fürchtet, nahm eine Wachskerze, zündete sie an und sprach, indem er sie mit der Hand vor dem Zuge schützte: „Gehen wir!"

Manuella, deren jugendliche Phantasie von dem Reiz des Unbekannten und Dunkeln um sie her stark erregt worden, bat um die Erlaubniß, die Männer begleiten zu dürfen: und Samuel folgte ihr. Jedermann fand das natürlich; denn in der Vorstellung dieser Familie gehörten Samuel und Manuella bereits untrennbar zusammen.

Abraham hatte das Wachslichtchen in eine Laterne gesteckt, in welcher es nun sicher brannte, seiner Obacht ferner nicht bedürftig. Sie gingen die Treppe hinauf und kamen auf den Bodenraum. Es war ein rundes Fenster, von welchem der Magister gesprochen. Doch die Scheiben waren ganz blind und es saß außerdem verrostet in seinen Angeln; denn man benutzte es fast niemals. Der Magister konnte es auch nicht öffnen, denn er hatte zu viel Ungeduld und war nur auf Gewalt bedacht, der zuweilen eingerostete Fenster sogar einen Widerstand entgegensetzen. Jedoch Abraham wußte besser damit umzugehen und es that sich ohne besondere Schwierigkeit auf.

Der Wind strich scharf herein. Es war eine rauhe, finstere Winternacht. Weit vor ihnen, gegen Westen, ausgebreitet lag die dunkle

Stadt, mit zahllosen goldnen Punkten, die durch den feuchten Dunst flimmerten: Lichter in den Straßen oder erleuchtete Fenster. Den Lauf des Stromes bezeichneten, zu ihrer Linken, eine Reihe von farbigen Sternen, die tief unter ihnen standen und sich auf- und abzuwiegen schienen: die Laternen an den Masten der Schiffe, die auf der bewegten Themse schwankten. Zur Rechten war die Stadtmauer und dahinter ein Horizont, in dem sich Nichts als dichte Nacht erkennen ließ. Doch vor ihnen weit, weit jenseits der Stadt, da, wo der Himmel schwer auf der Erde zu lasten schien, entdeckte man sofort einen Schein wie von Feuer, das den winterlichen Nebel dort röthete, und wenn man aufmerksamer und schärfer hinsah, so gewahrte man zwei Flammen, die nicht fern von einander langsam emporloderten.

Als der Magister diese Zeichen erblickt hatte, rief er: „Gott sei Dank! Nun bin ich beruhigt. Das sind ihre Wachtfeuer. Sie lagern schon auf Hounslow-Heath. Es ist Alles vor sich gegangen, wie verabredet worden. Sie sind heut Mittag von Windsor fortmarschirt und werden morgen in Westminster sein. Es ist ihre Vorhut. Am Feuer dort lagert das Reiter-Regiment des Obristen Rich, und am andern Feuer dort das Regiment zu Fuß des Obristen Pride. Sie werden morgen mit dem Frühsten in den Hallen und Höfen des Parlamentes die Wache beziehen. Es sind gute Wächter der Freiheit, Männer aus Englands edelstem Blut, seine besten Söhne, groß geworden in dem Ernst des Krieges, an Disciplin gewöhnt, fest in den Grundsätzen einer aufrichtigen und toleranten Frömmigkeit; Bürger welche die Waffen tragen. Englands Recht wird in ihren Händen sicher bewahrt sein"

Der Magister deutete, während er sprach, mit der Hand nach der Stelle hinaus, wo die Feuer still und stetig brannten. Denn man sieht das Schwanken der Flamme wol in der Nähe; doch man sieht es nicht aus so weiter Entfernung, in der sie gleichsam unbeweglich steht.

„Dieser ganze Marsch", fuhr der Magister fort, „hat sich unabhängig von Fairfax vollzogen, der nun entweder folgen oder abdanken muß. Denn die lauen Freunde werden jetzt zur Entscheidung gedrängt, ob sie rechts gehen wollen oder links. Aber auch Cromwell wird überrascht sein. Denn er hatte dergleichen nicht erwartet. Seine besten Freunde, seine treuesten Anhänger, haben das für ihn gethan, was er aus eignem Entschluß vielleicht niemals gethan haben würde. Wenn er heimkehrt, so wird selbst er, der Gewaltige, der Alles kann, dieses nicht mehr ungeschehen machen können. Denn aus den Gefängnissen der Könige führt nur ein Weg: der Weg auf das Blutgerüst!"

Manuella schauderte leise und unwillkürlich tastete sie in dem Halbdunkel um sich. Es war die Hand Samuel's, die sie ergriff. Diese war ruhig und drückte die Hand Manuella's zärtlich.

„Wann erwartet Ihr den General?" fragte Abraham alsdann.

„Die Nachricht ist ihm entgegengeflogen; und Ihr wißt, Cromwell geht schnell! Bessere Zeiten werden dann wiederkehren, Zeiten der Ordnung, des Rechtes und ungestörten Friedens. Der trotzige Schotte liegt

darnieder; das Krämerelement in diesem Volke, das die Freiheit unter den Hammer bringen und auf das Meistgebot losschlagen möchte, wird nicht länger mehr den großen Geistern, die dem Jahrhundert voraus, den Sieg streitig machen und Alle werden zufrieden sein, England die Bahnen des Ruhmes auf's Neue wandeln zu sehen! Wenn diese Nacht vorüber und die Sonne sich erhebt, wird sie den Schauplatz neuer, unvergeßlicher Thaten beleuchten. Auch Ihr, Abraham, werdet Euch nicht schlecht dabei stehen und dennoch nehmt Ihr diese Mittheilungen so still auf, als ob es Euch leid darum wäre."

„Ihr sprecht von der Sonne", erwiederte Abraham, „die morgen aufgehen wird; und ich denke an die, die morgen untergeht!"

„Ihr solltet Euch darüber freuen; der blutige Schein dieser Sonne hat Euch nicht viel Gutes bedeutet."

„Die guten Tage vergehen, wie die schlechten; und so sagt der Talmud: die Sonne geht ohne deinen Beistand unter."

Abraham nahm hierauf die Laterne, welche bisher auf einem Stuhl in der Ecke gestanden und sie gingen die Treppe hinab.

Der Magister hatte jetzt seine Ruhe wieder so weit gewonnen, daß er es über sich vermochte, sein Pfeifchen zu füllen und in leidlich regelmäßigen Zügen zu rauchen. Er fing auch an, mit Abraham von dessen eigenen Angelegenheiten zu reden.

„Was ist denn nun weiter geschehen?" sagte er; „hat man Euch heute wieder zugesetzt?"

„Ich will Euch eine Geschichte erzählen", erwiederte Abraham in seiner gelassenen Weise, der ein feiner Zug von Humor beigemischt war. Es befahl Jemand seinem Diener, einen Fisch auf dem Markte zu kaufen. Der Diener kaufte einen Fisch, der bereits übel zu riechen begonnen hatte. Da ließ der erzürnte Herr ihm die Wahl: entweder den Fisch zu verzehren, oder — Schläge zu bekommen. Der Diener wählte das Erstere. Doch kaum hatte er einen Theil des widerlichen Fisches gegessen, als er Reue empfand über seine Wahl und sich die Prügel als eine Gnade erbat. So hatte er denn faule Fische und Schläge dazu. — Wenn ich meine Lage bedenke, so bin ich in einer ähnlichen Verlegenheit wie der Diener. Man legt mir immer härtere Steuern auf; man befiehlt und ich habe den besten Willen zu gehorchen, aber man kann doch über sein Vermögen hinaus nicht gehen, und als ich das erkläre, lädt man mich vor Gericht. Ich habe vom Fisch gegessen so viel ich vermocht, und soll nun Schläge haben. Hier ist das Schreiben."

Er nahm aus einem Schubfach ein amtliches Decret, welches das Cityſiegel trug und ihn für den andern Tag, zu einer bestimmten Stunde, vor das Gericht in Guildhall forderte.

Kaum hatte der Magister es aufmerksam geprüft, so rief er: „Ihr geht nicht, Abraham! So lieb Euch meine Nachbarschaft ist, Ihr geht nicht! Es ist ein vages Stück Papier und so viel werth, als ob es nicht wäre. Kein Richter von England hat das Recht, Euch vorzuladen ohne die genaueste Angabe des Grundes, weshalb Ihr erscheinen sollt. Hier

aber fehlt Alles. Man bezüchtigt Euch keines Verbrechens. Man klagt Euch keiner Schuld an. Man verlangt auch Euer Zeugniß nicht in irgend einer Sache. Das Erste wäre gewesen, zu untersuchen, ob die Steuern, die man von Euch verlangt rechtmäßig auferlegt sind: oder nicht. Aber davon schweigt ein hochwolweiser Magistrat, indem er durch Einschüchterung zu erlangen sucht, was das Gesetz ihm verbietet. Es ist eine ganz unverbindliche Vorladung und Ihr werdet derselben keine Folge leisten. Gebt mir das Schreiben. Ich werde den besten Gebrauch davon machen. Denn von morgen ab wird es wieder eine Macht in London geben, vor welcher diese niedern Seelen zittern."

Abraham zögerte, doch der Magister sagte: „Gebt es mir! Gebt es mir im vollen Vertrauen! Morgen früh schon werde ich den Herrn Ireton und den Herrn Frank Herbert sehen; diese Beiden sind wie die beiden Hände von Cromwell, sie werden nicht dulden, daß eines Mannes Haar unschuldig gekrümmt werde, wo sie die Macht haben, es zu verhindern und wer weiß, was bis morgen Abend sich ereignen kann."

Er nahm hierauf das Blatt mehr noch, als daß Abraham es ihm gegeben hätte; denn Abraham war ein friedfertiger Mann, der lieber schweigend litt, als daß seinetwegen Lärm gemacht und Gewalt angewendet würde. Doch versprach er zuletzt seinem Freund, dem Befehl der Obrigkeit, die keine mehr sei von dem Augenblick, wo das Heer den Boden von London betreten, nicht zu gehorchen.

„Ihr geht morgen nicht nach Guildhall", waren seine letzten Worte, „und wir wollen erwarten, was sie weiter thun werden!"

Hiermit ging er, das Schreiben in seiner Tasche wohl verwahrend.

„Manuella", sagte Samuel, nachdem die Thür sich hinter dem Magister geschlossen. „Die Art, in welcher dieser Mann sich über die Angelegenheiten Englands ausgesprochen, hat die Meinung, die ich bisher davon gehegt, doch etwas verändert. Wenn ein ganzes Volk sich erhebt, um von guten und frommen Männern geführt, die Freiheit des Gedankens, des Wortes und des Glaubens zu verlangen und sein Herrscher verweigert sie, oder meint es nicht ehrlich, indem er sie gewährt: so kann ich das Volk nicht verdammen und den Herrscher nicht entschuldigen."

„Es ist auch meine Ansicht", erwiederte Manuella.

Samuel entfernte sich mit Leon und Sarah del Blanco, die wenige Schritte bis zu ihrem Haus in Bevis-Marks hatten.

Abraham verrichtete hierauf sein Nachtgebet. Er stellte die Füße zusammen, wandte sich gegen Osten und begleitete die Worte, die er halb sang, halb sprach, indem er sich mit dem ganzen Oberkörper im Tact dazu bewegte. Denn so steht geschrieben: „Alle meine Gebeine loben den Herrn!"

Dann ward es still in dem Hause von Dukestreet, obwol draußen die erregte Menge noch lange hin- und herwogte, bis auch sie wieder heimkehrte.

Man schrieb den 5. December des Jahres 1648.

(Schluß folgt.)

Eduard von Bauernfeld.

Es war in ganz Deutschland eine trübe, dumpfe Zeit, jene Vorbereitungsepoche von 1830 bis 1848. Die kurzen Donnerschläge des erstgenannten Jahres waren ohne Echo verhallt; die Regierungen errichteten überall neue Blitzableiter gegen ein künftiges Revolutionsgewitter, die Unterthanen ertrugen das mit bewährter deutscher Geduld und murrten höchstens im Stillen, wenn irgendwo einer der verschiedenen Landesväter es gar zu arg trieb. Schrecklicher aber als irgend war in jenen Tagen das Leben für einen geistreichen, unabhängigen Kopf in Oesterreich. Der alternde Metternich führte sein System der kleinen Kunstgriffe, der Spionage und des geistigen Drucks zu seiner eigenen Zufriedenheit seit langen Jahren fort; weder er, noch Kaiser Franz glaubten daran, daß dies System jemals über den Haufen geworfen werden könnte. Von politischen Bedürfnissen des Volkes hatten sie weder Ahnung noch Verständniß; wenn ihnen etwas Furcht einflößte, so war es, um mit Gentz zu sprechen, „die wirkliche dringende und vor der Hand unheilbare Noth der untern Volksclassen, ihre Verzweiflung und die Ausschweifungen, zu denen „gottlose" Demagogen sie verleiten könnten." Daß der gebildete Mittelstand der Träger der Unzufriedenheit war, davon scheinen die Agenten des Grafen Sedlnitzky nicht viel gemerkt zu haben. Die herrschenden Kreise meinten, nur vom Auslande kämen die gefährlichen Gedanken und schlechten Ideen herein und sie dachten genug zu thun, wenn sie die Grenzen abschlossen, Bücherverbote erließen und die Beziehungen zwischen Deutschland und Oesterreich nach dem halbmythischen Ausspruche des Kaisers Franz regelten: „Wir brauchen keine g'scheidten Leut'." Daß es in Oesterreich eine Masse von gescheidten und darum unzufriedenen Männern gab, vergaßen sie. Wir Jüngeren haben gewöhnlich von den Zuständen und Verhältnissen im alten, vormärzlichen Wien ganz irrige Vorstellungen. Wir bilden uns häufig ein, das Jahr 1848 habe eine plötzliche Umwandlung in Oesterreich hervorgerufen, während es in Wirklichkeit nur die täuschende Decke wegriß und die Dinge sehen ließ, wie sie wirklich waren. Die Märzbewegung fand die Geister vorbereitet. „Jahre hindurch", sagte mir unlängst ein alter literarischer Kämpfer der Vergangenheit, „Jahre hindurch legten wir uns jeden Abend mit dem Gedanken zu Bette, der Morgen müsse die ersehnte Revolution bringen." In den Tagen des Vormärz ward jene merkwürdige Gesinnung großgezogen, die noch heute neun Zehntheile unserer Bevölkerung erfüllt und kein kleines Hinderniß unserer politischen Entwicklung bildet, jenes tiefe Mißtrauen gegen die Absichten jeder Regierung und jener mephistophelische Spott über alle Maßregeln derselben. Es gab kein öffentliches Leben, keine Möglichkeit

dem herrschenden System offen und männlich entgegenzutreten, man griff also zum heimlichen Hohne. Wo drei Bekannte beisammensaßen, erzählte man sich beißende Bonmots über die Regierung, Scandale aus der hohen Welt. Die Epoche von 1830—1848 war für Oesterreich die der politischen Mediſance. Erbarmungslos ward durch diese vergolten, was die Censur an den jungen Geistesblüthen sündigte, und während sich der Hof, der Adel und Clerus dem beruhigenden Gefühl hingaben, daß die politische Idylle Oesterreichs noch lange ungestört bleiben könnte, starb durch ihre Schuld der österreichische Patriotismus und bis heute ist es, trotz Verfassung und neuer Aera, trotz Bürgerministerium und Ausgleich, nicht gelungen, ihn wieder zu beleben.

Das war die Luft, die Eduard von Bauernfeld in seiner Jünglingszeit, in seinen besten Mannesjahren einathmen mußte. Eine böse Atmosphäre für einen Dichter, für einen witzigen, satyrischen Lustspieldichter, der rings um sich die prachtvollsten Stoffe hatte und nicht zugreifen konnte, wollte er sich nicht das Burgtheater verschlossen und seine Laufbahn als Poet unterbrochen sehen. Daß es ihm dennoch gelang, durch beinahe dreißig Jahre nicht nur die wiener Bühne zu beherrschen, sondern auch in ganz Deutschland als einer der besten, wenn nicht der beste heimische Lustspieldichter anerkannt zu werden, ist beinahe unbegreiflich. Er war eben eine biegsame, elastische Natur und ließ sich durch die Hindernisse nicht abschrecken. Konnte er auch nicht die Geißel zur Hand nehmen und auf den Rücken der Machthaber und ihres wedelnden Trosses tanzen lassen, so konnte er doch die Gesellschaft in ihrem Leben und Treiben schildern und so das sociale Lustspiel in Deutschland anbahnen. Daß er sich dabei an die Franzosen, namentlich an Scribe lehnte, war natürlich; von ihnen lernte er auch den gewandten, launigen, feinen Dialog, der seinen Stücken mehr als ihre Handlung den Erfolg sicherte. Aber ihn selbst bewahrte weder die ungetheilte Anerkennung, noch seine ziemlich günstige Lage vor einer gewissen Verbitterung. Diese prägt sich vielmehr in seinem ganzen Wesen, in seinen Aeußerungen, selbst in seinen Gesichtszügen aus. Sie entspringt nicht aus einer individuellen Anlage, sondern aus der Zeit, der er angehört, und deren kläglichen Zuständen. Er ist der echte Oesterreicher aus dem Vormärz, der Mann der unbedingten Verneinung, der Apostel des höhnischen Pessimismus in Allem, was sich auf österreichische Politik bezieht. Er hat, wie alle seine Altersgenossen, keinen Glauben und keine Hoffnung auf die Zukunft Oesterreichs und macht dessen kein Hehl. Jenen, welche dem jetzigen Umschwunge Vertrauen schenken und von dessen Dauer überzeugt sind, kommt Bauernfeld manchmal mit sehr sarkastischen Bemerkungen in die Quere. So sprach er unlängst in einer befreundeten Redaction ein, als grade eine ungeschickte Maßregel des Cabinets die Gemüther bewegte. Drei oder vier der Mitarbeiter tauschten eben ihre Bemerkungen aus und Einer fragte: „Wie ist das nur möglich?“ — „Ihr jungen Leute freilich“, schmunzelte Bauernfeld, indem er wie gewöhnlich die Lippe nervös verzog, „Ihr könnt Euch noch über Etwas verwundern. Wer wie ich die Dummheiten in

Oesterreich schon fünfzig Jahre mit ansieht, den jetzt nichts mehr in Erstaunen."

Bauernfeld's Lebensgang ist einfach, ohne allen romantischen Schimmer. Geboren im Jahre 1802 und einer der nicht allzu häufig vorkommenden österreichischen Dichter, die eine feine Erziehung genossen, lief er durch die üblichen Schulen und widmete sich dann dem Studium der Rechtswissenschaft. Der Sohn eines guten Hauses konnte im damaligen Oesterreich nicht wol etwas Anderes werden als k. k. Beamter und so ward denn auch der junge Bauernfeld, so wenig Charakter und Talent dazu passen mochten, zur Beamtenlaufbahn bestimmt. Er betrat sie im Jahre 1826 bei der niederösterreichischen Regierung, ward bald darauf als Practicant zum Kreisamte im Viertel unter dem Wiener Walde versetzt und trat im Jahre 1830, um wieder in die Residenz zurückkehren zu können, zum Finanzministerium, oder, wie es damals hieß, zur Hofkammer über. Die Practicantenwürde ist bekanntlich die unterste Sprosse der bureaukratischen Jakobsleiter. So lange man auf derselben steht, erhält man keinen Gehalt, sondern dient die ersten Jahre dem Staate umsonst und bezieht später ein „Adjutum" von dreihundert Gulden altösterreichischer Conventionswährung. Bei dem übergroßen Andrange junger Leute in früheren Zeiten und der langsamen Beförderung mußte Jeder, der nicht besondere Protection hatte oder das Kammermädchen eines Hofrathes heirathete, unendlich lange auf die erste Anstellung warten. Ich selbst erinnere mich aus meiner Knabenzeit, im Hause meines Vaters Practicanten gesehen zu haben, deren Glatzen und graue Haare im wunderlichsten Gegensatze zu ihren auf eine ferne Zukunft gerichteten Hoffnungen standen. Bauernfeld kam natürlich nicht schneller vorwärts wie Andere, minder befähigte, sondern langsamer. Er erlaubte sich das für einen Practicanten unerhörte Vergehen, Geist zu besitzen; er unterstand sich, Theaterstücke zu schreiben, welche ihn in den Augen der Menge höher als seine Vorgesetzten stellten, machte im Kreise seiner Freunde boshafte Bemerkungen über die österreichischen Zustände und stand überdies im Verdachte, nicht alle Wahrheiten der alleinseligmachenden Kirche unbedingt zu glauben. Kein Wunder, daß man den also bemakelten Practicanten hübsch zappeln ließ und ihn erst in den vierziger Jahren, als sein Ruf bereits durch ganz Deutschland gedrungen war, zum Concipisten der Lotto-Direction ernannte. Wahrscheinlich schob man ihn dieser Branche zu, weil er hier unmöglich Gelegenheit finden konnte, eine gefährliche Ansicht zu äußern, wie es im Verwaltungsfache geschehen mochte. Während des langen Harrens auf die erste Anstellung hatte Bauernfeld, durch Alles, was er erfuhr und um sich sah, bestmöglichst geärgert und verstimmt, wiederholt den Gedanken gefaßt, auszuwandern und sich irgendwo in Deutschland eine neue Heimat zu gründen. Grillparzer, der mit Anastasius Grün zu seinen ältesten Freunden zählt, sowie der damalige Leiter des Burgtheaters, Schreyvogel, hielten ihn zurück. Kurz vor den Märztagen, als die Verhältnisse in Wien für alle Freidenkenden geradezu unerträglich geworden waren, beging Bauernfeld eine in den Jahrbüchern der öster-

reichischen Beamtengeschichte unerhörte Verwegenheit. Er erklärte nämlich dem damaligen Staats- und Conferenzminister Grafen Kolowrat, er könne die faulen Zustände in Oesterreich nicht länger ertragen und wolle sich anderwärts einen neuen Boden suchen. Leider ist mir nicht bekannt, was Graf Kolowrat, der milde, ängstliche Gegensatz des starren, zuversichtlichen Metternich, auf diese Mittheilung des freimüthigen Dichters erwiederte. Letzterer hatte nicht nöthig, seinen Vorsatz auszuführen, denn wenige Wochen nach diesem Gespräche mit dem Minister fegte der Sturm der Märztage durch Oesterreich und das ganze, mit so viel Kunst und Sorgfalt aufrechterhaltene System stürzte krachend zusammen. An demselben Tage, der Metternich von Wien vertrieb, machte Bauernfeld seinen Privat-Staatsstreich. Er verließ sein Bureau, um es nie wieder zu betreten. Man forderte den Renitenten wiederholt auf, sich an der actenstaubgeheiligten Stätte einzufinden; da er aber beharrlich ausblieb, versetzte man ihn in den Ruhestand und gab ihm eine Pension von vierhundert Gulden — „in besonderer Anerkennung seiner literarischen Verdienste", wie es in dem betreffenden Decrete hieß. Wer den Ausdruck dieser Anerkennung karg findet, den erinnern wir daran, daß Robert Hamerling unter demselben Titel eine Pension von — sechshundert Gulden bezieht, zuerkannt mit Rücksicht auf seine Kränklichkeit, die es ihm unmöglich machte, seinen Lehrerposten in Triest länger zu bekleiden. Poeten leben ja nicht von Braten und Wein, sondern von Ambrosia!

Seine literarische Thätigkeit begann Bauernfeld zu Anfang der zwanziger Jahre in der „Modezeitung" von Schickh und Hormayr's „Archiv". In die „Modezeitung", die für jene Zeit und für Wien eine ähnliche Stelle einnahm, wie später für Norddeutschland Laube's „Zeitschrift für die elegante Welt", schrieb Bauernfeld Gedichte, Aufsätze literarischen und kritischen Inhalts. In den Jahren 1823 und 1824 redigirte er die erste vollständige deutsche Shakspeare-Ausgabe, für die er selbst fünf Stücke: Heinrich VIII., die Comödie der Irrungen, die beiden Edelleute von Verona, Troilus und Cressida, dann Antonius und Cleopatra, das letztgenannte Trauerspiel in Gemeinschaft mit einem literarischen Freunde, ferner „Tarquin und Lucretia", sowie den „verliebten Pilger" übersetzte. Für jene Zeit und die damaligen Verhältnisse war es eine wahrhaft kühne Idee, den ganzen Shakespeare zu verdeutschen. Daß sie sich ausführen ließ, beweist zur Genüge, wie viel geistige Regsamkeit und bewußtes literarisches Streben in dem alten Wien herrschte, das man fälschlich als Sitz des Philäkenthums ausschrie. Unter den Genossen Bauernfeld's bei der schwierigen Arbeit befand sich auch der kürzlich verstorbene Andreas Schuhmacher, der erste deutsche Uebersetzer der Shakespeare'schen Sonette und des Gedichtes, „Venus und Adonis". Die Nachfolger, wie Bodenstedt, Jordan Gelbcke, Simrock, haben ihn in den Hintergrund gedrängt, meist gar nicht erwähnt. Seine Uebertragungen waren indeß vorzüglich, überhaupt die ganze wiener Shakespeare-Ausgabe ein schönes Zeugniß für das Talent und den Fleiß der Männer, welche sie besorgt hatten.

Die anhaltende Beschäftigung mit Shakespeare's Lustspielen war es

wol zunächst, welche Bauernfeld's Talent weckte und ihn zu eigenem dramatischen Schaffen antrieb. Nicht als ob er jemals daran gedacht hatte, Shakspeare nachzuahmen — er stellte sich vielmehr gleich bei seinem ersten Versuche auf den Boden der modernen Gesellschaft, der unmittelbaren Gegenwart; aber der Geist des großen Briten wirkte auf ihn wie auf so viele andere Dichter befruchtend und belebend. In der ländlichen Einsamkeit seiner Practicantenlaufbahn dichtete er sein erstes Stück, äußerlich noch altväterisch, weil in Alexandrinern verfaßt, innerlich aber doch schon der Vorläufer einer neuen Periode. Es hieß „Der Brautwerber" und ward im September 1828 im Burgtheater aufgeführt. Wie Bauernfeld selbst erzählt, errang es nur einen halben Erfolg. Man erkannte das Talent, doch es war noch nicht flügge. Drei Jahre arbeitete Bauernfeld in der Stille weiter, dann trat er 1831 mit „Leichtsinn aus Liebe" auf und erzielte sowol mit diesem, als mit dem wenige Monate später folgenden „Liebesprotocoll" eine durchschlagende Wirkung. Nun war das Glück des jungen, neunundzwanzigjährigen Poeten gemacht; das Publicum jubelte, daß endlich, nach langer Unterbrechung seit Schröder, ein Dramatiker erschienen war, der wiener Leben und Treiben auf die Bühne brachte. Einen so scharfen Spiegel, wie ihn Schröder im „Ring" und der „Unglücklichen Ehe aus Delicatesse" seinen wiener Zeitgenossen entgegengehalten, boten Bauernfeld's Lustspiele allerdings nicht. Er hätte wol gewollt, aber er konnte nicht. Die Zeiten hatten sich geändert; die Theaterfreiheit war der schärfsten Censur gewichen, denn Kaiser Franz war kein Joseph der Zweite. Ein burgtheaterfähiges, modernes Lustspiel zu schreiben und nicht völlig farblos und langweilig zu werden, das war eine schwere Kunst und daß Bauernfeld diese verstand, darauf beruhte ein guter Theil seiner Bedeutung und seines Erfolges. Einmal anerkannt, ward er schnell der Liebling Wiens und bald auch des ganzen deutschen Theaters. Ueberall gab man die Stücke Bauernfeld's, die nun, fast vierzig Jahre hindurch, mit großer Raschheit aufeinander folgten. Da eine Gesammtausgabe der dramatischen Werke Bauernfeld's bis heute nicht erschien und die von Hoff in Mannheim begonnene schon nach dem zweiten Bande aufhörte, so wird es den Lesern des „Salon" vielleicht nicht unwillkommen sein, wenn ich sämmtliche Stücke des Dichters hier in chronologischer Ordnung aufzähle. Es ist eine lange und stattliche Reihe, aus der nicht wenige über alle größeren deutschen Bühnen gingen. Den oben genannten dreien folgten 1832: „Der Musikus von Augsburg" und „Das letzte Abenteuer"; 1833: „Der Zauberdrache" und „Helene"; 1834: „Die Bekenntnisse" und „Franz Walter"; 1835: „Fortunat" und „Bürgerlich und Romantisch"; 1836: „Der literarische Salon" und „Das Tagebuch"; 1837: „Der Vater" und „Der Selbstquäler"; 1838: „Zwei Familien"; 1840: „Die Geschwister von Nürnberg" und „Ernst und Humor"; 1841: „Die Gebesserten"; 1842: „Industrie und Herz"; 1844: „Ein deutscher Krieger"; 1846: „Großjährig" und „Das Versprechen"; 1847: „Unterthänig" und „Der Ritter vom Stegreif"; 1850: „Franz von Sickingen"; 1851: „Der kategorische Imperativ"; 1852: „Zu Hause

und „Krisen“; 1853: „Die Löwen von Ehedem“; 1855: „Fata Morgana“, „Die Zugvögel“ und „Die Virtuosen“; 1856: „Unter der Regentschaft“; 1859: „Das Beispiel“ und „Welt und Theater“; 1863: „Soldatenliebchen“; 1865 die zwei Bluetten „Frauen-Freundschaft“ und „Excellenz“, sowie das historische Schauspiel: „Die Bauern vor Weinsberg“; 1867: „Aus der Gesellschaft“ und 1869: „Moderne Jugend“. Außerdem schrieb Bauernfeld ein Lustspiel für die letzte Preisbewerbung und im vorigen Jahre das Schauspiel „Die Herzogin von Ahlden“, welches er jedoch zum Zwecke der Umarbeitung, wie er das häufig thut, wieder zurückzog. So dankt ihm das deutsche Theater im Ganzen vierundvierzig Stücke.

Viele derselben sind heute vergessen. In unserer nach Neuem begierigen Zeit kann das nicht anders sein. Auch das Gute wird nach einigen Jahren leicht bei Seite gelegt und jedes Talent hat seine Ebbe und Fluth. Was es in der Ebbezeit schafft, geht ohne tieferen Eindruck vorüber. Auch von den guten Stücken Bauernfeld's leben viele nur noch in der Erinnerung älterer Theaterfreunde, aber eine hübsche Zahl derselben hat sich bis heute auf dem Repertoire erhalten. Noch jetzt giebt und sieht man mit Vergnügen „Das letzte Abenteuer“, die „Bekenntnisse“, „Bürgerlich und Romantisch“, die „Krisen“ und andere seiner Stücke. Die Gunst des Publicums ist ihm ebenso wie seine Schaffenslust bis in das Alter treu geblieben und der Beifall, den er vor zwei Jahren mit „Aus der Gesellschaft“ errang, stand nicht hinter seinen Erfolgen vor drei Decennien zurück. Eigentliches Unglück hatte Bauernfeld nur dann, wenn er das Gebiet des Lustspiels verließ und das ihm wenig günstige Feld des historischen Schauspiels betrat. Er hatte durch sein ganzes Leben die Neigung, dort hinüber zu greifen, wo ihm keine Lorbeeren blühten. Zu verwundern ist weiter nichts daran, er theilt solche Schwäche mit den meisten Dichtern. Nur Wenige kennen ihre Kraft und das Maß ihres Talentes genau; die Meisten wollen, wenn sie in einem Genre durchgeschlagen, dann in einem Andern glänzen und halten nicht selten das Unbedeutendste für ihr Bestes. Platen erklärte die „Abbassiden“ für das vorzüglichste seiner Werke, die Romanschriftsteller legen Gewicht auf ihre Lyrik, die Dramatiker auf ihre Novellen. Etwas Aehnliches widerfuhr auch Bauernfeld. Es ging ihm mit Lustspiel und Schauspiel wie seinem Landsmann und Zeitgenossen, dem Maler Waldmüller mit Genre und Landschaft. Waldmüller malte in seinen guten Tagen, als sein Auge noch scharf und seine Hand noch fest war, ausgezeichnete Genrebilder, die man jetzt mit Tausenden bezahlt; aber er hatte die Schwachheit, als Landschafter Ruhm erwerben zu wollen und schadete sich durch seinen sonderbaren Baumschlag nicht wenig. Bauernfeld, der Meister des feinen Lustspiels, ward niemals den Drang los, sich im historischen Schauspiel, im großen Style zu versuchen und leistete darin nicht viel mehr als Waldmüller in der Landschaft. Nehmen wir z. B. das „Soldatenliebchen“. Es ist eine Umarbeitung der „Soldaten“ von Johann Michael Reinhold Lenz, jenem unordentlichen Kraftgenie, dessen Dramen Gervinus allzustreng „moralisch und ästhetisch gleich ungenießbar“ genannt. Wer

das alte, rohe, aber erschütternde und tieftragische Stück kannte, konnte über die Verwässerung durch Bauernfeld nur den Kopf schütteln. Er hatte dem Stoffe Gewalt angethan, um ein rührendes Familiengemälde mit versöhnendem Ausgange daraus zu gestalten. Oder betrachten wir die „Bauern vor Weinsberg". Dies Stück hat nur eine einzige Aufführung erlebt, die zum Besten des wiener Schriftsteller- und Journalistenvereins „Concordia" im Jahre 1865 in einem Vorstadttheater stattfand. Die Intendanz des Burgtheaters hatte es gefährlich, revolutionär gefunden und zurückgewiesen; die Spannung der Zuseher war daher eine außerordentliche, die Stimmung die günstigste. Demungeachtet schlug das Stück nicht ein. Es enthielt ein paar hübsche Scenen und eine vortreffliche Lustspielfigur in der Person des Pfälzer Kurfürsten, die Tragik war schwach. Der Held, einer der wilden Bauernführer des Bundschuhkrieges, hat sehr sentimentale Anwandlungen und stirbt zufrieden, nachdem er der schönen Gräfin Helfenstein die Hand küssen durfte. Das ist gerade so unmöglich, wie sein Ende durch Pulver und Blei, welche Hinrichtungsweise man hundert Jahre später kaum erst kannte. Nur einmal glückte beiden, Waldmüller und Bauernfeld, ein Erfolg in dem Genre, das ihnen sonst Niederlage bereitete. Es giebt eine Landschaft von Waldmüller, die Künstler und Kunstfreunde für ein vortreffliches Bild erklären; Bauernfeld schrieb den „Deutschen Krieger", der über alle Bühnen ging und dem Verfasser durch seinen Erfolg unendliche Freude bereitete.

Unter den heute weniger bekannten Stücken Bauernfeld's verdient „Großjährig" einige Worte. In diesem Lustspiele hat er zwei Jahre vor den Märzstürmen von 1848 das österreichische Regierungssystem, die Zustände seines Vaterlandes geschildert. Wenn man das Stück, das zu den schwachen Arbeiten Bauernfeld's gehört, heute durchliest, so begreift man kaum die Wirkung, die es vor dreiundzwanzig Jahren ausübte. Aber wenn man sich in die Zeit seiner Entstehung zurückversetzt, die Erregung der Gemüther, die schwüle Luft, die Erwartung der Dinge, die kommen mußten, den Druck der Censur, den Kampf der Geister wider die Regierung dazunimmt, dann gewinnen die versteckten Anspielungen Leben und Bedeutung. Der Held des Stückes ist ein reicher, junger Gutsbesitzer Baron Hermann, den sein Vormund Blase und sein Hofmeister Spitz so erzogen haben, daß er keine Selbstständigkeit, keinen freien Willen besitzt und nichts Besseres zu thun weiß als in einem Büreau zu sitzen. In den Gesprächen, die Blase und Spitz zusammen führen, ist jedes Wort ein boshafter Witz über das Metternich'sche System. Der junge Baron ist das österreichische Volk, das man noch immer als Kind behandelte, das vergebens nach freier Bewegung verlangte und den Muth nicht besaß, zu ertrotzen, was man ihm versagte. Nachdem Hermann großjährig erklärt worden, ist es sein erster Schritt, die Beamtencarrière aufzugeben, sein zweiter, Blase und Spitz des Mißbrauchs anzuklagen, den sie mit ihrer Stellung getrieben. Trotzdem schließt das Stück nicht mit einem freudigen Ausblick in die Zukunft, sondern mit einer bitteren Ironie. „Es bleibt Alles beim Alten", sagt Blase und Spitz setzt hinzu:

Digitized by Google

Digitized by Google

Eduard von Bauernfeld.

Digitized by Google

„Vergessen Sie nicht, Herr Baron, daß Sie stets einen getreuen Spitz an Ihrer Seite haben werden.“ Der Pessimismus hatte sich Bauernfeld's schon vollständig bemächtigt und er hatte den Glauben an eine Verjüngung Oesterreichs verloren. Leider strafte ihn die Geschichte nicht Lügen, auch die neueste nicht. Unter der liberalen Schminke sieht auch jetzt noch das alte Gesicht heraus und manchmal, wenn das Volk gerade nicht hinblickt, schneidet es eine höhnische Fratze . . . Ich möchte wol wissen, was Bauernfeld sagte, als in den letzten Tagen Graf Taaffe zum Ministerpräsidenten ernannt ward? Wiederholte er vielleicht nur seinen oben erwähnten Ausspruch?

Außer seinen dramatischen Arbeiten hat Bauernfeld auch viele Gedichte geschrieben, die bei Brockhaus gesammelt erschienen sind. Eine Feier für einen Freund, namentlich ein Festmahl läßt er selten vorübergehen, ohne einen poetischen, launigen Trinkspruch auszubringen, der jedesmal große Heiterkeit erregt. So in den letzten Jahren Kuranda und Laube zu Ehren. Mit Letzterem hat er sich viel gehäkelt, — Dramatiker und Dramaturg gerathen leicht aneinander — aber die beiden Männer achteten sich gegenseitig zu sehr, als daß es je zur Feindschaft zwischen ihnen gekommen wäre. Worüber Laube oft bitter klagte, das ist Bauernfeld's Passion, ein Stück, nachdem es angenommen und oft schon die Rollen ausgetheilt worden, — zurückzuziehen und umzuarbeiten. Einer literarischen Clique gehörte Bauernfeld niemals an, Freunde besaß er viele. Die meisten derselben hat er überlebt, Grillparzer und Anastasius Grün sind ihm geblieben. Geheirathet hat Bauernfeld nie; wol aus dem Grunde, weil er den Frauen sehr ergeben war und diese ihn immer gut leiden mochten; — man beugt seinen Nacken schwerer unter das Ehejoch, wenn man nicht arm an Liebe ist. So führt er denn eine Junggesellenwirthschaft, aber eine behagliche, und in den Mußestunden, die ihm seine noch immer fortgesetzte Thätigkeit für die Bühne läßt, arbeitet er an seinen Memoiren. Bruchstücke derselben erscheinen fortwährend, so früher in der „Neuen Freien“, als in der alten „Presse“; auch die beiden ersten Jahrgänge des „Concordia-Kalenders“ enthielten derartige Beiträge aus seiner Feder. Nach den Proben zu urtheilen, sind diese Memoiren wol etwas zu breit angelegt, enthalten aber viel des Interessanten und geben manche Streiflichter für die Cultur- und Literaturgeschichte. Bauernfeld steht seit einem halben Jahrhundert mitten im Leben der österreichischen Residenz und hat gute Augen, um die Veränderungen und Strömungen desselben wahrzunehmen. An Freimuth fehlt es ihm auch nicht; weder an politischem noch socialem. Trübt ihm den ersteren zuweilen der Einfluß der Zeit, in der er aufgewachsen und zum Manne gereift, so ist der letztere unbeirrt. Es sei ihm unvergessen, daß er dem berüchtigten Ausspruche des Grafen Münster, mit welchem dieser unsere Zeit zu charakterisiren glaubte, dem Worte: „Die Antichambre will in den Salon“, die scharfe Riposte entgegensetzte: „Nicht doch, die Bildung ist es, welche hinein will.“

Wenn man diese Schärfe in Bauernfeld's Stücken, zumal den älteren,

vermißt, wenn man sich wundert, daß er da so zahm und leise auftritt, so möge man erwägen, wann und für welche Bühne er schrieb. Wäre er dreißig Jahre später geboren worden, er würde ganz anders die Gebrechen der Zeit und die Schwächen der Gesellschaft bloßgelegt haben. So mußte er schweigen oder verdeckt kämpfen. Daß er Letzteres wählte, war ein Glück für das deutsche Theater, das ihm viel verdankt, und wir Jungen, in deren Knabenspiele der Freiheitsschrei von 1848 hereindröhnte, dürfen den alten Dichter nicht schelten, weil er sich den halbversteckten Sarkasmus nicht mehr abgewöhnen konnte, der in seiner Jugend ein Gebot der Verhältnisse war. Das einzige Ergebniß des Jahres 1848, das man nicht wegnehmen und unterdrücken konnte, das neuerwachte, belebte und gestärkte deutsche Nationalgefühl, das hat auch Bauernfeld erfaßt. Seine Anschauung der Dinge, sein politisches Glaubensbekenntniß liegt in dem Satze, den er vor einigen Wochen geschrieben: „Jetzt gilt es warten, bis sich die deutsche Nation völlig zusammenfindet, zu der auch wir gehören."

Karl von Thaler.

Frauenküsse.

Sonett von Albert Roffhack.

Als mich die süße Mutter sprechen lehrte,
Hat sie den Mund mit Küssen mir erschlossen,
Bis meine Kindeslippen überflossen
Von Schmeichelworten, die sie lächelnd hörte.

Und als die Muse meinen Dienst begehrte,
Hat sie ihr Angesicht an mein's geschlossen,
Und von dem aufgeküßten Mund ergossen
Sich Liedeswellen, sonnenglanzverklärte.

Und also, wähnt' ich, müßten Frauenküsse
Am Ende Stummen selbst die Lippen sprengen!
Noch kannt' ich Dich nicht, noch war ich mein eigen.

Doch als an Deinem Mund ich durfte hängen,
Umhüllten jäh mich heiße Finsternisse,
Und nichts begehrt' ich, als mit Dir zu schweigen.

Die Hexen und Hexenprocesse.

Eine criminal-historische Skizze.

Von Dr. **A. Vollert**, Herausgeber des „neuen Pitaval".

I. Die Hexen.

Am 4. December 1484 erließ der Papst Innocenz VIII. eine Bulle, in welcher es hieß: „Wir haben nicht ohne große Betrübniß erfahren, daß es in einigen Theilen von Deutschland, in Städten und Dörfern, Personen giebt, welche, ihres eigenen Heiles uneingedenk, von dem katholischen Glauben abfallen, mit bösen Geistern sich verbinden und vermischen, durch ihre Zaubereien mit Hülfe des Teufels Menschen und Thieren schaden, die Felder und ihre Früchte verderben, den christlichen Glauben, den sie in der heiligen Taufe angenommen haben, verleugnen und getrieben vom Feinde des Menschengeschlechts viele andere schwere Verbrechen begehen. ꝛc."

„Damit nicht die Seuche des ketzerischen Unwesens ihr Gift zum Unglück von Unschuldigen ausbreiten möge", trägt Innocenz kraft seines apostolischen Berufes den Ketzerrichtern Jacob Sprenger und Heinrich Krämer auf, „wider alle Personen, weß Standes und Ranges sie sein mögen, das Amt der Inquisition zu vollziehen und Diejenigen, welche sie der vorbemeldeten Dinge schuldig finden, nach ihrem Verbrechen zu züchtigen, in Haft zu bringen, an Leib und Vermögen zu strafen."

In Deutschland waren die Ketzerrichter verhaßte Leute und die päpstliche Bulle stieß anfänglich sogar bei den Bischöfen, die sich in ihrer Gerichtsbarkeit nicht beschränken lassen wollten, auf Widerstand, aber der Kaiser Maximilian erkannte den Befehl des Papstes am 6. November 1486 ausdrücklich an und forderte die Reichsstände auf, die Inquisitoren zu unterstützen. Kurze Zeit darauf erschien der Malleus maleficarum, der Hexenhammer, eine Art Hexendogmatik.

Das Buch zerfällt in drei Theile und handelt im ersten von der Zauberei und dem Bunde der Menschen mit dem Teufel überhaupt, im zweiten von den Wirkungen der Zauberei und den Schutzmitteln gegen sie, im dritten, ausführlichsten, von dem Verfahren und den Strafen der Gerichte wider Zauberer, Hexen und Unholde. Jene Bulle und dieses Buch sind zwar nicht die Quelle der Hexenprocesse, vielmehr wurden schon im 13. und 14. Jahrhundert in Frankreich Hexen verbrannt; aber Innocenz VIII. und die Ketzerrichter Sprenger und Krämer, welche den Hexenhammer verfaßten, um die Hexen zu zerschmettern, haben den Hexenproceß in Deutschland heimisch gemacht und nachfolgende Päpste haben

für andere Länder ähnliche Bullen erlassen und überall fanatische Diener gefunden, die mit List und Gewalt gegen die Zauberer zu Felde zogen und zur Ehre Gottes die Teufel mit teuflischen Mitteln austrieben. Der Hexenproceß hat gleich einer furchtbaren Krankheit drei Jahrhunderte hindurch gewüthet und nicht blos Deutschland, nein Europa, Indien, das neuentdeckte Amerika, vor Allem Mexiko und Peru haben unter dieser entsetzlichen Geißel geseufzt. Es ist, wie einer unserer ersten Juristen sagt, ein Drama von unermeßlicher Ausdehnung, mit dem an Jammer, Verzweiflungsscenen und Elend ohne Maß und Ziel auf der einen, an Aberglauben, Unsinn und Barbarei auf der anderen Seite kaum etwas in der Geschichte verglichen werden kann. Dieses Urtheil ist vollkommen zutreffend, denn niemals hat der menschliche Geist ein so albernes und ein so grausames System von gerichtlicher Procedur erfunden, niemals hat die Kirche den Arm der weltlichen Justiz frevelhafter gemißbraucht, nie hat eine Seuche, nie hat ein Krieg so ungeheures Weh über die Völker gebracht, nie sind Gelehrte und Laien, Theologen und Juristen, Päpste und Kaiser, Fürsten und Städte, Katholiken und Protestanten in einem so rohen, so einfältigen, so verhängnißvollen, abergläubischen Wahne befangen gewesen. Ja, wenn man die Opfer zählen könnte, welche vom 15. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts als Hexen und Hexenmeister theils unter den Martern entmenschter Henkersknechte, theils in den Flammen umgekommen sind, man würde mit Schaudern entdecken, daß sie sich auf viele Hunderttausende beziffern.

Zum Beweise, wie große Dimensionen der Hexenproceß angenommen hat, mögen die folgenden Zahlen dienen:

Im Bisthum Würzburg loderten von 1627 bis zum Februar 1629 nicht weniger als 29 Brände, in denen 157 Personen den gräßlichen Feuertod starben. Das Verzeichniß „der Hexenleut, so zu Würzburg verbrannt worden" ist erhalten und belehrt uns, daß in jedem „Brande" zwischen drei und neun Menschen hingerichtet wurden und daß Männer und Frauen, Kinder und Greise, Vornehme und Geringe, ja sogar Chorherren und Domvicare die Scheiterhaufen besteigen mußten.

Im Bisthum Bamberg wurden von 1627 bis 1630 wegen Hexerei 285, im Herzogthum Lothringen in 15 Jahren 90, in dem evangelischen Genf in drei Monaten 500, im Bisthum Straßburg von 1615 bis 1635 sogar 5000 Personen mit dem Tode bestraft.

Die Stadt Rottweil hat von 1561 bis 1648: 113, die Stadt Nördlingen von 1590 bis 1593: 32, die Stadt Offenburg in nur vier Jahren 60, das kleine Windheim in einem einzigen Jahre 23 Menschen wegen Zauberei abgeschlachtet.

In Salzburg wurden im Jahre 1678 in einem einzigen Processe 97, in Lindheim bei einer Bevölkerung von 540 Einwohnern 30 verbrannt.

Der Ketzerrichter Balthasar Voß in Fulda rühmte sich, daß er in 19 Jahren 700 Hexen und Zauberer auf den Holzstoß gebracht habe und sprach die Hoffnung aus, es über 1000 zu bringen!

In Braunschweig war der Eifer um 1600 so groß, daß die Brandpfähle, die von den Hexenbränden herrührten, vor dem Thore einen Wald bildeten. In der Stadt Zuckmantel in Schlesien hielt der Bischof im Jahre 1551: 8 Henker und alle hatten vollauf zu thun. —

Aber nicht blos in Deutschland, auch in Frankreich, der Wiege der Hexenprocesse, in Ungarn, Polen, Italien, Preußen, Dänemark und Schweden führten geistliche und weltliche Gerichte einen erbitterten Krieg gegen die Hexen und suchten sie auszurotten mit Feuer und Schwert. England hatte sogar seinen General-Hexenfinder, der in der Mitte des 17. Jahrhunderts von Stadt zu Stadt zog, meist auf besonderes Bitten des Magistrats kam und für eine sehr ansehnliche Taxe ein Gewerbe daraus machte, Hexen zu entdecken. Er lieferte Hunderte von unglücklichen Weibspersonen auf das Schaffot. In Schottland trieb ein zweiter Charlatan sein Unwesen; mehrere Male baten die Bürger einer Stadt in ihrer Angst vor den Hexen die Obrigkeit, den Hexenfinder kommen zu lassen, damit er die Frauen untersuche und die Schuldigen dem Gericht bezeichne. Der Betrüger wurde auf Kosten der Stadt geholt und reichlich bewirthet, er fand eine Anzahl von Hexen und ließ sich das Stück mit 20 Schillingen bezahlen. Später gestand er am Galgen, daß er den Feuertod von 220 Weibern verschuldet habe!

Doch genug der Exempel, die wir leicht noch vervollständigen könnten. Wenden wir uns lieber zu der Frage, wie sich die eben so merkwürdige als schreckliche Erscheinung der Hexenprocesse erklären läßt?

Zauberer, das heißt Menschen, von denen man glaubte, daß sie mit Hülfe ungöttlicher, dämonischer Kräfte Uebernatürliches bewirken, hat es bei allen Völkern und zu allen Zeiten gegeben, keine Nation und keine Zeit steht so tief, daß sie sich nicht zum Zauberglauben erheben könnte, keine steht so hoch, daß sie diesen Glauben völlig überwunden hätte. Das mosaische Gesetz bedroht nicht blos die Wahrsager, sondern auch die sich wahrsagen lassen mit dem Tode; auf den Befehl im 2. Buch Moses 22, V. 18: „Die Zauberinnen sollst Du nicht leben lassen", haben nachmals Theologen und Juristen ihre bluttriefenden Theorien gestützt.

Als das Christenthum zur herrschenden Religion wurde, fand es den Zauber- und Dämonenglauben vor, es zerstörte diesen Glauben nicht, aber es gestaltete ihn um, und die Christen jener Zeit trugen einen großen Theil der aus dem Heiden- und Judenthum stammenden Vorstellungen in die Bibel und in das Dogma hinein. Die Stelle 1 Moses Cap. 6, V. 1—4 bezog man auf die Erzeugung von Dämonen und es währte nicht lange, bis sich eine förmliche Dämonenlehre ausbildete.

Hellere Köpfe wiesen schon damals nachdrücklich darauf hin, daß solcher Glaube und solche Gebräuche wider das Wort Gottes stritten; trotzdem nahm der Glaube, daß alles Böse von dem Teufel und den Dämonen stamme und daß die Zauberer ihre Werke mit ihrer Hülfe verrichteten, immer mehr überhand. Je wundersüchtiger die Zeit wurde, desto geneigter war man, in jeder unbegreiflichen Erscheinung die Wirkung verborgener übernatürlicher Kräfte und Wesen zu

sehen. Die Zauberei ist mit Recht das illegitime Wunder, das Wunder die legitime Zauberei genannt worden. Wenn man annahm, daß Jemand in der Kraft Gottes und mit dem Beistand der Engel handelte, so that er Wunder und ward unter die Heiligen versetzt; glaubte man aber, daß ein Mensch mit Hülfe des Teufels und der Dämonen seine Heilungen u. dgl. vollbrachte, so ward es Zauberei und er selbst ein Zauberer gescholten. Freilich fielen beide Begriffe öfter zusammen und es kam lediglich auf den Standpunkt an, von welchem man die Sache ansah. So erschien z. B. die Jungfrau von Orleans den Franzosen als die gottbegnadigte, von Gott gesandte Retterin, den Engländern als eine vom Teufel besessene Hexe. In den Legenden triumphirten die Heiligen über den Fürsten der Finsterniß und seine Diener; es mußte aber auch ein Unterliegen möglich sein, ja es war denkbar, daß, wie die Heiligen Gott und den Engeln dienten, die Bösen dem Teufel und den Dämonen dienten. Da kein Mensch daran zweifelte, daß Legionen solcher Teufelskinder auf der Erde umherschwirrten, so lag es nahe, ihre Beziehungen zu den Menschen immer enger und fleischlicher zu gestalten. Wie man in Griechenland und in Rom von dem Umgang der Götter mit den Menschen gefabelt hatte, so fabelte jetzt die erhitzte Phantasie der Mönche von dem Umgang der Menschen mit den Dämonen, man brachte die Zauberhandlungen in ein System, den Teufelsbund und Teufelscultus, und man warf sie zusammen mit der Ketzerei.

Zu Ende des 15. Jahrhunderts war die Lehre der Kirche völlig ausgebildet; sie hatte die aberwitzige Theorie von dem Teufelsbunde und der Teufelsbuhlschaft, von der daraus entspringenden Ketzerei, Zauberei und Hexerei zu einem Dogma erhoben. Aber auch das Volk glaubte und fürchtete sich, in allen Ländern Europa's und in allen Schichten der Bevölkerung wußte man, daß ein Bündniß mit dem Teufel möglich sei, daß man dadurch das Hexen lernen könne. Aber man wußte noch viel mehr: wie jener Bund abgeschlossen wurde, welche Gewalt man dadurch bekam, wie es auf den Hexenversammlungen und den großen Teufelsfesten herging! Wir führen im Zusammenhange vor, was man als wahr in Bezug auf den Verkehr der Hexen mit dem Teufel annahm und bemerken ausdrücklich, daß Alles, auch dasjenige, was manchen Lesern als unglaublich, ungeheuerlich und rein unsinnig erscheinen wird, durch Hunderte von Actenstücken, von denen mehrere uns vorliegen, belegt wird, und daß das ganze Bild treu nach den Bekenntnissen der Hexen gezeichnet ist. Der Bund mit dem Teufel wird entweder privatim oder öffentlich, entweder schriftlich oder mündlich eingegangen. Es sind darüber noch mehrere Urkunden erhalten, so heißt es in der einen Verschreibung aus dem 17. Jahrhundert: „Ich Louis Gaudfridy leiste hiermit Verzicht auf alle geistlichen und zeitlichen Güter, die mir Gott, die heilige Jungfrau, alle Heiligen männlichen und weiblichen Geschlechts im Paradiese, besonders mein Patron, der heilige Johannes der Täufer, so wie die Heiligen Petrus, Paulus und Franziscus verleihen können und ergebe mich dem hier gegenwärtigen Lucifer mit Leib und Seele und allen Gütern, die ich besitze und

jemals besitzen werde, jedoch mit Ausnahme des Verdienstes der heiligen Sacramente." Der Teufel verpflichtet sich dagegen, den Louis Gaudfridy zu einem der vornehmsten Priester zu machen, ihn 34 Jahre lang ohne Unglück und Krankheit leben zu lassen und zu bewirken, daß er von allen Weibern, die er begehre, geliebt werde.

In einer andern Schrift, ebenfalls aus dem 17. Jahrhundert, trägt ein Soldat dem Teufel seine Seele an, verlangt aber, daß der Satan ihn unsichtbar, schuß- und hiebfest mache.

Mehrere solcher Urkunden sind mit Blut unterschrieben, gewöhnlich aber begnügt man sich mit einer mündlichen Verabredung, noch öfter kommt das Bündniß durch eine Umarmung zu Stande. Der Teufel geht in eigener Person auf Werbung aus. Er trägt eine anständige, meist schwarze Kleidung und auf dem schwarzen Hute eine rothe Feder, mitunter tritt er mit dem Degen an der Seite als Junker, oft aber auch als schlichter Bürger auf. Er führt sehr verschiedene Namen, die er nach den verschiedenen Ländern wechselt: Alexander, Claus, Volland, Casperle, Zucker, Hämmerlein, Feuerchen, Knipperdolling, Maître, Persil, Joly-bois, gelegentlich nennt er sich auch recht christlich Gabriel, Peter, Paul. Gewöhnlich ist er gestaltet wie ein anderer Mensch, etliche Hexen sagen indeß, er habe einen Pferdefuß, einen Kuhfuß, oder einen Hasenfuß gehabt. Gewöhnlich sucht er ein Weib allein zu treffen, er redet mit ihr, macht ihr große Versprechungen, giebt ihr auch, wenn sie in Noth ist, Geld, welches sich indeß fast immer in Scherben verwandelt, und bethört die Unglückliche, bis sie sich von ihm verführen läßt.

Der Teufelscultus ist dem Cultus der Kirche nachgebildet: zur förmlichen Aufnahme, die der Umarmung oft erst mehrere Jahre später nachfolgt, ist eine Taufe nöthig. Sie wird unter Assistenz von Pathen mit Blut, Schwefel oder Salz vollzogen, der Teufel verlangt von dem Novizen, daß er Gott, Christo und der christlichen Religion absagt, auf die ewige Seligkeit Verzicht leistet, ihm als seinem Herrn Gehorsam schwört und ihm huldigt. Hierauf giebt er ihm einen Namen und drückt ihm auf irgend einen Theil des Körpers das Hexenzeichen. Nach den Aussagen spanischer Hexen zeichnet er in den Stern des linken Auges die Figur einer Kröte, damit andere Zauberer ihn erkennen und verleiht dem Aufgenommenen die Kunst, sich unsichtbar zu machen, in ein Thier zu verwandeln, zu fliegen und Schaden aller Art zu stiften. Das Hexenmal hatte die Gestalt eines kleinen Hundes, einer Ratte, oder eines anderen beliebigen Thieres oder Gegenstandes und machte den betreffenden Körpertheil unempfindlich.

Zu den regelmäßigen Versammlungen mußten sich die Hexen und Zauberer einfinden; wer nicht kam, wurde entweder mit Geld gestraft, oder auch durchgeprügelt. Ort und Zeit der Zusammenkünfte waren verschieden nach den einzelnen Ländern; der Brocken im Harz, das Riesengebirge in Schlesien, der Inselsberg in Thüringen, der Heuberg in Schwaben haben in Deutschland eine gewisse Berühmtheit erlangt, aber auch Frankreich, England, Schottland, Spanien und Italien haben Berge

und Wiesen, wo der Hexensabbath gefeiert wird. Die Hauptzeiten sind die hohen Feste der Christen und die Walpurgisnacht. Die Hexen eilen entweder als Katzen oder Hasen zu dem bestimmten Orte, oder sie bestreichen sich mit ihrer Salbe und reiten auf Böcken, oder Gabeln oder Besen durch die Luft. Nach Aussprechung der Worte „obenaus und nirgend an" geht es zum Schornstein hinaus und auf dem geradesten Wege zum lustigen Gelage. Der Teufel spielt den Wirth, aber seine Bewirthung ist nicht immer die beste, denn er holt das Fleisch vom Schindanger und Brod und Salz fehlen. Es kommt vor, daß reiche Hexen Würste, Schinken und andere Lebensmittel mitbringen, oder daß sie auf Befehl ihres Meisters in die Keller des nächsten Ortes fliegen und dort Wein herausholen; so heißt es z. B. in einem „kurzen und wahrhaftigen Bericht und erschrecklicher Zeitung von 600 Hexen, Zauberern und Teufelsbannern, welche der Bischof von Würzburg hat verbrennen lassen": „Es hat auch die Zauberin bekannt, wie ihrer 3000 die Walpurgis-Nacht bei Würzburg auf dem Kreydeberg auf dem Tanz gewesen, hat ein jeder dem Spielmann einen Kreuzer gegeben und haben auf demselben Tanz sieben Fuder Wein dem Bischof zu Würzburg aus dem Keller gestohlen." Bei dem Mahle sitzen die jungen vornehmen und schönen Hexen in der Nähe des Teufels, die alten, armen und häßlichen Hexen müssen die Teller abwaschen, Holz tragen, Gemüse putzen und sitzen an Tischen für sich. Nach dem Essen geht der Tanz los; eine Hexe, die auf dem Kopfe steht, dient als Lichtstock, man tanzt nach verschiedenen Instrumenten bald nach einer Trompete, bald nach einer Querpfeife, bald nach einer Trommel oder Geige. Der Spielmann ist gewöhnlich vermummt und sitzt häufig in den Zweigen eines Baumes, in einigen Fällen macht der Teufel selbst die Musik. Das Chor singt „Harr, harr, Teufel, Teufel, spring hin, spring da, hüpf hin, hüpf da, spiel hin, spiel da." In Schottland ist das Lieblingslied beim Ringeltanze:

„Cummer gang ye before, cummer, gang ye,
If ye will not gang before, cummer let me."

Wenn eine Hexe beim Tanze fällt, so sagt ihr Tänzer zu ihr: „Du wirst einen rothen Rock bekommen", d. h. Du wirst den Feuertod sterben. Ist der Tanz zu Ende, so fröhnt die ganze Versammlung der abscheulichsten Wollust; zuletzt theilt' der Teufel ein Pulver aus, und befiehlt den Hexen, es zum Verderben von Menschen, Vieh und Feldfrüchten zu gebrauchen. Die Hexenwelt ist dem Leben genau nachgebildet. Wenn man zusammenstellt, was die Hexen in mehreren Processen bekannt haben, so findet man einen König und eine Königin, Generale, Fähnriche, Corporale, Gerichtsschreiber, Rentmeister, Köche und Hexenpfaffen.

Es werden die Gottesdienste verhöhnt, Hochzeiten und andere Feste gefeiert, nur müssen sich alle hüten, den Namen Gottes oder Jesu zu nennen, weil sonst die ganze Versammlung im Nu verschwindet.

Der Teufel ist übrigens ein sehr launischer Herr. In dem einen Actenstück wird er als ein verdrießlicher, mürrischer Mann mit einer dumpfen, hohlen Stimme geschildert, der leicht grob wird und auch wol

mit dem Stocke drein fährt, in dem andern ist er ein spaßhafter, lustiger Kauz, er läßt die Hexen kopfüber springen, amüsirt sich, wenn sie Purzelbäume schlagen und lacht, daß ihm der Bauch schüttert. Schwedische Hexen versichern in einem der berühmtesten Processe, über den W. Scott und Andere auf Grund der Acten berichten, der Teufel sei einmal krank geworden, habe sich von Hexen Schröpfköpfe setzen lassen, aber bald einen neuen Anfall bekommen und sei auf kurze Zeit gestorben. Die nämlichen Hexen erzählen, der Teufel habe leibliche Söhne und Töchter zu Blakulla verheirathet, diese zeugten aber nur Schlangen, Kröten und Eidechsen.

Am anschaulichsten ist das Bild, welches die 1610 zu Logrogno im Königreich Navarra verurtheilten 29 Hexen von dem Hexensabbath gegeben haben: „Die Hexen versammeln sich jeden Montag, Mittwoch und Freitag, außerdem an den großen christlichen Festtagen auf der Bockwiese. Der Teufel erscheint in der Gestalt eines finstern, zornigen, schwarzen, häßlichen Mannes. Er sitzt auf einem mit Gold verzierten Throne von Ebenholz und trägt eine Krone von kleinen Hörnern. Zwei große Hörner hat er auf dem Hinterkopfe, ein drittes auf der Stirn, mit dem letzteren erleuchtet er den Versammlungsplatz und zwar ist das Licht nicht so hell wie das der Sonne, aber heller als das des Mondes. Aus den großen Augen sprühen Flammen, der Bart gleicht dem der Ziege, die ganze Figur scheint halb Mensch, halb Bock zu sein. An den Fingern hat er Krallen wie ein Raubvogel, seine Füße ähneln den Gänsefüßen. Bei Eröffnung der Versammlung fällt Alles auf die Knie und betet ihn an, man nennt ihn Herrn und Meister, wiederholt die bereits bei der Aufnahme ausgesprochene Lossagung vom christlichen Glauben und huldigt ihm durch obscöne Küsse. An den Hauptfeiertagen der katholischen Kirche beichten die Hexen und Zauberer dem Teufel ihre Sünden, die darin bestehen, daß sie nicht so viel Schaden gestiftet haben, als ihnen zu stiften möglich war, der Teufel macht ihnen Vorwürfe, geißelt sie nach Umständen und ertheilt ihnen Absolution, wenn sie geloben, sich zu bessern. Mit Inful und Chorhemd, Kelch, Patene und Missal nimmt der Teufel eine Parodie der Messe vor. Er warnt die Anwesenden vor der Rückkehr zum Christenthume, verheißt ein seligeres Paradies als das der Christen ist und empfängt auf einem schwarzen Stuhle sitzend die Opfergaben, welche in Kuchen, Weizenmehl, anderwärts auch in Geflügel oder Geld bestehen. Hierauf betet man ihn wieder an und küßt ihn nochmals, wofür er, während ihm sein Famulus den Schweif aufhebt, in bestialischer Weise sein Wohlgefallen ausdrückt. Dann reicht er das Abendmahl in beiderlei Gestalt, die Hostie gleicht in Spanien einer Schuhsohle, ist schwarz und herb, in Frankreich ist es die Scheibe einer schwarzen Rübe, in Deutschland schmeckt sie wie faules Holz. Die Flüssigkeit im Kelche ist bitter und ekelerregend.

Nach der Messe umarmt der Teufel die Weiber und wenn Mitternacht vorüber ist, gebietet er Allen, nach Hause zurückzukehren und nach Kräften Böses zu thun. Die Sitzung muß aufgehoben sein, ehe der Hahn kräht.

Der Teufel macht den Hexen auch in ihren Wohnungen seine Besuche und das kleinste Loch dient ihm als Eingang. Damit der Mann es nicht merkt, wenn seine Frau zum Hexentanze reitet, versenkt ihn der Satan in einen festen Schlaf oder es legt sich ein Geist zu ihm, der die Gestalt seiner Gattin annimmt.

Aus den teuflischen Umarmungen gehen allerlei Mißgeburten, Schlangen, Mäuse, Würmer, Elben u. dergl. hervor In einem Urtheil des Leipziger Schöppenstuhles lesen wir: „Hat die Gefangene bekannt und gestanden: wenn sie mit ihrem Buhlen zu schaffen gehabt, hätte sie weiße Elben und derselben allezeit zehn bekommen, so gelebet, spitzige Schnäbel und schwarze Köpfe gehabt und wie die jungen Raupen hin und wieder gekrochen." Diese Elben dienten als vorzügliches Zaubermittel, außerdem gebrauchten die Hexen Salben, Kräuter, Pulver und Formeln, es genügt aber auch schon ein Hauch, oder ein Blick. Die Mannigfaltigkeit ist sehr groß: die Hexen im Bisthum Bamberg machen mit einem rosafarbigen Pulver Wind, im Busecker-Thale melken sie fremde Kühe mit einer Spindel, die als corpus delicti bei den Acten liegt, sie zaubern durch Speisen, welche sie verabreichen, Kröpfe, Geschwüre und Krankheiten aller Art an, sie erregen durch ihre Pulver Gewitter, sie tödten, indem sie z. B. in England den Handschuh eines jungen Lords sieden, durchstechen und vergraben; durch Kochen gewisser Kräuter verderben sie das Obst, den Wein, erzeugen Engerlinge, Mäuse, Läuse und anderes Ungeziefer, durch Anlegen eines Gürtels verwandeln sie sich in Thiere; so bekannte in Frankreich ein Hexenmeister: „que le diable lui avait donné le choix, de devenir quand il voudrait ou loup, ou lion, ou léopard; mais il avait préféré le loup." Die Hexen zaubern den Leuten auch Schmeißfliegen, Kellereisel, Glas, Nägel, Eisenstücke, Haare u. s. w. in den Leib und noch 1782 wird in dem zu Glarus gefällten Urtheil wider die Dienstmagd Anna Göbi behauptet: die Angeschuldigte habe die Tochter des Dr. Tschudi behext, so daß „laut eidlichem Zeugniß der Eltern und anderer dabei gewesener Ehrenleute in etlichen Tagen über 100 Guffen von unglaublicher Gattung, drei Stückli krummen Eisendraht, zwei gelbe Häftli und zwei Eisennägli unbegreiflicher Weise aus dem Munde gegangen sind."

In sehr vielen Actenstücken finden wir Klagen darüber, daß die Viehställe und das Vieh bezaubert worden seien; ein vor uns liegender Proceß von 1687 beginnt mit der Anzeige eines Bauers „die Nagelin habe seine Schweinsköfen dergestalt bezaubert, daß er kein Schwein darin nun von zwei Jahren her aufbringen können, sondern dieselben alle sterben müssen." Ein anderes Actenstück beschuldigt ein Weib, daß es den Kühen die Milch genommen habe.

Hexen und Zauberer dürfen dem christlichen Gottesdienste beiwohnen. und auch zum Abendmahl gehen, aber sie müssen während des ersteren ausspeien und unanständige Geberden machen, und beim Abendmahl womöglich die Hostie aus dem Munde nehmen, damit sie vom Teufel geschändet und zu Zaubermitteln benutzt werden kann. Wer beim Genuß

des Sacramentes mit der Hand eine Bewegung nach dem Munde machte, oder gar den Mund abwiſchte, galt als der Hexerei verdächtig. Ein vergilbtes Actenfascikel von 1669 „in verdächtigen Hexereiſachen contra Chriſtoph Zothdoffeln in Rockhauſen“ (ein Dorf zwiſchen Erfurt und Arnſtadt) hebt an mit der Ausſage eines Zeugen: „er ſei gewahr geworden, daß beſagter Zothdoffel, ſo der letzte unter den Mannsperſonen bei der Communication geweſen, mit der Hand in den Schubſack gefahren, das Schubtuch herausgezogen und damit an die Naſe gefahren, als wenn er salvo honore ſich ſchneuzete, hernach an den Mund damit hin- und hergefahren, ſelbiges zuſammengedrückt und wieder zu ſich geſteckt. So geſchehen nach empfangener Hoſtie, ehe ihm der Kelch gereicht worden. Ob er nun zwar die Hoſtie nicht geſehen, ſo hielte er doch davor, es ſei nicht anders, er habe ſelbige wieder herausgenommen, denn bei jetzigem gelinden Wetter wäre es ohne Noth, daß er in der Kirche bei Empfahung des heiligen Abendmahles des Schubtuches gebraucht hätte.“

Zothdoffel, gegen den ein ſchwerer Proceß angeſtrengt wurde, hatte von Glück zu ſagen, daß er dem Scheiterhaufen entging.

Wir haben im Vorſtehenden ein Bild von dem Hexenglauben und der Hexerei gegeben, aus welchem man erſieht, daß das Ganze eine diaboliſche Parodie des Chriſtenthums iſt. Der Teufel iſt eben der „Affe Gottes“ und Soldan, der verdienſtvolle Geſchichtsſchreiber der Hexenproceſſe, ſagt ſehr mit Recht: „Das Chriſtenthum iſt Gottesverehrung, die Hexerei Teufelscult, der Chriſt ſagt dem Teufel ab, die Hexe Gott und den Heiligen.“

Wir müſſen nun noch erwähnen, daß die Zahl der Hexen, die auch Unholdinnen heißen, weit größer iſt als die Zahl der männlichen Zauberer, der Unholde. Es erklärt ſich dies aus verſchiedenen Urſachen: zunächſt aus der heiligen Schrift ſelbſt. Eva wurde von der Schlange verführt, darauf hin nahm man an, daß die Töchter Eva's den Lockungen des Satans überhaupt zugänglicher ſeien. In einer zu Schwäbiſch-Hall gehaltenen Hexenpredigt, die 1589 in Tübingen im Druck erſchienen iſt, leſen wir: „Der Teufel weiß, welche er angreifen ſoll, als nämlich Diejenigen, ſo ſeine Liſt und Tücke nicht ſo leichtlich merken. Und ſonderlich weil ihm als einen vortheiliſchen Geiſt unverborgen, daß das Weib ein ſchwächer Werkzeug, er es auch im Paradieſe wol erfahren, ſo greift er die Weibsbilder am meiſten mit ſolcher Teufelei an und werden viel mehr Unholden Weiber als Unholden Männer gefunden.“

Zum Zweiten iſt es eine bekannte Sache, daß das weibliche Geſchlecht zum Myſtiſchen, zum Aberglauben mehr geneigt iſt als das männliche: auch aus dieſem Grunde fand man eine größere Zahl von Frauen, die im Verdacht der Hexerei ſtanden und als es erſt in den Volksglauben übergegangen war, daß der Teufel, den man ſich doch immer mehr als ein männliches Weſen dachte, den Weibern nachſtelle und ſie zu umarmen trachte, ſchoſſen ganz natürlich die Hexen wie Pilze aus der Erde.

(Schluß folgt.)

Die russische Fürstin ....off,

oder

wie man in der hohen Pariser Welt deutsche Literatur treibt.

Von **Ad. Ebeling.**

Dritte Lection.

Auch auf Jean Paul kamen wir zu sprechen, den die Fürstin, wie sie mir nicht ohne Verlegenheit gestand, kaum dem Namen nach kannte und vor dessen Lectüre man sie mehrfach als vor einer unverständlichen und ungenießbaren gewarnt hatte. Mich wunderte dies übrigens nicht weiter, denn wie oft hört man noch heutzutage eine ähnliche Behauptung von ernsten, gebildeten und belesenen Männern, ja, von bedeutenden Schriftstellern, die den „seltsamen Kauz" von jeher „nicht verdauen" und es nie begreifen konnten, wie derselbe zu dem hohen, wichtigen Platz in der deutschen Literatur gekommen sei. Sie erinnern uns dabei zur Motivirung dieses harten Urtheils an dasjenige der beiden Koryphäen Goethe und Schiller, von denen der Erstere einst eine eigenthümliche und fast ergötzliche Recension der Richter'schen Werke geschrieben, in welcher er die auf einer einzigen Druckseite vorkommenden seltsamsten und scheinbar heterogensten Wörter und Ausdrücke zusammengestellt hatte, und von denen der Zweite nach Lesung eines Jean Paul'schen Buches (ich glaube, es war „Die unsichtbare Loge") ausgerufen haben soll, es käme ihm vor, „als sei dieser Autor direct vom Himmel herabgefallen". Da war eine Dame doch gewiß zu entschuldigen; obgleich auf der andern Seite gerade die deutschen Frauen den Ruhm Jean Paul's zuerst begründeten.

Hier in meinen Vorlesungen (natürlich gebrauche ich nur Scherzes halber diesen akademischen Ausdruck) waren wir freilich auch auf Jean Paul, wie schon auf so manchen andern Schriftsteller, durch ein zufälliges Ereigniß gerathen, und wie gewöhnlich auf Umwegen, denn im Grunde war Niemand anders daran Schuld, als die schwarze Frau, deren Geschichte ich mithin dem Leser vorher erzählen muß, und auch diese Geschichte verlangt noch eine kleine Einleitung. Also ein ähnlicher Fall wie bei der damaligen Weinchokolade.

Der Fürst besaß ein außerordentlich großes Vermögen, das durch die Mitgift seiner Gemahlin, die gegen fünfzehn Millionen Franken betragen haben sollte, noch bedeutend vermehrt worden war, so daß seine Einkünfte eine Million Rubel weit überstiegen; ein Vermögen mithin, das für deutsche oder französische Privatverhältnisse sehr selten ist, aber unter dem russischen Adel häufig vorkommt, und in Europa wol nur von dem Reichthum der hohen englischen Aristokratie übertroffen wird. Ein solches russisches Vermögen besteht fast ganz aus Grundbesitz, mit den dazu gehörenden leibeigenen Bauern. Seit Aufhebung der Leibeigenschaft (dem ewig denkwürdigen Act des jetzigen Kaisers) werden dieselben von der Krone zurückgekauft, jedoch nur gegen russische Staats-

papiere, die bei der Petersburger Bank gute Zinsen tragen, aber nicht ohne großen Verlust zu veräußern sind. Die Güter werden von Intendanten mit einer Menge Unterbeamten verwaltet, die sämmtlich gut besoldet werden müssen, damit sie nur einigermaßen ehrlich bleiben und nicht zu viel unterschlagen. Der Generalintendant sendet alsdann seinem Herrn die nöthigen Gelder in's Ausland, aber auf so mannigfachen Umwegen, durch die Kassen der Districtsbeamten und der Petersburger Banquiers, daß der arme Rubel, der hinter Moskau seine vier Franken galt, wenn er endlich als Wechsel auf Rothschild in Paris ankommt, mehr als die Hälfte seines Werthes verloren hat.

Von Zeit zu Zeit erscheint der Herr selbst auf seinen Besitzungen, oft ganz unerwartet und zum nicht geringen Schrecken der Verwalter, die ihn in behaglicher Ruhe in seinem Pariser Hôtel glauben, viertausend Werste und mehr von ihnen entfernt. Da gilt es, gute Miene zum bösen Spiel, oder auch dem strengen Gebieter ein X für ein U zu machen, was in der Regel glückt, denn der Wind unseres Jahrhunderts hat den bekannten französischen Sand in die Augen („la poudre aux yeux"), sowol in socialer wie in finanzieller Beziehung, längst über ganz Europa geweht.

Bei einer solchen Inspection kommen alsdann oft pikante Scenen vor, wie diejenige, die man vom Fürsten Demidoff erzählt, der einmal dem neuen Intendanten einer seiner Besitzungen kurzweg gesagt haben soll: „Der Alexis, der Schuft, den ich fortgejagt habe, stahl mir jährlich 20,000 Rubel; wenn Du mir versprichst, Dich mit der Hälfte zu begnügen, so will ich Dich in meinen Dienst nehmen"; oder auch die andere, die an Talleyrand erinnert, der jedesmal am 1. Januar auf den unterthänigen Glückwunsch seines maître d'hôtel antwortete: „Ich danke, und was Ihr Neujahrsgeschenk betrifft, so schenke ich Ihnen Das, was Sie mir im Laufe des Jahres gestohlen haben."

Meine durchlauchtige Schülerin nun theilte das allgemeine Schicksal der reichen Leute, d. h. nicht der reich gewordenen, sondern der reich geborenen: sie kannte Welt und Menschen nur, wie sich Beides in ihrer goldenen, ungetrübten Sphäre abspiegelte, und hatte vielleicht im Leben nie daran gedacht, daß diese Sphäre materiell eine andere, beschränktere, oder gar ganz untergeordnete sein könnte. Dies soll kein Vorwurf sein, gewiß nicht; denn die Fürstin hatte das beste, vortrefflichste Herz, aber sie fand ihre Stellung, ihre Millionen und den daraus entspringenden großen Luxus so natürlich, daß sie Alles wie etwas Selbstverständliches hinnahm. Was die Armen betraf, deren Paris wie London nach dem bekannten Witzwort eines Touristen so viele zählt, daß sie den größten Reichthum der Weltstadt ausmachen, so hatte die hohe, junge Dame wol hie und da von ihnen gehört, aber die Armuth selbst hatte sie nie in nächster Nähe gesehen. Noch weniger hatte sie je über die ungeheure Verantwortlichkeit des Reichthums nachgedacht, und auch sie würde gewiß gelächelt haben, wie die Herzogin v. P., welcher einst der berühmte Pater Lacordaire die bedeutungsvollen Worte sagte: „puisque

vous avez le malheur, Madame, d'être riche.“ Die kleine achtjährige Tochter der Herzogin, die zufällig gegenwärtig war und den weißgekleideten ernsten Dominikaner neugierig von oben bis unten betrachtete, verstand natürlich jene Worte nicht; aber sie hatte sich doch sonst Verschiedenes von dem Gespräch gemerkt und sagte am Abend, als man sie zu Bett brachte und vor das helle Kaminfeuer setzte, um sie recht durchzuwärmen: „Ist es wahr, Mama, daß die armen Leute gar kein Feuer haben? Da ziehen sie wol, wenn es sehr kalt ist, wie heute, alle ihre Pelze an, um nicht zu frieren?“

Uebrigens that die Fürstin, im Verein mit ihrer Mutter, viel Gutes, aber nach Art der meisten vornehmen Leute, von Weitem und ohne irgend welche persönliche Controle. Der Maire ihres Arrondissements erhielt monatlich tausend Franken zur Vertheilung an die Armen, die einzelnen Priester der russischen Kirche, die im Jahre 1862 mit großen Kosten in Paris erbaut wurde, gingen nie unbeschenkt davon, und sie kamen sehr häufig, und wenn die barmherzigen Schwestern, diese Engel der Nächstenliebe, die in den reichen pariser Stadtvierteln von Haus zu Haus gehen, bei den Damen anklopften, so waren sie der freundlichsten Aufnahme gewiß. Außerdem besaß das fürstliche Hôtel noch eine Anzahl sogenannter Hausarmen, die ein oder zwei Mal wöchentlich kamen und sich bei dem Portier eine bestimmte Gabe von einigen Franken holten. „Wir thun, was wir können“, sagte die Fürstin fast beschämt, als wollte sie sich wegen ihres großen Reichthums entschuldigen, und bat mich zugleich wiederholt, sie um Hülfe für arme Leute anzusprechen, wenn mir zufällig welche begegneten, namentlich dann, wenn dieselben eines besondern Interesses werth seien.

Die Gelegenheit dazu fand sich bald . . . . .

„Wenn Sie erlauben, Durchlaucht, so erzähle ich Ihnen die Geschichte, aber sie ist leider nicht heiterer Natur.“

Die Fürstin nickte beifällig, legte eine zierliche Spitzenstickerei, so zart wie Spinngewebe, bei Seite und lehnte sich in die goldgelben Atlaskissen ihrer Chaise-longue, um besser zuzuhören. Sie trug an jenem Morgen zum ersten Male das blaßrothe Kaschmirnégligé mit den violetten Arabesken, was ich in meiner ersten Lection, wie sich die Leserin (nicht der Leser!) vielleicht noch erinnert, mit hatte aussuchen helfen, weshalb ich es auch wagte, ihr ein Compliment über die schöne Robe zu machen, und mehr noch über ihre Liebenswürdigkeit, daß sie sich bei der Wahl dem Geschmack ihrer Mutter gefügt hatte.

„Mein Verdienst ist nicht so groß, wie Sie glauben“, entgegnete sie lächelnd, „denn meine Mama, die mich sehr verzieht, wollte nicht, daß ich ihr zu Gefallen auf mein Muster verzichtete und hat mir deshalb beide geschenkt.“

Zwei tausend Franken diese zwei Roben, sagte ich zu mir selbst und erschrak beinahe, denn sie bildeten zufällig einen grellen Contrast mit meiner Geschichte. Ich hütete mich aber wol, dies merken zu lassen, sondern begann:

„Als ich gestern Abend gegen Mitternacht heimging, redete mich ganz in der Nähe meiner Wohnung ein Frauenzimmer an. Dergleichen Begegnungen sind in gewissen Pariser Stadtvierteln und zu gewissen Stunden etwas so Gewöhnliches, daß man, ohne die geringste Notiz davon zu nehmen, weiter geht, und das wollte ich ebenfalls thun, als mich bei einer wiederholten Anrede die Stimme so seltsam traf, daß ich stehen blieb und nun erst aufhorchte. Es giebt eine — Intuition des Elends, möchte ich es nennen, die nicht täuscht, die keine geborgte Maske ist, sondern Wahrheit, nackte, schreckliche Wahrheit, und der vorliegende Fall schien mir ein solcher zu sein. Ich sage „schien", denn auch das ist schon vorgekommen, und wie oft! daß irgend eine Gaunerin die unglückliche Verlassene spielt, einen Vorübergehenden durch die Erzählung einer erfundenen Geschichte rührt, der sie mit in seine Wohnung nimmt, um ihr ein Obdach und sonstige Hülfe zu gewähren und sich am nächsten Morgen bestohlen und die Person selbst verschwunden sieht. Die Freunde lachen alsdann über den „Kleinstädter" und machen überdies noch schlechte Witze. Hier war es aber anders. „Um Gottes willen, helfen Sie mir, Monsieur", jammerte die Frau, „helfen Sie mir, denn ich bin grenzenlos unglücklich; ich habe in meinem Leben nicht gebettelt, aber der Pastetenbäcker hat heute seinen Laden früher geschlossen und ich habe sonst nichts gefunden; helfen Sie mir, vielleicht sind sie bereits todt!" Ich verstand diese Worte nur halb und wollte meinen Weg schon fortsetzen, aber sie hängte sich an meinen Arm und ließ mich nicht; zudem befand ich mich nur zwei Schritte von meiner Wohnung, wohin sie mir folgte. „Der Pastetenbäcker hat früher geschlossen", wiederholte sie noch einmal, „und sonst weiß ich nichts zu finden" .... so gingen wir durch den Hof und traten in die Loge des Portiers. Dieser war schon zu Bett, aber seine Frau saß noch, wenn auch halb eingeschlafen, in ihrem alten Lehnstuhl, um die letzten Hausbewohner einzulassen und dann das Thor zu schließen. Sie machte natürlich große Augen, als sie meine eigenthümliche Begleiterin sah, die ich selbst erst jetzt näher betrachten konnte. Es war eine noch junge Frau, in einem abgetragenen schwarzen Merinokleide, das ihr noch dazu ohne alle Unterkleider über den Körper hing; auf dem Kopfe trug sie einen ähnlichen Fetzen Zeug, der ihr als Schleier diente. Als sie ihn zurückschlug, kam ein Antlitz zum Vorschein, das besser als die lebendigste Beredsamkeit ihr Elend schilderte. Hohlwangig, bleich und abgezehrt, die Augen stier und trocken, denn sie hatten, wie Hugo sagt, längst alle Thränen, die sie besaßen, vergossen, so stand sie vor uns und fiel im nächsten Augenblick auf einen Stuhl, entkräftet, halb ohnmächtig, und wimmerte dabei leise: „ô mes pauvres enfants!" — „Monsieur", rief die Pförtnerin, sonst eine ziemlich grobe und immer sehr kurz angebundene Frau, aber hier von Mitleid überwältigt, „Monsieur, diese Frau hat Hunger und scheint sehr unglücklich. Wir müssen helfen und schnell."

„Helfen", wiederholte die Arme und blickte wie irrsinnig umher, „der Pastetenbäcker ...."

„Sagen Sie uns, wo Sie wohnen", unterbrach ich die Unglückliche, „und was wir für Sie thun können."

„So kommen Sie mit", antwortete sie und sprang auf; „ich wohne ganz in der Nähe, in der Rue Notre dame de Lorette, vielleicht sind sie noch nicht todt."

„Wie, was!" rief ich, „wer ist noch nicht todt?"

„Meine zwei Kinder", entgegnete sie, seit gestern haben sie nichts gegessen."

Nach einigen Minuten befanden wir uns bereits in dem elenden Dachstübchen der armen Frau; die beiden Kinder, zwei kleine Mädchen von sechs und acht Jahren, lagen in dem ärmlichen Bett und schliefen, aber als sie erwachten, weinten sie laut"

„Vor Hunger", sagte die Fürstin leise, „großer Gott, es ist entsetzlich!"

„Vor Hunger, Durchlaucht, Sie haben das richtige Wort ausgesprochen. In kaum zehn Minuten hatte sich aber diese Jammerscene wenigstens in so weit geändert, als dieser fürchterlichste Gast der Armuth gebannt war, wobei ich namentlich meine alte Pförtnerin bewunderte, die ich gar nicht wieder erkannte, so geschäftig eilte sie hin und her und so rührend bethätigte sich ihr Mitleid, indem sie sofort für das Nothwendigste sorgte. Ich hätte die alte Person dafür umarmen mögen, gnädigste Frau."

„Und ich hätte es gethan!" rief die Fürstin hastig; dann entstand eine Pause, während welcher sie mit ihrer zarten Hand die Falten ihres schönen Kaschmirgewandes glättete und zugleich einen ernsten, wehmüthigen Blick auf mich richtete, den ich noch nie an ihr bemerkt hatte.

„Ich sah es Ihnen wol an", nahm sie darauf wieder das Wort, „daß Sie nicht zufrieden waren, als ich Ihnen sagte, daß mir meine Mama auch die andere Robe geschenkt habe; Sie machten ein böses Gesicht . . ." — ich lächelte und verneinte — „auch ich fand es zu viel, aber meine Mama ist einmal so, denn sie fürchtet immer, es könne mir irgendwo fehlen. Ich werde die Robe jetzt nicht tragen, gewiß nicht!"

„Doch, doch, gnädigste Frau", entgegnete ich beschwichtigend; „denn wenn man derartige extreme Principien aufstellen wollte, so dürfte schließlich keine vornehme Dame mehr ein theures Kleid tragen. Bedenken Sie nur, daß solche Scenen wie diese, und noch viel entsetzlichere, täglich in Paris passiren; wir wissen es nur nicht."

„Wenn wir es aber wissen, wie hier, so müssen wir helfen. Bitte, fahren Sie fort und sagen Sie mir dann, was ich für die armen Menschen thun kann."

„Die Geschichte ist einfach: Die Frau hat vor einigen Monaten ihren Mann verloren, der mit seiner Familie im vorigen Herbst von Bordeaux nach Paris gekommen war, weil er hoffte, sich hier besser ernähren zu können. Er war Schriftsetzer und hatte auch sofort Beschäftigung gefunden, die aber leider durch eine plötzliche Krankheit unterbrochen wurde. Diese Krankheit verschlang sofort ihre kleinen Ersparnisse

und bald stellte sich die Noth ein, die zum wirklichen Elend wurde, als der Mann starb. Die Wittwe mit zwei kleinen Kindern, ohne Ressourcen, ohne Credit, ohne Freunde, allein und verlassen in dem unermeßlichen Paris, gerieth bald in eine jammervolle Lage; sie suchte Arbeit, man wies sie zurück, weil man sie nicht kannte; sie wollte sich als Magd verdingen, aber sie hätte vorher ihre Kinder in ein Armenhaus bringen, sich also von ihnen trennen müssen, und dazu fehlte ihr der Muth. Ihre letzte Hoffnung war auf Bordeaux gerichtet, von wo sie Geld erwartete, um wieder in ihre Heimat zurückzukehren; aber auch diese Hülfe blieb aus. Und dabei hatte sie zwei hungernde Kinder zu Hause! Am Tage wagte sie kaum, sich auf der Straße zu zeigen, aber wenn es dunkel geworden war, schlich sie sich zu dem Pastetenbäcker an der Straßenecke, die nach Pariser Sitte stets ihre Schaufenster offen halten und — stahl einige Kuchen, die sie hastig ihren Kleinen brachte! Gibt es ein kläglicheres Bild, gnädigste Frau, als diese verzweifelnde Mutter, die für ihre hungernden Kinder Schaumtorten und ähnliche Leckereien stiehlt, weil sie kein Brod finden kann? — „Bist Du nie erschrocken, Mensch zu sein", sagt Jean Paul, „wenn Dich plötzlich das Leiden und die Noth Deines Nebenmenschen erschütterten?"

„Genug", unterbrach mich die Fürstin gerührt und öffnete die Schieblade eines kleinen, vergoldeten Guéridons von Rosenholz, der in ihrem Bereich stand, nahm ein Bankbillet heraus, das sie in ein Briefcouvert legte und mir überreichte; „bringen Sie ihr Das, und wenn es nicht genügt, so werde ich die Summe verdoppeln."

„Thun Sie die Sache nicht halb, gnädigste Frau", entgegnete ich und legte das Couvert wieder auf das Tischchen, „gestatten Sie der Frau, selbst zu kommen und das Geschenk aus Ihren Händen zu empfangen; dann wird auch das andere Wort Jean Paul's an Ihnen wahr: „Der Dank des Armen ist der schönste Lohn des Reichen, denn er ist eine Fürsprache der Engel bei Gott."

„Schicken Sie mir die Frau diesen Nachmittag", sagte die Fürstin und notirte „Die schwarze Frau" in ihr rothsammetnes Büchlein, „und schreiben Sie mir zugleich die beiden Citate in mein Album, damit ich sie nie vergesse. — Hat denn Jean Paul in seinen Schriften die Armuth geschildert? Ich meinte immer, er sei ein großer Philosoph gewesen."

„Jean Paul vereinigte Alles in sich, Durchlaucht; er war Denker und Philosoph, Dichter und Sittenmaler, aber da er in seiner Jugend selbst mit Noth und Entbehrung zu kämpfen hatte, so spricht er sehr oft von der Armuth in seinen Büchern und fast wie von einer Freundin, welcher er viel verdankt; denn sie war es vorzüglich, die ihn von jeher den Blick hinaufrichten ließ in jene lichten Regionen, wo sich der scheinbare Widerspruch des Erdenlebens harmonisch löst."

„Sie werden mir also von ihm erzählen", sagte die Fürstin .... und auf diese Weise, lieber Leser, kamen wir auf Jean Paul zu reden. Von ihm selbst, denn er verdient es wahrlich, nur fürchte ich, heute zu lang zu werden, in einer der nächsten Nummern.

Das Perpetuum Mobile:

die Lösung eines unlöslichen Problems.*)

Zuschrift an den Herausgeber.

„Sehr geehrter Herr!

„Halten Sie mich nicht für leichtgläubig, wenn ich Ihnen beiliegend einen Aufsatz sende, der Kunde giebt von der Herstellung eines Perpetuum mobile. Ich kenne sehr gut alle Gründe, welche gegen die Ausführbarkeit desselben sprechen, ich habe selbst als Fachmann so viele „Erfinder" auf die Unmöglichkeit ihrer Erfindungen aufmerksam gemacht, um nicht auch die Kunde von dieser neuen Erfindung mit Zweifel und Lächeln aufzunehmen. Ich gab zu, daß man durch die Kraft der Capillaratraction eine Flüssigkeit in einem Haarröhrchen emporheben kann; aber ich bezweifelte, daß es möglich sei, diese gehobene Flüssigkeit in ein höher stehendes Gefäß fließen zu lassen. Ich schlug deshalb verschiedene Lehrbücher der Physik nach, fand aber in keinem einzigen irgend eine Notiz, welche für oder gegen die Sache sprach. Nach meiner Ansicht war die Sache nicht richtig; konnte ein Ausfließen über dem Niveau der ursprünglichen Flüssigkeit nicht stattfinden. Dennoch aber, um die Idee nicht ohne Prüfung zu verwerfen, stellte ich einen, allerdings nur rohen Versuch mit Wasser an, und dieser Versuch mißlang: ich konnte kein Ausfließen in ein auch nur ein wenig höher stehendes Gefäß bewirken. Damit wäre diese Angelegenheit abgethan gewesen, und man hätte dieses neue Perpetuum mobile zu den vielen anderen in die Rumpelkammer legen können, wenn mich nicht eine Stelle in einer Abhandlung des ausgezeichneten Naturforscher Prof Radicke über Haarröhrchenkraft (in dem Handwörterbuch für Chemie und Physik) in meiner Ansicht wankend gemacht hätte. Dieser zuverlässige Forscher sagt in dem angezogenen Aufsatz: „Wird ein heberförmig gebogenes Haarröhrchen in ein Gefäß mit Wasser gesenkt, so füllt sich dasselbe von selbst, und es kommt zum Abfließen, sobald nur der über der Wasserfläche befindliche Theil geringer als h ist, unter h die Höhe verstanden, bis zu welcher das Wasser durch die Capillarkraft in der Röhre aufsteigen kann. Das Abfließen dauert so lange, bis das Niveau um $^1/_2$ h niedriger steht als das untere Ende des freien Heberschenkels." Hier spricht also R. ganz unzweifelhaft von dem Abfließen der Flüssigkeit aus dem Capillarröhrchen in dem Falle, wo die Abflußöffnung höher liegt als das Niveau der Flüssigkeit, welche durch das Rohr abfließt. Ist dies richtig, und wir können bei dem wissenschaftlichen Rufe R.'s nicht annehmen, daß er etwas Unrichtiges mittheilt, so läßt sich die in den folgenden Zeilen mitgetheilte Idee ausführen; denn wenn man das Oel aus dem ersten Gefäße auch nur um ein oder zwei Millimeter heben kann, so läßt sich durch eine Aufeinanderfolge von hundert oder tau-

*) Das Obige, Zuschrift und Experiment, geht uns von zu glaubwürdiger, nah befreundeter Hand zu, als daß wir nur einen Augenblick anstehen sollten, es der Prüfung und dem Nachdenken unserer Leser zu empfehlen.

Die Redaction des Salon.

send Hebungen die Flüssigkeit zu jeder beliebigen Höhe emporheben. Ich halte deshalb die Sache sehr wol für geeignet, dem Publicum mitgetheilt zu werden; ich selbst habe mich practisch nicht von der Ausführbarkeit überzeugt: im Gegentheil, der Versuch, welcher mich überzeugen sollte, ist, wie erwähnt, mißlungen; dennoch ist Radicke eine soche Autorität, daß ich meine Beobachtung seinen Angaben unterordne, um so mehr als seine Angaben ein verstärktes Gewicht erhalten durch die Namen Derjenigen, welche bei der Herausgabe des Handwörterbuchs betheiligt waren, und welche sicherlich jeden Artikel auf seine Zuverlässigkeit geprüft haben. Unter ihnen befinden sich Männer wie Dove, Seebeck, August ꝛc., die stets genannt werden, wenn von tüchtigen und exacten Forschern die Rede ist. Aber trotz aller Achtung vor jenen Männern theile ich doch das Nachstehende nur mit der größten Scheu mit; ich gestehe, daß meine Zweifel nicht gehoben sind, und daß ich auch jedem Leser gestatte, so lange zu zweifeln, bis er durch ein Experiment überzeugt ist.

Hochachtungsvoll und ergebenst G. L."

Seit die Menschen angefangen haben zu denken, haben sie dahin gestrebt, die Geheimnisse der Natur zu erforschen, haben sie versucht, Fragen zu lösen, deren Antwort auf den ersten Blick unmöglich erscheint. Daß dieses Streben nach Wissen das höchste und edelste Gut des Menschen ist, das haben schon unsere Vorfahren vor vielen tausend Jahren erkannt, und es klar ausgesprochen in der Erzählung vom ersten Sündenfall; denn nicht nach der Frucht vom Baume des Lebens greift Eva, sondern sie wählt den Apfel von dem Baume der Erkenntniß — was wäre auch Leben ohne Wissen und Erkenntniß!

Von jenem ersten Streben nach Erkenntniß an hat sich der Menschengeist unaufhörlich in dieser Richtung bewegt, und wie auch in einzelnen Fällen die Ansprüche, die man stellte, zu weit gingen, so daß die Forscher auf Abwege geriethen — immer kehrte die Forschung wieder auf die richtige Bahn zurück, und so können wir heute auf eine Entwicklungszeit von vier bis fünftausend Jahren zurückblicken und ohne Ueberhebung sagen: Wir sind vorwärts gekommen.

Jene Abwege, auf welche die Forscher zuweilen gerathen sind, sie sollten zu Zielen führen, deren Erreichung die exacte Wissenschaft für unmöglich erklären muß. Es waren diese Ziele die Metallverwandlung, d. h. das Forschen nach dem Pulver, welches ein jedes Metall in Gold verwandelt; die Lebenselixire, d. h. jene Tropfen, deren Genuß das Leben und die Jugend bis ins Unendliche erhalten sollte; es war drittens die Quadratur des Zirkels, d. h. die Formel, nach welcher man genau das Quadrat berechnen kann, dessen Flächeninhalt einem gegebenen Kreise entspricht und es war viertens das Perpetuum mobile, d. h. eine Maschine, welche sich, ohne Zuführung neuer Kraft, fordauernd bewegt und dabei im Stande ist, diese Bewegung anderen Maschinen mitzutheilen.

Diese vier Probleme bezeichnete man im Allgemeinen mit dem Namen „Stein der Weisen". Die Wissenschaft hat längst entschieden, daß das Streben nach der Lösung eine vergebliche Arbeit ist, und schon seit vielen Jahren legt die Akademie der Wissenschaften zu Paris, die höchste wissenschaftliche Autorität der Welt, alle auf die Lösung einer dieser Probleme bezüglichen Arbeiten ungelesen bei Seite, dennoch aber finden sich immer noch Leute, welche die Lösung, besonders der beiden letzten Fragen für möglich halten, und es vergeht kein Jahr, in dem der Akademie nicht mindestens eine Arbeit dieses Inhalts eingereicht wird.

Diese Arbeiten sind, wie gesagt, seit einer Reihe von Jahren ungelesen bei Seite gelegt worden. Ob dies ferner auch noch geschehen wird? Wir

wollen es abwarten. Hat der Erfinder, dem wir die hier folgende Entdeckung verdanken, Recht, so hat sich das von der Wissenschaft mit gutem Grund für unmöglich Erklärte als möglich erwiesen; denn das Perpetuum mobile, dieses Ideal aller nicht gehörig gebildeten Mechaniker, soll construirt sein, construirt von einem Laien in der Mechanik, der vielleicht nicht einmal weiß, wie die einfachste Dampfmaschine construirt wird. Bei der Wichtigkeit, welche dieser Gegenstand für die ganze civilisirte Welt hat, glauben wir den Lesern dieses Blattes eine kurze Beschreibung der Idee schuldig zu sein, verweisen jedoch, was die Richtigkeit derselben in ihrer Ausführbarkeit betrifft, auf Das, was wir in der Zuschrift an den Herausgeber gesagt haben.

Nach der Idee des Erfinders, dessen Name uns nicht einmal bekannt ist, da wir die Mittheilung erst aus dritter oder vierter Hand haben, soll man nämlich die Capillarkraft, d. h. das Aufsteigen von Flüssigkeiten in engen Röhrchen benutzen, um eine Flüssigkeit durch ein combinirtes Röhrensystem zu beliebiger Höhe heben zu können, von dort soll die Flüssigkeit im Herabfallen ein Rad in Bewegung setzen und unten angelangt soll sie wieder in das erste Reservoir fließen, um dort von Neuem durch die Capillarröhrchen gehoben zu werden. Man sieht, die Idee ist sehr einfach, und wenn die oben mitgetheilte Angabe von Radicke richtig ist, so läßt sich, selbst wenn jede einzelne Röhre die angewandte Flüssigkeit nur um wenige Millimeter hebt, doch durch eine große Anzahl von Röhren die Flüssigkeit zu einer solchen Höhe heben, daß sie im Herunterfließen hinlängliche Kraft ausübt, um ein Rad zu treiben.

Der Erfinder will nun seinen Apparat auf folgende Weise construiren. In einem langen Troge befindet sich reines Oel, dieses wird durch eine große Anzahl von heberförmig gebogenen Haarröhrchen gehoben und fließt aus dem nach unten gebogenen oberen Ende derselben in einen höherstehenden Trog, aus welchem es in gleicher Weise in einen dritten Trog gehoben wird u. s. f. bis in den letzten Trog, aus welchem das Oel in einem feinen Strahle auf ein Rad fließt und letzteres in Bewegung setzt. Unter dem Rade soll sich das Oel ansammeln und wieder in den ersten Trog zurückfließen. Es liegt auf der Hand, daß, wenn einmal der Apparat im Gange ist, das Spiel sich regelmäßig wiederholen muß, vorausgesetzt, daß die Hebung der Flüssigkeit gelingt, ein Punkt, über welchen der Schreiber dieser Zeilen sich in der Zuschrift an den Herausgeber ausgesprochen hat. Die Anwendung von Oel hat der Erfinder wohl um dessentwillen vorgeschlagen, weil Wasser verdunsten und so eine stete Erneuerung der Flüssigkeiten nothwendig machen würde. Aber selbst die Anwendung von Oel würde noch große Vorsichtsmaßregeln bedingen, falls das Werk unaufhörlich im Gange bleiben sollte. Da das Oel durch den Zutritt der Luft allmählig verharzt und außerdem auch durch Staub dickflüssig wird, so würden die feinen Haarröhrchen sich sehr bald verstopfen und der Gang der Maschine würde in sehr kurzer Zeit unterbrochen sein. Man würde deshalb die ganze Maschine in einen luftdicht verschlossenen, womöglich statt mit atmosphärischer Luft mit Kohlensäure angefüllten Glaskasten setzen müssen, so daß ihre Benutzung für die Technik noch sehr problematisch erscheint. Sie kann bisjetzt eben nur als Lösung eines Problems betrachtet werden und ist als solche von wissenschaftlichem Interesse, natürlich immer vorausgesetzt, daß sie ausführbar ist, daß sich nicht die Zweifel, welche in der Zuschrift an den Herausgeber ausgesprochen sind, als begründet herausstellen.

Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters.

An den Herausgeber des „Salon".

Aus Deutschland, im August 1869.

Es war mir leider nicht möglich, lieber Freund, dem Journalistentage in Wien beizuwohnen; aus dem versprochenen „Berichte aus eigener Anschauung" wird also nichts. Ich konnte unmöglich abkommen, ich mußte den Schluß eines Sensationsromans in dem belletristischen Centralorgan aller naßforschen Bestrebungen abwarten, und als endlich die erwartete Nummer kam, als ich mich bis zur letzten Zeile durch den herrlich stilisirten Roman hindurchgeschwelgt und erfahren hatte, daß der Herbst die Blätter mit „matt röthlichen Tinten betupft", und der Mond, der in der entsprechenden Situation natürlich voll ist, wie der Handwerksbursch am blauen Montag, eine stattliche Mannsgestalt, an die sich ein weibliches Wesen schmiegt, mit seinem sanften Schimmer übergossen hatte, als ich, mit Einem Worte, Alles wußte, was ich wissen wollte und mich nichts mehr an meine Kleinstadt fesselte — siehe, da war es zu spät, der Journalistentag war vorüber, über die Lebensfragen der deutschen Zeitungen war entschieden, und alles das war geschehen ohne mein Zuthun.

Aber, lieber Freund, in meiner Eigenschaft als Mitarbeiter der „Lohgerberzeitung" bin ich gleichwol im Stande Ihnen einige kurze, aber verbürgte Notizen über den Verlauf dieser höchst interessanten Versammlung zu geben. Unsere „Lohgerberzeitung" war nämlich durch drei stattliche Redacteure vertreten, wie denn überhaupt die bedeutendsten Blätter für die stärkste Vertretung Sorge getragen hatten. Das Bestreben, den Journalistentag in Wahrheit zum Ausdruck der Vertreter der öffentlichen Meinung zu machen, war bei einzelnen Blättern geradezu rührend. So hatte eines derselben, außer dem „Chefredacteur", für jede Rubrik einen Specialvertreter delegirt, für die Theaterkritik einen Stilisten von bewährtem Kaliber, für die Balletkritik einen zartfühlenden Hofrath, für den Küchenzettel einen Restaurateur, dessen Saucen sich des allgemeinen Ansehens erfreuen, für „Vermischtes" eine sehr gemischte Gesellschaft u. s. w. Dieser erfreulichen Thatsache gegenüber kann es nicht in's Gewicht fallen, daß einige kleinere Blätter, wie „Nationalzeitung", „Kölnische Zeitung", „Augsb. Allgemeine Zeitung", „Hamburger Nachrichten", „Weserzeitung" 2c. sich an dem Journalistentage überhaupt nicht betheiligt hatten. Unsere Redaction war in Wien, die Redaction der „Lohgerberzeitung", und das scheint mir das wichtigste zu sein. — Fürchten Sie nur nicht, lieber Freund, daß ich mir irgendwelche respectwidrige Aeußerungen gegen meine Herren Collegen von der Presse erlauben werde. Ich gehöre zu den Krähen, welche den andern die Augen nicht aushacken; und ich bin überzeugt, daß, wenn Heine noch lebte, bei einer neuen Auflage seines Wintermärchens er auf den Journalisten übertragen haben würde, was er vom Dichter sagt; er würde jetzt schreiben:

„Beleid'ge Journalisten nicht,
Sie haben Flammen und Waffen.
Die furchtbarer sind als Jovis' Blitz,
Den Journalisten erschaffen.

Beleid'ge die Götter, die alten und neu'n
Krakauer Nonnen und Christen,
Jehova und Buddha obendrein —
Doch niemals die Journalisten!"

Denken Sie nur, wenn das „Badeblatt" in Baden-Baden, die „Mühle" in Passow bei Stettin, die „Photographischen Notizen" in Wien, „der praktische Maschinenconstructeur" in Frankenberg, die „Pädagogischen Blätter" in Chemnitz, die „deutsche Schuhmacherzeitung" in Berlin ꝛc., denken Sie, wenn alle diese Blätter, welche in der Präsenzliste des letzten Journalistentags aufgeführt sind, sich über mich herstürzten, mich vor der Oeffentlichkeit zerfleischten und meine Ueberbleibsel dem Hasse und der Verachtung aller Gutgesinnten aussetzten — ich wäre ja rein verloren, ich könnte mich bei lebendigem Leibe von den barfüßigen Carmeliterinnen begraben lassen, und der Vorsitzende des Verwaltungsraths der Bergisch-Märkischen Bahn, Herr Daniel v. d. Heydt würde mir vielleicht gar noch einen Nekrolog widmen: „Im glanzvollen Mittag des kräftigsten Mannesalters . . . ." Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß dies meinen Neigungen und gesellschaftlichen Gewohnheiten nicht vollkommen entsprechen würde.

Im Uebrigen, versichert mich mein Chef, der Lohgerber, haben die Verhandlungen ihren gewöhnlichen Verlauf genommen, d. h. alle Fragen sind gründlichst durchberathen worden, um schließlich dem Vorort des nächsten Journalistentags zur Beschlußfassung überwiesen zu werden. Mit welcher gewissenhaften Gründlichkeit die Vororte sich der ihnen von den Versammlungen aufgebürdeten Arbeiten zu entledigen pflegen, ist männiglich bekannt. Es läßt sich demnach nicht in Abrede stellen, daß der Wiener Journalistentag auf die Gesammtgestaltung des deutschen Zeitungswesens einen fühlbaren Einfluß geübt hat. Dies ist auch die Ansicht meines Chefs, des Lohgerbers Der gewissenhafte Correspondent des Wolff'schen Telegraphenbüreau's, welcher den hohen Herrschaften auf Schritt und Tritt zu folgen berufen ist und also auch bei den Journalisten nicht fehlen durfte, hat demnach die Situation durchaus richtig beurtheilt, als er mit dem ihn charakterisirenden Scharfsinn sofort durch den elektrischen Draht urbi et orbi verkündete, daß Herr Steinitz einen Antrag gestellt und später zurückgezogen habe. Ich muß gestehen, daß ich etwas vermißt haben würde, wenn diese Depesche in meiner Zeitung gefehlt hätte.

Nur in einem Punkte, versichert mich mein Chef, der Lohgerber, soll sich der heurige Journalistentag wesentlich von den früheren unterschieden haben: in der Frequenz. Ich habe oben schon einige hervorragende Organe der öffentlichen Meinung, welche den Wiener Journalistentag verherrlichten, angeführt; und es war allerdings vorherzusehen, daß die mannigfachen Reize, welche die leichtlebige Donaustadt ihren Gästen zu bieten vermochte, eine erhebliche Anziehungskraft besitzen würden. (College Rudigier aus Linz war leider durch Abfassung eines Hirtenbriefs am Erscheinen verhindert.) Fahrt auf allen österreichischen Bahnen, Souper mit Concert, großartiges Diner mit Böslauer, Gumpoldskirchner, Champagner und einer Giskra'schen Rede über Preßfreiheit — im Princip, Vorstellung im Karltheater mit Ascher und der Gallmeyer, Semmeringfahrt mit Imbiß, Bergluft und steyrischen Jodlern — alles das „vor naß", wie mein Chef, der Lohgerber, in der ihm geläufigen eleganten Redeweise sich auszudrücken beliebt; und ferner Beust und Ludwig Eckardt, die Hornischer und die Mannsfeld, Schiff und Scharf

sehen und sterben — die Verlockung war wirklich groß. Und viele „Collegen" ließen sich verlocken, darunter neben den berufenen und tüchtigen allerdings auch höchst fragwürdige Gestalten — Gestalten, welche, wie ein Festtheilnehmer meinen Chef, den Lohgerber, versicherte, den aufmerksamen Beobachter zu einem unwillkürlich convulsivischen Griff nach denjenigen Taschen veranlaßt hätten, in welchen die glücklich situirte Minderheit Uhr und Börse zu tragen pflegt. Ja, lieber Freund, dieser Wiener Journalistentag hat über Nacht Zeitungsschreiber aus dem Boden gestampft, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen ließ. Denn so ein bischen Zeitungsschreiber ist ja am Ende jeder, und die oben aufgezählten Genüsse genügten vollauf, um in manchem Biedermann, der bisher als braver Schuster bei seinem Leisten geblieben war, urplötzlich das Bewußtsein zu erwecken: „anch' io! — auch ich bin Einer vom verfehlten Beruf, auch ich besitze die mit der genügenden Unkenntniß erforderliche Unverfrorenheit, mein Freund ist Chefredacteur des Theaterblatts „Die deutsche Schmiere", er kann und wird mich ohne Scrupel als Mitarbeiter dieses angesehenen Blattes legitimiren, und damit komme ich unter den vortheilhaftesten Bedingungen nach Wien, werde gefeiert, gespeist und getränkt, Giskra fühlt sich Eins mit mir — es lebe „die deutsche Schmiere', auf nach Wien!"

In richtiger Würdigung der ungewöhnlichen Wichtigkeit, welche unter sothanen Umständen dem Wiener Journalistentag beizumessen war, hat Graf Beust — ich bedaure, Sie nicht überraschen zu können — denselben zum Gegenstand einer diplomatischen Weisung an alle bei den deutschen Höfen accreditirten Agenten der k. k. Regierung zu machen sich veranlaßt gesehen. Graf Beust hat bei dieser Gelegenheit sich mit einer Klarheit und Schärfe über die Kriegs- und Friedensfrage ausgesprochen, welche eine seiner neuesten kecken Aeußerungen über dieselbe Angelegenheit — daß nämlich der Friede, wenn er uns im Verlaufe der nächsten vier Jahre erhalten bleibe, vielleicht noch länger andauern werde — wenn möglich noch überbietet. Urtheilen Sie selbst. Das Actenstück, für dessen Authenticität ich unbedingte Bürgschaft übernehmen kann, da es Graf Beust eigenhändig meinem Chef, dem Lohgerber, mitgetheilt hat, lautet wörtlich also:

„Wien, 1. Sept. 1869.

„Ew. Excellenz werden aus den Zeitungen, welche ich im Gegensatze zu meinem geehrten Collegen im Norden, bisweilen lese, ersehen haben, daß die deutschen Journalisten ihre diesjährige Zusammenkunft in Wien abgehalten haben und daß unsere Regierung durch einen ihrer Vertreter an dieser Versammlung officiell sich betheiligt hat. Wenngleich es anerkanntermaßen nicht in meinen Gewohnheiten liegt, die Welt mit überflüssigen Schriftstücken aus meiner eleganten Feder zu erfüllen, und wenngleich die mir angeborene Bescheidenheit in jeder öffentlichen Angelegenheit die größte Zurückhaltung mir zur Pflicht macht, so muß ich den jetzigen Augenblick dennoch für den geeigneten ansehen, endlich aus meiner langjährigen Reserve herauszutreten und wieder zu der verrosteten Feder zu greifen, um etwaigen Mißverständnissen, welche die Rede unseres Ministers des Innern über Preßfreiheit und dergleichen schöne Dinge etwa hervorrufen möchte, entgegenzutreten.

„Zunächst ersuchen wir Ew. Exc. dahin zu wirken, daß über die vielverheißenden Worte, welche bei dem Banket im Cursaal von meinem Collegen Giskra gesprochen wurden, unbegründete Besorgnisse nicht entstehen können. Wenn es uns einerseits als eine Pflicht erscheint, der guten Presse, welche

die Maßregeln der Regierung — selbst mit Aufopferung ihrer eigenen Würde — rastlos und talentvoll vertheidigt, das größtmögliche Maß von Freiheit zu gewähren, so müssen andererseits selbstredend, im Interesse der Sittlichkeit, den Ausschreitungen derjenigen Zeitungen, welche unsere wohlwollenden Absichten verkennen und uns anzugreifen sich verfangen, heilsame Schrecken entgegengestellt werden. Es bedarf demnach Ew. Exc. gegenüber kaum der Versicherung, daß wir keineswegs gesonnen sind, der Vertheidigungswaffen, welche das Gesetz uns in die Hände gegeben hat, uns zu begeben und daß wir nach wie vor, wo und wann immer es wünschenswerth erscheint, durch Confiscationen und Haussuchungen unsere Auffassung der wahren, der vollen Preßfreiheit documentiren werden.

„Die vorsorgliche Aufmerksamkeit, welche wir den Vertretern der öffentlichen Meinung gegenüber beobachten zu müssen glauben, in unzweideutiger Weise zu manifestiren, erschien uns bei dieser Gelegenheit durchaus angezeigt; und in diesem Sinne haben wir auch mit Freuden den Proceß Schiff-Scharf als angemessenes Vorspiel zum Wiener Journalistentage begrüßen dürfen. Wir haben gleichzeitig die Anwesenheit der Vertreter einer großen Anzahl von gewichtigen Organen aus allen deutschen Gauen für einen geeigneten Anlaß halten dürfen, um die öffentliche Meinung in Betreff der vielfach mehr oder minder irrigen Ansichten über die Kriegs- und Friedensfrage in die richtigen Bahnen einzulenken. In dieser Hinsicht haben wir uns dem Herrn Chefredacteur der „Lohgerberzeitung", sowie anderen ausgezeichneten Vertretern einflußreicher Preßorgane gegenüber dahin ausgesprochen: daß allerdings die allgemeine Lage Europa's zu unserem Leidwesen keineswegs beruhigend, aber zu unserer Freude auch keineswegs beunruhigend genannt werden könne. Es ist in der That richtig, daß unsere Beziehungen zu einer großen nordischen Regierung nicht denjenigen freundschaftlichen Charakter tragen, welchen wir denselben gegeben zu sehen wünschten, indessen haben wir uns in allen wichtigen und unwichtigen Fragen des vollkommensten herzlichen Einvernehmens mit derselben rühmen dürfen, so daß irgend welche Gefahr für die Störung des Friedens in keiner Weise zu besorgen ist, es sei denn, daß eine solche bereits vorhanden wäre oder demnächst auftauchte. Das Letztere ist unter den gegebenen Bedingungen schwerlich zu besorgen, obschon es keineswegs in das Gebiet der Unmöglichkeiten zu verweisen sein dürfte. Nach alledem glauben wir also die allgemeine Situation in präcisester Weise als eine solche bezeichnen zu dürfen, welche, alle Kriegsgefahren ausschließend, zu gerechten Besorgnissen Veranlassung bieten kann; und ich nehme keinen Anstand es auszusprechen, daß, wenn im Verlauf der nächsten vier Jahre ein feindlicher Zusammenstoß der Mächte vermieden werden wird, wir mit Sicherheit annehmen dürfen, daß während der nächsten 48 Monate der europäische Friede eine erhebliche Storung nicht erleidet.

„Indem ich Ew. Exc. ersuche, sich in dieser Weise an geeigneter Stelle äußern zu wollen und auf Wunsch Abschrift des vorstehenden Erlasses zu geben, ergreife ich gern die Gelegenheit u. s. w. Beust."

Das muß man dem Grafen Beust lassen, er versteht es meisterlich, seine Gedanken in eine bündige Form zu kleiden und nach der Lectüre des eben mitgetheilten Actenstückes wird man gewiß mit mir das Bedauern theilen, daß uns Graf Beust so selten mit Ergüssen seiner schwungvollen Feder erfreut. Wenn man ein Pfund hat, so soll man damit wuchern — und alle acht Tage höchstens eine Depesche aus der Kanzlei des Reichskanzlers, das

entspricht dem allgemein gefühlten Bedürfniß doch augenscheinlich nur sehr wenig. Da nehme er sich ein Beispiel an dem tugendhaften Hauptmann a. D. in Stuttgart, dem Vorsitzenden des Vereins zum Schutze deutscher Jungfrauen — der stellt sein Licht nicht unter den Scheffel.

Haben Sie die neueste Capuzinade dieses Biedermanns contra „Mottenburger" gelesen? Mich hat sie entzückt. Ja, der Mann hat den Finger auf die wirklich wunde Stelle unseres gesellschaftlichen Körpers gelegt: die berliner Possen sind an Allem schuld. Die Juden in der Musik und die Possenschreiber in der Literatur, sie sind die wahren Missethäter, gegen sie muß sich unser ganzer Haß entflammen, sie müssen zu Grunde gerichtet werden. Hochmüthiges Pharisäerthum, welches sich über das bürgerliche Gesetz erheben zu können vermeint und in seinem Hochmuth dadurch noch bestärkt wird, daß die Gnade die wolverdiente Strafe tilgt, religiöser Fanatismus, welcher jedes menschliche Gefühl erstickt und bis zum wüstesten Verbrechen ausartet, Heuchelei und Gleißnerei, welche zu Macht und Ehren gelangen und den Glauben an die Thatkraft der Ehrlichkeit erschüttern, Parasitenthum, das den Mund mit Volksbeglückung gewaltig vollnimmt und gleichzeitig die Taschen hungernder Arbeiter leert, Schwindel, der Hunderte von Familien zu Grunde richtet und sich Paläste erbaut, die er mit allen Schätzen der Kunst und Wissenschaft schmückt — nicht das ist es, lieber Freund, worüber wir klagen, wogegen wir uns erheben sollen. Nein, unser ganzer Ingrimm, unsere volle sittliche Entrüstung bleibe der Berliner Posse vorbehalten, welche leider in dem fürchterlichen Worte: „Wat ik mir davor koofe" eine eherne Rüstung gegen unsern Zorn besitzt. Ohne Zweifel ist auch die Oberin der barfüßigen Carmeliterinnen in Krakau durch die Berliner Posse verdorben worden und ihr allein hat die unglückselige Barbara Ubryk ihr Mißgeschick zu verdanken.

Die Geschichte dieses armen Wesens wird, wie ich einem Schreiben aus Guernsey entnehme, demnächst von Victor Hugo in einem zwölfbändigen Roman kurz behandelt werden, und dieser Roman wird den Titel führen: „La nonne qui ne rit pas — mais pas du tout." Vielleicht interessirt es Sie, für Ihre literarischen Notizen, einen kurzen Auszug daraus zu vernehmen. Die ersten Bürstenabzüge liegen vor mir auf dem Pulte. Das erste Kapitel ist überschrieben: „Naxos, nix, nox, nux" und beginnt also:

„Nacht. Tiefe Nacht. Finsterniß. Dunkel. Auf dem Boden etwas verfaultes Stroh. Ranken und Stengel ohne Frucht. Stroh mit Einem Wort. Bewegt es sich? Es raschelt unheimlich. In nächtiger Stille das Rascheln des Strohs — man möchte sagen: der Verzweiflungsruf eines Verdammten auf das Gesicht der Ewigkeit gespieen. Jetzt wieder Alles still. Nur noch Abgrund, Verzweiflung, Leere, Schlund. Es ist fürchterlich. Von der feuchten Decke fällt ein Tropfen herab, eine Thräne, welche der Stein in seiner Einsamkeit weint. Dem Tropfen folgt ein zweiter, schwer, schwer, ein dritter. Es tropft, es tropft, es tropft. Entsetzlich! Es tropft . . ."

Und so tropft es sich noch eine Weile weiter. Allen, welche an derartigen Schilderungen Vergnügen finden, sei hiermit Victor Hugo's „L'homme qui rit" auf das wärmste empfohlen. Dort wird man dergleichen in reichhaltiger Auswahl finden. Mir fehlt zum Weiterübersetzen die Zeit, da ich einer ehrenhaften Aufforderung der Dominicaner in Moabit und der Socialdemokraten in Eisenach ungesäumt zu folgen habe. Beide wollen mich bekehren, und ich muß Ihnen gestehen, daß ich mit mir im Kampfe liege, ob ich in den Orden des heiligen Dominicus oder in den des heiligen v. Schweitzer

eintreten soll. Wenn die Dominicaner Jesuiten wären, so ließe sich vielleicht Beides vereinigen. Und à propos Kloster: die Nachricht, daß die Gräfin Hatzfeld ein Kloster barfüßiger Carmeliterinnen in Pankow zu stiften beabsichtige, ist eine ganz böswillige Erfindung. Die Badereise des Herrn Mende in's Ausland sollte doch schon zur Genüge beweisen, daß er kein Freund zugemauerter Zellen ist. Vermuthlich gehe ich nach Eisenach, denn die berliner Dominicaner, welche von den hochwürdigen Patres aus Düsseldorf Succurs erhalten können, werden mich schwerlich vermissen. Außerdem leide ich an Rheumatismus und die neun Stellungen zum Gebet, welche eine Hauptbeschäftigung der ehrwürdigen Patres bilden, würden mir einige Schwierigkeiten bereiten, namentlich die siebente Position: Lage bäuchlings, Hände auf dem Rücken gefalten, Angesicht im Staube. Ich sage: Hauptbeschäftigung; denn die Angabe, daß die Moabiter Väter sich ausschließlich damit beschäftigen würden, complicirte Stellungen zum Gebet einzunehmen, ist sicherlich unbegründet, da alle Anzeichen dafür sprechen, daß die frommen Väter, gleichwie ihre nicht minder frommen Collegen, die Karthäuser auf der Grande-Chartreuse, die Benedictiner im Tharn ꝛc., sich mit Erfolg auf die Schnapsfabrikation legen und einen feinen Magenbitter destilliren werden, für welchen bereits der geeignete Name „Moabitter" gefunden ist. Gymnastische Verzückungen vornehmen und bei siedender Hitze Gesundheitsschnaps brennen, das wäre für mich des ora et labora zu viel. Da gehe ich lieber nach Eisenach zu meinem Freunde Tölcke, da brauche ich blos Scandal zu machen, weiter wird von mir nichts verlangt, und dazu habe ich entschieden mehr Talent. Von dem sehr wirksamen Mittel, welches von den Lassalleanern in Hannover zur Störung liberaler Versammlungen mit entschiedenem Erfolg in Anwendung gebracht wurde — fürchterliches Kuhgeblöke durch geschickt applicirte Schwanzkniffe zu provociren — hat man seltsamer Weise Abstand genommen. An dem erforderlichen Rindvieh wird doch sicher kein Mangel sein.

Büchertisch des Salon.

1) Buch der Dichtung. Märchen und Weisen, Bilder und Balladen von F. K. M. Berlin, 1869. Paul Scheller. (72 Gedichte auf 169 Seiten.)

Die vorliegende anonyme Gedichtsammlung enthält einige merkwürdige, anziehend-originelle, und einige herzige, schöne und erhebende Nummern. Unter den ersteren heben wir mehrere wundersame Lieder hervor, welche der Verfasser der alten kymrischen Dichtung theils geradezu ablauscht, theils in ihrem Ton und Sinn weiter singt. Bekannte Mythen der arischen Weltliteratur werden, in romantisch-symbolisirender Auffassung, astronomisch gedeutet und in ahnungsvoll-musikalischen Weisen kunstvoll gesungen. So tritt „König Lyr" (Lear) als das greise Jahr auf, dem seine reich beschenkten Lieblingstöchter Conrhil (Goneril) und Rhagay (Regan), Frühling und Herbst, nach einander untreu werden, bis die verachtete Creudel (Cordelia), zu Deutsch die „Blutsühne", das Opfer, mit dem die Vorzeit am kürzesten Tage die Gottheit versöhnte und die Sonne zu neuem Leben erweckte, seinem armen, nackten Alter zu Hülfe kommt, worauf er sich mit ihr in das Zeitmeer stürzt.

„Am Ufer hoch stand König Lyr,
Sein todtes Kind umschlingend,
Da jäh in's Meer hinab mit ihr
Sprang er, dem Herrn lobsingend,
Dem königlich
Er selber sich
Hingab zur Opferspende —
Schon geht das Jahr zu Ende."

Aehnlich versinnlicht das kymrische „Gotodin-Lied" von der Jahresschlacht den Heerzug und brudermörderischen Kampf der Tage:

„Morgenhell, jugendschnell in Saus und Braus
Zogen jüngst dreihundertsechzig Recken aus,
Hoffnungsvoll dahin zum hoffnungslosen Strauß,
Alle nun versenkt sie ruhn in Nacht und Graus:
Mit Gesang und Harfenklang im hohen Haus
Feiern ihr Gedächtniß wir beim Todtenschmaus ꝛc."

Wenn es in diesem Liede schon auffallen muß, daß Pyrrhos, Orest, Patroklus, Achill neben kymrischen Namen wie „Ua-Fyn", „Gwau-Todin", „Menauc" ꝛc. in den Kreis arischer Ur-Symbolik gezogen werden, so geht der Verfasser noch einen kühnern Schritt weiter, indem er den Mythos der Niobe (der um ihre sieben Tage und ihre sieben Nächte trauernden Woche) und dann gar die ganze Odyssee (das „Morgenlied" von dem weltumwandernden Hermes-Odysseus und seiner Gemahlin, der Morgenroth webenden Hestia-Penelope) astronomisch-symbolisch umdichtet. — Als Versuch, eine streitige mythologische Anschauung poetisch zur Geltung zu bringen, mag man das rhythmisch und melodisch vortrefflich durchgeführte Gedicht gelten lassen. Beweiskraft nimmt der Verfasser für diese Deutungen wol selbst nicht in Anspruch. — Unter den rein lyrischen Gedichten der Sammlung heben wir „Die Harmonie der Sphären", „Die Sorge", „Die

Tanne" hervor. Sie athmen männlichen Ernst, tiefes Lebensverständniß, schöne, gereifte Kraft. Das Beste von Allen ist aber wol die Schlußnummer, „Himmelfahrt", eine kunstvolle, reine und würdige und in schöner Stimmung ausklingende Verherrlichung der Segensquelle, welche dem tapfern Lebenskämpfer, der Herz und Sinn rein erhielt, in den Erinnerungen der Jugend quillt. Wir erlauben uns, das Gedicht zu citiren:

„Gequält von mancher Noth
Ging ich in düstren Träumen,
Das goldne Abendroth
Hing zitternd an den Bäumen;
Glorreich versank der Tag,
Und mir vor Augen lag
Die Welt in unbegrenzten Räumen.

Und sieh', ein Wiesenland
Ganz dicht vor meinen Füßen,
So hold, so wolbekannt,
Mit tausend duftig-süßen
Maiblümchen wundersam!
Und eine Hirtin kam
Lächelnd daher mich zu begrüßen.

„Glückauf dem theuren Gast,
Dem endlich heimgekehrten,
Zu seiner Kindheit Rast,
Zu seiner Hoffnung Heerden!
Siehst Du mit Glockenschall
Die weißen Lämmlein all',
Die hier im Grün wir weiden lehrten?

„Siehst Du das Abendroth
Gewiegt im Silberflieder?
Vernimmst das Aufgebot
Der Nachtigallenlieder?
Der Kreislauf ist vollbracht!
Vom heißen Traum erwacht,
Blick' auf, o Freund, und sieh' mich wieder!"

Sie steht in sel'gem Glanz,
Sie drückt auf meine Locken
Den heitern Martyrkranz
Geliebter Maienglocken,
Sie wäscht am Wiesenquell
Den müden Blick mir hell
Und hüllt mich ein in Blüthenflocken.

Da faßt sie leis' und hebt
Mich auf zum goldnen Himmel,
Um ihre Füßchen schwebt
Im jubelnden Gewimmel
Der Lämmlein ros'ge Schaar:
So fahr' ich wunderbar
An ihrer Engelsbrust gen Himmel."

2) Eine Ferienreise nach Spanien und Portugal von W. Wattenbach, Professor in Heidelberg, Berlin, Wilhelm Hertz, 1869.

3) Revolutionsbilder aus Spanien. Von Michael Klapp. Hannover, Karl Rümpler, 1869.

Beiden Büchern wird schon ihr rechtzeitiges Erscheinen theilnehmende Leser zuführen, doch durchaus nicht dieses allein. Grundverschieden in Auf-

fassung und Durchführung des Gegenstandes werden sie dadurch zusammengehalten, um so lehrreicher für unsere Orientirung im heutigen „wiedergeborenen" Spanien. Wattenbach reiste vor der Revolution (Ostern 1868); er berichtet, ohne novellistische Ansprüche, als intelligenter, wol vorbereiteter Tourist über Das, was er auf einer flüchtigen Reise gesehen hat und scheint in erster Linie die Ertheilung guter Rathschläge an spätere Besucher des Landes in's Auge zu fassen. Sein Weg führte ihn, vom 7. März bis zum 30. April, von Heidelberg durch Südfrankreich nach Barcelona, Valencia, Alicante, Murcia, Cordova, Granada, Malaga, Sevilla, Cadix, Madrid, Toledo, Lissabon, Coimbra, Oporto und über Lissabon, Madrid und Paris wieder zurück, so daß nur die nördlichen und nordwestlichen Provinzen Arragonien, Navarra, das Baskenland, Asturien und Gallicien ganz außer dem Bereich seiner Anschauung blieben. Seine Berichte sind besonnen, weit entfernt von Ueberschwänglichkeit, doch voll warmer Theilnahme für den überall im Lande wahrnehmbaren Culturfortschritt, und bei steter Heranziehung der ältern Reisewerke von de Lavigne, Davillier, Ida Hahn-Hahn, Moritz Willkomm streng auf das selbst Gesehene beschränkt, den Gesichtspunkt des Vergnügungsreisenden, der für sein Geld möglichst viel angenehm belehrende Unterhaltung sucht, nie aus dem Auge verlierend. Ganz anders Klapp. Das „A bajo los Borbones" (à bas les Bourbons) seines Titelblattes klingt durch alle Kapitel des Buches hindurch, und zwar crescendo. Er reiste kurz nach der Revolution. Es ist ihm nicht um Landschaften, Gebäude, Gemälde, Volkstrachten zu thun, sondern um den Sieg der Republik, den er als unvermeidlich und als einzigen Ausweg aus dem Labyrinth der gegenwärtigen Zustände verkündigt. Da kommt denn zunächst die Person der armen, oder vielmehr noch immer sehr reichen Isabella schlecht fort in den Kapiteln: „Das Bourbonennest in Pau", „Begegnung mit Marfori und Padre Claret" und „Aus dem Roman der Königin." Dann werden dem Madrider Freiheitsjubel warm, sehr warm geschriebene Schilderungen gewidmet. Man merkt, daß die Erfahrungen von 1848 doch schon recht weit hinter uns liegen. Das Volksgewimmel auf der Puerta del Sol, die demonstrativen Processionen, die rednerischen Triumphe der Tageshelden, der ganze Mummenschanz des „tollen Jahres" zieht in wenig verändertem Costüm an uns vorüber, und die herzliche, hoffnungs-grüne Freude, mit welcher der Verfasser ihn schildert, muthet uns seltsam wehmüthig an, wie ein Blatt aus unserer eigenen Geschichte. Wird die Kehrseite, wir wollen nicht sagen erfreulicher, aber doch vielleicht reinlicher sein als einst bei uns und in Frankreich? Wir wünschen es von Herzen, wagen es aber kaum zu hoffen. Spanien hat gleichzeitig die Schulden einer bitterbösen Vergangenheit und das Lehrgeld einer dunklen, unter Sturm heranbrausenden Zukunft zu zahlen. Es ist zu seiner gegenwärtigen „Volkssouverainität" nicht durch ernsten Kampf, sondern bekanntlich durch einen Handstreich einiger Generale und die kopflose Flucht der Machthaber gelangt. Es wird die Erfahrung kaum widerlegen, daß es leichter ist, einen König wegzujagen, als sich selbst vernünftige Gesetze zu geben und ihnen zu gehorchen. Dennoch gewinnen wir durch die beiden hier vorliegenden, an sich so verschiedenen Zeugnisse den übereinstimmenden, wohlthuenden Eindruck, daß ein neues, gesundes Culturleben aus den Trümmerhaufen und Brandstätten hervorwächst, mit welchem drei Jahrhunderte lang die Orgien des Priester-Regiments die pyrenäische Halbinsel bedeckt haben. Spanien fängt sichtlich an zu arbeiten und zu denken, damit ist Alles gesagt.

Man ſtellt die verfallenen Waſſerleitungen wieder her, man legt Felder und Gärten an, man pflanzt ſogar Bäume (die auſtraliſchen Eukalypten, myrthenähnliche Bäume, leiſten für Wiederbewaldung der Gebirge treffliche Dienſte), und man legt Schulen an, während man die Klöſter confiscirt hat und einen Theil der überflüſſigen Kirchen beſeitigt. Jeder ſpätere Reiſebeſchreiber findet ſeit drei Jahrzehnten die Angaben ſeiner Vorgänger in erfreulicher Weiſe veraltet. Spanien iſt noch kein civiliſirtes Land wieder, aber es iſt auf dem Wege es zu werden und es fehlt ihm nicht an muthigen und tüchtigen Führern auf dieſer aufſteigenden Bahn. Die Bilderreihe ſpaniſcher Staats- und Volksmänner, mit welcher Klapp ſein Werk beſchließt (Prim, Serrano, Topete, Olozaga, Caſtellar, Garrido) iſt mit nichten aus Idealgeſtalten zuſammengeſetzt, aber ſie läßt überall den Zug kräftigen, ſich verjüngenden Lebens erkennen.

4) Werke und Tage. Geſammelte Aufſätze von Max Maria von Weber. Weimar, Bernhard Friedrich Voigt, 1869.

Die Leſer des „Salon" erinnern ſich Weber's aus der Skizze „An Bord Ihrer Majeſtät Schiff Troubadour" als eines geſchickten Malers von Stimmungsbildern und gewandten Erzählers. Die hier geſammelten Aufſätze des Verfaſſers (aus den Jahren 1856 bis 1868) werden jenen Eindruck nicht ſchwächen. Sie knüpfen größtentheils an Erlebniſſe und perſönliche Anſchauungen des Verfaſſers an, und bewegen ſich mit Vorliebe auf dem Gebiete der neueſten Wunder der Technik in Frankreich und England. „Im Hauſe Stephenſon's", „Der Dampfhammer", „Courierzug von Paris nach London" ſind hier als beſonders anziehend zu nennen. Aber Weber iſt nicht nur für ſeinen Beruf begeiſterter Techniker, ſondern, wie das von dem Sohne ſeines Vaters zu erwarten, er ſieht auch die Natur mit feinem, warmem Schönheitsſinn und entwickelt in Darſtellung ihrer Scenen ein nicht geringes Maß von Friſche und Kraft „Der Polarkreis" (Seebild aus dem Norden), „Sterne im Süden" (die engliſche Expedition nach dem Pic von Teneriffa, zu der Stephenſon ſeine Privatjacht „Titania" herlieh,) „die Gazellenjagden der Araber" treten auf dieſem Gebiete als beſonders gelungen hervor. In dem Ganzen ſpricht ſich nicht nur ein treffliches Darſtellertalent, ſondern auch eine geſchloſſene, edle und ſympathiſche Perſönlichkeit aus. Man wird das Büchlein mit Genuß leſen. F. Kreyßig.

Literariſche Notizen.

Von den Novitäten der Saiſon nennen wir die „Reiſeſchule für Touriſten und Curgäſte" von Arthur Michelis (Leipzig, Gumprecht) an erſter Stelle; ſie hat vor Allem das Verdienſt, von einem vernünftigen und vorurtheilsfreien Manne geſchrieben zu ſein, der ſein Metier, nämlich das Reiſen, verſteht und deſſen Rathſchläge daher, ohne pedantiſch zu ſein, höchſt practiſch ſind. Es iſt ärgerlich, in vorgerückten Jahren ſich beſtändig hofmeiſtern zu laſſen, und wär's auch nur von dem Verfaſſer einer Reiſeſchule; doch Herr Michelis ſchlägt den Ton der liebenswürdigſten Converſation an, und da er ſein Buch außerdem mit einem guten Regiſter verſehen hat (eine große Tugend für ein deutſches Buch!) ſo können wir uns jeden Augenblick ohne Zeitverluſt ſowol über die Verdienſte des Plaids und der Joppe, über Zündhölzer, Orden und Geheimräthe belehren, als gegen naſſe Füße, Diebe und auslaufende Tintenfäſſer ſchützen. Mit Einem Wort: ein nützliches und ein unterhaltendes Buch. — „Bäder und Frauen" von

H. Ehrlich (Berlin, Gerschel) ist eine geistreiche Plauderei, welche uns auf nicht mehr als 47 Seiten zierlichen Sedezformates mit den exclusiven modernen Bädern und dem „high-life" derselben bekannt macht. — „Zwei Tage an der Ahr"; betitelt sich ein allerliebster „Reisescherz" von Hermann Grieben (Ahrweiler, Plachner). Die kleine Dichtung sprudelt von Humor und gleicht in ihrem neckischen Uebermuth dem köstlichen Traubenblut, das sie inspirirt. Es ist würziger Erdgeruch darin; man hört die Geister, und noch dazu in hübschen Versen, die man sonst im Walporzheimer nur trinkt. — Ernster, in ein ernsteres Land (obwol es auch seine Crescenz hat und sogar Champagner macht!) führt uns der „Wegweiser durch Thüringen", aus der Collection von Meyer's Reisebüchern, Redaction Berlepsch (Hildburghausen, Bibliographisches Institut), von welchem uns die vierte Auflage soeben auf einer Wanderung durch Thüringens dunkelgrüne Wälder und trauliche Dörfer gute Dienste geleitet hat. — „Oberitalienische Fahrten von C. A. Dempwolff (Wien, Hartleben) schildern in frischer und anziehender Weise die Reise über den Brenner, den Gardasee, Mailand, den Comersee mit seinem reichen Kranz von Villen, Verona und Venedig. Mit Vergnügen folgt man dem Verfasser auf den alten, aber immer wieder gern betretenen Pfaden, und freut sich, die bekannten Gegenstände von ihm gleichsam neu beleuchtet zu sehen. Die Welt ist und bleibt dieselbe; doch wir sehen sie, „Jeder von uns mit seinen eignen Augen", wie Thackeray sagt. — Nicht minder amüsant ist ein anderes Buch desselben Verfassers: „Vor und hinter den Coulissen!" (Wien, Hartleben), allerlei leicht hingeworfene Bilder, Genrestücke und Portraits aus der Künstler- und Schriftstellerwelt. Von einem eigenthümlichen Reiz, dem das Pikante nicht fehlt, ist die Skizze, welche den Namen und die Züge von Frau Anna Versing-Hauptmann trägt. — Aus dem Westen Amerika's, Chicago, geht uns ein Band Gedichte: „Lieder eines Wandervogels" von Willibald Winckler (Chicago, Ill., Druck der Ill. Staatszeitung) zu. Wenn die vorhin genannten Schriften nur das Vaterland, und von den angrenzenden Strichen nicht mehr schildern, „als man blühend in der Hand kann die Rosen tragen": so umfaßt Winckler's Gebiet nicht mehr und nicht weniger als den ganzen Orbis terrarum. Außer den Lyricis, die, wenn nicht in der alten Heimat, so doch nur von einem Sohn derselben gesungen sein können, finden wir aus unserm Erdtheil noch Spanien, dann Afrika, Asien, und neben dem Norden Amerikas besonders Cuba und Mexiko vertreten. Der Dichter besitzt unbestritten ein großes Formtalent und die Gabe, sich fremden Volksindividualitäten reproducirend anzuschließen. In seinen mexikanischen und cubanischen Liedern weht echt spanische Luft. Auch vom spanischen Pfeffer — vielleicht etwas zu stark für den deutschen Geschmack — erhalten wir Proben in seinen satyrischen Gedichten; doch scheint gerade das Feld der Satyre das zu sein, auf welchem Winkler sich am Originellsten giebt, wie er denn auch in Gemeinschaft mit den europäischen Gelehrten des „Kladderadatsch" der Verfasser des weitverbreiteten „Müller und Schulze in Amerika" ist. Interessant ist die dem Buch beigegebene Illustration: „Das erste Haus in Chicago, gebaut 1847" — nicht viel mehr als ein Bretterschuppen, da wo sich gegenwärtig, nach kaum 25 Jahren, eine stolze Stadt mit 220,000 Einwohnern erhebt. — Diese letztere Notiz verdanken wir dem unentbehrlichen Hülfsmittel aller Redactionen, Comptoire, Bureaus ꝛc., der „Statistischen Tafel aller Länder der Erde für 1869 von Dr. Otto Hübner" (Frankfurt a. M., Boselli).

Auf den Raum eines mäßigen Blattes ist hier Alles zusammengedrängt, nicht nur des Wissenswerthesten, sondern auch des Neuesten, was sich zur Statistik aller Länder der Erde sagen läßt. Man kann von dieser Tafel wirklich behaupten, daß sie die Weisheit „in nuce" gebe. — Dasselbe Lob der Gedrängtheit, Uebersichtlichkeit und genauesten Vollständigkeit — „in tenui labor" — läßt sich auf den Plan eines, allerdings auf einen größern Umfang berechneten Werkes anwenden, das uns in erster Lieferung vorliegt: „Encyclopädisches Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache: nach dem phonetischen System der Methode „Toussaint-Langenscheidt", von Dr. Carl Sachs" (Berlin, Langenscheidt). Wenn das Werk hält, was nicht nur der Prospect, sondern auch die erste bereits vorliegende Lieferung verspricht, so wird unsere Lexicographie um eine sehr bedeutende Leistung bereichert werden. Wir werden, was die deutsche Sprache betrifft, den Wortschatz von Grimm und Sanders, und was die französische betrifft, den der Akademie und des berühmten Littré'schen Dictionnaire in condensirter Form erhalten, mit steter Berücksichtigung der Literatur und Geschichte beider Nationen, so wie auch ihrer dialectischen und provinziellen Eigenthümlichkeiten, ihrer Ausdrücke des vertraulichen Verkehrs, ihrer Sprüchwörter ꝛc. Die Ausstattung ist vorzüglich, der Preis der Lieferung — 10 Bogen à 9 Sgr. — billig. Wir behalten uns vor, unseren Lesern über das Fortschreiten dieser verdienstlichen Arbeit von Zeit zu Zeit Nachricht zu geben. Die erste Lieferung des I. Theils (Französisch-Deutsch), welche außer dem umfangreichen Vorwort, Angaben und Quellen, Erklärungen, Conjugationstabellen ꝛc., den Anfang des Textes A—âne enthält, ist besonders ausgezeichnet durch ein Schreiben Littré's, des ersten jetzt lebenden französischen Lexicographen, dem das Werk gewidmet ist, an den Verfasser. Littré sagt darin, daß es zwei Gattungen von Wörterbüchern giebt, die nationalen und internationalen; daß sein Wörterbuch ein nationales sei, das von Sachs aber ein internationales zu werden verspreche. — Als ein brauchbares Hülfsmittel bei der Lectüre der deutschen Classiker erwähnen wir das „Kleine mythologische Wörterbuch zu den deutschen Classikern" von W. Dietlein (Braunschweig, Bruhn). Das kleine handliche Buch schließt sich in Format und Ausstattung den bekannten Hempel'schen Classikern an. — Von dem bisher anonymen Verfasser der mit so lebhaftem Beifall aufgenommenen „Lebenden Bilder aus dem modernen Paris", Herrn Professor Ad. Ebeling in Paris, den Lesern des „Salon" durch seine trefflichen Beiträge besonders gut bekannt, befinden sich (für den Verlag von Schöningh in Paderborn) vier neue Bände unter der Presse. Wir hegen keinen Zweifel, daß sie sich den fünf früheren würdig anschließen, die zu dem Gediegensten und Anmuthigsten zählen, was in neuerer Zeit über Paris geschrieben worden ist.

Von der andern Seite des Wassers.

New-Yorker Plauderei.

Krieg! Krieg, mit Wort, Feder, Blick und allen jenen Waffen geführt, welche Iphigenie meint, wenn sie ihrem Scythenkönig zuruft:

„Nicht herrlich wie die Euren, aber nicht
Unedel sind die Waffen eines Weibes!"

Nicht unedel, und wenn im Dienst von Dingen geführt, sogar verehrungswerth! Aber darum handelt es sich nicht. Politische Gleichstellung des Weibes als wählende Bürgerin, mit dem ausgesprochenen Hintergedanken an spätere Wählbarkeit für alle möglichen Staatsämter: das ist das Feldgeschrei, mit welchem gegenwärtig ein unerschrockenes Amazonenhäuflein, mehr durchdringend wie volltönend, die Union von einem Ende zum andern erfüllt.

An ihrer Spitze steht das Dreiblatt: Elisabeth Lady Stanton, Susan B. Anthony und Anna Dickinson, um die sich eine dichte Phalanx, vielleicht weniger talentvoller, aber nicht minder energischer Mitkämpferinnen schaart.

In der alten Welt noch nie, und selbst in der neuen, wo doch alle Bahnen frei sind, ist es in so kurzer Zeit einer Frau, die nicht der Kunst angehört, gelungen von der öffentlichen Aufmerksamkeit so sehr Besitz zu ergreifen und dieselbe so dauernd zu fesseln, als Anna Dickinson gethan. Wer sie ein Mal auf der Rednerbühne gesehen, wird ihre jugendlich-prächtige Erscheinung, ihre glänzende Rednergabe und ein gewisses, geniales Etwas, das über dem Ganzen schwebt, schwerlich so bald wieder vergessen können. Als eben erblühte Jungfrau hielt sie während des Bürgerkrieges Reden für die Union, Rhapsodien von einer häufig dämonischen Begeisterung getragen, und eine Fülle von Begeisterung weckend. Seitdem gehört sie zu den ersten „Rednern" des Landes, und ihre Vorträge werden kaum geringer honorirt wie die von Professor Agassiz, von Henry Ward Beecher oder von Karl Schurz. Als Vorkämpferin für das „sechzehnte Amendement" zur Verfassung der Ver. Staaten — dasselbe soll dereinst den Frauen das Stimmrecht geben, wie das fünfzehnte es den Farbigen soeben gegeben — genießt sie unter den Gläubigen dieser Frage ein um so höheres Ansehen, als sie vermöge ihres Talentes und ihrer bestechenden Aeußerlichkeiten ungleich mehr Proselyten zu machen im Stande ist als irgend eine andere ihrer Mitkämpferinnen. Aber derselbe herbe Ton unweiblicher Gehässigkeit gegen Alles, was nicht mit ihnen geht, ein Ton, der sich nachgerade zum Ausdruck des erklärten Hasses gegen das tyrannische Geschlecht der Männer emporgehoben hat, entkleidet in neuester Zeit auch die Reden der schönen Anna Dickinson — „gentle Anna" nennt sie das Volk kurzweg — ihres schönsten Schmuckes. Philippiken gegen die Männer im Munde eines blühenden Weibes — das ist etwas zu Bizarres, um anders, als bizarr wirken zu können. Wenn man die, jedes Maßes vergessenden, Ausfälle gegen das „fälschlich das stärkere genannte" Geschlecht der Männer, welche in den jüngsten Frauen-Conventionen zu Washington und hier aus

dem Munde von Frauen tönten, Revue paſſiren läßt, ſo fragt man unwillkürlich: ſind etwa jene Spartanerinnen wieder lebendig geworden, die, gegen ihre Väter, Brüder und Gatten ſich auflehnend, beſchloſſen, dem Staate keine Bürger mehr zu gebären? Hören wir, wie Anna Dickinſon, die ſich im Augenblick, da Sie dies leſen, auf einem Feldzuge gegen die polygamiſtiſchen Mormonen befindet, in der letzten öffentlichen Rede, die ſie in unſerer Stadt hielt, ſich dieſem Feldzuge gegen die Uſurpatoren und Tyrannen in Beinkleidern anſchließt, der ſie zu dem ſehr natürlichen Schluſſe führt, in Adam's Erſchaffung die Wurzel aller ſocialen Uebel zu erblicken — ohne freilich die Frage zu beantworten: was *ohne* Adam geworden wäre? Nach der Einleitung der in einem unſerer größten Säle und vor einem zur Hälfte aus Männern beſtehenden Auditorium gehaltenen Rede ging ſie zu dem Hauptangriff auf den Erbfeind ihres unterdrückten Geſchlechtes über: „Wenn ſich die Frauen mit Verbrechern, Bettlern und Idioten in einen Rang ſtellen, wenn ſie oberflächlich, ungebildet, frivol und abhängig ſein müſſen, um den Männern zu gefallen, und ſo dieſe übergeordnet, ſich ſelbſt aber untergeordnet zu machen — wie lohnt man ihnen dafür? Denken die Männer, daß ſie unſeren Wünſchen durch ihre Gewohnheiten und ihre Laſter nachkommen? Dadurch, daß ſie ihren Mund mit ſchmierigem Tabak vollſtopfen, den Fußboden damit verunreinigen, oder uns den Rauch davon in die Augen blaſen? Dadurch, daß ſie mit krachenden und ſchmutzigen Stiefeln in unſeren Häuſern herumknarren und ſich mit denſelben auf unſeren Stühlen ausſtrecken? Dadurch, daß ſie ihre Kleider zwölf Monate tragen, und mit dem Bart von acht Tagen im Geſicht herumgehen? Dadurch, daß ſie ihr halbes Einkommen für Clubs, Concerte, Theater, Trink- und Eßgelage, Geſellſchaften und ſonſtige Vergnügungen ausgeben, an denen ihre Frauen und Schweſtern keinen Antheil haben? Dadurch, daß ſie die Väter von Kindern ſind, von deren Exiſtenz ſie gar keine Notiz nehmen, oder höchſtens durch einen Ausruf hinter ihrer Zeitung hervor: „Bitte, kannſt Du das Kind nicht ruhig halten?“ Dadurch, daß ſie um eins, zwei und drei in der Nacht nach Hauſe kommen mit unſicherem Schritt, kaum im Stande, die Thürklinke zu finden? Glauben die Männer, daß eines von dieſen Dingen den Frauen gefalle? Nicht eines von ihnen! Somit, Ihr Herren, handelt Ihr in allen dieſen Fällen nach dem Beiſpiele des Poeten, welcher in unvergänglichen Verſen die Tapferkeit und den Heroismus pries; als aber Räuber ſein Haus überfielen, ohne Säumen durch die Hinterthür entfloh, indem er ausrief: „Meine Sache iſt es, Heldenthaten zu beſingen, nicht welche zu vollbringen!““

Noch übler aber ſpielte die geniale Gardinenpredigerin den Männern als Leitern der öffentlichen Angelegenheiten mit. Sie gelangte im Lauf ihrer Rede zu folgender Kritik ihrer legislatoriſchen Thätigkeit:

„Man ſagt heutigen Tages, „Männer ſind die natürlichen Geſetzgeber der Welt“, wie man dies in früheren Zeiten geſagt hat. Nun wohl, dann antworte ich Euch: „Wenn Männer die natürlichen Geſetzgeber ſind, dann iſt es hohe Zeit, daß ein Verſuch gemacht wird, die Natur zu vervollkommnen!“ Männer ſind Geſetzgeber geweſen auf den nationalen und ſonſtigen Gebieten. Auge um Auge, Zahn um Zahn — das iſt ihr Geſetz geweſen. Mord für Mord, Eroberungs- und Vernichtungskriege, Vielweiberei ꝛc. ꝛc. — die Folge davon: Trägheit, Vagabundenthum, Rohheiten, Verbrechen und Mord, die Armenhäuſer überfüllt, die Strafanſtalten übervölkert, die Galgen ſtets an ihrer grauenhaften Laſt tragend, geſellſchaftliche Zuſtände, unter denen das

Weib zum Laſter verdammt und für das Laſter beſtraft wird, während der Mann frei und unbehelligt einhergeht. Dies ſind einige Beiſpiele von männlicher Geſetzgebung und von deren Früchten! Männer betrügen, ſtehlen, ſchwindeln und lügen; ſie plündern und werden geplündert; ſie beſtechen und werden beſtochen; ſie verwandeln öffentliche Verſammlungen und Legislaturen in Riots, uſurpiren in hohen Stellungen alle möglichen Gewalten und dann ſchreien ſie: „Was, Ihr wollt Weiber haben, damit ſie regieren?“

Doch genug! Flüchten wir aus der Sphäre dieſer kriegeriſchen Schönheiten an die Bruſt des Friedens — freilich nicht jenes Friedens, der ein lieblicher Knabe am blumigen Bach lagert und Rohrflöten ſchnitzt. Den kennt der Amerikaner nur vom Hörenſagen und wenn ſein Frieden ſich auf's muſikaliſche Gebiet begiebt, ſo thut er es mit Trompetengeſchmetter, Glockengeläut, Kanonenſalven und zehntauſendſtimmigen Chören. So wenigſtens wurde er in Boſton während fünf aufeinanderfolgender Tage des vorigen Monats gefeiert und wenn man die Rieſenmuſik nicht über den Ocean hinweghören konnte, ſo lag dies nicht an den muſikaliſchen Heerſchaaren, die in dem amerikaniſchen Athen zu dem großen „Friedens-Jubiläum“ aufmarſchirt waren. Grant's ſchönes Wort, „laßt uns Frieden haben“, ſollte in Muſik geſetzt werden — das war der Grundgedanke des Maſtodontiſchen Feſtes im Boſtoner Coliſeum!? *)

Ein Ungethüm von Halle war dieſes Coliſeum an der Bonk Bay in guter Lage, aber in einem Styl errichtet worden, der zwiſchen dem einer Menageriebude und des Great Eaſtern die Mitte hielt. Nur um ein Sechstel an Länge der römiſchen Peterskirche nachſtehend, enthielt die muſikaliſche Arche eine anſteigende Eſtrade für 12,000 Muſiker und Sitze für 40,000 Zuhörer, neben denen ſich noch Raum für 10,000 Stehplätze darbot. Die Concerte fanden Nachmittags ſtatt. Um neun Uhr Morgens deſſelben Tages, an dem die erſte Aufführung vor ſich gehen ſollte, wurde die Mammuth-Halle fertig und kaum war das Klappern der Hämmer und Aexte verhallt, als auch die bisher nur in einzelnen Abtheilungen einexercirten muſikaliſchen Legionen zur erſten und letzten Geſammtprobe ihren Einzug hielten. Eine einzige Generalprobe! Es war daher kein geringes Wunder, wie namentlich auch kein geringes Verdienſt des Dirigenten, daß überhaupt noch eine Einigung ſtattfand, daß Das, was von den muſicirenden Maſſen hervorgebracht wurde, immer noch Etwas wie Muſik war. Nicht weniger wie 9500 Sänger und ein Geſammtorcheſter von 950 Inſtrumenten betheiligten ſich an den Aufführungen. Die Oberdirection führte Herr Gilmore, ein Iro-Yankee, der Vater der großen Idee. Die Chöre leitete Karl Zerrahn, das Orcheſter Julius Eichberg, die beiden gediegenſten Muſiker Boſtons, und hier wie immer die muſikaliſche Superiorität der Deutſchen auf amerikaniſchem Boden bewährend. Euphroſyne Parepa, die größte Oratorienſängerin unſerer Zeit und eine der größten Meiſterinnen des bel canto überhaupt und Ole Bull betheiligten ſich an dem

*) Von einem muſikaliſchen Erfolg wagen wir natürlich nicht zu ſprechen; aber der pecuniäre Erfolg war vollkommen. Der ſoeben veröffentlichte Bericht des Secretairs weiſt eine Geſammteinnahme von 413,000 Dollars gegen 312,000 Dollars Ausgaben nach. Von dem Ueberſchuß von mehr als 100,000 Dollars erhielt Herr Gilmore 50,000, der Reſt iſt wohlthätigen Stiftungen zugewendet worden. „Einem ſolchen Reſultate gegenüber“, ſchloß Herr Gilmore eine nachträglich über das Jubiläum gehaltene Rede „bleibt uns nur Eines zu thun: ein zweites, noch ein Mal ſo großes Muſikfeſt zu veranſtalten!“

Concert. Jene als Soloſängerin, deren Stimme den immenſen Raum ſiegreich füllte, dieſer als Führer der Geigen. Oratorien- und weltliche Muſik (Ouverturen zu Tell, Tannhäuſer ꝛc. ꝛc.) wechſelten. Die Nationalmelodie des „Star spangled Banner" vom ganzen Chor, dem ganzen Orcheſter und allen Anweſenden geſungen, bildete den Höhepunkt der jedesmaligen Aufführung. Der Tact dieſes Monſtre-Geſanges wurde durch die ſchon erwähnten Kanonenſchüſſe durch elektriſche Dräthe vom Orcheſter aus abgefeuert, ſo glücklich markirt, daß der Rythmus keine Gefahr lief, verletzt zu werden. Da außerdem ein jeder der Anweſenden mitſang, ſo erſcheint es natürlich, daß alle Kritik ſchwand und ein Jeder entzückt war. Aehnliche Begeiſterung wie der Maſſenvortrag des Nationalliedes erregte der an jedem Tag wiederholte Chor aus Verdi's Troubadour, der, in Amerika unter dem Namen der „Amboschor" bekannt, bei dieſer Gelegenheit außer vom vollen Chor und mit vollem Orcheſter auch noch unter Begleitung von einhundert Amboſen executirt wurde. Seine Hochfluth erreichte der Feſtjubel am zweiten Tage, an welchem Präſident Grant in Boſton zur Verherrlichung des ungeheuren Friedensſpektakels eintraf. Während das Concert nur von 20,000 Zuhörern beſucht war, hatten ſich bei dieſer Gelegenheit volle 50,000 eingefunden, die ſelbſtredend ſowol das Nationallied als auch den Händel'ſchen Chor „Dort kommt der Eroberer, der Held", mit welchem Herr Grant empfangen wurde, mitſangen. Ueberhaupt fehlte es nicht an berühmten Gäſten aus allen Theilen des Landes, aber nur des Einen unter ihnen ſei erwähnt, der, ein ſchlichter Privatmann, dennoch größer und preiſenswerther erſcheint, als alle jene Präſidenten, Generale, Senatoren und Millionaire, die, den Stolz des heutigen Amerika bildend, ſich auch zu der großen nationalen Muſikaffaire eingefunden hatten. Dieſer Eine iſt George Peabody: der Wohlthäter zweier Hemiſphären, der im Lauf weniger Jahre das Vermögen eines Kaiſers*) und mehr als das verſchenkt hat, jener Mann, deſſen Namen wie deſſen ehrwürdige Form man einſt zum ſprachlichen und bildlichen Symbol des Höchſten wählen wird, was werkthätige Nächſtenliebe noch geleiſtet! Ein Greis, ermüdet von der Laſt ſeiner Jahre und erſchöpft von den Strapatzen eines raſtlos thätigen Geſchäftslebens, landete er vor wenigen Wochen in New-York, um auf dem Boden ſeiner amerikaniſchen Heimat — Maſſachuſetts rühmt ſich ſeiner als ſeines edelſten Sohnes — Erholung und Wiederherſtellung zu finden. Am vierten Tage des Boſtoner Muſikfeſtes erſchien er auf demſelben als geladener Ehrengaſt. Nachdem ſich der anhaltende und rauſchende Jubel gelegt, der ihn empfing, ſprach der Gefeierte zu ſeinen Landsleuten. Der Mayor von Boſton, der ihn der Verſammlung vorgeſtellt, hatte ihn den Freund der Welt und den Freund Boſtons genannt. Erſteres lehnte der Antwortende als zu lobpreiſend ab; ein Freund ſeiner verſammelten Mitbürger zu ſein, das jedoch bezeichnete er als ſein höchſtes Streben und ſeinen höchſten Stolz. Mögen die Wünſche Kraft haben, die für den unvergleichlichen Mann zur Zeit Millionen von Herzen erfüllen, daß er in der Mitte ſeiner Landsleute Geneſung und noch für eine ſtattliche Reihe von Jahren neues Leben fände. Wenn die Welt ihn verliert — wer iſt da, ihn zu erſetzen? Kaiſer und Könige ſterben — und an ihrem Sarge ſtehen gekrönte Nachfolger. Staatsmänner, Künſtler, Feldherrn und Gelehrten vererben ihre Kenntniſſe, ihr Glück, ja ſelbſt ihre Talente — ein Peabody, welcher ſtirbt, hat Niemanden, dem er ſein Herz vererben kann. Die Welt würde trauernd und verarmt zugleich hinter ſeinem Sarge hergehen.

*) Zwiſchen fünf und ſechs Millionen Dollars.

Pariser Monats-Chronik.

Paris, August 1860.

Die Krisis und die Ex-Excellenzen. — Was Alles zu einem französischen Minister gehört. — Die Saison morte und die Invasion von jenseits des Canals. — Der Pariser Fruchtmarkt und die negative Schönheit der Engländerinnen. — Der immergrüne Auber und die Eleven des Conservatoriums. — Schon wieder eine Revolution, aber eine unschuldige. — Frl. Schneider in London fast von den Flammen verzehrt. — Emma Livry und Teresa Milanollo. — Das bevorstehende Napoleonsfest. — Vor hundert Jahren. — Das goldene Kaisergrab.

Nur keine Furcht, lieber Leser, daß ich heute wieder in meinen retrospectiven Fehler falle und ein Langes und Breites über die Ministerkrisis des vorigen Monats erzähle; höchstens darf ich mir einige flüchtige Personalien erlauben. Die alten Excellenzen sind *aus*- und die neuen sind *eingezogen*: das ist zunächst die Hauptsache; von den ersteren, mit alleiniger Ausnahme des Vicekaisers Rouher, spricht kein Mensch mehr . . . vergessen, verweht, wie es in der Politik einmal nicht anders ist. Einige von ihnen haben bereits einen weichen Senatorensessel mit 30,000 Franken jährlicher Einkünfte erhalten, wo sie sich von ihren Mühen und Strapazen ausruhen können.

Der Umzug der verschiedenen Minister hat aber immer etwas Komisches, und die indiscrete Tageschronik erzählt uns bei dieser Gelegenheit allerlei amüsante Details. Kaum ist das betreffende Decret erschienen, so hat das Reich des hochgebietenden Herrn aufgehört; gestern noch in allen Vorzimmern und Corridors und auf allen Treppen ein unterthäniges Bücken und Verneigen, wenn Se. Excellenz mit gewichtigen Schritten vorüber- und hinabging, um in die Karosse zu steigen und zum Conseil in die Tuilerien zu fahren, heute kaum mehr ein flüchtiger Gruß, denn alle Rücken und Nacken beugen und krümmen sich bereits vor dem neuen Stern, bis auch dieser wieder erbleicht und untergeht.

Der arme Herr Duruy, der Unterrichtsminister und eigentlich der populärste von den fünf Ex-Excellenzen, soll sogar in einem Fiaker nach seiner Privatwohnung gefahren sein und zwar aus Stolz, weil er den ihm zu Gebote stehenden Staatswagen keine Minute länger benutzen wollte. Sein Nachfolger, Herr Bourbeau, ein Advocat aus Poitiers, den kein Mensch kannte, hatte es noch besser gemacht. Er war ganz in der Stille und zu Fuß in dem Hotel, das er von nun an bewohnen sollte, angekommen und ging im Hofe auf und ab, wo er neugierig die verschiedenen Räumlichkeiten musterte. Der Portier wird seiner gewahr, geht auf ihn zu und fragt ihn ziemlich barsch: „Wer sind Sie, Monsieur, und was wünschen Sie?" — „Ich wünsche", antwortet der fremde Herr sanft, daß Sie in Zukunft recht höflich, gegen Alle sein mögen, die nach mir fragen werden: ich bin der neue Minister." Dem Portier soll der Schreck in die Glieder gefahren sein. Alsdann nahm Herr Bourbeau Besitz von seiner prächtigen Wohnung.

Dem Staatsminister Rouher kam der Umzug am härtesten an. Er hatte allerdings, wie seine übrigen Collegen, seine Demission gegeben, aber in der sichern Hoffnung, daß der Kaiser dieselbe nicht annehmen würde. Als nun das Gegentheil geschah, war er im ersten Moment untröstlich. Er, der Unentbehrliche, oder der sich doch unentbehrlich glaubte, ebenfalls bei

Seite gesetzt, wie die Andern. „Es ist nicht möglich!“ rief Napoleon I. in Fontainebleau, als er nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris den Senatsbeschluß erfuhr, der seine Absetzung decretirte, „es ist nicht möglich!“ Aber er mußte sich doch der eisernen Nothwendigkeit fügen. So auch Herr Rouher. „Meine Herren“, sagte er, als er aus dem letzten Ministerrath zurückkehrte, kleinlaut zu seinen Unterbeamten, die ihn in angstvoller Erwartung umstanden, „ich bin gar nichts mehr; Sie können einen Anstreicher rufen, um das Schild an unserer Thür übermalen zu lassen, denn das ganze Staatsministerium ist unterdrückt.“ Er hatte (so seltsam geht es bei solchen Katastrophen zu) noch soeben das Decret, gegengezeichnet, das den Präsidenten Duvergier zum Justizminister ernannte, und Duvergier's erste Unterschrift betraf das kaiserliche Decret, das die Entlassung Rouher's annahm und das Staatsministerium aufhob. „Das Leben ist nichts als eine große Comödie“, hat schon Balzac gesagt.

Die ellenlangen, schwerbestürzten Gesichter der sämmtlichen Ministerialbeamten erklären sich indeß leicht: ein Ministersturz (und hier war es gar ein fünffacher!) gleicht dem Sturz einer gewaltigen Eiche, die eine Menge kleiner Bäume und Bäumchen in ihrem Falle mit sich fortreißt und unter ihren Trümmern begräbt . . . „weithin zittert das Erdreich und dröhnt vom mächtigen Falle“, singt Homer und zu seiner Zeit gab es noch gar keine Minister. - Ich erkläre mich näher. Unter jenen Bäumen und Bäumchen sind die Söhne, Vettern, Neffen und sonstigen Anverwandten der Excellenz zu verstehen, die sämmtlich ihr Plätzchen im Schatten der Eiche gefunden hatten, sorgenfrei dahinlebten und den Kaiser und allenfalls auch den Herrgott einen guten Mann sein ließen, unbekümmert um die Zukunft, so lange nur ihr Protector seine große Klapptasche aus rothem Saffianleder, Portefeuille genannt, unter dem Arm trug. An Tage zu denken, von denen geschrieben steht: „sie gefallen uns nicht“, hatten sie keine Zeit, denn sie hatten sonst gar viel zu thun mit Federn probiren, Carricaturen-Zeichnen, Romanlesen und sonstigen Allotrias, wobei noch die jungen und schmucken unter ihnen am Fenster standen, um die zierlichen Pariserinnen zu mustern, die auf den Trottoirs vorübertrippelten und verschämte Grüße hinaufsandten. Das leidige Loos einer gewissen Classe von Ministerialbeamten in aller Herren Ländern und wol nirgends schlimmer als in dem großen, centralisirten Paris.

Gerade von dem obengenannten Monsieur Duruy erzählte man in Bezug auf die Vetterschaften bei seiner Erhebung viel bunte Geschichten. Er war ein abgesagter Feind des Nepotismus, das versicherte Jeder und er selbst hatte es deutlich erklärt, als er sein hohes Amt antrat. Er machte freilich sofort seinen einen Sohn zu seinem Cabinetschef, seinen zweiten zum Divisionschef, seinen Schwager zum Director, seinem Schwiegersohn und drei Vettern verschaffte er ähnliche Stellen, nach dem bekannten Sprichwort, das auch in Frankreich gilt und das Rabener in seinen Satiren so hübsch beleuchtet: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand . . . man denke sich nun, sagte man mit wichtiger Miene, die Wirthschaft im Unterrichtsministerium, wenn Herr Duruy ein Freund des Nepotismus gewesen, dessen entschiedener Feind er doch war.

So verschont hier der Witz nichts und am wenigsten die gefallenen Größen. Als im vorigen Jahre der Minister Pinard, der in der bekannten Baudin'schen Kirchhofsaffaire Paris zwei Tage lang fast in Belagerungs-

zuſtand verſetzt hatte, ein ſo klägliches Fiasco machte und über Hals und Kopf abtreten mußte (tombé à plat), verglich man den armen Mann ſogar mit einem Spinatgericht: „un plat d'épinards.“ Aber gleichviel; das Niederlegen eines Portfeuilles iſt immer eine harte Nuß, eine bittere Pille.

Wie es die Miniſter in andern Ländern haben, weiß ich nicht, vermuthlich gut und bequem; aber ich zweifle ſehr, daß ſie es in dem Maße haben, wie die hieſigen und es wäre vielleicht nicht unintereſſant, dies kurz aufzurechnen.

Ein franzöſiſcher Miniſter des zweiten Kaiſerreichs bezieht zunächſt an fixem Gehalt eine runde Summe von hunderttauſend Franken; für manche, wie für den Kriegs- und Marineminiſter, kommen noch 25,000 Frcs. ſogenannte Tafelgelder hinzu, die aber nicht mehr controllirt werden, wie unter Napoleon I., der ſich quartaliter genaue Rechnung ablegen ließ, ob jener Zuſchuß auch wirklich „vertafelt“ worden war, denn er hielt ſehr darauf, daß ſeine Miniſter ein großes Haus machten. Alsdann eine freie Wohnung mit Garten und Feuerung, dem Wortlaute nach alſo ganz wie etwa ein preußiſcher Landſchullehrer, der ſich bekanntlich ähnlicher Prärogative erfreut. Allerdings mit einem **kleinen** Unterſchiede. Die Wohnung des Miniſters iſt ein wahres Palais, größer und prächtiger als das ſchönſte Geſandtſchaftshotel und völlig und ganz auf Staatskoſten möblirt. Dies Ameublement bezieht ſich ſogar auf das Silberzeug, auf das Tafelſervice und auf das Tiſchgedeck, auf die Haus- und Küchengeräthe bis zum letzten Kochtopf hinab; auch die Bettwäſche und das übrige Leinenzeug iſt mit einbegriffen und Alles iſt mit der kaiſerlichen Chiffre, dem gekrönten N., verſehen. Dies letztere, nichts für ungut, der Ordnung wegen, damit Alles bei einem etwaigen Wechſel hübſch an ſeinem Platze bleibe und nicht „aus Verſehen“ beim Umzuge mit fortgenommen werde. Der Garten wird auf Staatskoſten gepflegt und wenn die Frau Miniſterin Excellenz Soiréen giebt, ſo ſorgt Herr Alphand, der General-Gartendirector von Paris, dafür, daß alle Säle, Galerien und Treppen mit den ſchönſten blühenden Topfgewächſen geſchmückt ſind. Das macht ihm dem Miniſter gewogen und in jenen Regionen wäſcht eine Hand die andere. An Feuerung werden alljährlich im Frühling unzählige Klafter Brennholz vor jedem Miniſterium angefahren, ſo maſſenhaft, daß die Vorübergehenden (wie oft war ich ſelbſt darunter) die Hände über den Kopf zuſammenſchlagen und, im Hinblick auf die hohen Holzpreiſe, wehmüthig ausrufen: ach hätteſt Du nur einen oder zwei von jenen Wagen voll, wie wäreſt Du glücklich! Es geht aber auch in's Unglaubliche, wie viel Holz in den Miniſterien verbrannt wird und noch kürzlich gelangte eine ſehr befremdliche Geſchichte an die Oeffentlichkeit, wo die Portiers und Hausbeamten eines gewiſſen Miniſteriums, das ich lieber nicht nennen will, die Holzaſche contractlich verkauft und ich weiß nicht wie viel tauſend Franken jährlich damit „gemacht“ hatten. Die guten Leute hatten freilich auch hier und da das Holz mit der Aſche verkauft. Doch das ſind Kleinigkeiten und ein Miniſter, der das Wohl des Staates im Auge haben ſoll, kann ſich unmöglich um derartige Bagatellen bekümmern.

So iſt denn Alles bereit zum Empfang des neuen Herrn, die Pendülen in den Sälen und Gemächern ſind aufgezogen, die Candelaber und Kronleuchter mit neuen Kerzen beſteckt, Spiegel, Bronce und Marmor (denn nichts fehlt zur Vollendung der Eleganz und des Luxus in dieſen fürſtlichen Räumen) ſchimmern und blitzen, die vergoldeten Möbeln ſind abgeſtäubt, die koſtbaren

Vorhänge und Portièren gelüftet, die Moquette-Teppiche gefegt und gebürstet, an den verschiedenen Eingängen stehen die schwarzen Huissiers mit ihren silbernen Halsketten, in den Küchen der weiße Maitre d'Hotel mit seinem gleichfarbigen Personal, die Schildwachen präsentiren, denn in jedem Ministerium befindet sich ein starkbesetzter Wachposten; in den Höfen laufen die galonirten Diener geschäftig hin und her, obwol sie nichts zu thun haben, in den Ställen werden die Pferde gestriegelt und in den Remisen die Galawagen geputzt ,u. s. w. u. s. w., da, da fahren Se. Excellenz vor. Abends ist bei der Frau des Portiers ein kleiner intimer Thee, zu welchem sich einige Freundinnen aus der Nachbarschaft eingefunden haben, und die Alte sagt unter dem Einschenken, aber leise und confidentiell: „Der vorige Minister war nicht besonders und der Kaiser hat ganz recht gethan, ihn zu entlassen; ich habe stets zu meinem Mann gesagt: der bleibt nicht lange, der wird nicht alt bei uns. Und so ist es denn auch gekommen. Hoffentlich ist der neue besser."

Lassen wir aber jetzt die Minister, nachdem wir sie installirt haben, zumal das Gerücht geht, daß das neue Collegium nur ein Uebergangsministerium sein wird, das möglicherweise schon theilweise oder ganz wieder zurückgetreten sein kann, wenn der Leser diesen Bericht zur Hand nimmt. Dem Frieden ist nämlich nicht zu trauen und wir leben hier in einer Epoche der Ueberraschungen. Die Krisis selbst kam allerdings sehr erwünscht, denn sie fiel in den Anfang der sogenannten saison morte, die für jeden Chronisten eine schlimme Zeit ist, weil so gut wie nichts in ihr passirt. Die vornehme Welt ist nämlich bereits auf- und davongegangen, an das Meer, auf Reisen oder auf ihre Güter; es gehört sogar zum guten Ton, sich in gewissen Kreisen nicht mehr zu zeigen und wem die Mittel zu einer größeren Reise fehlen, der geht auf vier Wochen in der Umgegend der Hauptstadt auf's Land, nur um den Schein zu retten. Fragt man alsdann in seiner Wohnung nach, so antwortet der Portier mit wichtiger Miene: „Monsieur ist in's Bad gereist („aux eaux") und die Zeit seiner Zurückkunft ist noch ungewiß." Ohne „poudre aux yeux" geht es hier einmal nicht. Spät Abends begegnen wir dann vielleicht zufällig dem abwesenden Freunde in einer Passage, oder in einem entlegenen Kaffeehause: „Der Tausend! Sind Sie schon wieder zurück? Ich glaubte Sie in Trouville, in Ems, Baden, Spaa oder sonstwo?" — „Stille, stille! da bin ich auch. Ich bin nur wegen dringender Geschäfte auf einige Stunden hier. Um Gotteswillen, verrathen Sie mich nicht!" Komisches Volk, diese Pariser!

Auf der andern Seite muß man indeß auch nicht glauben, daß in der Saison morte hier Alles todt und ausgestorben sei; im Gegentheil, die verschwundenen Pariser werden doppelt und dreifach durch die Fremden ersetzt, unter welchen in erster Reihe sich noch immer nach wie vor die Engländer befinden. Und gerade in den letzten Julitagen, wo ich dies schreibe, scheint die Invasion von jenseits des Canals bedeutender und lebhafter zu sein, als gewöhnlich und der Grund davon ist ein ganz eigenthümlicher. Man sieht nämlich auf den Boulevards, in den Elyseischen Feldern, im Palais-royal und in allen öffentlichen Gärten und Squares eine außerordentliche Menge Engländer, in der Regel ganze Familien, umherspazieren oder in Gesellschaft auf den Bänken und Stühlen sitzen und was thun? . . . Früchte essen. Das ist die Lösung des Räthsels.

Es ist eine bekannte Sache, daß Früchte in England und nament-

lich in London zu den Delicatessen gehören, die viel Geld kosten, wenn man anders gute haben will. Wer freilich das Geld nicht zu sparen braucht, findet auf dem Covent-Garden-Market das schönste und prächtigste Obst der Welt, das mit dem Chevet'schen im Palais-royal in jeder Beziehung rivalisiren kann und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es eben von Frankreich importirt wird. Das in England selbst gezogene Obst ist aber so schlecht, daß ein witziger Statistiker ganz recht hat, wenn er uns versichert, die einzige dort producirte und wirklich genießbare Frucht seien die gebratenen Aepfel. Frankreich hingegen ist das Obstland par excellence und Paris ist der große Hauptstapelplatz für alle möglichen Früchte der Welt. Seitdem man die Ananascultur in Algerien mit so glänzendem Erfolg betrieben hat, ist selbst diese Frucht so billig geworden, daß sie auf Karren in den Straßen feilgeboten wird: das Stück für zehn und zwölf Sous. Wenn daher Lord Seymour, originellen Andenkens, eigens aus England herüberkam, um eine goldene Tabaksdose, aus der er vorzugsweise gern schnupfte, und die er in seinem Hotel auf dem Boulevard des Italiens vergessen hatte, zu holen, und gleich wieder zurückfuhr — so kann sich ja auch wol ein anderes englisches Original mit Frau und Kind aufmachen, um billige Früchte in Paris zu essen, und da es derartige Originale am Themsestrande zu Tausenden gibt, so erklärt sich der starke Zufluß leicht.

Etwas Anderes erklärt sich aber viel schwerer, und es ist sehr delicater Natur, fast an das traditionelle chocking mahnend; auch vertraue ich es dem Leser nur ganz leise und sub rosa und zwar als ein lösungsbedürftiges Räthsel. Ohne lange Umschweife und um es deutlich zu sagen: woran liegt es, daß alle nach Paris kommenden Engländerinnen so . . . ich kann mir nicht helfen, aber das schlimme Wort muß heraus, . . . so häßlich sind? Ja, wenn die Engländerinnen überhaupt häßlich wären, so wäre die Sache, wenn auch traurig, so doch natürlich, aber wer je in London, oder sonst in England gewesen ist, der weiß, daß es dort an weiblichen Schönheiten wahrlich nicht mangelt. Steht doch in meiner eigenen Erinnerung ein großer Concerttag im Sydenham-palace mit Regenbogenglanz (ich werde ganz poetisch gestimmt, wenn ich nur daran denke!), wo ich einen solchen Kranz huldvoller, schöner Frauen gewahrte, daß derjenige des Königs Franz, „auf hohem Altane" im „Handschuh", nichts dagegen gewesen wäre, und daß mich nur die übergroße Menge jener reizenden Gestalten vor ernstem Verliebtwerden schützte, eben weil ich mich für keine entscheiden konnte; wie Platen die schönen Bewohner von Florenz schildert:

„Kaum hat der Blick, vor zögerndem Unbestand
Sich scheuend, freudvoll eine Gestalt erwählt,
Als höchste Schönheit kaum gefeiert,
Wandelt die schönere schon vorüber."

Und nun dieser klägliche, unbegreifliche Gegensatz, als hätte das befreundete Nachbarvolk es sich recht angelegen sein lassen, uns von der sogenannten schöneren Hälfte des Geschlechtes seine malheureusesten Exemplare zu expediren. Unglaubliche Toiletten und namentlich in der Farbenwahl der Stoffe ein Ungeschmack, der den simpelsten Kleinstädtern ein mitleidiges Lächeln entlockt, dazu große Zähne und noch größere Füße und die Manier, beides so viel wie möglich zu zeigen, garstige Chignons, die schon ein hübsches Gesicht verunzieren, um wie viel mehr ein häßliches, spindeldürre, hagere Figuren, ohne Grazie und Eleganz . . . aber genug der Litanei, die mir

Unvorsichtigen alle jene Töchter Albions auf den Hals laden könnte, wenn ihnen diese Chronik zu Gesicht käme.

Die Fruchthändler indessen, die seit Anfang Juli durch alle Modulationen der Tonleiter, aber stets sehr disharmonisch, in den Straßen von Paris ihre Waaren feil bieten, sind die Einzigen, welche die ästhetische Seite dieses betrübenden Factums unberücksichtigt lassen und nur die materielle im Auge haben, nämlich den Geldgewinn; sie sind daher seelenvergnügt, denn (eine letzte schreckliche Eigenthümlichkeit!) die Häßlichsten haben den stärksten Appetit und verzehren am meisten.

Um den Contrast am vollständigsten zu haben, brauchte man nur zu eben jener Zeit in das Conservatorium zu gehen, wo sich eine Menge Pariserinnen producirten, eine niedlicher und zierlicher als die andere und Alle bemüht, die Augen der Richter und des Publicums zu gewinnen und zu bestechen. Im Julimonat findet dort nämlich alljährlich der große declamatorische und musikalische Wettkampf unter den Eleven statt, die entweder siegreich und mit einem Engagement für irgend eine französische Bühne, oder besiegt und mit einem erneuten Studienjahr den Schauplatz verlassen. In der Mittelloge (denn es befindet sich im Conservatorium ein vollständiges Theater) sitzt der Areopag und an seiner Spitze der Director Auber, als Minos, aber nicht als ein strenger, unerbittlicher, sondern als ein sehr milder und liebenswürdiger, der trotz seiner siebenundachtzig Jahre noch immer keine Anstalt zu machen scheint, den Freuden der Welt, oder gar der Welt selbst Valet zu sagen. Auber ist wirklich ein Phänomen. Ich erinnere mich noch, wie ich ihn, als ich vor bald zwanzig Jahren (grand Dieu, wie die Zeit geht!) nach Paris kam, zum ersten Male gesehen und zwar in der komischen Oper, wo er die Aufführung seiner „Krondiamanten" selbst dirigirte, weil der Präsident Louis Napoleon, mit seiner Tante, der Großherzogin Stephanie von Baden, der Vorstellung beiwohnte. Ich machte von meinem Parquetplatze aus, dicht hinter dem Orchester, große Augen beim Anblick des berühmten Componisten „Fra Diavolo's" und der „Stummen" und erstaunte über die Lebendigkeit und Rührigkeit des Mannes, der schon damals fast ein Siebziger war. Eine kleine, bewegliche, zierliche Figur, mit sorgfältiger Eleganz gekleidet, der feine Kopf, mit den kurzen schneeweißen Haaren, geistreich und ausdrucksvoll, lebhaftes Geberdenspiel und ein freundliches Grüßen und Winken nach allen Seiten; aber wenn er sich auf seinen Sessel zurechtgesetzt und den Commandostab ergriffen hatte, plötzlich verwandelt: ernst und gemessen und wie von einem höheren Geiste beseelt, der sich sofort allen Musikern mittheilte, die wie gebannt saßen und auf jede Bewegung des Meisters ängstlich lauschten — so war Auber im Jahr 51 und so ist er noch heute, ja man fühlt sich fast versucht, zu behaupten, er sei noch frischer und jünger geworden.

Neben Auber saßen Ambroise Thomas, der Componist des „Hamlet", der mit seinem düstern Gesicht wirklich etwas an Rhadamantus erinnerte, und Pasdeloup, der Director der hiesigen Volksconcerte, der so viel zur Verbreitung guter und namentlich der classischen deutschen Musik thut, und alsdann die übrigen Tonkünstler, die zum Comité gehören. In früheren Jahren sah man bei solchen Gelegenheiten noch zwei andere weltberühmte Koryphäen: Rossini, den man aber mit seinem behäbigen Gesicht, seinem Oberrock von feinem Tuch, seinen weißen, fetten Händen und seinem übrigen Embonpoint eher für einen prosaischen Banquier, als für den Componisten des

„Tell“ gehalten hätte, und Meyerbeer, mit wildem Haar, nachläſſiger Kleidung und feurigen Augen, eine echte Künſtlernatur, zwanglos und genial — aber ihre Plätze, die ſie einſt ſo ruhmvoll einnahmen, ſind verwaiſt und werden ſo leicht nicht wieder beſetzt werden, denn der unerbittliche Tod hat ſie bereits abgerufen; nur den Dritten dieſer glorreichen Trias hat er verſchont, wie wenn er ihn vergeſſen hätte, und der alſo Begünſtigte hütet ſich wol, den ſchlimmen, gefürchteten Gaſt an dies Vergeſſen zu erinnern ..... er lächelt und ſcherzt, nimmt dann und wann eine zierliche Priſe aus einer brillantenbeſetzten, prächtigen goldenen Doſe, das Geſchenk irgend eines gekrönten Hauptes, ergreift dann haſtig das Opernglas, um es auf die Bühne zu richten und die kleinen Damen näher zu betrachten, denen er von jeher ſo hold geweſen und die ihr Möglichſtes thun, hier durch wohlklingende Recitation rührender Verſe, dort durch harmoniſche Rouladen und Triller, den Minos und ſeine Trabanten günſtig zu ſtimmen.

Faſt hätte es aber diesmal eine kleine Revolution gegeben — es iſt ſchrecklich, die revolutionairen Ideen machen ſich ſeit einiger Zeit in allen Sphären geltend — das Gewitter zog indeß glücklicherweiſe nur als flüchtige dunkle Wolke vorüber und kam nicht zum Ausbruch. Eine Sängerin, die nach dem Urtheil des verſammelten Publicums vortrefflich geſungen und ſomit einen Preis verdient hatte, fand keine Gnade vor den Ohren des Präſidenten und ſeiner Beiſitzer, und ihr Name wurde am Schluß nicht proclamirt .... allgemeine Beſtürzung, die ſich durch ein Ziſchen und Pfeifen zu erkennen gab, das an die ſchönſten Momente des Tannhäuſer'ſchen Fiasco's erinnerte.

„Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus, Um Gnade flehen alle Brüder“

.... eigentlich richtiger Schweſtern, denn das Publicum beſteht bei jenen Concourſen zumeiſt aus Damen und dieſe wieder zumeiſt aus Anverwandten der Eleven; der gute Monſieur Auber kam in nicht geringe Verlegenheit; ſo ſeine Autorität verkannt zu ſehen, und mit ihr die Unfehlbarkeit des hohen Areopags! Aber das Pfeifen und Ziſchen wurde heftiger, und Brummen und Miaulen geſellten ſich hinzu, für einen Muſentempel, der nur den reinen Harmonien geweiht iſt, ein doppeltes Sacrilegium. Endlich weicht das Comité der gebieteriſchen Nothwendigkeit: die Herren, die ſeit Menſchengedenken eine ſolche Manifeſtation nicht erlebt hatten, ziehen ſich zu erneuter Berathung zurück .... wäre doch jede Jury ſo leicht und ſchnell zu erweichen! .... und erſcheinen ſchon nach drei, vier Minuten wieder auf der Eſtrade und der Präſident ſagt mit ſeinem feinen, gewinnenden Lächeln: „Wir fügen uns gern dem allgemeinen Wunſche und modificiren unſer Urtheil in Bezug auf Mademoiſelle X. dahin, daß wir derſelben einen zweiten Preis zuerkennen.“ Lauter Jubel und Applaus und ein „Vive Auber!“ das gar kein Ende nehmen wollte; man hätte ihn im Triumph nach Hauſe getragen, wenn er ſich nicht durch eine Hinterthür der begeiſterten Ovation entzogen, und — wenn es nicht gar zu heiß geweſen wäre. Aber das Suffrage univerſel, dem wir hier zu Lande Alle, ſelbſt der Kaiſer nicht ausgenommen, unterthan ſind, hatte wieder einmal einen glänzenden Sieg gefeiert.

Nicht alle Nachrichten übrigens aus der Theaterwelt ſind ſo erfreulicher Art; aus London meldet man uns wenigſtens, daß im dortigen Drurylane-Theater die Schneider faſt verbrannt wäre. Die Offenbach'ſche Diva macht bekanntlich ſeit einigen Monaten an der Themſe Furore und reißt die phlegmatiſchen Engländer zu ſo enthuſiaſtiſchen Demonſtrationen hin, wie man

Aehnliches unter jenem kühlen Himmelsstriche kaum je erlebt hat. Einigen Gentlemen soll sie sogar den Kopf dergestalt verrückt haben, daß es zu Herausforderungen und dergleichen gekommen ist. Die Diva selbst bleibt dabei ihren kosmopolitischen Principien treu: ihr großes Herz hat Raum für Alle, sei es als „schöne Helena", oder als Eurydice im unterweltlichen „Orpheus". In der Schlußscene der letztgenannten Oper wäre sie aber fast selbst in Flammen aufgegangen, und zwar nicht in Liebesflammen, wie sie deren seit Langem in den Gemüthern ihrer Verehrer und Anbeter entfacht hat, sondern in dem Brillantfeuer der Gaslampen. Der Scherz ist schon erlaubt, weil das Unglück so gut wie keines gewesen; denn von dem versammelten Olymp sprangen noch rechtzeitig ein paar Götter herbei und umhüllten die nach Hülfe Rufende mit ihren Mänteln, sonst hätte es schlimm genug werden können. Der Vorhang fiel allerdings, ging jedoch nach wenigen Minuten wieder auf, und die arme Euridyce trat vor, um sich dem Publicum zu zeigen und es dadurch zu beruhigen. Die Göttermäntel hatte man ihr aber gelassen, da ihre leichte Bekleidung sehr defect geworden war und sie sich doch nicht wol (so sagt wenigstens der Berichterstatter, dem ich diese Notiz entnehme) als Venus Anadyomene präsentiren konnte.

Unwillkürlich gedenken wir bei diesem Unglück des weit schrecklicheren, das hier in Paris die liebenswürdige Tänzerin Emma Livry traf, die vor einigen Jahren in der Großen Oper buchstäblich verbrannte, und an das andere aus einer weit früheren Zeit, wo fast die jüngere Milanollo ein gleiches Schicksal betroffen hätte. Dies letztere Ereigniß war so romantisch und wunderbar, daß ich es schon deswegen der Vergessenheit entziehen möchte. Die beiden Wundermädchen spielten eines Abends, wenn ich mich recht entsinne, im Hoftheater zu Karlsruhe, das im Jahr 1847 selbst ein Raub der Flammen wurde, und standen gerade auf der Höhe ihres Ruhms. Während des Spiels war die jüngere zu dicht an die Rampe getreten, so daß plötzlich ihr zartes Kleidchen Feuer fing . . . „ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört" . . . aber in demselben Augenblick fährt die ältere Schwester in bewunderungswürdiger Geistesgegenwart mit ihrem Bogen über die brennenden Volants, schlägt rasch das Feuer aus und Beide spielen in heiterer Ruhe weiter, wie wenn nichts passirt wäre. Den ungeheuren Applaus kann man sich leicht vorstellen: der Zauberbogen, der schon so viele Wunder gethan, schien wirklich gefeit zu sein, denn er hatte die Schwester gerettet.

Doch ich plaudere hier von Dingen, die streng genommen gar nicht zu meiner Chronik gehören, und vergesse darüber Wichtigeres, so unter Anderm die Vorbereitungen zum nahen Napoleonsfeste, das in diesem Jahre glänzender als je zu werden verspricht, weil es zugleich eine Feier des hundertjährigen Geburtstages Napoleon's I. sein soll. Freilich, wenn der Leser diese Blätter zur Hand nimmt, ist längst Alles vorbei, die Lichter und Lampen niedergebrannt, die Flammenguirlanden und Feuerlinien der Elyseischen Felder und des Tuilerienparkes erloschen, der Wein getrunken und der Braten gegessen, Notabene von den Glücklichen, die Beides servirt bekommen haben und zu denen in erster Reihe die Soldaten der Pariser Garnison gehören. Auch dieser denkwürdige Tag ist alsdann in dem großen Lethestrom versunken, der unaufhaltsam und unerbittlich durch unser Leben rauscht und Alles, Alles verschlingt, bis wir selbst darin untergehen.

Wenn am Abend des 15. August 1769, wo das kleine neugeborene

Knäblein Napoleon zu Ajaccio in der Wiege lag, eine Fee an das Bett der Wöchnerin getreten wäre und ihr einen Zauberspiegel mit den blendenden Zukunftsbildern dieses Kindes vorgehalten hätte: die schwindelnde Höhe und den blutigen Schlachtenruhm dieses Einzigen, der, im Gefolge von Königen und Königinnen, Kronen und Länder nach Gutdünken verschenkte, und alsdann den jähen Sturz; und die Mutter, Läticia Romalino, als „Madame mère" bei der Krönung in Notredame und später in ihrem stillen Gartensaal zu Rom, wo sie die Besuchenden wehmüthig fragte: „Spricht man noch manchmal in Frankreich von meinem Sohn?" .... und dieselbe Fee am Sterbelager des Dulders zu Longwood, des einstigen Weltgebieters, der jetzt, ein gefesselter Prometheus, den Launen eines Gefängnißwärters anheimgefallen war, um sein brechendes Auge ebenfalls in den Zauberspiegel schauen zu lassen: seine glänzende Apotheose, das Wiederaufleben seines Geschlechts und eine unermeßliche Feier mit tausendfachem Tedeum zu seinem hundertjährigen Geburtstage durch ganz Frankreich, und schließlich sein wundervolles Grab im Invalidendom, wie ein Wallfahrtsort und kaum sichtbar unter den Blumen und Kränzen .... welch' eine Schicksalsverkettung und welch' eine Wandlung! wol geeignet, den Blick von der faden Alltäglichkeit unseres Lebens höher hinaufzulenken, wo wir dereinst die Lösung finden werden all' dieser dunklen Räthsel — — die prächtige Kuppel des Doms, in welchem er schläft, auf seinem Porphyrsarge der kleine Hut und der Degen von Austerlitz, ist von oben bis unten neu vergoldet und leuchtet und blitzt wie eine Sonne in mein Fenster hinein und weithin über das ganze unendliche Paris; sie nehmen gerade die letzten Gerüste fort, die Arbeiter kriechen wie schwarze Fliegen auf der schimmernden Wölbung, Alles Gold und Gold; ein Werk, auf das man viele Jahre und viele Hunderttausende verschwendet hat, damit das prophetische Wort wahr werde, das sich im Munde des Volkes bis heute erhalten hat, und das einst eine polnische Wahrsagerin dem Kaiser, der sich ihr als Unbekannter vorgestellt hatte, gesagt haben soll: „tu auras un tombeau d'or." In der Nacht des 15. August, der hundertjährigen Geburtsnacht des großen, schrecklichen Mannes, für dessen maßlosen Ehrgeiz über fünf Millionen Menschen sterben mußten, wird sein goldenes Grab im Brillantfeuer strahlen, hinter dem gigantischen Triumphbogen der Elyseischen Felder wird ein flammenspeiender Vesuv die Raketengarben und den Leuchtkugelregen seines Feuerwerks über die Weltstadt senden, und mehr als eine Million Neugieriger wird sich bis an den frühen Morgen über die Boulevards und durch alle Gärten und Straßen drängen, um ja nichts von dem Illuminationsschauspiel zu verlieren.

Wir aber, die wir das Napoleonsfest nun schon so viele Jahre gesehen (es ist im Grunde alljährlich immer ein und dasselbe) und die wir überdies ernster geworden, haben für diesen Tag mit einigen Freunden eine Tour nach Meudon verabredet, wo wir gerade fern genug sind, um dem entsetzlichen Lärm und Staub zu entfliehen, und auch wieder nahe genug, um von der herrlichen Schloßterrasse das erleuchtete Paris zu unsern Füßen zu sehen. Wir können dabei sogar — und die Zeit ist wirklich ganz dazu geeignet — im Schatten der dortigen majestätischen Eichen und Buchen, unter denen schon Ludwig XV. und XVI. gewandelt, philosophische Betrachtungen anstellen über die Nichtigkeit und Vergänglichkeit aller irdischen Dinge hinieden.

Im Rauchzimmer.

Endlich sind wir auf dem Lande. Kein Wort beschreibt das Hochgefühl, mit welchem wir die Bäume grüßten, die Felder, die gleich hinter dem Bahnhof sich zeigen, und nun gar erst die Strohdächer der Dörfer, an denen wir vorüberflogen, die Chausséen und die Wirthshäuser an der Heerstraße und die Frachtwagen, bis das Ziel der Reise erreicht war: eine kleine Stadt am Fuße des Gebirges, deren Einwohner die besten Menschen von der Welt sind. Sie vor den Thüren der Häuser stehen und ihre langen Pfeifen rauchen sehen ist allein schon ein Genuß. Lange Pfeife — Symbol der Jugendzeit! Nur wer ein tiefes Gemüth besitzt, kann Dich schätzen; nur wer ein gutes Gewissen hat, Dich rauchen. Es schmeckt zwar miserabel und riecht noch ärger; allein es ist so poetisch! Weiß der Himmel, ich war stark in Versuchung, in den nächsten Drechslerladen zu treten und mir auch eine lange Pfeife zu kaufen. Allein Madame war dagegen; sie fürchtete die Macht der Gewohnheit und meinte, daß es mit der Poesie, der Jugend und der langen Pfeife für einen soliden Ehemann nun ein-für allemal aus sei. „Du hast Recht, Täubchen", erwiederte ich, „genießen wir also die Freuden des Landlebens." Welch ein Himmel von Ruhe nahm uns auf! Ein Garten, rings eingeschlossen von Hecken und Bäumen, ein Häuschen darin, von Weinlaub umsponnen, und so still, so still! Ihr könnt Euch gar keinen Begriff machen, Ihr, die Ihr nicht dem Trubel der Großstadt entronnen seid, gar keinen Begriff von der Seligkeit, endlich einmal allein zu sein, endlich einmal anstatt des marternden Lärms ihrer Straßen nichts mehr zu hören, als das Rauschen des Windes, das Säuseln der Blätter, endlich einmal zu ruhen an dem Busen der Natur ... Allein schon der nächste Tag sollte mich aus dem süßen Traume wecken. Früh Morgens nämlich um fünf Uhr erklang aus fürchterlicher Nähe die Melodie der letzten Rose, gespielt auf einem — Baß! Denkt Euch die letzte Rose und des Basses Grundgewalt! Eines von Beiden wäre schon hinreichend, den geduldigsten Menschen um fünf Uhr Morgens zur Verzweiflung zu treiben; aber Beides! Beim Morgenkaffee, nach einer schlechtverbrachten Nacht, erfuhren wir, daß nicht zwanzig Schritte von uns, durch hohe Bäume verdeckt, das Haus des Musikmeisters hiesiger Stadtgemeinde sei und daß seine Recruten so früh schon auf „Viola, Baß und Geigen" exercirten. „Man soll sich nichts Besseres wünschen, als gute Nachbarn", rief ich ironisch; allein meine Frau, die der Ironie weniger zugänglich und dabei von einer gewissen Entschlossenheit ist, sprach sich deutlicher aus: „Es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt." — Dieses Wort Wilhelm Tell's im Munde meiner Frau versetzte mich einigermaßen in Schrecken. Denn wenn sie Etwas sagt, so behält sie immer Recht. Wir sollten indeß unsere Nachbarschaft erst kennen lernen. Kaum stieg die Sonne höher, so vernahmen wir aus den stillen Gründen, die gestern noch die Sitze des Friedens selber geschienen, zuerst hier ein Clavier (und was für eins!), dann dort einen Sologesang. Wie nun aber ein Vogel den andern nicht zwitschern hören kann (oder ein Lyriker den

andern), ohne fröhlich einzustimmen (wie es heißt: singe, wem Gesang gegeben!) — so mußten wir bald die schreckliche Erfahrung machen, daß noch mehr Claviere da seien, noch mehr Sänger, noch mehr Sängerinnen, und wie sich Alles wundersam verschlang, die Gnadenarie mit „le roi bu-qui s'avance", der Marsch der 34er von Parlow mit der „schönen, blauen Donau" von Strauß: da brach aus irgend einem bisher ungeahnten Hinterhalt eine Geige los mit „Guter Mond, Du gehst so stille". Was sind alle Schrecken der letzten Rose auf einem Baß gegen den guten Mond, gespielt auf einer Geige, Vormittags zwischen Zehn und Eilf! Wohin waren meine Träume vom Busen der Natur, von Windesrauschen und Blättergesäusel! — „Hypokriten!" rief ich, indem ich die Bäume ansah, die ringsum ihre Wipfel neigten und ihre Zweige schüttelten (vor Lachen, glaub' ich) — diese höhnischen Zweige, hinter welchen alle die Sänger, Geiger und Pianofortespieler saßen. Um eilf Uhr ward es etwas stiller. Doch nun kamen die Kinder. Haltet mich nicht für einen Barbaren; aber seitdem ich diese Kinder habe schreien hören, begreife ich alle Menschenfresser, alle Wehrwölfe der Märchen und alle Rattenfänger von Hameln. Ich hätte sie vergiften können, diese kleinen Creaturen, denen man fälschlich die Attribute der Unschuld beilegt — Lüge ist es; Lüge ist Alles, die Natur, die Poesie, die Unschuld ... O, dieses Landleben! Es wird mich noch zum Zweifler an Allem machen, was mir bisher heilig war. Wäre ich in der Stadt geblieben, um mir meinen Glauben an den Frieden der Natur und die goldene Lust der Kindheit zu retten! Mit diesen Gedanken und der „Nationalzeitung" legte ich mich nach Tisch auf's Sopha, um mich zu erholen von den Strapazen der Nacht und des Morgens. Allein nun kamen die Fliegen — Fliegen, sage ich Euch, von jeder Beschaffenheit und Größe, Fliegen von einer Impertinenz, wie ich sie zuvor nie gesehen. O, Fliegen der großen Stadt, rief ich, vor Euch kann man sich doch wenigstens schützen, man hat Neumann'sches Fliegenpulver und Schwarze'schen Fliegentod mit drei Kreuzen und einem Todtenschädel. Aber auf dem Lande hat man nur Fliegen. Ich mußte also wieder aufstehen, ohne meine Zeitung halb gelesen zu haben. Es war drei Uhr Nachmittags. Doch nun bewahrheitete sich Shakspeare's Wort. Das Unglück, welches sich in den Morgenstunden nur wie einzelne Spione gezeigt, überfiel uns jetzt mit ganzen Regimentern. Mit einem Wort: es war Concert. Nichts ist im Stande, dem ahnungslosen Gemüth eine Vorstellung von diesem Höllenlärm zu geben, welchen man auf dem Lande „Concert" nennt. Die beiden einzigen Instrumente, welche die Stimmung halten, sind das Becken und die Pauke. Wenn diese beiden Marterwerkzeuge loslegen, so zittert das ganze Thal; über allen Hügeln hört man es in schreienden Mißtönen, wenn auf dem Lande Concert ist. Allein die Bewohner der guten Stadt schienen anderer Meinung; sie klatschten lauten Beifall nach jedem Stück, verlangten sogar da capo, was natürlich den Lärm und meine gute Laune noch vermehrte. Mein einziger Trost war, in dem regellosen Wirrwarr meinen Freund von heut' früh fünf Uhr, nämlich den Baß von der letzten Rose wiederzuerkennen, sowie zu erfahren, daß unser Garten und Sommerhaus in der Mitte der hiesigen Hauptvergnügungsorte liege, welche ich, damit die Bewohner dieser guten Stadt mich nicht steinigen, Disharmonie und Discordia nennen will. Spät am Abend tauchte noch ein drittes Vergnügungslocal auf, in welchem die Liedertafel sang und ihr Zusammensein mit Windbüchsen und Raketen beschloß. Es war Mitternacht, als der letzte Ton verstummte und wieder

Stille herrſchte in dem glücklichen Thal. Da begann ein Hahn in der Nachbarſchaft zu krähen. Ich wurde bleich wie ein Geiſt (deſſen Stunde geſchlagen) und rief: „Auch das noch!“ — Aber meine Frau, die immer Recht hat, lächelte bedeutungsvoll. „Das iſt unſere Rettung!“ ſprach ſie. — „Wie ſo?“ wagte ich ſchüchtern zu interpelliren. „Ein Hahn um Mitternacht bedeutet Witterungswechſel“, erwiederte ſie. — Und ſo war es. Am andern Morgen heulte ein fürchterlicher Sturm, der die Wolken jagte, dann fing es an zu regnen und kalt zu werden, und zwar ſo, daß es nach acht Tagen noch immer regnete und noch immer kalt war. Das aber war ein probates Mittel ſowol gegen die letzte Roſe und den Baß, als gegen den guten Mond und die Geige, gegen Kinder, Fliegen und Concerte. Wir leben jetzt wie in einem Paradieſe, klappern mit den Zähnen und haben rothgefrorene Naſen. Wir ſchreiben den 11. Auguſt, haben 7 Grad R., ein gutes Feuer im Ofen und Friesröcke an, wenn wir in unſerem Garten ſpazieren gehen. Eine himmliſche Stille herrſcht in der ganzen Umgegend, nur zuweilen unterbrochen aus einer der benachbarten Wirthſchaften durch den Ruf „Alle Neune!“ Ich meinte zuerſt, daß dieſer Ruf mir gelten und eine malitiöſe Anſpielung ſein ſollte, da ich im Verdacht ſtehe, den neun olympiſchen Damen zuweilen den Hof zu machen. Allein meine Frau, die gar nicht eiferſüchtig iſt und immer Recht hat, benahm mir auch den Wahn. „Sie kegeln nur“, ſagte ſie in ihrer überlegenen Weiſe. „Meinetwegen“, erwiederte ich, indem ich einen friſchen Klotz in den Ofen ſchob; „ſo viel aber habe ich eingeſehen: 7 Grad R. und ein geſinnungstüchtiges Feuer — das iſt die einzige Möglichkeit, um auf dem Lande glücklich und zufrieden zu leben!“

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Ueberſetzungsrecht ſind vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Salon.

Der Vetter.

Eine Pfälzer Geſchichte von **E. Diethoff.**

I.

„ . . . . . Da dehnen ſich die Flächen,
Wo Korn und Traube reift:
Da iſt mit weißen Bächen
Das grüne Land geſtreift;
Da ſchwärmen Bienenkörbe,
Da wiehert Pfluggeſpann,
Da funkelt Juda's Erbe
Von Berſeba bis Dan." —

„Juda's Erbe? — warum? Weil Sie die Handelsjuden in blauen Ueberhemden mit Geißelſtecken in den Händen in ſo auffallender Mehrzahl am Bahnhof in Neuſtadt verſammelt ſahen und die ſcharfen ſemitiſchen Laute den tiefen Bierbaß unſeres altbayeriſchen Conducteurs übertönen hörten? Weil Sie das Getreibe und Gehaſte dieſes rührigen Volkes ſahen, das Jehova unter die Völker zerſtreut, meinten Sie in Paläſtina zu ſein? Aber, Beſter, es iſt Markt in Mannheim und dieſe Nomaden ziehen mit ihren Heerden auf dem Eiſenweg dahin. Uebrigens müſſen Sie ſich in der Pfalz den Landjuden gefallen laſſen, er gehört zu unſeren Wahrzeichen, ohne ihn iſt keine pfälziſche Landſtraße, kein Bahnzug und vor Allem keine Omnibusfahrt denkbar; das Erbe der Pfalz iſt dem Volke Gottes aber noch nicht zugefallen."

„Nein, nein!" rief Derjenige, welcher die Verſe recitirt hatte, „dieſe Idee wollte ich mit Freiligrath's klingenden Reimen nicht ausdrücken, man glaubt, dieſe Verſe ſeien im Anſchauen Ihres funkelnden Landes gedichtet worden, und jedenfalls paſſen dieſelben beſſer auf dieſes, als auf das glühende Paläſtina. Wie ſchön, wie ſchön iſt dieſes Land! Sehen Sie den Glanz der weißen Bäche in den grünen Wieſen, die Ueppigkeit und Dichtigkeit der Baumkronen, dieſe weitgezogenen Rebgelände und dieſe köſtlichen, kühn geſchwungenen Linien der Berge, ach! dort zu wohnen zwiſchen Rebengrün in einem der lichten, weißen Häuſer, die am Bergabhang ſtehen! Es liegt italieniſcher Zauber auf dieſem Lande!"

„Hier haben Sie ein Stück Italien", rief der Zweite, „das iſt die Villa des Königs Ludwig."

Der Erſte, ſeinem Dialect nach ein Norddeutſcher, beugte ſich zum Waggonfenſter hinaus, ſein Blick hing wie trunken an der Schönheit des Landes, durch das der Zug mit mäßiger Eile rollte. „In der That!" rief er, „Ludwig von Bayern hatte in hohem Maße Das, was Viele zu

haben glauben und nur Wenige besitzen: er hatte einen feinen, richtigen Geschmack."

„Das hatte er", sprach der Pfälzer, und in seiner Stimme klang etwas wie Rührung; „er hatte einen richtigen Geschmack und er hatte ein richtiges Herz, er verstand uns zu nehmen und wir verstanden seine Art, es war Landesart. Als die Villa gebaut wurde, hatten Architekten und Baumeister dieselbe als Mittelpunkt eines italienischen Parkes gedacht. — Was, Garten! rief der König, die Pfalz ist Garten und geht mir bis an die Hausthür, und den Kastanienwald laßt mir unberührt, Kastanien zu Häupten und Wein zu Füßen und keine Mauer darum, ich will mitten im Lande wohnen! Und er wohnte mitten im Lande und mitten im Volke; die Pfalz bewahrt ihm ein gesegnetes Andenken."

„Und Deutschland wird es noch nach langen Jahren thun", sprach der Norddeutsche; „König Ludwig brachte die deutsche Kunst zu Geltung und Bedeutung. Aber es wundert mich, daß Sie die Anhänglichkeit der Pfalz an das bayrische Fürstenhaus betonen; ich hörte das Verhältniß anders darstellen."

„Sie meinen, wir seien Schreier und Wühler, jakobinisch-rothe Hambacher (sehen Sie, da hier hoch auf dem Berge, das ist das Hambacher Schloß) — nun, bis auf einen gewissen Punkt ja; aber wir lassen mit uns reden, und dann, wir haben sehr viel verwandtschaftlichen Sinn und das bayrische Fürstenhaus ist eigentlich ein pfälzisches Fürstenhaus, König Ludwig war ein Pfälzer, er gehörte zur Familie."

„Will das in der Pfalz so viel bedeuten?" fragte der Norddeutsche mit einem gewissen ironischen Zug um den Mund und im Ton der Stimme.

Der Pfälzer runzelte leicht die Stirn. „Ah, Sie haben Riehl gelesen! Ich schätze Riehl sehr hoch, aber er kennt uns doch nicht so sehr, als er glaubt; er schließt zu sehr nach Aeußerlichkeiten und glaubt sich berechtigt, uns Gemüth absprechen zu dürfen, weil unser Gemüthsleben sich anders äußert. Wir sind nicht sentimental, das ist wahr, wir begrüßen einen Freund noch eher mit einem gutgemeinten Fluche, als mit einer enthusiastischen Anrede, aber unser Willkomm hat das Gute: er ist besser gemeint, als er lautet."

„Riehl rühmt die Gastfreundschaft Ihres Landes."

„Und mit Recht; aber er hätte auch unseren Familiensinn loben dürfen. Die kaum mehr nachweisbaren Verwandtschaftsgrade werden in einer Weise geehrt, wie es wol nur noch in Schwaben vorkommen mag, über dessen Gauen der Vetterschaftshimmel sich wölbt. Dem entferntest Verschwägerten gegenüber hält man sich verpflichtet. Sie haben keine Gelegenheit, das kennen zu lernen — —"

„Vielleicht doch", unterbrach ihn der Andere; „mich führt ein Geschäft juridischen Inhalts in die Pfalz. Ich habe mehrere Empfehlungen, die mir die Wege ebnen sollen, unter Andern auch den Brief einer Tante, einer alten Dame, welche als Kind schon die Pfalz verlassen, aber mit dem nie wieder betretenen Heimatland doch stets in inniger Verbindung

blieb, einen Brief an einen Neffen oder Geschwisterkind, ich weiß es nicht — — die alte Dame legte es mir aber dringend an's Herz, den Brief selbst abzugeben. So mache ich nun, da meine Geschäfte fast erledigt sind, die Spazierfahrt dahin."

„Und Sie werden gut aufgenommen sein, ich garantire es Ihnen, ohne den Namen Ihrer Verwandten zu kennen."

„Nennen Sie das Verwandtschaft?"

„Von unserem Gesichtspunkte aus, ja — und da Sie überhaupt Verwandte in der Vorderpfalz haben, so dürften wir uns wol nicht lange Mühe geben, um auch eine Verwandtschaft zwischen uns herauszufinden. Ueberheben wir uns der Mühe und sehen wir uns gleich gutwillig als Vettern an. — Ah! hier bin ich zu Hause, sehen Sie da drüben das weiße Haus im Rebengrün, grade so, wie es Ihnen gefällt, das ist mein Haus; nach Pfälzer Sitte findet jeder Gefreundete ein Bett und einen Stuhl. Besuchen Sie mich, Sie müssen meinen 65er versuchen, wir müssen anstoßen auf die Vetterschaft."

„Fertig!" rief der Conducteur mit einer Stentorstimme. Der Pfälzer schüttelte seinem Reisegefährten die Hand und sprang aus dem Wagen. Der Norddeutsche winkte ihm einen Abschiedsgruß zu. Er nahm es sich fest vor, diesen jungen Mann wieder zu sehen, welchen er erst Tags zuvor an der Wirthstafel hatte kennen lernen, dessen frisches, kräftiges Wesen ihn aber so sehr ansprach, daß er eine nähere Bekanntschaft gern gesucht hätte, auch wenn die Einladung zum Besuch nicht so aufrichtig und warm gemeint gewesen wäre, als sie es in der That war.

„Station L . . . . u!" rief der Mann von der Isar. Hellblaue Uniformen schimmerten durch das Grün der Boskets, Schleppsäbel rasselten. „Schaun's, da kriegt man doch auch einen ordentlichen Schluck Bier", sprach der Conducteur, indem er die Wagenthür öffnete; „man könnt' mit schönster Manier verdurſten in dem Land."

„Die Gefahr scheint nicht eben groß", sprach lächelnd der Reisende, indem sein Blick über die grünen Rebfelder glitt, die weithin sich ausdehnten.

Dr. Bruno Seeheim hatte seinem pfälzischen Reisegefährten den Zweck seines Aufenthaltes in der Pfalz leicht angedeutet; der Zweck, um dessentwillen er vom Strande der Ostsee nach der Pfalz gekommen, war in der Hauptsache ein geschäftlicher gewesen, aber er hatte bald seine Erledigung gefunden. Jetzt hielt ihn nur noch der Wunsch, das Land durch eigene Anschauung kennen zu lernen, welches ihm durch die Erzählungen der alten Tante in der Kindheit wie eine Art Märchenlandes erschienen war. Es hatte in den Erinnerungen der alten Dame, welche in der Stille ihres Rügener Pfarrhofes dieselben behaglich pflegen konnte, etwas Mythenhaftes angenommen; der junge Reisende freute sich, jetzt oft die Ergänzungen zu Kindheitsauffassungen zu finden, andererseits aber bemerkte er häufig mit Lächeln, wie verschieden die reale Wirklichkeit von den idealen Gestalten und Verhältnissen war, in welchen das Heimatland in den Erinnerungen der alten Pfarrfrau lebte.

Den Brief an die Verwandten derselben hatte er vor einigen Tagen von Speyer, wo er auch seinen jungen Reisegefährten hatte kennen lernen, abgesandt, begleitet von ein paar höflichen Zeilen, in welchen er die Absicht aussprach, am genannten Tage der Familie Wollmann seine Aufwartung machen zu dürfen und selbst Grüße für die entfernte Verwandte in Empfang zu nehmen. Das Billet war höflich, aber kühl gehalten und Bruno Seeheim erwartete auch nur einen höflichen Empfang. Er sah sich, nachdem er ausgestiegen war, nach einem Träger um, welcher ihm sein Handgepäck in die Stadt tragen könne und ihn selbst nach einem Gasthause weise. Ein paar Omnibusse standen da, er ging auf den Führer eines derselben zu, aber kaum hatte er den Mann angeredet, als dieser ihm mit der Frage zuvor kam: „Nicht wahr, Sie wollen zu dem alten Herrn Wollmann?"

„Und woher vermuthen Sie dieses?" fragte Seeheim staunend.

„Der alte Herr Wollmann hat mir ein Trinkgeld gegeben, daß ich auf jeden Herrn aufpassen soll, der Preußisch redet; sehen Sie, da kommt er schon."

Ein ältlicher Mann von behäbiger Statur in schlichter Kleidung kam über den Perron.

„Da ist der preußische Herr!" rief der Lohnkutscher ihm entgegen. Der Neuhinzugekommene musterte die schlanke Gestalt des jungen Reisenden mit einem prüfenden Blick, dann lebhaft auf ihn zutretend, bot er ihm eine breite, wohlgeformte Hand, welche jedoch nie ein Handschuh vor der Einwirkung der Sonne und Luft geschützt zu haben schien. „Was Teufel, Vetter, da sind Sie endlich, wir haben Sie schon mit dem ersten Zug erwartet; willkommen in der Pfalz!"

„Sie haben mich erwartet?" fragte Bruno.

„Ja gewiß, Sie haben den Zug nicht angegeben, ich dachte, Sie kämen früher; aber Ihr Herren aus der großen Welt haltet's mit den Hühnern nicht anders als gebraten — wo haben Sie Ihr Gepäck?"

„Ich übergab es dem Kutscher zur Besorgung in's Hotel —"

„Possen!" rief der alte Herr und zog die Stirn in ärgerliche Falten, „Sie werden uns doch das nicht anthun? où peut on être mieux qu'au sein de sa famille."

„Ihre Güte setzt mich wahrhaft in Verlegenheit und ich weiß nicht —"

„Ei was", polterte der alte Herr, „Sie werden mir doch keine Redensarten machen von Güte und derart, unter Verwandten! Wir sind herzlich froh, wenn wir von der Verwandtschaft da oben am Meer einmal Etwas hören. Es war Anno 12, daß meines seligen Vaters Bruder nach Hamburg zog, ich trug damals kaum die ersten Hosen, aber ich erinnere mich der Cousine, Ihrer Tante, noch ganz gut, ein schnackes Dingelchen mit einem Tituskopf, dünn wie ein Rebstecken und mit ein paar Augen wie Kohlen; sie wird jetzt auch anders aussehen?"

Der junge Norddeutsche lächelte, indem er in Gedanken das Bild, in welchem die alte Dame in der Erinnerung ihres Vetters lebte, mit der Wirklichkeit verglich: eine breite, etwas schwerfällige Matrone mit

großen, runden Brillengläsern vor den Augen und statt des koketten Tituskopfes mit seinem Lockengekräusel das Haupt mit einer mehr stattlichen, als kleidsamen Haube geschmückt. — „Sie hat sich wol verändert", antwortete er.

„Wenn nur das Herz gleich bleibt", sprach der Alte, „und sehen Sie, Vetter, das ist die Hauptsache. Sie müssen auch bei uns auf das Herz sehen und auf die gute Meinung, da wird es Ihnen schon gefallen bei uns. Wir machen wenig Umstände, aber wozu braucht man das unter Verwandten und Vettern? — Sie kennen noch Niemand von der pfälzischen Familie?"

„O doch, ich bin mit einem Vetter eine Strecke lang gereist", sprach Bruno Seeheim scherzend.

„So, mit wem? Mit dem Cousin Jacques oder mit dem Armand?"

Seeheim wäre in Verlegenheit gewesen, hätte er den Namen seines Reisevetters nennen müssen; der alte Herr enthob ihn auch der Mühe der Antwort, indem er ihn auf die Festungswerke aufmerksam machte, deren Rayon sie jetzt betraten und welche in der Meinung der Bewohner höchst großartig und bemerkenswerth waren, dem Fremden, Vielgereisten aber als das, was sie in der That waren: als unbedeutend und veraltet erschienen.

„Vaubau selbst hat die Festung angelegt", sprach der alte Herr mit Betonung, dann machte er den Vetter im Vorbeigehen auf alle Merkwürdigkeiten aufmerksam, welche die kleine Stadt bot, hier hatte der Freiheitsbaum gestanden, es gab noch einige alte Bürger und Bürgerinnen in der Stadt, die sich erinnerten, unter ihm die Carmagnole getanzt zu haben. „Das hier ist das Zeughaus, es war einmal die Kirche der Carmeliter, sehen Sie genau hin, Vetter; oben auf dem Kreuz, erkennen Sie es nicht? Das ist eine Jakobinermütze. Der König Max hat sie gesehen und der König Ludwig; aber sie kennen unsere Art, es ließ Keiner die Jakobinermütze antasten."

Seeheim bemerkte hier abermals, was er in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes in der Pfalz schon mehrmals wahrgenommen, daß zwar in der Pfalz durchaus keine Hinneigung zu Frankreich bestehe, wie man öfter irrthümlich gemeint, daß man im Gegentheil sich deutsch denke und empfinde, den engen Zusammenhang mit Deutschland streng betone, aber sich gern einer großen Zeit erinnere, deren flammendes Morgenroth aus Frankreich herüber geglüht und die pfälzischen Gauen hell erleuchtete, während im eigentlichen Deutschland noch die politische Dämmerung herrschte.

Man betrat das Haus, das echte pfälzische Haus mit den hohen Kellern und der Freitreppe, welche zum Erdgeschoß hinanführte, deren Fenster ein Vordach von Reben beschattete. Seeheim bewunderte die Stärke und Mächtigkeit der alten Rebe, sein Gastfreund legte wie zärtlich die Hand auf ihre braune, rissige Rinde: „Mein Großvater hat sie gepflanzt und sie wird uns überdauern, wenn's Gott will! Nun aber kommen Sie herein, Sie sollen zum Willkomm von dem Wein trinken,

welchen wir im Jahre '57 von dem alten Weinstock unterm Hausdach zogen."

Das Innere des Hauses entsprach in ehrbarer Tüchtigkeit und bürgerlichem Behagen dem Aeußern, wie die Hausfrau in freundlichem Wohlwollen und heiterer Einfachheit zu dem Gatten stimmte. Es war still und kühl in dem großen Hause, denn die Kinder des Hauses waren alle verheirathet, wie ihm sein Gastfreund im Hergehen gesagt, alle bis auf eine Tochter und einen Sohn, der noch Gymnasiast war. Seeheim sah sich in dem großen Zimmer um, er war allein; denn der Hausherr hatte sogleich beim Eintreten in das Zimmer den Kellerschlüssel von der Wand genommen und die Hausfrau war nach der ersten herzlichen Begrüßung in die Küche gegangen, dem Vetter einen Imbiß zu besorgen.

Draußen war es heiß und die Sonne schien grell auf einen freien Kiesplatz, welchen gegenüber der rasige Wall begrenzte. Ein paar Recruten mühten sich im Schweiße ihres Angesichts, die ersten militairischen Handgriffe zu erlernen, drinnen aber im Zimmer woben die grünen Reblaubgehänge vor dem Fenster eine farbige Dämmerung, die bewegten Schatten der Blätter glitten über den weißen Fußboden und zitterten an den weißen, einfachen Gardinen, eine Uhr in Alabastergehäuse im Geschmack des ersten Kaiserreiches, an deren Glocke der Zeitgott mit der Hippe die Stunden schlug, tickte leise und schien die Stille hörbar zu machen, steif und geordnet standen die Möbel an den Wänden, gradlinig mit Löwenköpfen und Sphynxen aus Bronze, wie die Uhr der Zeit des Consulats oder dem Anfang des Kaiserreichs entstammend. An den Wänden hingen Kupfer in schwarzen Ebenholzrahmen, charakteristisch für die Pfalz: die Unabhängigkeitserklärung der freien Staaten von Nordamerika und Napoleon's Abschied im Schloßhof von Fontainebleau, das Portrait Lafayette's und Washington's, des größten Bürgers, neben dem Bilde des größten Würgers, neben dem Kopfe Napoleon's, als er noch Bonaparte war und seine siegreiche Fahne, die er auf der Brücke von Arcole vorangetragen, der Freiheit noch nicht zum Leichentuch geworden war. Dazwischen blickten Portraits in Oel gemalt auf den Fremden herab, der wie ein Verwandter aufgenommen worden war, Männer und Frauen in Roccocotracht schlicht und ehrbar, junge Mädchen in kurzen Taillen und antik aufgebundenem Haar, Knaben in engen Jacken mit Halskrausen, es war weder ein besonderer Künstler gewesen, der diese Bilder gemalt, noch waren die Originale gerade des Pinsels eines Rafael würdig; aber es ging ein Zug der Tüchtigkeit und heiteren Kraft unverkennbar durch alle diese Gestalten. Seeheim ging musternd von Bild zu Bild, plötzlich fesselte ihn eine moderne Production, eine Photographie so sehr, daß er in deren Anschauen es vollständig überhörte, daß hinter ihm die Thür sich geöffnet hatte. Es war der Kopf eines jungen Mädchens. Nicht mehr in der ersten knospenhaften Schönheit, hatten die feinen Linien der Wangen und des Mundes dennoch diese Anmuth der ersten Jugend bewahrt, die Stirn aber hatten Gedanken und durchkämpfte Schmerzen so gebildet und in den Augen lag der Ernst mancher trüben

Stunden — vielleicht des Entsagens. — Seeheim hatte wol regelmäßigere Züge gesehen, aber kaum je ein Gesicht, das ihm sympathischer gewesen wäre; er fühlte sich vollständig gefesselt von diesem schönen Mädchenkopf.

Das Geräusch eines zu Boden klirrenden silbernen Löffels machte ihn erschreckt sich umsehen und — Auge in Auge stand er dem Originale des Bildes gegenüber, welches seine Bewunderung so sehr erregt hatte; er sah diesen schönen Kopf, nur verschönt noch durch die Farbe des Lebens, durch die warme Färbung des kastanienbraunen Haares, die großen, dunkelgrauen Augen und die feine Röthe, welche gleichmäßig das schöne Gesicht übergossen hatte, als das Mädchen den Gast so im Anschauen ihres Bildes betraf.

„Mein Fräulein, ich bitte um Entschuldigung — —", sprach Seeheim, sich ihr nähernd.

„Seien Sie willkommen, Herr Vetter", antwortete sie und bot ihm die Hand, welche der junge Mann, seiner augenblicklichen Aufwallung nachgebend, an die Lippen führte; die Röthe auf der Stirn des Mädchens ward glühender und die sie begleitende Magd ließ im Staunen über diese nie gesehene und erlebte Huldigung den Besteckkorb klirrend und rasselnd zu Boden fallen.

Verlegen wandte das Mädchen sich ab und ging auf die Thür zu, durch welche soeben ihr Vater eingetreten war, einen ganzen Arm voll Flaschen tragend. „Aha, das ist recht, Sie haben meine Hedwig schon gesehen, Vetter, hat sie Ihnen schon von der morgenden Partie gesagt? — noch nicht? — — was die jungen Leute heutzutage vergeßlich sind! — also, Vetter, morgen heißt es früh aufstehen, wir gehen auf Madenburg und Trifels."

Seeheim wollte Einwendungen machen, er hatte beabsichtigt wieder am Abend wegzureisen, aber der Alte ließ es nicht gelten und er selbst fühlte, daß seine Einwendungen immer weniger ernst gemeint seien, je länger sein Blick auf dieser schlanken Mädchengestalt mit dem süßen Munde und den ernsten Augen ruhte. Er versprach zu bleiben und er blieb.

Bei Tische trug der alte Herr fast allein die Kosten der Unterhaltung, die Mutter war von ihren häuslichen Sorgen und Besorgungen in Anspruch genommen und die schöne Tochter schien etwas befangen dem Gaste gegenüber, dessen Blicke mit so sichtbarem Interesse öfter auf ihr weilten als die strenge Regel der Etikette erlaubt hätte. Rückhaltslos dem Genuß des Augenblicks gab sich Niemand hin als der Gymnasiast, er allein gab der aufgewendeten Kunst der Köchin die Ehre, welche dieselbe verdiente.

Nach Tische nahm der Alte bedächtig einen gläsernen Heber aus dem Schranke und winkte dem Gaste geheimnißvoll zu; er führte ihn feuchte Stufen hinab in ein kühles Gewölbe, wo in hölzernen Gebinden das eigene Gewächs lag, er leuchtete von Faß zu Faß und zeigte die Jahrzahlen, die mit Kreide darauf geschrieben waren und erzählte leh-

sam und wichtig von den Jahrgängen von anno 11 an, dessen er sich noch erinnerte, bis zu dem gesegneten Jahr 34 und den Jubeljahren 46 und 57 „aber der 65er das ist die Krone" schloß er und senkte mit Bedacht den Heber in ein Kronenfaß, er ließ langsam das goldene Naß in ein Schoppenglas fließen und bot es dem Vetter vom Meere. Dieser nahm es: „Wol bekomm's!" sprach der Alte, aber der Junge trank es in Gedanken auf das Wohl des ernsten, schönen Mädchens, das erblüht war hinter der Rebenlaube, über welcher der Dachgiebel sich hob.

„Das ist alles eigenes Gewächs, das thut Einem kein' Schaden", sprach der pfälzische Gastfreund und senkte je weiter, je länger und andachtsvoller den Hebel hinein. Das eigene Gewächs that auch wirklich weiter keinen Schaden; es zündete kein Haus an und trat nicht heimtückisch mit Gift und Dolch geheimer Gallisirung an die Lagerstatt des Fremden, aber es entzündete Wünsche und Gedanken in dem Herzen des Mannes vom Meer, die er vorher nicht drinnen empfunden. Es schickte seine Geister und Kobolde an das Bett des arglosen Fremden und die Tückischen zupften ihm am Kopfkissen und flüsterten ihm einen Namen in's Ohr, daß er nicht schlafen konnte: sie glitten und ritten auf den Mondesstrahlen herab, duckten sich kichernd unter die Rebenblätter an dem Fenster und plauderten wispernd von der Einen, der Schönen, der Ernsten, dann klang es draußen, weit draußen wie das Wogenrauschen der Ostsee, wie das Rauschen und Flüstern im heimischen Buchenwald: hol' sie heim, hol' sie heim! — Aber die Geisterchen sprangen und tanzten auf den glitzerigen, breiten Rebenblättern, sie schwangen sich an den grünen Seilen im Mondlicht auf und nieder und sie kicherten höhnisch: 's ist eigen Gewächs, 's ist eigen Gewächs, wir behalten's im Lande! — Es war ein toller Spuk, den der alte Weinstock, der Mond und die kleinen Geisterchen miteinander trieben, es ward dem Manne davon ganz wirr und wüst im Kopf. Kaum aber war er eingeschlafen, da rief es wieder an seiner Kammerthür: „Herr Vetter, stehen Sie auf, die Sonne steht schon am Himmel und drunten warten die Wagen, es giebt einen wundervollen Tag! —" Und der Herr Vetter stand auf, der nächtige Spuk hatte ihn müde gemacht, gähnend trat er an's Fenster. Wie sah der alte Weinstock jetzt so ehrbar aus, als wüßt' er nicht, was heute Nacht für ein tolles Gesindel auf seinen Blättern und Ranken getanzt und gejohlt, er sah sehr ehrbar aus, ein Mücklein spazierte auf einem breiten, sonnenbeschienenen Blatt und eine Spinne hatte an der Mauer einen silberglänzenden Faden hinübergezogen. Die Luft war morgenfrisch und hell, sie wehte ihm alle Erinnerungen an das eigene Gewächs von der dämmerigen Stirn. Jetzt erinnerte er sich auch, daß heute in der Früh nach der Madenburg und dem Trifels gefahren werden sollte und er ging hinab, wo er die ganze Familie beim Kaffee, die Hausfrau aber mit dem Verpacken großer Körbe beschäftigt fand, es war der Mundvorrath, welchen sie auf einen Tag mitnehmen sollten. Dem Mann vom Meer, der von Haus aus ebenfalls an keine kleinen Brodschnitte gewöhnt war, kam es aber vor, als rüste sich die brave Pfälzer Familie auf eine Belagerung in den Mauern der alten

Schlösser und müsse fürchten vom Feinde ausgehungert zu werden, wogegen sie sich nach Kräften schützen und wehren wolle.

II.

Oh Richard, oh mon roy!

Die beiden in der Stadt verheiratheten Kinder des fröhlichen Züchters eigenen Gewächses hatten mit ihren Ehehälften und noch einigen Freunden der Familie sich eingefunden, alle begrüßten herzlich den fremden Vetter, welchem es rasch heimisch geworden war in der fröhlichen offenherzigen Umgebung. Alle freuten sich des prächtigen Morgens und Jedes erwartete Vergnügen und Genuß von der Partie, welche zwar Alle kannten, deren Reiz aber dadurch jedesmal erneut wurde, wenn man ihre Schönheiten Fremden zeigen konnte. Bruno freute sich des oft fast naiven Entzückens, welches seine Pfälzischen Gastfreunde an ihrem schönen Land kund gaben; sie zeigten sich so stolz darüber, als wäre es ihr Werk, und bis auf einen gewissen Punkt war es auch ihr Werk. Mehr angebaut, und mehr den Boden ausgenützt als die Pfalz diesseits und jenseits des Rheins mag es kaum eine Landschaft mehr geben. Riehl redet von dem krampfhaften Fleiß des Pfälzer Bauern, er hätte wol ein anderes Wort dafür finden dürfen, er, der sonst die Pfalz so gut zu schildern verstanden hat. Ja, der Pfälzer ist fleißig, er ist von einem eisernen, ausdauernden Fleiß; aber er weiß, warum er arbeitet: er arbeitet für sich selbst schon seit Jahrhunderten. Den Acker, den er pflügt, er ist sein eigen. Stolz blickt der Pfälzer auf seine Gauen, die wie ein bunter Mosaikteppich vor ihm liegen. Mag der Romantiker dagegen reden, was er will: die Parzellirung des Bodens ist der Boden seiner Freiheit, seines Bürgerbewußtseins.

Bruno hörte darüber reden, über die Parzellirung des Bodens, über die alte Flureintheilung der Haingeraide, um deren Segnungen willen dem Volke heute noch der Merowinger Dagobert unvergessen ist. Er hörte das Alles, aber er hörte es nur halb; seine Augen folgten der schlanken Gestalt der schönen Hedwig, welche ernster und stiller als die Anderen vor ihm den Berg hinan stieg, nur ab und zu ein freundliches Wort zu den Kindern der Gesellschaft redend, welche sie umschwärmten. Jetzt nahm sie das jüngste Mädchen, welche über Müdigkeit klagte, auf den Arm, um es zu tragen. Bruno ließ den Schwiegersohn seines Gastfreundes, welcher ihm weitläufig die Bedeutung der Haingeraide der altfränkischen Gauverbände auseinander gesetzt hatte, mitten in seiner Rede stehen und sprang einige Schritte voran neben Hedwig, „Bitte mein Fräulein, Sie muthen sich denn doch zu viel zu — geben Sie mir das Kind —"

Das junge Mädchen wandte sich lächelnd zu ihm und strich mit der feinen Hand das Haar aus der Stirn. Ihr Gesicht war höher gefärbt als es sonst der Fall war, ihre Augen glänzten lebhafter und dazu der sonnengrüne Schimmer, der durch die frühlingshaften Blätter der Buchen fiel und um ihr braunes Haar eine Glorie wob, das rosige Kind, das die

Aermchen um ihren Hals geschlungen hatte und seine Kinderwange dicht an die ihre schmiegte — sie sah wunderbar schön aus in diesem Augenblick und Brunos ausgebreitete Arme schienen sehnsüchtig nach ihr ausgestreckt zu sein, statt um das Kind zu verlangen. „Ich danke", sprach sie freundlich, „aber Lottchen würde nicht zu Ihnen gehen, selbst wenn ich sie abgeben wollte; sie ist ein scheues, wildes Ding wie ein Rehkätzchen, nicht wahr, Lottchen?"

Die Kleine verbarg ihre glänzenden Braunaugen in der Schulter ihrer Trägerin. „Aber das Kind wird Ihnen zu schwer beim Steigen."

„Nicht doch, ich bin des Steigens gewöhnt und Lottchen ist nicht so schwer." Aber trotzdem ging es nun nicht mehr so rasch mit dem Steigen, sie blieb unmerklich hinter den Andern zurück, Bruno als treuer Ritter ihr zur Seite. Er sprach von der Gegend, von dem Naheliegenden, und von dem Fernen seiner Heimat an der Ostsee mit Wärme und Betonung. Sie ging freundlich auf seine Gesprächsweise ein und mit erhöhten Herzschlägen fühlte er, wie geistesverwandt ihre Naturanschauung der seinen sei, sie hörte mit Antheil die Schilderung seiner Heimat, sie ward lebhafter im Gespräch, sogar munter, aber — es war und blieb immer Etwas, das wie ein Schleier auf ihrer natürlichen Heiterkeit, über ihren hellen Augen zu liegen schien.

„Aber Hedwig, so lasse das große Kind doch laufen! Lottchen schäme Dich!" rief jetzt die Mutter der Kleinen, Hedwig's Schwägerin; „kommen Sie, Herr Vetter, der Vater ist schon auf einem näheren Weg hinauf gestiegen, er wird Sie mit Ungeduld auf dem Trifels erwarten." — Auf dem Trifels! — Bruno besann sich jetzt erst wieder, daß er zu der Veste emporklimme, auf welcher Leopold von Oesterreich Richard Plantagenet, den Löwenherz Englands, die Blume der Chevalerie, gefangen gehalten, daß diese Buchen über ihm nicht die Buchen waren, die die stille Ostseebucht umkränzten, wo sein Vaterhaus stand, das Haus, in welches er das Mädchen neben sich führen wollte, dieses Mädchen, an welches er soeben die Frage hatte richten wollen, willst Du mit mir ziehen? — Plaudernd, ihr Töchterchen an der Hand führend, ging die junge Frau jetzt neben ihm, da kamen sie an Felsen, an zertrümmertes Gemäuer, er bot galant der jungen Frau die Hand, Hedwig war rascher emporgestiegen.

„Und nun sehen Sie sich um!" rief ihm von oben der Alte zu. Er sah sich um, auf der Plattform vor dem Thurme stehend und er vergaß Alles, was er gewollt und gewünscht in der Lust am Schauen. Er hatte keine Worte es auszusprechen, wie schön das sei, was er sah — hier die Ebene der Pfalz, schimmernd und flimmernd in lachender Fruchtbarkeit, Dörfer an Dörfer, Städtlein an Städtlein gereiht, Sonnenglanz darüber und fliehende Wolkenschatten, weit, weit ein Garten Gottes! Dort der Rhein ein aufgerolltes Silberband auf buntgesticktem Teppich, und in blauem Duft zerfließend, Bergstraße und Odenwald das Bild umrahmend.

Aber hier in dieser Bergwelt, diesen belaubten Kegeln, alle gekrönt mit den bizarrsten Felsgebilden, welche Farben! welche Formen! Sind das zertrümmerte Städte diese rothen Felsmassen zwischen dem Grün? gebrochene

Thürme? Treppen wie von Riesen aufgeschichtet! und da Burg an Burg! und diese tiefen grünen Thäler, aus denen die Nebel aufdampfen, wie schön! wie schön! — —

„Ja es ist schön!“ sprach neben dem Begeisterten sein alter Gastfreund; „ich war wol schon hundertmal da oben, aber käm' ich zum tausendstenmal, ich meinte es sei das erstemal.“

Bruno wandte sich um und betrachtete die gewaltigen Trümmer der Reichsveste des Trifels „und hier saß der Plantagenet und sehnte sich hinaus?“

„Es wird wol so gewesen sein“, sprach der Alte, „am schönsten Ort ist gefangen sein nicht gut, Adam und Eva hielten es ja auf die Länge auch nicht im Paradiese aus. — Aber nun blicken sie dahin, eigentlich heißen diese drei Berge, die hier zusammen liegen und von denen jede ein Schloß trägt, zusammen Trifels oder Dreifelsen, das hier ist Schloß Trifels, hier der Annebos mit der Münze und dort das ist Neukästel, da oben saß König Dagobert. — —“

„le bon roy Dagobert,
a mis ses culottes à l'envers,
le bon saint Eloi lui dit: o mon roy,
votre majesté et mal culotté!“

„Ach was, Jacques, laß mir jetzt Dein dummes Gesinge, das paßt nicht hierher! —“

„Nein, Ihr habt Recht Gevatter Wollmann, hier muß man singen:

„oh Richard, oh mon roy
l'univers t'abondonne!“

„Aber auch das ist mir zu traurig; der Jäger aus Kurpfalz, der reitet durch den grünen Wald! das paßt überall hin.“

Die kecke fröhliche Pfälzer Melodie klang durch den grünen Wald, die Jugend zog voran, heiter gestimmt, denn man hatte oben schon einen Korb voll Essen geöffnet, vorerst aber nur ein paar Flaschen rothen Grevenhäuser, oder Gravenhäuser, wie der alte Herr Wollmann, der in der mittelalterlichen Geschichte seines Landes sehr bewandert war, berichtigte, getrunken.

Bruno schloß sich dem alten Herrn an, Hedwig hatte sich an den Arm ihrer Schwester gehängt und schritt in anscheinend angelegentlichem Gespräch mit ihr voraus. „Wir haben die Tour eigentlich verkehrt gemacht“, sagte der alte Herr, „wir hätten erst auf die Madenburg und dann auf den Trifels gehen müssen, um uns nach der großartigen Scenerie, welche die drei Berge bieten, nicht immer umdrehen zu müssen; aber die Jungen bestanden darauf, auf der Madenburg Mittag zu machen. Es heißt eigentlich Magde- oder Mägdeburg, nicht Madenburg, die Namen werden immer verändert im Lauf der Zeit. Sehen Sie hier rechts, das ist die Veste Klingenmünster, dort links das Ramberger Schloß, dort der Scharfenstein.“

„Mein Gott, hier wuchsen die Burgen und Schlösser ja wild wie die Brombeeren!“

„Ja, es mag nicht so schön gewesen sein als jetzt, da ihre Mauern

noch fest standen, es war nützlich und gut, daß sie gebrochen wurden. Die Madenburg begann den Tanz am Himmelfahrtstag 1525, die Nußdorfer Bauern hatten sich bei den drei Steinen unter König Dagobert's Bann geschworen, sie setzten zuerst dem Pfaffen, das war dem Bischof von Speyer den rothen Hahn auf sein Fürstenschloß, dann gingen sie, zechten mit dem Ritter, und der Bauer und der Bürger ist Sieger geblieben in diesem Lande", sprach der Alte und streckte den Arm aus. „Der Kampf hat lang gedauert bis 1787, aber der Sieg blieb bei uns. Nicht so viel Erde als in meine flache Hand geht, ist in der Pfalz adeligen Besitzes."

„Die Nußdorfer sind heute noch stolz auf ihre That", schaltete der lustige Vetter Jacques ein; „alljährlich am Himmelfahrtstag steigt ganz Nußdorf da herauf, da sitzen die meergrünen Schürzen und die lilla Nebelkappen dicht beisammen auf dem alten Gemäuer wie um Weihnacht die Böhämmer (schwed: Bergfinken) auf den Tannenzweigen und von den Burschen hat jeder eine rothe Nelke hinterm Ohr stecken, das ist ihr Bundeszeichen."

„Wie! erinnert man sich noch des Bauernkrieges hier im Volk?" fragte staunend der Fremde.

„Warum sollt' man's nicht? Jede zerbrochene Burg redet ja davon. Aber die Hauptsache das war doch die Revolution und der Napoleon, jenesmal — —"

„Lasse uns in Frieden mit dem Napoleon", rief der Alte; „was ich noch für den Onkel übrig hatt', hab' ich bei dem Neffen verloren."

Der Vetter Jacques entgegnete und das Gespräch drohte einen Verlauf zu nehmen, welcher Bruno weder zu der Umgebung, noch zu seiner Stimmung paßte. Was kümmerte ihn jetzt der Cäsar Frankreichs, was Rouher, Thiers und der baulustige Seinepräfect, jetzt, wo er aus Waldesschatten hervortretend die malerischen Ruinen eines weitläufigen Schlosses vor sich liegen sah, dessen Architektur die beste glänzendste Zeit der Renaissance zurückrief? Die Bischöfe von Speyer hatten die alte Burg zu einem glänzenden Fürstensitz umgeschaffen, kaum aber mochte der Schall von des Werkführenden Hammer verklungen gewesen sein, da dröhnten die Keulenschläge der aufrührerischen Bauern gegen die verschlossenen Thore, da warfen sie den Feuerbrand auf das Dach, über das kaum der Zimmermann seinen Spruch gethan und mit dem neuen Fürstenschloß stürzte auch die alte Burg zusammen, die bestimmt gewesen des Landes Schirm und Hort zu sein, der protestantisch gewordenen Bauernschaft aber ein großes Aergerniß geworden war.

Wie malerisch waren jetzt diese Trümmer von edlen Kastanien überschattet und von üppigem Epheu umzogen und wie großartig, wie die Aussicht auf dem Trifels, noch überbietend war diese Fernsicht! Drei hohe Münster zählte man von ihrer Warte, drei bedeutsame Bauten: den Dom von Worms, den Dom von Speyer und das Münster von Straßburg. — Der Vetter Jacques hatte ein Fernrohr herauf getragen und bemühte sich jetzt demselben auf einem gabeligen Zweig einen festen Stützpunkt zu finden; eifrig drängte sich die Gesellschaft darum, jedes bemüht

einen Gegenstand von hier aus in's Auge zu fassen, welcher weit bequemer täglich zu betrachten war.

Bruno nahm wenig Interesse an diesem Gukkastengenuß, wie er es im Herzen nannte; aber er gönnte es den Anderen um so lieber, als es ihm Gelegenheit bot, unbemerkt und in stiller Sammlung die Reize dieses Ortes, dieser Fern- und Nahsicht zu genießen.

Er sah Hedwig nicht bei der Gruppe, welche um das Fernrohr des Vetter Jacques sich drängte, er sah sie nicht auf dem von ernsten Mauertrümmern umgebenen rasigen Hofraum, wo die beiden jungen Frauen der Gesellschaft emsig bemüht waren die Speisen aus den Tragekörben zu packen und ein reines Tischtuch auf den Rasen zu breiten, während die Mutter leichtfüßige Buben, die aus Speculationssinn der Gesellschaft auf die Burg gefolgt waren, in's Dorf hinabsendete, um Trinkwasser zu holen; denn aus dem verschütteten Schloßbrunnen quoll wie aus einer Vase blühendes Gesträuch heraus, statt sprudelnden Wassers. — Hedwig war auch nicht bei den eifrigen Frauen zu finden. Er ging in das Innere der Ruine, er stieg über Trümmerhaufen, die Brombeer- und Himbeerranken in dichtem Geflecht überzogen, er schritt über einen Mauerbogen, der wie eine Brücke über einen jähen Abhang sich spannte. Drüben stand ein alter Kastanienbaum mit breiter Krone, auf schmalem Mauergrat schwang er sich hinüber und saß nun unter dem Schatten des Baumes fast verborgen von seinen tief niederhängenden Zweigen mit Entzücken in das herrliche Land hinabblickend, das flimmernd im Glanze der Mittagssonne zu seinen Füßen lag. Sonnenschein lag auf dem Lande, aber unter der alten Kastanie war es kühl; er hatte einen tüchtigen Marsch gemacht und seinen nächtigen Schlaf hatte das eigene Gewächs böslich gestört. Jetzt ward ihm schläfrig und halbschlummernd lehnte er den Kopf zurück auf einen moosigen Stein, ein kleiner Vogel zirpte über ihm, die Blätter und Blüthen des Baumes rauschten leise, es war um ihn die Stille auf der Höhe, die Stille des Mittags — — plötzlich machte ein Ton ihn erbeben, was war das? — Schluchzen und Weinen im alten Mauerwerk — gingen um Mittag die Geister der Burgfräulein und Edelknappen um im Pfälzerlande, wie sonst wo in der Mitternachtsstunde?

Er beugte sich vor, ohne sich zu erheben und sah durch eine Mauerlücke in einen engen Raum, das Rund eines Thurmes, welcher schon seit ein paar Jahrhunderten das Dach verloren, in dessen Inneres die Mauern gestürzt und ihn halb ausgefüllt hatten — Moos und Buschwerk hatte die Trümmer überkleidet. Auf einem herabgestürzten Mauerstück saß eine weibliche Gestalt in silbergrauem Kleide, das braune Haar mit einem goldenen Kamme aufgesteckt, den breiten Strohhut mit den blaßgelben Bändern und dem Veilchenbouquet achtlos neben sich im Grase liegend, sie hatte ihm den Rücken zugewandt, aber er kannte sie und sein Herz schlug in schnelleren Schlägen. Wie schön war diese Frauengestalt von der Mauerlücke, durch welche er sie sah wie von einem Rahmen eingefaßt! Dieses glänzende Haar des gesenkten Hauptes, diese feine Form des Halses, welchen eine weiße, duftige Krause umschloß, die schlanke Form des

vorübergebeugten Rückens, Alles harmonisch und schön — — aber dieser schluchzende Ton, der ihn erweckt, dieses Weinen, kam es von ihr?

Bruno hatte nicht lange Zeit darüber zu grübeln, denn eine Männerstimme tönte jetzt an sein Ohr; er konnte den Sprecher nicht sehen, da ihn die Mauer verbarg, aber er hörte ihn deutlich sagen — „Sei ruhig Hedwig, es kann, es muß noch Alles zum Besten sich wenden und wenn Deines Vaters Eigenwillen nicht anders zu begegnen sein sollte so — so bleibt uns noch der gesetzliche Weg."

Das Mädchen machte eine Bewegung des Schreckens „nein, nein, Hermann, Nichts davon, nicht ohne des Vaters Segen. — Vielleicht stimmt ihn ein guter Zufall Dir günstiger oder — mein unabläßiges Gebet. Wenn ich den Vater nur dazu bringen könnte, Dich wieder bei uns zu empfangen, Dich kennen zu lernen wie Du wirklich bist, nicht wie er in seiner Voreingenommenheit meint und wie — —" Sie brach zögernd ab. — „Und wie Du meinst, daß ich wirklich gewesen sei, meine arme Taube", sagte der Mann und der Horcher hörte eine Bewegung, als ob der ihm Verborgene sich dem Mädchen nähere; ja, so war es, Bruno sah die dunkle Gestalt eines Mannes, ein jäher Stich fuhr ihm durch das Herz, er sah, wie der Mann seine Hand auf die Schulter des Mädchens legte, wie er, das Haupt zu ihr niederbeugend, in einem Ton, aus welchem Rührung, Schmerz und unsägliche Liebe klang, zu ihr sprach: „Ich habe Dir schon so viel Schmerz und Weh bereitet, mein armes Lieb, aber Gott weiß, wie gerne ich mein Leben drein setzte, das Deine zu verschönern!"

„Hermann, Hermann! ich halte zu Dir, mag sich uns entgegen stellen, was da wolle! Aber thue mir nicht das, rufe nicht die Gesetze an gegen den Willen meines Vaters!"

Der Mann seufzte schwer und tief: „Ja, ich will warten und harren, wie ich schon so lange g harrt; aber es wird mir unendlich schwer, schwerer als Du meinst, in dem öden, stillen Hause, aus dem jetzt auch die Mutter gegangen ist, ohne daß ihrem Leben noch das Glück zu Theil geworden wäre Dich als Nachfolgerin in den Räumen zu sehen, in welchen sie so treu gewaltet. — Und sie hatte dieses Glück so ersehnt, so erfleht —"; seine Stimme brach in tiefer mühsam gehaltener Rührung. — „Hermann! Hermann!" rief das Mädchen mit ausbrechendem Weinen, „ja ich will, ich will, thue, was das Gesetz Dir gestattet!" Sie sank wie ohnmächtig zusammen, als sie mit diesen Worten den schwersten Entschluß ihres Lebens losgerungen. Der Mann schlang seinen Arm um sie und zog die schlanke Gestalt an seine Brust, wie um Hülfe flehend blickte er stumm aufwärts gegen den hellen Himmel. Bruno sah deutlich sein Gesicht, er kannte diesen Mann, er erkannte — seinen Reisegefährten, seinen Pfälzischen Vetter.

Einen Augenblick regte sich etwas in ihm wie Zorn, wie Haß gegen den Mann, der diese Liebe besaß, um welche er so gern geworben hätte; aber dann kam das Mitleid, das tiefe, innige Mitleid an der offenbar unglücklichen Liebe dieses schönen Paares über ihn und dem milden,

weichen Gefühl folgte der heroiſche Entſchluß, dem Mädchen, deſſen Liebe er ja doch nimmer beſitzen würde, nach Kräften förderlich zu ſein zur Erringung des offenbar feindlich gehemmten Zieles. Aber wie? — Er ſah keinen Weg vor ſich, Das zu können. Ganz ſeinen Gefühlen und Gedanken hingegeben, hatte er jetzt nicht Acht auf den Weg zu ſeinen Füßen; er wollte den Pfad über den ſchmalen Mauergrat wieder zurücklegen, aber achtlos ſtrauchelte ſein Fuß an einer blosliegenden Wurzel des alten Baumes, einen Stützpunkt zu erlangen taſtete er gegen die Mauer ihm zur Seite, das mürbe, loſe liegende Geſtein gab dem allzukräftigen Stoß nach, polternd fielen Steine und verwitterter Mörtel in das Innere des Thurmes hinab und Bruno wäre ihnen nachgeſtürzt, hätte ſeine Hand nicht noch rechtzeitig einen ſtarken Epheuzweig erreicht, der an der Mauerlücke niederhing. Ein Angſtſchrei des Mädchens begleitete das Stürzen des Mauerwerks, deſſen Trümmer dicht vor den Füßen des Paares niederfiel; erſchreckt blickte der Pfälzer empor und ſah oben wie aus der Mauer herausgetreten den fremden Reiſegenoſſen ſtehen, ſelbſt bleich geworden vor plötzlichem Schreck über das Weichen der Wand. Hedwig barg den Kopf an der Bruſt des Geliebten, Bruno ſah ihren ſchlanken Leib erzittern vor innerer Bewegung.

Raſch ſtieg er über die geſtürzte Mauer hinab. „Wie kommen Sie hierher?“ fragte der Pfälzer, ſeines Staunens kaum Herr werdend. — Hedwig wandte den Kopf und indem ſie tief erröthend den Gaſt erkannte, machte ſie ſich aus dem umſchlingenden Arm des Geliebten frei. Bruno fühlte, daß er eine Aufklärung über ſein plötzliches Erſcheinen geben müſſe, eine bloße Entſchuldigung wäre eine leere Form geweſen und hätte die Verlegenheit des Mädchens noch ſteigern müſſen. So ſagte er denn wahr und offen, daß er, ohne es zu wollen, Zeuge ihres Geſpräches geworden ſei. Hedwig hatte ſich halb abgewendet und neſtelte in ſichtlicher Befangenheit an den breiten Bändern ihres Strohhutes, er trat auf ſie zu und mit Wärme ihre Hand ergreifend ſagte er: „Sehen Sie in mir einen Freund, Hedwig, einen Freund, welchen zwar nur der Zufall zu ihrem Vertrauten gemacht hat, der dieſes Vertrauen aber nicht mißbrauchen wird, einen Freund, der beſtrebt ſein will Ihnen zu dienen wo und wie er kann — — wollen Sie dieſen Freund, in mir ſehen? — da ich Dir ja doch nicht mehr ſein kann“, fügte er in Gedanken ſeufzend hinzu.

Sie drückte ſeine Hand und blickte ihm voll in's Auge. „Ja, ſeien Sie unſer Freund, unſer Verbündeter, unſer Vertrauter, ach! wir bedürfen deſſen ſo ſehr! —“

In dieſem Augenblick hörte man in ziemlicher Nähe den Ruf: „Hedwig! — Hedwig, wo biſt Du?“

„Ich komme!“ rief ſie zurück, und zu ihrem Geliebten ſich wendend, „Hermann halt aus! es kann, es muß noch Alles gut ſich löſen — —“

„Sehe ich Dich heute wieder?“ fragte er.

„Vielleicht — jetzt muß ich gehen —“

„Wollen Sie dieſen gefährlichen Weg da oben allein zurücklegen?“ fragte Bruno.

Sie lächelte. „Nein, ich gehe auf dem Wege wieder zurück, auf dem ich gekommen bin; Sie haben einen neuen Pfad in den verschütteten Thurm entdeckt.

Näher klang wieder der suchende Ruf, das Mädchen faßte ihre Gewänder zusammen, ihr Geliebter bog einen dichten Busch Hagedorn zurück, eine Oeffnung ward sichtbar, sie bog den schlanken Leib, um hindurch zu schlüpfen, noch einmal hob sie den Kopf, „Geduld, Hermann!“ flüsterte sie, dann schmiegte sie sich in den engen Bogen, ihr Geliebter sandte ihr noch einen glühenden Abschiedsblick nach, dann ließ er seufzend den Hagedornstrauch wieder rauschend vor die Oeffnung fallen — die beiden Männer waren allein. Hermann Dag ging auf den Reisegefährten zu. „Wir dachten nicht, so bald und in solcher Situation uns wieder zu finden“, sprach er. „Sie sind der Vetter Wollmanns? —“

„Und Sie möchten wol sein Schwiegersohn werden?“ sprach Bruno sich zum Scherze zwingend; „was aber in aller Welt kann Ihnen so feindlich gegenüber stehen?“

„Was am schwersten zu besiegen ist; der Eigensinn — — Sie sind auf sonderbare Weise zum Mitwisser unserer Zusammenkunft geworden, so mögen Sie denn auch Alles wissen.“

„Fanden Sie sich zufällig hier oben ein?“ fragte Bruno.

Der Angeredete erröthete wie vorhin seine Geliebte; er warf einen Zweig des Hagedorns, den er in der Hand gehalten, weit von sich und sagte, dem Bogen nachblickend, welchen die geschleuderte Gerte in der Luft beschrieb — — „nein, nicht zufällig, ich hörte von der Partie, welche auf die Madenburg gemacht werden würde und ich fand mich ein. Ist mir ja doch fast alle und jede Gelegenheit benommen mit Hedwig zu reden. —“ Er sprach das mit bitterem Tone; dann sich hastig zu Bruno umwendend und diesem grade in's Gesicht sehend, „ich war ein wilder Bursche, ein thörichter Junge, mein Vater starb früh, sehr früh — Hedwig's Vater war sein Freund gewesen, er ward mein Vormund, meiner Mutter Stützer und Berather. Er war es im besten, im uneigennützigsten Sinne; nie, nie hab' ich das angezweifelt, aber ich war verwöhnt, wild und begierig nach dem Treiben der Welt, das mich lockte, während ich nach der Meinung des Vormunds nur lernen und arbeiten sollte, um das väterliche Gut tüchtig bewirthschaften zu können. Sein Verlangen war recht, aber auch das meine war gerecht; nur die Art, wie ich es aussprach, wie ich meinen Willen erzwang, war die eines Knaben. Tief beleidigt legte Wollmann die Vormundschaft nieder, da nur noch wenige Monate bis zu meiner Volljährigkeit fehlten, er legte der weinenden Mutter und mir Rechnung ab, er hatte mein Gut verwaltet, daß es um ein Dritttheil im Werthe gestiegen, dann sagte er sich auf immer von mir los. — — Ich war ein Knabe, ein thörichter Knabe; keck und trotzig meinte ich mir Nichts vergeben zu dürfen, indem ich den alten Mann um Verzeihung bat — ich nahm es leicht und doch liebte ich damals schon meine Hedwig und wußte mich von ihr wieder geliebt.

„Nach Jahren, da ich draußen in der Welt meine Erfahrungen ge-

macht, kam ich heim. Mein ehemaliger Vormund wies meinen Besuch zurück, ich schrieb ihm offen und ehrlich, mit ein paar kalten Zeilen schickte er mir meinen Brief wieder. Hedwig bekannte ihm unsere gegenseitige Liebe, er drohte ihr mit seinem Fluch, nie, nie wolle er seine Einwilligung zu einer Verbindung seines Kindes mit diesem undankbaren, leichtsinnigen Menschen, mit mir geben. Ich weiß, Mißgunst und Zuträgerei, die nie rastende Klatschsucht der kleinen Städte haben ihm Uebles über mein Leben in der Fremde berichtet; ich war jung, lebhaft und hatte vielleicht mehr Geld zu meiner Verfügung als gut war. Aber nie, nie ist etwas von meiner Seite geschehen, dessen ich mich wahrhaft zu schämen gehabt hätte. Ein übermüthiger Streich wurde oft zum Verbrechen fast verzerrt — genug, Hedwig's Vater weist jede Annäherung zurück und so sehr er auch seine Tochter liebt, er kann es sehen, daß ihre Blüthe welkt, daß der Kummer an ihrem Leibe nagt, wie er schon ihre Heiterkeit, ihren frischen Muth getrübt hat. —" Schwer seufzend brach er ab und bedeckte die Augen mit der Hand. —

„Haben Sie schon Alles versucht, auch die Vermittlung der Freunde?"

„Alles, und Alles umsonst; uns bleibt nur noch der Weg des Gesetzes und diesen scheut Hedwig zu betreten — —"

„Und mit Recht; können Sie selbst es wünschen, daß der Eintritt der Gattin in Ihr Haus zugleich der Bruch mit dem Vaterhause sei?"...

„Aber was thun; wissen Sie einen Rath? —"

„Versuchen Sie noch einmal eine persönliche Zusammenkunft."

„Ich kann sie nicht erzwingen."

Bruno sann nach. „Muth, mein Vetter!" rief er heiter, „ich habe eine Idee, eine tolle barocke Idee. Aber vielleicht thut es das, vertrauen Sie sich mir."

„Was wollen Sie thun?"

„Lassen Sie mich nur gewähren und bestätigen Sie Alles, was ich sagen werde. — Kommen Sie."

— — „Ei Vetter, Vetter, wir dachten, Sie seien in einen der Keller gestürzt, die da und dort das Buschwerk umzieht, daß man Sie nicht eher gewahr wird, als bis man drunten liegt — — Jacques ist den halben Berg hinausgelaufen Sie zu suchen; wo bleiben Sie?" Mit diesen Worten trat der alte Herr eifrig und erhitzt auf seinen jungen Gast zu.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, aber ich habe ganz zufällig soeben den Vetter getroffen, mit welchem ich herreiste — —"

„Warum haben Sie ihn nicht mit her gebracht? — —"

„Ich wußte nicht ob Sie es erlauben würden — —"

„Les amis de mes amis sont mes amis", sagt der Franzose und gar die Verwandten — ist es ein Vetter von Ihnen, so ist es ein Vetter von uns —"

„Wenn Sie erlauben, so hole ich meinen Vetter herbei —"

„Gewiß, gewiß! Mutter Du hast noch ein vorräthiges Glas und ein Besteck? — Aber eilen Sie sich, wir haben Alle mit unserm Appetit auf Sie gewartet — —“

Bruno ging; im Vorbeigehen warf er einen schalkhaften Blick auf Hedwig, welche sich mit einem Kinde beschäftigte.

„Welcher Vetter ist es?“ fragte eine der jungen Frauen.

„Ich weiß es nicht, Du wirst es ja sehen“, antwortete der Alte, eine Flasche ergreifend und sie entkorkend. Die Gesellschaft hatte sich jetzt bunt auf dem Rasen gruppirt wie es Jedem am meisten zusagte, in der Mitte lag das Tischtuch, bedeckt mit Schüsseln voll Schinken, kaltem Braten, hartgesottenen Eiern, Kuchen und Brod, im Grase lagen eine stattliche Anzahl Flaschen, es war ein fröhliches behagliches Bild. „Da kommt der Vetter!“ rief ein kleines Mädchen und deutete nach dem Thoreingang, über welchen zerbrochene Büsten den geborstenen Wappenschild des Fürstbischofs emporhielten. Der alte Herr wandte sich um, jeder Kopf in der Gesellschaft wandte sich um, nur Hedwig hatte das glühende Antlitz zur Seite gekehrt.

„Sie waren so gütig zu erlauben — mein Vetter, Herr Hermann Dag —“, sagte Bruno mit heller Stimme, indem er in den Kreis trat. Der alte Herr starrte die Erscheinung der beiden jungen Männer an. Wären die beiden steinernen Schildlöwen auf ihn zugekommen, er hätte nicht erstaunter blicken können; er beachtete es gar nicht, daß der rothe Wein aus der Flasche, welche er in Händen hielt statt in sein Glas unaufhaltsam über einen Kuchenteller sich ausgoß. — Der Vetter Jacques räusperte sich verlegen, die jungen Frauen blickten nach der Schwester, die Kinder nach dem überschwemmten Kuchenteller, die Mutter war in großer Angst, der Zorn ihres Gatten möge ausbrechen und den schönen Tag verderben, beschwichtigend legte sie ihm die Hand auf den Arm — es war ein Moment der peinlichsten Stille eingetreten man vernahm das Rauschen des Waldes zu Füßen der Ruine und hörte deutlich das Rieseln des Weines von dem Kuchenteller über die Steinplatte. Hedwig glaubte, man würde die Schläge ihres Herzens hören können, der Athem stand ihr still — was würde jetzt kommen? — —

Allerdings war der alte Herr Wollmann nichts weniger als angenehm überrascht gewesen durch die plötzliche Erscheinung seines einstigen Mündels; aber die gute Pfälzer Natur und die gute alte Volkssitte, die Rücksicht, welche sie gegen den Verwandten erheischte, behielt den Sieg. — Es war ein Vetter des Vetters, ein Verwandter des Gastes — was war da anders zu thun, als ihn, wenn auch mit süßsaurer Miene willkommen zu heißen? Die Verwandtschaft forderte ihr Recht. Und mächtig forderten die Flaschen im Grase, das eigene Gewächs rother und güldener Farbe auch ihr Recht, lösten die gebundenen Zungen, und erweichten die Rinde, mit welcher der alte Herr sein Herz gegen den einstigen Mündel umgeben. Er sah Hermann, welchem er seit Jahren ausgewichen, heute zum Erstenmale wieder und die große Aehnlichkeit, welche der Sohn mit dem todten Jugendfreund hatte, sprach rührend an sein Herz; ja, es gab

Momente, wo er sich nicht verhehlen konnte, daß sein Auge mit Wohlgefallen auf dieser frischen, jungen Männergestalt ruhen dürfe, und er sagte sich, Hermann möge doch wol nicht ganz so schlimm sein, wie übereifrige Basen und Geschichtenzuträger ihn geschildert. Aber dann kam wieder die Erinnerung an jene böse Stunde, da er sich von dem Sohne des Jugendfreundes losgesagt und seine Stirn legte sich in mißmuthige Falten. Bruno Seeheim, der Vetter vom Meer, hatte sich indessen neben den Alten gesetzt und so oft er eine Wolke über dessen Stirn ziehen sah stieß er klingend mit ihm an auf die Pfalz! die schöne Pfalz, die im rothen Abendsonnenschein zu ihren Füßen lag, auf die Verwandtschaft! die Vetterschaft bis in's siebente und achte Glied! —

— — Der Mond stieg blassen Scheines schon am Horizonte auf, als man im Thale wieder den Wagen bestieg. Bruno stand seitwärts, er blickte empor zu der prächtigen Ruine über dem dunklen Walde. Da fühlte er plötzlich seine Hand von einer weichen Frauenhand ergriffen, „Gott lohne es Ihnen" sprach Hedwig's bewegte Stimme, „Gott lohne es Ihnen mit dem treuen Herzen eines geliebten Weibes, was Sie an uns gethan!" und Hermann faßte seine andere Hand: „Hab Dank mein Freund, mein Vetter, mein Bruder, die Bahn ist gebrochen, der Weg gefunden, wir werden zum Ziele gelangen!"

Bruno drückte ihm warm die Hand: „Gott sei mit Euch, Ihr Glücklichen, aber Ihr wißt nicht, wie schwer es mir geworden Euch zu Eurem Glück zu helfen." Rasch entfernte er sich, dem schönen Mädchen noch einen letzten Blick zuwerfend. —

„Wie meint er das?" fragte diese; aber ihr Geliebter fand sich nicht bemüßigt; ihr eine Aufklärung über eine Anspielung zu geben, welche ihm aus dem letzten Blick seines Vetters sehr klar geworden war. —

„Darf ich wiederkommen, Herr Wollmann?" fragte beim Scheiden der junge Mann; „darf der Mann sühnen, was der Knabe verschuldete?"

Der alte Herr wandte sich grämlich ab. „Komm in Gottes Namen", sagte er endlich, „ich bin meinem Worte, Dich nie wieder sehen zu wollen, heute doch untreu geworden." —

Und Hermann Dag kam wieder in das ihm so lange verschlossen gewesene Haus, er kam oft und öfter und endlich erhielt der Vetter am Meer Briefe aus der Pfalz, welche ihn dringend einluden bei der Hochzeit Hedwig's und Hermann's Brautführer zu sein. Er hatte es zugesagt gehabt bei seinem Scheiden, diesen Ehrendienst übernehmen zu wollen und er kam. Die Braut sah wunderbar schön aus, aber blaß wie eine Lilie, wie eine weiße Rose unter dem lichten Gewölk des Brautschleiers; die Brautjungfer dagegen, eine junge Cousine blühte wie ein Haideröslein im Mai und Bruno hatte nicht geschworen, ewig dem Bild der Unerreichbaren als einzige Gottheit auf dem Altar seines Herzens zu dienen.

„— — Nun aber sagen Sie mir einmal, Vetter, ich habe das damals vergessen zu fragen, wie sind Sie denn mit dem Hermann verwandt?" fragte der alte Herr Wollmann, nachdem Beide das junge

Paar in den Reiſewagen hatten einſteigen ſehen. — Bruno beſann ſich nicht lange.

„Wie ich mit ihm verwandt bin? — nun durch Sie —“

„Durch mich?“

„Ja, hat er nicht meine Baſe, Ihre Tochter, zur Frau?“ —

„Aber das war jenesmal noch nicht der Fall — —“

„Es iſt es aber jetzt, und das Beſtehende iſt im Recht; ſtoßen wir an auf die Vetterſchaft! —“

In der Nacht.

Einſame Sehnſucht!
Ob auch der goldene Tag Dich kennt?
Der mit ſeinen Roſenflügeln
Deine Gluth umfächelt,
Ueber die ſonnige Erde hin
Dein Aug' zerſtreut,
Mit ſüßem Sängerchor
In Feld und Buſch
Dich zum Leben ruft,
Zur Wehmuth bändigt!

Ach, er kennt Dich nicht,
Der goldene Tag!
Doch wenn Du im tiefen Schooß
Der Nacht erglühſt,
Mit brennenden Augen
Aus dem Dunkel ſeufzeſt,
Und über Dir
Der mitleidloſe Schlaf
Ungreifbar ſchwebt,
Ein ruhlos Schattenbild,
Ueber die müden, wunden Lider ſchreitend!
Bange Stille ſo rings umher,
Und im Buſen ſo laut, ſo laut
Einſame Sehnſucht!

Ad Wilbrandt.

Die Hexen und Hexenprocesse.

Eine criminal-historische Skizze.

Von Dr. **A. Vollert**, Herausgeber des „neuen Pitaval".

II. Die Hexenprocesse.

Die Kirche, welche die Zauberer in früherer Zeit mit großer Milde behandelt, sie aus Gottes Wort belehrt, nur mit kirchlichen Bußen und äußersten Falles mit dem Banne belegt hatte, wechselte später ihr System, weil sie die Zauberei mit der Ketzerei identificirte und in den Hexen Teufelsanbeter erblickte. Sie setzte, wie bereits erwähnt, Ketzerrichter ein, behauptete, daß der Proceß wegen Zauberei, die Abfall von Gott sei, vor die geistlichen Gerichte gehöre und stritt mit den furchtbaren Waffen der Inquisition gegen die Hexen.

In Deutschland konnte die Inquisition nicht recht festen Fuß fassen, und als die Reformation im 16. Jahrhundert sich Bahn brach, hörte sie ganz auf. Die Processe gegen die Hexen wurden vor den weltlichen Gerichten geführt, eben so in den meisten anderen Ländern. Die Hexen standen sich jedoch dabei nicht besser; denn die Richter setzten eine Ehre darein, die Welt von den Unholden zu befreien und hielten es für ihre heilige Pflicht, die Zauberer zu vertilgen.

Dennoch würde es unmöglich gewesen sein, so zahllose Hexen zu entdecken, wenn nicht im 15. Jahrhundert das Strafverfahren völlig umgestaltet worden wäre.

Das alte Beweissystem ward verlassen, man verlangte vor Allem das Geständniß, inquirirte auf ein solches und griff nach dem Vorgang der geistlichen Gerichte und der italienischen Gerichtspraxis zu dem entsetzlichsten Mittel, Geständnisse zu erzwingen: zu der Folter.

Zunächst wurde es Regel, auf bloße Denunciation die Untersuchung einzuleiten und die Denunciation geradezu zu veranlassen. Die Ketzerrichter forderten durch öffentliche Anschläge bei Strafe des Kirchenbannes Jedermann auf, alle der Zauberei verdächtige Personen anzuzeigen; sie versprachen, den Namen des Angebers zu verschweigen, stellten auch wol verschlossene Kasten mit einem Spalt im Deckel auf, damit anonyme Denunciationen hineingeworfen werden könnten. Die weltlichen Richter citirten von Zeit zu Zeit die Schöffen vor sich und examinirten sie, ob nicht Hexen in ihrer Gemeinde wären, ja sie ließen die Leute zunächst durch die Geistlichen in die gehörige Furcht vor den Hexen setzen und dann wurden sie veranlaßt, die Verdächtigen anzugeben. Als Indicium der Hexen galten die sonderbarsten, zum Theil wider-

sprechendsten Dinge: vor Allem böser Leumund, die Aussage einer anderen Hexe, ein körperliches Gebrechen, rothe Augen, ein böser Blick, große Gelehrsamkeit, schnell erworbener Reichthum u. s. w. In einem berühmten Buche, welches zur Blüthezeit der Hexenprocesse geschrieben wurde, lesen wir: „Entweder Gaja hat ein böses, leichtfertiges, oder ein frommes, gottseliges Leben geführt. Ist jenes, so ist's ein großes Indicium, denn wer böse ist, könne leicht böser und je länger, je weiter verführet werden; ist dieses, so ist's kein geringer Indicium, dann sagen sie: so pflegen sich die Hexen zu schmücken und wollen allezeit gern vor die Frömmsten gehalten sein. Da ist denn der Befehl, daß man mit der Gaja zu Loch solle. Und ist stracks wieder ein neues Indicium: entweder die Gaja giebt zu verstehen, daß sie sich fürchtet, oder geberdet sich unerschrocken. Spürt man Furcht, so sagen sie, das böse Gewissen macht sie bang. Fürchtet sie sich nicht, so heißt es, das pflegen die Hexen zu thun, der Teufel macht sie so muthig."

Ein lothringischer Geheimrath und Oberrichter leistete sogar noch Stärkeres, er erklärte geradzu: „Das Weib ist verdächtig, wenn es nie und wenn es oft in die Kirche geht, es ist ein Indicium, wenn sein Leib warm und wenn er kalt ist; die Salbe der Hexen ist giftig und sie ist unschädlich; giftig, wenn sie die Hexe aufstreicht, unschädlich, wenn sie in die Hände des Gerichts fällt."

Lagen Indicien vor, die man hiernach natürlich ganz nach Belieben haben konnte, so wurde die Verdächtige verhaftet und Haussuchung bei ihr gehalten. Fand man bei ihr eine Salbe, ein Fläschchen, Kräuter oder dergl., so wurden diese Gegenstände in Beschlag genommen und als ein neues Indicium den Acten beigefügt. Das Gefängniß, in welches man die vermeintliche Hexe brachte, war ein besonders hartes; es gab an manchen Orten eigene Hexenthürme und Drudenhäuser. Hier wurden die Gefangenen festgeschlossen, so daß sie weder Arme noch Füße regen konnten.

Der Richter pflegte, ehe er die Angeschuldigte verhörte, die Zeugen zu vernehmen und suchte vornehmlich festzustellen, welche Missethaten von der Hexe verübt worden wären. Wie man den Causalzusammenhang leichtfertig herstellte, wird am besten aus etlichen Beispielen erhellen: ein Zeuge sagt aus, daß sein Vieh ganz plötzlich gestorben sei, ein Anderer hat kurz zuvor die im Dorf als Hexe verdächtige Weibsperson vor dem Stalle gesehen. Dies war genügend, um ihr die Schuld an dem Unglück beizumessen. Ueber eine Flur ist ein Hagelwetter gekommen, man hatte die Tochter einer verbrannten Hexe unmittelbar zuvor auf dem Felde erblickt: natürlich muß sie das Hagelwetter herbeigezaubert haben. Eine Nachbarin bringt einer Wöchnerin eine Wochensuppe, die letztere ißt zu viel und wird in Folge dessen krank: die Nachbarin muß es büßen, denn sie hat die Wöchnerin behext. — Ein Mann hat von einer Frau einen Sack geschenkt erhalten, mit demselben seine Beinkleider gefüttert und bald darauf einen Schaden bekommen: ohne Zweifel ist er behext und die Schenkgeberin wird verbrannt.

Im Wortwechsel ist von einer Weibsperson die Drohrede gefallen: der N. N. solle schon noch an sie denken; kurze Zeit nachher befällt ihn ein Schmerz in der Hüfte und der unwissende Arzt kann sich die Krankheit nicht erklären. Eine weise Juristenfacultät überzeugt sich, daß die Hexe es ihm angethan hat und verurtheilt sie zum Tode.

Das Verhör der Angeschuldigten begann mit Fragen wie diese: Ob die Inquisitin glaube, daß es Hexen gäbe? — eine Frage, die nur in den ersten Jahren verneint wurde, denn es währte nicht lange, so galt die Existenz von Hexen im ganzen Volke für ausgemacht. — Weshalb sie früh Morgens an dem und dem Tage so lange geschlafen habe? — Es war dies insofern ein Indicium, als man schloß, sie habe die Nacht auf dem Hexentanze durchschwärmt und sei deshalb zu müde gewesen, um rechtzeitig aufzustehen. — Woher sie die Wunden und Striemen am Leibe habe? — Man erblickte darin ein Merkmal, daß der Teufel sie geprügelt habe. — Weshalb ihre Garten- und Feldfrüchte besser gediehen, als die anderer Leute? — Was sie vor dem Gewitter im Felde zu thun gehabt? Warum ihre Kühe so viele Milch und die des Nachbars so wenig gäben? Warum sie den N. N. berührt habe? u. s. w. Gestand sie nicht ohne Weiteres daß sie eine Hexe sei, so redete ihr der Richter zu und scheute sich, wenn er den Rathschlägen des Hexenhammers folgte, nicht im mindesten, die Aermste zu belügen und zu betrügen. Er sagte z. B. zu ihr: „gestehst Du, so werde ich Dich nicht zum Tode verurtheilen.“ Dabei sollte er sich denken: ein Anderer wird an meiner Stelle das Todesurtheil fällen. Oder er versprach ihr das Leben, bezog dies Versprechen aber auf das ewige Leben.

Erfolgte kein Bekenntniß, so wurde der Unglücklichen von allen Seiten, sogar von den Geistlichen, die Hölle heiß gemacht und ihr vorgestellt, wie fürchterliche Qualen ihrer warteten. Der Henker entkleidete sie und schor oder sengte ihr alle Haare am Körper ab, für welches Geschäft in manchen Orten, z. B. in Nürnberg, 1 Fl. 30 Kr. nach der officiellen Taxe bezahlt wurden. Hierauf ward eine genaue Untersuchung angestellt, ob die verdächtige Person ein Zaubermittel versteckt an ihrem Körper habe und ob man etwa ein Hexenzeichen fände. Fand man ein Mal, so wurde mit einer Nadel hineingestochen; wenn kein Blut kam, oder kein Schmerzenslaut erfolgte, so war es gewiß das stigma diabolicum, denn dieses machte ja, wie wir wissen, den betreffenden Körpertheil unempfindlich. Gelegentlich betrog der Henkersknecht und stach, um die Unglückliche zu retten, neben das Mal, oder drückte, um sie zu verderben, mit dem Knopf der Nadel und nicht mit der Spitze darauf, so daß natürlich weder Blut floß, noch Schmerz empfunden wurde.

Man nahm auch, um sich Gewißheit zu verschaffen, gewisse andere Proben vor, indeß wurden sie nicht in allen Fällen angestellt und waren verschieden nach Zeit und Ort. Am häufigsten kommt in den Acten die Wasserprobe vor. Man nahm an, durch die Taufe des Heilandes im Jordan sei das Wasser geheiligt und nehme nichts Teufliſches an, deshalb komme jede Hexe, die man untertauche, wieder an die Oberfläche

und schwimme. Man band nun der Angeschuldigten Hände und Füße kreuzweise zusammen und ließ sie an einem um den Leib gebundenen Strick drei Mal hinab in einen Fluß oder Teich; sank sie unter, so ward sie für unschuldig, schwamm sie, so ward sie für schuldig angesehen. Freilich kam fast Alles auf den guten oder bösen Willen der Henkersknechte an, die gewisse Kniffe hatten und das Untersinken oder Auftauchen zu bewerkstelligen verstanden. Das sogenannte Hexenbad hat sich in der Volkssitte sehr lange erhalten; noch 1823 kam es in den Niederlanden vor, daß eine Frau, die der Hexerei verdächtig war, sich dazu bereit erklärte, und am hellen Tage in Gegenwart eines zahlreichen Publicums die Probe in einem nahen Wasser bestand.

Noch merkwürdiger war die Gewichtsprobe. Man maß den Hexen, die ja fliegen konnten, eine sehr geringe Schwere bei und hielt es für ein sicheres Zeichen der Schuld, wenn eine Weibsperson nicht das normale Gewicht hatte. Auch hierbei waltete grober Betrug ob; in Ungarn wurde eine Frau hingerichtet, von der man behauptete, sie habe nur $1^1/_2$ Quentchen gewogen, in England wog man eine Verdächtige gegen die 12 Pfund schwere Kirchenbibel und ließ sie frei, weil die Bibel leichter war als die Frau. An vielen Orten diente die Stadtwage zu diesem Geschäft, den besten Ruf aber genoß die Wage von Oudewater. Kaiser Karl V. hatte, wie die Stadt behauptete, ein Privilegium ertheilt, daß alle anderen Proben wegfallen sollten, wenn Jemand bescheinigen könne, daß er in Oudewater amtlich gewogen sei und daß das Gewicht dem Umfange seines Körpers entsprochen habe. Aus Holland, Köln, Münster und Paderborn strömten der Hexerei verdächtige Personen nach Oudewater, ließen sich wiegen, zahlten ein hübsches Sümmchen Geld und empfingen ein stadträthliches Zeugniß, welches überall rechtlichen Glauben hatte. Im Jahr 1754 war die Wage zum letzten Mal in Thätigkeit.

Ferner finden wir die Thränenprobe in den Acten erwähnt: Die Hexe wurde ausgekleidet, man zeigte ihr die Marterwerkzeuge und beschwor sie bei der heiligen Dreifaltigkeit und den bittern Thränen, die Jesus Christus am Kreuz geweint, auf der Stelle reichliche Thränen zu vergießen. Entsprach sie der Aufforderung, so war es ein Zeichen von Unschuld; man fabelte nämlich, eine Hexe könne entweder gar nicht weinen, oder höchstens mit dem rechten Auge drei Thränen vergießen.

Das Hauptmittel, ein Geständniß herbeizuführen, war, wie wir schon sagten, die Tortur.

Nach dem bestehenden Rechte sollte der Angeklagte freigesprochen werden, wenn er die Folter eine Stunde lang überstand. Es durfte die Folter nur bei neuen schweren Verdachtsgründen, die an den Tag kamen, wiederholt werden, und wenn Jemand auf der Folter gestand, sollte dennoch eine Verurtheilung nur statt finden, dafern die eingestandenen Thatsachen an sich glaubwürdig waren und bei sorgfältiger Nachforschung wahr befunden wurden.

Hätten die Gerichte diese Vorschriften befolgt, so würden nur wenige Hexen verbrannt worden sein, aber man half sich und erklärte die Hexerei

für ein crimen exceptum, für ein Ausnahmeverbrechen und sagte: bei diesem schweren, im Verborgenen schleichenden Delict sei der Richter nicht an die gesetzlichen Formen gebunden, vielmehr berechtigt, nach seinem Ermessen Alles aufzubieten, damit es entdeckt werde. Man folterte deshalb auf die elendesten Gründe hin, namentlich schon dann, wenn eine andere Unglückliche auf der Marterbank ausgesagt hatte, die und jene sei mit ihr auf dem Hexensabbath gewesen. Und man folterte, nicht wie es in den Erkenntnissen gewöhnlich hieß, „menschlicher Weise", „ziemlicher Maße", sondern man ging oft noch über die „volle Schärfe hinaus"; denn, sagte man, der Teufel hilft den Hexen die Pein erdulden und macht sie unempfindlich. Die Acten enthalten geradezu gräßliche, haarsträubende Martern: nicht genug, daß man drei bis vier Stunden lang in Einem fort folterte und daß die Richter den Delinquenten öfter mit großen Gewichten an den Beinen beschwert an der Leiter hängen ließ, während sie selbst fortgingen und schmausten: man folterte auch ohne neue Indicien dieselbe Person sehr häufig und sagte, es sei das nicht eine Wiederholung, die ja verboten war, sondern eine Fortsetzung der Tortur. Die gewöhnlichen Qualen wurden geschärft, indem man spitzige Keile zwischen die Nägel an Händen und Füßen trieb, brennenden Schwefel und Pech auf den nackten Körper träufelte, die Gefangene nicht schlafen ließ und im Kerker umhertrieb, bis sie wunde Füße hatte, die Nägel, wie dies König Jacob I. von England, ein besonders eifriger Streiter gegen die Hexen, anordnete, mit Schmiedezangen abreißen ließ, eigene Hexenstühle mit hundertundfünfzig fingerlangen, eisernen Spitzen erbaute u. s. w. Es ist nachweislich, daß ein Zauberer in Westphalen, den man beschuldigte, er habe sich in einen Wärwolf verwandelt, zwanzig Mal, ein Weib in Baden zwölf Mal, die Tochter eines Amtmanns in Ulm sieben Mal gefoltert wurden. Von einem alten Weibe, die alle Grade der Tortur ausstand und doch nichts bekannte, wird gesagt: „Es war so viel, als hätte man in einen alten Pelz gehauen;" in Betreff eines sechzehnjährigen Mädchens bemerkt das Protocoll naiv: „Es ist ein Wunder, wie dieses junge Blut so lange aushalten kann."

Unter den Folterqualen fingen Etliche an, die Augen zu verdrehen, convulsivisch zu lachen, Etliche schliefen betäubt ein, oder fielen in Starrkrämpfe; die Richter und die Henker hielten dies für ein Kunststück des Teufels, der sie verhöhnen wolle und folterten desto grausamer. Viele gaben den Geist auf; die Richter und Henker erklärten, der Teufel habe ihnen das Genick umgedreht, mitunter hatten sie den Teufel in Gestalt einer Schmeißfliege oder eines Kankers sogar in der Marterkammer selbst gesehen. Der berühmte sächsische Jurist Carpzov sagt in einem Urtheil: „Weil aus den Acten so viel zu befinden, daß der Teufel auf der Tortur der Margarethe Sparrwitz so hart zugesetzt, daß sie, als sie kaum eine halbe Stunde an die Leiter gespannt mit großem Geschrei Todes verfahren und ihr Haupt gesenket, daß man gesehen, daß sie der Teufel inwendig im Leibe umgebracht, inmaßen denn auch daraus abzunehmen, daß es mit ihr nicht richtig gewesen, weil sie bei der Tortur

gar nichts geantwortet: so wird ihr todter Körper unter dem Galgen durch den Abdecker billig vergraben."

In den bei weitem meisten Fällen gestanden die Angeschuldigten natürlich auf der Folter; sie sagten Ja zu allem, was man sie fragte, und gaben auf Verlangen auch andere Unschuldige als Hexen und Unholde an. Die Geständnisse enthielten das, was Jedermann über den Teufelsbund und die Teufelsbuhlschaft wußte. Es wurde das früher verstockte Leugnen auf den Teufel geschoben, der während der Folter den Richtern unsichtbar bei ihnen gestanden habe und der ganze, dem Volke sehr bekannte Hexengreuel mit Anwendung auf die eigene Person erzählt. Als Mitschuldige nannte man Personen, die im Verdacht der Hexerei standen, oder solche, deren Namen der Richter durch Suggestivfragen hervorlockte. In einigen Fällen gaben die Unglücklichen, um sich zu rächen, ihren Henker als Zauberer an und es ist nachweislich, daß in Folge dessen die Henker gefoltert und nach abgelegtem Bekenntniß verbrannt wurden. Wahrscheinlich haben sie auch oftmals die Richter und die Priester angegeben, wenigstens heißt es in der erwähnten Hexenpredigt: „Wenn sie peinlich gestraft werden, geben sie auf Einblasung ihres Meisters, der ein Lügner ist, fromm, unschuldige Leute an, die solcher Teufelei von Herzen feind sind." Die Richter hatten freilich sehr wirksame Mittel, sich selbst und ihre Freunde vor dergleichen Beschuldigungen zu schützen, sie ließen dieselben nicht protocolliren oder folterten stärker, bis die Hexe Alles wieder zurücknahm.

Hatte die Angeklagte auf der Folter gestanden, so besaß das Geständniß allerdings noch keine Beweiskraft, es mußte vielmehr freiwillig wiederholt werden. Nun geschah es allerdings sehr häufig, daß die Inquisiten, wenn die Schmerzen der Tortur vorüber waren, widerriefen und rund heraus erklärten, Alles, was sie bekannt, sei unwahr und nur durch die ausgestandenen Martern erpreßt. Die unausbleibliche Folge hiervon war die Wiederholung und die Schärfung der Folter, bis der Widerruf zurückgenommen und von neuem Geständnisse abgelegt wurden. Manche Unglückliche gestand und widerrief abwechselnd sechs, sieben, acht und zehn Mal, sie wurde sechs, sieben, acht und zehn Mal gemartert, bis sie endlich einsah, daß ihr doch Alles nichts half. Nun ergab sie sich in ihr Schicksal und räumte auch in der Urgicht — so nannte man das der Folter nachfolgende Bekenntniß — ein, was man verlangte und sagte mit frecher Stirn Denen, die sie als Mitschuldige fälschlich angegeben, die absurdesten Dinge in's Gesicht. Viele entleibten sich selbst, um den Qualen zu entgehen, Viele gestanden freiwillig, was man begehrte, denn sie wußten, was ihrer wartete und blieben bei ihren unwahren Geständnissen auch dem Beichtvater gegenüber, weil sie fürchteten, der Priester werde einen etwaigen Widerruf dem Richter anzeigen, oder sie nicht zum Abendmahl lassen. Hatten sie ein besonderes Zutrauen zu dem Geistlichen, so betheuerten sie diesem ihre Unschuld, beschworen ihn aber, es dem Richter nicht zu hinterbringen, damit sie nicht von Neuem gequält würden. Eine eingekerkerte Engländerin gestand Alles und bat nur um baldige Hin-

richtung. Auf dem Schaffot redete sie mit lauter Stimme zum Volke: „Wißt Ihr Alle, die Ihr mich heute sehet, daß ich als Hexe auf mein eigenes Bekenntniß sterbe und daß ich alle Welt, vor Allen aber die Obrigkeit und die Geistlichen von der Schuld an meinem Tode freispreche. Ich nehme sie gänzlich auf mich, mein Blut komme über mich! Und da ich dem Gott des Himmels bald werde Rechenschaft ablegen müssen, so erkläre ich mich so frei von der Hexerei wie ein neugeborenes Kind, da ich aber, von einem boshaften Weibe angeklagt, unter dem Namen einer Hexe in's Gefängniß geworfen, von meinem Manne und meinen Freunden verleugnet ward und keine Hoffnung zur Befreiung und zu ehrenvollem Fortleben in der Welt mehr hatte, so leistete ich durch Verlockung des Bösen ein Geständniß, das mir vom Leben hilft, dessen ich überdrüssig bin."

Der Jesuit Friedrich Spee, der tapfere Kämpfer gegen die Hexenprocesse, dessen Haar vorzeitig erbleicht war, weil er Hunderte von Hexen zum Scheiterhaufen begleitete und so namenlosen Jammer mit angesehen hatte, bezeugt: „Es hätten sich einfältige Leute auf seine beichtväterlichen Fragen aus Furcht vor wiederholter Tortur anfänglich allerdings für Hexen ausgegeben, aber, als sie sich überzeugt daß sie von ihm nichts zu besorgen, hätten sie Zutrauen gefaßt und aus ganz anderem Tone gesprochen. Unter Heulen und Schluchzen hätten Alle die Unwissenheit oder Bosheit der Richter und ihr eigenes Elend bejammert und noch in ihren letzten Augenblicken Gott zum Zeugen der Unschuld angerufen."

„Ja, — ich schwöre feierlich", fährt er fort, „von den Vielen, welche ich wegen angeblicher Hexerei zum Tode geleitete, war keine Einzige, von der man, Alles genau erwogen, hätte sagen können, daß sie schuldig gewesen wäre und das Gleiche gestanden mir zwei andere Theologen von ihrer Erfahrung. Aber behandelt die Kirchenoberen, behandelt die Richter, behandelt mich ebenso wie jene Unglücklichen, werft uns auf dieselben Foltern und ihr werdet uns Alle als Zauberer erfinden!"

Hiernach wird man sich nicht mehr wundern dürfen, daß eine so große Zahl von Angeschuldigten freiwillig gestand; denn bei solchen Aussichten war der Tod auf dem Schaffot ein Trost und die arme „Hexe" hatte bei dem freiwilligen Geständnisse, was ihr vom Gericht immer gehörig zu Gemüth geführt wurde, noch den Gewinn, daß sie nicht verbrannt wurde, sondern mit der gelinderen Strafe des Schwertes davon kam.

Uebrigens nannte man viele Geständnisse freiwillig, die gar nicht freiwillig waren; so z. B. alle diejenigen, welche durch Versprechungen und Drohungen der Richter und Beichtväter, durch einsame, wahrhaft furchtbare Kerkerhaft erlangt waren, ferner alle die abgelegt wurden in Folge der sogenannten Territion. Diese bestand darin, daß der Scharfrichter vortrat, die Angeklagte zur Folter zurecht machte, sie entkleidete, ihr die Haare abschor und die Marterwerkzeuge vorzeigte, erklärte und ihr einzeln zur Probe anlegte! Endlich nannte man viele Geständnisse freiwillig, wenn die Angeschuldigte auf eine leichtere Tortur hin bekannte und schrieb in das Protocoll, wie glaubwürdige Zeugen versichern, ohne die Folter zu erwähnen: die N. N. habe in Güte gestanden!

Nach dem Gesetz war es allerdings nothwendig, den äußeren Thatbestand herzustellen und zu ermitteln, ob die zugestandenen Thatsachen wahr seien. Aber auch über diese Vorschriften setzten sich die Facultäten und die Richter weg. Sie nahmen nicht blos den fabelhaftesten Causalzusammenhang an, sondern beruhigten sich auch bei dem Geständniß allein, wenn eine Bestätigung desselben nicht gut möglich war, z. B. bei dem Umgang mit dem Teufel und der Hexenfahrt. In einzelnen Fällen waren die Richter toll genug, dem Geständniß mehr zu glauben, als ihren eigenen Augen. So berichtet Horst in der Zauberbibliothek Folgendes: „Fünf bis sechs Weiber zu Lindheim gestanden nach entsetzlichen Martern, daß sie auf dem Kirchhof ein vor Kurzem verstorbenes Kind ausgegraben und zu einem Hexenbrei gekocht hätten. Die Ehemänner setzten es durch, daß das Grab in Gegenwart des Geistlichen und mehrerer Zeugen geöffnet wurde. Das Kind lag unversehrt im Sarge. Der Inquisitor hielt den Leichnam für ein Blendwerk des Teufels, behauptete, das Geständniß müsse gelten und die Weiber wurden zur Ehre des dreieinigen Gottes, der die Zauberer auszurotten befohlen habe, verbrannt!“

Wenn beweiskräftige Geständnisse vorlagen, oder die Hexe überführt war, was man insbesondere dann annahm, wenn mehrere andere Hexen sie der Theilnahme an dem Verbrechen bezichtigt hatten, so erfolgte der Spruch. Die geistlichen Gerichte übergaben den Schuldigen gewöhnlich dem weltlichen Arme, weil „die Kirche kein Blut vergießt.“ Sie verordneten außerdem Abschwörung der Ketzerei, kirchliche Bußen und in besonders mild zu beurtheilenden Fällen auch Gefängniß. Die bürgerlichen Gerichte straften stets mit dem Tode und zwar gewöhnlich mit dem Feuertode. Als Schärfung traten hinzu: das Schleifen auf den Richtplatz und „etliche Griffe“ mit glühenden Zangen. Reuigen Hexen gewährte man als Gunst, daß sie erst erdrosselt und enthauptet und nachher verbrannt würden. Die Meisten wurden halbtodt von den ausgestandenen Folterqualen mit zerbrochenen Armen und Beinen, zerquetscht und zerstochen zum Scheiterhaufen geschleppt, der Tod war für sie eine Erlösung.

Man sollte denken, daß auf der Folter zuletzt Jedermann gestanden haben müßte; aber dem ist nicht so. Es sind uns actlich ziemlich viele Processe bekannt, in denen namentlich die Weiber, die bei weitem standhafter geduldet und ungleich mehr ausgehalten haben, als die Männer, trotz der härtesten Tortur nichts bekannt haben. Ein Actenstück aus dem Justizamte einer thüringischen Gebirgsstadt berichtet die merkwürdigsten Dinge: eine alte Frau von sechsundsechzig Jahren wird regelrecht gefoltert, man legt ihr die Daumschrauben an, sie aber singt das Lied: „Gott der Vater wohn' uns bei“; man versucht es mit dem spanischen Stiefel, sie aber betet den Glauben, jetzt wird sie mit auf dem Rücken gebundenen Händen an einer Leiter, in deren Mitte eine Sprosse mit kurzen, spitzigen Hölzern — der gespickte Hase — angebracht war, in die Höhe gezogen, bis die Arme verkehrt und umgedreht über dem Kopfe stehen. Sie singt: „Eine feste Burg ist unser Gott“; man schnallt sie von der Leiter herunter, zieht sie wieder in die Höhe und wiederholt dies sechs Mal, aber sie „sang

immerfort", heißt es in den Acten. Als man sie nach dreistündiger Marter losbindet und ihr die Freiheit ankündigt, weil dies im Facultäts-Urtheil so angeordnet war, bittet sie sich zu essen aus und ißt mit dem besten Appetite, dann geht sie zu Fuße mit den vom spanischen Stiefel zerquetschten Beinen über zwei Stunden weit bis in ihre Heimat und ist recht vergnügt, so daß sich der Richter, der Protocollführer und der Henker höchlich wundern. Zur Rechtfertigung des Scharfrichters wird in dem Protocolle ausdrücklich bemerkt, daß er die „volle Schärfe" angewendet habe und nicht etwa zu gelind verfahren sei.

Als der Wahnsinn der Hexenprocesse auf seinem Höhepunkte war, half indeß auch das Ueberstehen der Folter nicht zur Freiheit. Man nahm an, der Teufel habe die Hexe gegen die Qualen gestählt und belegte sie deshalb mit einer willkürlichen außerordentlichen Strafe, mit Staupenschlag, Landesverweisung, oder Gefängniß. So erkennt Carpzov wider eine Angeschuldigte: „Sie wird gestalten Sachen nach über die zum andern Male erlittene Tortur, weil gleichwol vermuthlich, daß es ihr, der Vettel, vom Teufel muß angethan sein worden, daß durch die Pein und Marter von ihr nunmehr zum andern Male Nichts hat gebracht werden können und damit man ihr aus diesem Lande los werde und die Leute vor ihr nichts weiter zu befahren haben, des Landes ewig billig verwiesen!"

Eine der Hauptursachen, weshalb die Hexenprocesse so überhand nahmen, ist in der Habsucht der Richter und der Gerichtsherren zu suchen. Die Güter der Verurtheilten wurden confiscirt, die Richter bekamen bedeutende Sporteln, auch die Henker und die Denuncianten zogen ansehnlichen Gewinn. Der Hexenproceß war also eine Geldquelle, wie ein Schriftsteller sagt, eine neue Alchymie, durch welche aus Menschenblut Gold und Silber gemacht wurde. Man fahndete auf reiche Hexen und theilte sich dann in die Beute. Gewissenlose Richter ängstigten vornehme Frauen mit der Drohung, daß auch an sie die Reihe kommen würde und erpreßten von ihnen große Summen Geldes, mit denen sie sich ihren richterlichen Schutz bezahlen ließen.

In manchen Städten waren Richter, Schreiber und Scharfrichter zu reichen Leuten geworden, in Trier z. B. ritt der letztere in Gold und Silber gekleidet auf einem edeln Rosse und seine Frau that es in Kleiderpracht Allen zuvor. Nach einer Originalrechnung der Stadt Zuckmantel von 1639 empfing der Fürstbischof von Breslau von elf Bränden 351 Thaler!

Die Geistlichen hatten an den Hexenverfolgungen ein kaum minder großes pecuniäres Interesse; während die Gerichte sich an den Geldbeutel der Hexen hielten, schröpften Priester und Mönche die Behexten. Sie trieben für Geld die Teufel aus, lasen Messen, damit der Zauber nichts schade und wandernde Bettelmönche zogen mit Säcken voll sg. „Hexenrauchs" umher, den sie als Schutzmittel gegen Zauberei theuer verkauften.

Außer der Geldgier war auch dem Neide, dem Haß und der Rachsucht Thor und Thür geöffnet. Wer einen Feind hatte und es geschickt anfing, konnte ihn leicht in einen schlimmen Proceß wegen Zauberei verwickeln.

Endlich hat die Reformation eher dazu beigetragen, die Hexenprocesse zu vermehren als zu vermindern. Der Teufel wird von Luther und Melanchthon ganz so wie von den katholischen Kirchenlehrern aufgefaßt, sie beschränken seine Wirksamkeit nicht auf das geistige Leben, sondern glauben, daß er als Jüngling oder als Jungfrau herumgehe und die Leute verführe, daß er am liebsten in den Leib der Schlange oder des Affen fahre, daß er Kinder stehle und anderwärts unterschiebe, daß er Einfluß auf die Luft übe, Hagel und Unwetter hervorbringe und dergl. m. Die Grundlage des Aberglaubens — der Teufelsbund und der Teufelscultus — wurde also auch von jenen großen und hellen Geistern nicht angetastet; im Gegentheil wollten sie nicht minder eifrig sein als die Katholiken in dem Streite wider alles Teuflische und hüteten sich vor der bösen Nachrede, Zauberer und Hexen in Schutz zu nehmen. Von den lutherischen Kanzeln ertönten eben so heftige Reden wie in den katholischen Kirchen, in den Beichtstühlen forschten die Pastoren eben so genau nach der Hexerei verdächtigen Dingen; einzelne evangelische Pfarrer sprachen geradezu aus, daß es im Papstthum mehr Hexen gebe, weil dort das Wort Gottes nicht lauter gepredigt werde.

Die Katholiken aber, denen ja Hexerei und Ketzerei ziemlich identisch war, sahen in dem Protestantismus den Grund, weshalb die Hexen so zahlreich wurden, ja etliche gingen in ihrem Eifer so weit, Luther für einen directen Nachkommen des Satans zu halten. Im Jahre 1565 versicherte ein Bischof seiner gläubigen Gemeinde, Martin Luther sei der Sohn des Teufels, der sich unter der Maske eines reisenden Juweliers in das Haus eines Bürgers von Wittenberg Eingang verschafft und mit dessen Tochter gebuhlt habe!

Die Blüthezeit der Hexenprocesse fällt in die Zeit von 1590 bis 1680; von da an ist eine allmälige Abnahme deutlich bemerkbar. Die Gegner mehren sich und treten energischer auf, die Bildung ergreift immer weitere Kreise, die Naturwissenschaften lösen manche Räthsel, einsichtsvollere Fürsten und menschlichere Richter beschränken den Gebrauch der Folter und führen eine mildere Gerichtspraxis ein.

In mehreren Staaten wurden die Hexenprocesse ganz untersagt, so in Preußen schon 1721, in England 1736, in Holland und Frankreich noch früher. In anderen, namentlich den geistlichen Ländern, loderten die Scheiterhaufen bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts. So ward im Würzburgischen noch 1749 eine Nonne aus dem Kloster Unterzell verbrannt, weil sie mit dem Teufel gebuhlt, den Hexensabbath mitgefeiert und andere Leute behext habe.

Im Jahre 1766 wurde einer jedoch nicht völlig verbürgten Nachricht zufolge in Augsburg ein Zigeuner als Hexenmeister zum Scheiterhaufen verurtheilt, 1782 starb in Glarus eine Hexe den Tod in den Flammen, 1793 ließ der Magistrat einer Stadt in der Provinz Posen zwei Weiber verbrennen, weil sie das Vieh des Nachbars behext hatten, und noch in diesem Jahrhundert sind in England, Frankreich, Holland und Preußen mehrere Fälle vorgekommen, in denen das Volk selbst die

Justiz gegen angebliche Hexen geübt, sie ins Wasser geworfen, gemißhandelt, ja über ein Feuer gehängt und dort geröstet hat. In den niederen Classen, insbesondere in Gebirgsländern, ist der Glaube an Hexen noch jetzt sehr verbreitet; im Thüringer Walde z. B. giebt es sehr viele Dörfer, in denen ganz allgemein bekannt ist, wer hexen kann. Solche mit geheimen Künsten vertraute Personen sind gefürchtet, man scheut jeden Zwist mit ihnen, die Wöchnerinnen nehmen niemals eine von ihnen bereitete Speise zu sich, das Mißrathen der Ernte, das Sterben des Viehes u. dergl. wird auf ihr Conto geschrieben und in besonders schwierigen Fällen werden sie um Rath gefragt. Das Gewerbe der Wahrsagerinnen scheint weniger blühend zu sein, aber noch immer giebt es kluge Frauen, die aus dem Kaffeesatz die Zukunft erkennen und die Karten zu legen verstehen. Im Frühling 1868 ließen sich, um nur einem Beleg anzuführen, mehrere junge Burschen im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen, die auf Diebstahl ausgingen, von einem alten Weibe die Karten schlagen, ob ihr Unternehmen glücken werde. Und wer sich an die Experimente mit den Punktirbüchern und dem Storchschnabel, an die klopfenden Tische und die Geisterbeschwörer erinnert, die vor wenig Jahren die Welt beschäftigt haben, wird zugeben müssen, daß wenn wir auch Hexen und Zauberer nicht mehr mit Feuer und Schwert vertilgen, der Glaube an Hexerei und Zauberei doch noch keineswegs erloschen ist, sowie anderseits auch mit Recht gesagt worden ist:

„Wir würden noch eben so viele Hexen finden, wenn wir dasselbe Mittel anwenden wollten — die Tortur!“

Harzbilder.

Von **Rudolf Gottschall.**

1. Baumannshöhle.

Steinkön'gin auf dem Felsenthrone,
Du sitzest seufzend tiefgebückt,
Auf Deinem Haupt die schwere Krone,
Die wachsend deine Stirne drückt.

Es folgt Jahrtausend auf Jahrtausend,
Dir bleibt das gleiche Loos verhängt!
Kein Sturm, der durch die Tiefen brausend
Den öden Felsenkerker sprengt.

So mußt du ewig einsam weinen,
In sternenleerer Nacht allein;
Doch deine Thränen selbst versteinen
Und endlich wird dein Herz zu Stein.

II. Bodekeſſel.

Sie ſteigt empor aus ihrem Grabe,
Die feuchten Schleier weh'n im Wind;
Sie winkt mit ihrem Zauberſtabe,
Ein wildes räthſelhaftes Kind.

Vergraben hier in dieſen Schlünden
Bin ſchauernd ich mit dir allein;
Willſt du die ſeltnen Bilder künden,
Die du gemeißelt in's Geſtein?

O das Vergangne wecke nimmer,
Auf ewig ſei's zu Stein erſtarrt!
Es lockt, im Aug' den feuchten Schimmer,
Zu ſel'gem Glück die Gegenwart.

Dein Zauber winkt mir nicht vergebens,
Wir ſind durch Schickſalsſchluß vereint!
Denn auch die Räthſel meines Lebens
Sind längſt in dieſer Bruſt verſteint.

Wie ſchäumt die heiße Jugend wieder,
Die einſt der Felſen Trotz bezwang!
Es brauſen deine wilden Lieder,
Und jede Welle wird Geſang.

O träumeriſches Weltvergeſſen!
Ihr Felſen, deckt des Himmels Licht!
Es iſt ein Himmel unermeſſen,
Der aus der Nacht der Tiefe bricht.

So ſchlinge mich der Abgrund nieder,
Begrab' mich die empörte Fluth!
O nimmer kehrt in's Leben wieder,
Wer einſt in deinem Arm geruht!

In Spanien.

Von **Eugen Laur.**

II. Aranjuez und Toledo.

Den Menschen interessirt nichts so sehr wie der Mensch, und unser Wohlgefallen an der Landschaft, mag sie erhaben oder lieblich, wild oder lachend uns erscheinen, rührt bewußt oder unbewußt von der Empfindung her, daß in Felsen, Bäumen, Quellen, Strömen eine Seele lebt, menschlich fühlend und doch unsterblich wie Najaden und Oreaden der Griechen. Darauf beruht der heimliche Reiz beim Anblick einer historisch berühmten Gegend, und kein Wunder, daß er in Aranjuez mächtig auf uns einwirkt. Dasselbe Rauschen des Tajo, dasselbe Flüstern der Ulmen und Platanen, derselbe Schlag der Nachtigallen, derselbe Glanz des blauen Himmelsgezeltes hat hier gewaltet vor drei Jahrhunderten, als noch die sanfte Elisabeth, die heißblütige Eboli, der ungestüme Carlos in Philipp's düsterm Bann lebten. Längst getilgt ist jede äußere Spur, welche in den Gemächern des Schlosses an die verhaßte Gemahlin, den tief verabscheuten Sohn des furchtbaren Königs gemahnen könnten; aber der beiden Liebenden tragischer Untergang hat ihnen ewiges Bestehen im Liede gesichert. Gleichgiltig durchwandeln wir die unzähligen, meist armselig ausgestatteten Gemächer des Palastes, selbst der japanesische Salon aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts läßt uns kalt; wir werden nur aufmerksam, wenn der Führer, die Schwäche der Fremden wol kennend, die Namen Don Carlos, Philipp II. und Isabella von Frankreich ausspricht. Was ist uns der Herzog von Alcudia, der die offene Galerie erbauen ließ, um von seinem Hause trockenen Fußes in das königliche Schloß gelangen zu können? Was Karl IV. und Marie Louise? Doch jetzt öffnet sich der Balcon, der in der Revolution am Anfang der zwanziger Jahre eine Rolle gespielt hat, wie zur Zeit der Absetzung Don Manuel Godoy's. Ferdinand VII. betrat ihn am 30. Mai 1821, als, seinen Namenstag zu feiern, eine fanatische Volksmasse drunten den tausendfachen Ruf ertönen ließ: „Es lebe der unumschränkte König!" Der Infant Don Carlos, der mitten unter dem Haufen sich befand, wie er sagte, um zur Ruhe zu ermahnen, wurde von zwei berittenen Bürgergardisten mit dem Säbel bedroht. „Wir werden Jeden niederhauen, der gegen die Constitution ist!" riefen sie ihm zu auf die Frage, was sie von ihm wollten. Dieser Don Carlos, welcher nach seines Bruders Ferdinand's VII. Tode König Karl V. sich nannte, verzichtete 1845 auf die niemals von ihm getragene Krone, wie vor einigen Monaten Don Juan

mit gleicher Großmuth zu Gunsten seines Sohnes Carlos dem spanischen Thron entsagte. Vielleicht ist es die Fülle derartiger Erinnerungen, welche der Königin Isabella II. den Aufenthalt in Aranjuez verleidet hat und der Frühlingsresidenz la Granja bei San Ildefonso den Vorzug geben lassen, oder es war die Ahnung, daß dieser Ort der Tochter Ferdinand's VII. Unglück bringen würde. Denn allerdings ist der am 3. Januar 1866 vom General Prim mit Hülfe des hier garnisonirenden Husarenregiments Bailen versuchte Aufstand ein wichtiges Glied in der Kette jener Unruhen gewesen, die in der letzten zu Cadix ausgebrochenen Revolution gipfelten und die Vertreibung der Königin zur Folge hatten . . . . .

Aus dem Schlosse lenkt sich der Schritt zum Inselgarten, umfangen von zwei Armen des Tajo, dessen Wogen über ein zwanzig Fuß hohes Wehr tosend hinabstürzen und so den Eindruck der ernsten Ruhe rings umher vertiefen. Aber zwischen diesen verstümmelten Bäumen und verschnittenen Hecken, wo sich Natur in Kunst verwandelt im Geschmack Lenôtre's, war es nicht immer so einsam; die Aehnlichkeit mit den Boskets von Versailles ist nicht nur äußerlich geblieben, sondern auch hier ist manches Liebespärchen den Lindengang [illegible] aufgeflogen, wie muthwillige Sommervögel, hat das grüne Dunkel manch[illegible] süßes Geheimniß im ersten Keimen gesehen, das jenseits der Gitterbrücke [illegible] in dem weiten „Fürstengarten", fern von der Schloßbewohner lauschenden Blick[illegible]n mit heißen Küssen versiegelt wurde. Der Name „Garten" erscheint ungen[illegible]au für einen Wald von Cypressen und Eichen, Platanen und Pappeln, zwisch[illegible]hen denen kaum hier und da weißblühende Obstbäume oder sonnige Ra[illegible]enplätze durchleuchten. Welch' eine Lust, hier zu wandeln — wenn nicht au[illegible] dem feuchten Grunde gefährliche Fieberluft sich entwickelte, die meine ho[illegible]den Begleiterinnen eine ganze Woche lang an Zimmer und Bett fesselte. Doch empfanden wir noch nichts davon, als wir vor einem alten Wächterhause einen Trunk köstlich frischen Wassers nahmen und den Weg nach der Casa del Labrador erfragten. Diese hat mit jener Insel an der Mündung des St. Lorenzflusses und ihren armseligen Eskimos nichts zu schaffen, sondern wird ein „Bauernhaus" ungefähr mit demselben Recht genannt, wie Marie Antoinette in Trianon für eine Müllerin gelten konnte. Hinter einfachem Aeußern und in niedrigen Zimmern birgt sich eine Fülle der seltensten Kunstschätze aller Art, Gemälde, Teppiche, Alabastersculpturen, sämmtliche Thürangeln und Schlösser von toledanischem Stahl mit eingelegtem Gold, Tapeten von Brokat und Seidenstickereien ꝛc. Um den Namen des kleinen Lustschlosses zu rechtfertigen, sind jedoch überall die Embleme des Ackerbaues, feldwirthschaftliche Geräthe en miniature angebracht, wie Hacken, Pflüge, Eggen, Karren, Schaufeln neben Rindern, Schafen, Ziegen, und dazu Kornähren, Krautblätter, Weinranken in geschmackvoller Abwechselung und vollendeter Arbeit. Erbauer dieses eigenthümlichen Palästchens ist Karl IV., der später, vermuthlich um nicht aus der Rolle zu fallen, nach Fernando Garrido's Worten, die spanische Nation wie eine Heerde

Schafe an Bonaparte abtrat, nachdem sie durch den Friedensfürsten wie eine Heerde Schafe geschoren war. Der König scheint Aranjuez wie seinen Spielplatz betrachtet zu haben, denn an der entgegengesetzten Seite des angeblich nach holländischem Muster angelegten Städtchens, unterhalb eines leicht zu ersteigenden Hügels auf einem kleinen, jetzt ziemlich vernachlässigten Teiche ließ er eine Flotte manövriren, deren fußlange Schiffe mit bleiernen Matrosen, bronzenen Kanönchen, seidenen Segeln besetzt waren. Da die spanische Kriegsmarine zu jener Zeit etwa fünfzehn Schiffe, der Etat aber 1 Großadmiral, 2 Admiräle, 29 Viceadmiräle, 63 Contreadmiräle, 80 Linienschiffs- und 134 Fregatten-Capitaine zählte: so waren diese Officiere vielleicht zum Dienst auf dem „Meer von Antigola" bestellt, dessen Oberfläche der des Schloßplatzes in Aranjuez ungefähr gleichkommt. Doch gleichviel, die großen wie die kleinen Schiffe konnten dem Sturm nicht widerstehen, der am 22. Juli 1805 bei Cap Finisterre und am 20. October desselben Jahres bei Trafalgar wüthete . . . .

Acht Tage in Aranjuez verweilen müssen, ist nicht angenehm, wenn Park und Schloß gesehen worden, Dunkel frühe eintritt und obendrein der Regen beinahe ununterbrochen herniedergießt. Aber des Abends, sobald das Gewölk ein wenig zerriß, hatten wir eine angenehme Unterhaltung. Um eine Bank nahe bei der Fonda de los Infantes sammelte sich eine Anzahl junger Burschen, erst halblaut mit einander sprechend, ein paar Arpeggios auf der Guitarre suchten wie ungeduldig das Plaudern zu unterbrechen, anfänglich vergebens, dann sang eine Stimme den Beginn einer Melodie, auch sie mußte bald wieder schweigen. Von Neuem suchte die Guitarre sich Gehör zu verschaffen, doch noch waren wol die Neuigkeiten nicht erschöpft. Der Sänger und der Spieler schienen mißmuthig zu werden, die Anderen begütigten und versprachen zu schweigen. Nun klimperten die Saiten hell, ein wolklingender Bariton stimmte ein Liedchen an, irgend eine Seguidilla, das vierzeilige spanische Schnaderhüpfl, mit der dreizeiligen Estribillo als Anhang, wie Geibel und Heyse deren so reizende übersetzt haben. Eine zweite, eine dritte folgt, in den kurzen Zwischenpausen hört man leises Flüstern, die vierte, fünfte, sechste . . . ein paar Mädchen haben sich genähert, sie werden lachend begrüßt und bitten fortzufahren; Lied reiht sich an Lied, ein, zwei Stunden lang, immer dasselbe Recitiren zu lustigen oder schwermüthigen Accorden, dazwischen einmal Gelächter. . . . Endlich sind nur noch der Sänger übrig und Der, welcher die Guitarre spielt, die Anderen haben sich im Dunkel verloren, sind vielleicht einzeln nach Hause gegangen, vielleicht auch nicht. . . . Die beiden Letzten erheben sich schweigend, scheinen sich ein paar Augenblicke umzusehen, dann mit Einem Sprung verschwinden sie hinter der offenen Thür unserer Nachbarn. Ob sie dort wohnten? Als wir am frühen Morgen in den Wagen stiegen, um nach dem Toledaner Bahnhof zu fahren, standen zwei prächtige junge Mädchen am Nebenhaus. Hell funkelten ihre Augen, fast trotzig schmollten die Lippen . . . .

„Dirá cuanto dijere ....
Mögen alle böſen Zungen
Immer ſprechen, was beliebt,
Wer mich liebt, den lieb' ich wieder,
Und ich lieb' und bin geliebt."

Unſer Kutſcher rief ihnen eine ſchelmiſche Frage zu — klapp! flog die Thür in's Schloß. Es könnte wol Einer der Beiden das Lied in den Mund gelegt worden ſein:

„Vete amor y vete .....
Geh, Geliebter, geh jetzt!
Sieh, der Morgen dämmert.
Leute geh'n ſchon durch die Gaſſe
Und der Markt wird ſo belebt,
Daß der Morgen wol, der blaſſe,
Schon die weißen Flügel hebt.
Und vor unſern Nachbarn bin ich
Bange, daß Du Anſtoß giebſt;
Denn ſie wiſſen nicht, wie innig
Ich Dich lieb' und Du mich liebſt."

Von Aranjuez gelangt man in etwa zwanzig Minuten nach Caſtillejo. Wer nicht nach Alcázar fährt, hat den Wagen zu wechſeln und erreicht, wenn das Glück ihm günſtig iſt, binnen weiteren Dreiviertelſtunden die alte Felſenſtadt mit dem angeblich hebräiſchen Namen „Toledath", welche faſt gleich Jeruſalem für die Bekenner aller drei geoffenbarten Religionen reiche hiſtoriſche Erinnerungen bietet. Geradezu überwältigend erſcheint der erſte Anblick von der Tajobrücke aus auf die mauriſchen Burgruinen zur Linken, den brauſenden Strom tief unten, die ſtolze Reſidenz auf der Höhe zur Rechten. Was Alles haben dieſe Felſen geſehen an Wundern von Tapferkeit und Kühnheit, Pracht und — Jammer: es iſt vorübergezogen, unwiderbringlich wie die Wellen des „Fluſſes mit goldenem Sand"; kaum daß Sage und Geſchichte ein paar Namen der Nachwelt aufbewahrt haben. Wäre nicht das Rauſchen des Tajo dauernd und ſtetig, nirgends fände ſich eine Spur von Leben. Die einſt feſten Schlöſſer und ragenden Paläſte liegen in Trümmer, die engen, ſchattigen Straßen ſind menſchenleer, ein furchtbares „fuimus Troes" überall. Auch darin liegt für den fremden Wanderer echte Romantik; wiſſend, daß jeden Augenblick ihm freiſteht, mitten in das Treiben der warmen Gegenwart ſich zu ſtürzen, verweilt er gern ſinnend auf den Spuren vergangener Jahrhunderte .... Um mit der übrigen Umgebung in Einklang ſich zu ſetzen, hat auch, dem Anſchein nach, der Beſitzer des am meiſten genannten Gaſthauſes, der Fonda Lina, ſeit undenklicher Zeit weder Hof, noch Treppen oder Zimmer und Wäſche reinigen laſſen; aber wer einmal bis hier herauf geklettert iſt, geht ſchwerlich weiter, ohne von dem mühſeligen Gange auszuruhen und einen Morgenimbiß zu nehmen. „Mir genügt", ſagte der beſcheidene Wirth, „wenn jeder Fremde, der unſere Stadt beſucht, nur Einmal hier einkehrt; die zwei Mal hierher ſich verſteigen, ſind ohnedies ſelten, und dann muß man auch den Anderen Etwas gönnen." Cultur, die alle Welt beleckt, hat auf die Fonda Lina ſich erſtreckt. Mit Befriedigung verließen

wir das Haus und gelangten bald an die Plaza de la Constitucion, welche den Namen erhalten hat von dem schwankendsten, ungewissesten, durchlöchertsten Dinge in ganz Spanien, und doch einen der herrlichsten, großartigsten gothischen Dome der weiten Erde trägt. Dieser ist mehr als 400 Fuß lang und über 200 Fuß breit und steht in Bezug auf Flächeninhalt unter allen spanischen nur dem von Sevilla nach. Drei Jahrhunderte haben beigetragen, ihm die höchste Pracht zu verleihen, und jedes derselben hat in dem Style seine besondere Bauart zur Anschauung gebracht. Der Dämmerschein, welcher auch am sonnigen Mittag in diesen Räumen webt, gemahnt an das Mysterium der christlichen Kirche selbst; die Stille und Kühle lassen glauben, das Ganze sei ein riesiges Grabmal, errichtet zu Ehren des Stifters der Religion; denn wol dient die Kathedrale noch dem Cultus, ist aber ohne jegliche Beziehung zu dem Leben rings umher und dessen gewöhnlichen Aeußerungen. Eine Beschreibung, welche auch nur annähernden Begriff von dem Totaleindruck wie den Einzelheiten gebe, ist nur mit den Mitteln und Kenntnissen eines Grafen de Laborde möglich, wird jedoch selbst dann noch auf Eines verzichten müssen, nämlich die Stimmung hervorzurufen, welche des einsamen Beschauers bei dem Eintritt in diese grandiosen Gewölbe sich bemächtigt. Erst draußen wieder in dem belebenden Glanze des Tages, der warm und weich sich anschmiegenden Luft, bricht die Seele unwillkürlich in Worte staunender Bewunderung aus. Langsam wandeln wir weiter und nur allmählich wird das Interesse an anderen Dingen auf's Neue rege. Dort sind die Trümmer einer Moschee, der nicht, wie mancher ihrer Schwestern auf der iberischen Halbinsel, vergönnt war, durch den Umtausch des Halbmondes in das Kreuz längere Frist sich zu halten. Hier eine Synagoge, in welcher der Gottesdienst von den Nachkommen jener alten toledanischen Juden geübt wurde, die vor 1800 und so und so viel Jahren — wie die Legende sagt — eine schriftliche Protestation gegen die Verurtheilung Jesu nach Jerusalem gesendet hatten und deren Abschrift — wie die Geschichte nachweist — unter Alphons und später Isabella der Katholischen den Bekennern des Mosaismus zu wesentlichem Vortheil gereichte. Immer aufwärts und aufwärts steigend gelangen wir zum Alcazar, der, von Karl I. (V.) erbaut, weithin das herrliche Land beherrscht.

„Seine Dächer sind zerfallen,
Und der Wind streicht durch die Hallen,
Wolken ziehen drüber hin."

In dem innern Hof, den eine doppelte Säulenreihe umgiebt, ist noch eine breite Steintreppe theilweise erhalten, eine Fontaine plätschert verschlafen. Der sie baute, hat schwerlich daran gedacht, daß die Tochter des alten, invaliden Wächters hier Wäsche säubern und auf den grasbedeckten Boden zum Bleichen legen würde. Auf der breiten, von Steinbalustraden umgebenen Schloßterrasse stehen Obstbäume zwischen Gemüsebeeten friedlich und gemüthlich. An dem äußersten Ende bietet eine bequeme Bank erwünschte Ruhe und welchen Umblick auf grüne

Fluren, zackig zerklüftete Felsen, in Trümmern liegende Forts, und mitten hindurch zieht sich der schäumende Tajo, während dicht unter uns wilde Tauben streichen! Für die Spanier ist hier eine geweihte Stätte. Maria Pacheco, Tochter des Grafen von Tendilla, Gemahlin des unglücklichen Juan Padilla, hielt auf diesem Platze mit einer Handvoll Tapferer drei Monate lang die Belagerung der Truppen Kaiser Karl's V. aus, ehe ihr, der letzten Vertheidigerin der castilianischen Privilegien, bei einem erneuten Sturm glückte, nach Portugal zu entfliehen und bei ihrem Oheim, dem Erzbischof von Braga, glänzende Aufnahme zu finden. Dort starb sie, gefeiert wegen ihres Muthes eben so sehr, wie um ihrer Schönheit willen, lebt aber noch heute in einer Fülle von Romances históricos und dem Gedächtniß der Castilianer. . . . . Unser Führer bestand darauf, daß wir auch die ehemals berühmte Waffenfabrik sehen sollten. Nicht gerade mit Enthusiasmus folgten wir ihm, zögernd, innerhalb der Stadt bald vor einem Laden, in dem große Datteln ausgestellt waren, bald vor einem „Modewaaren-Magazin" verweilend. Aber der Mann war unerbittlich, wir mußten mit fort und, da der Weg nun sehr abschüssig wurde, ging es etwas schneller; schon erblickten wir in einiger Entfernung das beträchtliche Gebäude, als der Himmel uns zu Hülfe kam. Dichte Wolken hatten sich fast plötzlich zusammengezogen, ein starkes Gewitter entlud sich unter strömendem Regen und veranlaßte uns zu schleuniger Flucht nach dem Bahnhof. Doch noch bevor der Zug nach Castillejos zurückging, wurde das Wetter auf's Neue heiter und gestattete einen langen Scheideblick zu thun auf Strom und Fels und sonnig leuchtende Mauern der alten, verödeten Königsstadt.

Die beiden Concurrenten.

(Zu dem Bilde von Bosch.)

Da treibt die Welt per Eisenbahn
Mit Dampf sich kreuz und quer,
Doch schleppt der alte Schlendrian
Sich stets noch nebenher.

Wol ärgert ihn das Feuerroß,
Das durch die Lande schnaubt,
Doch wendet nach dem Wagentroß
Er mürrisch kaum das Haupt.

Nur wenn's ihm gar zu schlecht behagt,
Da ballt er wol die Faust:
„Daß Dich! da kommt die wilde Jagd
Schon wieder angesaust!" —

Du armer Schelm hast Grund genug,
Dem Unhold gram zu sein;
Denn bald regiert der Rasselzug
Auf Erden ganz allein.

Mit ihm wetteifern kannst Du nicht,
Bald ist's um Dich gethan.
Fahr hin! Die neue Zeit zerbricht
Den alten Schlendrian.

H. G.

Die letzten Tage König Karl's.

Von Julius Rodenberg.

XVI. Die Proclamation.

Am andern Morgen, 6. December, Morgens 7 Uhr waren die beiden Regimenter in London. Das Reiterregiment stand in Old Palace Yard, einem damals offenen Platz zwischen dem Parlamentsgebäude und der Abtei von Westminster; das Regiment zu Fuß besetzte die Halle von Westminster und alle Zugänge, Treppen und Thüren zu dem Hause der Gemeinen.

Um 9 Uhr, zu der Stunde, wo die Sitzungen des Parlaments zu beginnen pflegten, trat Obrist Pride vor den Haupteingang heraus. Er hielt in seiner Hand eine Liste; neben ihm standen einige Parlamentsmitglieder, welche der Sache des Volkes und der Freiheit treu geblieben. Auf der Liste waren die Namen Derjenigen verzeichnet, welche gestern mit der Majorität gestimmt; und da der Obrist in parlamentarischen Dingen und Persönlichkeiten schlecht bewandert war, so hatte man dafür gesorgt, daß Männer zur Hand seien, die sich besser auf die Gesichter verstanden. Auch der Reverend Mr. Hugh Peters, der Caplan Cromwell's, der Geistliche, der immer einen Degen trug, war unter diesen.

Um 10 Uhr waren 47 Mitglieder verhaftet und 98 excludirt.

„Kraft welchen Rechtes?" schrieen erzürnt die Letzteren.

„Kraft dieses da!" sagte der Reverend Mr. Hugh Peters, indem er an seinen Degen schlug; „kraft des Rechtes der Nothwendigkeit!"

„Wohin werdet Ihr uns führen?" fragten die Verhafteten, die man in mehrere bereit gehaltene Wagen setzte.

„Nach Wallingford-House, wenn Ihr Euch gutwillig fügt; und zur Hölle, wenn Ihr viel Umstände macht", war die Antwort.

Zur Beruhigung des geneigten Lesers sei hier gesagt, daß „die Hölle" nichts war, als eine Taverne in der Nähe des Parlaments, eine ziemlich gute Kneipe für damalige Begriffe, so daß also der Unterschied zwischen einem Gefängniß und dem andern nicht so groß war. Uebrigens war das eine wie das andere provisorisch und beide Parteien wurden wieder entlassen, sobald die Sache vorüber.

Um 11 Uhr hatte Pride sein Werk der „Reinigung des Parlaments" vollbracht und die Minorität von gestern constituirte sich als das Haus der Gemeinen von England.

Um 12 Uhr erschien, von der Armee deputirt und einer Anzahl höherer Officiere umgeben, Obrist Frank Herbert im Sitzungssaal, um, nachdem das Haus eingewilligt, die Deputation zu empfangen, und der Sprecher ihrem Führer das Wort ertheilt, das Verfahren der bewaffneten Macht zu rechtfertigen und von diesem hohen Haus zu verlangen, daß Gericht gehalten und die Schuldigen zur verdienten Bestrafung gebracht würden, ohne Rücksicht auf ihren Rang und Namen; daß eine

Untersuchung geführt werde wegen des Blutes, das in beiden Bürgerkriegen vergossen worden, und daß die Gerechtigkeit ihren Verlauf nehme.

Die Kammer bestand nur noch aus 120 Mitgliedern. Einige davon erhoben sich, um über Privilegienbruch zu klagen und gegen den gewaltsamen Eingriff der Armee zu protestiren; sie forderten, daß die verhafteten und ausgeschlossenen Mitglieder ihnen zurückgegeben würden. Um 1 Uhr erschien der Stabträger des Hauses, um mitzutheilen, daß das oberste militairische Commando sich geweigert habe, die Gefangenen frei zu geben und die Ausgeschlossenen zuzulassen; der Sprecher schritt zur Abstimmung, ob der Minoritätsantrag über diesen Zwischenfall zur Debatte gestellt werden solle — die Majorität erklärte sich dagegen und das Haus ging zur Tagesordnung über.

So macht man Minoritäten zu Majoritäten, und umgekehrt.

Um 2 Uhr Nachmittags wußte die ganze Stadt, was geschehen; und um 7 Uhr Abends kam unerwartet, nachdem er acht Monate fern gewesen, Wales gebändigt und Schottland besiegt, Cromwell in London an. Er schlief in dieser Nacht zuerst in Whitehall, erschien am andern Morgen im Parlament, nahm seinen Sitz ein und erhob sich, nachdem die Sitzung eröffnet, um mit einem Gesicht, noch ernster, und einer Stimme, noch ergreifender, als gewöhnlich, folgende Worte zu sprechen: „Gott ist mein Zeuge, daß ich von Dem, was in diesem Hause sich zugetragen, nichts gewußt habe; aber weil das Werk vollbracht ist, bin ich froh darüber, und es gilt jetzt, dasselbe zu stützen.“ —

Am 7. December hatte sich der Umschwung vollzogen; es war, wie wir in unserer modernen Sprache sagen (die mit neuen Worten zuweilen recht alte Dinge bezeichnet): ein fait accompli; und Jedermann weiß, was das bedeutet.

Wenn man nun aber glauben wollte, daß der Magistrat der City, welcher es auf Abraham abgesehen, über diesen großen und Staats-Actionen seine Privatabsichten und Rancunen vergessen hätte, so würde man die Hartnäckigkeit dieser beschränkten Köpfe, die von einem blinden Haß und Vorurtheil geleitet werden, schlecht kennen. Im Gegentheil; als Abraham zu dem festgesetzten Termin, zu welchem sie ganz unrechtmäßig ihn vorgeladen, nicht erschienen war, steigerte sich ihr Zorn und sie beschlossen sein Verderben. Wenn dies Alles acht Tage später geschehen wäre, so würde wol auch ihr Plan ihnen vollständig gelungen sein; aber das Auge Gottes, welches über Völkern wacht, ist so groß und ruhig, daß es auch inmitten des Aufruhrs aller Leidenschaften, die vor ihm so klein erscheinen müssen, jeden Einzelnen sieht.

In der Frühe des 7. December — es war auf einen Donnerstag, damit der Leser sehe, daß wir ganz genau unterrichtet sind — machten zwei Constabler vor Abraham's Hause Halt und pochten aus alien Kräften gegen die Thür. Ihre Mienen weissagten nichts Gutes; und dies allein würde hingereicht haben, einen Haufen von Gaffern draußen zu versammeln, der natürlich in dem Maße zunahm, als das Schauspiel interessant zu werden versprach. Nachdem den beiden Männern des

Gesetzes geöffnet worden war, verlangten sie zu dem Juden Abraham geführt zu werden, und als dieser sogleich erschien, um höflich nach ihrem Begehr zu fragen, erwiederten sie kurz und gut, daß er sich sogleich fertig zu machen und ihnen zu folgen habe.

„Und wer seid Ihr?" fragte Abraham; „wer schickt Euch?"

„Wer wir sind, das werdet Ihr wol sehen", erwiederten die Männer barsch; „und wer uns schickt? Ei, die Obrigkeit, der Ihr zu gehorchen habt."

„Mit welchem Recht läßt sie mich zu solcher Stunde und auf solche Weise aus meinem Hause holen?"

„Wir sind nicht hier, um Fragen zu beantworten, sondern um Euch zu verhaften", rief der Eine von den beiden Constablern.

„Und welches Mittel würdet Ihr anwenden, wenn ich Euch zu folgen mich weigerte?"

Diese Frage war mehr nach ihrem Geschmack; sie konnten sie auch besser beantworten. Sie lachten höhnisch und rasselten mit ihren Säbeln — denn damals trugen die Constabler nicht Stecken mit Blei gefüllt in dem linken Zipfel ihres blauen Fracks, sondern waren vollständig armirt wie die Soldaten. „Dieser da wird Euch schon Gehorsam lehren!" meinten sie.

Man sieht, es war kein so großer Unterschied zwischen Dem, was der Reverend Mr. Hugh Peters zu den Mitgliedern der ehemaligen Majorität, und Dem, was diese Constabler zu dem armen Abraham sagten, wenn man nämlich die Worte für sich allein nimmt, ohne die Umstände. Diese sind es, die der kühne Reformer stets für sich anrufen wird. Die Gewalt, in brutalen Händen nicht besser als das Messer eines Mörders, wird zum Feldherrnstab in denen der großen Männer, welche berufen sind, über den Widerstand der trägen Menge hinaus den Ideen nationalen Fortschritts einen Körper zu geben.

„Ei!" rief der andere Constabler — „Ihr, ein deutscher Jude, welchen Anspruch habt Ihr, uns so viele Weitläufigkeiten zu machen?"

Als ob ein englischer Jude in dieser Beziehung günstiger gestellt gewesen wäre! Doch damals gab es ja noch keine Juden in England, und das Wort „ein deutscher Jude" sollte daher nur den Gipfel aller Verachtung bezeichnen.

Abraham sah, daß es zu Gewaltthätigkeiten führen werde, wenn er sich nicht gutwillig füge. Diesen Anblick wollte der brave Mann den Seinigen ersparen, und er beschloß daher, mit den Constablern zu gehen, der Barmherzigkeit Gottes und der Gerechtigkeit seiner Sache vertrauend. Er theilte seinen Entschluß den beiden Polizeidienern mit.

„Gut", sagte der Eine von ihnen, „so geht mit dem Mann dort; ich bleibe hier, um nun zu der Haussuchung zu schreiten."

Schon war Abraham zu dem Constabler an der Thür getreten und hatte sogar geduldet, daß dieser ihn am Arm ergriffen; als er aber das Wort des Andern hörte, welcher bleiben wollte, und den Grund vernahm, weswegen — da machte er sich mit einem Ruck los von der Hand, die

ihn hielt, schritt rasch und fest zu der Treppe, die nach den oberen Gemächern seines Hauses führte, und rief: „Niemals! Das werde ich nicht dulden!"

In dem sonst so ruhigen Innern dieses Mannes stieg der Zorn empor und sein würdiges Gesicht glühte bis unter das weiße Haar vor Empörung.

„Zurück!" rief er — „ich schütze das Recht meines Hauses!"

Betroffen sahen die beiden Constabler einander an. Eine solche Sprache hatten sie zu hören nicht vermuthet. Doch faßten sie sich bald.

„Da seht Ihr das schlechte Gewissen!" rief der Eine von ihnen.

„Platz da! Platz! Platz! „rief der Andere, indem er den Haufen zurückschob, der von der Straße her durch die offene Thür schon hereinzudrängen begann.

„Macht uns nur weiter keine Schwierigkeiten", wandte der erste Constabler sich wieder an Abraham; „es ist uns dennoch bekannt, daß Ihr oben in Euren Zimmern einen Verschwörer bergt — einen geächteten Royalisten . . ."

Kaum hatte die Volksmenge draußen (es waren Gassenjungen, Lehrbuben und dergleichen, und Mancher darunter, der dieses Haus schon von der Osternacht her kannte) dieses Wort vernommen, so ließ sich das Gebrüll vernehmen: „Heraus mit dem Royalisten! Heraus mit ihm!"

„Gott der Gerechte!" sagte Abraham, „haben sie mir das Haus gestürmt, weil ich soll gewesen sein gegen die Royalisten, und wollen sie es mir nun wieder stürmen, weil ich soll sein für die Royalisten! Gott der Gerechte! Was kann einem armen Sohn Israel's Alles passiren!"

Aber er wich nicht um eines Haares Breite von seinem Platz, entschlossen, Schritt vor Schritt das Heiligthum seines Hauses zu vertheidigen.

Mit Gewalt drängte der Constabler ihn ein paar Stufen weiter hinauf.

„Vertretet mir den Weg nicht", rief er; „Ihr habt dort oben einen Ritter sitzen, der dem Gesetz verfallen ist. Versucht nicht, es zu leugnen, wir haben einen Zeugen mitgebracht." Und dabei gab er einem Mann, der bisher unter dem Haufen vor der Thür gestanden, das Zeichen, hereinzutreten.

Der Mann kam. Er schlich mehr, als er ging, und rieb sich voll Demuth die Hände.

„Ihr seid der Zedekiah Pickerling", sagte der Constabler, „der den Ritter kennen muß. Seid Ihr's oder seid Ihr's nicht?"

„Ich bin es", versetzte mit seinem näselnden Ton der heilige Mann, den der Leser schon durch so viele Verwandlungen hat begleiten müssen, daß der Verfasser dieses Romans die Ehre der erneuten Vorstellung gern dem Constabler überlassen. Denn Zedekiah hatte zu dieser feierlichen Gelegenheit die bunte, weltliche Livrée des Haushofmeisters mit dem schwarzen Tuchrock des Puritaners vertauscht. Bilde sich ein wolgeneigtes Publicum aber darum noch ja nicht ein, daß die Gerechtigkeit

so frühe schon triumphirt habe: nein, Zedekiah war noch in Ihrer gräflichen Gnaden Diensten; und Letztere meinte auch nicht, ihn so bald schon zu entlassen. Der aufmerksame Leser weiß ja, warum! Sie ließ ihm auch Zeit und gönnte ihm freien Urlaub, draußen zu thun und zu machen nach seinem Wesen; und sie besuchte die Kirche und ward ein frommes Weib und redete die Sprache der Heiligen, so wolgefällig ist vor dem Herrn! Derweil ging Zedekiah Pickerling aus, um Kundschaft einzuziehen, sich in fremde Geheimnisse zu stehlen, seinen ehemaligen Wolthäter zu verrathen und bei Gericht sich zum Zeugniß anzubieten wider denselben!

„O!" rief er salbungsvoll, indem er die Augen niederschlug und den Hut abnahm vor dem Herrn Constabler (wobei man seine langen Ohren von ehedem sah, denn Ohren werden weder kürzer noch länger, ob man auch zehnmal indessen die Gesinnung gewechselt) — „o! wie betrübt es mein Herz, auszusagen, wo ich wol lieber wünschte, zu schweigen! Aber, da Ihr mich habet gefragt, muß ich antworten: denn so steht geschrieben: Um Zions willen, so will ich nicht schweigen, und um Jerusalems willen, so will ich nicht inne halten — Amen!" Er hatte die Hände gefaltet und dann aufblickend, sagte er: „Ja, ich bin Zedekiah Pickerling!"

Abermals erröthete Abraham; aber diesmal nicht vor Zorn, sondern vor tiefster Beschämung, die Worte der Schrift, die seinem Herzen so theuer, so heilig, aus diesem Munde zu hören!

„So kommt, folgt mir", befahl ihm der Constabler; „Ihr werdet den Mann leichtlich wieder erkennen, den wir suchen."

Aber nur langsam konnten sie vorwärts kommen, denn Abraham wehrte sich gegen jeden Angriff der Beiden, welche die Treppe nehmen mußten, wie auf einem Kampfplatz. Es war ein herzzerreißendes Schauspiel, den alten Mann so zu sehen. Die Frauen im Hause jammerten und weinten, die Männer waren fern, denn Abraham's Sohn und die Gehülfen waren schon nach dem Comptoir in Bevis Markes, zu Leon del Blanco, gegangen und Niemand von ihnen hatte eine Ahnung von dem schrecklichen Vorfall. Nur der Magister, den der Lärm an's Fenster gelockt, hatte sogleich gesehen, um was es sich handle, und keinen Augenblick gezögert, dem Nachbar, dem Freunde Rettung aus Gefahr zu bereiten.

Ehe jedoch diese kam und Abraham von demselben Etwas wissen konnte, litt sein Herz Unaussprechliches. Dennoch war es sein Entschluß, bis zum Aeußersten zu gehen, und es war wunderbar, welche Kraft ihn erfüllte.

„Laßt doch ab, diesen strafbaren Krieg gegen die Obrigkeit zu führen", ermahnte ihn Zedekiah Pickerling, der, wie man weiß, immer den höchsten Muth entwickelte, wenn es Zwei gegen Einen ging. „Denn so sagt der Prophet: Und Du, Menschenkind, siehe, man wird Dir Stricke anlegen und Dich damit binden!"

Das war mehr, als Abraham ertragen konnte. Es war, als ob

das Feuer des Propheten ihn entzündet habe, damit er zum Rächer werde an Dem, der sein Wort mißbraucht. Mit der geballten Faust schlug er Zedekiah in's Gesicht, so daß dieser zurücktaumelte.

Doch nun kam der andere Constabler seinem bedrängten Freund zu Hülfe; und wenn schon Zwei gegen Einen das Herz Zedekiah's mächtig hoben, so waren Drei gegen Einen ein Anblick, der ihn sogar seinen Schmerz vergessen ließ. „Wer es hört, der höre es!" rief er; „wer es läßt, der lasse es! Denn es ist ein ungehorsames Haus!"

Und kräftig schloß er sich den beiden Constablern an, vor welchen Abraham nun auch zurückweichen mußte. Doch als man vor der Thür angekommen war, welche den Eingang zu dem vom Ritter bewohnten Zimmer bildete, da öffnete er diese rasch, warf den Schlüssel nach innen, schnappte sie dann von außen zu und selber vor ihr stehen bleibend, rief er: „Nun versucht es! Brecht hinein, wenn Ihr mögt!"

Die Constabler folgten der Aufforderung ungesäumt; sie zogen ihre Säbel: kurze, starke Klingen, geschickt zu der Arbeit, die sie vorhatten, klemmten dieselben zwischen Thür und Pfosten; und da das Schloß nicht nachgeben wollte, so zerbrachen sie die Klammern, worauf die Thür zurückfiel, ihnen den Eingang halb öffnend und halb sperrend. Doch sie hatten dieses letzte Hinderniß noch nicht beseitigt, als aus dem Zimmer ihnen gegenüber der alte Knight herauskam. Es war ein Anblick zum Erbarmen. Mit der Rechten war er auf seinen Stock gestützt, seine Linke hielt Olivia mit beiden Händen. Ein weites, schwarzes Gewand hing lose hernieder, und das Haar an seiner gefurchten Stirn war lang, wirr und grau. Sein Gesicht war wie gepflügt von dem Kummer, den er stillschweigend erduldet, und der Glanz seines Auges erloschen.

Selbst Zedekiah Pickerling konnte fast ein menschliches Fühlen nicht unterdrücken, als er den Mann so sah, den er in der Fülle der Kraft und Gesundheit gekannt — ihn, einen Flüchtling, außer dem Gesetz; ein Bettler, der vor kurzer Zeit noch ein Schloß und reiches Besitzthum gehabt!

Aber auch des Ritters Augen hafteten von Allen, die hier plötzlich vor ihm standen, nur auf Zedekiah Pickerling: nicht hart, nicht vorwurfsvoll, sondern traurig und wie fragend: ob es denn möglich sei?

Die Constabler indessen hatten ihr Werk vollendet, so weit sie es für nöthig hielten, ließen dann die Thür mit allen Spuren der Gewalt, die gegen sie verübt worden, hängen, wie sie hing, und traten ein.

Gegen Worte war Zedekiah jederzeit gerüstet; aber der Blick seines ehemaligen Herrn verwirrte ihn; und er war froh, als er wieder eine Stimme hörte, die des Constablers, der ihn fragte: ob das der Mann sei, den sie suchten?

Zedekiah trat hervor, den Hut in der Hand; denn er war ein höchst respectabler Mann, ein demüthiger Mann, und richtete sein Auge zu dem Constabler empor, recht wie Einer, der sich in den Angelegenheiten der Welt nicht zu rathen und zu helfen weiß. Aber der Constabler hatte

kein Verständniß für dieſe ſtumme Beredſamkeit. „Ihr müßt ihn Euch anſehen!“ rief er.

Das aber war es eben, was Zedekiah nicht vermochte. Heiß überlief es ihn und er ſchlug das Auge, das er kaum erhoben, raſch wieder zu Boden.

„Ihr müßt ihn Euch ſcharf anſehen; denn Ihr ſeid der Zeuge des Gerichts!“ erinnerte der Conſtabler.

„Ja“, verſetzte Zedekiah, der endlich zu dem Auskunftsmittel griff, welches ihm oft ſchon geholfen, wenn nichts Anderes mehr helfen wollte; „ja“, rief er, „denn ſo heißt es: Und ich hörete die Stimme des Herrn, daß er ſprach: Wen ſoll ich ſenden? Wer will unſer Zeuge ſein? Ich aber ſprach: Hier bin ich!“

„Ihr erkennt ihn alſo wieder? Hier kann kein Irrthum ſein; denn Ihr habt uns geſagt, daß Ihr lange Zeit in den Dienſten dieſes Mannes geſtanden!“

„Ich hielt meinen Rücken dar Denen, die mich ſchlugen, und meine Wange Denen, die mich rauften“, verſetzte Zedekiah.

„Darauf kommt es nicht an; Ihr habt angegeben, daß Ihr der Müller auf ſeiner Domaine geweſen.“

„Denn man driſcht die Wicken nicht mit Eggen, ſo läßt man auch nicht das Wagenrad gehen über den Kümmel; ſondern die Wicken ſchlägt man aus mit einem Stab und den Kümmel mit einem Stecken. Man mahlt es, daß es Brod werde.“

Der eine der Conſtabler ward ungeduldig; doch der andere ſagte: „Laß ihn! Er iſt ein frommer Mann und man muß ihn anhören. Nennt uns nur noch ſeinen Namen“, wandte er ſich dann an Zedekiah, „damit wir thun, was unſeres Amtes!“

„Daß ſich bücken muß alle Höhe und demüthigen, was hohe Leute ſind, und der Herr allein hoch ſei zu der Zeit. Dieſer aber iſt kein Anderer, denn Sir Tobias Cutts, Ritter von Childerley.“

Der Ritter hatte die Verhandlung angehört, ohne daß er ein Wort geäußert oder eine Miene verzogen hatte; doch aus den Augen Olivia's ſtürzten die Thränen und ſie rief: „Vater! Vater! ich kann es nicht länger ertragen!“

Auch Abraham hatte den Platz vor der Thür, wiewol er ſie nicht länger mehr ſchützen konnte, ſchweigend gehütet. Mitten in ſeinem Schmerz that es ihm am weheſten, die Worte der heiligen Schrift durch den Mund Zedekiah's entweiht zu hören. Jeder Satz, den Jener anführte, ging ihm wie ein Stich durch's Herz. Er erblickte ſich ſelber in dem Zerrbild, das der Heuchler ihm gab, und ein Schauder überkam ihn. Auch er hatte ja die Gewohnheit, dann und wann der Meinung, die er ausſprach, durch ein frommes Citat aus der Bibel oder dem Talmud beſondere Kraft zu verleihen — und die Gewohnheit war ihm ſo lieb!

Da kam ihm ein Gedanke. Bei den alten und orthodoxen Juden war es (vielleicht iſt es noch) Gebrauch, daß ſie, wenn ſie ſich in irgend

einer großen Noth oder Gefahr befinden, dem Herrn ein Gelübde von Etwas machen, das ihrem Herzen vorzüglich werth und theuer ist, für den Fall, daß er sie daraus errette. „Gott meiner Väter!“ sprach er in der Tiefe seiner Seele, „wenn Du diesen unglücklichen kranken Mann und mich und die Meinen gnädig bewahren wirst, so gelob' ich Dir und verspreche Dir, daß ich Dein heiliges Wort niemals mehr vor den Menschen anwenden will. Denn ich habe gesehen, daß man großen Mißbrauch damit treibt!“

Und er gedachte Jephta's, des Richters in Israel, der sein einziges Kind, seine Tochter, dem Herrn geopfert; und wie eine Klage klang es in ihm: „Ich habe meinen Mund aufgethan gegen den Herrn, und ich kann es nicht widerrufen“ — aber keine Silbe davon kam über seine Lippen. Es war auch ein Opfer.

Die beiden Constabler hatten sich inzwischen in Positur gesetzt. „Es ist kein Zweifel“, sagten sie, „daß Ihr der Ritter von Childerley seid, der Mann, der Aufruhr gestiftet und Krieg geführt hat gegen das Gesetz, und Ihr der Jude, der Ihr den Feind des Gesetzes in Eurer Wohnung verborgen habt, anstatt ihn auszuliefern. Im Namen des Gesetzes verhaften wir Euch!“ Da legte der Eine seine Hand auf die Schulter des Ritters und der Andere seine Hand auf die Schulter des Juden.

In demselben Augenblick aber ließ sich von unten herauf ein lauter Jubel vernehmen. Man hörte das Klirren von Waffen, das Scharren und Wiehern von Pferden und dazwischen immer wieder erneut den Ruf: „Es lebe der General! Lang' lebe der Sieger von Preston! Oliver Cromwell hoch!“

Wir wollen den Eindruck nicht stören, indem wir den Leser daran erinnern, daß wenigstens die Hälfte von Denen, die jetzt „Oliver Cromwell hoch!“ riefen, vor weniger als acht Monaten an derselben Stelle: „Gott mit Altengland und König Karl!“ gerufen hatten; denn wir schreiben den Roman der Revolution und nicht ihre Apologie.

Sofort ließ sich ein schwerer Tritt auf der Treppe vernehmen. „Gott!“ rief es freudig in Abraham's Herzen, „Du hast mein Gelübde nicht verworfen!“

Einen solchen Tritt, so fest und so sicher, hatte in ganz England nur Ein Mann: Oliver Cromwell. Und er war es — es war Cromwell, der jetzt auf der obersten Treppenstufe erschien, und hinter ihm füllte sich sogleich auch das ganze Haus mit seinen Rothröcken.

So hatte Abraham ihn schon einmal gesehen: an jenem Morgen, in der Frühe, vor den Zelten und Posten der Haide von Triploe. Nur noch größer, noch gewaltiger erschien er ihm heut'; und unwillkürlich beugte er sich nieder, um den Rockschooß des Generals zu küssen.

Doch Cromwell wehrte ihm sanft. „Nicht mir, mein Freund, sondern Dem erweiset Ehre, der über uns Allen ist!“ Und er erhob ihn aus seiner gebückten Stellung.

Der Ritter von Childerley war von dem plötzlichen Erscheinen

Cromwell's tief erschüttert. Er sank in den Lehnsessel zurück, der in der Mitte des Zimmers stand, und verbarg sein Gesicht in beiden Händen.

Olivia bebte heftig; sie zitterte, den Mann wiederzusehen, den sie seit Kindertagen gekannt, den sie — sie konnte sich nicht helfen! — immer verehrt und geliebt — in welchem sie, was auch dazwischen lag, doch nur den theuren Anverwandten ihrer verstorbenen Mutter erblickte.

Cromwell ging zu ihr. „Fürchte Dich nicht, mein Kind", sprach er, indem er seine Hand auf ihr Haupt legte; „der Frieden Gottes wird mit Dir sein!"

„Mein Oheim!" schluchzte das Mädchen und ließ einen Augenblick das glühende, thränenfeuchte Gesicht an der erzumschienten Schulter Cromwell's ruhen. Doch raffte sie sich bald empor, als fürchte sie, von dem Vater gesehen zu werden. Cromwell führte sie zu dem Sitz am Fenster und wandte sich alsdann wieder nach dem Vorzimmer. Rasch überflog sein scharfes Auge die Scene; die beiden Constabler standen wie zwei Sünder, die sich vor dem Spruch schon verurtheilt fühlen, in einer Ecke beisammen und Zedekiah Pickerling recognoscirte den Rückzug.

„Was hat sich hier zugetragen?" begann er mit seiner klaren, vollen Stimme, die nur, wenn er in Leidenschaft gerieth, etwas Spitzes, Schneidendes annehmen konnte.

„Mein General!" sagte der Magister Edward Nicholas, der mittlerweile durch die Reihen der Soldaten, die den Aufgang besetzt hielten, sich den Weg gebahnt hatte; „als ich mir die Freiheit nahm, Euch anzusprechen in Leadenhallstreet, wo Ihr mit Eurem Trupp vorüberrittet nach dem Tower: da that ich es auf meine eigene Verantwortung und Gefahr."

„Ihr habt gethan, was Ihr thun durftet, mein guter Magister", erwiederte Cromwell. „Ein jeder Engländer hat das Recht, gehört zu werden, und der Zweck all' dieser militairischen Rüstungen ist nur, die bürgerliche Ordnung wieder herzustellen. Ich sehe, daß man diese hier auf die gröblichste Weise verletzt hat." Und er warf einen strafenden, einen niederschmetternden Blick auf die beiden Constabler. „Was war Eure Absicht hier?" fragte er sie kurz und streng.

„General!" erwiederte der eine Constabler, „wir hatten hier eine Haussuchung vorzunehmen und eine Verhaftung zu vollstrecken!"

„Zeigt mir Euren Befehl! Welcher Reichs- oder Friedensrichter hat ihn ausgestellt? Welche Magistratsperson ihn unterschrieben und untersiegelt?"

„Sir", sagte der Constabler, „wir haben keinen solchen Befehl!"

„Was!" donnerte nun Cromwell die Beiden an, „und Ihr wagt es, das heiligste Recht jedes Engländers zu verletzen — das Recht seines Hauses?"

„Sir", erwiederte der Constabler, der sich wenigstens wehren wollte, so lange es ging. „Dies ist kein Engländer; Euer Gnaden wissen es vielleicht nicht: es ist ein Jude!"

„Wol weiß ich es", rief Cromwell, indem sein Antlitz sich mit der

Röthe edlen Zornes färbte; „doch die Religion macht keinen Unterschied in Dem, was Ihr dem Menschen schuldet. Denn Freiheit des Gewissens und Freiheit des Menschen sind in meinen Augen unzertrennlich. Ihr seid nur die Werkzeuge dieses feigen Verbrechens. Doch ich hoffe, daß für England die Zeit kommen soll, wo man selbst dergleichen nicht mehr findet und sich überzeugt haben wird, daß das Recht des freien Menschen in besseren Büchern geschrieben ist, als denen von Papier — geschrieben, ich bin es überzeugt, in den Herzen der Menschen selbst! Wir werden es Eure Meister lehren, daß wir nicht umsonst gekämpft haben auf den Schlachtfeldern Englands! Wir haben bitter gerungen sechs Jahre lang, damit Englands Verfassung eine Wahrheit werde, und gleichsam mit unserm Blut an die Spitze derselben diesen Satz geschrieben: daß kein freier Mann in irgend solcher Weise verhaftet oder gefangen werden soll — und diese Gottlosen wagen es, ihre Schergen auszusenden, um in das Innere friedlicher Häuser zu dringen, Thüren zu zerbrechen, Gewalt zu üben und an den Personen sogar sich zu vergreifen — Sechs Mann vor!"

Und sofort erschienen sechs handfeste Dragoner.

„Führt diese Beiden ab", herrschte Cromwell ihnen zu; „sie sind Eure Gefangenen!"

Der eine von den Constablern, der in den Gesetzen etwas bewanderter war, als sein Gefährte, sagte, noch zwischen den Händen der Soldaten, die sie hinausführen wollten: „Sir, es handelt sich hier um einen Fall von Felonie! Wir hatten einen Verbrecher gegen den Staat zu verhaften und der Denunciant, der sein Zeugniß beschworen, war mit uns. Dieser Mann dort im Sessel ist Sir Tobias Cutts, Ritter von Childerley, dem Gesetz verfallen seit dem Treffen von Nonsuch Park, und unser Denunciant hat ihn als solchen anerkannt. Zedekiah Pickerling", rief er, „wo seid Ihr?"

Ja — wo war Zedekiah Pickerling!

Die Gewandtheit dieses Menschen, seinen Hals aus der Schlinge zu ziehen, war unglaublich. Hinter dem Rücken Cromwell's hatte er sich fortzuschleichen gewußt und er wäre wahrscheinlich unbemerkt durchgekommen, wenn die Mannschaft vor der Hausthür nicht den Befehl gehabt hätte, Niemanden herauszulassen. Allein hier fand der fromme Mann seinen Freund, den Capitain Jürgen Joyce; und er wußte ihm so viel vorzulamentiren und zu klagen, die Constabler hätten ihn wider seinen Willen gezwungen, mit hinaufzugehen, daß der ehrliche Capitain ordentlich Mitleid empfand.

„Wenn man Dir nur trauen könnte!" sagte er; „aber Du bist ein Schelm und ein Schurke!"

„Herr Capitain", winselte Zedekiah, dem nur daran lag, rasch fortzukommen; „sagt, was ich thun soll, um Euch zu beweisen, daß ich es nicht bin, und erinnert Euch daran, was ich schon für Euch gethan habe!"

„Das ist wahr", sagte der Capitain. „Du hast einen guten Posten

und kannst am Ende der Welt noch mehr nützen, wenn ich behülflich bin, Dich dahin zurückzuschicken, als Dich an den Galgen zu bringen. Der Galgen und das Rad bleiben Dir ohnehin sicher. Also höre: unter der Bedingung, daß Du mich über Alles, was im Hause der Gräfin vorgeht, genau in Kenntniß hältst, sollst Du frei sein."

„Mein Gott", rief Zedekiah, „da geht jetzt gar nichts mehr vor. Die Gräfin ist eine fromme Frau geworden und besucht alle Tage dreimal die Kirche."

„Um so besser. Da kannst Du ihr auf Schritt und Tritt folgen, ohne daß Du eine Sünde begehst. Also mach's kurz. Willst Du mir's versprechen?"

„Ich will's! Ich will's!" rief Zedekiah, der den Lärm im Hause hörte und dessen Auge bereits voll Sehnsucht an der nächsten Straßenecke hing.

„Aber bedenke, daß ich nicht mit mir spaßen lasse. Die geringste Täuschung, auf der ich Dich ertappe, kostet Dich Dein Leben. Ich werde Dir den Hals umdrehen."

Das, was der Capitain von ihm verlangte, paßte so sehr in seinen eigenen Plan, daß er vielleicht zum erstenmal in seinem Leben Etwas versprach mit der Absicht, es zu halten. Der Capitain entließ ihn darauf und wie ein Pfeil schoß Zedekiah fort.

Als daher der Constabler nach ihm rief, war er natürlich nirgends mehr zu finden. Allein Cromwell kam es auch nicht besonders darauf an.

„Wozu soll's?" sprach er.

„Nun, Sir", versetzte der Constabler, „Euer Gnaden zu beweisen, daß Beide Verbrecher sind, der Ritter dort, ein Mann außer dem Gesetz, und der Jude hier, der im Bunde mit den Royalisten und Vaterlandsfeinden ihn gerettet und heimlich verborgen hat!"

„Das ist eine Lüge!" vernahm man jetzt eine Stimme, die tief und gepreßt klang, wie aus einem bewegten Herzen. Und statt des Denuncianten, den der Constabler noch immer zu sehen hoffte, tauchte aus der Gruppe der Soldaten vor der Thür eine noble Figur auf — in der schimmernden Tracht eines von Cromwell's Obristen. „Ich bin es gewesen, ich, mein General, der Anführer der siegreichen Truppen am Tage von Nonsuch — ich selber klage mich der Schuld an, daß der Unglückliche gerettet und in dieses Haus geführt worden ist!"

Kaum hatte Olivia die Stimme und die Worte gehört, so sank sie vom Stuhl in die Kniee und, ihr Haupt gegen die Lehne stützend, rief sie mit leisem Schluchzen: „Gott, ich danke Dir!"

Cromwell aber erwiederte seinem Obristen, indem er die Hand desselben ergriff: „Wenn hier von einer Schuld die Rede sein kann, Frank, so ist es die Schuld, welche wir Alle gegen die Natur haben!"

Er gab hierauf den Soldaten einen Wink, die beiden Gefangenen abzuführen, kehrte dann in das Zimmer zurück, in welchem der arme Knight noch immer tief gebeugt in seinem Stuhl saß, und näherte sich ihm langsam.

„Sir Tobias", sagte er, „es thut meinem Herzen weh, Euch also zu sehen. Denn in den Tagen unserer Jugend, jenen Frühlingstagen des Friedens, waren wir gut befreundet; Euer Weib ist mir gewesen wie eine Schwester und Eure Tochter habe ich aus der Taufe gehoben. Mannigfach sind die Bande, welche uns vereinigt haben, und — ich traue Gott! — noch immer nicht ganz zerrissen sind. Denn Verschiedenheit der Meinung hebt die Verwandtschaft nicht auf; die Uneinigkeit auf Erden ist von den Menschen; aber bei Gott ist Einigkeit; und wenn Er, der Vater der Familie, so freundlich ist, warum sollte so viel Feindschaft und Herzeleid unter den Kindern sein?"

Er hatte die hagere Hand des Knight ergriffen, welche schlaff an seinem Krückstock herunterhing.

„Ihr schüttelt mit dem Kopfe, Sir?" fuhr Cromwell fort. — „Unsere Wege sind auseinandergegangen; ich weiß es. Ihr habt auf der andern Seite gestanden und seid thätig gewesen gegen das Parlament. Ihr habt den Frieden Eurer Grafschaft und dieses Reiches gestört. Es ist wahr, Sir, daß Ihr Euch nicht als einen Freund des Vaterlandes gezeigt; Ihr habt die Macht der Willkür in König und Kirche noch zu stützen gesucht, als sie längst schon verurtheilt, und durch den einmüthigen Willen dieser Nation erklärt worden war, daß die Völker nicht um der Kirche und Könige willen geschaffen seien! Mein Herz hätte gewünscht, daß Eure Ansichten und Eure Handlungsweise sich geändert haben möchten. Dennoch habe für meinen Theil ich Euch beschützt in Eurem Schloß und Eigenthum, so lange Ihr still darin gesessen; und nichts soll Euch hindern, jetzt dahin zurückzukehren, wo die Hand Gottes gegen Euch entschieden und die Macht, seinem Werke zu schaden, Euch genommen hat. Als Gott mich zu diesem Werke berufen — und er that es für Zwecke der Gnade, die am besten ihm allein bekannt — da habe ich nicht gemeint, Krieg zu führen gegen die Person oder gegen den Einzelnen. Die alte Zeit, hinfällig geworden und übernächtig unter der Last ihrer Wahnlehren, geht unwiderbringlich zu Grabe; ein neuer Geist steigt siegreich empor und die Menschheit, lange erniedrigt, grüßt das Licht und die Freiheit. Was sträubt Ihr Euch länger? Menschliches Vermögen reicht nicht aus, die Welt vorwärts oder rückwärts zu schieben. Sie geht ihren Gang und wenn Ihr es dulden müßt, so duldet es mit Würde. Kehret heim, mein Vetter! Bedenket Eure Kinder! Der Mann, der im ehrlichen Kampf unterlegen, hat genug gethan. Nicht ich, nicht dieses ganze Heer aus Englands bester Kraft, hat Eure Partei besiegt: Gott selber hat wider Euch gestritten, darum nehmt es hin, als von Ihm. Ihr könnt ein ruhiges und zufriedenes Leben führen. Sagt mir nur dies eine Wort, und Alles wird gut sein."

Da erhob sich, mit beiden Armen auf den Sessel gestützt, der Knight und fiel dann zu Cromwell's Füßen auf die Kniee nieder. Es war herzzereißend, diesen alten, einst so stolzen Mann, auf der Erde zu sehen; aber fast noch ergreifender, ihn sprechen zu hören. Seine Stimme war schwach, wie die eines Kindes, und zitternd; aber ein Strom von Thränen,

der seine Worte begleitete, zeigte, wie tief sie ihm aus dem Herzen quollen. Es zeigte sich jetzt auch, wie gewaltsam zurückgehalten er Alles in sich getragen hatte, den Schmerz um die Niederlage seiner Partei, den Untergang seiner Hoffnungen — und wie genau er von Allem unterrichtet war, obwol man es sorglich vermieden hatte, mit ihm davon zu sprechen.

„Nicht für mich", rief er, die Knie Cromwell's fest umschlingend, „nicht für meine Kinder! Ich bitte für den König! In Deinen Händen, Oliver, liegt sein Schicksal! Ich beschwöre Dich, bei dem Andenken an Elisabeth, mein Weib, deren brechendes Auge bang und trüb auf Dir ruhte — Cromwell, — im Namen der Todten: öffne das Gefängniß des Königs!" . . .

Da ward Cromwell bleich. Er suchte sich aus der Umklammerung des Knieenden loszumachen. Seine Stimme, noch eben so warm vom Tone der herzlichsten Ueberredung, ward plötzlich kalt und hatte etwas Bleiernes, indem er die Hand auf das Herz legte und sagte: „Möge Gott es gefallen, seine Gnade mir zu Theil werden zu lassen nach dem Maße meiner Aufrichtigkeit, in Bezug auf den König!"

Er wandte sich dann wieder an den Knight, der jeder Stütze beraubt nun ganz zu Boden gesunken war. „Richtet Euch auf, mein Vetter", sagte er, nicht sanft, wie zuvor; es klang mehr wie ein Befehl. „Seid ein Mann! Es handelt sich hier nicht nur um Euch, sondern auch um die Zukunft Eurer Kinder. Glaubt doch, daß ich in dieser Sache wie ein Freund zu Euch rede. — Meine Tochter, Olivia, tritt hierher zu mir!" Und er zog das Mädchen liebevoll zu sich heran. Du weißt, welche Bande des Bluts und der Freundschaft uns vereinen; ich meine es gut mit Dir und ich kenne Dein Herz. Dein Vater soll Dir zurückgegeben werden. Childerley-House soll die Getrennten alle wieder umschließen. Deinem Bruder, der in der Verbannung irrt, soll Verzeihung zu Theil werden. Lebet fortan ein glückliches Leben, fern dem Wirrwarr der großen Welt, kehret zurück zu dem Frieden der Natur und bedauert Diejenigen, denen Gott ein gleiches Loos nicht geworfen hat. Und mehr noch, mehr, meine Tochter! Hier ist der Mann, den Du liebst!" Und mit der andern Hand ergriff er die Frank Herbert's. Zum ersten Mal standen sich die Beiden wieder gegenüber und ein langer Blick aus Beider Augen begegneten sich. „Damals, als der König um Dich warb, wollte dieser Jüngling lieber dem Glück, als seiner Ueberzeugung entsagen; heute wirbt Oliver Cromwell um Dich für Frank Herbert!" . . .

In diesem Augenblick hörte man von der Straße herauf einen schmetternden Trompetenstoß.

Der Knight erhob sich.

Cromwell, die beiden Liebenden an seiner Hand, wich zurück.

Es war ein Herold, der, umgeben von einem Corps Cavallerie, durch die Straßen Londons ritt und eben vor dem Haus in Dukestreet hielt, um mit lauter Stimme, weithin vernehmbar folgende Proclamationen zu verlesen:

„Kund und zu wissen allen getreuen Einwohnern der City von Westminster und London!

Da von Gott es so gesetzt und geordnet und nur durch die falschen Rathschläge verkehrt und geleugnet worden;

daß die oberste Gewalt und Souveränetät des Staates an erster Stelle dem Volke gehört;

daß sie ruht in den Deputirten, welche das Volk repräsentiren; das heißt im Hause der Gemeinen;

daß die Beschlüsse dieses Hauses souveräne Gesetze sind;

daß es Hochverrath ist, die Waffen zu ergreifen und Krieg zu führen gegen das Parlament;

und da es feststeht und ausgemacht ist,

daß Karl Stuart, bisher König von England, die Waffen ergriffen und Krieg geführt hat gegen das Parlament:

so haben die Gemeinen von England, versammelt im Parlament, beschlossen, ihn vor diesem obersten Gerichtshof erscheinen zu lassen, ihn zu befragen, zu hören und zu richten, und in ihm zu verfolgen den vornehmsten Urheber des bürgerlichen Kriegs und aller Drangsale, welche diese drei Königreiche verheert haben.

Kund und zu wissen

daß dieser oberste Gerichtshof offen sein wird im großen Saale von Westminster, wo alle Diejenigen, welche Klage zu führen haben gegen Karl Stuart, bisher König von England, sich hören lassen können mit vollständiger Freiheit!"

Ein Trompetentusch beschloß die Vorlesung dieser fürchterlichen Botschaft, von welcher Denen, die oben, kein Wort verloren ging.

Auch der Ritter hatte Alles gehört. Ein entsetzliches Wort gegen Cromwell war auf seinen Lippen; aber er war nicht im Stande, es auszusprechen. Er sank wie leblos in seinen Sessel zurück. Cromwell indessen stand noch immer, wo er gestanden, und seine Hände hielten die Beiden, zwischen denen ein neuer Abgrund sich furchtbar aufgethan, noch immer fest gefaßt. Aber sie fühlten, wie heftig der große Mann bewegt war. Ernst und bekümmert blickte er zuletzt auf Olivia, die von dem plötzlichen Vorgang wie versteinert aus einem seligen Augenblick der Freude sich zurückgeschleudert in die Ewigkeit des Schmerzes fühlte.

„Was sagt Olivia?" fragte Cromwell traurig.

Dieses Wort weckte sie. Mit einem Aufschrei des Wehs riß sie sich los, stürzte zu dem Vater hin und an seiner Seite hinsinkend, rief sie: „Hier ist mein Platz!"

Sinnend stand Cromwell noch eine Weile. Dann sprach er, zu dem Ritter gewandt, wiewol dieser ihn nicht mehr hörte:

„Sir Tobias, ich lege die Wahl Eures Geschickes in Eure Hand, und die Verantwortlichkeit für Das, was ich gethan, in die Hand meines Herrn und Heilands!"

Dann ging er langsam hinaus. Noch auf der Treppe wandte er sich an Abraham. „Sei Du sicher, mein Freund", sagte er; „was für

Gedanken die Menschen in Bezug auf Religion in ihrer Brust haben mögen, kann ich nicht erreichen; aber ich habe es und werde es immer für meine Pflicht halten, wenn sie ehrbar und friedlich wandeln zu verhindern, daß sie nicht im Geringsten dafür leiden!" Damit entfernte er sich.

Frank Herbert zögerte. Er konnte sich nicht von der Stätte trennen, die sein Theuerstes umschloß — sie, die er heute zum zweitenmale verloren!

Er wandte sich noch einmal um. Da sprang Olivia vom Boden auf, eilte hin zu ihm, umschlang ihn mit beiden Armen und ein langer, langer Kuß vereinte die Beiden.

„Lebe wohl, Frank!" sagte sie dann mit weicher Stimme; „ich bin nicht unglücklich. Ich darf Dich nicht besitzen; aber ich weiß, daß ich Dich lieben darf!"

Und sie wandte sich ab, mit der Hand noch einmal winkend.

Erschüttert folgte Frank Herbert seinem General.

Auf der Treppenbrüstung standen alle Hausgenossen; auch die von Bevis Marks waren, durch den Tumult in Dukestreet unterrichtet, längst gekommen.

Mit feuchtem Blick sah Manuella dem Obristen Frank Herbert nach, wie er die Treppe hinabstieg.

Und Samuel, indem die Reiter zu Pferde saßen und ihr glänzender Zug sich entfernte, sagte: „Der Geist der neuen Zeit, welcher leuchtend heraufsteigt und in welchem die gedrückte Menschheit ihren Befreier grüßt, ist heut' an uns vorübergegangen. Er heißt Oliver Cromwell!"

Die Rast des Führers.

(Zu dem Bilde von Kindler.)

Grüß' Dich Gott im Firnenscheine!
O, wie gern doch halt' ich Rast
Hier, wo meinen Sinn Du kleine
Sennerin bezwungen hast!

Hier, wo Du mein Herz zu rühren
Wußtest durch der Augen Glanz —
Hätt' ich Fremde nicht zu führen,
Führt' ich, Mädchen, Dich — zum Tanz.

Ja, die Hand zum Tanze geben
Möcht' ich, Liebchen, Dir allein;
Könnt' ich nur durch's ganze Leben
Ohne Rast Dein Führer sein!

H. G.

Ein Blick in die internationale Kunst-Ausstellung zu München.

Von Alfred Woltmann.

Finsterniß deckte die Erde und Dunkel die Völker — und doch ist Mangel an Licht nicht der Hauptfehler des Münchener Glaspalastes, wenn das Licht nur besser wäre!

Schon sind — im Augenblicke, wo ich dieses schreibe — drei Wochen vergangen seit die internationale Kunstausstellung eröffnet worden ist, aber noch immer ist es schwer, einen Ueberblick des Ganzen zu gewinnen, da der Charakter bis zur Stunde etwas Provisorisches hat. Bei der Eröffnung, deren Termin auch schon etwas hinausgeschoben worden war, fehlte ein Verzeichniß gänzlich, ja es mangelte sogar die schriftliche Angabe der Künstlernamen an den Werken selbst. Der provisorische Katalog, der zehn Tage später erschien, ist unzureichend, ungeschickt angeordnet und wimmelt von Fehlern. Jetzt ist derselbe vollends antiquirt, seit zahlreiche und glänzende Nachsendungen aus Frankreich und Deutschland eingetroffen sind, für welche zwei neue Säle im Transept des Gebäudes hergestellt werden mußten. Noch ist das Ganze kaum über das Stadium des Werdens hinausgekommen.

Dabei hat die Ausstellung überhaupt etwas Schwankendes im Charakter. Wir wissen beim Durchstreifen der Räume kaum, ob sie eigentlich eine Rückblick-Ausstellung sein soll, oder ob es die Production des Tages ist, die sich hier vor uns entfaltet. Zahlreiche Kunstwerke finden wir, die schon seit Jahren uns von verschiedenen andern Ausstellungen her bekannt sind. Unter den französischen Gemälden sehen wir Studien und Gemälde, meist freilich kleinen Umfangs, aus jener früheren größeren Künstlergeneration, welche die Helden des Tages so hoch überragt: Ingres, Delacroix, Decamps, Horace Vernet. Cartons und Zeichnungen von Hippolyte Flandrin und Orsel bilden die höchste Vertretung der religiösen um monumentalen Malerei unter Allem, was von den Leistungen der verschiedensten Nationen vorhanden ist. Couture's Falkenknabe hängt neben dem verlorenen Paradies von Cabanel und beschämt durch Farbenschönheit und gesunde Natur dies anspruchsvolle Werk, dem seit der Pariser Weltausstellung sein Urtheil gesprochen ist. Die belgische Schule wird in allen ihren neueren Leistungen durch ein früheres Werk von Gallait, „Die böhmischen Musikanten", überstrahlt, das eben so wie der Couture einer der reichsten Sammlungen neuerer Gemälde in Deutschland, der des Herrn Ravené in Berlin angehört. Im Uebrigen aber läßt das Vorhandene die belgische Schule kaum eine tiefere Beachtung finden, auch die Holländer und Italiener, die vereinzelten spanischen und englischen Bilder fallen nicht in das Gewicht. Was in der Ausstellung mitspricht, was ihren Charakter bedingt, sind ledig-

lich die Franzosen und die Deutschen, die sich in geschlossener Reihe gegenüberstehen und miteinander den Wettstreit aufnehmen.

Wir irren gewiß nicht, wenn wir annehmen: nach dem leitenden Gedanken Derjenigen, welche die Ausstellung in das Leben gerufen, war es auf diesen Wettstreit abgesehen. Auf der Weltausstellung zu Paris hatte sich vor zwei Jahren die Kunst Frankreichs in solchem Uebergewicht gezeigt, daß keine andere Nation sich ihr gegenüber behaupten konnte. Sollte sich diese Scharte nicht auswetzen lassen? Ließ sich nicht ein besserer Erfolg erwarten, wenn man auf's Neue Anstalt traf, sich mit den Rivalen zu messen, und dies zunächst auf dem Boden der eigenen Heimat versuchte? Freilich, es mußte mit größerm Apparat, mit nachhaltigerer Anstrengung, in festerem Zusammengehen der mannigfachen deutschen Richtungen geschehen.

Um dies wahrhaft zu bewerkstelligen, fehlte vor Allem die Zeit. Die Künstler selbst waren nicht darauf vorbereitet. Die besten unter ihnen sind oft nicht in einer Weise, die für sie bezeichnend wäre, vertreten; viele der Ersten und Wichtigsten fehlen ganz. Wo ist Adolph Menzel, den man um so mehr an dieser Stelle erwarten durfte als er in den Gemälden der letzten paar Jahre eine neue Bahn eingeschlagen hat? Wo Karl Friedrich Lessing, der jüngst in einer großen Landschaft eines seiner edelsten Meisterwerke vollendet hat? Könnte der Besucher der Ausstellung nicht in wenigen Minuten die Galerie des Freiherrn von Schack betreten, er würde kaum daran erinnert werden, daß hier in München Moritz von Schwind lebt; daß bis vor wenigen Monaten ein Künstler wie Genelli unserm Volke angehörte — denn die Stiche seines Künstlerlebens, die wir in den Nebenzimmern finden, sind nicht geeignet den Geist in ganzer Macht zu zeigen, der das „Leben einer Hexe", der „Herakles und Omphale" schuf.

Aber nicht nur, daß die deutsche Kunst keineswegs so vollständig und bedeutend auftritt wie sie könnte: die Art, wie sie in Scene gesetzt ist, trägt noch dazu bei, den Eindruck, der sich trotzdem von ihr erwarten ließ, zu schwächen. Als compacte einheitliche Macht erscheint die französische Kunst auf dem Schauplatz. Sie nimmt die Hälfte jener drei mittleren Säle ein, welche allein als ein allenfalls günstiges Local gelten können, und von den beiden neuen Sälen ist wiederum der eine ganz von ihren Schöpfungen erfüllt. Nur einer jener Mittelsäle enthält Schöpfungen deutscher Kunst; dies aber sind lauter Bilder der Münchener Schule, mit einer einzigen Ausnahme, während die Gastlichkeit der Isarstadt alle übrigen deutschen Brüder in jene Logen zu beiden Seiten gewiesen hat, deren unruhiges Straßenlicht jedes tiefere Studium und Genießen der Bilder erschwert.

Aber nicht nur in der äußern Anordnung, auch im künstlerischen Charakter der Schöpfungen selbst tritt uns das Geschlossene der französischen Kunstentwickelung gegenüber. Die tüchtige Durchbildung, die Herrschaft über das Machwerk, das Geschick in der Handhabung der künstlerischen Mittel sind hier in einem ganz andern Grade Gemeingut

als bei uns. Wir erscheinen uns die Ernsten und die Gründlichen, und doch beschämen uns auf dem Kunstgebiet die Franzosen durch Arbeit und Wissen. Wir stehen ihnen gegenüber nur zu oft als Dilettanten da, die sich selbständig glauben, ohne auch nur über die Anfangsgründe hinaus zu sein. Und doch ist die französische Kunst, wie der Tag sie zeigt, nicht mehr eine blühende und gesunde. Die geistigen und sittlichen Zustände des zweiten Kaiserreichs spiegeln sich in ihr, und was sie charakterisirt, ist Mangel an tieferem Gehalt, an selbständigen künstlerischen Gedanken, Aufgehen in rein äußerliche Virtuosität, eine innere Hohlheit, die sich vergebens durch geistreiche Einfälle zu maskiren sucht. Nicht ein großer künstlerischer Impuls ist es, der die Schaffenden erfüllt; sie leitet vor Allem die Absicht, ihre eigene Persönlichkeit auf den großen Kunstmarktplätzen, das heißt den Ausstellungen, in das beste Licht zu setzen und dazu wird kein Mittel der Reclame verschmäht. In erster Linie wird auf den Effect gearbeitet, jeder Weg, um auf die Phantasie einen Kitzel auszuüben, wird aufgesucht; bald wird auf einen sinnlichen Reiz speculirt, bald wird der haut goût des Grauenhaften oder Widrigen dem abgestumpften Gaumen geboten. Diese Kunst des Tages gleicht der Heldin eines französischen Bildes, das wegen seines Vorwurfs glücklicherweise einen etwas hohen Platz erhalten hat: Eine Lorette, halb entblößt, auf ihrem Divan, rings um sie her ekelhafte, alte, verkrüppelte Gnomengestalten, auf die sie nur mit Widerwillen blicken kann, aber sie bieten ihr Gold und prunkenden Schmuck, und so bläst sie den Rauch ihrer Cigarette von sich und in ihren kalten schönen Zügen spiegelt sich ihr Gedanke „pourquoi pas?“ — denn so lautet der Titel des Bildes.

Und sogar einer solchen Kunst gegenüber sollte die unserige sich nicht behaupten können? Auf die Leistungen der idealen und historischen Malerei, auf die sich Deutschland früher so viel zu Gute that, darf man sich nicht berufen. Ein einziges Werk höheren Stils ist da, das uns mit Achtung erfüllt. Henneberg's „Glücksjäger“, welcher der gleißnerischen Fortuna mit verhängtem Zügel nachsprengt, unter den Hufen seines Rosses das Liebste niedertretend, vor sich den Abgrund, hinter sich den Tod. Das Werk hat im vorigen Jahre, sobald es auftrat, seine Wirkung gethan, und auch was sich gegen diesen Vorwurf in so realistischer Durchführung einwenden ließ, ist gesagt worden. Was aber läßt sich daneben stellen? Kaulbach's „Schlacht bei Salamis“, deren Urtheil seit Jahren gesprochen ist, macht zum so und so vielten Mal Parade. In langer Reihe sind die historischen Gemälde für das Maximilianäum aufgestellt, die dazu beitragen, die jetzt lebhafter gewordene Opposition gegen die gewöhnliche Art von Geschichtsmalerei neue Nahrung zu geben: überall ein großer Apparat, mit dem nichts Entsprechendes erreicht wird, bloße Costümstücke, unklar und interesselos in den Situationen, Schatten oder Puppen statt der lebendigen Existenzen. Eine Gruppe von deutschen Künstlern, von denen man glaubte, besonders viel erwarten zu dürfen, und die tiefe dichterische und originelle Auffassung mit coloristischer Begabung und Studium der alten Meister verbanden, tritt diesmal in

Digitized by Google

Nach d. Gemälde. Holzst. von C. Oberländer.

Die Rast im Felsen.

Digitized by Google

einer Weise auf, die uns enttäuscht und selbst mit Schmerz erfüllt, wenn wir uns die herrlichen Schöpfungen derselben in der Sammlung Schack vergegenwärtigen. In Böklin's Nymphe und Satyrn begegnet uns eine Verirrung, die an künstlerischen Wahnsinn grenzt; A. Feuerbach's Symposion zeigt das große Streben, einem bedeutenden Gegenstande mittels durchgearbeiteter und gediegener Composition gerecht zu werden; aber dies Streben scheint fast alle künstlerische Kraft absorbirt zu haben, so daß für Form und Farbe nichts mehr übrig blieb. Von dem Ehrenplatz, den es im ersten Saal einnahm, ist das Bild kürzlich entfernt worden und unter den Bildern, die an seine Stelle getreten sind, befindet sich eins, welches dieser Auszeichnung vorzugsweise werth scheint und das unter Allem, was der Saal enthält, das einzige nicht der Münchener Schule Angehörende ist: das Gemälde, welches Knaus eben für die preußische Nationalgalerie vollendet hat. Es ist ein merkwürdiger Urtheilspruch, der nicht nur ein Meisterwerk als solches anerkennt, sondern auch gerade das Werk bezeichnet, auf welches Deutschland sich vorzugsweise berufen darf, um der Kunst Frankreichs gegenüber groß, ja überlegen dazustehen.

Die Genremalerei ist der einzige Zweig, von dem man dies sagen kann. In der Landschaft bewundern wir freilich Andreas Achenbach's „Ostende", neue Meisterwerke von Schleich und Gude, denen sich größere und kleinere Gemälde unseres ersten Thiermalers Friedrich Voltz anreihen; wenn wir aber den Durchschnittswerth französischer und deutscher Landschaftsmalerei berechnen, ist der Vortheil kaum auf unserer Seite. Im Großen und Ganzen verstehen es die Franzosen mehr, das feinere Leben der Natur, die Wirkungen der Luft, den Werth der Töne wiederzugeben. Und noch in einem andern Zweig künstlerischer Darstellung, bei welchem es in erster Linie auf unmittelbare Wiedergabe der natürlichen Erscheinung ankommt, ist man genöthigt, ihnen eine gewisse Ueberlegenheit zuzugestehen: im Portrait, wo sie neben dem Werke eines großen Verstorbenen, dem Prinzen Napoleon von Hippolyte Flandrin, einem Bildniß historischen Styls, die lebensvollen und trefflich durchgeführten Portraits der Damen Jaquemart und Schneider aufzuweisen haben, die heut in Paris diesen Kunstzweig beherrschen. Selbst das Portrait Eduard Hildebrandt's von Gustav Richter hat hiergegen schweren Stand, und die coloristisch vorzüglichen, voll Adel aufgefaßten Portraite von Canon und Lenbach möchten wir doch erst in zweiter Linie nennen; denn ganz im Styl alter Meister behandelt, sind die Erscheinungen dadurch gewissermaßen durch ein gefärbtes Glas gesehen.

Im Genrebilde allein steht Frankreich zurück, wenn es auch ein paar Kleinode von Meissonier, wie man sie nicht schöner sehen kann, geschickt hat. Ziel und Wege der deutschen Genremalerei sind eben ganz andere; sie ist vor Allem eine Malerei des Volksthums und die Auffassung, die in ihr vorwaltet, ist der Humor, den weder der scharf und kühl beobachtende Meissonier noch der schlicht-großartige Breton besitzen, den wir leider durch kein für ihn bezeichnendes Werk vertreten sehen.

Diese humoristische Anschauung ist durch und durch deutsch, ist in der vaterländischen Kunst schon seit guter alter Zeit zu Hause. Albrecht Dürer war in seinem ganzen Wesen Humorist; ihm war jener Sinn eigen, der sich mit eindringender Liebe in das Kleinste und Unscheinbarste versenkt, in ihm eine Welt voll Schönheit entdeckt und in einer Hülle, die alltäglich und gewöhnlich scheint, die tiefsten und innigsten Empfindungen ausspricht. Er war zugleich vorzugsweise Darsteller deutschen Volkslebens, mochte er es nun unverhohlen als solches geben oder im Gewande irgend einer heiligen Begebenheit erscheinen lassen.

Auch Deutschland besitzt Maler des Volks, die in der Art von Breton, das eigentlich Humoristische abweisen und die Menschen schlicht, aber scharf und treu im innigsten Zusammenhang mit ihrer Natur geben. Der bedeutendste dieser Maler von Land und Leuten ist W. Riefstahl, von dem wir jene Morgenandacht von Passeyrer Hirten (aus der Berliner Nationalgalerie) sehen, welche durch die charakteristische Lebendigkeit und einfache Echtheit der Gestalten ihm vor fünf Jahren zuerst einen durchgreifenden Erfolg bereitet hatte. Unter den Nachsendungen finden wir aber noch ein zweites, eben vollendetes Werk des Künstlers, das ihn wieder von einer neuen Seite zeigt: Allerseelentag auf einem Friedhof bei Bregenz. Landleute bekränzen die Gräber, beten, zünden Kerzen an. Das eigenthümliche, alte Trauercostüm der Frauen, das sich in dieser Gegend erhalten hat, scheint das Künstlerauge zuerst gefesselt und für den Vorwurf gewonnen zu haben. Der strenge Charakter dieser Tracht hat die ganze Haltung des Bildes, eben so das Auftreten der Figuren und die Art, wie ihre Empfindungen sich äußern, bestimmt. Das Auge wird durch ergreifende Episoden angezogen, aber Ruhe und stiller Friede, bis zum Großartigen durch ihre Gemessenheit gesteigert, walten vor, und diese Stimmung klingt nach in der abendlichen Landschaft mit den düstern Wolken, welche die Bergesgipfel umziehen.

Der innige Zusammenhang zwischen der Landschaft und den lebenden Wesen, die sich in ihr bewegen, ist auch das Hauptkennzeichen eines Bildes von Paul Meyerheim, dem größern unter den beiden Werken, die wir hier von ihm erblicken. Bei ihm aber klingt bereits die humoristische Auffassung, hier freilich nur leise, an. Ein Dorf, das im sommerlichen Grün ruht, heitere sonnige Tagesstimmung; auf der Wiese bei der Kuh, die den Thiermaler ersten Ranges bekundet, drei blonde deutsche Bauernkinder, die zwei wandernden Savoyardenkindern Erfrischung spenden. Der ältere fremde Bube setzt den Milchtopf an, sein kleineres Schwesterchen tränkt das Murmelthier aus der Schale, das älteste Landmädchen sitzt neben dem Milchkübel, den Kopf in die Hand gestützt und schaut mit ihren kleinen Geschwistern die Fremden an. Das Kindesleben ist mit anmuthiger Naivetät gegeben, der Gegensatz der beiden Racen tritt schlagend hervor. In seiner Fähigkeit die natürliche Erscheinung in voller Wahrheit und mit echtem malerischen Gefühl wiederzugeben, hat der Künstler alle Vorzüge französischer Auffassung erreicht; aber er verbindet damit eine echt deutsche Liebenswürdigkeit und

ein erquickender Zug von Gesundheit, jugendlichem Frohsinn und Ursprünglichkeit geht durch das Ganze hin. Eben so anziehend ist das kleinere Bild, in welchem der Humor noch voller zur Geltung kommt: „Scene am Tisch eines Amsterdamer Straßen-Antiquars." Dieser selbst, der gut bürgerliche Bücher-Liebhaber mit dem gemüthlichen bartlosen Gesicht, der in einem alten Schmöker blättert, die allerliebsten beiden Waisenmädchen, die sich die Bilderbogen beschauen, der Lehrjunge, der vorbeigeht, der Schiffer im Hintergrund sind meisterhaft dem Leben abgelauschte Typen.

Anton Seitz pflegt man in München den deutschen Meissonier zu nennen: ein ehrenvoller, aber etwas oberflächlicher Vergleich; denn daß er ebenfalls kleines Format liebt und außerordentlich zart und miniaturartig durchführt, sind die einzigen Aehnlichkeiten. Seitz ist ein ganz selbständiger Künstler, auch sein Gebiet ist heimisches Volksleben, auch seine Auffassung ist vom Humor bestimmt, den er in einer psychologischen Durchbildung von seltener Feinheit kund giebt, wie namentlich das Vorzüglichste seiner drei Bilder auf der Ausstellung: „Die Musikprobe" beweist.

Hohe Erwartungen als Maler des Volksthums erregt unter den Künstlern der Münchener Schule namentlich noch Franz Defregger, ein junger Tyroler, der erst kürzlich seine Laufbahn begonnen hat und der seine Landsleute meisterhaft zu schildern versteht. Er giebt keine alltägliche, immer wiederkehrende Scene wie das Paul Meyerheim und Seitz gethan, sondern mehrt sich die Schwierigkeiten, indem er eine geschichtliche Episode wählt. Aber er hat es verstanden, den dadurch gesteigerten Anforderungen an die Charakteristik genug zu thun und die Scene zu voller Klarheit herauszubilden. Es ist ein Moment aus dem Leben Speckbachers. Er hält eben im Bauernhause Kriegsrath als eine Schaar seiner Bewaffneten eintritt, an der Spitze sein Knabe, der die Büchse übergeworfen hat und in den Kampf mitziehen will. Die erhebenden wie die launigen Motive, die sich aus dieser Situation ergeben, spielen wirkungsvoll durcheinander. Der frische Knabe, der alte Gesell, der ihm zur Seite geht und den Hergang erzählt, der Gebirgsheld, der halb voll väterlichen Stolzes, halb lachend den Sohn mit den Augen mißt, das alte Weib, das sich vor Staunen über den Mordsbuben gar nicht zu lassen weiß, dazu ein paar originelle Nebenfiguren, wirken trefflich zusammen.

An der Wahl solcher Situationen, die schärfer pointirt und in sich verwickelter sind, pflegen deutsche Genremaler geringeren Ranges oft zu scheitern. Durch den Gegenstand wollen sie wirken, durch den Inhalt ihr Publicum interessiren. Sie vergessen, daß den holländischen Meistern das Gewöhnlichste genügt, um alle Vorzüge ihrer Kunst zu entfalten. Wenn die heutigen Genremaler unseres Vaterlandes nicht mehr blos wuchernd, trinkende und sich prügelnde Bauern, wasserbeschauende Aerzte, Cavaliere, die jungen Dirnen den Hof machen, musicirende Gesellschaften malen, sondern tiefer in Sitte und Empfindungsleben des Volkes einzudringen suchen, so ist dies allerdings ein Fortschritt; aber er setzt auch

neue künstlerische Elemente voraus, um solchen höheren Aufgaben zu genügen. Vautier und Knaus sind so große Psycholgen um dies leisten zu können. Zu Vautier's „Alterthümler unter den Bauern", einem bereits 1865 gemalten und dem deutschen Publicum längst bekannten Bilde ist seit Kurzem noch ein neueres Werk von gleicher Bedeutung: „Tanzstunde im Dorfe", gekommen. Die derben, hübschen Dirnen mühen sich, auf Anweisung des Alten mit der Geige, die erste Position anzunehmen, was ihnen schwer genug fällt. Hinter ihnen ein schalkhaft lächelndes Mädchen, das sich eben die Schuhe anzieht um mit in Reih und Glied zu treten. Gegenüber sitzen und stehen die Bauernbursche, die mit verstohlenem Spott zusehen, aber an die bald auch die Reihe kommt, unter ihnen der junge Elegant des Dorfes, statt der Pfeife eine Rose zwischen den Lippen, und einen Blick voll ernsten Interesses auf die Mädchengruppe heftend.

Durch die Meisterschaft der Farbe, die Vautier fehlt, durch das Frischere, Schlagendere der Durchführung ist Knaus noch eindrucksvoller, von dem man hier Arbeiten verschiedener Gattung aus verschiedenen Perioden erblickt: Bildnisse in genrehaftem Styl, das ältere berühmte Portrait von Ravené, das neue Bildniß eines kölner Banquiers; sodann die Bauerfrau, welche ihren Kindern die gefangene Maus zeigt, von 1857. Einem französisch gebildeten Auge scheint ein Bild wie dieses in der Wirkung malerischer und geschlossener; und doch hatte der Künstler Recht, indem er wieder sich specifisch deutscher Auffassung zuwandte und Manches von dem zurücktreten ließ, was er in Paris gelernt. Bei einem kleinern Bilde wie „Der Lehrbube als Kinderwärter" (1861) ist dies minder auffallend. Vor seinem neuen größern Werk haben wir wiederholt von Künstlern, die einer andern Richtung angehören, die Bemerkung gehört, es fehle Manches an der malerischen Gesammthaltung Haltung und Einheit, entgegnen wir, hat es gerade so viel als es braucht. Wenn Knaus nach dem gestrebt hätte, was jene Tadler darunter verstehen, so hätte er seine wichtigsten Vorzüge opfern müssen. Es ist ein Werk, bei dem das Einzelne zu seinem vollen Recht kommen muß. „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen." Den Katzentisch der Kinder am Hochzeitfest hatte Knaus schon einmal gemalt. Das Bild hatte auf der vorjährigen Wiener Ausstellung durchschlagenden Erfolg; für die preußische Nationalgalerie hat er den Vorwurf zum zweitenmal gewählt, aber in reicherer Ausbildung, mit mannigfacheren Episoden und im Costüm aus Friedrich's des Großen Zeit. Unseres Wissens ist es das erstemal, daß Knaus sich in dieser Tracht bewegt, und er ist sofort in ihr heimisch geworden; die volle Roccocolaune herrscht vor. Man sieht, es sind Chodowiecki's Kupferstiche, aus welchen er die Epoche kennen lernte, und aus Dankbarkeit hat er auch den wohlbekannten Kopf des Meisters angebracht, rechts an der Ecke jener Tafel, an welcher die erwachsenen Gäste schmausen, unter Bäumen vor dem ländlichen Wirthshause, mit der Aussicht auf die Stadt, die im freundlichen Sonnenschein daliegt. Die Kinder an ihrem Tische nehmen den Vordergrund ein.

Die alte Magd räumt eben ab und die Tafel-Lustigkeit ist auf ihren Höhepunkt gediehen. Zärtliche Pärchen halten sich umschlungen, ein kleines Mädchen wehrt sich gegen die Liebkosungen des jugendlichen Courmachers, ein anderes lacht den Nachbar herzhaft aus, der Nichts thut, als in sich hineinschlingen. Ein älterer Knabe steht auf und sucht, in eben der Wichtigkeit, die er den Großen abgesehen hat, mitten im Gewirr zu Worte zu kommen. Ein junges Mädchen sieht sich nach dem kleineren Tisch ganz vorn, dem Katzentisch des Katzentisches um. Hier finden wir noch eine ganz besondere Gruppe vereinigt; zwischen zwei Buben ist lebhafter Streit entbrannt. Ein kleiner Uebermuth will dem Andern seinen Teller wegreißen, dieser, ihm einen vornehmen Blick zuwerfend, der zu seinem eleganten Anzug paßt, wehrt ihn mit dem Ellenbogen ab. Dabei sitzt ein Kleines, das sich im Schmausen das ganze Gesicht beschmiert. Vorn erblicken wir eine ganz kleine Staatsdame, die über Tisch lebhafte Conversation macht, und gegenüber sitzt ein älteres Mädchen, ein kleines Kind in den Armen, das sie füttert und sich nach dem großen Hunde umsehend, der hinzukommt, um auch seinen Brocken zu erhalten. Die Thiere, Hunde und Katzen, sind mit gleicher Meisterschaft individualisirt wie die Menschen. Bei breiter und sicherer Pinselführung finden wir eine Durchbildung in den Gesichtern, die außerordentlich ist; das Kleinste hat sein Recht, der Humor, der das Auszeichnende deutscher Genremalerei ist, feiert hier seinen höchsten Triumph. Mit seltener Schöpferkraft hat Knaus das Kinderleben in seinem innersten Wesen und zugleich in höchster Liebenswürdigkeit dargelegt.

Wir stehen nicht an, dies Werk für das beste der Ausstellung zu erklären, oder wenigstens für das gesundeste; für eine Schöpfung, in der das selbständige Leben der modernen Kunst sich am Entschiedensten ausspricht und die zugleich ganz vaterländischen Gepräges ist. Durch die Blätter geht eben die Nachricht, daß auch auf der Brüsseler Kunstausstellung die deutsche Genremalerei am Meisten Anklang findet; daß namentlich ein Gemälde von Vautier als Hauptwerk gilt. Dies Zusammentreffen ist kein Zufall.

Dichter-Wohnungen am Rhein.

Von **Ferdinand Hey'l.**

„Es war zu Aßmannshausen,
Wol an dem grünen Rhein,
Da zog ich frisch und wolgemuth
Zum alten Thor hinein.
Zu Aßmannshausen wächst ein Wein,
Ich meint', das müßt' der beste sein,
Der Aßmannshäuser Wein."

Es war offenbar eine weinfröhliche, weinselige Stimmung, in welcher Otto Roquette sein frisches Lied: „Der Zecher auf Reisen" niederschrieb. An Ort und Stelle ist's entstanden, das ist unzweifelhaft! Unsere Nation besitzt der Wein- und Trinklieder so viele und doch fühlt sich's eben für den Rheinländer augenblicklich heraus, wie und wo jene poetischen Ergüsse, die seiner Heimat Labetrank feiern, entstanden sind. Auch der Poet bedarf häufig nur zu sehr des örtlichen Eindrucks, um wahr zu sein.

Und der Rhein! Wie unzähligemale hat ihn nicht schon die Leier berufener und unberufener Poeten gefeiert! Rhein — Wein! — Der Reim ist schon vorhanden und eine gewisse poetische Stimmung bleibt an den Ufern des prächtigen Stromes, bei dem Genusse seiner herrlichen Bacchusgabe, auch dem prosaischsten Gemüthe nicht aus. Kein Wunder, daß in erhöhtem Maße auf den Dichter wirkt, was selbst den ehrbaren Philister in gehobene Stimmung versetzt.

„Ich meint', das müßt' der beste sein, der Aßmannshäuser Wein!" Und wahrlich, von den rheinischen Weinen ist der Aßmannshäuser schon seit Jahren als der „König der Rothweine" ein begehrter und bezahlter Artikel, der sich leider nur zu oft, wie so viele andere berühmte Namen, gefallen lassen muß, als Aushängschild für „Leute zweiter Classe" zu dienen.

Wer in dem bescheidenen Rheinbergdörfchen Aßmannshausen je gerastet, um die Allerwelts-Rheinpartie über den Niederwald zu unternehmen, hat wol auch nicht versäumt, dort eine Probe des heimischen Gewächses zu versuchen. Wol ihm, wenn ihn der Zufall in die „Krone" geführt — er hat dann doch einen Begriff mit davon getragen, wie der wirkliche Aßmannshäuser mundet; denn nicht überall sonst wird ihm das Rebenblut credenzt, so wie es Gott Bacchus, dem sündigen Menschengeschlecht zu Freud' und Lust, an den grünen Thyrsusstäben in jenem Thälchen von Aßmannshausen gedeihen läßt.

Dort im Gasthaus zur Krone weilten wir immer gern, so oft uns auch unsere Wanderungen am Rheingestade hin und wider führten.

Es ist eines jener stillen, beschaulichen Rheingasthäuser, in welchen sich Poeten und Maler mit Vorliebe niederlassen, weil sie dort ein „Heim" finden, traulich genug zur Rast und beschaulich genug zum Schaffen. Zur Gemüthlichkeit des Hauses trägt der freundliche Hospes der Krone und sein ungetaufter Rebensaft nicht wenig bei. Wenn auch deutschen Names — Brück — doch spanischer Abstammung, ist der Kronenwirth selbst ein Stückchen Künstler und ein leidenschaftlicher Verehrer der Musik. Zufälligkeiten und Reiselust ließen ihn den Wanderstab ergreifen. Jahrelanger Aufenthalt in Frankreich und Spanien zeigten ihm die Welt nicht in beschränkten Grenzen und nun — ist der Mann Wirth und — „hat's eigentlich gar nicht nöthig!" Letzterem Umstande ist's wol auch zu danken, daß das alte Häuschen zur „Krone" bei einem Neubau des Hauses unversehrt blieb. Es war dem Besitzer offenbar um die Erhaltung einer poetischen Erinnerung zu thun, denn das alte Haus zur Krone hat, wie wir bald ausführen werden, seine Geschichte.

Wie in Oberwesel der Goldene Pfropfenzieher eine Künstler- und Poeten-Herberge geworden, welcher sogar Schrödter von Düsseldorf (der Rhein-Schrödter) ein „Aushängschild" gemalt — das Unkenntniß zuerst auf die offene Straße, dann aber bessere Erkenntniß in das Heiligthum des Hauses verpflanzte — so ziehen jetzt schon seit mehreren Jahren allsommerlich Oswald Achenbach und Ludwig Knaus mit Vorliebe auf Wochen in die Krone zu Aßmannshausen, als treue Anhänger des gastlichen Daches, das schon so manchem Musensohn auf längere oder kürzere Zeit Obdach gewährte.

Während jenen Goldnen Pfropfenzieher in Oberwesel Freiligrath einst verewigte durch seine Verse:

„Kehr' zu uns heim,
Mit frohem Roßgewieher
Und lies uns Deinen neusten Reim
Im Goldnen Pfropfenzieher!"

knüpft sich gerade in Freiligrath's Lebensgeschichte die gewichtigste Erinnerung für ihn und seine Beziehungen zu seinem Volke, an jene unscheinbare „Krone" zu Aßmannshausen.

Und diese Erinnerung ist es auch, welche uns immer und immer wieder den Aufenthalt in jenem Hause mit einem Hauche poetischen Eindruckes würzt. Hier schrieb Freiligrath das Schlußwort zu seinem „Politischen Glaubensbekenntniß" (Mainz 1844), hier warf er der Abhängigkeit von Allem, was ihn bis dahin der (damals) demokratischen Richtung im deutschen Vaterlande entfremdete, den Fehdehandschuh hin und hier entstanden als Schlußwort zu den „Zeitgedichten" die Verse:

„Zu Aßmannshausen in der Kron',
Wo mancher Durst'ge schon gezecht,
Da macht' ich gegen eine Kron'
Dies Büchlein für den Druck zurecht!
Ich schrieb es ab bei Rebenschein,
Weinlaub um's Haus und saft'ge Reiser,
D'rum, wollt ihr rechte Täufer sein —
Tauft's: 44ger Aßmannshäuser."

Nicht selten haben wir im selben Zimmer gerastet, in welchem Freiligrath, der damals einunddreißigjährige Dichter, jene Strophen schrieb und den Entschluß faßte: abzulehnen allen Einfluß, den eine wolgemeinte Anerkennung seines poetischen Talents etwa auf die Gaben seiner Muse ausüben könnte. Selbst die Gegner seiner politischen Anschauung in jenen Tagen haben die Aufrichtigkeit von Freiligrath's Ueberzeugung nie zu bezweifeln gewagt.

Freiligrath hatte das Ende des Jahres 1843 und den Anfang des Jahres 1844 in St. Goar verlebt und kam im Mai desselben Jahres nach Aßmannshausen. Hier entstanden die Zeitgedichte: Der Adler auf dem Mäusethurm, Das Fensterkreuz, Der Wisperwind u. a. Vom 16. auf den 17. August 1843 hatte die Begegnung Freiligrath's mit Hoffmann von Fallersleben in Coblenz stattgefunden und im Mai 1844 sandte er jene für ihn und seine politischen Glaubensgenossen so entscheidenden Verse „An Hoffmann von Fallersleben" in die Oeffentlichkeit. Auch sie entstanden zum Theil in der Aßmannshäuser Krone, denn auch von hier aus geschah ihre Verbreitung.

Ganz verstehen lernt man das Gedicht an Hoffmann erst, wenn man sich an Ort und Stelle in Freiligrath's damalige Stimmung träumt. Freiligrath's Zimmer gegenüber die Burg Rheinstein mit dem Schweizerhaus, rheinabwärts die Clemenskapelle und die Ruinen der Falkenburg und fernher tönen fast geisterhaft rauschend und brausend die Stromschnellen des Bingerlochs, welche in den fast mitten im Rhein liegenden Felsen des großen und kleinen Leisten — gegenüber der Krone in Aßmannshausen — ein wunderbares Echo finden. Im Hintergrunde ruht das malerische Rheindörfchen selbst, zwischen weinbelaubten Hügeln und grauen Felskuppen.

Und eben jenen Strom, seinen heißgeliebten Rhein hinab, floh Freiligrath bald darauf als Heizer eines Dampfbootes verkleidet und verfolgt als — Störer der Ruhe seines Vaterlandes! Welche Gefühle mögen damals den Dichter bewegt haben, als er an dem Rolandsbogen (bei Rolandseck) in seiner erborgten Hülle vorüberfuhr; an jenem Rolandsbogen, den er selbst, ein zweiter Amphion, durch den Ertrag seines Rolands-Album (Cöln 1840) wieder aufgerichtet, da Sturm und Wind das altersschwache Gemäuer umgestürzt! —

Das Jahr 1868 sah den Dichter wieder am Rhein, wieder in seinem geliebten St. Goar, dem Orte, in welchem so oft die Muse bei ihm einkehrte (1843 und 1844).

Wer von den Lesern des „Salon" jemals Aßmannshausen berührt, versäume nicht, sich Freiligrath's einstmalige Poetenwohnung anzuschauen. Man findet freilich Nichts darinnen, was an den Dichter direct erinnert. Selbst die Widmung aus einem Exemplar des „Glaubensbekenntnisses", welches der Dichter einst hierher gestiftet, ist von einem englischen Autographenjäger gestohlen worden; aber es wird, besonders in den Abendstunden, nur einiger beschaulicher Minuten bedürfen, um den Besucher jener Dichterklause in eine wahrhaft gehobene Stimmung zu ver-

Digitized by Google

Digitized by Google

Rheinstein.

Digitized by Google

setzen. Der Gedanke an die Weihestunden, welche einer unserer besten Sänger hier durchlebt, gegenüber der umgebenden Natur, dicht am Ufer des eben erst freigewordenen Stromes, der sich kühn und mit ungestümer Macht seinen Weg durch die Enge des mittelrheinischen Schiefergebirges gebahnt, wird eines tiefen Eindrucks nicht verfehlen. Uns ist diese bescheidene Zelle stets ein Ort der innigsten Verehrung gewesen; und zufällig war es an demseben Tag (19 Juli), wo wir in stiller Abendstunde in Freiligrath's einstigem Wohnzimmer diese Zeilen niederschrieben und in den Dank seines Volkes aus vollstem Herzen einstimmten, daß der Heimgekehrte dort „auf rother Erde" in einem festlichen Kreise sein neuestes Gedicht las, eine jener Perlen der Poesie, wie wir sie von Freiligrath immer erwarten dürfen, wenn er — leider so selten! — das lange Schweigen bricht, diesmal aber durchleuchtet von einer ganz besonders zum Herzen sprechenden Innigkeit. Denn es war ja die Heimat, die er darin begrüßte — es waren die alten Freunde, sein Dank für die ihm gewordene nationale Anerkennung!

„Geliebt zu sein von seinem Volke,
O, herrlichstes Poetenziel!
Loos, das aus dunkler Wetterwolke
Herab auf meine Stirne fiel!
Ob ich's verdient? Ich darf nicht rechten!
Ihr wollt nun einmal Kränze flechten!
Ich halte stolz ihn in der Rechten,
Den mir zu flechten Euch gefiel.

Wolan, ich greife froh zum Becher,
Und gieße voll ihn bis zum Rand,
Und heb' ihn, ein bewegter Zecher,
Und halt' ihn hoch mit fester Hand;
Und ruf' hinaus in alle Gauen,
So weit ich deutsches Land mag schauen,
Laut ruf' ich's von des Berges Brauen:
Ich danke Dir mein Vaterland! —"

Wer beschaulich, auf dem Radkasten des Dampfers stehend, die Stadt Bingen verläßt, um den Rhein hinab die Sagen- und Märchenwelt, die Zeugen der rheinischen Burgenromantik, an sich vorüber gleiten zu lassen, der berührt, kaum von Bingen geschieden, die poetische Grabstätte eines älteren rheinischen Dichters, den Mühlstein, in welchem das Herz Nicolas Vogt's die von ihm selbst gewünschte Ruhestätte gefunden. Nicolas Vogt, einst Professor der Geschichte der Universität Mainz und Lehrer des Fürsten Metternich, einer der innigsten Verehrer des Rheinstromes, sprach sterbend den Wunsch aus: „nach dem Tode noch mit seinem Herzen dem Rheine angehören zu wollen." Fürst Metternich ließ, diesem Wunsche entsprechend, in silberner Kapsel das Herz Vogt's in den Mühlstein einmauern, der im Rheine stehend und von ihm umspült, den Vorüberfahrenden durch ein eisernes Kreuzlein die Stelle bezeichnet, wo ein Dichterherz die ewige Ruhe gefunden. Vogt's Körper ward auf dem Schloß Johannisberg bestattet.

Und weiter treiben die Wellen das Schiff. Der Mäusethurm, dieser alte viel besungene Schauplatz rheinischer Sagen und Traditionen,

grüßt inmitten des Stromes. Schneller fliegt das Fahrzeug dahin, hochauf spritzt der Gischt um den Bug des Dampfers, die Wirbel des Binger Lochs spielen in kecken Strudeln um die Wette stromab. Das mittelrheinische Schiefergebirge ist durchbrochen und während am rechten Ufer unser trauliches Aßmannshausen sich ausbreitet, schaut lauschig und märchenhaft aus grünem Busch und dichter Waldung die Burg Rheinstein vom andern Ufer hernieder.

„Gruß Dir, Romantik! — Welch' ein prächtig Nest!
Mit seines schlanken Mauerthurmes Zinnen,
Mit seiner Thore moosbewachs'nem Rest,
Mit seiner Burg so schartig und so fest,
Wie reißt es sieghaft meinen Geist von hinnen!
Gruß Dir, Romantik! Träumend zieh' ich ein,
In Deinen schönsten Zufluchtsort am Rhein!"

Wenn bei irgend einer der zahlreichen restaurirten Burgen des Rheines Ton und Charakter früherer Zeit in überzeugender Weise getroffen, so ist dies bei dem Rheinstein der Fall. Wol schwankt die Geschichte bedenklich in ihren Angaben über die historische Vergangenheit der Burg, denn wir finden die Angaben über ihre frühere Benennung in den Chroniken mindestens zweifelhaft. Als Bauzberg, Vautsburg, Faitsberg, Vogtsberg, Alt- und Neukönigstein, Rheinbotenstein und Neurheinstein verzeichnen ältere und neuere Chronisten die Burg. Muthmaßlich erhoben sich hier, in unbedeutender Entfernung von einander, zwei Burgen, welche Ansicht auch neuere Forscher rheinischer Geschichte theilen. Der ursprüngliche Name hat sich nur noch in dem Faitsberger Hofe, einem stattlichen Schweizerhause auf der Höhe des Berges, erhalten.

Prinz Friedrich von Preußen war es, der im Jahre 1815 die Ruinen ankaufte und sie in den Jahren 1825—1829 nach Plänen von Lassault's und unter Leitung des Baumeisters Fr. Kuhn mit bedeutenden Kosten als Rheinstein neu aufführen ließ. Die Burg ist jetzt eine der schönsten Zierden des Stromes.

„Am Rhein, am schönen Rheine,
Da steht ein Schloß, so kühn gebaut,
Das ist von edlem Steine,
Das ist von grünem Scheine,
Und drüber licht der Himmel blaut,

Die bunten Fahnen schwanken,
Es glüh'n die Zinnen wunderbar;
Und prächtig um die schlanken
Steinsäulen Blumen ranken
Von Farbe roth und lilienklar!"

Eine der erhebendsten Begebenheiten deutscher Geschichte knüpft das Band der Erinnerung an die wiedererstandene Burg. Hier, an der Stelle des heutigen Rheinstein, war es, wo Kaiser Rudolph von Habsburg (1282) sein strenges Gericht über die Raubritter der rheinischen Burgen hielt. Zu Füßen des Rheinstein, an der Clemenscapelle, deren Inneres die Prinzessin Friedrich von Preußen in sinniger Weise ausschmücken und renoviren ließ, wurden die rheinischen Strauchritter und ritterlichen Wegelagerer von Rudolph von Habsburg gerichtet und gestraft,

Und als der Mainzer Marschall, Graf von Waldeck, bei dem Kaiser Fürbitte für die gleichfalls verurtheilten Angehörigen seiner Familie einlegte, antwortete ihm der ritterliche Held:

„Stört nicht den Weg der Gerechtigkeit! Laßt die Räuber den verdienten Lohn empfangen, denn es sind keine Ritter, sondern die verworfensten Räuber und Diebe. Wahrer Adel hält Treue und Glauben, pflegt die Tugend, liebt die Gerechtigkeit, beleidigt Niemanden, fügt Keinem ein Unrecht zu! Spart also Eure Worte, wenn Ihr Ritter seid, und hört auf für Räuber zu bitten, die, wären sie auch Grafen oder Herzöge, so wahr ich Richter bin, der Strafe nicht entgehen sollen, welche sie verdienen! Wer die Ehre bricht, soll auch nicht den Tod des Schwertes, sondern am Stricke des Henkers sterben!"

Manche Sage hat ein poetisches Band um das imponirende Mauerwerk, um die malerischen Zinnen, Thürme, Erker und Zugbrücken Neurheinsteins geschlungen. Wie die äußere Erscheinung, versetzt den Beschauer auch das Innere zurück in die Tage vergangener Ritterherrlichkeit. Rüstungen und Waffen, Schnitzwerk und Schilderei entsprechen bis in die kleinsten Theile dem Charakter des Mittelalters. Ein Bild Franz von Sickingen's, aus der Ebernburg hierher verbracht und durch Bolzenschüsse beschädigt, ein Werk Lucas Cranach's (Churfürst Friedrich der Weise mit seiner Mutter), Original-Federzeichnungen Albrecht Dürer's, eine Anzahl französischer Waffen, welche Prinz Friedrich 1814 selbst auf dem Schlachtfelde von Chalons sur Marne erbeutet, die Fahne eines schlesischen Landwehr-Regiments aus dem ewig denkwürdigen Befreiungskriege von 1813, von einer schlesischen Patriotin diesem Regimente gestiftet, und andere geschichtliche Erinnerungen bilden eine Sammlung, welche dem Besucher ein besonderes Interesse gewährt.

In der Burgkapelle (auf unserem Bilde deutlich zu erkennen) schlummert der Erbauer des Rheinsteins, Prinz Friedrich von Preußen, der (1864) hier feierlichst beigesetzt ward. Alljährlich aber (am 30. October) feiert eine Anzahl dankbarer Kinderherzen dem Andenken des früheren geliebten und verehrten Burgherrn ein inniges Erinnerungsfest.

Als die irdischen Reste des hohen Erbauers zur Burg überführt wurden, um hier ihre Ruhestätte zu finden, zogen die Gemeindemitglieder, sowie die Kinder des nahebeiliegenden Dorfes Trechtlingshausen aus eigenem Antriebe in feierlichem Zuge zur Burg hinauf und aus unschuldigen Herzen und mit zarten Kinderstimmen tönte der Grabgesang von der Burgkapelle hinab in's Rheinthal, für die Anwohner ein weittönendes Zeichen aufrichtiger Trauer, daß der geliebte Schutz und Hort der Gegend für immer dahin geschieden.

Die Prinzen Georg und Alexander, indem sie des Vaters Erbe, die Burg, im Besitz antraten, stifteten in dankbarer Anerkennung jenes Liebesdienstes den Kindern der Gegend ein Erinnerungsfest und alljährlich zieht nun mit flatternder Fahne (ein Geschenk des Prinzen Georg von Preußen) die kleine Schaar hinauf in die Räume der herrlichen Burg,

um echt rheinischen Sinnes mit dankbarem Herzen des früheren wie der jetzigen Besitzer der Burg zu denken.

Und heute? Heute sieht der romantische Rheinstein zu Zeiten in den traulichen Gartenanlagen eine hohe edle Gestalt dahinschreiten, deren Auge sinnigen Blickes ruht auf den malerischen Schönheiten der Burgumgebung. In stiller beschaulicher Ruhe weilt hier gar häufig in den Sommermonaten, fern dem Geräusche und Getriebe des Alltagslebens, ein Dichter, dem es an Liebe zu seinem deutschen Volke wahrlich eben so wenig gebricht, als irgend einem der begeistertsten Sänger deutscher Lieder und deutscher Zunge — Prinz Georg von Preußen selbst, der Autor der „Phädra".

Am 12. Februar 1826 geboren, verlebte Prinz Georg seine Jugendjahre, unter den Einflüssen der Kunst und des Umgangs mit künstlerischen Kreisen, in Düsseldorf. Immermann leitete damals die Bühne der rheinischen Stadt, in welcher der Vater des Prinzen, Prinz Friedrich, in jener Zeit residirte. Wer sich eines Erfolges in geistiger Richtung rühmen konnte, verkehrte am Düsseldorfer Hofe und unter diesen Eindrücken wuchs der jugendliche warmfühlende Prinz heran. Frühe schon war der Prinz in Italien und hier machten wol hauptsächlich Einflüsse eigener Anschauung sich geltend, hier gewann der Prinz jene Vorliebe für die Antike und die Dichtung der Alten, welche sich in seinen eigenen Werken überall ausspricht.

Die feinste classische Bildung und eine wahrhaft erstaunliche Belesenheit in den Meisterwerken aller Nationen zeichnen den Prinzen aus, welcher nicht in einer Anwandlung flüchtiger Laune zu schaffen scheint, sondern aus tiefstem Bedürfniß, und dessen Schöpfungen daher nicht nur die poetische Begabung des fürstlichen Dichters, sondern eben so sehr den ausdauernden Fleiß und das Studium bezeugen, welche er darauf verwandt.

Unter dem Pseudonamen G. Conrad sind des Prinzen Poesien in — wenn auch beschränkte — Oeffentlichkeit getreten. Seine Phädra dagegen ist auf den bedeutendsten Bühnen Deutschlands mit großem Erfolg aufgeführt worden. Sie hat den Weg dahin sich gebahnt, nicht weil — sondern obgleich der Dichter hohem Stamme entsprossen; denn auch hier waren sicher für G. Conrad Hindernisse zu besiegen, welche die persönliche Stellung ihm vorgeschrieben. Electra, der Alexanderzug, Cleopatra und Alexandros, so wie das neueste — noch nicht veröffentlichte Poem: Medea (wenn wir nicht irren) bezeichnen, wie schon angedeutet, die Vorliebe des Prinzen für antike Stoffe, die er zuweilen in ein phantastisches, immer aber an Schönheiten der Empfindung und des Gedankens reiches Gewand zu kleiden weiß.

Aber auch ein dramatisches Gedicht rheinischen Stoffes hat der Besitzer der malerischen Rheinburg uns geschenkt: Die Lurley, ein Trauerspiel in drei Aufzügen; und wir können das Bild seiner „Dichterwohnung am Rhein" kaum würdiger abschließen, als indem wir einige

Verse jener Dichtung hierhersetzen, welche sicherlich nur unter den Eindrücken eines Aufenthalts am Rhein entstanden sein kann.

„Es dringt die Sonne durch die Nebelschleier,
Verscheucht sie von der Berge grünen Höh'n;
Des Himmels Blau strahlt schon hindurch und stimmt
Mich froh und andachtsvoll. — — O Gott, wie wunderbar
Wie herrlich sind die Werke Deiner Hand!
Dein Geist zieht liebend durch die ganze Schöpfung,
Er strahlt aus Himmelshöhn auf mich hernieder.
Geheimnißvoll weht er durch diese Zweige.
Die duft'ge Rose kündet Deine Pracht,
Und silbern glänzt der Thau in ihrem Kelche;
Er wirft der Sonne Licht zurück, das ihm
Erst seine Schönheit giebt. O laß auch mich,
Dem Tropfen gleich, ein Wiederschein von Dir,
Von Deiner Schöne, Deiner Liebe sein!
Erfülle mein Gemüth mit Frömmigkeit,
Und mach' es klar und rein wie diesen Tropfen,
In dem sich Deine Größe offenbart;
Und wie das Licht des Himmels ihn verzehrt,
So zieh' mich zu Dir hin, daß ich dereinst,
Geläutert und vom Erdenstaub befreit,
Dein eigen werde, ganz in Dir nur ruhe!"

Das Perpetuum Mobile.

Anknüpfend an den von uns im vorigen Heft publicirten Artikel geht uns ein Schreiben zu, welchem wir um so lieber Aufnahme gewähren, als eine vernünftige Discussion des beregten Falles nur wünschenswerth sein kann. Die Zuschrift lautet:

Geehrtester Herr Redacteur!

Mit Bezug auf die im letzten Hefte des „Salon" verkündete Erfindung des Perpetuum Mobile erlaube ich mir Folgendes zu bemerken:

Die Capillarattraction ist eine der Schwerkraft entgegenwirkende Kraftäußerung, insofern sie eine Wassersäule in einem senkrecht gestellten Haarröhrchen in die Höhe zieht. Dieses auf der Anziehungskraft der Rohrwand beruhende Emporsteigen des Wassers dauert so lange fort, bis die Capillarattraction sich mit der Schwerkraft in das Gleichgewicht gesetzt hat; dieses Gleichgewicht wird eintreten, sobald das Wasser im Haarröhrchen eine gewisse Höhe erreicht hat; auf diesem Punkte angelangt, wird der oberste Theil der Wassersäule der Wirkung beider Kräfte gleich stark unterworfen sein, so daß durchaus kein Grund vorliegt, weshalb das Wasser aus dem niederwärts umgebogenen Rohrende abfließen sollte. Ueberhaupt ist zu berücksichtigen, daß die Capillarattraction eine nur innerhalb des feinen Rohrcanals wirkende Kraft ist, über welche die Schwere nur dann das Uebergewicht erhalten kann, wenn das Rohr als Heber eingerichtet wird, dann aber liegt die Abflußmündung des Rohres unterhalb des Niveaus der Flüssigkeit in die das Rohr eingetaucht wurde, und somit erfolgt kein Heben, sondern ein Senken derselben. Sorgfältige, unschwer anzustellende Versuche haben unsere Ansicht vollständig bestätigt.

Mit dem Perpetuum Mobile ist's also auch in diesem Falle — Nichts und die Pariser Akademie hat und wird für alle Zeiten Recht thun, wenn sie ihre Zeit nicht mit Grübeleien über Hirngespinnste vergeudet.

Hochachtungsvollst

Th. Schwartze.
Redacteur des „Maschinenbauer".

Die Hühnerhunde.

Von **W. Br. Warburg.**

Es würde ein thörichtes Unternehmen sein, die Hühnerhunde (welche Race wissenschaftlich der Hühner- oder Vorstehhund, canis familiaris avicularius genannt wird) nach Familien ordnen zu wollen, da es deren dann ziemlich eben so viele geben dürfte, als überhaupt Paarungen vorgekommen sind; wir halten eine Eintheilung derselben nur insofern für möglich, als sie entweder nach den verschiedenen Berufsverrichtungen zu classificiren sind, welchen sie genügen, oder, daß man sie nach äußeren Merkmalen, am Zuverlässigsten nach Farben gruppirt, wobei man den schwarzen, nächst ihnen den braunen Hunden den Vorzug vor den helleren Racen bis zum weißen, bunt gesprenkelten Köter hinunter giebt. Jene pflegen begabt und sehr ausdauernd zu sein, diese weichlich und leicht zu ermüden; dagegen will man den lichten Hunderacen nachrühmen, daß sie folgsamer bei der Dressur wären. Wir lieben dunkle Espèces mehr, aber wir haben doch auch treffliche hellfarbige Thiere besessen. Ein alter Förster — relata refero, also entschuldige man die Kraftausdrücke — nannte seine weiße Hühnerhündin: „die zimperliche Unschuldsbestie!“ während er über seinen schwarzen, flockhaarigen Leib- und Magenhund unzählige Male berichtete: „der Bengel habe einen schwierigen Charakter und was man so sagt, seine Mucken; was aber sein Auge anbelange, so müsse Pikas ein gutes Gewissen haben, weil er ihn ganz gerade anschauen könne!“ — Großen Werth legt der Hundeliebhaber auf flock- und langhaarige Individualitäten, zumal wenn es ihm um ein Thier zu thun ist, welches sich zur Wasserjagd eignet.

Wie in der ganzen Welt gilt auch in Beziehung auf die Hunde der Grundsatz: de gustibus non est disputandum; doch aber treten allgemein adoptirte Normen ein, wenn man von einem schönen Hunde spricht. Ein solcher muß einen starken Oberkopf mit breiter, glatter Stirn, klaren, lebhaften, dunkel großen Augen und breiten, langherabhängenden Ohren — sogenannten Behängen — führen; die Nase muß weitgeöffnete Löcher haben und darf sich nie trocken anfühlen; der Leib eines schönen Hühnerhundes, namentlich der einer Hündin, muß lang, breit und tief, die Hüften sollen rund, voll und fleischig, die Lenden proportionirt, die Ruthe nicht zu kurz sein und nach der Spitze zu sich verjüngen. — Ein Hühnerhund, wenn er einen vornehmen Eindruck hervorbringen soll, darf nicht schweren und klobigen, aber markigen Knochenbaues sein; sein Fell muß sich aristokratisch weich und fein anfühlen und, wie bei der Hand einer schönen Dame, wie dies der seeligen Hebe nach-

gerühmt wird, die Musculatur und das Adernsystem frei zu Tage liegen. Ein hochbeiniger Köter ist dem passionirten Waidmann ein Gräuel in den Augen; der untersetzte, gedrungene, kraftconcentrirte Hund ist dagegen sein Ideal.

Tabellen, welche die Hühnerhunde in Bezug auf ihre Berufsleistungen wissenschaftlich fest kategorisiren, giebt es, so viel wir wissen, nicht; es wird daher wol nicht allzu kühn sein, wenn wir es versuchen, eine solche Eintheilung nachfolgend aufzustellen.

Wir beginnen mit den sogenannten Vorstehhunden, welche entschieden deutschen Ursprungs, zumal die oben angeführten Schönheitsmaximen von uns gerade mit besonderer Rücksicht auf diese Racenspecialität aufgeführt worden sind. — Kleine Augen, Spitzköpfe, eine große, wie ein Posthorn gekrümmte Ruthe und schlechtgeschlossene Klauen sind allezeit der Stempel gemeiner Descendenz.

Der französische langhaarige Hühnerhund (l'épagneul) ist — bei Lichte besehen — weiter nichts als ein Wachtelhund.

Der englische Setter, mittlerer Statur und langhaarig, ausgestattet mit einem ausdrucksvollen, breiten Kopf von intelligenten und markirten Gesichtszügen, mit breit aufgeworfener Nase und brennenden Augen, mit gewölbter Stirn, langen, zottigen, jedoch feinen Behängen, mit bis zur Zehe herunter dicht mit Haaren besetzten Läufen, jedoch einer dünnen und niedrig angesetzten Ruthe ist, aller Vermuthung nach, aus der Kreuzung der alten, fameusen Bluthunde mit Wachtelhunden oder épagneuls entstanden. — Seine Bestimmung im Felde ist die, vor dem aufgefundenen Wild sich niederzulegen. — Die Setters erfordern eine harte Lehrzeit, weil es in ihnen eine unstäte und wilde Natur zu beugen gilt; sind sie indessen mit dem Meisterdiplom aus dem Cursus entlassen worden, so sind sie alsdann unermüdlich bei der Arbeit und von einer unübertreffbaren Suche.

In schwarzem Kleide sind die Setters am Liebsten gesehen; aber es giebt auch vortreffliche weiße, dann in der Regel schwarz oder gelbgefleckte Persönlichkeiten.

Die sogenannten russian pointers — in Frankreich bekannt unter dem Titel Griffons oder Barbets, sind eine Abart der Setters; für das Auge hat ihre Erscheinung etwas Verletzendes, denn hochbeinig, wie sie sind, ohne Behang, sprechen sie allem Schönheitssinn Hohn; es sind bei der Jagd aber ausdauernde Burschen und weil sie diesen Ruhm ebensowol am Lande, wie im Wasser bewähren, von Jägern, welche sich für ihren Anblick abgehärtet haben, ungern entbehrt.

In die Kategorie der Setters gehören auch die echten Wachtelhunde, welche auf der Insel zur Fasanenjagd verwendet werden; hübsch von Ansehen, sind sie für anstrengende, lange, deutsche Jagd zu schwächlich und kommen bei uns höchstens als Spielart, als Curiosität in Anschlag. — Auch in England — wir erinnern an die Passion für King Charles, welche etwas nachgelassen zu haben scheint — sind die Wachtelhunde zumeist durch größere Hühnerhunde ersetzt.

Die englischen Pointers dagegen nennen wir die Perle der Hühnerhunde; unter guter Mittelstatur, von zartem Körperbau und dünnen Knochen, mit dagegen scharf hervortretender Musculatur, kurzen, krausen, sammetartig anzufühlenden Haaren, sind sie unleugbar die Vertreter der Aristokratie unter allen Hühnerhunden. Der Pointer hat einen breiten Kopf, eine hohe — fast möchten wir sagen kluge — Stirn, scharf ausgeschnittene Nasenwinkel, dabei eine breit aufgeworfene Nase — seine Behänge aber sind nur dünn und zart; er steht hoch auf den Läufen und hat, gerade wie sein College, der Setter, ein abschüssiges Hintertheil und eine dünne, fast gar nicht gebogene Ruthe. Die Zeichnung des Pointers variirt zwischen weiß mit gelben, braunen oder schwarzen Flecken bis zum seltenen, aber dann sehr geschätzten, ganz schwarzen Farbenton. Ein bewährter Pointer, ein Hund von Ruf, ist ein unbezahlbares, kostbares Gut; seine Geruchsorgane, seine Suche — mit hochgetragener Nase in scharfer Gangart weithinkreisend über die Flur ausgeführt — sind für den fährtenkundigen Jagdbeflissenen eine wahre Charme! Dem Pointer muß man völlig freies Feld gewähren, weil er, sobald ihm der Dunst des Wildes entgegensteigt, sofort fest steht wie eine Mauer und seinen Jägersmann ruhig herankommen läßt; dabei ist er unermüdlich bei seinen Allüren von Büchsenlicht zu Büchsenlicht.

Man vergebe uns unsere Redseligkeit, wenn wir an dieser Stelle unseres leider lange verklärten Jagdgenossen, eines Sproßen edelsten englischen Pointervollblutes ehrende Erwähnung thun. Fortune's Wiege hatte im Hundezwinger eines englischen Hochtory's auf der idyllisch schönen Insel Wight gestanden; die braungelockte Inseltochter war auf Grund einer Schenkung bei Gelegenheit eines Pferdehandels in unseren Besitz gelangt; ohne sonderlich viel Stubendressur erhalten zu haben — wir gestehen das ein, obgleich es unseren Grundsätzen, wie man später lesen wird, entgegensteht, diese fortzulassen — machte sie, noch kein Jahr alt, ihr erstes Feld mit und erwies sich von vorn herein so fest, wie der älteste Practicus; lange Jahre bewährte sie sich auf das Vorzüglichste, dann aber, als jene sträfliche Körperfülle über uns kam, von welcher des alten Holster's „Idiotismus venatorius" unter der Rubrik „wenig Chance, gar keine Condition!" meint, daß es Denen, so sich dergleichen „Bäuche gezeuget, nützlich sein dörffte, sich bei Zeiten zu trainiren und wieder in Condition zu bringen", trat der Zeitpunkt ein, wo sie ihre volle Glorie entwickelte. Wie früher revierte sie mit hoch aus dem Kartoffelkraut emporgetragener Nase, die kurze Ruthe stets in Thätigkeit, in weitem Bogen das ganze Feld in wenigen Minuten ab; dann, wenn sie Hühner gefunden, zog sie scharf an und stand fest, wie gebannt; mit dem Kopfe aber winkte, telegraphirte sie ganz deutlich und verständlich — was wir sagen, nehmen wir auf einen Waidmannsschwur! — „komm so schnell heran, als Du fetter Mann kannst, und schieße die Hühner todt!" — Oft, gar oft mußte Fortune — meine Jagdgefährten nannten sie stets „die berühmte Fortune", und

Manchem dürfte sich ihr Bild frisch vor die Seele stellen, wenn er dies liest — wenn wir dann — später — wirklich herankamen mit einem wiederholten: „Avance, Fortune!“ angestoßen werden, um vorzugehen. Mit einer Behutsamkeit, als wolle sie nicht das geringste Geräusch verursachen, kroch sie „tout beau“, vor; wenn aber, nach ihrer Ueberzeugung, das letzte Stadium da war, schaute sie mit schwimmenden Augen nach ihrem trauten Jägersmann aus, und man hätte sie todtschlagen können, weiter vor wäre sie doch nicht gegangen!

Wer lacht da?! — Ein zuverlässiger Hund ist ein Schatz — unbezahlbar! Darum sprechen wir nicht ohne Gemüthsbewegung von Fortunen. Die Buchenzweige wölben sich über ihrem Grabhügel, auf welchem ein einfacher Feldstein ruht; aber so lange Jemand vorübergeht, welcher sie arbeiten sah, wird er jeder Zeit sagen: das war ein Hund über allen Hunden, die berühmte Fortune!

In's Wasser geht der Pointer nur mit Widerwillen; auch eignet er sich unter allen Hühnerhundracen am wenigsten für die Stubendressur; das Kunststückchenmachen ist überhaupt nicht seine Sache.

Für das Moor, zur Sumpf- und Schnepfenjagd nimmt der Pointer zu viel Feld und ist zu schnell; wenn er nach seinem Penchant wirken soll, muß er ein Blachfeld vor sich haben, auf welchem selbst tropische Hitze seine Passion nicht zu unterdrücken vermag.

Die Haupteigenschaften, welche einen Hund zum Hühnerhund stempeln, wurzeln in ihm als „quality indivisible“, als Erbtheil, als traditorische Größe seines intelligenten Stammes. Wenn wir in Beziehung auf die Dachshunde anführten, der gute Teckel müsse geboren werden gerade wie ein großer Feldherr, so findet diese Behauptung sicher in gleicher Weise Anwendung auf die Hühnerhunde. Das, was diese Race auszeichnet, ihre Nase, ihre Suche, ist die natürliche Mitgift, der reiche Fonds, welchen die Familie als Ausstattung mit in's Leben giebt; aber noch gar Vieles muß die Lehrzeit, die Dressur diesen Naturgaben hinzufügen, wenn das Thier sich als perfecter, fermer Hund bewähren soll.

Versuchen wir, uns klar darüber zu werden, was unter dem Ausdruck „Suche“ zu verstehen ist! Die Suche ist die Werthstaxe, die Firma des Hühnerhundes.

Wenn ein Hund mit in den Aether gestellter Nase, mehr den Duft der Fährte, als die Spur selbst aufnehmend, weniger gerade aus, als rechts und links revierend; die Ruthe, gleichsam als Ecce signum, daß er ganz und gar und freudigen Sinnes bei der Sache sei, in steter, kurzer Bewegung erhaltend, — das vor ihm liegende Feld mit Emsigkeit absucht, so darf man dreist behaupten, daß dieses Individuum eine gute Suche habe und ein vortrefflicher Hühnerhund sei.

Sucht der Hund dagegen niedrig, den Staub mit der Schnauze aufblasend, schürt er dabei — eine Bindfadenallee ziehend — gerade aus, wie ein Trendler, welcher einen Kahnfrindel hinter sich herschleppt, folgt er, mit einem Wort, nur der Fährte, nicht aber dem Duft des Wildes, so nennt man das eine mangelhafte, eine incorrecte Suche.

Der gute Hühnerhund soll ferner vor Hasen, Hühnern, überhaupt allem gefiederten Wild sorgsam anziehen und fest vorstehen; das practisch technische Jägerswort nennt das „stehen, wie ein Ast", oder „wie eine Mauer," wir sagen, „stehen, wie Fortune!"

Einem gesunden Stück Wild darf ein perfecter Hund niemals nachlaufen, einem zur Höhe aufsteigenden Stück Geflügel nie nachprellen!

Wenn der Jäger, welcher den Hund führt, fehl schoß, darf der Hund unter keinen Umständen folgen, sondern vielmehr heran — herein — kommen. Angeschossenem Wild nachspüren darf er nur auf ausdrückliches Geheiß des Jägers.

Ein fermer Hund darf, wenn er à vue und nebeneinander mit Collegen arbeitet, nie in deren Amtsbezirk einspringen und jederzeit fremde Jagdfolge respectiren; ein Hund, welcher nach dem Schuß läuft, ist unbrauchbar, ein Köter, welcher erlegtes Wild anschindet, nur zur Aasjägerei verwendbar, ein solches Subject müßte billigerweise einen stachelbesetzten Bengel um den Hals gelegt bekommen mit der Inschrift: „Du sollst dem Lande nicht mehr schaden!"

Hunde, welche derartige Untugenden practiciren, sind fast immer incurabel; es fruchtet bei ihnen selbst nichts, wenn man ihnen die Hosen voll Schrot schießt; auch revieren sie über Nacht auf eigene Rechnung umher und schaden der Jagd unendlich.

Lebhaft tritt uns hierbei ein altes Jägerbild vor Augen, welches wir dereinst auf einer Jagd im bayrischen Hochlande in einer Sennhütte vorfanden; ein Sonntagsschütz von gehörigem Embonpoint hat — natürlich ohne Erfolg — mit beiden Läufen auf einen unschuldigen Lampe Feuer gemacht; bereits in Miniaturgröße erblickt man den flüchtigen Hasen in weiter Ferne, vom Fixköter des Residenzlers in eifriger Pace verfolgt. Der Jägersmann, welcher vergeblich auf zwoen Fingern seinen Phylax hereingepfiffen und durch seine Brillengläser seine weitabjagende, klaffende Bestie nicht mehr erkennen kann, fragt seinen Büchsenspanner: „Johann, schweißt der Haas?" worauf ihm dieser mit sardonischem Lächeln entgegnet: „Wenn ihm der Hund auf eine solche Weis' noch eine Stunde nachläuft, Ihro Gnaden, werden sie wol alle Beide in Schweiß kommen!"

Die von uns angeführten Qualitäten sind allesammt Naturgaben der Hühnerhunde. Die Dressur muß ergänzen, was fehlt, herausbilden, wozu die Keime im Naturell des Hundes schlafen; die Dressur setzt eben den Punkt auf's I!

Eine systematisch richtig applicirte Dressur zerfällt in zwei Perioden; in die Stubendressur, welche im Zwinger, auf dem Hundehof ertheilt, die Theorie für den jungen Studiosus bildet; — und in die Arbeit- oder Felddressur, durch welche der Candidat in den practischen, in den höheren Staatsdienst eingestellt wird. Wir sind auf unseren waidmännischen Excursionen gar manchen Jägern begegnet, — zumeist Amateurs, aber doch auch Jägern von Fach — welche uns ergreifende Historien von Hunden auftischten, die aus natürlicher

Disposition Alles von selbst spielend erlernten, was für ihren Beruf Noth that; die Natur, so reflectirten sie, habe in diesem Falle den Lehrmeister ersetzt und der talentvolle Köter lese seinem Führer an den Augen ab, was dieser irgend von ihm fordern könne. „Was hätte aus diesem Hunde werden können, so haben wir alsdann inwendig raisonnirt, wenn der Unterricht sich so trefflichen Naturgaben hinzugesellt hätte!“

Wir müssen unserer Ueberzeugung über diesen Streitpunkt unumwundenen Ausdruck geben.

Die Stubendressur ist für den Hund das, was die Logik, das Colleg über Naturrecht für den Studenten ist. Das Wort des bemoosten Hauptes: „Halts Maul Fuch's, Du hast noch keine Logik gehört!“ tritt hier in sein vollstes Recht ein.

Doch darf die Stubendressur erst beginnen, wenn der Hund annähernd das erste Lebensjahr zurückgelegt hat: bis dahin gewähre man kleinen Kötern all' und jede Freiheit; nie strafe man sie, einfach darum, weil sie nicht wissen können, weshalb man sie quält.

Bevor man den jungen Hund in die hohe Schule schickt, nehme man ihn mit hinaus in's Feld und prüfe seine Fähigkeiten durch Beobachtung; man vergewissere sich über sein Temperament, ob er blöde und furchtsam oder aber, ob er geweckt ist und Hardiesse besitzt, ob seine Nase gut und Anlage zur Suche vorhanden ist, ob er sich, folgsam oder aber widersetzlich anstellt; und dann erst, wenn man über den Charakter des Hundes in's Klare gekommen ist, lasse man den Lehrcursus beginnen.

Unerschöpfliche Geduld, Consequenz müssen dabei Hand in Hand gehen, Ungehorsam muß an der Wurzel ausgerottet werden. — Niemals darf der Lehrer heftig werden! Wenn ein Dressurmeister junge Hunde mißhandelt und wol gar mit Füßen stößt — was wir, Gott sei es geklagt, oft sahen! — so verdiente der gestrenge Herr eben so sicher eine Züchtigung, wie der arme Hund sie mindestens nicht in so brutaler Weise verschuldete. Während der Dressur darf nur der Lehrmeister allein mit seinem Zögling in Beziehung treten und muß ihn zu diesem Ende auch allein abwarten.

Der Methoden bei der Stubendressur sind verschiedene; sie lassen sich auf drei Theorien zurückführen: auf die Abrichtung mit der Peitsche, mit der Leine und auf die Vereinigung Beider; wir gaben stets der Dressur durch die Leine den Vorzug. Dieses Instrument ist etwa 5—6 rheinische Fuß lang und wird mit verschiedenen Knotenschürzungen um den Hals des Hundes gelegt, am Führende aber in der Hand behalten; würgen soll die Leine nicht, aber fühlen muß der Schüler sie auch.

Der Leine gesellt sich ein eigenthümlich construirter, an beiden Seiten abgeschlossener Knebel, der Apportirbock, zu, welchen auf Befehl herbeizuholen der Hund sich gewöhnen muß; bei der Felddressur — und bei dem Uebergang zu derselben — tritt das Wildpret an die Stelle des Apportirbockes.

Für die Dressur der jungen Hunde hat sich eine, in allen Zonen

ziemlich übereinstimmende Terminologie gebildet, deren Hauptkriterium größtmöglichste Kürze gewesen zu sein scheint. „Ici! hierher!“ lautet der Befehl zum Apportiren. „So recht, so schön!“ klingt das Lob, welches dem folgsamen Hunde gespendet wird.

Die Anfangs-Leçons sind kurz; der erste leiseste Erfolg, die Folgsamkeit des Schülers schließt den Unterricht und trägt ihm Liebkosungen ein. Darnach nimmt derselbe jedoch zuerst an Zeit, dann auch an Stundenzahl zu — man giebt täglich zwei Dressuren — der junge Hund muß an der Leine revieren und „tout beau“ — fälschlich mit Tibot übersetzt — machen lernen. — Hierbei legt der Hund sich lang ausgestreckt auf den Boden, den Kopf auf die gerade vorwärts geschobenen Vorderläufe aufgelegt und die Augen unabläſſig auf den dicht vor ihm liegenden Apportirbock gerichtet.

Den geschickten Hund lohnt das fortgesetzte: „Tout beau!“

Nun bringt man, vermöge guten Zuredens und mit Nachhülfe der Leine, dem jungen Hunde bei, aus dem „tout beau“ vorkriechend, zum „Avance“ und dann wieder zum Vorliegen, zum „tout beau“ überzugehen, zuletzt zum „Faß!“ „Apporte!“

„Couche“ — „sachte“ — sind Bestimmungen für den Hund, um Uebereilungen zu hindern, wie denn die Lehre so lange und so weit ausgedehnt werden muß, bis ihre Grundsätze dem Schüler zur völlig anderen Natur geworden und die Wissenschaft gleichsamerweise in succum et sanguinem übergegangen ist.

Ueber das Abliefern, das Herausgeben des apportirten Gegenstandes herrschen divergirende Anschauungen; Einige verlangen, daß der Hund sitzend den apportirten Gegenstand in die Hand des Jägers abliefere. „Setz Dich! Apport! Gieb aus!“ sind alsdann die bezüglichen Befehlsworte. Andere fordern, daß der Hund stehend apportire. Hier kommt das Commandowort „Adroit“ in Anwendung. — Eigentlich soll der Köter den Gegenstand nicht früher aus der Schnauze abgeben, als bis der Befehl „Lache“ dazu ertheilt wurde.

Dies sind, in Kürze recapitulirt, die allgemeinen Grundsätze der Stubendressur; auf den ersten Blick scheint das nur wenig zu sein und doch meinen wir, daß viel erreicht sei, wenn einem jungen Hunde diese Theorie so applicirt wurde, daß sie fest sitzt. Das Aufnehmen, das Halten und tragen des Apportirbockes ist dem Hunde wahrlich nur unter großen Schwierigkeiten beizubringen; abwechselnd hat man Unverständniß, Eigensinn und Widersetzlichkeit des jungen Thieres zu bekämpfen. Im letzten Falle der Revolution muß dann freilich Meister Erich für Herstellung der Autorität eintreten.

Bis ein Hund freudig und mit Humor — und ehe dieses Stadium nicht erreicht ist, halten wir den Cursus nicht für geschlossen — seine Pflichten ausübt, läuft manche Perle Schweiß dem Dressurmeister von der Stirn.

An die Stelle des Apportirbockes bringt man, wenn die Dressur vorschreitet, Taschentuch, Handschuhe, Schlüssel, kleine Vögel, zuletzt Wildpret.

Die Potenz der Leine mit ihren Knoten sind die Korallen; in schwierigen Dressurfällen werden diese auch noch mit Stacheln versehen. Das klingt tragisch und grausam; aber es kommen auch wol je zuweilen starke Köter vor von großer Widersetzlichkeit, denen gegenüber Energie und Gewaltmittel unerläßlich sind. Handelt es sich darum, über böse Thiere Herr zu bleiben, so muß man eiserne Ringe in den Boden festschlagen und die Leine durch diese hindurchziehen, so daß man den wüthenden Köter jeder Zeit niederhalten kann, bis er sich der lex fortior beugt und Verstand annimmt.

Die Felddressur ist nun die freie Bearbeitung der Stubendressur und läßt sich ebensowohl nach den verschiedenen Jagdmomenten mit ihren speciellen Eigenthümlichkeiten in Unterabtheilungen zerlegen, wie nach den unterschiedlichen Wildarten, auf welche die Hunde verwendet werden. Bei beiden Eintheilungen macht sich die Unterscheidung in Land- und Wasserjagd geltend. Bei der Classification nach ersterem Princip zerfallen die Leistungen des Hundes in die Suche — dem wesentlichsten Act der Thätigkeit, welcher den Ausschlag für die Leistungsfähigkeit giebt — das Anziehen vor dem Wildpret, das Verhalten des Hundes nach dem Schuß und das Apportiren und Herbeitragen des erlegten Wildes und wir hätten diese einzelnen Momente daher nach ihrer Reihenfolge zu beleuchten.

Eine Eintheilung in Beziehung auf die Wildsorten würde für Deutschland, und wir haben es hier doch nur mit deutscher Jagd und mit deutschen Lesern zu thun, etwa folgende Classification ergeben, zu der wir von vornherein nur zu bemerken haben, daß nicht alle Staaten in ihren Gesetzgebungen darin übereinstimmen, was zur hohen, mittleren und niederen Jagd gehört; das, was wir nachstehend anführten, dürfte durch Jägerverständniß gewährleistet sein:

I. Hohe Jagd.

A. Jagd auf Haarwild.
   a) edle Jagd: Rothhirsche. Dammwild. Bären.
   b) unedle Jagd: Luchse.

B. Jagd auf Federwild.
   Schwäne. Trappen. Kraniche. Auerhahn. Fasanen. (Letztere werden in Sachsen zur Mittel- und niedern Jagd eingerechnet.) Reiher und alles Federspiele führende Gefiederwild. Adler. Schuhuh. Habicht. Sperber. Falken.

II. Mitteljagd.

A. Jagd auf Haarwild.
   a) edle Jagd: Rehe.
   b) unedle Jagd: Wölfe. Schwarzwild.

B. Jagd auf Federwild.
   Birk- und Haselhühner. Brachvögel. Carbo Cormoranus.

III. Niedere Jagd.

A. Jagd auf Haarwild.
   a) edle Jagd: Hasen. Kaninchen.
   b) unedle Jagd: Füchse. Dachse. Fischotter. Biber. Wilde Katze. Marder. Iltis. Wiesel.

B. Jagd auf Federwild.
   a) edle Jagd: Waldschnepfe. Große Sumpfschnepfe. Stumme Schnepfe. Große Becassine. Rebhuhn. Wilde Gans. Wilde Ente. Wasserhuhn. Wilde Taube. Wachtel. Lerche. Drossel. Ziemer. Kibitz. Amsel. Möven.
   b) unedle Jagd: Bussarde. Eulen. Elstern. Raben.

Als Hauptkriterium für die Leistungsfähigkeit eines Hühnerhundes haben wir bereits die Suche bezeichnet; ist für eine solche bei dem jungen Thier eine vortheilhafte Anlage vorhanden, so möge der Lehrmeister, vornehmlich anfangs, mit Sorgfalt darüber wachen, daß der Zögling immer hart in seinem Umkreise bleibe und nicht zu viel reviere; einmal riskirt er, wenn er dies nicht im Auge behält, daß der Hund flüchtig werde, und zweitens, wenn ihm der Hund das Wild in zu großer Entfernung aufjagt, daß er selber beim Schießen pudelt. — Ein Dressirmeister, welcher Fehlschüsse leistet, soll sich nur dreist sein Lehrgeld wieder geben lassen, ein schlechter Schütze taugt nicht zum Lehrer für Thiere, welche ihr erstes Feld machen; fiel jedoch ein Schuß, ohne daß ein Stück Wild getödtet wurde, so muß der Hund sofort „herum und herein" gerufen werden, gerade so, als ob er etwa weiläuftig oder wild geworden wäre; am besten ist es, ihn sofort „tout beau" machen zu lassen. Der Zuruf: „sachte!" soll dem Hund Ruhe anempfehlen, Stetigkeit; gehorcht er nicht, so muß die Leine angelegt und, hilft diese noch nicht, gestraft werden.

Die Strafe darf aber nie aufgeschoben werden, sondern muß frisch und sofort auf das Vergehen folgen; summarische Abrechnungen giebt es nicht zwischen Lehrer und Schüler und Stundungen sind unzulässig. — Was nicht auf frischer That geschah, muß begraben und der Vergessenheit übergeben sein.

Manche Hunde haben, gemeinhin von Erbschaftswegen, die schlechte Gewohnheit, immer nur gerade aus zu suchen, vor sich hin und der Nase nach. Solche Thiere curirt man dadurch, daß man selber nach allen Richtungen hin sucht und den Hund beständig „herum" zu suchen zwingt; zuletzt macht er aus dem Muß eine Tugend und sucht ebenfalls nach allen Seiten hin.

Daß eine niedrige Suche höchst fehlerhaft ist, haben wir bereits gelehrt: sie aber einem Hunde abzugewöhnen, blieb bis heute noch Problem. Man hat sogenannte Storchschnäbel den Hunden um den Hals gelegt, hölzerne Gabeln, deren Stiel zur Erde herabhängt und aufstößt — auch breite Gurte von Blech oder steifem Leder, um diesem Uebel zu begegnen, aber alle diese Mittel haben sich als unzureichend und geradezu gefährlich erwiesen. — Der Grund einer niedrigen Suche liegt stets in einer mangelhaften Organisation der Nase, und diese zu ändern, daran dürfte der menschliche Verstand erlahmen.

Eine wesentliche Aufgabe für den Lehrmeister ist die, seinen Zöglingen Ruhe und Beständigkeit beizubringen. „Derrière, allons cherche, brrr! halt!" sind hier die Stichworte für den Hund.

Gemüthsmenschen, welche sich nichtsdestoweniger zum Betrieb der Jagd verpflichtet halten, pflegen sich während der Suche mit ihren Hunden fortgesetzt zu unterhalten; das verräth wenig waidmännischen Tact und charakterisirt den Sonntagsjäger. Ist ein Hund zu träge, so hilft das Zusprechen nur ganz im Anfang; nachher wird der Köter völlig gleichgiltig dagegen; ist er aber zu wild, so muß die Leine — wenn es

nicht anders gehen will, mit einem Stein oder Knüppel beschwert — zügeln helfen; hier tritt auch die an der Jagdtasche mit einem ledernen Riemen befestigte Pfeife in ihr musikalisches Recht ein. Ein Hauptaugenmerk hat der führende Jäger darauf zu richten, daß der junge Hühnerhund nie eine falsche Fährte aufnehme, namentlich sich nicht verleiten lasse, wozu er anfangs stets große Lust zeigt, auf der Spur kleiner Vögel, als Lerchen und Finken, zu suchen. „Pfui Lerche! Pfui Vogel!“ ertönt hier der Befehl für ihn, abzulassen. Läßt sich ein Jäger herbei, einen so aufgejagten Vogel zu schießen, so wird der Hund sicherlich dadurch in Grund und Boden verdorben. Dieses Anziehen auf kleines Gefieder ist übrigens die reine Kinderei, welche aufhört, so wie die ernste Jagd beginnt. Beim Lehrcursus ist das Jagdergebniß Nebensache; die Hauptsache muß bleiben, daß der Hund in seinem Beruf fest werde, und um deswegen muß er correct suchen, angreifen und tout beau machen lernen; wild werden, nachprellen darf er in gar keinem Fall, und eben so wenig darf der Lehrmeister eher Feuer geben vor ihm, als bis der Hund bei allen angeführten Präliminarien fest ist; fiel der Schuß, so ist die erste Sorge darauf zu richten, daß der Hund nicht abgehe und auf das Commando: faß, apporte! das erlegte Wild aufnehme und abliefere.

Der durchbildete denkende Jäger muß bei allen Vorkommnissen die Individualität seines vierbeinigen Genossen berücksichtigen; mit eifrigen Hunden, welche das Wildpret in immer enger werdenden Kreisen fest machen, muß ganz anders verfahren werden, als mit blöden Kötern, welche stocken und stehen bleiben und knapp zu einer selbstständigen Initiative zu bringen sind.

Die Jagd auf Hühner oder Hasen bedingt im Grunde ziemlich dasselbe Verfahren, als die Jagd auf Schnepfen und Sumpfvögel; etwas veränderte Formen bietet die Führung des Hundes bei der Wasserjagd dar.

Als feste Norm gilt für diese Jagdbranche, daß man junge Hunde zu solcher nur dann anlernen muß, wenn das Wasser warm ist, so daß das Thier freiwillig in's Wasser hinein geht; durch Zwang, durch Hineinwerfen in's Wasser verdirbt man junge Hunde total. Was der Hund bei der Wasserjagd leisten soll, muß er aus Passion thun; ist es möglich, ihn dabei folgsam zu erhalten, so kann eine solche Excursion höchst ergötzlich ausfallen. — Das Geläute der zahlreichen Schwimmer, mit welchem sie die jungen, noch nicht flüggen Enten à vue verfolgen, der Eifer der Verfolgung, welcher sie sogar den Schmerz der abgemähten Rohrhalme überwinden und mißachten läßt, machen großen Spaß und sind eine angenehme Veränderung nach der heißen Sommer- und Feldjagd.

Sowol bei der Land-, wie bei der Wasserjagd darf der ferne Hühnerhund das zu apportirende Stück Wild nie rupfen oder drücken; dasselbe anzuschneiden wäre ein crimen laesae majestatis. — Der Hund soll das erlegte Wild kräftig in's Maul fassen, so daß es zu beiden

Seiten desselben, in völligem Gleichgewicht, herausſteht, eventuell herunterhängt. Junge Hunde faſſen einen Haſen wol bei den Läufen, um ihn nach ſich her zu ſchleifen; das muß aber nie gelitten und jederzeit darauf gehalten werden, daß der Hund mit Würde und unter Aufrechthaltung guten Equilibres apportire.

Von einem kräftigen Köter ſagt man wol, er könne einen Rehbock apportiren; das iſt aber eine Redefigur und ſo kräftige Hunde müſſen noch geboren werden.

Mit jungen, anzulernenden Hunden jage man ſtets allein, bis ſie ganz feſt geworden ſind; benutzt man ſie jedoch bei Geſellſchaftsſuchjagden, ſo darf der Hund nur vor ſeinem Herrn ſuchen; ſobald er ſich Uebergriffe in fremdes Revier erlaubt, verwirkt er Verweis und Strafe.

Die ſchwierigſte Aufgabe für Hühnerhunde iſt die, auf richtiger Fährte zu bleiben, wenn dieſe von anderen, friſchen Fährten, wol gar von à vue flüchtigem Wildpret durchkreuzt wird; gleichwol muß der ferme Hund auch dieſer Anforderung genügen. Wir haben in ſehr wildreicher Gegend die Behauptung aufſtellen hören, daß Hühnerhunde nur für die Jagd auf Geflügel zu verwenden wären; man tadelte dort den Hund, weil er vor mancher nahen Fährte anzog und als ein Köter Anſtalt machte, einer ſolchen zu folgen, rief ihm ſein Herr ſehr unwillig „Pfui Haſe!“ zu, als ob er irgend einen entehrenden Coup habe auslaufen laſſen.

Laut auf der Fährte jagende Hunde ſind Ergebniſſe einer höchſt mangelhaften und tadelnswerthen Dreſſurmethode.

Hiermit meinen wir in Kürze ein Bild gegeben zu haben, aus welchem der Liebhaber der Jagd im Allgemeinen entnehmen kann, worauf er bei der Haltung und Dreſſur von Hühnerhunden zu achten hat; ein Lehrbuch ſoll und kann unſer kleiner Beitrag zum „Salon“ nicht ſein, dazu gebricht uns der Raum und vor Allem die — Wiſſenſchaft; wir ſind kein Mann von Fach, wenn wir ſchon etwas waidmänniſche Logik gehört haben.

Wir können jedoch nicht von den Hühnerhunden ſcheiden, ohne noch einigen generellen Anſchauungen über dieſelben Raum gewährt zu haben.

In unſerem erſten Artikel über die jagdbaren Hunde bezeichneten wir die Dachshunde als unſere ganz beſonderen Lieblinge. Das — und es liegt ſchon im Ausdruck — iſt perſönliche Liebhaberei; die Hühnerhunde werden für den Waidmann von Metier, welcher ganz und gar bei ſeinem Geſchäft iſt, immer die Hauptſache, die Haupthunde bleiben. Die Dachshunde, über welche wir bereits unſeren Beobachtungen Platz gewährten, die Jagd- und Parforcejagdhunde, die Bracken, die Windhunde, die Saupacker, über welche wir noch zu berichten in Abſicht haben, treten alleſammt, ihrer Wichtigkeit für die Jagd gemäß, erſt nach den Hühnerhunden und in zweiter Reihe in Geltung.

Wir befürworten — und wir ſind uns bewußt, dieſer unſerer offenen Anſchauung wegen von manchem Waidmann mit Berechtigung möglicherweiſe angegriffen zu werden — daß die Hühner- und Haſen-

— die sogenannte niedere — Jagd so recht die eigentliche Jagd, d. h. das ist, was der passionirte Jäger darunter versteht; hieraus folgt für die Hühnerhunde, daß sie die bedeutendste Rolle unter den jagdbaren Hunden spielen; daß sie — wir sprechen es dreist aus — wohl die klügsten unter ihnen sind!

Ihre Stätigkeit, Energie, Treue, ihr Ortssinn grenzen an's Fabelhafte und den vielen dies bestätigenden Anecdoten können wir uns nicht versagen eine Episode anzufügen.

Eine dem Referenten zugehörige braune, fleckhaarige Hühnerhündin sollte wölfen; ihr Besitzer wurde zu einer Entenjagd von Renommé an den Gestaden eines bekannten Landsees geladen und ersucht, seine schöne Hündin bei dieser Gelegenheit zu produciren. Eitelkeit — die Triebfeder fast aller Thorheiten — veranlaßte ihn, der hochtragenden Hündin einen Platz im Wagen zu seiner Rechten einzuräumen und sie mitzunehmen. Hoch und laut bewundert, wurde sie, als man zur Jagd aufbrach, im Forsthause zurückgelassen und in ein hohes Parterrezimmer eingeschlossen; als aber die Jagd im besten Gange war, hörte der Berichterstatter, welcher vor einer ausgemähten Rohrschwadt Posto gefaßt hatte, zu seinem Entsetzen das ihm nur zu wol bekannte Geläute seiner Hündin aus dem Rohrforst zu sich herüber dringen, und gleich darauf erblickten seine Augen die hochtragende Donna, wie sie — trotz ihrer tief herabhängenden Brüste und ohngeachtet der Rohrstoppeln, welche ihr heftige Schmerzen verursachen mußten — in überwiegender Passion den noch nicht flüggen, jungen Enten eifrig hinterdreinschwamm. Nur mit sichtlichstem Widerstreben ließ sie sich abrufen, um zu den Füßen ihres Herrn den Schluß der Jagd abzuwarten. — Bei der weiten Heimfahrt am späten Abend stellte sich unzweifelhaft heraus, daß die Hündin noch über Nacht die Welt vermehren werde; im Landstädtchen, durch welches man passirte, wurde sie daher dem Factotum von Hausknecht des wolbekannten Hôtels erster Classe übergeben, welcher der Wöchnerin eine weiche Streu im Stall bereitete; am andern Morgen sollten Mutter und Kinder mit einem Ponyeinspänner abgeholt werden.

Noch in den Straßen des Städtchens schloß die Uebermüdung dem Erzähler die Augen; vor seinem Hause angelangt, eilte er schlaftrunken in's Bett, und erst am andern Morgen, als der Jäger die Fensterladen seines Schlafzimmers erschloß, kam die Erinnerung an seine treue Jagdgefährtin wieder über ihn.

„Der Ponyhengst soll sofort nach der Stadt gehen, um Dianen zu holen!“ befahl er, sich den Schlaf aus den Augen reibend.

„Dianen?“ replicirte der grüne Bursche, „Dianen? Die ist schon hier!“

„Diane hier? und wo sind denn ihre Jungen?“

„Die sind auch hier!“ ertönte die Antwort.

Und — Mutter wie Kinder — sie waren wirklich allesammt da! Vier hübsche, kleine Hündchen hatte die treue Alte — in vier Reprisen — eine schwere Meile weit bis vor die Hausthür ihres heimat-

lichen Schlosses getragen; durch das niedrige, offene Stallfenster hatte sie ihren Abzug gehalten, so daß der intelligente Hausknecht der Kreismetropole — „Franz! so höre doch! Franz! Gleich, Herr, gleich!“ — als er anderen Tages das Nest leer fand, verbotenus glaubte, der Teufel habe Mutter und Kinder geholt.

Der Jäger öffnete die Hausthür, vor welcher die Familie campirte; Diane kam in's Zimmer; die Vorderpfoten auf den Bettrand gestemmt, beleckte sie das Gesicht ihres — in Wahrheit ergriffenen Herrn — dann lief sie hinaus und eine Minute später erschien sie wieder, ihren Majoratsherren in der Schnauze herbeitragend, um ihn auf den Fußteppich vor dem Bette niederzulegen. Als sie dies gethan und den kleinen blinden Hund beleckt hatte, stieg sie wieder zum Bettrand empor und berichtete: „Da hast Du den ersten Köter! Paß auf, daß sie ihn nicht fortnehmen!“ Dann holte sie mit der gleichen Procedur das zweite Kerlchen und so fort, bis sie alle hereingeschafft waren und sich an den Brüsten der Mutter wieder zusammen fanden.

Das war eine Hundemutter! Welch' ein Beispiel, welches Zeichen von Größe für manche Menschenmutter! — Solche Beobachtungen aber weisen eine höhere — wir sprechen es aus — eine geistige Befähigung nach; die bloße Erziehung und der enge Verkehr mit den Menschen allein fördern solche Erscheinungen nicht zu Tage. Es giebt kein Thier auf dem Erdball, welches dem Menschen so nahe steht, welches ihn so versteht und gehorsam ist, als der Hund! Die Absicht der Natur, den Hund dem Menschen näher zuzugesellen, als jedes andere organische Wesen der Schöpfung, ist unverkennbar; seine äußeren wie inneren Sinneswerkzeuge sind so bewundernswerth organisirt, daß er auch darin allen anderen Thieren den Rang abläuft.

Und doch hat der oft verkehrte Sinn des Menschen das Wort: „Du Hund!“ zu einem Schimpfwort gestempelt! — Nun, wir haben unsererseits gegen solches Unrecht Front gemacht und werden damit fortfahren.

Dr. Bethel Henry Strousberg.

Wer in den letzten Jahren das durch Einwohnerzahl wie Territorium zur dritten Weltstadt Europa's gewordene Berlin passirt, mag es anstellen, wie er will, und in welchen Gesellschaftskreisen immer sich bewegen: er wird entweder vom Grafen Bismarck oder vom Dr. Strousberg sprechen hören. Ersteres ist nach den Ereignissen von 1866 und den Constituirungsjahren seither kein Wunder; wer aber ist Dr. Strousberg? Es giebt Leute, die noch heut' allen Ernstes behaupten, daß „Doctor Strousberg" überhaupt gar keine wirkliche Person, sondern nur eine Mythe sei; während Andere glauben, es handle sich einfach um einen Tendenzgenossen des edlen Grafen. Was die „Mythe vom Dr. Strousberg" betrifft, so bedarf es keines von der Hagen, um sie zu widerlegen; und obwol Reichstagsabgeordneter, hat er doch bis jetzt auf dem Gebiete der Politik eine besonders hervorragende Rolle nicht gespielt. Also, was ist Merkwürdiges an ihm? Ein überaus thätiger Speculant und Unternehmer von allerlei abenteuerlich erscheinenden Finanzexperimenten, die — nota bene! — bisher alle glückten und ihn rasch zum reichen Manne machten. Was weiter? Eine Geldmacht mehr unter der Zahl Derer, die, wachsend und wachsend, alle Hauptstädte unseres Welttheils schon unter sich getheilt haben und der gegenüber die immer drohender erwachenden Arbeiterclassen stehen, die das Capital, eben diesem seinem Gravitationsgesetze nach, für den widernatürlichen Vamphyr ansehen, der die moderne Menschheit bleich und blutlos saugt. . . . Aber „ne parlons pas de morale!" pflegen die Damen des Quartier Bréda zu mahnen, wenn die sie besuchenden Herren zu leidenschaftlich in — politische Gespräche gerathen.

Wenn dieser „mysteriöse" Dr. Strousberg daher nichts weiter wäre, als ein Millionär, der — nachdem er es geworden — sich mit seiner feuerfesten Kasse von der Menschheit absperrte, sein Capital sich von selbst „auf kaltem Wege" verzinsen ließe und nur noch der Privatgenugthuung lebte, nach somptuensem Diner in kleinem Cirkel, zur Verdauung sich mit der Couponscheere zu beschäftigen, so würde er der öffentlichen Charakteristik wenig Interesse bieten. Allein Dr. Strousberg ist aus anderm Metall gemacht. Er überrascht alle Tage durch ein neues Lebenssymptom, und nicht blos auf speculativem Felde; er beschneidet nicht geheim Ducaten, er fährt vielmehr ziemlich rauschend über halb Europa dahin, versucht, wo es geht, Quellen zu bohren, daß oft auf dürrstem Sande plötzlich allgemein labende Wasser springen, und sein Gefolge von Ingenieuren und Arbeitern, von Projectirern und Ausführern sich immer mehr und mehr hinter und vor ihm anhäuft, und

Unternehmung sich an Unternehmung reiht, von einem Lande in's andere, dessen jegliches prosperirt, Tausenden von Menschen Brod und Gelegenheit für ihre Talente giebt, die dem allgemeinen Wohl zum Nutzen gereichen, und stets mit so besonderm Geschick erdacht und überlegt sind, daß sie eben bisher noch in keinerlei Consequenz fehlschlugen. Und wer ist denn nur dieser Tausendkünstler? Irgend ein Nabob, der aus Langeweile sein Geld endlich auch einmal practisch verwenden will? Nein, es ist ein ehemaliger Literat, ein Zeitungsschreiber und Doctor der Philosophie, der jahrelang vom Monatshonorar sich mit Frau und Kindern das Dasein fristete und keinerlei pecuniäres, blos ein Sümmchen geistigen Capitals sein eigen nannte. Unsere Zeit, die Zeit der Eisenbahnen, Telegraphen ꝛc., steht nicht im Rufe der Romantik, ebensowenig als Zahlen im Allgemeinen für besonders poetisch gelten. Allein man lasse die Zahlen sich zu kolossaler Höhe thürmen; man lasse sie Kräfte in Bewegung setzen, welche nach und nach sich auf allen Gebieten des industriellen und mercantilen Lebens bemerklich machen; man denke sich dies Alles entsprungen aus einem Kopf, der nichts zu seiner Verfügung hatte, als seine natürliche Begabung: man lese, mit Einem Wort, die Geschichte Strousberg's, und man wird gestehen, daß kein Roman romantischer und im eigentlichsten Sinne moderner sein könne.

Neidenburg ist ein kleines Städtchen in Ostpreußen, irgendwo um Königsberg herum, das etwa 3000 Einwohner hat. Unter diesen war der reiche und intelligente Jude Baruch Strousberg eine so angesehene Persönlichkeit, daß ihm der König während der Befreiungskriege sogar den Rang als Premierlieutenant verliehen hatte. Er übernahm bedeutende Armeelieferungen, büßte bei diesen zuletzt aber sein Vermögen so gründlich ein, daß er in sehr kümmerlichen Verhältnissen weiter leben mußte. In diesen Jahren der Kümmerniß gebar ihm seine Frau am 20. November 1823 den ersten Sohn, Baruch Hirsch, dem bald noch mehrere nachfolgten. Der Junge hatte kaum den ersten Cursus am Gymnasium zu Königsberg versucht, als, nachdem die Mutter schon früher verstorben war, nun auch der Vater ihr folgte. Das geschah 1835; Baruch Hirsch, damals erst zwölf Jahre alt, ward um so tiefer durch diesen letzten Schicksalsschlag, der ihn zur Waise machte, getroffen, als er den Vater sehr geliebt zu haben scheint, der, leidenschaftlich der Musik ergeben, das musikalische Talent des Knaben schon frühzeitig heranzubilden begonnen hatte, ja vielleicht der Idee lebte, seinen Sohn, statt zum kaufmännischen, zum musikalischen Virtuosen heranzubilden. Die Sterne wollten es anders. Der arme, kleine Baruch Hirsch ging mit einem Kohlenschiff, das vor Pillau lag, nach London. Dort besaß er einen Onkel, der ihn hatte kommen lassen und der ihn noch in selbem Jahre in der Dunstanskirche in Fleetstreet taufen ließ. Von da ab hieß der Waisenknabe Bethel Henry Strousberg. Er mußte sich nun schon früh auf Reisen umhertreiben und allerlei Waaren, Menschen und Kniffe kennen lernen; denn sein Onkel „machte" eben in Allem. Welch' unbezahlbare Lebensschule, rasch selbstständig zu werden, und wie vor-

theilhaft für die Zukunft, daß der ostdeutsche Junge bald des Englischen besser mächtig war, als der Heimatsprache. Seinen kümmerlichen Verdienst nützte er zu geheimen Studien aus. Mit der dem semitischen Stamm so eigenen Wissensgier verbrachte der junge Mann die Nächte beim Lichtstumpf und zwischen entliehenen Büchern. Dabei verfuhr der Autodidact aber so streng systematisch, daß ein Lehrer an ihm seine Freude gehabt hätte. Sprachen und Geographie standen vorne an, und daneben, gleichsam sich selbst zur Belohnung, trieb er im Stillen auch die Musik fort. So errang der junge Mann nach und nach sich eine ganz anständige Stellung als Kaufmann. Er glaubte sich aber zu Höherem berufen. Er trug sich zunächst der „Times" als Reporter im Parlament an, und man war mit seinen Leistungen zufrieden. Nunmehr in die Literatur getreten, wandte er sich auch hier der practischen Richtung zu und kam in Verbindung mit Handelsjournalen. Er schrieb anfangs für „Sharp's London Magazine", dann für das von Lawson; und letzteres redigirte er zuletzt selbst. So liegen zwei stattliche Calicobände vor: „Lawson's Merchant's Magazine, statist. and commercial Review. Edited by B. H. Strousberg. London. Thomas F. A. Day. May to December 1852 and January to December 1853", über 1000 Seiten stark. Das war zur Zeit des Krimkrieges; er schrieb fast alle Artikel in jenem Jahrgange, besonders über Englands Beziehungen zu Amerika, und diese scheinen nicht wenig Aufmerksamkeit erregt zu haben; Dr. Strousberg besitzt noch heute ein Heft mit Hunderten von Ausschnitten der Urtheile anderer Journale, und der ersten Englands, über die durch ihn redigirte Revue. Seine äußeren Verhältnisse waren aber trotzdem nicht sehr glänzend, und da er sich eben mit Miß Mary Ann Swan, einer mittellosen Verwandten des Capitain Roß, verehelicht hatte, mußte nun an Erwerb gedacht werden. Strousberg ging allein nach Amerika, er blieb ein volles Jahr aus, ohne daß sich jedoch ein rechtes Glück erfassen lassen wollte. Er gab Unterricht in modernen Sprachen und in Realwissenschaften und lebte äußerst sparsam. Unversehens stieß er zuletzt auf den Verkauf beträchtlicher Schnittwaaren, die Havarie gelitten. Der Gelehrte trat momentan in ihm zurück, der Kaufmann erwachte wieder. Er erstand die Ladung und hatte Eines Blickes glücklich geschätzt. Nun, zum ersten Mal im Leben, dreißig Jahre alt, besaß Strousberg eine größere Summe. Rasch eilte er nach London zu seiner Frau zurück, die er, wie Vertraute behaupten, stets leidenschaftlich eifersüchtig geliebt, und die ihm seither auch schon zwei Söhne und fünf Töchter geschenkt. In so behaglichem Familienleben und für eine Weile Rentier, ergab er sich eifrig Rechtsstudien, sowol um förmlich Advocat zu werden, wie um als politischer und volkswirthschaftlicher Publicist der classischen Bildung nicht zu entbehren. Nach überstandenem Doctorexamen gründete er ein illustrirtes Pennyblatt. Hierbei scheint ihm jedoch die buchhändlerische Betriebskenntniß gemangelt zu haben. Er verfiel sogar auf den schiefen Gedanken, das Blatt, geringerer Kosten wegen, in Deutschland drucken zu lassen. Das Unternehmen konnte sich

nicht halten; bald ging's ein, und nachdem Strousberg nahmhaft zugesetzt, schloß hiermit auch seine journalistische Thätigkeit. Von da ab lieferte er blos noch, als Mitglied der Londoner Geographischen Gesellschaft, einzelne Artikel für Fachjournale. Jedoch schon von 1849 an bekümmerte Dr. Strousberg sich besonders um Lebensversicherungsgesellschaften, hatte hierin die weitverzweigtesten Verbindungen, und so kam es, daß er als Generalagent der englischen Assecuranz „Waterloo" 1856 völlig nach Berlin übersiedelte. Er stand in seinem dreiunddreißigsten Lebensjahre, und sieben volle Jahre harrte er in dieser einförmigen, aber immerhin versorgenden Stellung aus. Er kam indessen in ungemein vielfache persönliche Bekanntschaften und lernte Verhältnisse und Personen genau kennen. Besonders hatte er sich bei seiner englischen Gesandtschaft nothwendig gemacht, und wurde zu allerlei Externa und juridischen Consultationen herangezogen. Dr. Strousberg verhielt sich all' die Zeit über derart, als ob ihm ahne, daß sein Tag erst kommen werde, an dem seiner Fähigkeit auch das Glück die Hand bieten dürfte Wir wissen, daß diese Zuversicht in fast allen bedeutenden Charakteren des öffentlichen Lebens, wie der Kunst und Wissenschaft, zu schlummern pflegt, jener Instinct des Talentes, der sie so leicht den vorangehenden Zustand des Harrens ertragen läßt.

Im Jahre 1861 machten drei vornehme Engländer, die über große Capitalien verfügten, dem Lord Loftus ihre Abschiedsvisite. Sie hatten lange in Preußen geweilt, um die Tilsit-Insterburger Bahn zu ermöglichen, erreichten aber nicht viel. Indem sie dem edlen Lord dies nicht befriedigende Resultat erzählten, frug sie dieser, ob sie denn schon mit dem Dr. Strousberg gesprochen? Sie erklärten, diesen Namen noch gar nicht gehört zu haben. Lord Loftus empfahl sie daher seinem Protégé. Schon nach der ersten Unterredung gestand Dr. Strousberg einem seiner vertrauten Freunde und Bureaugenossen, nun sei sein Glück gemacht, um in's Geleise der Millionäre zu gelangen! Er kannte aber seine Halblandsleute zu genau, um nicht zu wissen, daß durch voreilige Geldforderungen Alles verdorben sei. Er entschloß sich daher zu den peinlichsten Opfern, um die ihm gewordene Aufgabe zu lösen. Die Concession beruhte auf der in Deutschland noch völlig unbekannt gewesenen Grundlage der „Generalentreprise". Es ist dies aber ein Calcül, der, theoretisch beurtheilt, an ein gewisses Hazard streift, wie, scharf genommen, eben jede Speculation; die Aufgabe des Meisters ist, diesen Calcül practisch zu Aller Zufriedenheit zu effectuiren. Und dem Dr. Strousberg gelang das Debüt glänzend. Die 7_{160} Meilen lange Bahn ward ausgebaut. Noch während des Baues hatte er denselben Capitalisten auch den Bau der Ostpreußischen Südbahn verschafft und leitete ihn als ihr Bevollmächtigter. Nun traten zu anderen Strecken heimische Capitalisten zusammen; und zuletzt baute Dr. Strousberg dieselben allein aus. Auch die Ereignisse von 1866 unterbrachen diese Bauten nicht, sie erschwerten nur die Herbeischaffung der Capitalien, warfen daher wenig Profit ab. Um so lucrativer gestalteten sich die Unternehmungen in den Friedens-

jahren. Um kurz zu sein: Dr. B. H. Strousberg schuf in den acht Jahren, anfangs als Bevollmächtigter, dann selbstständig, folgende Bahnstrecken, oder hat sie eben jetzt im Bau:

1) **Tilsit-Insterburg**	7,15	Meilen
2) **Ostpreußische Südbahn:**		
a) Pillau-Königsberg	6,1	"
b) Königsberg-Lyck	24	"
3) **Berlin-Görlitz**	27,5	"
4) **Rechte Oder-Ufer-Bahn:**		
a) Breslau-Bossowska	17	"
b) Tarnowitz-Beuthen-Pleß-Dziedit	10,75	"
c) Tischau-Lazisk	1,25	"
5) **Märkisch-Posener-Bahn:**		
a) Guben-Posen	22,75	"
b) Frankfurt-Beuthen	13,5	"
6) **Halle-Sorau-Guben:**		
a) Halle-Guben	28,2	"
b) Cottbus-Sorau	7,8	"
7) **Hannover-Altenbecken**, incl. Deister Zweigbahn	20	"
8) **Ungarische Nordostbahn:**		
a) Debreczin-Tekeháza-Szigeth	29	"
b) Szerencs Ujhely-Dobrony-Tekeháza	22	"
c) Kaschau-Ujhely	9	"
d) Dobrony-Munkács	4	"
9) **Rumänische Bahnen:**		
a) Galatz-Roman	32,2	"
b) Galatz-Bukuresi	34,5	"
c) Tekutsch-Berlad	6,5	"
d) Bukuresi-Pitesti	15	"
e) Pitesti-Turnuseverin	40	"
f) Buseo-Fokjani-Marocesti	7,2	"
	385,55	Meilen.

Die ersten vier Strecken dieser rumänischen Bahnen sind eben jetzt im Bau, die beiden letzten werden erst nächstes Jahr begonnen.

Dr. Strousberg hat also in diesen wenigen Jahren schon einen Flächenraum überschient, der etwa der Länge nach dem des gesammten Königreichs Württemberg entspricht, und er erwarb sich daher unter allen deutschen Unternehmern mit Recht den Titel als „Eisenbahnkönig".

Solch' eine gewaltige und ausgedehnte Entreprise erforderte eine Thätigkeit, wie sie in Norddeutschland noch von Niemanden war entwickelt worden. Und dies durchzuführen, war nur möglich, indem sich Dr. Strousberg die besten Kräfte und Mitarbeiterschaften sicherte. Hierin mag ihm seine practische englische Erziehung von besondern Nutzen, seine vielseitigste eigene Erfahrung und Lebenskenntniß der beste Führer gewesen sein. Die meisten der großen Feldherren haben ihre Erfolge nicht sowol ihrer persönlichen Intervention zu verdanken, als der Gabe, sich die rechten Leute für die Entwürfe wie die Executive ihrer Ideen auszuwählen. Hierin scheint Dr. Strousberg sehr glückliche Griffe gethan zu haben; noch mehr, er geht bei aller Auswahl von großen Gesichtspunkten aus. Auf jeglichem Posten, bei den Bauten wie in den

Bureaus, führen die bedeutendsten Leute die Direction wie die Details, und meist sind es Männer, die bis dahin im Staate als Beamte sich des besten Rufes erfreuten. Um dies Princip durchzuführen, fand sich Dr. Strousberg zu den erheblichsten Opfern bereit; aber es trug auch seine Früchte. Es gilt jetzt als Ehre, seine Angelegenheiten zu vertreten, als Empfehlung besonderer Capacität; und gerade dieser Umstand hat nicht wenig dazu beigetragen, den Ruf des Dr. Strousberg über jeden Zweifel zu erheben. Denn das Mißtrauen gegen diesen „fremden Abenteurer" war anfangs beim Publicum nicht gering, und noch immer dann und wann taucht in der Tagespresse eine neue ihm angedichtete „Räubergeschichte" auf. Es begreift sich, daß ein Mann solcher Unternehmungen seine Feinde hat, sich unvermeidlich täglich neue machen muß; ein Mann, der blos durch die Schärfe und Energie seines Denkvermögens solche Wunder hervorzuzaubern wußte, auch nicht in gewagtesten Momenten je in Verlegenheit gerieth, und der nie der auf ihn gesetzten Zuversicht versagte; vielmehr nicht blos selbst reich wurde, sondern auch Hunderttausenden Brod und Spielraum für ihre Talente bot.

Heute, nach so wenig Jahren, setzt dieser mysteriöse Dr. Strousberg bereits Hunderte von Millionen bei seinen Unternehmungen in Bewegung, und solchen Capitalien entspricht denn auch die Arbeiterzahl, die in die Hunderttausende steigt!

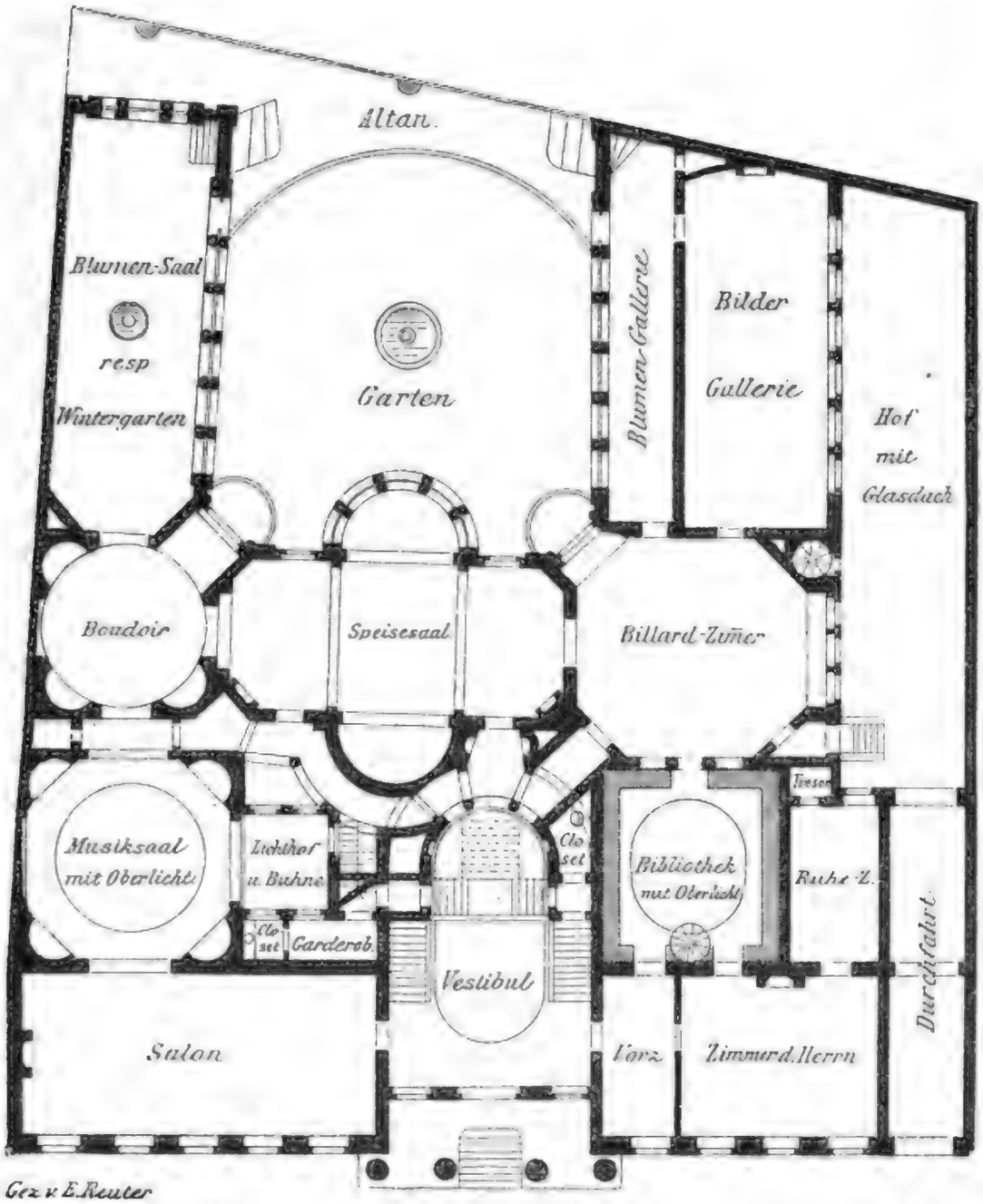
Neben den Eisenbahnbauten hat Dr. Strousberg verschiedene namhafte industrielle Unternehmungen an sich gebracht; so die Gustav Arndt'schen Schienenwalzwerke zu Dortmund, die Neustädter Hütte, besonders aber die berühmte Egestorff'sche Maschinenfabrik in Hannover, die jährlich jetzt 200 Locomotiven liefert, statt der früheren kaum 100 das Jahr. Seinen Privatgewinn aus all' den vielseitigsten Entrepriſen legte Dr. Strousberg in Grundbesitz an. So erwarb er Güter in Posen, in Polen, in der Oberlausitz, in Westpreußen, in Ostpreußen und in Böhmen. In letzterem Lande ist die Staatsdomäne Zbirow, an der Westbahn, sein bedeutendster Besitz, den er jetzt eben großartig ausbauen läßt und wo er die Montanwerke von zehn Hochöfen bereits auf zwanzig brachte, auch höchst rationell kopt. Nicht minder hat er in Wien und Berlin einige Prachtbauten errichtet und noch mehr leere Baugründe erworben. Seinem alten journalistischen Hange genügte er durch Gründung der wöchentlich dreizehnmal erscheinenden berliner politischen Zeitschrift „Die Post", welche rasch bedeutende Abonnentenzahl gewann; allerneuestens ließ er die familiäre Wochenschrift „Das Haus" creiren und soll, damit nicht zufrieden, die Idee haben, demnächst auch ein großes internationales Blatt in französischer Sprache erscheinen zu lassen.

Fast mehr noch als diese großartigen Erfolge, die sich auf weite Räume vertheilten und sich zunächst nach Außen richteten, erregte es das Erstaunen der Berliner, als der ehemalige Journalist und Assecuranzagent in der diplomatisch-sublimen, hocharistokratischen Wilhelmsstraße Nr. 70 ein Palais zu ausschließlich eigenem Gebrauche erbauen ließ, dem, was Pracht, Comfort und inneren Reichthum betrifft, die dritte Welt-

Dr. Bethel Henry Strousberg.

Digitized by Google

ſtadt Euro jetzt noch kein auch nur annähernd ähnliches an die Seite ſtelle und gegen welches ſelbſt die benachbarten Ahnenpaläſte des Hochadels bedeutend in den Schatten zurücktreten. Der k. Baumeiſter, A. Orth, hat in nicht mehr als anderthalb Jahren dieſe „Welt für ſich“ geſchaffen; wiewol es keinem Zweifel unterliegt, daß der Eigenthümer ſelbſt den Grundtypus ſeines Tuskulum beſtimmt hat, das Alles ver-



Parterre-Grundriſs

meiden ſollte, im Aeußern wie im Innern, etwa mit der Prätenſion eines Palaſtes hohler Pracht und glitzernden Flimmers aufzutreten.

Das Haus Nr. 70 in der Wilhelmsſtraße iſt in ſeiner äußeren Front 123 Fuß lang, im Quadrat 147 Fuß tief, bis an's Dach 40 Fuß hoch. Es iſt im eklektiſchen Renaiſſanceſtyle, hat im Hochparterre links fünf, rechts vier hohe Fenſter, nebſt Einfahrtsthor; und in Mitte

der Front ist der Eingang die Treppe hinauf durch einen beide Etagen beherrschenden Porticus aus vier schweren canelirten Rundsäulen, deren Giebelfeld ein Hautrelief von L. Drake schmückt. Das erste Stockwerk dagegen besteht aus zehn kleinen Fenstern. Sobald man die sechs Stufen der Treppe von außen emporsteigt und der Portier die große Eingangsglasthür öffnet, befindet man sich überrascht in einem großartigen, beide Stockwerke umfassenden Vestibule mit Oberlicht, in dem eine breite Doppeltreppe aus weißem Marmor, belegt mit rothen Teppichen, rechts und links im Bogen emporführt, sozusagen das Organ für die Luftathmung im ganzen Gebäude. Parterre rechts hat Dr. Strousberg, der Straße zu, seine vier besonderen Zimmer zu persönlichem Gebrauche und nöthigenfalls für sich als Gruppe abschließbar. Es sind dies das durch Wildgewächse decorirte grüne Vorzimmerchen, dessen Thür links zur Bibliothek, dessen Thür geradeaus in das viereckige Schreibzimmer des Doctors führt, durch dessen drei Fenster man auf die Wilhelmsstraße sieht. Dieses helle hohe Schreibzimmer ist voll durchdachtesten Comforts. In der Fenster Mitte das gewaltige Doppelschreibpult, rechts an den Wänden Bücherschränke, glasverschlossen, die beiden anderen Wände bedeckt durch kostbare Oelbilder moderner Meister. Sonst in der Stube umher alle möglichen Chaises-longues. Marmortischchen, Etagèren, Bücherhalter und Bilderträger. Von dieser Schreibstube aus kann ihr Eigenthümer rechts in ein ungemein behagliches, lauschiges Schlafstübchen treten, für etwaige Siesten, nöthigenfalls auch durch Spiegelfenster nach dem Hof zu den Stallungen sehen, um eben dort Controle zu üben. Dagegen links aus der Schreibstube führt eine weitere Thür in die Bibliothek. Diese ist im Raume oval, bis in den ersten Stock hinein hoch und hat Oberlicht durch eine Glaskuppel. Diese Bibliothek ist in der That das Reizendste, was man in seiner Art sehen kann. Etwa 12,000 Bände, prachtvoll massiv, doch dunkel gebunden, hinter großen Glasthüren, steigen in Schränken bis zu 10 Fuß empor und dort umkränzt den Ovalraum ein zierlicher Umgang mit gußeisernem, durchbrochenem Gitter, während inmitten des Raumes ein großer ovaler Tisch, umgeben von ein Dutzend behaglichen Armstühlen steht, die Rippen des Glasgewölbes aber in ihren Zwickeln vier allegorische Bilder auf Goldgrund aufweisen, gemalt von Peters. In dieser Bibliothek ist es todtenstille; denn das Geräusch von der Straße her dringt nicht in diese Cella. Sowol aus ihr, wie auch direct vom Vestibule her, führen Thüren in das große Billardzimmer rechts, welches Seitenlicht hat. Aus diesem Billardzimmer, das gleichfalls Gemälde und Büsten schmücken, hat man vier Directionen. Völlig rechts, wie schon gesagt, das Seitenlicht nach der Einfahrt; geradeaus rechts die Thür nach der Bildergalerie — von der besonders die Rede sein wird; — gerade aus links bietet sich der Einblick in den durch grünen Rasen bespannten Hof und links zur Seite horizontal betritt man den Mittelraum des Gebäudes, den rechtszu nach dem Gartenraum des Hofes fünffenstrigen langen Speisesaal und durch diesen in gleicher Perspective das runde Boudoir der Dame vom Hause, mit dem „homely

fire-place" (dem Kamin) und beiderseitigen gebogenen Bücherspinden. Der Speisesaal links mit seinem gewaltigen runden Büffet aus mattpolirter hoch hinaufgehender Holzgewandung und geschnitzten Caryatiden, inmitten mit dem riesigen ovalen Eßtische und an den Seiten mit den zahlreichen Stühlen, sowie mit der heiteren hellen Aussicht auf das Bowlinggreen des Hofes — dieser hohe vornehme Speisesaal ist wahrhaft pompös und gediegen, Alles in großen breiten Formen, nichts „hungrig und dünn", besonders aber — wie es ja der Grundtypus der Einrichtung des ganzen Hauses — nirgend Vergoldung, Flimmer, hohle Draperie, Alles massiv und solid, braun und dunkelgrün im Ton, schwer und gediegen in den Stoffen, behaglich einladend zum behaglichstem Gebrauche. Hier sei gleich ein für allemal bemerkt, daß alle Räume des Parterres wie des ersten Stockes durch einen gleichförmigen dunkelgrünen Teppich belegt sind, ein hochgeschornes, mit der Hand geknüpftes Gewebe, eigens für diese Baulichkeit gefertigt.

Gelangt man aus dem Speisesalon in das schon genannte runde Eckboudoir der Dame vom Hause, so wird man durch zwei Gegensätze überrascht. Zur Rechten die Thür führt in den länglichen Wintergarten, der die linke Front des Hofraumes einnimmt und vollgefüllt mit tropischer Vegetation der schwungvollsten australischen Morphologie ist, während den Mittelgang Marmorstatuen von Begas und eine zierliche Fontaine schmücken. Links dagegen aus dem Eckboudoir blickt man durch eine breite offene Thür in einen hellen paillegelben, durch Lilamöbeln und Portièren geschmückten Musiksalon, der volles Oberlicht hat und durch den man in den großen Salon von kirschrothem Damast den schließlichen Einblick gewinnt. Dieser sublime Musiksalon mit seiner hohen Glaskuppel empfängt Nachts strahlende Beleuchtung von Oben durch die Reflectorblende eines Gasapparats, wie im Théâtre Lyrique zu Paris. Die Mitte dieses Salons nimmt ein prachtvoller Flügel ein, rechts im Rücken desselben befindet sich ein breiter offener Schrank aus blendendweißem karrarischen Marmor, wie aus einem Monolith gehauen, und dient mit drei Etagen für die exquisit gebundenen Musikalien — Richard Wagner's „Meistersinger" bilden den letztacquirirten Band! Blickt man von diesem Schrank geradeaus auf die Wandfläche gegenüber, so bemerkt man eine breite Draperie. Wird diese auseinandergezogen und der Apparat dahinter in Bewegung gesetzt, so bildet sich durch Herablassung einer senkrechten Wand, die sich wagrecht niedersetzt, eine kleine geschlossene Bühne, von oben bedeckt. Aus diesem paillegelb und lila sehr hell decorirten Musiksalon, welcher der Akustik wegen an 18 Fuß hoch ist und dessen Rundfries eine reiche Figurencomposition von Schaller aufweist, gelangt man nun wieder an die Gassenfront, in den fünf Fenster langen, großen kirschrothen Salon, von dem man den Anblick nach der Wilhelmsstraße hat. Die breite Gegenwand der Fenster ist dicht bedeckt von etwa fünfzig Meisterwerken moderner französischer und deutscher Malerei. Am meisten fallen die prachtvollen großen beiden Landschaften Alexander Calame's auf, die Schreiber dieser Zeilen so oft bei dem nun verewigten Meister

in dessen Atelier auf dem Quai de la Metropole in Genf bewunderte, eine schweizer große Waldpartie und eine südliche Vetüde mit dem Hinblick auf Palermo. Nicht minder kostbar ist Paul Delacroix' „Griechenkampf", ein coloristisches Juwel. Ueberaus wohlthuend winkt Karl Sahr's in Düsseldorf virtuoser „Notariatsact", den der Künstler, in kleinerem Formate, eigens für Dr. Strousberg malte; denn das erstere große Bild ging nach England. Aus dem rothen Salon darf übrigens auch der graziöse kleine Meissonier nicht unerwähnt bleiben, ein handgroßes Bildchen, das 2500 Thaler kostete; und nicht minder der liebenswürdige Backer-Korff. Die übrigen Bilder dieses rothen Salons sind von Madou, Fromentin, Meyer aus Bremen, Robert Fleury, Theodor Rousseau, Isabey, Willems, zuletzt Schafe sowol von dem belgischen Meister Jacques, wie von dem deutschen Brendel und von der französischen wahrhaften Meisterin Rosa Bonheur.

Da wir endlich schon dieses Kunstthema berührten, so wollen wir schließlich gleich auch Dr. Strousberg's vorhin flüchtig erwähnte Bildergalerie näher mustern Wie gesagt, in diese gelangt man aus dem rechts gelegenen Billardsaale, mit dem sie dasselbe Seitenlicht in einer Front von etwa fünfzig Schritt hat. Unter diesen hoch angebrachten Krystallscheiben der Fensterwand läuft eine Reihe von etwa einem Dutzend höchst geschmackvoller bronzener Candelaber hin, mit Reflectorblenden, um bei Nachtbeleuchtung die Bilder der Gegenüberwand, wie der einzelnen Staffeleien betrachten zu können. Diese immerhin nicht sehr kleine Bildergalerie ist schon jetzt weitaus überfüllt und wahrscheinlich werden demnächst bedeutende Ausmusterungen vorgenommen werden, um auch Schloß Zbirow in Böhmen durch Kunstschätze zu bereichern. Berlin besitzt keine auch nur annähernd so reiche Privatgalerie moderner Bilder. Von deutschen neueren Meistern sind vor Allem zu nennen vier prachtvolle Andreas Achenbach, von Ludwig Knaus die aus letzter Akademieausstellung her in weiteren Kreisen bekannte meisterhafte „Dorfhexe", sowie einige größere Eduard Hildebrandt's, die beiden Vautiers, aus der letzten Ausstellung bekannt, und ein Paul Meyerheim. Ferner dürften noch erwähnenswerth sein die beiden O. v. Thoren, einige Meyer aus Bremen, einige R. Jordan, Steffeck, Graf Kalkreuth, und von den Holländern und Skandinaven venetianische Marinen von Ziem, und Landschaften mit Dorfscenen von Riefstahl. Besonders zu bemerken ist noch das Cabinetsstück von A. Pettenkoffen in Wien, ungarische Bauern, eines Meisters, der bekanntlich seiner Vortragsweise wegen auch in Paris die höchsten Preise erzielt. Endlich wären der Originalität wegen die beiden russischen Scenen des M. O. Pietrowsky zu notiren. Diese befinden sich aber bereits in dem die Bildergalerie fortsetzenden Wintergarten der rechten Seite — gegenüber dem der tropischen Vegetation — und dessen Wand ist sonst noch mit Bildern von Krüger, Lasch, Deicker, H. Kauffmann, de Koter, Schloesser und Kraus geschmückt.

Jedenfalls den überwiegendsten Kunstwerth aber haben die Bilder

moderner französischer und belgischer Schule. Unter ihnen steht obenan Gallait's „Columbus"; einige Scenen der ersten Periode des Baron Henry Leys; zwei historische Bilder von Robert-Fleury; zwei große Rococotableaus von Heilbuth; mehrere graziöse Landschaften von Theodor Rousseau; und solche mit Thieren von Troyon; eine große Stimmungslandschaft des experimentkühnen Corot; von P. C. Comte das bekannte historische Genrebild „Ferkel tanzend vor Louis XI"; eine virtuose Waldpartie von Diaz; Schafe der Rosa Bonheur; einige höchst stimmungsvolle Landschaften von Daubigny; sehr schöne „Actualitées" und „Modernitées" von Alfred Stevens und Willems; ein Holzschlag von Dupré; unterschiedliche coloritbrillante Landschaften und Genres von Fromentin, Isabey, Toulmouche, E. Belly; — vor Allem aber der meisterhafte „Fahnenträger" von Meissonier, dieses Juwel der Kleinmalerei in großem Style, gewiß 1500 Thaler werth; sowie neuestens noch ein nicht minder kostbarer Meissonier, sogar von zwei Figuren, was bekanntlich selten bei diesem modernen Metzü vorkommt.

Man sieht, diese Bildergalerie allein repräsentirt bereits ein Vermögen für sich; und da es Dr. Strousberg selbst war, der diese Auswahl traf und die Bilder einzeln aus allen möglichen Sammlungen sich zusammenholen ließ, oder direct bestellte, so hat man das Zeugniß, daß der ehemalige Literat über all' seine glücklichen Speculationen weder die alten Passionen verlor, noch seinen Kunstsinn einbüßte.

Uebrigens, alle Prunkgemächer massiver und geschmackvoller wie comfortabler Pracht des Parterregeschosses, sind doch eigentlich nur das initialgeschmückte Titelblatt; den eigentlichen reichen und vielseitigsten Inhalt dieser „Welt für sich", dieser mit Anwendung aller Erfindungen und Vortheilen der Neuzeit durchcomponirten „boîte des miracles" lernt man erst kennen und staunend bewundern, wenn man auch die Räume des ersten Stockes besucht, sowie darüber noch die Mansarden, und dann hinabsteigt in die Souterrains und sich all' die Wunder ingeniöser Einrichtungen und bisher noch nicht geahnter Maschinerien erklären läßt. Die Vorderfront des ersten Stockwerks nehmen die Salons der Dame vom Hause und die Speisesäle für kleine Gesellschaften ein. Der Mitteltract ersten Stockes besteht aus den Schlafstuben, den Toiletteſalons, den Garderobezimmern von Herrn und Frau. Die beiden Seitenflügel weisen eine weitere Flur von Stuben auf, für die Söhne, für die Mädchen, die Spielzimmer für die Jüngsten, die Gästezimmer, das Marmorbassin zum Schwimmen, das russische Bad u. dgl. m. Und in den Mansarden über dem ersten Stocke befinden sich ebensoviel Zimmer für die Dienerschaft. Nun, und erst die Souterrains! Das wäre so eine Herzenslust für ein Dutzend wißbegieriger Hausfrauen, all' diese Küchen und Speisekammern durchzumustern, all diese englischen kolossalen Bratmaschinen, Kohlenfeuersparer, Wasch-, Roll-, Trocken- und Glättapparate zu bestaunen, all' diese leckren weißmarmornen Manipulationstische, all diese das ganze Gebäude durchlaufende Organisation von Wasserleitung, Telegraphen, Luftpumpen, Aquarien und Vivarien und weiß der Himmel was noch für

Podiumgeheimnissen, die uns Männern höchstens in ihrer Totalität und in ihrem exacten Ineinandergreifen interessiren, den Damen aber gewöhnlich weitaus besehenswerther erscheinen, als etwa die ganze Bildergalerie.

Genug, diese Wunderschachtel von comfortabelstem Wohnhause, mag mit Allem, was dran ist und drin steckt, auf etwa 500,000 Thaler zu stehen gekommen sein. Wer je den jetzigen Lord Bulwer in St. James' Street, Dickens in Grosvenor, Victor Hugo von 1848 auf der Place de Vendôme und gegenwärtig in seinem mit fabelhaften Schätzen ausgestatteten Hauteville-House in Guernsey, Lamartine in der Rue Racine, Eugen Sue in den Champs Elysées besuchte, wird eben nicht zu sehr erstaunt das Haus des Dr. Strousberg besichtigen, welches höchstens durch seine Dimensionen — denn es enthält gut achtzig Zimmer — seine englischen, französischen und belgischen Vorbilder übertrifft, von den Sitzen englischer Aristokratie gar nicht zu sprechen. Allein es gereicht uns Männern von der Feder dennoch zu einiger Genugthuung: einen unserer ehemaligen Zunftgenossen so trefflich situirt zu sehen, wenngleich wir uns gestehen müssen, daß man in Deutschland „mit der Feder" allein solche Paläste nicht baut und daß es noch eine Weile dauern mag, bis ein deutscher Schriftsteller an den Frontispiz seines Landschlosses schreiben kann, wie Scribe gethan: „vous qui passez, merci! je vous le dois peut-être."

Ein häusliches Trauerspiel.

Für den „Salon" bearbeitet von einem Preußischen Staats-Anwalt.

Abermals hat in Frankreich vor den Assisen von Tours eins jener Trauerspiele seinen Abschluß gefunden, welche von Zeit zu Zeit ein so trübes Licht auf die sittlichen Zustände der Nation werfen. Kaum hatten sich die Pforten der Bagnos und Zuchthäuser hinter jener Marseiller Giftmischerbande geschlossen, von deren Schandthaten wir vor Kurzem berichtet haben, kaum war es den Geschwornen von Montauban gelungen, mildernde Umstände zu Gunsten eines verruchten Weibes zu entdecken, welche den Mord von Kindern zu ihrem Gewerbe gemacht hatte — ein Fall war zu haarsträubender Gräßlichkeit, als daß wir ihn den Lesern des Salon vorzuführen gewagt hätten — so richtete sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf eine Schreckensthat anderer Art, welche inzwischen in der Touraine begangen worden war. Während aber jene Verbrechen den tiefsten Abscheu erregen mußten, fand diesmal der Thäter nur mitleidige Theilnahme und mit nicht geringerer Spannung, aber mit Gefühlen und Wünschen ganz anderer Art, als in jenen Fällen, erwartete man den Spruch der Geschworenen.

Vor zwanzig Jahren, am 2. Mai 1849, heirathete der damals einundzwanzigjährige Gutsbesitzer Joseph Theodor Patry aus Tours seine siebzehnjährige Landsmännin Delphine Dauphin, ein blühend schönes Mädchen, die ihm eine Mitgift von 50,000 Fr. zubrachte, nach dem Tode ihrer Eltern aber weitere 25,000 Fr. zu erwarten hatte, während er selbst ein Vermögen von etwa 150,000 Fr. besaß. Die Ehe scheint lange eine vollkommen glückliche gewesen zu sein und wurde im Laufe der Jahre reich mit Kindern gesegnet; auf zwei Söhne, Theodor und Arthur, von denen Ersterer neunzehn, Letzterer siebzehn Jahre alt ist, folgten drei Töchter, deren jüngste ihr achtes Jahr zurückgelegt hat. Im Jahre 1857 kam Patry auf den verhängnißvollen Gedanken, Theilnehmer eines Bankgeschäfts zu werden; nicht genug, daß er bei demselben etwa 40,000 Fr. einbüßte, sondern er erneuerte auch im Hause eines seiner Geschäftsgenossen die Bekanntschaft eines Gerichtsschreibers Pierre Baillou, mit welchem er einst die Schule besucht, den er aber später aus den Augen verloren hatte und der, obschon selbst verheirathet, bald in sehr bedenkliche Beziehungen zu Frau Patry getreten zu sein scheint. Er verbot ihm schließlich sein Haus, ja er schickte seine Frau auf anderthalb Jahre zu ihrem damals in der Auvergne lebenden Vater, aber nichts vermochte dem Verkehr jener Beiden dauernd Einhalt zu thun; sobald Frau Patry wieder heimgekehrt war, begann das alte Spiel von Neuem. 1864 kaufte Patry für 35,000 Fr. das kleine Landgut La Houssain bei Tours, am Ufer des Cher auf einer Anhöhe belegen, von welcher man

die schönste Aussicht über Tours und in die Flußthäler des Cher und der Loire genoß; die Besitzung bestand hauptsächlich aus einem großen Obstgarten und einem kleinen, rings von einer Mauer umgebenen Park, in dessen Mitte das Wohnhaus lag. Bald genug mußte Patry erfahren, daß auch die ländliche Einsamkeit seine Gattin nicht auf bessere Gedanken zu bringen, auch die Mauer des Parks den Feind seiner Ruhe nicht fern zu halten vermochte. Er wußte, daß er getäuscht wurde, er litt unendlich unter diesem Bewußtsein, er soll sogar seinen Kummer bisweilen durch berauschende Getränke zu betäuben versucht haben, aber immer und immer noch hoffte er, daß seine pflichtvergeßne Gattin zur Einsicht kommen, daß wenigstens die Liebe zu ihren Kindern in ihr die Oberhand gewinnen und sie vom Pfade des Verbrechens zurückführen würde, bis endlich, wie so oft gerade bei den langmüthigsten Naturen, ein Tropfen das Gefäß zum Ueberlaufen brachte.

Der 23. Februar 1869 war in dem einsamen Wohnhause zu La Houssain friedlich verlaufen. Die Familie hatte zusammen zu Abend gespeist, Patry mit seinen Kindern sich noch etwas mit Kartenspiel unterhalten, dann hatte er sich mit den Söhnen in ihr eine Treppe hoch belegenes Schlafzimmer zurückgezogen und sich zu Bett gelegt. Kaum eingeschlafen, wird er durch den fernen Schall einer Trompete, dort das Signal einer Feuersbrunst, geweckt. Er steht auf, öffnet das Fenster, sieht nirgends den Schein eines Brandes, wol aber einen Lichtschein aus dem zu ebener Erde belegenen Schlafgemach seiner Frau. Er legt sich wieder zur Ruhe, aber er kann den Lichtschein nicht vergessen, ein schrecklicher Verdacht steigt plötzlich in ihm auf, er erhebt sich abermals, schleicht auf den Zehen die Treppe hinab, horcht an der Thür des Schlafzimmers und hört in demselben leise sprechen. Nun hat er die entsetzliche Gewißheit, daß seine Frau so tief gesunken ist, nächtliche Zusammenkünfte mit ihrem Buhlen in demselben Zimmer zu halten, in dem ihre unschuldigen Töchter schlafen, nun endet aber auch seine längst schwer erklärliche Geduld. Er kehrt in sein Zimmer zurück, weckt seinen Sohn Arthur, übergiebt ihm ein geladenes Doppelgewehr, stellt ihn an ein Fenster und befiehlt ihm: „Wenn Du Jemand fliehen siehst, so schieße ihn nieder!“ er selbst geht, auch mit einer Doppelflinte bewaffnet, hinab und klopft an die Thür: „Arthur ist unwohl, öffne, ich möchte etwas Zucker für ihn haben.“ Keine Antwort. Er wiederholt seine Frage, da hört er im Zimmer einen Stuhl rücken. Außer sich vor Wuth, sprengt er die Thür; in demselben Augenblick fallen zwei Schüsse, Arthur muß also auf einen Fliehenden gefeuert haben. Er stürzt in's Zimmer, es ist leer, aber ein zweiter Ausgang desselben in eine Obstkammer, aus welcher eine Thür in den Garten führt, steht offen. Heraustretend sieht er wenige Schritte von sich seine Frau. Er schießt zweimal auf sie — der Leichenbefund hat es ergeben, nicht sein Geständniß: „ich weiß nicht“, sagte er, „ob ich zweimal geschossen habe, ich war wahnsinnig vor Wuth, hätte ich zwölf Schüsse im Gewehr gehabt, ich hätte sie alle zwölf abgefeuert.“ Er weiß auch nicht, ob seine Frau auf der Stelle zusammen-

gestürzt ist; er kam erst wieder zur Besinnung, als er in das Zimmer zurückgekehrt war und seine Töchter sich ihm weinend an die Brust warfen. Er betete mit ihnen; dann schickte er einen Tagelöhner nach Tours, um einen Arzt zu rufen und den Staatsanwalt von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen. Arthur hatte gefehlt, eine große Magnolie hatte den Fliehenden vor dem ersten Schusse gedeckt und auch beim flüchtigen Ueberspringen der Mauer hatte ihn die rächende Kugel nicht erreicht; sein Vater hatte nur zu gut getroffen. Frau Patry war, nachdem der erste aus einer Entfernung von etwa zehn Schritten abgefeuerte Schuß sie im Gesicht verwundet, von der vollen Ladung des zweiten aus unmittelbarer Nähe in's Herz getroffen, auf der Stelle entseelt zusammengebrochen.

Das war die unselig rasche und doch so entschuldbare That, die Patry und seinen siebzehnjährigen Sohn, Ersteren unter der Anklage des Mordes und der Theilnahme am versuchten Morde, Letzteren des versuchten Mordes, auf die Anklagebank geführt hatte. Die schwurgerichtlichen Verhandlungen wurden am 8. Juni zu Tours eröffnet. Der Gerichtssaal vermochte die Schaaren von Neugierigen nicht zu fassen, die, zum Theil aus weiter Ferne, herbeigeströmt waren, um die Mitspielenden dieses häuslichen Trauerspiels kennen zu lernen und dessen ganze Entwicklung zu verfolgen; Viele mochten sich auch eine reichere Ausbeute von Scandal versprochen haben, als ihnen bei der ernsten und würdigen Leitung der Verhandlungen durch den Vorsitzenden, dem maßvollen Auftreten des Staatsanwalts und des Vertheidigers zu Theil werden sollte.

Patry und sein Sohn erschienen in eleganter schwarzer Tracht. Die Zeitungen hatten dem Ersteren einen wenn auch nur kleinen Buckel und entschiedene Häßlichkeit angedichtet und man war daher seltsam überrascht, in ihm einen nicht großen, aber ganz wohlgewachsenen Mann von kräftigem Körperbau, durchaus nicht unangenehmen Gesichtszügen und untadelhafter Haltung zu finden; das Gesicht Arthur's verrieth eine frühreife Energie und Entschlossenheit.

Patry giebt an, daß er schon vor der Bekanntschaft Baillou's mit seiner Ehefrau diese einmal im Verdachte des Einverständnisses mit einem jungen Manne aus Tours gehabt hat und daß es zwischen diesem und ihm sogar zu Thätlichkeiten gekommen ist. Auf die Frage, weshalb er mit seiner Frau nach der Auvergne gereist sei, entgegnet er, er habe gehofft, sie werde dort, bei ihrem Vater, ihren schlechten Gewohnheiten entsagen, doch habe er sich leider getäuscht, denn nach der Rückkehr habe das alte Treiben sofort wieder begonnen; sie habe oft heimlich das Haus verlassen und sei mehrere Stunden abwesend gewesen und er habe wol gewußt, daß sie sich in der Stadt Rendezvous mit Baillou gebe, ja daß dieser zu dem Zwecke ein Zimmer in der Rue la Riche gemiethet habe. Einmal erzählte man ihm sogar, seine Gattin und Baillou seien in jener Straße vom Volke verfolgt und verhöhnt worden. Er stellte auch Baillou einmal auf offener Straße in Tours, als er um seinen Wagen

herumschlich, zur Rede, dieser versetzt ihm einige Stockschläge und ergriff die Flucht. Ein Augenzeuge des Vorfalls, Herr Ferrend, äußerte: „Wenn Sie den Lump durchgeprügelt hätten, das wäre ihm recht gewesen!"

Vorsitzender: „Sie sollen in La Houssain einmal Ihre Frau mit der Pistole bedroht haben."

Angekl. „Ich hatte Stimmen gehört, ich suche meine Frau, sie ist verschwunden, endlich finde ich sie, fast unbekleidet, hinter einem Gebüsch, so verwirrt, daß sie mir nicht antworten kann. Im Zorn ergreife ich die Pistole —"

Vors. „Glücklicher Weise fiel Ihr Gärtner Ihnen in den Arm. Glaubten Sie denn, daß Ihre Frau dort Baillou empfange?"

Angekl. „Ich war dessen fast gewiß, doch schien es mir so ungeheuerlich (monstrueux), daß ich daran zweifelte."

Seine Darstellung der Vorfälle in jener unglücklichen Februarnacht ist bereits mitgetheilt. Der Vorsitzende fragte ihn zum Schluß: „Wenn Sie von der Untreue Ihrer Gattin überzeugt waren, warum beantragten Sie dann nicht die Scheidung?"

Angekl. „Ich hoffte noch immer, sie werde sich bessern."

Vors. „In der That, sie war 37 Jahre alt, ihre Leidenschaften hätten sich beruhigen sollen. Auch fürchteten Sie vielleicht die Nothwendigkeit, die Mitgift zurückzuerstatten?"

Angekl. „O nein, daran habe ich nie gedacht!"

Der Vorsitzende wendet sich zu Arthur Patry. „Arthur, Sie sind noch sehr jung, es ist mir schmerzlich, die Fragen an Sie zu richten, die meine Pflicht mir gebietet, doch werde ich mich bemühen, Sie zu schonen. Kannten Sie die traurige Aufführung Ihrer Mutter?"

Angekl. „Ein wenig, Herr Präsident. Mein Vater hatte mich beauftragt, ihr Benehmen zu überwachen, wenn ich sie nach Tours begleitete. Baillou lief uns fortwährend nach, man konnte ihn nicht los werden. Einmal ersuchte ich ihn, uns nicht zu verfolgen, darauf antwortete er mit Grobheiten."

Arthur erzählt, daß er einmal Baillou verkleidet, mit einer Brille und einem falschen Barte, in La Houssain gesehen hat; er war mit Pistolen bewaffnet, die er auf den Kamin legte. Ein anderes Mal, als er auch verkleidet gekommen war, wurde er in einen Wandschrank versteckt.

Vors. „Warum haben Sie Ihrem Vater hiervon nichts gesagt?"

Angekl. „Mutter hatte es verboten. Sie sagte, wenn Vater es erführe, würde Baillou ihn, sie und sich selbst umbringen!"

Von den geladenen Zeugen ist es natürlich der Gerichtsschreiber Baillou, der das Interesse des Publicums am meisten in Anspruch nimmt. Vierundvierzig Jahre alt, von nicht gerade unangenehmem Aeußern, tritt er anfangs in dreister Haltung auf, „er ist übrigens ein gemeiner Mensch, der in Sprache und Geberden Ansprüche auf Jugendlichkeit an den Tag legt und sich einen gewissen lächerlichen romantischen

Anstrich giebt", sagt ein Berichterstatter. Der Vorsitzende ermahnt ihn, der Wahrheit überall treu zu bleiben; darauf schildert der Zeuge zunächst die freundschaftlichen Beziehungen, in denen er früher zur Familie Patry gestanden. Er liebte die Patry'schen Kinder wie seine eignen, keine Gesellschaft, keine Geburtstagsfeier fand in seinem Hause statt, zu der Patry's nicht geladen waren. Dies angenehme Verhältniß wurde durch einen anonymen Brief zerstört, aber er blieb der Freund der Frau Patry. „Mir vertraute sie ihre Befürchtungen an, als sie sah, daß ihr Mann sein Vermögen in Gefahr brachte, und klagte mir oft, daß er sie nicht ihrer selbst, sondern ihres Geldes wegen liebe. So oft sie guten Rath brauchte, ließ sie mich rufen; wenn ihre Kinder krank waren, mußte ich kommen; als der älteste Sohn sich den Fuß verrenkt hatte, habe ich ihn besucht und ihm Bücher gebracht, um ihn zu zerstreuen, zum letzten Mal habe ich sie gesehen, als ihre Tochter am Nervenfieber erkrankt war."

Vors. „Das soll also Alles sein, was Sie zu sagen haben? Aber abgesehen von dieser gefühlvollen Seite Ihrer Beziehungen zu Frau Patry, über die Sie sich ausgelassen haben, hatten dieselben auch eine traurig materielle Seite, über die wir gleichfalls sprechen müssen. Nach Ihrer Angabe wären Sie der Freund, der Vertraute, der Rathgeber der Frau Patry und nichts mehr gewesen. Wie erklären Sie denn die Rendezvous in den Miethstuben in der Rue la Riche, Rue du Petit Genet u. a.?"

Baillou. „Verzeihen Sie, sie ist nur nach der Rue la Riche gekommen."

Vors. „Dies Rendezvous können Sie freilich nicht leugnen, es hat öffentliches Aergerniß gegeben. Sie sind auch nach La Houssain gegangen?"

Baillou. „Ja, aber öffentlich!"

Vors. „Verkleidet?"

Baillou. „Ja, auf den Rath der Frau Patry, um nicht von den Dienstboten erkannt zu werden.

Vors. „Und vom Ehemann, dessen Haus Sie zu entehren kamen."

Baillou mit Emphase. „Nein, niemals habe ich sein Haus entehrt. Diese Frau war meine Freundin, ich war nicht ihr Liebhaber."

(Anhaltendes Murren im Publicum.)

Vors. „Sie scheinen besondere Begriffe von der Heiligkeit des Eides zu haben und die Rolle des Freundes einer verheiratheten Frau seltsam aufzufassen. Indem Sie bewaffnet und verkleidet zu Rendezvous gingen, indem Sie sich in die Schränke verkrochen, glaubten Sie, die Ehre jener Frau zu schonen?"

Baillou. „Erlauben Sie, Herr Präsident —"

Vors. „Und wer sind Sie denn, um so aufzutreten? ist Ihre Tugend etwa tadelfrei?"

Baillou. „Herr Präsident! ich habe vielleicht, wie so Viele —"

Vors. „Genug, mein Herr! Da Sie so dreist leugnen, werde ich die Aussagen von Theodor und Mathilde Patry verlesen lassen."

Mathilde Patry war am 24. Februar, dem Tage nach der That, vernommen worden. Sie hat bekundet: „Am Montag oder Dienstag in voriger Woche schickte Mutter meine Schwester und mich um halb zehn Uhr zu Bett. Sie ging in die Obstkammer, wo ich sie bald mit Jemand sprechen hörte. Dann kam sie in die Schlafstube zurück und sah nach, ob wir schliefen. Da sie mich munter fand und sah, daß ich keine Lust zum Schlafen hatte, ließ sie endlich Herrn Baillou in das Zimmer kommen. Ich weckte meine Schwester, die ihn auch gesehen hat. Er schenkte uns Beiden Bonbons. Er blieb bis ½ 1 Uhr bei Mutter, dann ging er durch die Obstkammer wieder fort. — Gestern Abend dachte ich mir wol, daß Mutter Herrn Baillou erwartete; ich hatte bemerkt, daß sie jedesmal, wenn sie auf ihn wartete, das Fenster ihres Ankleidecabinets offen ließ und ein Licht so stellte, daß man es von außen sehen konnte. Gestern Abend hatte sie den Laden wieder nicht zugemacht. Sie hat sich aber doch ausgezogen und sich in das Bett gelegt; sie hatte nur das Hemd, eine baumwollene Nachtjacke und ein rothes Mieder anbehalten, wie sie es gewöhnlich Nachts trägt. Ich bin aber dann eingeschlafen und erst erwacht, als Vater mit der Flinte aus der Obstkammer trat. Baillou war schon drei oder viermal dagewesen, ohne daß Vater es wußte. Einmal kam er bei Tage, da hatte er Pistolen mit und sagte, wenn Vater käme, würde er sich schon vertheidigen, man müsse sich nicht fürchten. Einmal drohte er auch Mutter mit den Pistolen, weil sie nicht thun wollte, was er sagte. Ich weiß aber nicht, was er verlangt hatte. Er sagte mir einmal, er besuche Mutter, weil er sie lieb habe und er sei unser bester Freund.“ Auch bei verschiedenen Rendezvous in Tours ist die dreizehnjährige Mathilde zugegen gewesen! Theodor Patry hat damals bekundet, daß vor etwa achtzehn Monaten in seinem Beisein Baillou einmal Frau Patry geküßt und dabei geäußert hat, er wünschte, seine Frau und Patry wären todt, damit er ihn ersetzen könne.

Beide wurden damals mit Baillou confrontirt, er leugnete, sie blieben aber standhaft bei ihren Angaben. Auch heut' machte er Versuche, diesen Behauptungen oder wenigstens einzelnen derselben zu widersprechen; der Vorsitzende aber tritt ihm äußerst ernst entgegen und schließt: „Alles dies ist sehr traurig, wie Sie sehen, und wir kommen im Laufe der Verhandlungen zu noch beklagenswertheren Einzelheiten. Es wird Ihnen nicht gelingen, daran etwas zu ändern. Sie haben Schmach und Trauer über diese Familie gebracht; ich weiß nicht, ob Sie je Gewissensbisse fühlen werden, aber Sie werden fortan einherwandeln, mit einem unauslöschlichen Flecken auf der Stirn gebrandmarkt und dieser Flecken ist Blut! Treten Sie ab!“

Baillou zieht sich zurück, er hat alle Fassung verloren und stammelt nur noch, er habe mit den Vorfällen am 23. Februar nichts zu thun gehabt. Nachdem verschiedene Zeugen versichert haben, ihm an jenem Abende auf dem Wege nach La Houssain begegnet zu sein und er auch diesen zu widersprechen vergeblich versucht hat, verschwindet er noch

gerade zu rechter Zeit aus dem Saale, um dem ihm von dem tief entrüsteten Publicum zugedachten Ehrengeleite zu entgehen.

Es ergab sich daraus, daß das Treiben der Beiden in Tours stadtbekannt und natürlich in La Houssain noch weniger verborgen geblieben war. Die Gärtnersfrau Amet sagte ihrer Herrin eines Tages gradeheraus, sie sollte endlich diese Liebschaft aufgeben, ihre Töchter würden groß und es gebe Dinge, die man vor den Kindern nicht treiben dürfe. „Ich bin nicht frei", entgegnete Frau Patry, „er würde Unheil anrichten, er würde uns tödten!" Der Gärtner Amet scheint die Sache leichter genommen zu haben; er giebt an, Baillou sei wöchentlich mehreremal gekommen und er habe wol gewußt, daß er auch am 23. Februar kommen würde, denn der bekannte Laden des Mittelfensters sei wieder offen gewesen. „Ich sagte Frau Patry, die Nacht sei sehr hell, es sei vielleicht unvorsichtig, das Signal zu geben". „Was thut das", entgegnete diese, „sterbe ich an dieser Liebschaft, so kann ich an keiner anderen sterben!"

Der Gerichtsarzt, Dr. Tauner, giebt der verstorbenen Frau Patry das Zeugniß, daß die Jahre an der untadelhaften Schönheit ihrer Formen spurlos vorübergegangen sind; er fand die Leiche genau in dem von Mathilde beschriebenen Anzuge; schließlich werden zwei Briefe verlesen, die Frau Patry 1863, aus ihrem Exil in der Auvergne, an ihren Ehemann gerichtet hat. Sie enthalten, neben Bitten um Geld und Klagen über Langeweile, auch sehr unumwundene Schuldbekenntnisse. „Dein Brief athmet ein beleidigendes Mißtrauen. Ach, ich habe nicht das Recht, mich darüber zu beklagen. — Ich bin sehr schuldig, ich weiß es, aber ich schwöre bei dem Grabe meiner Mutter, daß ich mir nicht, wie man Dich hat glauben machen wollen, mehrere Fehltritte vorzuwerfen habe. Ach, es ist ja an Einem schon zu viel! warum kann ich ihn nicht mit meinem Blute auslöschen! Verzeihe mir, dann soll mein ganzes Leben der Dankbarkeit gewidmet sein."

Hiermit endet die Beweisaufnahme. Der Staatsanwalt ist sehr bereit, Herrn Patry mildernde Umstände zuzugestehen, behauptet aber, ganz ungeahndet dürfe seine That nicht bleiben. Er spricht in sehr wenig schmeichelhaften Ausdrücken von Baillou, macht aber auch Patry wegen seiner Langmuth oder richtiger Schwäche schwere Vorwürfe. „Als Gatte hätte er verzeihen dürfen, als Vater mußte er unbeugsam bleiben. Es waren ihm junge Seelen anvertraut, die er nicht unter der Obhut einer unwürdigen Mutter hätte lassen dürfen."

Den Vertheidiger, so wird berichtet, hatte Patry vorher gebeten: „ich beschwöre Sie, gehen Sie nicht zu weit, wenn Sie von den Verirrungen meiner Frau sprechen müssen! Bedenken Sie, daß meine jüngste Kleine erst acht Jahre alt ist." Derselbe behandelte denn auch Frau Patry ziemlich glimpflich und häufte alle Schuld auf das Haupt Baillou's, der sich zum großen Leidwesen des Publicums am zweiten Sitzungstage nicht mehr blicken ließ, sondern sogar Tours verlassen haben sollte. „Baillou hatte keine Einnahme, außer einem Jahresgehalte von 1500 Fr., was ihn nicht hinderte, monatlich etwa 100 Fr. im Café zu vergeuden.

Frau Patry aber hatte Geld. Ihr Gatte war so weit entfernt, ihr dasselbe zu versagen, daß er ihr erst fünf Tage vor der Katastrophe, bei Gelegenheit eines Hausverkaufs, 500 Fr. geschenkt hatte. Und, merken Sie wol, diese Summe fand man in den Kleidern der Verstorbenen. Wer weiß, ob ohne die jähe Unterbrechung der Zusammenkunft dies Geld nicht die Beute Baillou's geworden wäre? In der That, wer kann sagen, ob es Liebe war, die dieser Elende mit vorgehaltener Pistole forderte, oder Geld? Ich stehe nicht an, zu erklären: obschon Frau Patry noch auffallend schön war, war es doch weniger ihre Person, als ihre Börse, die ihn anlockte. — Was Arthur betrifft, so hat ihn die Staatsanwaltschaft vergessen und die Vertheidigung braucht seiner ebenfalls kaum zu erwähnen. Befand er sich nicht im Falle gerechter Nothwehr? Konnte es nicht nur ein Verbrecher sein, der um diese Zeit in das Haus eingedrungen war? und war es nicht in der That der schwerste Verbrecher, der das Heiligthum des Hauses zu besudeln, der Familie ihre Ehre zu rauben gekommen war? Jedenfalls fällt die Verantwortlichkeit doch nur dem Vater zur Last und ob dieser schuldig war, indem er so handelte, wie er es that, das ist die Frage, die Sie zu entscheiden haben. War er bei vollem Verstande? konnte er es sein? wurde er nicht von einer jener übermäßigen Aufregungen beherrscht, welche die Gedanken verwirren, den Arm irre führen?"

Der Vorsitzende bedauert im Laufe seines Schlußvortrages, daß Baillou für die Strafjustiz unerreichbar ist; er stellt an die Geschworenen die Nebenfrage: ob Patry die Schuldigen auf frischer That betroffen hat; in diesem Falle gilt deren Tödtung nämlich für „entschuldbar" und wird nur mit Gefängnißstrafe geahndet. Die Geschwornen aber fassen sich kürzer, sie erklären Patry, wie seinen Sohn, gleich auf die Hauptfrage hin für nicht schuldig, ein Ausspruch, der die zahlreiche Zuhörerschaft zu den lebhaftesten Beifallsbezeugungen hinreißt.

Was den Staatsanwalt bewogen haben mag, Arthur Patry erst anzuklagen und dann im Schlußvortrage mit Stillschweigen zu übergehen, ist schwerer zu sagen; vielleicht die zu spät gewonnene Ueberzeugung, daß schwerlich irgend eine Jury sich würde haben bewegen lassen, ihn schuldig zu sprechen. Wol aber mögen Wenige im Saale gewesen sein, die nicht im Stillen bedauert hätten, daß nicht ein geschickterer Schütze an seiner Stelle gestanden. Und doch, was hat Baillou gethan? Die Gattin seines Freundes verführt? aber das thun ja neun Zehntel aller modernen französischen Romanhelden! Mögen wir denn aus der Stimmung, die gegen Baillou von allen Seiten an den Tag gelegt wurde, den erfreulichen Schluß ziehen, daß, was die Franzosen mit Behagen lesen und höchst rührend oder, je nach den Umständen, höchst spaßhaft finden, sie doch, wenn es ihnen in nackter, schmuckloser Wirklichkeit entgegentritt, mit wohlverdientem Abscheu erfüllt!

Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters.

An den Herausgeber des „Salon".

Aus Deutschland im September 1869.

Selten, lieber Freund, hat mich ein Gedanke so in Feuer und Flammen gebracht, wie der, den hundertjährigen Geburtstag Alexander v. Humboldt's zu einem Nationalfeste zu verwerthen. Das Bedürfniß, wieder einmal ein ordentliches ökumenisches Fest zu feiern, wieder einmal einen Geist herniedersteigen zu lassen, war — da sich in Bielefeld wegen Mangel an Raum doch nur die Elite des deutschen Volkes hatte versammeln können — augenscheinlich ein tiefgefühltes und durchaus berechtigtes! Bei der Wahl des an- und abzufeiernden Opfers aber, welcher Name konnte da wol mit größerer Spontaneität und mit einmüthigerer Begeisterung erkoren werden, als der Alexander v. Humboldt's, des großen, unsterblichen Meisters, dessen Ruhm die ganze gebildete Welt erfüllt und dessen Werke fast Niemand gelesen hat.

Gerade deshalb ist er auch zum Centrum einer nationalen Huldigung wie geschaffen. Man begeistert sich ja für nichts so sehr, als für Das, was man nur oberflächlich oder gar nicht kennt. Der Ruhm auf Credit ist der allersolideste. Die strammsten Bravoschreier in unseren Volksversammlungen stehen immer in den Ecken des Salons — ganz hinten, wo die begeisterten Worte des Redners in unverständliches Getöse verhallen. Und, um nicht in die Weite zu schweifen, ich selbst, ihr ergebenster Kleinstädter, bin der aufrichtigste Verehrer Alexander v. Humboldt's; wer mir meinen Humboldt anzutasten wagt, der bekommt es mit mir zu thun; wo und wann immer in meiner Gegenwart von deutschen Größen, von Heroen der Wissenschaft die Rede ist, da fahre ich mit dem Namen „Humboldt" dazwischen, füge bisweilen auch „Kosmos" hinzu, setze eine gelehrte Miene auf und habe noch niemals meinen Effect verfehlt. Nun, lieber Freund, unter uns gesagt, ich habe von Humboldt noch nichts weiter gelesen, als die Unterschrift unter Hildebrandt's Aquarell. Aber ich besitze den „Kosmos" gebunden in meiner Bibliothek — sogar schön gebunden.

Klopstock's „Messiade" und Humboldt's „Kosmos" sind Werke, die sich in der Bibliothek eines jeden Gebildeten vorfinden müssen und von welchen man erwarten darf, daß ihr Besitzer nie einen Blick hineingeworfen hat. Die „Messiade" ist auch so eine Unsterblichkeit auf Credit: wenn Klopstock sie nicht geschrieben hätte, würde kein Mensch nach Klopstock fragen, und nun, da er sie geschrieben hat, fragt kein Mensch nach der Messiade. Es ist eigenthümlich, aber beruhigend.

Es versteht sich ganz von selbst, daß wir in unserm „allgemeinen Handwerker- und Menschenbildungsverein" das Humboldtsfest mit allem durch die Feierlichkeit der Umstände gebotenen Pomp feiern werden. Das Schlimme ist, daß ich die Festrede halten soll. Als dies Ansinnen an mich gestellt wurde, wies ich dasselbe mit jener Entschiedenheit zurück, welche mich erwarten ließ, daß man mich noch einmal und zwar in noch dringlicherer Form darum ersuchen würde. Dem wiederholt stürmisch documentirten Verlangen, mich als Redner bei dem Humboldt-Humbug auftreten zu sehen, mußte ich schließlich nachgeben. Und als ich mich nun auf die große That rüsten und meine

Humboldtrede ausarbeiten wollte, fiel mir ein, daß ich das Brouillon zu meiner Schillerrede noch besaß, die ich, mit wenigen Abänderungen, später auch als Fichterede gehalten hatte, beide Male mit großem Erfolge. Weshalb sollte sie sich nicht noch einmal bewähren?

Ich bin ein gutmüthiger Mensch, lieber Freund! Ich theile Ihnen hier die Disposition meiner Rede mit, welche mutatis mutandis bei jeder Gedächtnißfeier, bei jedem Jubiläum, bei silbernen Hochzeiten und Kindtaufen gehalten werden kann. Für den Erfolg stehe ich ein.

Meine Rede lautet:

Hochzuverehrende Anwesende!

Wir feiern heute das Fest eines Mannes, der mehr als irgend ein anderer dazu beigetragen hat u. s. w.

Schlagen wir auf das Buch der Geschichte, so leuchten uns die Namen zweier Alexander wie zwei glänzende Sterne entgegen. Die Namen sind dieselben, doch wie verschieden ihre Träger! Alexander von Macedonien, der Welteroberer mit dem Schwerte des Krieges, Alexander von Humboldt der Welteroberer mit dem Schwerte der Wissenschaft*) — (NB. Hier improvisire ich einen Witz über einen dritten Alexander — von Sybel.) Welcher ist der größere?

Alexander's Weltreich ist zerfallen; Humboldt hat uns eine Welt (den Kosmos) geschaffen. Hier Errichtung, dort Vernichtung, hier Aufbau, dort Zusammensturz, hier Morgen des Lebens, dort Nacht des Todes (NB mit diesen Antithesen wird fortgefahren, bis das Auditorium genügend erwärmt ist, dann breche ich mit einem Schlagworte ab, z. B.:) Hier das All, dort das Nichts. (Lebhafter Beifall.)

(Jetzt gehe ich in den ruhigen Erzählerton über.)

Alexander von Humboldt wurde am 14. September 1769 geboren. 1769 — wunderbares Jahr! Schiller, ein zehnjähriger Bub' mit blauen, intelligenzsprühenden Augen, tummelte sich fröhlich in den Gärten seiner schwäbischen Heimat herum, Goethe war bereits ein Jüngling, hatte das und das schon gethan, sollte das und das nach thun, Kopernicus, Kepler, Newton waren längst begraben, Knak war noch nicht geboren ꝛc.

Schon als Kind zeigte der aufgeweckte Knabe eine ganz ungewöhnliche ꝛc.

(Folgt nun die Biographie In derselben ist das Wort „Humboldt" nur selten zu gebrauchen. Ich sage statt dessen immer „Großmeister der Wissenschaft", „Erforscher des Weltalls", „Fürst im Reiche der Geister", „Stern am Himmel des neunzehnten Jahrhunderts", „Bahnbrecher", „Ruhm seiner Epoche, seines Landes", „Samson", „Gigas", „Heros", „Herkules", „Columbus", „Prometheus" ꝛc. (NB. bei den Eigennamen setze ich immer „ein anderer" oder „ein neuer" hinzu.)

Die vorgerückte Zeit, hochzuverehrende Anwesende, zwingt mich, hier abzubrechen. Wir dürfen uns heute Abend trennen in dem Bewußtsein, ein zeitgemäßes Fest gefeiert zu haben, ein Fest, das, wäre es nicht zeitgemäß, nur um so zeitgemäßer sein würde. (NB. Hier beweise ich, daß alle übrigen Feste Unsinn waren, daß aber gerade das jetzige ein durchaus berechtigtes ist.) Mag die gehässige Kritik, mag der Obscurantismus uns schmähen, daß wir nur die Todten zu feiern wüßten, meine Herren. Ein Wort wird

*) In meiner Schillerrede sagte ich: „Friedrich der Große mit dem Schwert des Krieges, Friedrich Schiller mit dem geweihten Schwert der Dichtung."

unsere Gegner verstummen machen, dies Eine Wort, es heißt: Humboldt ist nicht todt — ist Unsterblichkeit, Tod? Nein, nein und abermals nein! Die Hülle fällt in Staub, der Geist lebt ewiglich! Er feiert sein Ostern, sein Auferstehungsfest! Er durchbricht die Schranken des Grabes, er erhebt sich als leuchtende Sonne über das Weltall, unaufhörlich Licht ausströmend, das Alles erhellt! Auf denn, deutsche Männer, blicken wir dankbar empor zu diesem Licht, zu diesem Stern, zu dieser Sonne! Sie soll uns nicht vergeblich geleuchtet haben. Sie soll uns leiten aus dem Dunkel der Knechtschaft in das gelobte Land der Freiheit — der Freiheit, die wir meinen. In diesem Sinne ꝛc. ꝛc. Und somit rufe ich Ihnen zu: Vorwärts, vorwärts, vorwärts!

Ueber den Erfolg dieser Rede, die ich heute Abend halten werde — denn ich schreibe diese Zeilen am Humboldtstage — brauche ich hier nicht noch besonders zu berichten. Ich versichere Sie: sie schlägt durch.

An diesem Humboldtfeste hat mir Eines besonders gefallen und Eines besonders mißfallen. Gefallen hat mir die Einmüthigkeit, mit welcher sich das ganze deutsche Volk an dieser Feier betheiligt hat. So hat es einen wirklich rührenden Eindruck auf mich gemacht, als ich in der „Vossischen Zeitung", die ich in meiner Eigenschaft als Kleinstädter regelmäßig lese, (und zwar in Nr. 212 vom 11. September, dritte Beilage) folgende Annonce fand: „In Lossow's Thierpark. 157 Schönhauser Allee. Heute zur Humboldtfeier Natura-Affentheater, Eselreiten und Velocipedes. Entrée $1^1/_2$ Silbergroschen." Das nenne ich Popularität im besten Sinne des Wortes. Mißfallen hat mir dagegen, daß die Feier wieder einem Verstorbenen gilt. Wäre es nicht an der Zeit, einmal einem großen Lebenden eine nationale Ovation zu bringen? Könnte man nicht im nächsten Jahre z. B. den Geburtstag der ersten anständigen Gesinnung eines vielberühmten Dichtercomponisten feiern?

Und da ich gerade von Berühmtheiten spreche, möchte ich gleichzeitig zur Ehrenrettung einer derselben das Meinige beitragen. Sie haben die widerwärtigen Verleumdungen vernommen, welche eine gottvergessene Judenpresse gegen den lieben, den anständigen, den dankbaren Richard Wagner ausgestreut hat. Ja, man ist so weit gegangen zu behaupten, daß dieser edle Mensch die Frau seines treuergebensten Freundes, eines Ehrenmannes im wahrsten Sinne des Wortes, zur schändlichsten Untreue verführt habe! Kann die Gehässigkeit weiter gehen! Aber sie ist Wagner's antikem Charakter gegenüber nichts Neues mehr. Schon früher hatte die Hinterlist von ihm behauptet, daß er in Zürich seinem Wohlthäter mit gleicher Münze heimgezahlt, daß er auch dort das Weib des Mannes, der ihm im Exil eine neue Heimat bereitet hatte, zu verführen getrachtet habe und in Folge dessen mit Schimpf und Schande, mit moralischen — oder physischen Fußtritten aus dem Hause hinausgejagt worden sei. Und jetzt wird diese Fabel noch einmal aufgetischt, und der edle große Mann wird als eine „Spottgeburt von Dreck und Feuer", als ein vollendeter Lump hingestellt, welcher der aufopfernden Freundschaft eines ganzen Lebens mit dem gemeinsten Diebstahl, mit dem hinterlistigen Raube des Glücks und der Ehre dankt! O, über diese schmählichen Verleumder! Wie schlecht muß es um ihre Sache bestellt sein, wie groß muß Wagner dastehen, wenn ihnen selbst solche Waffen nicht verwerflich erscheinen!

Nun, das Tröstliche an der Sache ist, daß die Künste dieser saubern Herren an dem klaren Blick, an der Einsicht eines aufgeklärten, vorurtheilsfreien Gönners scheitern.

„Rheingold" wird trotz alledem und alledem zur Aufführung kommen. Daß ich der ersten Vorstellung beiwohnen werde, versteht sich von selbst. Hans Richter hat mir aus besonderer Gefälligkeit seinen Platz überlassen. Ihm verdank' ich auch das Textbuch, aus welchem einige Tagesblätter den Anfang bereits mitgetheilt haben. Aber dieser Anfang ist so hübsch, daß man ihn auch zwei Mal lesen kann, außerdem will ich aber auch die noch nicht veröffentlichte Fortsetzung hier folgen lassen:

Erste Scene.

In den Tiefen des Rheins. Alles naß.

Woglinde.

Weia! Waga!
Woge, Du Welle,
Walle zur Wiege!
Wagalaweia!
Wallala, weiala, weia!

Wollgundes (Stimme von oben).

Woglinde, wachst Du allein?

Woglinde.

Mit Wollgunde wär ich zu zwei'n!

(Nun kommt die noch nicht publicirte Fortsetzung!)

Wagnerwogner (wallend auf Wogen des westlichen Windes).

Und mit Bülobuhle zu drei'n!
Honolulu!
Bülobulu!
Lulu, lulu!
Winselnde Winde
Wagalaweia!
O Eselinde,
O Eseleia!

Ist das nicht wunderschön? Das ist die wahre Poesie der Zukunft „wallala, weiala, weia!" Diese feine Persiflage der Synagoge konnte nur dem Hirne dessen entspringen, dem das Jahrhundert „Das Judenthum in der Musik" zu verdanken hat.

Verzeihen Sie, lieber Freund, daß ich meinen Brief heute hier abbreche. Ich muß nämlich noch an Professor Silberstein in Wien ein Beileidsschreiben richten. Der bescheidene, anspruchslose Mann ist im kräftigsten Mannesalter von einem Orden betroffen worden, der ihn gewiß nicht minder überrascht hat, als alle seine Collegen. Aber

„Aus der Wolke ohne Wahl
Zuckt der Strahl,
Ohne Wahl aus der Wolke
Schwebt herab der weiße Folke!"

Zum Schluß nur noch eine persönliche Bemerkung:

Nach den traurigen Erfahrungen, welche ich mit einigen meiner frühern „harmlosen Briefe" gemacht habe, sehe ich mich schon jetzt veranlaßt, energisch gegen jede unbefugte Dramatisirung dieses Briefes Protest zu erheben.

Immer

der Ihrige.

Büchertisch des Salon.

1) Consonanzen und Dissonanzen. Gesammelte Schriften aus älterer und neuerer Zeit von J. C. Lobe, Professor ꝛc. Leipzig, Baumgärtner. 1869. — 463 S. 8.

Dies Buch hat uns eine recht große Freude gemacht. Es enthält, in anspruchsloser Form, eine reiche Fülle belehrender und unterhaltender Mittheilungen, anregender Gedanken und zeugt auf jeder Seite für die echt menschliche und noble Natur des Verfassers. Lobe, der musikalischen Welt wolbekannt als Künstler, Componist und Musikgelehrter, sammelt hier Aufsätze der verschiedensten Art, die er früher in Zeitschriften (z. B. in der Allgemeinen Musikzeitung, der Europa) veröffentlichte, und ordnet sie einigermaßen nach ihrem Stoff, läßt ihnen aber die ganze Frische des ersten Wurfs, die sie den lebendigen Eindrücken, unter denen sie im Laufe der Jahre entstanden, verdanken. Und diese Eindrücke und Erinnerungen sind zu gutem Theil nicht gewöhnlicher Art. Obenan stehen für uns, zum Theil wol des Gegenstandes wegen, die Gespräche mit C. M. v. Weber, allen Verehrern des unsterblichen Meisters und allen deutsch fühlenden Musikfreunden wärmstens zu empfehlen, so wie die anderen Weber betreffenden Aufsätze der Sammlung. Sie sind Erzeugnisse feinsten Verständnisses und warmer Pietät, eben so belehrend als unterhaltend. Kaum weniger anziehend sind die Mittheilungen aus Gesprächen mit Mendelssohn-Bartholdy und Lortzing, die Artikel über Spohr und Meyerbeer (der letzte keine Vergötterung, aber, wie uns bedünkt, ein unparteiisches und gerechtes Votum in der von Richard Wagner so ungeschickt aufgeworfenen Streitfrage), über Jacques Offenbach, Franz Liszt, Wieprecht, nicht zu vergessen den trefflichen Artikel „Der alte Herr", ein schönes Denkmal aufrichtiger Verehrung für Karl August von Weimar. Unter den Abhandlungen erwähnen wir „Für die Oper mit gesprochenem Dialog", „Worin besteht die Möglichkeit, ein Erfinder zu werden?", „Salon-Musik". Zum Schluß möge ein Wort aus der „Revue der Zeitphrasen auf dem Gebiete der Musik" die Weise und den Standpunkt des Verfassers kennzeichnen. Lobe spricht von der landläufigen Klage über den „Verfall der Kunst", den „musikalischen Jammer" unserer Zeit. „Will man seinen Blick nur auf das Mittelmäßige, Gewöhnliche richten", sagt er, „das Gute aber nicht sehen, so hat unsere Zeit allerdings des musikalischen Jammers genug. Aber welcher vernünftige Mensch wird die Kunst so betrachten? Wer weiß nicht, daß das Ausgezeichnete immer und überall das Seltene ist und sein soll, damit es eben als Ausgezeichnetes wirken könne? Die mittelmäßigen Werke früherer Zeiten sind untergegangen und wir sehen sie nicht mehr. Die in unserer Zeit werden bemerkt. . . . Aber man übersehe den Weizen nicht über dem Unkraut. Man fasse das Leben überhaupt und die Kunst insbesondere nicht von der schwachen, dunklen und peinigenden, sondern von seiner starken, heitern und beglückenden Seite auf." — Bravo!

Das ist richtige Lebensweisheit und sie erfreut doppelt aus dem Munde eines Veteranen, der gezeigt hat, daß er nicht nur ein Bewunderer und Pfleger „des Weizens", sondern auch ein tapferer Unkrautjäter zu sein versteht. Die hoffentlich zahlreichen Leser der „Consonanzen und Dissonanzen" werden sich davon überzeugen.

2) Alessandrio Poërio. Ein Lebensbild mit lyrischem Anhang von Friedrich Marx. Als Manuscript gedruckt. Graz. Joseph Pak. 1868.

Alessandro Poërio gehört bekanntlich zu jener Reihe ideal-angelegter Helden- und Märtyrer-Gestalten, welchen die ersten Stadien der italienischen Nationalbewegung (es ist seitdem, leider! gar anders geworden) ihren ganz eigenthümlichen Glanz verdankten. Geboren im Jahre 1802, Sohn des neapolitanischen Volksmannes und freisinnigen Ministers Giuseppe Poërio, lernte Alessandro schon als Knabe, nach Murat's Sturz, die Verbannung kennen, kämpfte bei Rieti (1821) im Generalstab Pepi's gegen die Oesterreicher, ward dann, in langjährigem Exil, in Deutschland, später in Toscana, ein Mann von umfassender Sprachgelehrsamkeit. Die Julirevolution führte ihn wieder unter die Enfants perdus der italienischen Nationalpartei. Er war unter den Verschworenen, welche den Aufstand von Bologna vergeblich durch eine Landung zu unterstützen versuchten. Seit 1835 in die neapolitanische Heimat zurückgekehrt, schürte er, in engem Zusammenwirken mit Männern wie Leopardi, Stefani, Giarti, in der Jugend seines Vaterlandes das heilige Feuer des nationalen Gedankens. Im Jahre 1845 brachte ihm der in Neapel zusammengetretene italienische Gelehrtentag glänzende Huldigungen seiner Gesinnungsgenossen aus allen Theilen der Halbinsel. Als am 21. April 1847, bei der zwanzigsten Säcularfeier der Gründung Roms, die junge Popularität Pio Nono's den Volksdank für die mehr erhofften, als wirklich in Aussicht gestellten Reformen voraus nahm, fehlte auch Poërio nicht unter den Sängern und Lobrednern dieser „neuen Aera". Ein Jahr später führte ihn der Völkerfrühling von 1848 wieder auf's Schlachtfeld. Er war unter den 2000 neapolitanischen Freiwilligen, welche Pepi, unbekümmert um den Zurückrufungsbefehl seines Königs, in das von den Oesterreichern bedrohte Venedig führte. Hier theilte der nun schon 46jährige, von körperlichen Leiden hart bedrängte Mann der geistigen Arbeit in seltener Energie die Leiden und Gefahren der Besatzung, während er die Zwischenräume des militairischen Dienstes zu archäologischen Studien und dichterischem Schaffen verwerthete. Der Ausfall gegen die Schanzen von Mestre brachte ihm eine schwere Verwundung. Man mußte ihm ein Bein abschneiden und am 3. November 1848 ging, trotz liebevollster Pflege, seine Lebenskraft zu Ende. Leider ist der größte Theil seines schriftstellerischen Nachlasses durch Nachlässigkeit eines französischen Seeofficiers verloren gegangen. Was wir von Poërio's Gedichten besitzen, bildet nur ein mäßiges Bändchen und auch von diesem theilt die vorliegende Uebersetzung nur eine Auswahl mit: ernste Mannesgedanken, von der nie weichenden Trauer um die Erniedrigung Italiens mit tiefen Schatten durchzogen, aber nicht verbittert und vergällt, anknüpfend an Geschichte, Natur, Menschenleben, und überall ernster Mahnung voll, zur Hingabe an die idealen Güter des Lebens. So redet ihm das Meer die Sprache der Begeisterung und des Thatendranges (S. 30—31), so heiligt und stärkt ihm die Erinnerung an das Glück seiner Kindheit die

reifenden Entschlüsse und Ueberzeugungen des Mannes (S. 25—27), so ruft ihn die Einsamkeit nicht zu süßer Träumerei, sondern zu gesammeltem Besinnen auf die hohe Aufgabe der Zeit. Die Geschichtsbilder (Dante, Rom, Enrico Dandolo, Sulla, Karl V., Ankunft des Kaisers von Rußland auf Sicilien) spiegeln natürlich noch deutlicher die patriotische Lebensarbeit des Dichters. Den „italienischen Körner" möchten wir denselben gleichwol nicht nennen; dazu fehlt ihm durchaus, wenigstens so weit die Uebersetzung darüber urtheilen läßt, der fortreißende, lyrische Schwung. Poërio ist, wie Leopardi, mehr der Mann des Gedankens als der Phantasie und des Gefühls, wobei wir seinen Ergüssen einen gewissen dichterischen Schwung, der aber hauptsächlich der Energie und dem Ernst seiner Ueberzeugungen entspringt, nicht absprechen wollen. Die vorliegende kleine Sammlung hat ein Recht auf Anerkennung in der Reihe jener durchaus löblichen Bestrebungen, welche auf unserer Seite der Alpen wie jenseits derselben neuerdings der Vermittelung italienisch-deutschen Geistesverkehrs sich zuwenden. (Wir erinnern bei dieser Gelegenheit an die, bereits im „Salon" besprochene, Leopardi-Uebersetzung von Brandes, an die Uebersetzung desselben Dichters von Hamerling, und erwähnen den nächstens zu erwartenden, von Schanz redigirten „Hausschatz italienischer Dichter des neunzehnten Jahrhunderts", mit Beiträgen von Ida v. Düringsfeld, Freiligrath, Gregovorius, Hamerling, Halm, Paul Heyse, Albert Möser, Müller von Königswinter ꝛc.)

5) Nord und Süd. Geographisch-ethnographische Studien und Bilder. — Als Beitrag zur Verständigung, zugleich als Reisehandbuch. Allen Gebildeten der deutschen Nation gewidmet von Dr. Emil Schatzmayr in Elberfeld. — Braunschweig. Harald Bruhn. 1869.

„Leider scheint es, als ob der Norden, oder wenigstens der Nordosten, noch eine Antwort auf 1866 erwarte — eine Antwort in — Keil-Schrift — um erst den nöthigen Respect vor dem Süden zu bekommen." — An dieses, zur „Verständigung" gewiß recht dienliche, wenigstens durchaus verständliche, Schlußwort des Buches, verstärkt durch einige Stoßseufzer über „maßlose Unterschätzung Anderer, systematische Abrichtung zum stummen und dummen Gehorsam, über nackte Macht und Gewalt, durch die sich der Süden nun einmal nicht imponiren lasse, knüpft der Verfasser einen „Vorschlag zur Güte", der auf beiderseitiges, vertrauendes Entgegenkommen hinausgeht und von „Schützen-, Turn- und Sängerfesten" (etwa nach v. Beust'schem Recept?), so wie von allgemeinem, directen Wahlrecht mit Diätenbewilligung, also von einem mehr oder weniger socialistisch gefärbten Arbeiter- und Demagogen-Parlament, die Ausfüllung der Kluft zwischen Nord und Süd erwartet. Wir wollen es ihm nicht übel deuten, denn er heißt Schatzmayr (nicht -meier), hat in Gratz studirt, bedankt sich im Namen seiner süddeutschen Landsleute für 1866 und wird hoffentlich noch mit sich reden lassen, ehe er den Brandenburgern, Schlesiern, Pommern, Preußen die bewußte Lection in der Keil-Schrift zukommen läßt. Uebrigens enthält das linguistisch-ethnographische Ragout, welches das Buch uns auftischt, manchen guten, pikanten Bissen: zumal wer für Provinzialismen, Sprüchwörter, Redensarten sich interessirt, wird eine ziemlich reichliche Ausbeute finden. Den ostpreußischen Charakter hat Herr Schatzmayr bei Bogumil Goltz studirt. Er hätte dieser Quelle nicht unbedingt trauen sollen. Man ist an der Ostsee nicht ganz so phlegmatisch und hyperkritisch-ironisch, wie der, seine Form-

losigkeit abgerechnet, wirklich, zumal in seinen romantisch-sentimentalen Anwandlungen, etwas süddeutsch sehende, empfindende und schreibende Verfasser des „Buches der Kindheit" es hie und da, um des Effectes und des Gegensatzes willen, zu sagen beliebt. — Herr Schatzmayr schlägt u. A. auch Reisen vor als Mittel zur „Beseitigung von Vorurtheilen". Wessen gegen Wen? Eben des „übermüthigen" Nordens gegen den „verkannten, bescheidenen" Süden? Er sollte doch wissen, daß der Süden allsommerlich von Norddeutschen wimmelt, während für die Masse der Süddeutschen Berlin noch immer eine halbverhungerte, armselige Wüstenstadt, der Norden eine winterliche, uncultivirte Einöde ist. Auch die Fähigkeit, auf Reisen zu sehen und zu lernen, scheint unter die beiden Hälften der Deutsch redenden Menschen nicht ganz gleichmäßig vertheilt zu sein, wie u. A. der Verfasser zeigt, der trotz längern Aufenthaltes im Norden und trotz 1866 seinen süddeutschen Lesern die alten, schönen, „brüderlichen" Geschichten auftischt, von der „überstudirten Kurzsichtigkeit und Blödigkeit der Sinne", von der „unpractischen Bücherweisheit", von der „einseitig überspannten Geistigkeit bei auffallender Vernachlässigung der körperlichen Bildung" des Nordens (Herr Schatzmayr besuchte wol nie eine nordische Schwimmschule, einen nordischen Turnplatz oder Fechtboden, eine norddeutsche Eisbahn, er machte wol nie eine norddeutsche Segelbotfahrt mit, oder einen fröhlichen, scharfen Ritt auf ostpreußischen Pferden, er sah auch wol norddeutsche Truppen nie manövriren), endlich von norddeutscher Ueberladung des Gedächtnisses auf Kosten des gesunden Menschenverstandes! Das Interessanteste in Schatzmayr's Werke, wie gesagt, ist die ziemlich reichhaltige Blumenlese, namentlich süddeutscher, Provinzialismen. Sie wird dem Buche unter den zahlreichen Liebhabern linguistischer Beobachtungen und Vergleichungen Freunde verschaffen.

4) Vor und nach dem Kriege. Der Vermischten Schriften zweiter Theil. Von Heinrich Bernhard Oppenheim. Stuttgart. Kröner. 1869.

Es ist recht schade, daß der Verfasser von „Süd und Nord" diese Sammlung nicht lesen konnte, ehe er in der großen Zeitfrage so warmblütig das Wort nahm. Sie hätte ihm zu mancher guten Lehre verhelfen können. Oppenheim's Art zeichnet sich bekanntlich durch Klarheit und Maß aus, neben großer Wärme und Schärfe da, wo der Gegenstand und die Sachlage diese Eigenschaften herausfordert. Er vertritt in seinen politischen Aufsätzen vor Allem die Ueberzeugung, daß es sich für die gegenwärtigen Deutschen wesentlich um den Uebergang von einem mehr oder weniger aufregenden Spiel mit politischen Theorien und persönlichen Ansichten, zur ernsten Arbeit am Staate handelt, daß practisches Eingehen auf die gegebenen Verhältnisse, weit entfernt, den „politischen Charakter" zu gefährden, vielmehr dessen unerläßlichstes Erziehungsmittel und zuverlässigster Prüfstein sei, daß nicht das Maß der formell zugestandenen Volksrechte, sondern die Allgemeinheit und Sicherheit, welche ihre Ausübung erreicht hat, über den Grad der politischen Freiheit entscheidet und daß es Unsinn ist, von letzterer überhaupt zu reden, so lange das ganze Staatswesen überhaupt nicht auf der sichern Grundlage nationaler Kraft und Einheit ruht. Er ist also selbstverständlich „nationalliberal", und einer der liebenswürdigsten und verständigsten Publicisten dieser Richtung. Seine in dem vorliegenden Bande abgedruckten „Garantien der Freiheit" (1865 geschrieben) entwickeln die Grundlage seines Programms.

Die „Briefe aus Süddeutschland" (1865—66) beleuchten vom Standpunct desselben das Verhalten der süddeutschen Volkspartei kurz vor und während der Geburtswehen der neuen Aera. „Partei oder Coterie" (1867) spricht über den denkwürdigen Zersetzungsproceß der liberalen Parteien ein gewichtiges Wort, uns recht aus dem Herzen: „Nur die ganz schwachen Köpfe, welche ein Programm auswendig lernen, um das mühsame Selbstdenken auf ewig zu sparen, befriedigen sich rückhaltlos mit einer fertigen Parteibildung; die Selbstdenkenden sind genöthigt, mit einiger Ueberwindung sich derjenigen Partei anzuschließen, deren Gesammtrichtung ihren persönlichen Anschauungen annähernd am besten entspricht. Die Fortschritte ihrer individuellen Bildung müssen alsdann zur Mehrung des geistigen Capitals der Partei beitragen. Gerade diese Einwirkung aber bringt sie in Widerstreit mit jenen Zeloten, welche auf Dogmen schwören, obgleich sie die Geistesfreiheit stets im Munde führen; welche abstract denken aus Unwissenheit, niemals beirrt durch wachsende Erkenntniß, niemals den eigentlichen Lebensfragen näher tretend. Je beschränkter, desto intoleranter! Diese sogenannten „stählernen Charaktere", welche in der Volksversammlung die imposantesten Resolutionen durchsetzen, gefährden gerade am meisten die freiheitliche Entwickelung der Parteien durch ihr zähes Festhalten an unbrauchbar gewordenen Phrasen, durch ihre barocke Buchstabenconsequenz." — Wir haben's erlebt! — Nicht weniger anziehend als die rein politischen, sind die literarisch-historischen Aufsätze der Sammlung, namentlich die elegante Studie über Paul Louis Courrier, den unerreichten Pamphletisten, und der Essay „Ueber das öffentliche Leben in dem napoleonischen Frankreich". Unter den Kritiken stehen die Besprechungen von „Hüffer, über die diplomatischen Verhandlungen zur Zeit der ersten französischen Revolution", von „Rosenkranz, über Diderot", und zumal von „Robert Mohl, über die bürgerliche Gleichstellung der Juden", obenan. Der echt schwäbisch-spießbürgerlichen Beschränktheit des bekannten württembergischen „liberalen" Staatsmannes gönnen wir von Herzen die derbe und scharfe Zurechtweisung. Weniger haben uns die Aufsätze über „Dixon, Spiritual wives", über „Laboulaye's Prinz Pudel" und über „Knigge's Umgang mit Menschen" befriedigt. Doch sind sie auch wol nur als Beigabe zu betrachten. Alles zu Allem gerechnet, wird der vorliegende Band dem liebenswürdigen und gediegenen Publicisten neue Freunde zuführen und ihm die alten zu neuem Danke verpflichten.

5) Hermann Hüffer. Oesterreich und Preußen gegenüber der französischen Revolution, bis zum Abschluß des Friedens von Campo Formio. Vornehmlich nach ungedruckten Urkunden der Archive in Berlin, Wien und Paris. — Bonn, Adolph Marcus. 1868. 490 S.

6) Hermann Hüffer. Die Politik der deutschen Mächte im Revolutionskriege, bis zum Abschluß des Friedens von Campo Formio. Zugleich als Erwiederung auf Heinrich v. Sybel's Ergänzungsschrift zur Geschichte der Revolutionszeit. Münster. Aschendorff. 1869. — 242 S.

Wie man weiß, geht dem Widerstreit der österreichischen und der preußischen Staatslenkung seit Jahrzehnten eine literarische Fehde zur Seite, die politische und militairische Action theils vorbereitend, theils ausbeutend. Von hier und dort hat man den Vorwurf der Gleichgiltigkeit gegen Deutschlands Größe und Sicherheit, der dynastischen Selbstsucht, wenn nicht geradezu des

qualificirten Vaterlandsverrathes einander entgegen geschleudert, und beiden Parteien hat es niemals an einem Vorrath „unwiderleglicher Thatsachen" zur Beschämung und moralischen Vernichtung des Gegners gefehlt. Wenn die Wortführer Preußens an die Räumung Belgiens im Jahre 1794 erinnerten, an den Frieden von Campo Formio, die Uebergabe von Mainz, an die Metternich'sche Politik auf und seit dem wiener Congreß, endlich an die Parteinahme für Dänemark im Jahre 1850, so wurden und werden die Parteigänger Oesterreichs nicht müde, uns den Frieden von Basel und die Neutralitätsjahre 1795—1805 zum Vorwurf zu machen, von den Entrüstungsausbrüchen über den neuesten „Bundesbruch" und die Annexionen gar nicht zu reden. Unseres Erachtens hätte man auf beiden Seiten längst wohl daran gethan, die Sprache des Parteigängers und des Advocaten mit der des gewissenhaften Zeugen zu vertauschen, und den Gegner nicht nach einem Maßstab zu messen, den man auf seiner eigenen Seite zuzulassen weit entfernt ist. Man hätte sich dann vielleicht längst das gegenseitige Zugeständniß gemacht, daß es unbillig ist, die Politik von Großmächten nach einem von ihren greifbaren Interessen gelösten, ja ihnen vielleicht zeitweise entgegengesetzten Idealbegriff zu messen. Solch' ein abstracter Begriff aber war Deutschland, und mit ihm deutscher Patriotismus, seit dem Westphälischen Frieden ziemlich ohne Ausnahme für staatsmännische Kreise geworden. Wenigstens wird „uneigennützige", von der Sorge für die eigene Hausmacht gelöste Kraftaufwendung für jenen geographischen Begriff zwar bei Gelegenheit von Allen im Munde geführt, aber thatsächlich von Niemandem geleistet. Es ist Hüffer's Verdienst, diese nur zu natürliche Sachlage für den Zeitraum von 1792—1797 in ruhiger, leidenschaftloser Darstellung und auf gründliche archivalische Forschungen gestützt, nachgewiesen zu haben. Von vornherein bestimmt tiefes und auf beiden Seiten nur zu gerechtfertigtes Mißtrauen den halben und schwankenden Charakter des österreichisch-preußischen Bündnisses. Man fürchtete hier wie dort etwaigen Machtzuwachs des deutschen Bundesgenossen weit mehr, als Stärkung des Feindes. Die polnischen Angelegenheiten zumal hielten die Interessen fortwährend getheilt. Laue, halbe Kriegführung auf beiden Seiten war die natürliche Folge. Preußen, finanziell erschöpft, am Ausgang des Rheinkrieges unmittelbar, so zu sagen, persönlich wenig betheiligt, durch die republikanischen Gewaltthaten nicht unmittelbar, wie Oesterreich, in seiner Herrscherfamilie beleidigt und durch die Erwerbungen in Polen beschäftigt, schloß in beklagenswerther, aber nur zu natürlicher Kurzsichtigkeit den Baseler Frieden. Oesterreich hatte die Niederlande im Feldzuge von 1794 aufgegeben, gewiß nicht verrätherisch und vorsätzlich, wie man behauptet hat, aber in trauriger Schwäche. Seine Staatsmänner empfanden später sehr wol die Demüthigung, welche die Aufgabe des linken Rheinufers für ihren Kaiser, den „Mehrer des Reichs", in sich schloß. Aber ihre Heere waren geschlagen, ihre Hülfsquellen erschöpft, Norddeutschland rührte sich nicht. Da nahmen sie, was sie bekommen konnten, und ließen sich in Italien für Belgien entschädigen. Mit einem Worte: Ursache des unglücklichen Ausgangs war durchaus nicht bewußter Verrath von dieser oder jener Seite, sondern Zwiespältigkeit der maßgebenden Interessen, Mißtrauen, schwache, kleinmüthige Kriegführung und endlich dann die zwingende Noth.

Dies im Ganzen und Großen das Ergebniß der vorliegenden Untersuchungen: an sich wahrlich nicht erfreulich für das deutsche Nationalgefühl,

aber warnend und lehrreich, wol geeignet, die Gemüther von unfruchtbaren Anschuldigungen des Gegners zu Prüfung der eigenen Fehler und zu besonnener Würdigung der Verhältnisse zu lenken. Wer dazu beitragen will, die Wiederkehr ähnlichen Unglücks zu verhüten, wird auf Besserung der Verhältnisse hinzuwirken haben, statt auf Anschuldigung mißliebiger Personen. Darum wissen Die nicht, was sie reden, welche im Namen deutscher Vaterlandsliebe die preußische Eroberungspolitik von 1866 tadeln. Ist sie doch der einzige practische Weg, die Wiederkehr der Ereignisse von 1794, 1795 und 1797 unmöglich zu machen. Wirklich unabhängige Großmächte setzen eben das Geld und Blut ihrer Bürger nicht ein, es sei denn für ihre eigensten handgreiflichen Interessen: eine Regel, von der die „für Ideen geführten" Kriege bekanntlich erst recht keine Ausnahme machen. — Durch gute Form und maßvolle, objective Haltung hat Hüffer dafür gesorgt, daß seine Leser den in seinen Untersuchungen gebotenen Zuwachs an Kenntnissen nicht zu mühsam erwerben, und so seien die beiden tüchtigen Arbeiten denn auch der Theilnahme weiterer Kreise deutscher Geschichtsfreunde bestens empfohlen.

7) Eduard Laboulaye. Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Mit einem Vorworte von Bluntschli. Band 1. Die Colonien vor der Revolution. Band 2. Der Kampf um die Unabhängigkeit. Heidelberg, Karl Winter.

Es ist immer eine große Freude, unter den Schriftstellern einen Mann, einer gesammelten, auf ihr Ziel nach innerer Nothwendigkeit und mit klarem Bewußtsein losgehenden Kraft zu begegnen. Wird doch eine hohe Entwickelung des Beobachtungs-, Urtheils- und Darstellungs-Vermögens nur zu leicht zur Hehlerin jenes selbstsüchtigen Indifferentismus, dessen „Objectivität" in der Stunde der Versuchung so oft in die niedrigste Form der Subjectivität sich verwandelt. Laboulaye gehört zu der nicht so gar zahlreichen Gemeinde hervorragender Talente, welche diese Klippe zu vermeiden wissen, ohne darüber der Einseitigkeit des Parteimenschen zu verfallen. Wie man weiß, ist seine Thätigkeit seit zwanzig Jahren unablässig darauf gerichtet, den Lebensanschauungen, auf welcher die germanische Freiheit in ihrer entwickeltsten, der amerikanischen, Form beruht in dem katholisch-romanischen Frankreich Eingang zu verschaffen. In diesem Sinne schrieb er die bekannte Tendenz-Novelle „Paris in Amerika" und „Prinz Pudel", die wir seiner Zeit den Lesern des „Salon" empfohlen haben, und derselben Sache versucht er durch seine „Geschichte der Vereinigten Staaten" bei dem ernsteren Theile der Lesewelt zu dienen. Wie so viele der besten populär-wissenschaftlichen Leistungen des neuen und neuesten Frankreich ist dieselbe aus Vorlesungen entstanden, die der Verfasser (1849 und 1850) vor jenem eigenthümlich anregenden und dankbaren Publicum hielt, welches, aus Männern und Jünglingen verschiedenster Lebensstellungen zusammengesetzt, den volksthümlichen Lehrern des Collége de France und der Sorbonne zuzuströmen pflegt. Sehr mit Recht weist das Vorwort Bluntschli's darauf hin, daß diesen Vorlesungen gegenüber das öffentliche Unterrichtswesen des in Staaten, Stände, Stämme, Körperschaften aller Art zerklüfteten Deutschlands noch eine Lücke zeigt. Die Collegia der Universitäten können sie nicht ersetzen, denn sie leiden unter der Gewohnheit, wenn nicht unter dem Zwange, einer gewissen technischen, an die Vorbereitung zum Staatsexamen erinnernden Trockenheit. Die immer zahlreicher werdenden Privatvorlesungen reisender oder seßhafter Gelehrten,

Künstler, Rhetoren können es auch nicht; denn ihr Unternehmen, von der Mode und dem Unterhaltungsbedürfniß des zahlenden Publicums abhängig, entbehrt der Ruhe und Unabhängigkeit für Durchführung großer Aufgaben. Was Noth thäte, wäre die Gründung freier Akademieen in den Centralpuncten der Bildung, mit der Aufgabe, die Ergebnisse der fortschreitenden Wissenschaft in schöner, anregender Form dem geistig empfänglichen Theile der gebildeten Stände zugänglich zu machen. In solcher Form behandelt das vorliegende Werk Laboulaye's die Vorgeschichte und die Begründung der amerikanischen Freiheit. Der Verfasser gesteht offen, daß er, was sein Material angeht, hauptsächlich von Bancroft und Story abhängt. Er hat aber seine Hülfsmittel sehr geschickt und fleißig verwerthet. Seine Arbeit, wie sie hier in recht guter Uebersetzung vor uns liegt, wird die bei uns glücklicher Weise nicht erst zu weckende Theilnahme für die zweite, überseeische Heimat auch in solchen Kreisen nähren und fester begründen, welchen die treffliche Arbeit Neumann's zu viel Anstrengung zumuthet. Man wird nicht weniger aus ihr lernen, weil man sie mit Vergnügen lesen wird.

9) Her Majesty's Tower, by William Hepworth Dixon. Sixth Edition. London, Hurst and Blacket.

Dixon's eigenthümliches Talent für belehrende Darstellung in schöner Form hat sich auch in diesem seinem neuesten Werke nicht verleugnet. Wie die gewichtigen Untersuchungen von „New America" und „Spiritual Wives" an Reiseerlebnisse des Verfassers anknüpften, so reiht sich hier eine reiche Galerie von geschichtlichen und culturgeschichtlichen Essays an den Bericht über einen Rundgang durch die Höfe, Thürme, Säle und Gewölbe des Towers, „des ältesten (Dixon schließt hier die Ruinen aus) und poetischsten Denkmals in Europa." „Die Heimat unserer stolzesten Könige, das Grab unserer edelsten Ritter, der Schauplatz unserer fröhlichsten Feste, das Feld unserer schwärzesten Verbrechen, spricht das Gebäude gleichzeitig zum Auge und zur Seele. Graue Gefängnisse, grüne Bäume, schwarze Thore, düstere Wälle erheben sich, gesondert von allen Dingen in der Nähe und Ferne, drohend, malerisch, fesselnd, auf die Sinne wirkend wie ein Zauber, und uns aus der Alltagsstimmung in eine romantische Welt rufend, gleich der, die wir in Licht und Schatten in Shakspeare's Dichtung finden." — Durch diese Welt geschichtlicher Erinnerungen großen Styls führt Dixon's Buch den Leser, so zwar, daß die Beschreibung des Bauwerkes nur den äußerlichen Verbindungsfaden der geschichtlichen Darstellungen hergiebt. Verhältnißmäßig kurz wird die sagenhafte Gründung des Towers behandelt, so wie die Erinnerungen der normännischen Zeit. Das erste reicher ausgeführte Bild gehört dem fünfzehnten Jahrhundert an; es zeigt uns die anziehende Gestalt des gefangenen fürstlichen Dichters, Karls von Orleans, „des letzten der Troubadoure". Seine ganze Kraft aber wendet der Verfasser auf die Wiederbelebung jener abwechselnd glänzenden und düsteren Scenen, die während des Kampfes der Rosen und unter den Tudors Englands Hoffen und Fürchten so oft an die Festhallen und an die Gewölbe und Richtplätze des alten Schlosses fesselten. Wer Dixon kennt, wird sich nicht wundern, daß hier die Darstellung, den Plauderton archäologischer Redseligkeit weit hinter sich lassend, sich oft zu der ganzen Kraft hochpoetisch-ernster Geschichtsauffassung erhebt: handelt es sich doch um die Geburtswehen des modernen England, um die Kämpfe, Leiden, Heldenthaten, Verbrechen, aus denen die Nationaleinheit und die Ge-

wissensfreiheit hervorgingen, freilich nach Opfern, gegen die gehalten, die von unserm verwöhnten Geschlecht so ungebehrdig ertragenen Unbequemlichkeiten unserer heutigen Uebergangszeit als Spielwerk erscheinen. In den Vordergrund treten hier begreiflicher Weise Jane Gray und Walter Raleigh. Man wird ihre Geschichte nicht ohne tiefe Bewegung lesen. Aber auch die weniger ausgeführten Partieen enthalten anziehende und belehrende Züge: so die Geschichte des „Pilgrimage of Grace", der Massenerhebung Nordenglands gegen die gewaltsame Reformation Heinrich's V. Stutzig machen wird manchen Leser Dixon's fast leidenschaftliche Erregtheit gegen Maria Stuart und ihre Anhänger. Der Deutsche hat hier aber zu bedenken, daß es bei diesen Geschichten sich um den Entscheidungskampf handelt, welchen die junge englische Geistes- und Bürger-Freiheit, als Vorkämpferin der ganzen germanischen Rasse gegen die riesigste Kraftanstrengung des Romanismus zu bestehen hatte. Da hat ein Mann wie Dixon für romantische Galanterie nichts übrig. Es ist nicht seine Schuld, wenn seine Darstellung der beiden Königinnen unwillkürlich zu einer Kritik unsers Lieblingsdichters wird. Weniger ist der Uebereifer zu loben, der in dem von Lord Cobham (John Oldcastle) handelnden Abschnitte aus Shakespeare mit Gewalt einen Puritaner machen möchte. Wenn der Dichter Heinrich's IV., zuerst wol in Unkenntniß von Oldcastle's wahrer Geschichte, den Namen dieses wackern Mannes aus dem Volksmunde als Bezeichnung eines alten Narren und Schlemmers entlehnt haben soll (demnach wäre der Name erst später in den Falstaff's umgeändert), und wenn er dann später sich zu dem ausdrücklichen Zusatze veranlaßt fand: „Oldcastle died a martyr, and this is not the man", so kann wohl eine überkühne Deutung diese Worte zu einem Glaubensbekenntnisse des Dichters stempeln. Der historische Oldcastle, ein Anhänger Wiclef's, war unter Heinrich V. als Beschützer der Lollharden gegen den Clerus aufgetreten und hatte dafür 1417 mit dem Feuertode gebüßt. Es wäre ja wunderbar, wenn der Dichter des Hamlet kein Mitgefühl für ein solches Opfer des Fanatismus hätte. Aber deswegen den Dichter von „Was ihr wollt" zu einem Puritaner machen, das geht doch über den Spaß. Aber bekanntlich geht die Manie neuer und frappanter Shakespeare-Enthüllungen gegenwärtig mit starken Schritten ihrem Siedepuncte entgegen und man darf sich auf diesem Gebiete eben über Niemand und über Nichts mehr wundern.

Fr. Kreyßig.

Literarische Notizen.

Die Fortsetzung von Shakspeare's dramatischen Werken, herausgegeben von Bodenstedt (Leipzig, Brockhaus, 1869) bringt Heinrich VIII. in der musterhaften Uebersetzung von Otto Gildemeister, vielleicht dem besten Uebersetzer englischer Poesie, den wir augenblicklich haben, und König Lear von Georg Herwegh, dem so lange verstummten Dichter der „Lieder eines Lebendigen". — In sehr gefälliger Ausstattung und theilweise recht gelungenen Uebersetzungen hat die „Miniaturbibliothek classischer Schriften des In- und Auslandes" (Bremen, Kühtmann, 1869) bisher gebracht: Tegnér's Frithjofsage und Nachtmahlskinder; Andersen's Bilderbuch ohne Bilder und Björnson's Fischermädchen; die beiden neuesten Bände sind Béranger's Lieder und Chansons von A. Laun und Walter Scott's Dame vom See von L. Freytag. — Nach diesen mannigfachen Versuchen, englische Dichtung in deutsches Gewand zu kleiden, gereicht es uns zum besondern

Vergnügen, auf ein Werk hinweisen zu können, welches umgekehrt deutsche Dichtung in englischer Uebersetzung giebt: „German Poetry with the English versions of the best translators", edited by H. E. Goldschmidt. (London, Williams and Norgate. Leipzig, Hartknoch, 1869). Den Ehrenplatz nehmen Goethe und Schiller ein; ihnen schließen sich Bürger, Körner, Uhland, Heine, Chamisso, Rückert, Freiligrath, Anastasius Grün, Emanuel Geibel u. A. an. Unter den Goethe-Uebersetzern bemerken wir vor Allen Th. Martin und J. Anster, die den Engländern den „Faust" gegeben haben; aber auch Shelling hat einzelne Stücke des „Faust" übertragen, und A. D. Coleridge (der Sohn des berühmten Samuel Taylor Coleridge, eines der Häupter der Seeschule und Uebersetzer von Schiller's „Wallenstein") den „Egmont", welcher ganz neuerdings erst, mit Beethoven's Musik dazu, in London herausgekommen ist. Die Reihe der Schiller-Uebersetzer ist noch mannigfaltiger, wie denn überhaupt Schiller im Auslande, sowol Frankreich als England, populärer zu sein scheint, als Goethe. Zuerst Coleridge, dann Thomas Carlyle, C. H. Merivale und Lord Lytton sind es vorzüglich, die sich um die Einführung Schiller's in England verdient gemacht haben. Uhland ist von Longfellow und dem amerikanischen Dichter W. C. Bryant übersetzt worden; der englische Heine-Uebersetzer par excellence ist A. E. Bowring. Einige der gelungensten Uebersetzungen von Freiligrath's Gedichten sind von der Tochter des Dichters, Mrs. E. Kroecker. Ein Anhang geistlicher Lieder von Luther, Gellert, Gerok, Spitta macht den Beschluß; und als Uebersetzer sind der Dean Alford und Katharine Winckworth hier besonders zu nennen. — Als sehr empfehlenswerthe Lectüre nicht nur für die reifere Jugend, sondern für „den auf kein Alter beschränkten Kreis wahrhaft Gebildeter" bezeichnen wir die „Culturbilder aus Hellas und Rom" von Dr. Hermann Göll (Leipzig, Hartknoch, 1869). Die Thatsache, daß bereits eine zweite berichtigte und vermehrte Auflage vorliegt, beweist, welchen Anklang das zwei Bände starke Buch gefunden; und mit Recht. In der anziehendsten, anschaulichsten, überall auf die Quellen gestützten Darstellung werden uns der Volksunterricht, die Professoren, die Studenten und der Musikdilettantismus der römischen Kaiserzeit geschildert; Parasiten und Hofnarren, Gaukler und Astrologen uns vorübergeführt. Wir lernen die Actiengesellschaften, die Bankiers, Banken und Geldkrisen des Alterthums; die Aerzte, die Handwerker, Fabrikanten, Zünfte, Milizen, Lanzknechte, Leibeigene, Sclaven, und — last not least! — die Polizei kennen. Wir werden belehrt über die sociale Stellung des Weibes, über Toleranz, Sectirerei und Proselytenmacherei, über Gespensterspuk und Geisterzwang, besuchen die Theater und die Gladiatorenkämpfe, werden in die Geheimnisse der griechischen und römischen Küche eingeführt, und erfahren, daß die Alten nicht nur Wein, sondern auch schon Bier tranken; so daß es also wol wahr sein muß, was der jüdische Weise in Gutzkow's „Uriel Acosta" sagt: „Alles schon dagewesen." Eine trefflichere Lectüre für die nun schon länger werdenden Abende wüßten wir kaum zu nennen. — Und da wir einmal beim Alterthum sind, wollen wir nicht vergessen mitzutheilen, daß von dem bereits früher zur Anzeige gebrachten Prachtwerk „Bilder aus Griechenland", nach der Natur gezeichnet von A. Löffler, mit Text von Dr. M. Busch (Triest. Lit.-artistische Anstalt, Julius Ohswaldt, 1869), die drei letzten Lieferungen, 8 — 10, erschienen sind. Mit seinen außerordentlich feinen Stahlstichen und seinen tadellos ausgeführten Holzschnitten wird dies Werk

jedem Büchertisch in jedem Salon Ehre machen! — In den letzten Lieferungen der pariser „Revue Contemporaine" finden wir eine Reihe ebenso geistvoller als mit intimster Sachkenntniß geschriebener Artikel „La presse politique en Allemagne", aus der Feder von Dr. Arthur Levysohn, des bekannten Pariser Specialcorrespondenten der „Kölnischen Zeitung", dem auch der „Salon" schon einige höchst vorzügliche Beiträge verdankt. Bei der Besprechung der „National-Zeitung" bemerkt Levysohn über den Kritiker derselben, Herrn Dr. Karl Frenzel, daß das Talent desselben eine gewisse Analogie habe mit demjenigen des Herrn Paul de Saint-Victor, eines der angesehensten unter den jüngeren Pariser Feuilletonisten. „Die Urtheile des Herrn Karl Frenzel", heißt es, „genießen in der literarischen und künstlerischen Welt von Berlin eines sehr verdienten Ansehens, und man ist einstimmig darin, der Feinheit und dem Geschmack dieses Schriftstellers Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, welcher ganz besonders in dem durch die Engländer in die moderne Literatur eingeführten Genre des Essays excellirt." — Die Verlagsbuchhandlung von F. A. Brockhaus bereitet ein Werk von der höchsten Bedeutung vor: eine „wissenschaftliche Biographie Alexander von Humboldt's." Die Redaction derselben hat Dr. Carl Bruhns, Director der Leipziger Sternwarte, übernommen, und die berühmtesten Fachgelehrten (Dove, Du Bois Reymond, Förster in Berlin, Griesbach in Göttingen, Peschel in Augsburg, Avé-Lallemant in Lübeck 2c.) haben, je nach ihrer Specialität, die Bearbeitung des reichen Materials unter sich getheilt. Das ganze Werk wird aus zwei starken Bänden bestehen und mit einigen bisher noch nicht vervielfältigten Original-Portraits, Alexander von Humboldt in seinen verschiedenen Altersstufen darstellend, geschmückt sein. Der Herausgeber richtet zugleich an Alle, welche im Besitz noch unbekannter biographischer Notizen oder wissenschaftlicher Nachrichten sind, die auf A. von Humboldt in irgend einer Weise Bezug haben, die Bitte, ihm solche mittheilen zu wollen. — Wir fügen hier zugleich die Bemerkung bei, daß der „Salon" sich in der angenehmen Lage befindet, demnächst eine Reihe hochinteressanter, bisher noch nie gedruckter Briefe der Brüder W. und A. von Humboldt, welche von einem Freunde unseres Unternehmens uns gütigst zur Verfügung gestellt worden sind, veröffentlichen zu können. —

Von der andern Seite des Wassers.

New-Yorker Plauderei.

Amerika läuft Gefahr durch den „Salon", in das Renommée eines vorwiegend musikalischen Landes zu kommen. Mit Musik schloß mein voriger Brief, mit Musik beginnt der gegenwärtige. Fürchte der europäische Leser indessen nicht, daß ich ihn des Weiteren über das Bostoner Sängerfest zu unterhalten gedenke, dessen Einzelheiten ihm längst aus den deutschen Zeitungen bekannt sein werden. Ich, von meinem beobachtenden Standpunkt, will nur den großen Eindruck constatiren, den es auf die Amerikaner gemacht, und hinzufügen, daß dieser Umstand auf's Neue beweist, welche rapiden Fortschritte während der letzten Jahre das deutsche Element Amerika's gemacht hat. Seit im Senat und im Repräsentantenhause deutsche Adoptivbürger sitzen, seit auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen und socialen Lebens der deutsche Geist und das deutsche Talent Anerkennung und tonangebende Stellung erzwangen, würde das Leugnen dieser Thatsache nur noch das Gegentheil von dem herbeiführen können, was es bezweckt. Haben sich doch erst während des letzten halben Jahres Amerikaner und Deutsche im Osten der Union, wie im Mississippithale und im fernen Californien vereinigt, um einem deutschen Gelehrten, Robert v. Schlagintweit, die Ehren einer Gastlichkeit zu erweisen, auf welche die gesammte Geisteswelt der alten Heimat stolz sein darf! Rüsten sich nicht eben alle großen und kleineren Städte dieser gewaltigen Republik zu einer Gedächtnißfeier Humboldt's, welche bestimmt ist, durch ihre Volksthümlichkeit wie ihre Großartigkeit das europäische Deutschland tief in Schatten zu stellen! Und endlich — hüllte nicht erst vor wenigen Tagen die Kunde von dem Tode eines deutschen Mannes ganz Amerika in Trauer, eines Mannes, dessen Namen identisch ist mit einem Werk, auf welches der amerikanische Nationalstolz nicht selbstgefällig genug hinweisen kann?

Dieser Mann ist Johann A. Röbling, jenes Werk die Hängebrücke über den Niagara. Sie ist nur das berühmteste unter den Vermächtnissen des kühnen Baumeisters — ob sie das bedeutendste ist, bleibt bei der großen Anzahl sonstiger Geniebauten, welche er während seiner amerikanischen Carrière ausführte, fraglich. Die Niagarabrücke kennt eben die ganze Welt und wer sie kennt, staunt sie an — ein Wunder menschlichen Wagens und menschlichen Könnens angesichts des erhabensten Naturwunders gegründet. Die erste Idee zu dem beispiellos kühnen Werk muß durch einen Vogel angeregt worden sein, welchen der Erbauer über den Erdschlund hinwegfliegen sah, auf dessen Sohle die Wasser des eben gestürzten Niagara dem Ontario-See zuschäumen. Ein eiserner Gedanke spannt sich das graziöse und doch die Lasten des amerikanischen Binnenverkehrs befördernde Brückenwerk über den Abgrund, ewige Dauer dem Andenken des Meisters sichernd, der ihn erdachte. Es fehlt der Raum, um hier von seinen anderen Leistungen zu sprechen. Das Größte war ihm noch vorbehalten geblieben. Ein Werk ohne Gleichen in der bisherigen Geschichte des Brückenbau's war vor Kurzem in seine Hände gelegt worden. Der breite, Brooklyn und New-York trennende

Meeresarm, der Eastriver, dessen alltäglich Hunderttausende von Menschen befördernde Dampffähren dem Verkehr der beiden Großstädte längst nicht mehr genügen — der Eastriver soll durch einen Brückengiganten überbaut werden, unter dessen himmelanragenden Spannungen die Dampfer und Kauffahrer aller Nationen mit erhobenen Masten hinweggleiten können. Schon waren des Meisters Pläne geprüft und gebilligt, schon begannen unter seiner eigenen Leitung die Vorarbeiten — da, in Mitten seines Berufes ereilte ihn ein unvermuthetes neidisches Geschick. Mit Vermessungen für das Fundament des künftigen Bau's beschäftigt, erlitt der dreiundsechzigjährige Mann — er war 1806 zu Mühlhausen in Thüringen geboren und kam 1831 nach den Ver. Staaten — eine Fußquetschung, die erst vernachlässigt, dann falsch behandelt, endlich tödtlich wurde. Amerika hatte gegen den Verdienten schon bei seinen Lebzeiten keineswegs mit Dank irgend welcher Art gekargt. Röbling starb als berühmter Mann und als Millionär. Er hinterläßt einen seiner würdigen Sohn, Washington Röbling, dem alsbald nach des Vaters Heimgang die Vollendung des großen Werkes anvertraut wurde. Möge Vor- und Zuname des jungen Baumeisters von glücklicher Vorbedeutung für das ihm übertragene Erbe sein!

Doch hinweg von den Todten! Den Kranz auf ihre Gruft gelegt — und dann zurück in die Hochfluth des Lebens. Ihrer buntesten und schillerndsten Strömung wollen wir uns anvertrauen; von der Fashion wollen wir uns ergreifen und hinaustragen lassen aus der Metropole, jenen Begünstigten der Gesellschaft folgend, denen glänzende Mittel die Wahl einer glänzenden Sommerfrische oder eines Modebades zum Aufenthalt während der glühenden Tage des Juli und August gestatten. Ein amerikanisches Modebad! Absonderliche Erinnerungen erweckt dies eine Wort in der Seele des Ausländers, der das, was es besagt, aus eigener Anschauung kennen gelernt. Völlig verkehrte Vorstellungen aber muß es in der Phantasie jedes Europäers wachrufen, der den ihm geläufigen Maßstab für Bäder und Badeleben anlegend, Aehnliches oder gar Gleiches auf der andern Seite des Oceans erwartet. Vor allen Dingen entschlage er sich des Gedankens, daß amerikanische Bäder zur Herstellung geschwächter Gesundheiten oder zur Erholung von den Strapazen des übrigen Jahres aufgesucht werden. Im Gegentheil: ihnen werden Comfort und Wohlbefinden zum Opfer gebracht, ihnen zuliebe Strapazen ertragen, welche die Mode der alten Welt — wie tyrannisch sie auch sei — nimmermehr wagen würde zu dictiren. Bequeme abgeschlossene Stadthäuser werden mit sechs und sieben Stock hohen Hôtels von der Größe napoleonischer Casernen vertauscht, die während der Saison vergoldeten, mit Menschen übervölkerten Bienenstöcken gleichend, jeden Gedanken, nur den nicht an behagliche, der Erholung gewidmete Villaggiatur aufkommen lassen. In diesen luxuriös ausgestatteten Phalansterien etablirt sich zu Saratoga, Newport, Long Branch, Cape May — und wie sie alle heißen mögen, diese Mekka's der amerikanischen Sommerfashion — das high life unserer großen Städte, nicht um zu ruhen, sondern um in unabläßigem Jagen nach forcirter gesellschaftlicher Unterhaltung dort mit zu glänzen, wo zu glänzen der gute Ton gerade vorschreibt. Das „Schau-Geschäft", (vielleicht der mächtigste Factor unseres öffentlichen Lebens überhaupt) steht hier in vollster Blüthe. In Europa durch die Traditionen und Gepflogenheiten seiner alten Gesellschaft doch stets nur zum Range eines „Mittels" herabgedrückt, wird es hier zum unverhüllten, einzigen „Zweck". Der Luxus der Mode, Reich-

thum und Wechsel der äußern Erscheinung, welche die Damen der Newyorker Handelswelt — und zwar die Millionärinnen von gestern, die Schoddy-Aristokratinnen an der Spitze — französischen Palastdamen zum Trotz zu entwickeln verstehen, ist die herrschende Großmacht. Schön und zierlich, wie die Mehrzahl der Amerikanerinnen es ist, giebt es im Großen und Ganzen kein Frauengeschlecht, welches sich, wie sie, so wenig mit den von der Natur empfangenen Geschenken genügen läßt. Geborne Adepten der Toilettenkunst rufen diese Schönheiten jedes künstliche Mittel zu Hülfe, um ein so siegreiches Bild weiblicher Körpervollendung herzustellen, daß die übrige Welt keinen andern Zweck mehr haben darf, als dieses Bildes Rahmen zu sein. Keine Beleuchtung aber ist diesen Bildern günstiger als die der — Kirche und des Modebades. Frivol, wie diese Zusammenstellung erscheint, wird sie doch durch die Wirklichkeit gerechtfertigt — es ist eben das große Schaugeschäft, welches Angesichts der Predigt eines von der Tagesmode vergötterten Kanzelredners wie am Strande von Long Branch vergessen wird.

Ja — Long Branch! Herrlich am Strande von New-Jersey gelegen und berühmt durch seinen Wellenschlag, hat es dieses Jahr den Preis unter den amerikanischen Bädern davon getragen. Sogar Saratoga mit seiner gepriesenen Congreßquelle und seiner fashionablen Langweile hat es den Rang abgelaufen. In Saratoga konnte noch im vorigen Jahre die berühmte „griechische Krümmung" erfunden und zum Modedogma erhoben werden (man schrieb diese Erfindung dem unvorsichtigen Gebrauch der oben genannten Quelle seitens einer der regierenden Schönheiten und der eigenthümlichen Haltung zu, in welcher man sie nach ihrem Hôtel flüchten sah), — diesen Sommer hätte man darin, selbst von der Milesischen Venus zur Schau getragen, nichts als ein Cursymptom erblickt. Die Augen der eleganten Welt waren auf Long Branch gerichtet, und nur wer dort seinen Hochsommer todtgeschlagen, tritt die Newyorker und Washingtoner Wintersaison als ganz comme il faut an. Die Amerikaner sind Vergötterer des Erfolges. Mit den Männern des Tages wird von ihren Anhängern ein vorübergehender, aber leidenschaftlicher Cultus getrieben. Man wußte, daß General Grant nebst seiner Familie und verschiedenen Würdenträgern für einige Sommertage Long Branch aufsuchen würde. Dies hatte genügt, das Eintreffen des Ver. Staaten-Dampfers, der das Haupt der Republik an der Küste von New-Jersey landete, zu einem Ereigniß zu machen, wie Long Branch es noch nicht erlebt. Das ist nicht sehr republikanisch, aber es ist wahr. Auch schweigsame Präsidenten und Präsidenten-Frauen, denen nirgends wohler ist, als in ihrer zurückgezogenen Häuslichkeit, müssen das große Schaugeschäft mitmachen! Sie mußten sich auch dieses Mal gefallen lassen, den Mittelpunkt der leersten und hohlsten Geselligkeit zu bilden, die zu erdenken ist, und durch ihre Ankunft die Saison von Long Branch — den eitelsten Markt der Eitelkeiten, um mit Thackeray zu reden — auf ihren Höhepunkt zu heben. Und doch steht General Grant als Mann der Gesellschaft auf einem verlornen Posten; doch ist Frau Grant, in Erwartung eines Ereignisses, welches bei dem vorgeschrittenen Alter der meisten amerikanischen Präsidenten im Weißen Hause zu den äußersten Seltenheiten gehört, gerade jetzt durchaus ungeeignet, Bälle und sonstige Festivitäten zu verherrlichen. Aber was thut dies? Ein Mann von der Stellung Grant's ist in einem amerikanischen Modebade der gesellschaftliche Schuldner eines Jeden und

einer Jeden, welche wie er dieſes Bad bezahlen können; und es weiß, wer die amerikaniſche Geſellſchaft kennt, daß eine Armee von Shylocks eher auf ihre Blutſcheine verzichten würde, als die Löwen und Löwinnen öſtlicher Großſtädte auf ihr Anrecht an ſociale oder politiſche Größen. Und ſo hat denn auch Herr Grant ſeinen Schein an die lächelnden, von den modernſten Parfums duftenden und diamantenſtrahlenden Shylocks von Long Branch zahlen müſſen. Keine Porzia erſchien, um ihn zu retten. Ja, der Eroberer von Vicksburg mußte ſogar tanzen — es gab keine Rettung, der Rieſenball im Staiſon-Hauſe, die „Glanzaffaire der ganzen Saiſon", ihm zu Ehren veranſtaltet, forderte ſein Opfer und empfing das geforderte. Es iſt bekannt, daß General Grant eine nichts weniger als gebietende Figur in der Quadrille vorſtellt. Quarrées ſind ihm jedenfalls vertrauter. Dennoch fügte er ſich in das Verhängniß, reſignirte für den „Grand and Grant Ball"-Abend auf die bereits hiſtoriſch gewordene Havanna und führte ſogar die Eröffnungsquadrille an. Neben ihm glänzten in derſelben Sherman und Sheridan, wodurch die ganze Feierlichkeit etwas Militairiſches erhielt, und nicht ohne Bedeutung war es, daß die Promenadenmuſik in den Pauſen den Soldatenchor aus Fauſt und ihrer großherzoglich Offenbach'ſchen Hoheit le sabre de mon père ſpielte. In der Eröffnungsquadrille excellirten Grant und Sherman durch die ununterbrochene Reihe von Fehlern, die ſie machten, während Sheridan als guter Cavalleriſt auch ein guter Tänzer, bald zum tanzenden Löwen des Abends wurde. Frau Grant, eine ſtattliche, trotz eines ſchielenden Auges mild blickende und durch anſpruchsloſe Anmuth Alles gewinnende Dame, wurde in ihrer Robe von weißer Seide und ihrem Feldblumenſchmuck als die einfachſte und doch diſtinguirteſte Erſcheinung bewundert. In dieſer Einfachheit ſtand ſie ziemlich iſolirt. Ein Ueberfluß von Prachtſtoffen, Federn, Spitzen, Juwelen-Garnituren und allem Koſtbaren, was Menſchenhände bereiten und zuſammenſtellen, um weiblicher Schönheit erhöhte Anziehung zu leihen, blendete das Auge des Beſuchers, wohin es fiel. Es iſt nicht berechnet worden, wie viel Hunderttauſende an jenem Abend in den Hallen des Staiſon-Hauſes zu Long Branch herum promenirten oder im Reigen auf- und niederwirbelten. Eines ſteht feſt, daß die Bezeichnung eines „amerikaniſchen Hofballes", den die Gegner der gegenwärtigen Verhältniſſe ſpottweiſe der vielbeſprochenen und noch mehr beſchriebenen Feſtivität beilegten, allerdings verdient erſcheint, ſo weit der Toilettenpomp, den die ſchönere Hälfte der Geſellſchaft daſelbſt entfaltete, in Betracht kommt. Im Uebrigen bieten ſich blutwenig Anknüpfungspunkte, den forcirten Vergleich durchzuführen. Statt goldbedeckter und ordenbeſäter Uniformen — ſchwarze Geſellſchaftsanzüge; ſtatt eines pomphaft inſtrumentirten Partant pour la Syrie —, das mit allem Uebermuth eines Ballorcheſters geſpielte „le sabre de mon père"; ſtatt einer Tournée der höchſten Herrſchaften durch die ſich verbeugenden, in Reih und Glied rangirten Gäſte — eine perſönliche Vorſtellung, deren jede mit Händeſchütteln eröffnet und mit Händeſchütteln beſchloſſen wird, und endlich an Stelle eines in goldner Wiege gebornen Kronenträgers — ein Mann dem Schooße des Volkes entſproſſen und von dieſem Volke für vier Jahre zu ſeinem erſten Beamten ernannt: das Alles ſieht wahrlich nicht nach einem der modernen Tuilerienbälle aus, ebenſowenig aber nach einem der einſtigen Elyſée-Feſte, welche die Vorläufer jener waren.

Pariſer Monats-Chronik.

Paris, September 1869.

E. t. m.

Paris iſt zur Zeit außerordentlich langweilig, und ich bitte gleich hier in der zweiten Zeile den freundlichen Leſer, meine heutige, übrigens nur kurze Chronik noch milder als ſonſt zu beurtheilen, denn es iſt wirklich nicht meine Schuld, daß hier einerſeits ſo gut wie nichts Amüſantes und Erzählenswerthes paſſirt, und daß ſich andererſeits die gedrückte Stimmung, die uns ſeit Monaten beläſtigt, noch immer nicht gehoben hat, trotz Amneſtie, trotz Säcularfeier, trotz Senatus-Conſult und was der ſchönen Dinge mehr ſind, mit denen man uns hier in jüngſter Zeit bedacht hat. Der Grund von all' dieſem Mißbehagen, dieſem Gefühl von Unſicherheit und Beſorgniß, deſſen wir uns mit dem beſten Willen nicht erwehren können, liegt in den zwei Worten: Der Kaiſer iſt krank, oder, wenn man lieber will, in den drei Buchſtaben: E. t. m., die aber daſſelbe bedeuten und die auch in meinem Notizbuch diesmal obenan ſtehen.

In der letzten Hälfte des Auguſtmonates wurde nämlich das geſammte pariſer Telegraphenperſonal auf folgende ſeltſame Discretionsprobe geſtellt: Die meiſten der vielen tauſend Privatdepeſchen, die täglich nach allen Richtungen in die Departements wie in's Ausland expedirt wurden, enthielten am Schluß die drei obigen Buchſtaben E. t. m., welche die Beamten anfangs ſorglos annahmen, bis ſie die Bedeutung derſelben erfuhren: „Empereur toujours malade." Da wurde die Verlegenheit groß, denn es handelte ſich um die Rechtsfrage, ob jene drei Buchſtaben in die Kategorie des Staatsgefährlichen und mithin des Verbotenen in Bezug auf die Depeſchenexpedition fielen oder nicht, ob man ſie alſo paſſiren laſſen könne oder unterdrücken müſſe. Leider war Monſieur Devienne, der Nachfolger Troplong's auf dem Präſidentenſtuhle des Appelhofes, dergeſtalt mit der Abfaſſung ſeines Berichtes über den Senatus-Conſult beſchäftigt — einen ganzen Vormittag ſchwebte z. B. Paris und Frankreich in angſtvoller Ungewißheit, ob es heißen würde: Senat und Geſetzgebender Körper wären verpflichtet, die Erklärungen der Miniſter entgegenzunehmen, lort qu'ils le demandent oder toutes les fois qu'ils le demandent .... ſo ſuper-ſubtil unterſchied Monſieur Devienne und vergaß darüber Eſſen und Trinken; man wagte alſo, wie geſagt, nicht, ihn wegen der drei Buchſtaben zu conſultiren, und da man im vorliegenden Falle, wo doch gewiſſermaßen die Wohlfahrt des Kaiſerreiches und der napoleoniſchen Dynaſtie in Frage ſtanden, nicht vorſichtig genug ſein konnte, ſo unterdrückte man das gefährliche große E und die beiden anderen Conſonanten, und das „Journal officiel" meldete zu derſelben Zeit, „daß das leichte rheumatiſche Unwohlſein des Kaiſers ſo gut wie gehoben ſei und daß Sr. Majeſtät ſich ſo geſund und munter fühlten wie immer."

Das Schlimme bei der Sache war nur, daß der Kaiſer trotz alledem krank blieb und daß die drei fatalen Buchſtaben noch heute am 10. September

dieſelbe Geltung haben wie vor vier Wochen. Der hintere Flügel im Schloſſe von Saint-Cloud, der nach den ſchönen, bewaldeten Höhen von Meudon hinausliegt, iſt ſtill und öde; man würde ihn für unbewohnt halten, wenn man nicht in den Corridors die leiſe auftretenden Lakaien und in dem großen Vorſaal mit dem prächtigen Moſaikparquet, der unter Louis Philipp gelegt wurde, die Wache haltenden Centgarden ſähe: in dem grünen Cabinet neben der Bibliothek liegt auf einer Chaiſe longue und in einem Schlafrock von dunkler Seide ein kranker Mann, der nach dem Urtheil Aller, die ihn vor nur ſechs Monaten geſehen, auffallend gealtert hat; zwei Kammerdiener in Schwarz ſchieben behutſam das Ruhebett bis dicht vor die offene Glasthür, von wo eine Treppe nach dem Garten hinunterführt, der gerade in dieſer Gegend am ſorgfältigſten gepflegt und am reichſten geſchmückt iſt. Die Geranienbeete bilden rothe, geſtickte Teppiche in allen Schattirungen, die durch die Einfaſſung von glänzend dunkelgrünem Epheu nur noch lebendiger hervortreten, und in den Granatbäumen, die in blitzenden Bronzekübeln auf dem ſammtgeſchorenen Raſen ſtehen, leuchten die Blumen wie kleine Flammen. Im Hintergrunde liegt wie ein Gebirge der Wald. Der Kaiſer, denn der kranke Mann iſt Niemand Anderes als er, erhebt ſich mühſam und von den ängſtlichen Dienern ſorgfältig unterſtützt; er tritt auf den freien Platz vor der Treppe, wo er ſich auf eine andere Chaiſe-longue niederläßt, und geht endlich die Treppe ſelbſt hinab, um in einem dritten Seſſel auszuruhen. Dies bedeutet alsdann den „Morgenſpaziergang", den S. Majeſtät nach dem „Journal officiel" „in beſtem Wohlſein" gemacht haben. Aber man glaubte es nicht, denn in derſelben Stunde gingen die Depeſchen tauſendfach durch ganz Frankreich: E. t. m.

Die Lakaien ziehen ſich hierauf zurück, doch jedes Winks gewärtig, und nun ſitzt er dort ſtill und allein, denn die Kaiſerin iſt noch mit dem kaiſerlichen Prinzen auf ihrer Reiſe im Süden und die lange Façade ihrer Zimmer iſt durch lichtgrüne Jalouſien geſchloſſen. Die milde Sommerluft ſpielt in den Blättern und Blumen, die Sonnenſtrahlen werfen rothe Funken durch das Laub, blendende Falter gaukeln vorüber, auf dem ganzen Garten liegt es wie Sonntagsruhe, ſo friedlich und ſchön, aber der Mann dort im Seſſel iſt krank und ſtill und allein. Allein! Die Bedeutung dieſes Wortes ſcheint ihn am meiſten zu drücken .... allein!

„.... Mir graut vor dem Gedanken,
Auf einem Thron allein zu ſein."

Wie er ſo daſitzt mit dem bleichen, leidenden Antlitz und ſo alt, ſo alt geworden, daß man ihn für einen hohen Siebziger halten möchte, erregt er faſt unſer Mitleid, und ein Mitleid erregender Monarch iſt vielleicht eine der traurigſten Erſcheinungen in der Weltgeſchichte. Das Einſt und das Jetzt bilden in dem Leben dieſes doch immerhin außerordentlichen Mannes einen ſo ſchneidenden, ſo gewaltigen Contraſt, daß auch ein noch ſtärkerer Wille als der ſeinige wol darunter zuſammenbrechen könnte. Die meiſten ſeiner Getreuen, die ihm zuerſt auf ſeine glänzende Höhe hinaufgeholfen und denen er es dann nicht minder glänzend lohnte, ſind dahin; ſie ſind ihm vorangegangen in die Ewigkeit und haben ihn allein zurückgelaſſen, von Saint-Arnaud an, der längſt vergeſſen iſt, bis zu Niel, der vor wenig Wochen beſtattet wurde, Morny, Billault, Walewski, Troplong und ſo viele Andere, Alle, Alle dahin, und mit ihnen die alte Zeit, die ihn, vielfach mit Recht, als Retter der Geſellſchaft pries. Das neue, herangewachſene Geſchlecht iſt

ihm feindlich gesinnt und entfaltet die Schwingen zu freiem, selbstständigem Flug; er fühlt es wol, und was man noch vor zehn Jahren als eine Fabel verlacht haben würde, ist wahr geworden: er hat nachgegeben und einen Theil seines Hoheitsrechtes geopfert, um die wild und wilder gehenden Wogen der Volksmißstimmung, die sich nicht mehr wie sonst ohnmächtig an der Marmorschwelle seiner Tuilerien brachen, sondern dieselben zu überfluthen drohten, zu beschwichtigen .... ob mit Erfolg, wird die Zeit lehren, und vielleicht schon die nächste.

Sogar die großen Massen, die doch sonst zu ihm hielten, weil er sie, nach Art der alten Cäsaren, mit dem bunten und lärmenden panem et circenses beschwichtigte, sind ihm untreu geworden; sie amüsiren sich allerdings und drängen sich in die Theater und Arenen, die ihnen die kaiserliche Munificenz am Napoleonstage gratis öffnet, rufen auch ein hunderttausendfältiges Ach! in das verpuffende Feuerwerk, aber sie danken es ihm nicht mehr wie sonst, sondern nehmen es im Gegentheil hin, wie Etwas, das man ihnen von Gott und Rechtswegen schuldig ist. Und deshalb verfehlte auch die napoleonische Säcularfeier als solche ihren Zweck, und es wäre vielleicht gerathener und, in Bezug auf die augenblicklich in Frankreich herrschende politische Stimmung, jedenfalls geschickter gewesen, die Manen des großen Todten nicht heraufzubeschwören. Als nun gar durch ein Unglück an der Gasleitung die vergoldete Kuppel des Invalidendomes, von der ich bereits in meiner letzten Chronik sprach, unbeleuchtet blieb, wollte man in diesem zufälligen Umstande ein böses Omen für die Zukunft sehen, dessen Erfüllung mit der Krankheit des Kaisers begann, der nicht einmal nach Chalons in's Lager reisen konnte, sondern in seinem Lehnstuhl liegen bleiben mußte ... E. t. m.

So trat denn der blutige Schatten des ersten Kaisers wieder in das Dunkel zurück und die letzten Kanonenschüsse von den Wällen des Invalidenhôtels, die das Ende des Festes anzeigten, klangen trüb und dumpf über die Weltstadt hin, wie wenn sie das Ende der neuen kaiserlichen Aera verkünden wollten.

Ich darf indeß das Bild auch nicht mit allzu düsteren Farben malen; ich constatire nur, daß die kaiserliche Regierung mit der Säcularfeier gerade das Gegentheil von Dem erreicht hat, was sie im Grunde bezweckte, obwol diese Täuschung auch wieder das Gute gehabt hat, ihr in dieser Beziehung, wie in so vielen sonstigen, die Augen zu öffnen.

Die Welt ist eine andere geworden und die Meinungen, wie die Ideen der Menschen haben gewechselt. Der Einzelne, und wäre er noch so groß, steht zurück vor der Gesammtheit, ja, er ist eben nur wahrhaft groß, insofern er für diese segens- und erfolgreich gewirkt und gestrebt hat. Und wie klar und überzeugend tritt dies hervor an solchen hundertjährigen Marksteinen, welche die Völker ihren bedeutenden Geistern setzen. Wie rein und erhebend, so der Ruhm wie das Gedächtniß der unsterblichen Männer in Kunst und Wissenschaft, und wie schön zugleich der Gedanke, daß sie in ewiger Jugend unter uns wandeln und den kommenden Geschlechtern voranleuchten. Drei Männer des Friedens wurden mit dem Manne des Krieges in einem und demselben Jahre geboren, und während das Andenken an Diesen nach einem Säculum sich wie ein Komet tiefer und tiefer dem Horizont zuneigt, steigt das Andenken an Jene höher und höher wie ein heller Stern.

Der Erste von ihnen war Cuvier, eigentlich ein Deutscher, denn seine

Geburtsſtadt Mömpelgard gehörte damals noch zu Württemberg, und der junge Cuvier war i. J. 1785 ein Eleve der Karlsakademie, wie zehn Jahre vor ihm Friedrich Schiller. Und auch ſpäter, als er längſt in Frankreich zu hohen Ehren geſtiegen war, blieb er mit deutſcher Sprache und deutſcher Sitte vertraut und erinnerte ſich gern ſeiner Jugendjahre auf deutſcher Erde.

Der Zweite war Thorwaldſen, den man mit Recht, wenigſtens in Bezug auf die Vielſeitigkeit ſeines künſtleriſchen Schaffens, den größten Bildhauer ſeiner Zeit nannte. Seine zwölf Apoſtel, mit dem ſegnenden Chriſtus in der Mitte, haben ſeinen Namen durch ganz Europa getragen.

Der Dritte war Alexander von Humboldt, an Ruhm, der über alle Meere bis in die entlegenſten Länder der Erde zog, vielleicht der Erſte von ihnen, und den ich lieber einen Geiſterkönig nennen möchte, wie Goethe, als den Napoleon der Wiſſenſchaft, wie ich es ſo oft gehört habe. Laſſen wir Napoleon ſchlafen bei ſeinen Invaliden und bedienen wir uns ſeines Namens nicht, um den berühmteſten deutſchen Mann unſeres Jahrhunderts zu bezeichnen. Der Erbe Alexander von Humboldt's iſt die geſammte deutſche Nation, die gerade an ſeinem hundertſten Geburtstage ſo zukunftsgroß und weltbedeutend daſteht, wie er ſie in ſeinem Leben nie geſehen, und ſein Werk wird ſich mit jeder Generation wie ein wuchernder Schatz reicher und reicher entwickeln; — der Erbe Napoleon's dagegen iſt jener kranke, bleiche Mann, den ich oben geſchildert und der das Werk ſeines Vorfahren kleiner und kleiner werden ſieht, als ſollte es mit ſeinem Tode erlöſchen .... E. t. m.

Im Rauchzimmer.

Es versteht sich von selbst, daß ich, einmal unterwegs, mich rasch entschloß, meine Schritte gen Hamburg zu lenken. Denn Hamburg ist in diesem Augenblick Mode. Man glaubt gar nicht, welchen Einfluß das auf die Einbildungskraft des Reisenden ausübt. Alle Welt will Hamburg sehen oder wiedersehen. Sind es die Blumen, die Hamburg so berühmt gemacht? frage ich mich. Einerlei, ich hätte auf keinen Fall nach Hause kommen mögen, ohne sagen zu können: anch' io; auch ich bin dort gewesen! Ich bin ein alter Bekannter von Hamburg, ich liebe Hamburg, es erweckt in mir die angenehme Vorstellung von Austernfrühstücken in den Monaten mit einem „r", ausgezeichneten Fischen im Winter, herrlichen Früchten im Sommer und unvergleichlichen Diners „all the year round." An dem Fenster eines Zimmers im „Kronprinzen" (vier Treppen hoch, ich bin ein bescheidener Mann, wie man sieht) zu sitzen, um Kaffee zu trinken, eine Cigarre zu rauchen und das Alsterbassin anzusehen, gehört zu meinen Hauptvergnügungen in Hamburg. Allein Hamburg hat sich verändert. Mein erster Gedanke nach einem ganzen Tag im Coupé, nur durch einige Tassen sogenannten Kaffees und mehrere mißlungene Beefsteaks unterbrochen, war: mich in Hamburg mit einem ausgesuchten souper-dinatoire zu bewirthen. Das Menü war fertig, als unser Zug in den Bahnhof einlief; nun aber sollte ich begreifen lernen, was es heißt: die Rechnung machen ohne den Wirth. Schon auf der Fahrt, je mehr wir uns Hamburg näherten, hatte ich bedrohliche Dinge sagen hören von hohen Gasthofspreisen und verzweifelnten Fremdlingen, die nicht wußten, wohin das Haupt legen. Mit dem Leichtsinn, der uns auf Reisen charakterisirt, hatte ich mir gedacht: „was kann da sein?" und auf meine Freundschaft mit dem Oberkellner des Kronprinzen bauend, stieg meine Phantasie bereits die bewußten vier Treppen hinan. Es war später Abend; die Lichter rund um das Bassin schimmerten in alter Pracht, die Sterne am Himmel thaten desgleichen und mein Cabriolet hielt vor der gastlichen Pforte des mehrerwähnten „Kronprinzen". „Aber mit dem Donnerworte ward ihm aufgethan!" ꝛc. ꝛc. Das Donnerwort des Kronprinzen wiederholte sich den Jungfernstieg hinauf, herunter, und setzte sich durch mehrere Seitengassen fort, bis ich gegen Mitternacht die Satisfaction hatte, in irgend einem Hinterzimmer unterzukommen, von dessen Existenz ich bis dahin keine Ahnung gehabt, bei guten Leuten, die zwar aus der Gastfreundschaft kein Gewerbe machen, sie sich aber gleichwohl nicht übel bezahlen lassen. Das Morgenroth sah mich schon wieder in der Nähe des Gewässers, nicht gerade, um mich hineinzustürzen, aber doch auch nicht viel besser. Es war ein erhebendes Schauspiel, den jungen Tag auf dem klaren Spiegel des Alsterbassins spielen zu sehen; aber deswegen kommt man nicht nach Hamburg. Die Hallen und Arkaden rings waren noch geschlossen; Nichts störte die tiefe Einsamkeit dieser feierlichen Stunden, außer etwa einem Milchmann oder einem Hundewagen. Endlich, beleuchtet von dem ersten Strahl der aufgehenden Sonne — wen sah ich die Brücke herauf-

kommen, wen anders, als meinen Freund und Collegen vom „Kladderadatsch?“ Welch ein rührendes Begegnen, als „Kladderadatsch“ und „Salon“ dort oben, auf den Höhen des Alsterdammes sich brüderlich begrüßten! Auch er war, gleich mir und Bürger's Leonore, „um's Morgenroth gefahren“, nicht sowol aus bangen Träumen, als aus einem der zahmsten und lahmsten Federsäcke, auf denen jemals ein Gerechter geruht. „Der härteste Sünder würde weich geworden sein auf diesem Bette!“ rief er. — „Wie schade“, sagte ich, „daß wir nicht compensiren konnten. Das meine war von einer solchen Härte, daß der sanfteste Charakter sich darauf in Stein verwandelt hätte!“ — Wenn wir nun wie Karl Vogt gewesen wären, so würden wir den Staub von unseren Füßen geschüttelt und dieser schnöden Hansastadt den Rücken gekehrt haben. Allein Schriftsteller sind bescheidene Menschen und wir blieben, machten noch einige Touren um die Binnenalster, erwarteten mit Geduld den Augenblick, wo die Thür eines Kaffeehauses sich öffnete, und die Stühle, die bisher auf den Tischen gestanden hatten, vor die Tische gesetzt wurden, nahmen, mit Erlaubniß des Kellners, Platz und da mir das Vergnügen nicht zu Theil werden konnte, das Alsterbassin vom Kronprinzen aus zu betrachten, so betrachtete ich, um mich dafür zu entschädigen, den Kronprinzen vom Alsterbassin aus.

Mit einem Worte: Hamburg ist auf einem falschen Wege. Es droht, poetisch zu werden. Man spricht nicht mehr von Roastbeef, sondern nur noch von Rosen; und wenn das Wort nicht so uralt und in allen Berichten über die Gartenbauausstellung, die ich bisher gelesen, wenigstens einmal vorgekommen wäre, so würde ich sagen: „man wandelt nicht ungestraft unter Palmen.“ Ich will es daher lieber nicht sagen. Aber soviel muß doch Jeder zugeben, ob er nur auf einem harten oder einem weichen Bett oder gar nicht geschlafen hat: daß die Gartenbauausstellung selber ganz wundervoll ist. Ich würde sie wahrscheinlich auch von ganzem Herzen genossen haben, wenn mir nicht das Glück beschieden worden wäre, sie in Gesellschaft einiger eben so liebenswürdigen als unermüdlichen Damen zu besuchen. Ihre Liebenswürdigkeit verhinderte mich, für etwas Anderes Sinn zu haben, als das Brillantfeuer ihrer Augen und Gespräche, und ihre Unermüdlichkeit begnügte sich nicht damit, unter den Palmen zu wandeln, von denen Goethe gesprochen, sondern sie verschafften mir auch die Bekanntschaft der Gurken und eingemachten Spargel, die ich lieber auf einem schöngedeckten Tisch in der Nähe des Jungfernstiegs, als hier in den Conservebüchsen gesehen hätte. Doch so sind nun einmal die Damen; gründlich. Einen wahren Trost gewährte mir's (und auch den Damen schien es nicht unangenehm zu sein), als wir in die Nähe der berühmten Firma von Reese und Wichmann kamen. Diese wackere Chokoladehandlung hatte nämlich nicht nur ihre famosen Bonbonièren und Confituren exhibirt: sie reichte davon, als barmherziger Samariter, auch jedem Hungrigen und Müden, der vorüberging. Noblesse oblige! Was kann der „Salon“ anders als mit dem Hute in der Hand dafür danken, daß Reese und Wichmann ihn bereits in ihre Miniatur-Bibliothek deutscher Classiker aufgenommen haben? Kauft Euch den „Salon“ in dieser Ausgabe, ihr Alle, die ihr gute Chokolade liebt! Der Inhalt wird Euch auf der Zunge schmelzen; er ist die Quintessenz von Allem, was süß und zart und piquant ist. Ich meine natürlich nicht den „Salon“, sondern die Chokolade.

Der schönste Platz in der Gartenbauausstellung ist der Hügel mit dem Actienbier-Ausschank, wiewol ich gegen die Schweizerei mit dem Bieraus-

schank von Dreher in Wien Nichts einzuwenden habe. Dort hat man den Anblick auf ein Panorama, welches nicht herrlicher, nicht mannigfaltiger, nicht malerischer gedacht werden kann. Unter sich zur Linken sieht man den Hafen mit den Masten und Segeln und Schiffen; und zur Rechten schweift das Auge über diesen lieblichen Wechsel von sanften Anhöhen und weiten Wiesenflächen, welche der Architekt dieser lichten und luftigen Hallen für Flora's Kinder mit so bewunderungswürdigem Geschick für seine künstlerischen Pläne zu verwerthen wußte. Die berühmten Gründe des Krystallpalastes von Sydenham bieten dem Beschauer kaum etwas Aehnliches; denn dort fehlt das belebte Wasser, fehlen die pittoresken Umgebungen des Hafenthors, der Vorstadt, die Farben und Bewegungung der Straßen, die man von hier aus erblickt, ohne daß ihr Lärm uns erreicht. Es ist eines der anmuthigsten Landschaftsbilder, mit so viel Grün und Wasser und köstlichen Bäumen, als man sich nur wünschen mag; mit Gondeln und zierlichen Brücken, die sich phantastisch von Hügel zu Hügel spannen, mit Blumenduft und Erdgeruch, mit Fahnen und Musik und fröhlichen Menschen — und dort oben zu sitzen und zu träumen (meinetwegen auch ein Glas Bier zu trinken) ist ein Genuß, wie man ihn selten hat. Allein meine Damen ließen mich nicht sitzen, das war es ja eben.

Daß die Blumen so rasch verblühen! Heute schreibe ich noch „ist", und wenn das Blatt gedruckt, wird man sagen „war". Dann sind alle die schönen Brautkränze welk und alle die Ballbouquets Heu geworden; nur die Gurken und die eingemachten Spargel werden sich gehalten haben. Das ist das Loos des Schönen auf der Erde! Doch es wäre schade, wollten die Väter der Stadt Hamburg dieses Werk zerstören, welches über Nacht gleich einer Fata Morgana an den Ufern „der schönen gelben Elbe" emporgewachsen ist. Man sollte diesen Park conserviren. Man spricht davon, ihn — anknüpfend an die Feier des Monats — als Humboldt-Park zu erhalten. Man würde das, was temporär ist, entfernen; das, was das Schönste ist, wird bleiben: die Landschaft. Zwar ist es seit den Tagen von Jonah's Kürbislaube das Loos der Gärtner gewesen, ihre Schöpfungen den Tag nicht überleben zu sehen; diese wäre wol einer längeren Dauer würdig; und Alles in Allem, wiewol die Gärtner es gewesen, die Karl Vogt aus Hamburg vertrieben und uns das Bleiben einigermaßen erschwert haben, wollen wir doch in den (allerdings etwas zweideutigen) Trost einstimmen, den wir auf ihrem Katalog gefunden:

„Wie sauer wär' der edle Wein,
Thät nicht der Gärtner Zucker drein!"

Saurer Wein mit Zucker — 's ist auch eine Manier, ihn zu trinken!

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google